

EIN ERHOFFTES WIEDERSEHEN.



# EIN ERHOFFTES WIEDERSEHEN

JOHANN PETER HEBELS KALENDERGESCHICHTEN NACH DEN DOKUMENTEN DES  
*BADISCHEN LANDKALENDERS* UND DES *RHEINLÄNDISCHEN HAUSFREUNDES*.  
1803-1819.

von der Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften  
des Karlsruher Instituts für Technologie (KIT)  
angenommene

DISSERTATION

zur Erlangung des akademischen Grades eines

DOKTOR DER PHILOSOPHIE  
(Dr. phil.)

vorgelegt von  
CLAUDIA KALTOFEN

aus  
BURG

1. Gutachter: Prof. Dr. Jan Knopf
2. Gutachter: Prof. Dr. Hansgeorg Schmidt-Bergmann

Tag der mündlichen Prüfung: 14. Juli 2010



Für meine Schwester Janine in Dankbarkeit.



## VORWORT

Johann Peter Hebel war ein Freund des Dankens, viele seiner Kalendergeschichten erzählen von Dankbarkeit, von Wohltaten und ihren Empfängern oder auch einem wohlthätigen Benehmen gegenüber Anderen.

Auch die Verfasserin der folgenden Arbeit sieht sich an dieser Stelle zum Dank verpflichtet, da ohne die Hilfe verschiedener Personen und Institutionen die vorliegende Arbeit niemals zum Abschluss gebracht worden wäre.

Prof. Dr. Jan Knopf hat das Projekt von seinen Anfängen an betreut und durch wertvolle Hinweise und Quellenverweise vorangebracht. Die *Literarische Gesellschaft* in Karlsruhe, unter der Leitung des 2. Gutachters, Prof. Dr. Hans-Georg Schmidt-Bergmann, trug durch finanzielle und ideelle Unterstützung zu einem Gelingen der Dissertation bei.

Das *Generallandesarchiv Karlsruhe*, die *Universitätsbibliothek Heidelberg* und die *Badische Landesbibliothek* halfen bereitwillig bei der Quellensuche. Gesondert sei hier auch dem *Museum am Burghof* in Lörrach gedankt, welches durch freundliche Beratung und Bereitstellung von Quellen von unschätzbarem Wert war. Die Firma 1&1 übernahm den Druck der Dissertation – auch hier ein herzliches Dankeschön.

Gleichzeitig danke ich meinen Freunden, die mir viele gute Ratschläge gegeben und mich reichlich unterstützt haben.

Ohne die ideelle und materielle Unterstützung meiner Eltern, Erdmute und Bernd Kaltoven sowie meines Lebensgefährten Jan Opitz, hätte diese Arbeit gar nicht erst in Angriff genommen werden können.

Ihnen allen vielen herzlichen Dank!





<b>INHALT</b>	
<b>1</b>	<b>EINFÜHRUNG.....1</b>
1.1	PROBLEMEXPOSITION UND BEDEUTUNG DES THEMAS FÜR DIE FORSCHUNG.....1
1.2	VORGEHENSWEISE UND METHODIK DER ARBEIT.....6
<b>2</b>	<b>MEDIUM KALENDER.....9</b>
2.1	GESCHICHTE DER ZEITRECHNUNG..... 10
2.1.1	Grundlagen der periodischen Zeitrechnung.....10
2.1.2	Römischer Kalender und Julianische Kalenderreform..... 12
2.1.3	Gregorianische Kalenderreform.....16
2.2	ÜBERBLICK ÜBER DEN DEUTSCHEN KALENDERDRUCK.....19
2.2.1	Die ältesten deutschen Kalenderdrucke.....19
2.2.2	Regiomontan, Colerus und Knauer.....22
2.2.3	Kalendersteller und Hausväterliteratur.....26
2.2.4	Bauernkalender.....29
2.2.5	Historischer Kalender.....30
2.2.6	Hinkende Boten.....33
2.2.7	Kalender der Aufklärung.....37
2.2.8	Volkskalender im 19. Jahrhundert.....41
2.3	INHALTE DER KALENDER.....45
2.3.1	Ordentliche Abwechslung.....45
2.3.2	Practica und Kalender.....49
2.3.3	Kalendermedizin.....58
<b>3</b>	<b>KALENDERWESEN IN BADEN.....65</b>
3.1	ENTWICKLUNG DES KALENDERWESENS IN BADEN.....65
3.1.1	Kalenderdruck in Karlsruhe.....65
3.1.2	Vertrieb und Verbreitung des <i>Badischen Landkalenders</i> .....69
3.2	VOM <i>BADISCHEN LANDKALENDER</i> ZUM <i>RHEINLÄNDISCHEN HAUSFREUND</i> .....76
3.2.1	Neukonstitution der Kalenderdeputation von 1802-1807.....76
3.2.2	Hebels Mitarbeit am <i>BL</i> und dessen Umgestaltung zum <i>RH</i> .....82
3.3	VERGLEICHENDER BESCHRIEB VON <i>BL</i> UND <i>RH</i> .....92
<b>4</b>	<b>KALENDERGESCHICHTEN IN IHREM MEDIUM.....103</b>
4.1	GATTUNGSFRAGE KALENDERGESCHICHTE.....104
4.1.1	Definition und empirischer Befund.....104
4.1.2	Wichtigste Kennzeichen.....107

4.2	LITERARISIERUNG DES KALENDERS.....	113
4.2.1	Gelehrte Gattungen.....	117
4.2.1.1	<i>Chronik</i> .....	117
4.2.1.2	<i>Legende</i> .....	119
4.2.1.3	<i>Abhandlung und Bericht</i> .....	121
4.2.1.4	<i>Länder-, Reise- und Städtebeschreibung</i> .....	122
4.2.2	Volkstümliche Formen.....	124
4.2.2.1	<i>Apophthegma</i> .....	124
4.2.2.2	<i>Anekdote und ‚Merkwürdigkeiten‘</i> .....	126
4.2.2.3	<i>Moralisierende Erzählungen</i> .....	130
4.2.2.4	<i>Spitzbuben- und Gaunergeschichten</i> .....	131
4.2.2.5	<i>Bauernauklärer und Bauern- bzw. Wetterregeln</i> .....	133
4.2.2.6	<i>Rätsel und Poetische Beiträge</i> .....	135
4.3	KALENDER UND KALENDERGESCHICHTEN.....	136
4.3.1	<i>Ewig-währender Calender</i> von J. J. C. von Grimmelshausen.....	136
4.3.2	<i>Wunder=Geschichten=Kalender</i> von J. C. Beer .....	146
4.3.3	<i>Postbüchel</i> von Abraham a Sancta Clara.....	154
<b>5</b>	<b>KALENDERBEITRÄGE JOHANN PETER HEBELS.....</b>	<b>159</b>
5.1	HEBELS KALENDERBEITRÄGE IM ZEICHEN DER AUFKLÄRUNG.....	161
5.1.1	Hebel als Überwinder der Aufklärung?.....	161
5.1.2	Populär-aufklärerische Zielsetzung der Kalenderarbeit.....	167
5.2	CHARAKTERISTISCHE MERKMALE DER KALENDERGESCHICHTEN.....	176
5.2.1	Figur des Hausfreundes.....	176
5.2.2	Dialogisches – Leser und Hausfreund.....	180
5.2.3	Moralisches.....	185
5.2.4	Historisches.....	192
5.3	SPRACHE UND STIL DER KALENDERGESCHICHTEN.....	198
5.3.1	Einfachheit, Popularität und Sinnlichkeit.....	198
5.3.2	Sprichwortgebrauch.....	202
<b>6</b>	<b>EDITION DER KALENDERBEITRÄGE.....</b>	<b>209</b>
6.1	ASPEKTE UND METHODIK DER EDITION.....	210
6.1.1	Geschichtlichkeit eines literarischen Werkes.....	210
6.1.1.1	<i>Edition als Kristallisationsform</i> .....	210
6.1.1.2	<i>Editionstypen und das Paradigma einer historisch-kritischen Ausgabe</i> .....	212
6.1.2	Textkritische Vorfragen.....	222
6.1.2.1	<i>Authentizität und Erkenntnisinteresse</i> .....	222
6.1.2.2	<i>Autorwille und Autorisation</i> .....	225
6.1.3	Textkonstitution.....	231
6.1.3.1	<i>Textverderbnis und Emendation: Schreibversehen, Druckfehler, Textfehler</i> .....	231

6.1.3.2	<i>Orthographie und Interpunktion: Normierung als Enthistorisierung</i> .....	235
6.1.3.3	<i>Varianzen und Variantenapparat</i> .....	240
6.1.3.4	<i>Zeichenkonventionen</i> .....	245
6.1.4	Texte, Kontexte und Leser: Der Kommentar.....	247
6.2	NEUE EDITIONSPRAXIS DURCH HYPERTEXT-EDITIONEN.....	251
6.2.1	Ein Rückblick: Edition und EDV.....	251
6.2.1.1	<i>Der Computer als Werkzeug</i> .....	252
6.2.1.2	<i>Konsequenzen für die editorische Praxis</i> .....	254
6.2.2	Internet als Medium: Hypermedia.....	257
6.2.2.1	<i>Hypertextualität</i> .....	260
6.2.2.2	<i>Multimedialität</i> .....	264
6.2.2.3	<i>Interaktivität</i> .....	267
6.2.3	Entwicklung von Hypertext-Editionen.....	269
6.2.3.1	<i>Neue Elemente von Hypertext-Editionen</i> .....	269
6.2.3.2	<i>Entwicklung von Standardisierungen bei E-Editionen</i> .....	274
6.2.4	Usability von Webseiten und Hypertext-Editionen.....	277
6.2.4.1	<i>Usability von Webseiten</i> .....	277
6.2.4.2	<i>Analysemodell zur Webseiten-Evaluation</i> .....	280
6.2.4.3	<i>Verfahrensweisen zur Webseiten-Evaluation</i> .....	289
6.2.5	Erweiterungen der Literaturwissenschaft durch Hypertext-Editionen.....	299
6.2.5.1	<i>Interdisziplinärer und interkultureller Ansatz</i> .....	301
6.2.5.2	<i>Intertextueller Ansatz</i> .....	303
6.2.5.3	<i>Stoffgeschichte und Thematologie</i> .....	305
6.2.5.4	<i>Rezeptions- und wirkungsorientierter Ansatz</i> .....	308
6.2.6	Nachteile von Hypertext-Editionen.....	311
6.2.6.1	<i>Finanzierung der Technik</i> .....	311
6.2.6.2	<i>Technische Inkompetenz und Probleme</i> .....	312
6.2.6.3	<i>Sprachliche Veränderungen</i> .....	313
6.2.6.4	<i>Informationsüberfluss und Wissenschaftlichkeit des Netzes</i> .....	317
6.2.7	Neue Editionspraxis durch Hypertext-Edition.....	319
6.3	HEBELS KALENDERGESCHICHTEN ALS HYPERTEXT-EDITION.....	324
6.3.1	Inhaltliches Konzept der Hypertext-Edition.....	324
6.3.1.1	<i>Über Hebel</i> .....	325
6.3.1.2	<i>Kalendergeschichten</i> .....	327
6.3.1.3	<i>Suchfunktion</i> .....	330
6.3.1.4	<i>Wissensdatenbank</i> .....	332
6.3.1.5	<i>Publikationsplattform</i> .....	333
6.3.2	Visuelles Konzept der Hypertext-Edition.....	334
6.3.2.1	<i>Inhaltsstruktur</i> .....	335
6.3.2.2	<i>Navigationsstruktur</i> .....	336
6.3.2.3	<i>Seitenaufbau und Corporate Design</i> .....	338
6.3.3	Technisches Konzept der Hypertext-Edition.....	344
6.3.3.1	<i>Serverausstattung</i> .....	346

6.3.3.2	<i>Content Management Systeme</i> .....	344
6.3.4	Erstellung der Hypertext-Edition mittels <i>Joomla! &amp; Server2go</i> .....	350
<b>7</b>	<b>EDITION DER KALENDERBEITRÄGE JOHANN PETER HEBELS</b> .....	<b>355</b>
7.1	BADENSCHER LANDKALENDER AUF DAS JAHR 1803.....	355
1	Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande.....	356
2	Ein Merkwürdiges Rechnungsexempel.....	357
3	Von den Prozessionsraupen.....	358
4	Über die Verbreitung der Pflanzen.....	359
5	Von den Schlangen.....	361
7.2	BADISCHER LANDKALENDER AUF DAS JAHR 1804.....	367
6	Was ist schlimmer – Geiz oder Verschwendung?.....	368
7	Kindesdank und Undank.....	368
8	Das wohlfeile Mittagessen.....	369
9	Volkslied.....	370
10	Auflösung der Rechnungsaufgabe vom vorigen Jahr, und eine neue dazu.....	371
11	Abendlied.....	372
12	Grabschrift.....	373
13	Friedens- und Gesellschafts-Lied.....	373
7.3	BADISCHER LANDKALENDER AUF DAS JAHR 1805.....	375
14	Auflösung des zweiten Rechnungsexempels.....	376
15	Neue Aufgaben.....	376
16	Mancherley gute lehren.....	377
17	Abendlied im Sommer.....	378
18	Guter Rath.....	379
19	Zwey Erzählungen.....	381
20	Der Ochsenmüller.....	382
21	Der Mensch in Kälte und Hitze.....	383
7.4	BADISCHER LANDKALENDER AUF DAS JAHR 1806.....	387
22	Lied für Unterthanen.....	388
23	Mancherley Regen.....	389
24	Auflösung der Rechnungs-Exempel des vorigen Jahres.....	392
25	Zwei Erzählungen.....	393
26	Nützliche Lehren.....	394
27	Die Spinnen.....	395
7.5	BADISCHER LANDKALENDER AUF DAS JAHR 1807.....	399
28	Der schlaue Husar.....	400
29	Lied.....	401
30	Abendlied wenn man aus dem Wirthshaus heimgeht.....	402
31	Der Maulwurf.....	403
32	Der Zahnarzt.....	405
33	Nützliche Lehren. (Fortsetzung vom vorigen Jahr.).....	406

7.6	NEUER CALENDER AUF DAS SCHALTJAHR 1808.....	409
34	Betrachtungen über das Weltgebäude. (Fortsetzung.).....	410
35	Warme Winter.....	413
36	Das wohlbezahlte Gespenst.....	414
37	Der vorsichtige Träumer.....	415
38	Erstes Räthsel.....	416
39	Große Schneeballen.....	416
40	Vorbereitung des Getraides zur Aussaat.....	417
41	Mißverstand.....	418
42	Die Eidexen.....	418
43	Unglück der Stadt Leiden.....	420
44	Zweytes Räthsel.....	421
45	Fliegende Fische.....	422
46	Drittes Räthsel.....	423
47	Schlechter Gewinn.....	423
48	Viertes Räthsel.....	424
49	Der wohlbezahlte Spaßvogel.....	424
50	Eine sonderbare Wirthszeche.....	424
51	Seltsamer Spazierritt.....	425
52	Mittel, die Baum- und Rebpfähle (Rebstecken) dauerhaft zu machen.....	426
53	Drey Wünsche.....	426
54	Der Preussische Krieg.....	428
55	Eine merkwürdige Abbitte.....	430
56	Der große Sanhedrin zu Paris.....	431
57	Der schlaue Pilgrim.....	433
58	Untreue schlägt den eigenen Herrn. (Siehe die nebenstehende Vorstellung.).....	435
59	Fünftes Räthsel.....	437
60	Mittel zu einem ehrlichen Auskommen.....	437
61	Jakob Humbel.....	437
62	Zahlreiche Mordthaten.....	440
63	Sechstes Räthsel.....	440
64	Franz Ignaz Narocki. (Siehe die nebenstehende Abbildung.).....	440
65	Der fechtende Handwerksbursche in Anklam.....	442
66	Mißverstand.....	443
67	Brodlose Kunst.....	444
68	Glück und Unglück.....	445
69	Text für ein zufriednes Leben.....	446
70	Auflösung der Räthsel.....	446
71	Der Commandant und die Badischen Jäger in Hersfeld. (Siehe die nebenstehende Abbildung.).....	446
72	Pieve.....	448
73	Der Preussische Krieg. (Nachtrag.).....	450
7.7	NEUER CALENDER AUF DAS JAHR 1809.....	451
74	Der rheinische Hausfreund spricht mit seinen Landsleuten und Lesern, und wünscht ihnen das neue Jahr.....	452
75	Fortgesetzte Betrachtungen über das Weltgebäude.....	453
79	Große Feuersbrunst.....	460

80	Der Fremdling in Memel.....	461
81	Das seltsame Recept.....	461
82	Einfältiger Mensch in Mayland.....	462
83	Der Barbierjunge von Segringen.....	462
84	Merkwürdige Gespenster-Geschichte.....	463
85	Gute Antwort.....	466
86	Drey Wünsche.....	466
87	Der Husar in Neisse.....	467
88	Was in Wien drauf geht.....	469
89	Ein Wort giebt das andere.....	469
90	Moses Mendelson.....	470
91	Ein Kriegsschiff.....	470
92	Ein theurer Kopf und ein wohlfeiler.....	471
93	Theure Eyer.....	471
94	Die drey Diebe.....	472
95	Suwarov.....	474
96	Klein und Groß.....	474
97	Hohes Alter.....	475
98	Kayser Napoleon und die Obstfrau in Brienne. (Siehe die nebenstehende Abbildung.).....	476
99	Weltbegebenheiten. Folgen des Tilsiter Friedens.....	478
100	Fürchterlicher Kampf eines Menschen mit einem Wolf.....	481
101	Weltbegebenheiten. (Fortsetzung.).....	483
102	Unglück in Kopenhagen.....	486
103	Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers. (Siehe die hiernebenstehende Abbildung.).....	486
104	Der unschuldig Gehenkte.....	490
105	Steinregen.....	490
106	Der Rekrut.....	491
107	Böser Markt. (Siehe die nebenstehende Vorstellung.).....	491
7.8	NEUER CALENDER AUF DAS JAHR 1810.....	495
108	Fortgesetzte Betrachtungen über das Weltgebäude.....	496
109	Der silberne Löffel.....	499
110	Einträglicher Räthselhandel.....	500
111	Des Seilers Antwort.....	502
112	[Der geheilte Patient].....	503
113	Wie der ZundelFrieder und sein Bruder dem rothen Dieter abermal einen Streich spielen.....	505
114	Der kluge Sultan.....	506
115	[Wie man aus Barmherzigkeit rasirt wird].....	506
116	Der Zirkelschmidt.....	507
117	Heimliche Enthauptung. (Mit einer auf der folgenden Seite befindlichen Abbildung.).....	508
118	Der Staar von Segringen.....	510
119	Wie man in den Wald schreit, also schreit es daraus.....	511
120	Die falsche Schätzung.....	511
121	[Das letzte Wort].....	512

122	Gutes Wort, böse That.....	513
123	Der gedultige Mann.....	513
124	Der schlaue Mann.....	514
125	Der Heiner und der Brassenheimer Müller. (Siehe die Abbildung auf der folgenden Seite.).....	514
126	Der falsche Edelstein.....	516
127	Das schlaue Mädchen.....	518
128	Ein gutes Rezept.....	518
129	Vereitelte Rachsucht. (Eine wahre Geschichte.).....	520
130	Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz. (Mit einer Abbildung auf der folgenden Seite.).....	521
131	Das Welschkorn.....	524
132	Wie eine gräuliche Geschichte durch einen gemeinen MetzgerHund ist an das Tageslicht gebracht worden. (Mit einer Abbildung auf der folgenden Seite.).....	526
133	Rothe Dinte zu machen.....	527
134	Blaue Dinte zu machen.....	528
135	Grüne Dinte zu machen.....	528
136	Anfrage.....	528
7.9	NEUER CALENDER AUF DAS JAHR 1811.....	529
137	Des Hausfreunds Vorrede und NeuJahrswunsch.....	530
138	Fortgesetzte Betrachtung des Weltgebäudes. (Fixsterne.).....	532
139	Seltsame Ehescheidung.....	535
140	Der listige Steyermarker.....	536
141	Etwas aus der Turkey.....	537
142	Das bequeme Schilderhaus.....	537
143	Wie der ZundelFrieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Gränzen kam.....	538
144	Der Rekrut.....	539
145	Die leichteste Todesstrafe.....	539
146	Nützliche Lehren.....	540
147	Die Fixsterne. (Fortsetzung.).....	541
148	Die Bekehrung.....	543
149	Der fremde Herr.....	544
150	Theures Späßlein.....	545
151	Der General-Feldmarschall Suwarow.....	546
152	Feuerfünklein.....	547
153	Die französische Armee.....	547
154	Die zwei Postillione. (Siehe die nebenstehende Abbildung.).....	548
155	Der betrogene Krämer.....	549
156	Der listige Kaufherr.....	551
157	Rettung einer Officiersfrau. (Siehe die nebenstehende Abbildung.).....	552
158	Baumzucht.....	553
159	Unverhofftes Wiedersehen. (Siehe die nebenstehende Abbildung.).....	556
160	Drei Worte.....	558
161	Zustand von Europa. im August 1810.....	559
162	Andreas Hofer. (Siehe die nebenstehende Abbildung.).....	560
163	Bericht.....	562

7.10	NEUER CALENDER AUF DAS SCHALT-JAHR 1812.....	563
164	Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude.....	564
165	Das fremde Kind.....	567
166	Geschwinde Reise.....	568
167	Brennende Menschen.....	570
168	König Friedrichs Leibhusar.....	570
169	Andreas Hertzeg.....	571
170	Der Rekrut.....	572
171	Herr Christian Kuhmann, des geneigten Lesers Landsmann.....	574
172	Gute Geduld. Mit einer Abbildung.....	575
173	Lange Kriegsfuhr. Mit einer Abbildung.....	576
174	Der schwarze Mann in der weißen Wolke.....	579
175	Des Adjunkts Standrede über das neue Maß und Gewicht.....	581
176	Das Bettlerkind.....	586
177	Wasserläufer.....	587
178	Zeitlose.....	587
179	Das Vivat der Königin.....	587
180	Der verwegene Hofnarr.....	589
181	Die betrogenen Zecher.....	589
182	Schreckliche Mordthat.....	590
183	Der Geizige.....	591
184	Der Lehrjunge.....	591
185	Der Wasserträger.....	592
186	Die Tabacksdose.....	593
187	Hagenloch.....	594
188	Zwey honette Kaufleute.....	595
189	Der listige Quäcker.....	595
190	Blutbad in Neuburg am Rhein.....	596
7.11	NEUER KALENDER AUF DAS JAHR 1813.....	597
191	Der Hausfreund redet zum drittenmal den geneigten Leser an, und wünscht ihm das neue Jahr.....	598
192	Fortsetzung über die Erde und Sonne.....	600
193	Die Schmachschrift.....	604
194	Der Prozeß ohne Gesetz.....	606
195	Die gute Mutter. (Mit einer Abbildung.).....	608
196	Das gute Werk.....	610
197	Das letzte Wort.....	611
198	Die Raben.....	612
199	Das heimliche Gericht.....	612
200	Gute Antwort.....	615
201	Glimpf geht über Schimpf.....	615
202	Der Nachtwächter von Neuhausen.....	616
203	Der Vater und der Sohn.....	616
204	Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht. (Mit einer Abbildung.).....	617
205	Der Comet von 1811.....	620
206	Der Wolkenbruch in Türkheim.....	622
207	Hexenmehl.....	623



208	Rettung vom Hochgericht.....	624
209	Der Schimmel. (Mit einer Abbildung.).....	625
210	Die Treue und ihr Dank. (Mit einer Abbildung.).....	627
211	Die berühmte Schlacht der Markomannen.....	630
212	Der große Schwimmer.....	632
213	Kurze Station.....	634
214	Warnung.....	635
215	Zwei Bücher.....	635
7.12	NEUER KALENDER AUF DAS JAHR 1814.....	637
216	Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude. Der Mond.....	638
217	Mittel gegen Zank und Schläge.....	641
218	Betrachtung über ein Vogelnest.....	642
219	Wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist.....	645
220	Die nasse Schlittenfahrt.....	646
221	Der Bauersmann und der Visitor.....	647
222	Dankbarkeit.....	648
223	Tod vor Schrecken.....	649
224	Franziska. (Mit einer Abbildung.).....	650
225	Der böse Winter.....	653
226	Hochzeit auf der Schildwache.....	654
227	Das Seewunder.....	656
228	Der gläserne Jude.....	656
229	Einer oder der andere.....	657
230	Die Probe.....	658
231	Die Besatzung von Oggersheim.....	660
232	Die Schlafkameraden.....	661
233	Der Herr Wunderlich.....	663
234	Merkwürdiges Rechnungsexempel aus der Regula Societatis.....	665
235	Des Dieben Antwort.....	665
236	Die Waizenblüthe.....	666
237	Veronika Hakmann. (Mit einer Abbildung.).....	666
238	Morgengespräch des Hausfreunds und seines Adjunkts.....	668
239	Weltbegebenheiten.....	670
240	Der Friedensstifter.....	671
241	Fortgesetzte Erklärung der Zeittafel. Die Allemannen am Rheinstrom.....	672
242	Fortsetzung der Weltbegebenheiten.....	675
243	Der Rheinische Hausfreund an einen unsichtbaren Correspondenten.....	678
7.13	NEUER KALENDER AUF DAS JAHR 1815.....	679
244	Fortgesetzte Betrachtung über das Weltgebäude.....	680
245	Glück und Unglück.....	683
246	Wein- und Fruchtschlag.....	683
247	Verloren oder gefunden.....	687
248	Nützliche Lehren.....	687
249	List gegen List.....	688
250	Hülfe in der Noth.....	690
251	Der Bock.....	692

252	Brassenheimer Siegesnachrichten vom Jahr 1813.....	693
253	Willige Rechtspflege.....	693
254	Weltbegebenheiten.....	694
255	Wunderlichkeit.....	697
256	Der fromme Rath. (Mit einer Abbildung.).....	698
257	Ein Hausmittel.....	699
258	Zwei Weissagungen.....	700
259	Eine seltsame jedoch wahrhafte Geschichte. (Mit einer Abbildung.).....	702
260	Gleiches mit Gleichem.....	704
261	Reise nach Paris. Zweite Station.....	706
262	Reise nach Paris. Dritter Theil. Aufenthalt und Ende.....	709
263	Einer Schildwache lächerlicher Irrthum.....	711
264	Geschwinde Fertigung.....	712
265	Der verachtete Rath.....	713
266	Der Talhauser Galgen.....	714
267	Der Schneider in Pensa.....	716
268	Irrthum.....	719
269	[Bericht].....	720
7.14	NEUER KALENDER AUF DAS SCHALT-JAHR 1816.....	721
270	Bequeme Schifffarth, wers dafür halten will.....	722
271	Zwei Spracherinnerungen.....	722
7.15	NEUER KALENDER AUF DAS JAHR 1818.....	725
272	Eine Gerechtigkeit.....	726
7.16	NEUER KALENDER AUF DAS JAHR 1819.....	729
273	Des Hausfreundes Vorrede.....	730
274	Fortgesetzte Betrachtung über das Weltgebäude.....	731
275	Die Wachtel.....	735
276	Der vortheilhafte Roßhandel.....	736
277	Belehrung über das Wetterglas.....	737
278	Merkwürdiges Alter.....	740
279	Der Furtwanger in Philippsburg.....	740
280	Das Advokaten-Testament.....	741
281	Einer Edelfrau schlaflose Nacht. (Mit einer Abbildung.).....	741
282	Fortsetzung der vaterländischen Geschichte.....	744
283	Erinnerung an die Kriegszeit.....	747
284	Reise nach Frankfurt. (Mit einer Abbildung.).....	748
285	Zwey Kriegsgefangene in Bobruisk.....	752
286	König Friedrich und sein Nachbar.....	754
287	Seltene Liebe.....	755
288	Der sinnreiche Bettler.....	756
289	Mahomed.....	756
290	Die lachenden Jungfrauen. (Mit einer Abbildung.).....	757
291	Der Wettermacher.....	761
292	Misverstand.....	762
293	Die Ohrfeige.....	763

294	Der geschlossene Magen.....	763
295	Ist der Mensch ein wunderliches Geschöpf.....	763
296	Rechnungs-Exempel.....	764
297	Seines Gleichen.....	765
298	Das Blendwerk.....	766
7.17	AUS DEM KALENDARIUM DES RHEINLÄNDISCHEN HAUSFREUNDES 1808-1819.....	769
299	Wetter- und Bauernregeln.....	770
300	Astronomische Kalender-Praktik.....	777
301	Von dem Hauptplaneten des Jahrs. [1813].....	778
302	Von dem Hauptplaneten des Jahrs. [1814].....	778
303	Von dem Hauptplaneten des Jahrs. [1815].....	779
304	Von dem Hauptplaneten des Jahres. [1819].....	780
305	Neue vaterländische Zeitrechnung auf das Jahr 1813.....	782
306	Aderlaßtafel.....	784
7.18	SONSTIGE PROSA ZU DEN KALENDERGESCHICHTEN.....	787
307	Vorrede.....	788
308	Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude.....	788
309	Zwey Gehülfn des Hausfreunds.....	789
310	Herr Charles. (Von dem frühern Verfasser des rheinländischen Hausfreundes.) Eine wahre Geschichte.....	791
311	Der Spaziergang an den See.....	794
312	Der Handschuhhändler.....	801
313	Das Brandtenweingläslein.....	802
314	Der sicherste Weg.....	802
315	Farbenspiel.....	803
316	[Der Herr Graf].....	803
317	Die Ruinen.....	805
318	Die Gewehrfabrike.....	805
<b>8</b>	<b>AUSBLICK: SYMBIOSE VON GERMANISTIK UND INFORMATIK.....</b>	<b>807</b>
<b>A</b>	<b>ANHANG.....</b>	<b>815</b>
<b>I</b>	<b>ANMERKUNGEN &amp; KOMMENTAR.....</b>	<b>815</b>
<b>1</b>	<b>Kommentar zu den Kalenderbeiträgen.....</b>	<b>815</b>
<b>2</b>	<b>Münzen und Maße.....</b>	<b>903</b>
<i>a)</i>	<i>Münzen und Geldwert.....</i>	<i>903</i>
<i>b)</i>	<i>Längenmaße.....</i>	<i>903</i>
<i>c)</i>	<i>Flüssigkeitsmaße.....</i>	<i>904</i>
<i>d)</i>	<i>Getreidemaße.....</i>	<i>904</i>
<i>e)</i>	<i>Gewichte.....</i>	<i>904</i>
<i>f)</i>	<i>Raummaße.....</i>	<i>904</i>

II	GUTACHTEN.....	905
1	J.P. Hebel: Unabgefordertes Gutachten über eine vorteilhafte Einrichtung des Kalenders.....	905
2	K.F.V. Jägerschmidt: Bemerkungen über den Carlsruher Kalender nach Er- fahrungen von den letzten 40. Jahren.....	910
3	J.P. Hebel: Meine weitem Gedanken über eine vorteilhaftere Einrichtung des Calenders.....	918
4	J.G. Hertzberg: Directorial Bemerkungen die den disseitigen Land Kalender zu gebende bessere Einrichtng betr.....	923
III	VERZEICHNISSE.....	927
1	Abbildungsverzeichnis.....	926
2	Abkürzungsverzeichnis.....	931
3	Literaturverzeichnis.....	932
a)	<i>Schriften von Johann Peter Hebel.....</i>	932
b)	<i>Quellen und zeitgenössische Dokumente.....</i>	933
c)	<i>Forschungsliteratur zum Kalenderwesen und den Kalendergeschichten.....</i>	938
d)	<i>Forschungsliteratur zu Programmierung, Visualisierung und Editionswesen.....</i>	951
e)	<i>Sonstige verwendete Literatur.....</i>	965
4	Softwareverzeichnis.....	966
IV	REGISTER.....	969
1	Alphabetisches Register.....	969
2	Serienbeiträge.....	976
a)	<i>Betrachtungen über das Weltgebäude.....</i>	976
b)	<i>Weltbegebenheiten.....</i>	976
c)	<i>Vaterländische Geschichte.....</i>	976
V	CD-ROM MIT ERLÄUTERUNG SHEFT.....	BEILAGE

## 1 EINFÜHRUNG

### 1.1 PROBLEMEXPOSITION UND BEDEUTUNG DES THEMAS FÜR DIE FORSCHUNG

Kein deutscher Dichter wird so oft als ein herausragender Vertreter der Mundartdichtung, als paradigmatischer Vertreter des Texttypus, ‚Kalendergeschichte‘ und in diesem Zusammenhang als der Lese- und Schulbuchautor schlechthin genannt, wie Johann Peter Hebel. Auch wer sein *Schatzkästlein* nicht kennt, hat bestimmte Erzählungen wie *Kanntiverstan*<sup>1</sup>, *Drey Wünsche*<sup>2</sup> oder *Unverhofes Wiedersehen*<sup>3</sup> doch sicherlich gelesen – sei es auch ‚nur‘ im Schulunterricht, da bis vor zwanzig bzw. dreißig Jahren ihre Präsenz in Schulbüchern nur noch von Lenz und Kafka oder den Gebrüder Grimm übertroffen wurde. Mittlerweile ist das *Schatzkästlein des Rheinländischen Hausfreundes*<sup>4</sup> eines der populärsten deutschsprachigen Sammlungen von Erzählungen überhaupt und wurde mehr als siebzigmal und in zwanzig verschiedene Sprachen übersetzt – gehört somit zum Kanon der Weltliteratur.<sup>5</sup>

Doch trotz dieses Renommee und der Bewunderung bzw. Anerkennung von so bedeutenden Persönlichkeiten wie Adorno, Benjamin, Bloch, Brecht, Goethe und Heidegger, um nur einige wenige zu nennen, die allesamt seine Erzähltechnik, seine „raffinierte Nähe zum Mündlichen“<sup>6</sup>, sowie seinen subtilen Einbezug des Lesers und seine teils groteske Verschachtelung der Sätze bewunderten, blieb an diesem Autor lange Zeit das Bild eines ‚schulmeisterlichen‘ Predigers hängen, dessen Stoffe und Intentionen in den Bereich des Volkstümlichen verwiesen und durch diesen Vorgang als auf das Gemüt des ‚kleinen Mannes‘ gemünzten Erzählungen reduziert wurden. Zudem konzentrierten sich Literaturwissenschaftler, Hebel-Kenner, Verleger und Journalisten nahezu ausschließlich auf die so genannten *Alemannischen Gedichte* und das

---

1 Vgl. 76 *Kanntiverstan* der vorliegenden Arbeit.

2 Vgl. 86 *Drey Wünsche* der vorliegenden Arbeit.

3 Vgl. 159 *Unverhofes Wiedersehen* der vorliegenden Arbeit.

4 Vgl. Johann Peter Hebel: *Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes*. Nachdruck der Ausgabe von 1811 sowie sämtliche Kalendergeschichten aus den Jahren 1808-1819. Hrsg. v. Jan Knopf. – Frankfurt a.M.: Insel 1984 (= it 719).

5 Vgl. Franz Littmann: *Johann Peter Hebel. Humanität und Lebensklugheit für jedermann*. – Erfurt: Sutton 2008. S. 7.

6 Vgl. Ebd. S. 7.

*Schatzkästlein*, ließen aber im Hinblick auf Letzteres außer Acht, dass diese Erzählungen ursprünglich für einen Kalender geschrieben waren und zuvorderst auch in diesem Medium publiziert wurden.

In den letzten Jahrzehnten vollzieht sich jedoch allmählich ein Wandel dieser Ansichten, maßgeblich durch die Publikationen Knopfs<sup>7</sup> und Rohners<sup>8</sup>, die bezüglich des ‚Kalenders‘ und dem Texttypus ‚Kalendergeschichte‘ Pionierarbeit leisteten. Nicht zuletzt auch durch Braunbehrens, der erstmals das gesamte Erzählwerk der von Hebel erstellten Kalender in einer Ausgabe publiziert, die nicht nach Schwerpunkten, sondern chronologisch geordnet ist und beinahe auf jegliche Normierung verzichtet.<sup>9</sup> Zwar wird Hebel, gerade durch diese Publikationen, mittlerweile als Schriftsteller gebührend anerkannt und auch seine Kalendergeschichten erfahren ihre verdiente Würdigung, doch gilt dies keineswegs für den Typus der ‚Kalendergeschichte‘ im Allgemeinen.

Sie wird immer noch als kurze, überschaubare Prosaerzählung gehandelt, deren Gegenstand eine dem Leben des Volkes entnommene Begebenheit ist, die moralische und lehrhafte Tendenzen in sich birgt. Gleichzeitig bestechen sie durch ihre ‚Steigerung ins Einfache‘ und ihrer Zugänglichkeit, durch volkstümliche Parteinahme und desgleichen durch eine schlichte Moral, die dem Leser keine große Anstrengung zumute.<sup>10</sup> So oder so ähnlich lauten die gängigen Urteile der Forschung, die auch bis dato den Sachverhalt nicht berücksichtigen, dass ‚die‘ Kalendergeschichte nicht durch immanente Gattungs-Aspekte zusammengefasst werden kann, ihr also nicht über die literarische Gattung beizukommen ist und sie sich auch nicht in die Vorstellung von weitgehend geschlossenen literarischen Erzähltypen fügen lassen will.

---

7 Vgl. Jan Knopf: *Geschichten zur Geschichte. Kritische Tradition des „Volkstümlichen“ in den Kalendergeschichten Hebels und Brechts.* – Göttingen: Univ.-Diss. masch. 1972. Ders.: *Die deutsche Kalendergeschichte. Ein Arbeitsbuch.* – Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1983 (= stb 2030).

8 Vgl. Ludwig Rohner: *Kalendergeschichte und Kalender.* – Wiesbaden: Athenaeion 1978.

9 Vgl. Johann Peter Hebel: *Sämtliche Schriften. Kritische Gesamtausgabe.* Bd. II/III *Erzählungen und Aufsätze.* Hrsg. v. Adrian Braunbehrens, Gustav Adolf Benrath u. Peter Pfaff. – Karlsruhe: Müller 1990. – Braunbehrens verzichtet jedoch auf jegliche Kommentierung. Diese sollte in einem extra Band erscheinen, der bis dato aber noch nicht publiziert wurde.

10 Vgl. Knopf: *Kalendergeschichte.* S. 11-91.

Vielmehr erhält sie ihre charakteristischen Merkmale durch den Kalender selbst, das Medium ‚drängt‘ sich sozusagen in die Geschichte und nicht etwa umgekehrt. Es ist demnach der publizistische Rahmen, der die Erzählungen überhaupt erst konstituiert und sie prägt, sich gleichzeitig in ihnen widerspiegelt und dadurch die ‚Kalendergeschichte‘ als Geschichte des Kalenders manifestiert. Nach Knopf müssen daher außerliterarische Formen untersucht werden, um herauszufinden, wie diese bestimmte literarische Formen produzieren, die eben gerade nicht nach immanenten Gesetzen zu funktionieren scheinen.<sup>11</sup>

Diese Untersuchung wird hinsichtlich der Hebelschen Erzählungen aber erst dann realisierbar, wenn es möglich ist, die einzelnen Kalendergeschichten innerhalb ihres spezifischen Mediums bzw. in ihrem spezifischen Kontext zu analysieren und die Erzählungen nicht aus ihren Zusammenhängen gerissen oder nachträglich für ein anderes Medium bearbeitet werden, wie dies etwa durch die Publikation des *Schatzkästleins* geschehen ist. Denn erst durch die Verbindung von Kalender und Kalendergeschichte wird erkennbar, inwiefern sich der Kalender in diesen Erzählungen wiederfindet, wie das Medium die Geschichten beeinflusst und ihnen dadurch Spezifika verleiht, die sie maßgeblich von anderen literarischen Kurzerzählungen unterscheiden. Einen Zugang zu den Kalendern und seiner Literatur zu gewährleisten, ist für eine erfolgreiche Analyse also unverzichtbar.<sup>12</sup>

Die Problematik stellt sich aber gerade in der Realisation eines solchen Zugangs, da bis dato nur ein Faksimile-Druck erschien,<sup>13</sup> welcher lediglich die Kalender des *Rheinländischen Hausfreundes* von 1808 bis 1815 und 1819 publiziert, nicht aber die Jahrgänge von 1803 bis 1807 aus dem *Badischen Landkalender* und die Geschich-

---

11 Vgl. Ebd. S. 91.

12 Literatur meint hierbei nicht nur die ‚eigentlichen‘ Kalendergeschichten, sondern auch Rätsel, Gedichte, Aderlaß-Männlein, usw.

13 Vgl. Johann Peter Hebel: *Der Rheinländische Hausfreund*. Faksimiledruck der Jahrgänge 1808-1815 und 1819. Hrsg. v. Ludwig Rohner. – Wiesbaden: Athenaion 1981. Die Publikation von Braunbehrens (Anm. 9) kann dabei nicht berücksichtigt werden, auch wenn sie chronologisch geordnet ist und sämtliche erzählende Inhalte aufnimmt, da die Bestandteile des Kalenders, wie Aderlaß-Männlein, Wetter- und Bauern-Regeln, etc. nicht publiziert wurden.

ten vom Jahrgang 1816 des *Rheinländischen Hausfreundes* berücksichtigt, an denen die Mitarbeit Hebels jedoch erwiesen ist.<sup>14</sup>

Die vorliegende Dissertation macht es sich daher zur Aufgabe, diese Lücken der Forschung zu füllen und ediert sämtliche Kalendertexte Hebels aus dem *Badischen Landkalender* und dem *Rheinländischen Hausfreund*, greift dabei aber nicht normierend ein und korrigiert demnach keine stilistischen oder grammatikalischen Unsicherheiten; ermöglicht dadurch also authentischen Zugang des Publikums zu den einzelnen Texten.<sup>15</sup> Gleichzeitig geht die vorliegende Edition streng chronologisch vor, ordnet nicht nach Themenschwerpunkten und verzeichnet ebenfalls diejenigen Kalenderinhalte, welche nicht als literarische Formen im eigentlichen Sinne anzusehen sind, aber über den Aufbau bzw. die Struktur des Kalenders Auskunft geben, wie etwa Aderlaß-Männlein, Wetter- und Bauern-Regeln, Neue Vaterländische Zeitrechnung, etc.<sup>16</sup>

Hinsichtlich der Print-Edition kam im Verlauf der Arbeit die Idee auf, diese auch digital zugänglich zu machen und ein so genanntes Hebel-Portal zu schaffen, da ein solches Portal, das wissenschaftlichen Ansprüchen genügen möchte, bislang noch nicht existiert. Die Hypertext-Edition macht dabei einerseits die Kalendertexte auf CD-Rom zugänglich, informiert über die grundlegenden Fragen bezüglich der Gattungsdefinition ‚Kalendergeschichte‘, erläutert das Kalenderwesen in Baden, sowie das Medium des Kalenders im Allgemeinen und gibt andererseits Auskunft über Leben und Werk des Dichters.

Somit trägt die Arbeit zugleich einer Wissensvermittlung Rechnung, welche sich durch die Konzepte der digitalen Präsentation, der Vermittlung von Literatur durch die Möglichkeit des multimedialen Lernens in den letzten Jahren enorm verändert hat. Denn in der Tat verwandelt das Innovationspotential des Internets und

---

14 Vgl. Friedrich Voit: Vom „Landkalender“ zum „Rheinländischen Hausfreund“ Johann Peter Hebels. Das südwestdeutsche Kalenderwesen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. – Frankfurt a.M.: Lang 1994 (= Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 41). S. 82/83.

15 Hierbei werden auch Texte in die Edition aufgenommen, bei denen die Autorschaft Hebels als nicht vollständig gesichert gilt, aber angenommen werden kann. Vgl. dazu die Erläuterungen hinsichtlich des Kommentars in Kap. A.I.1 der vorliegenden Arbeit.

16 Vgl. zur Vorgehensweise der Arbeit Kap. 1.2 der vorliegenden Arbeit.



digitalisierte Literaturbestände die konventionellen Strukturen und Funktionen von Wissensvermittlung im Informationszeitalter. Die modernen Kommunikationsmittel erlauben eine neuartige Nutzung von Literatur innerhalb und außerhalb der Fachwelt und ermöglichen einen globalen Austausch von Wissen – sei es nun zwischen zwei Nutzern in den Spähren des *World Wide Web* oder an Hand von CD-Roms, die Literatur ortsungebunden zugänglich machen. Die Grenzen von Zeit und Raum für Recherche, Publikation und Wissensvermittlung spielen dabei eine von Tag zu Tag geringer werdende Rolle.

Und was jetzt noch wie ein Pilotprojekt anmutet, wird vielleicht schon in einigen Jahren gängiges Modell der Literaturschließung darstellen, bildet sich doch eine Generation heraus, die nicht länger über Lexika oder Bibliotheken ihren Zugang zum Wissen sucht, sondern im digitalen Zeitalter lebt und den Einstieg zu Informationen über eine Suchmaschine im Internet findet. Negropontes Vision, dass „alles was digital werden kann, digital wird“<sup>17</sup> setzt sich denn auch in hohem Tempo durch und greift nun ebenfalls auf die Geisteswissenschaften über. Neue Informationen werden tendenziell häufiger im Internet oder in digitalisierter Form angeboten; alte analoge Bestände, wie Zeitschriften und Bücher, werden nachträglich digitalisiert,<sup>18</sup> Wissenschaftsportale öffnen ihre Pforten der Allgemeinheit und machen Wissen für Jedermann zugänglich.<sup>19</sup>

Die Hypertext-Edition und das Hebel-Portal führen also im gewissen Maße modellhaft vor, wie eine Informations- und Wissensvermittlung im digitalen Zeitalter aussehen könnte, und erhalten parallel dazu ihre Legitimation aus dem erkenntnistheoretischen Potential, welches die digitale Umsetzung einer Edition mittels des

---

17 Vgl. Nicholas Negroponte: Total Digital. Die Welt zwischen 0 und 1 oder die Zukunft der Kommunikation. Aus dem Amerikan. übertr. v. Franca Fritz u. Heinrich Koop. Überarb. Taschenbuchausg. – München: Goldmann 1997 (= Goldmann 12721).

18 Vgl. Google Bücher [URL: <http://books.google.de/>]. Stand: 2009. Zugriff: 01.09.2009. Dabei werden verschiedenste Publikationen digitalisiert und mittlerweile Millionen von Werken online zugänglich gemacht.

19 Vgl. Heinrich Heine: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Hrsg. v. Manfred Windfuhr. Bd. 8. – Hamburg: Hoffmann u. Campe 1975-1997 (= DHA). – In: Heinrich Heine Portal. [URL: [http://germazope.uni-trier.de/Projects/H\\_HP/start](http://germazope.uni-trier.de/Projects/H_HP/start)]. Stand: 19.10. 2006. Zugriff: 01.04.2009.

Computers bietet. Entspricht die Art und Weise der Präsentation doch den gegenwärtigen Forderungen einer Öffnung der geographischen und disziplinären Grenzen der Geisteswissenschaften zu einer interdisziplinären Wissenschaft.

Gleichzeitig ergibt sich ein weiterer positiver Nebeneffekt aus der Erschließungsmethodik einer solchen Hypertext-Edition, vollführt sie durch ihre Interaktivität doch praktisch, was theoretisch schon immer im Kalender angelegt war: das ‚Kalendarische‘. Kein durchgängig lineares Lesewerk wird hier geboten, sondern ein durch die Hypertextstruktur bedingtes Netz, welches zum Stöbern, zum Hin- und Herblättern anregt, auf eine stringente Darstellung verzichtet, durch die Unbegrenztheit von Zeit und Raum kaleidoskopartig verschiedenste Inhalte sammeln und daher dem Kalender in Struktur und Aufbau nahe stehen kann.

## 1.2 VORGEHENSWEISE UND METHODIK DER ARBEIT

Wurde im Vorherigen die Legitimation der Arbeit und ihre Bedeutung für die Forschung erläutert, so beschäftigt sich das folgende Kapitel mit der Vorgehensweise und Methodik der Dissertation. Hierbei entfaltet sich die Thematik grundsätzlich auf zwei Ebenen: Der erste Teil führt theoretisch in das Medium Kalender ein, beginnend mit der Geschichte der Zeitrechnung und der Erläuterung der verschiedenen Kalenderreformen, dem sich eine überblickhafte Darstellung des deutschen Kalenderdruckes und deren unterschiedlichen Kalendertypen anschließt. Im Hinblick auf die Gattung ‚Kalendergeschichte‘, welche sich, wie in der Arbeit noch ausgeführt werden wird, überhaupt erst durch das Medium konstituiert, ist eine abschließende Präsentation der charakteristischen Inhalte der damaligen Kalender sowie deren typischer Aufbau und Struktur unerlässlich.

Da sich die Dissertation aber primär mit den Hebelschen Kalendertexten und den von ihm konzipierten Kalendern auseinandersetzt, kann eine rein allgemeine Darstellung des Kalenderwesens bzw. Kalenderdruckes nicht ausreichend sein. Folglich beschäftigt sich das zweite Kapitel des theoretischen Teils mit dem Kalenderwesen in Baden im Allgemeinen und vollzieht dabei die Veränderungen, welche zur Neukonstitution des *Badischen Landkalenders* führten, im Speziellen nach.

Sind nun die theoretischen Grundlagen und Rahmenbedingungen des Kalenderwesens in aller Deutlichkeit aufgezeigt, so beschäftigen sich die letzten zwei Kapitel des ersten Teils mit dem Texttypus der ‚Kalendergeschichte‘. Auch hier wird, wie zuvor schon offensichtlich, vom Allgemeinen aufs Spezielle geschlossen und eine einführende Schilderung über die Problematik hinsichtlich der Gattungsfrage ‚Kalendergeschichte‘ gewährleistet. Anschließend erfolgt eine Darstellung über die Literarisierung des Kalenders und eine Präsentation unterschiedlicher Kalenderautoren und ihrer ‚Kalendergeschichten‘. Das abschließende Kapitel setzt sich mit den spezifischen Kalenderbeiträgen Johann Peter Hebels auseinander und untersucht die unterschiedlichen Texte hinsichtlich ihrer populär-aufklärerischen Zielsetzung, bestimmter Charakteristika, die eine Einordnung in den Texttypus ‚Kalendergeschichte‘ ermöglichen und analysiert sie nach sprachlichen bzw. stilistischen Besonderheiten.

Im zweiten Teil geht es hingegen um die praktische Umsetzung der Print-Edition und den damit verbundenen Richtlinien, sowie um die Konzeption der Hypertext-Edition. Bezüglich der Veröffentlichung in Buchform werden dabei einige Kriterien zu berücksichtigen sein, die die verschiedenen Aspekte der Edition, wie etwa Handhabung von Emendationen, Orthographie, Interpunktion und Varianzen zum Thema haben, andererseits aber auch die Methodik, welche für vorliegende Edition gewählt wurde, beschreiben und begründen.

Im Hinblick auf die Erstellung einer Hypertext-Edition müssen sich zunächst Gedanken über generelle Fragestellungen gemacht werden, welche sich zwangsläufig aus dieser neuartigen Publikationsmethodik ergeben. In einem eigenständigen Kapitel werden daher die Vor- und Nachteile einer solchen Edition erläutert und zugleich die Erneuerungen bzw. Erweiterungen dargestellt, die das Internet und digitale Speichermedien hinsichtlich der Literaturwissenschaft mit sich bringen. Resultierend aus diesen Ergebnissen erfolgt anschließend die prototypische Konzeption der Hebel-Edition.

Hierbei lässt sich die Planung des Portal in drei Bereiche einteilen: Inhalt, Gestaltung und technische Umsetzung, wobei deren Konzepte jeweils in eigenen Gliede-

rungspunkten abgehandelt werden. Der zweite Teil der Arbeit endet daher mit dem Ergebnis eines ausgereiften Konzeptes und einer prototypischen Testumgebung, an Hand derer die theoretischen Überlegungen nachvollzogen werden können. Diese Testumgebung findet sich im Gegensatz zur Print-Edition, welche den zuvor erläuterten Kapiteln direkt angestellt ist, als Beilage auf einer CD-Rom. Zur Verdeutlichung der Vorgehensweise sei an dieser Stelle auch auf die folgende Abbildung verwiesen, welche die grobe Struktur der Dissertation offenbart:

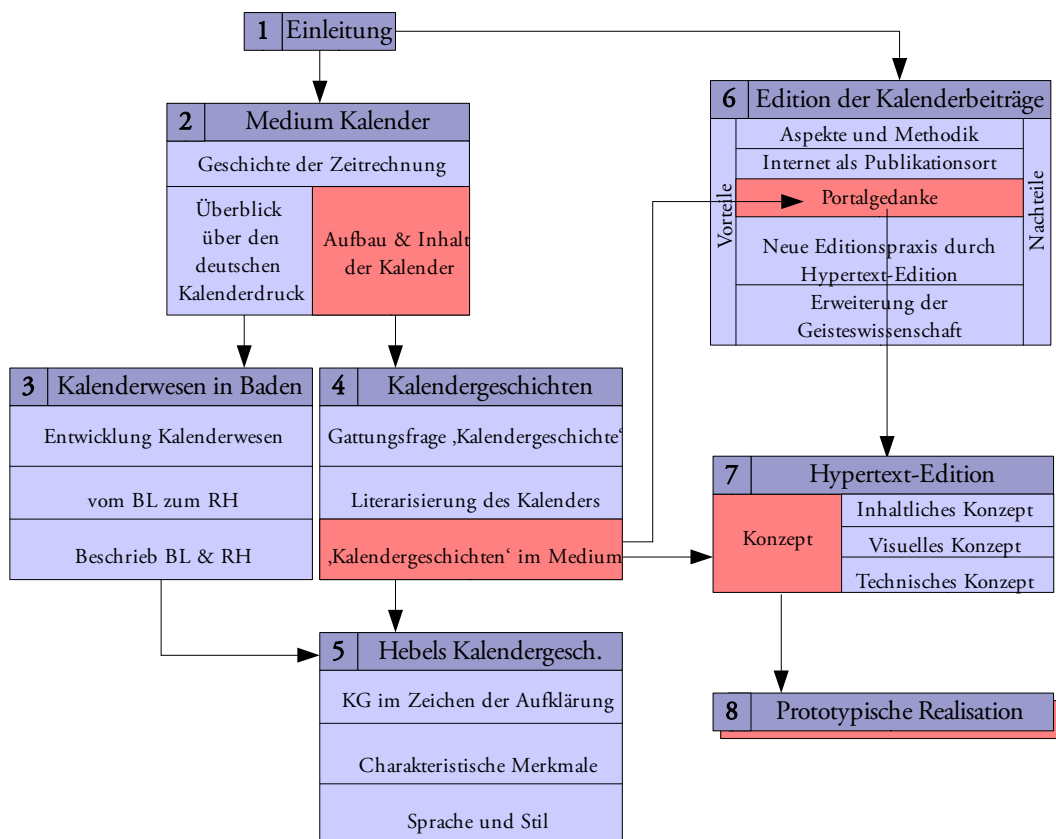


Abb. 1: Übersicht der Vorgehensweise

An Hand dieser Grafik lässt sich zugleich erkennen, dass die Dissertation nicht nur das Medium Kalender und dessen Kalendergeschichten zum Thema hat, sondern gleichwohl einigen Prinzipien des Kalendarischen folgt. Sie lädt zum Hin- und Herblättern ein, ermöglicht durch ein ausführliches Verweissystem in den Fußnoten ein Lesen, welches die Möglichkeit bietet, auch ohne Gesamtlektüre Verstehen zu erzeugen. Die einzelnen Kapitel erhalten daher ihren Sinn nicht nur im Gesamtzusammenhang der Dissertation, sondern beziehen ihren Gehalt auch aus sich selbst.

## 2 MEDIUM KALENDER

In beinahe jeder Kultur kann man beobachten, dass die Beschäftigung mit der Zeit zu den grundlegenden Erfahrungen des menschlichen Lebens gehört. Der Kalender besitzt dabei die Funktion als eines der „ältesten Denkmäler“<sup>20</sup>, die diese Kultur überliefert, davon Zeugnis zu geben. Jedoch ist die heute weltweit anerkannte Kalenderordnung keineswegs so natürlich, wie es den Anschein hat, denn zu groß waren anfänglich die astronomischen und mathematischen Schwierigkeiten, die es zu bewältigen galt:

Das Problem ist, dass die Erde, als sie anfang, sich einerseits um die Sonne und andererseits um sich selbst zu drehen, versäumte, ihre verschiedenartigen Umläufe in geradzahlige Verhältnisse zu setzen. Sie handelte kalendarrücksichtslos, und kein Demiurg kam ihr mit der Rechentafel zu Hilfe.<sup>21</sup>

Zum Anderen zeigt die Vielfalt der in der Kulturgeschichte hervorgebrachten Kalendersysteme, die mit unterschiedlichen politischen und religiös begründeten Datierungen operierten, wie sehr die kalendarische Erfassung der Zeit absichtsvoller Setzung und gesellschaftlicher Konvention geschuldet war.

Die Geschichte der Zeit bzw. die Erfassung der Zeit ist daher nicht nur eine Geschichte von Versuchen, wiederkehrende Rhythmen zu fassen, die in „kalendarischer Ordnung darstellbar sind und sich auf die Zyklen der Himmelskörper als Kriterium ihrer Richtigkeit beziehen“<sup>22</sup>. Neben der Problematik der rein rechnerischen Fragen spielten regelmäßig auch die politischen und ökonomischen Interessen eine große Rolle und eine besondere Brisanz erhielt die Thematik mit ihrer Einbettung in religiöse Kontexte. Bei den im Folgenden dargestellten Kalenderreformen durch Caius Iulius Caesar und Papst Gregor XIII. bewegt man sich demnach auf einem religiösen Minenfeld; es kommt nicht allein auf astronomisches Wissen und mathemati-

---

20 Jan Knopf: Alltages-Ordnung. Ein Querschnitt durch den alten Volkskalender. Aus württembergischen und badischen Kalendern des 17. und 18. Jahrhunderts zusammengestellt und erläutert v. Jan Knopf. – Tübingen: Rainer Wunderlich Verlag Hermann Leins 1982. S. 194.

21 Friedrich Dieckmann: Ein sonderbar Ding. Zeitläufe und Zeitrechnung. – In: Frankfurt Allgemeine Zeitung [FAZ]. 18.12.1999. Zit. n. Markwart Herzog: Zeitordnung, Kalenderreform und religiöse Identität. – In: Der Streit um die Zeit. Zeitmessung – Kalenderreform – Gegenzeit – Endzeit. Hrsg. v. Markwart Herzog. – Stuttgart: Kohlhammer 2002. S. 9-19. Hier S. 9.

22 Herzog: Zeitordnung. S. 10.

sche Präzision an. Denn gerade die christliche Zeitrechnung ist, von der eschatologischen Botschaft Jesu hergesehen, zutiefst von den Themen der Zeit und Geschichte durchdrungen<sup>23</sup>, unterliegt sie doch der Suche nach der Antwort auf die Frage nach dem Ende der Zeit, die im Neuen Testament von der Johannesapokalypse aufgeworfen wurde.<sup>24</sup>

Obwohl sich an den Reformen – explizit durch die Umstellung auf den Gregorianischen Kalender – konfessionelle Spannungen, ökonomische Gegensätze und Konflikte um Grundsatzfragen der städtischen Verfassung entluden,<sup>25</sup> fanden die Reformen entscheidende Lösungen für die kalendarische Darstellung der Zeit und sind als fundamental für die gegenwärtige Zeitrechnung zu erachten. Einhergehend mit den astronomischen Grundlagen der Zeitrechnung werden sie in den folgenden Kapiteln eine genauere Betrachtung erfahren und zu einem besseren Verständnis der Geschichte des Kalenderdruckes beitragen.<sup>26</sup>

## 2.1 GESCHICHTE DER ZEITRECHNUNG

### 2.1.1 Grundlagen der periodischen Zeitrechnung

Die grundlegende Einheit der Zeitmessung ist in den meisten Gesellschaften der Zeitraum, der verstreicht, bis die Erde bei ihrer Rotation, relativ zur Sonne, wieder ihre gleiche Stellung einnimmt; der stetige Wechsel von Hell und Dunkel, gemeinhin als Tag bezeichnet, ist daher wohl die ursprünglichste Zeiterfahrung des Menschen. Zwar ist es auch heute noch gebräuchlich von einem Auf- und Untergehen der Sonne zu sprechen, die somit den Zeitraum des Tages und der Nacht begrenzt. Jedoch ist seit Kopernikus offensichtlich, dass Tages- und Nachtzyklus auf der Achsendrehung

---

23 Vgl. Wolfhart Pannenberg [Hrsg.]: *Offenbarung als Geschichte*. – Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1982 (= *Kerygma und Dogma*. Beihefte 1).

24 Vgl. Richard Schaeffler: *Die christliche Botschaft im Wettbewerb der Endzeiterwartung*. – In: Herzog: *Streit um die Zeit*. S. 193-208.

25 Die Auseinandersetzung um die gregorianische Kalenderreform führte in Augsburg sogar an den Rand des Bürgerkriegs. Vgl. Wolfgang Wallenta: *Der Augsburger Kalenderstreit von 1583/84. Ökonomische, politische und konfessionelle Gründe*. – In: Herzog: *Streit um die Zeit*. S. 125-139.

26 Gerade im Bereich der *Practica*, der Datenzählung, etc. ist es grundlegend, die Geschichte der Zeitrechnung zu untersuchen.

der Erde beruhen, wodurch bewirkt wird, dass „ein beliebiger Punkt der Erdoberfläche innerhalb einer bestimmten Periode zeitweilig der Sonne zugekehrt und zeitweilig von ihr abgewandt ist“<sup>27</sup>. So einleuchtend uns heute diese Argumentation auch ist, so unsicher war dies zu früheren Zeiten, da die periodische Wiederkehr des Tageslichts durchaus nicht einem gleich bleibenden Rhythmus verhaftet ist; durch die schräg stehende Erdachse sind in unseren Breiten Schwankungen von bis zu neun Stunden zwischen Hell- und Dunkelphasen im Jahreslauf zu verzeichnen. Daher konnte sich erst dann ein einheitliches Ordnungsschema für den Tag ergeben, als die Einteilung des Tages in feste Einheiten, in Stunden, erfolgte. Um 300 v. Chr. eigneten sich diesbezüglich die Griechen von den Ägyptern die Sonnenuhr an, d.h. die Einteilung des hellen Tages, des so genannten ‚Lichttages‘, in zwölf gleich große Einheiten. Die Ägypter hatten dieses Schema wiederum von den Babylonier erlernt.

Die nächste Einheit der Zeit bildet der Zeitraum einer Umdrehung des Mondes um die Erde, die zumindest nominell einen Monat ergibt; die Dauer einer Erdumdrehung um die Sonne ergibt zumindest nominell ein Jahr. Tatsächlich kann aber kein Kalendersystem beiden Umdrehungen genau gerecht werden und muss daher entweder den Monat oder das Jahr zu einem willkürlichen Zeitraum festlegen;<sup>28</sup> die meisten Kalender beruhen demnach entweder auf der Umdrehung des Mondes um die Erde oder auf der Erdumdrehung um die Sonne.

Mondkalender basieren theoretisch auf dem synodischen Monat, auch ‚Lunation‘ genannt und legen ihrer Berechnung von Monaten den Zeitraum von Neumond bis Neumond zu Grunde. Dieser Zeitraum beträgt durchschnittlich 29,53059 Tage, welches wiederum 29 Tage, zwölf Stunden, 44 Minuten und 2,976 Sekunden ergibt; zwölf derartige Monate werden zu einem Jahr zusammengefasst. Sonnenkalender gruppieren hingegen diejenigen Tage zu Jahren, die der Umdrehung der Erde um die Sonne entsprechen. Diese Tage werden zwar in Monate unterteilt, aber in keiner

---

27 Knopf: Alltages-Ordnung. S. 194.

28 Vgl. Leofranc Holford-Strevens: Kleine Geschichte der Zeitrechnung und des Kalenders. Aus dem Engl. übers. v. Christian Rochow. – Stuttgart: Reclam 2008 (= RUB 18483). S. 36/37. – Erschwert wird diese Unterteilung zudem durch das gängige System der Gruppierung von Tagen zu Wochen, welches unabhängig von Monaten und Jahren existiert. Markantestes Beispiel ist dabei die den Juden in der Schöpfungsgeschichte überlieferte geheiligte 7-Tage-Woche.

Weise von ihrer Länge her durch den Mondwechsel bestimmt.<sup>29</sup> Da die meisten Sonnenkalender versuchen, dem so genannten ‚tropischen Jahr‘ zu folgen, dem Zeitabschnitt zwischen zwei aufeinander folgenden Durchgängen des Sonnenmittelpunkts durch den Punkt der ‚Frühlings-Tagundnachtgleiche‘, ergibt sich daraus der Wert von 365,24219 Tagen, also ungefähr 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten und 45,2 Sekunden.<sup>30</sup> Zwölf synodische Monate sind zusammengenommen also ca. 11 Tage kürzer als ein tropisches Jahr, umfassen demnach nur 354 Tage, weshalb sich jedes Kalendersystem für eine Ordnung entscheiden muss und nicht auf beiden Einheiten beruhen kann.

Im Gegensatz zum Sonnenkalender berücksichtigen die meisten Mondkalender jedoch das Sonnenjahr, indem sie die Diskrepanz zwischen Sonnen- und Mondjahr durch das Einfügen eines Schaltmonats alle paar Jahre zu dezimieren versuchen. Dadurch entstand der so genannte ‚Lunisolarcalendar‘, dem auch der Kalender der Römischen Republik folgte. Er stellt die frühe Grundlage unserer modernen Zeitrechnung dar.<sup>31</sup>

### 2.1.2 Römischer Kalender und Julianische Kalenderreform

Die frühe Grundlage unserer heutigen Zeitrechnung ist eine Weiterentwicklung des Römischen Kalenders in jener Gestalt, die er durch die Reformen Caesars und Papst Gregors XII. erhielt. Vor der ersten Reform hatte es sich jedoch um einen verderbten Lunisolarkalender gehandelt, dessen Jahr durch die Bedeutung von ungeraden Zahlen als glücksverheißende Tage einen Tag mehr, also 355 Tage, enthielt. Bezüglich dieser Tageszahl ergaben sich daher auch keine Monate zu 30 Tagen, wie es in Lunisolarkalendern gebräuchlich war. Der Februar umfasste 28 Tage, die übrigen Monate besaßen eine ungerade Zahl von Tagen, entweder 31 oder 29.<sup>32</sup>

Ursprünglich hatten die Römer aber ein reines Mondjahr mit nur zehn Monaten, wie man noch am Quintilis, Sextilis, September, Oktober, November und De-

---

29 Vgl. Ebd. S. 39/40.

30 Vgl. Ebd. S. 40.

31 Vgl. Ebd. S. 48.

32 Vgl. Ebd. S. 48.



cember (5. bis 10. Monat) ersehen kann. Das Jahr begann mit dem Martius, nach dem Wetter- und Kriegsgott Mars benannt, ihm folgte der Aprilis, der Maius und der Junius. Doch schon Numa Pompilius, der zweite König Roms, soll angeblich zwei weitere Monate zugefügt haben. Einerseits den Januarius, nach Janus, dem doppelköpfigen Gott des Torbogens und Jahreslaufs, andererseits den Februarius als Schlussmonat bzw. Reinigungsmonat.

Zu späterer Zeit wurde der Januarius jedoch zwischen December und Februarius eingeschoben, damit das Jahr wieder mit dem Martius beginnen konnte.<sup>33</sup> Wenn gleich also Überlieferungen zufolge das Jahr irgendwann einmal im März begonnen und mit dem Februar geendet hatte, so bildete in historischer Zeit der Januarius dennoch den Jahresanfang. Einhergehend mit der Veränderung des Jahresanfangs legten andere italienische Kalender die Mitte des Monats auf den Vollmond fest und bezeichneten den Beginn der Monatsanfänge als ‚Kalendae‘, nach dem lat. Verbum ‚calare‘ (ausrufen), da an diesem Tag früher einmal der Neumond vom Pontifex minor mehrmals mit der Sakralformel „calo Juno covella“ offiziell ausgerufen wurde.<sup>34</sup> Freilich hatte der Monats-Erste auch für das bürgerliche Leben eine große Bedeutung, da schon damals die Zahlungen der Zinsen für Schulden am Monats-Ersten zu erfolgen hatten. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass das Schuldenbuch gleichfalls als „calendarium“ betitelt wurde.

Neben der Ausrufung des Monats-Ersten war dem römischen Priesterkollegium der Pontifices zugleich die Wahrung des ‚richtigen‘ Kalenders anvertraut sowie die Festsetzung der Monate, Schalttage, Festtermine und ihrer öffentlichen Bekanntgabe. Die Schalttage nahmen dabei eine bedeutende Stellung ein, wurde doch schon zu Numa Pompilius' Zeiten Schaltmonate eingeführt, um einer Verschiebung des bürgerlichen Kalenders gegenüber des Vegetationskalenders entgegenzuwirken.<sup>35</sup> Bis 155

33 Vgl. Karl Bayer: Antike Zeitmessung. Die Kalenderreform des Caius Iulius Caesar. – In: Herzog: Streit um die Zeit. S. 35-64. Hier S. 46.

34 Vgl. Hellmut Rosenfeld: Kalender, Einblattkalender, Bauernkalender und Bauernpraktik. – In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde. Hrsg. v. der Kommission für Bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Institut für Volkskunde. – Volkach vor Würzburg: Hart 1962. S. 7-24. Hier S. 7.

35 Hierbei ist aber nicht die Einführung von Januarius und Februarius gemeint, sondern wirkliche Schaltjahre.

v. Chr. erfolgte in einem Zweijahresrhythmus daher ein Einschub von 23 Tagen nach dem Fest der ‚Terminalia‘, dem alten Jahresende am 23. Februar oder von 22 Tagen nach dem ‚Regifugium‘, dem an das Jahresende angehängte Fest zur Erinnerung an die Vertreibung des letzten Königs Tarquinius Superbus am 24. Februar. Zusammen mit den fünf Resttagen des Februars ergab sich jeweils ein 13. Monat mit 28 oder 27 Tagen: ‚menis intercalarius‘ oder auch ‚Merkedónios‘ genannt.<sup>36</sup>

Die dadurch entstandenen Jahreslängen von 377 bzw. 378 Tagen waren allerdings zu üppig bemessen und führten zu einer durchschnittlichen Jahreslänge von  $366 \frac{1}{4}$  statt  $365 \frac{1}{4}$  Tagen. Dass dabei die Schaltmonate nicht nach wissenschaftlichen Prinzipien, sondern nach Maßgabe politischer oder sonstiger Überlegungen eingefügt wurden – die Pontifices waren primär Politiker – trug zusätzlich zu einer Kalenderverwilderung bei:<sup>37</sup>

(1) Verum fuit tempus cum propter superstitionem intercalatio omnis ommissa est: nonnumquam vero per gratiam sacerdotum, qui publicanis proferri vel inminui consulto anni dies volebant, modo auctio modo retractio dierum proveniebat: et sub specie observationis emergebat maior confusio- nis occasio.

Es gab aber eine Zeit, zu der aus Aberglauben jegliche Schaltungen unterlassen wurde; manchmal aber trat aus Gefälligkeit von Priestern, die den Steuerpächtern absichtlich die Jahreslänge strecken oder verkürzen wollten, bald eine Vermehrung, bald eine Minderung der Jahreslänge ein, und unter Anschein der Genauigkeit ergab sich eine besonders gute Gelegenheit, Verwirrung zu stiften.

Im Jahre 63 v. Chr. wurde Caesar, der zu jener Zeit als aufstrebender junger Politiker galt, aber noch nicht als der spätere Eroberer, zum Pontifex Maximus gewählt und war somit für die Wahrung des ‚richtigen‘ Kalenders und die Festsetzung der Schaltmonate verantwortlich. Im Jahre 45 v. Chr. reformierte er den alten Kalender:<sup>38</sup>

(2) Sed postea C. Caesar omnem hanc inconstantiam temporum vagam adhuc et incertam in ordinem state definitionis coegit adnitente sibi M. Fla-

Danach aber zwang Caius Caesar diese gesamte Problematik des Kalenders, der bis dahin schwankend und unzuverlässig war, in das System einer festen Definition, wobei ihm der Se-

36 Vgl. Bayer: Zeitmessung. S. 46.

37 Macrobius: Saturnalia 1,14,1-15 [Text J. Willies, Übers. K. Bayer.]. Zit. n. Bayer: Zeitmessung. S. 47.

38 Ebd. S. 47.

vio scriba, qui scriptos dies singulos ita ad dictatorem retulit, ut et ordo eorum inveniri facillime posset et invento certus status perseveraret.

kretär M. Flavius behilflich war, der die einzelnen Tage aufgezeichnet hatte und sie dem Diktator so berichten konnte, daß sich ihre Abfolge sehr leicht ermitteln ließ und aufgrund dieser Ermittlungen ein zuverlässiger Zustand fort dauern konnte.

Caesars erster Schritt zu einer grundlegenden Reform des Kalenders war dabei das Bestreben den römischen Kalender, der dem astronomischen Kalender mittlerweile um ca. 90 Tage vorausgeeilt war, an diesen anzugleichen, so dass das letzte ‚Konfusionsjahr‘ auf 443 Tage ausgedehnt wurde. Einhergehend mit dieser Regelung fügte Caesar dem alten Kalender zehn weitere Tage hinzu, wobei in seiner Schrift, dem *Liber fastorum*, festgelegt wurde, dass die vier 31-tägigen Monate zwar unverändert bleiben sollten, die 29-tägigen Monate aber entweder um einen (April, Juni, September, November) oder um zwei Tage (Januar, Sextilis, December) verlängert werden müssten. Damit ergab sich ein Jahr von 365 statt 355 Tagen; das bisherige Mondjahr wurde zu einem Sonnenjahr aufgestockt. Damit der Vierteltag, der zu einem vollständigen Sonnenjahr gehört, nicht fehlen musste, der bürgerliche Kalender jedoch mit einem Vierteltag nichts anzufangen wusste, ließ Caesar jeweils vier Viertel tage zusammenkommen und bildete daraus den uns vertrauten Schalttag, der alle vier Jahre eingeschoben werden sollte und laut Caesar ‚bissexturnum‘ genannt wurde.<sup>39</sup>

Im Jahre 44 v. Chr. wurde Caesars Geburtsmonat, der Quinctilis zu Ehren des Diktators in Iulius, der Monat Sextilis, nach Caesars Erben, in Augustus umbenannt. Seither blieb der Kalender, abgesehen von einigen sprachlichen Neuerungen und der gelegentlichen, aber niemals dauerhaften Umbenennung von Monaten nach späteren Herrschern, strukturell unverändert und bis 1582, also bis zur Gregorianischen Kalenderreform, in Gebrauch. Weder die Ersetzung des ‚nundinum‘, der Ach-Tage-Woche, durch die Sieben-Tage-Woche, noch die Neuerungen bezüglich der heidnischen, später christlichen Festtage, veränderten die Länge oder die Ordnung der Monate.

Betrachtet man abschließend die Kalenderreformen des Iulius Caesars, so klingen diese Reformen so selbstverständlich und einleuchtend, dass aus einer Dis-

<sup>39</sup> Holford-Strevens: Zeitrechnung, S. 53.

tanz von mehr als zweitausend Jahren, die ungeheure geistige und auch politische Leistung, kaum sachgerecht gewürdigt werden kann. Geradezu nebenbei reformierte Caesar den Kalender und bestritt zugleich, als einer der bekanntesten Eroberer aller Zeiten, seine Schlachten. Dass dabei kaum Zeit für sorgenfreie und ausgefeilte Studien und Reformpläne blieb, ist offensichtlich. Jedoch vermochte Caesar eine der grundlegendsten Kalenderreformen durchzuführen, die zum heutigen, universell bekannten und noch immer verwendeten Kalender führte.

### 2.1.3 Gregorianische Kalenderreform

Caesars Neuerungen beendeten zwar das frühere Chaos des alten römischen Kalenders, beinhalteten allerdings eine Überkorrektur. Denn obwohl der Julianische Kalender die Länge eines Sonnenjahres einführte und auch relativ exakt wiedergab, so existierte doch eine Differenz von ca. 11 Minuten gegenüber dem tatsächlichen tropischen Sonnenjahr ( $365^{\text{d}}5^{\text{h}}49^{\text{m}}$ ). Dies führte im Laufe der Jahrhunderte zu einer Differenz zwischen Jahreslauf und Kalender, der im 13. Jahrhundert schon über eine Woche betrug. Seit jener Zeit existierten Reformvorschläge, nach denen zur Korrektur eine Reihe von Tagen übersprungen und danach von Zeit zu Zeit Schaltjahre missachtet werden sollten, da der Julianische Kalender zu viele Schalttage enthielt.<sup>40</sup>

Jedoch scheiterten diese Reformen entweder an plötzlichen Todesfällen, wie bei Johannes Müller, dem großen, als Regiomontan bekannten Astronom, der kurz nach seiner Ankunft in Rom verstarb, ohne eine Reform zu entwerfen<sup>41</sup> oder durch die Unentschlossenheit der Universitäten, die sich nach der Anfrage von Papst Leo X. hinsichtlich einer Kalenderreform, zu keinerlei Empfehlung entschließen konnten. Alle Hoffnungen zerschlugen sich jedoch mit dem Ausbruch der Reformationskriege, da sich die katholische Kirche nun mit einer Bewegung konfrontiert sah, die einer klerikalen Gesetzgebung so kritisch gegenüberstand, dass sie den Päpsten keinesfalls das Recht einräumten, den von Caesar eingeführten Kalender zu reformieren:

---

40 Vgl. Adrian Braunbehrens: *Kalender im Wandel der Zeiten. Eine Ausstellung der Badischen Landesbibliothek zur Erinnerung an die Kalenderreform durch Papst Gregor XIII. im Jahr 1582.* Hrsg. v. d. Badischen Landesbibliothek Karlsruhe. – Karlsruhe: Selbstverl. 1982. S. 70/71.

41 Vgl. zu Regiomontan Kap. 2.2.2 der vorliegenden Arbeit.

Luther erklärte, jene Reform sei nicht Aufgabe der Kirche, sondern der christlichen Fürsten; damit keine Verwirrung gerade bei den Messeterminen entstünde, sollen sie aber nur gemeinsam oder gar nicht handeln. Dieser Ratschlag traf insbesondere auf das Deutsche, in viele Territorien zersplitterte Reich zu.<sup>42</sup>

Die christlichen Fürsten wurden jedoch nicht aktiv, genauso wenig vermochte es das ‚Konzil von Trient‘, welches von 1545 bis 1563 tagte, über die Reformen zu beraten. Immerhin wurde in der Schlussitzung die Frage nach der Kalenderreform indirekt vorangebracht, als dem damaligen Papst die Revision des ‚Missale‘, dem Messbuch und des Breviers, dem Gebetsbuch, aufgetragen wurde.<sup>43</sup>

Auf Grund dieses Konzilbeschlusses leitete Papst Gregor XIII. seine allgemeine Vollmacht ab den Kalender zu reformieren, da dieser auf der Grundlage von Mess- und Gebetsbuch erstellt wurde. Im Jahre 1578 wurde dieser Prozess von ihm in die Wege geleitet, welcher vier Jahre später, mit der Verkündigung der Bulle *Inter gravissimas* vom 24. Februar 1582 und der Verbreitung eines neuen Kalenders seinen Abschluss fand. Nicht also der Kaiser, wie es naturwissenschaftlich aufgeschlossene und kalenderreformfreundige Protestanten wünschten, sondern der Papst in Rom nahm sich des Problems in rascher und autoritärer Weise an, so dass die protestantischen Fürsten und Stände primär päpstliches Machtstreben witterten und nicht einsehen konnten, dass die naturwissenschaftliche Notwendigkeit im Vordergrund stand.<sup>44</sup>

Nichtsdestotrotz unternahm der reformfreundige Papst Gregor XIII. den mutigen Schritt, zehn Oktobertage, die den Überschuss des Julianischen Kalenders gegenüber des astronomischen Kalenders tilgten, einfach zu streichen. So folgte auf dem Donnerstag des 4. Oktobers 1582 der Freitag des 15. Oktobers 1582, um den Kalender dem tatsächlichen Sonnenjahr anzupassen. Gleichzeitig wurde von nun an der 21. März als fester Termin für den Frühlingsanfang bestimmt und legte damit den OSTERtermin fest. Einhergehend mit diesen Änderungen sorgten die neuen Regelungen für das Schaltjahr – nur noch die Säkularjahre sollten Schaltjahre sein, die ohne Rest

---

42 Holford-Strevens: Zeitrechnung. S. 57.

43 Vgl. Ebd. S. 57.

44 Vgl. Braunbehrens: Kalender. S. 71.

durch 400 teilbar sind – dass das Kalenderjahr nicht mehr vom Sonnenjahr abweichen konnte.<sup>45</sup>

Übernahmen die katholischen Länder diese Regelung sofort, ohne nähere Information über das ‚Warum‘ dieser Regelung zu erhalten, so entfachte hinsichtlich des autoritären Tons der Bulle in den protestantischen Ländern ein Sturm der Empörung und die vormals reformwilligen protestantischen Fürsten reagierten schließlich abwehrend auf den Text der Bulle, auch wenn es nicht wenige evangelische Astronomen gab, die die Entscheidung des Papstes begrüßten.<sup>46</sup> Gerade das konfessionell geteilte Deutsche Reich wurde durch die päpstlichen Entscheidungen noch mehr gespalten, die Kluft verschärfte sich und die päpstliche Bulle wurde mit Gegenargumenten bekämpft, die heutzutage teilweise unverständlich, ja geradezu lächerlich wirken. Durch Flugblätter und kleinere demagogische Druckschriften wurde im Volk die Ansicht verbreitet, dass die Reform bspw. ein Werk des Antichrist sei, keinerlei Daseinsberechtigung hätte und der Papst grundsätzlich nur mit seiner Macht spielen und auf diesem Wege auch über die protestantischen Gemeinden herrschen wolle. Mit falschen theologischen Argumenten versuchte man die bestehende Ordnung zu stützen und stürzte dadurch das bürgerliche Gemeinwesen in ein totales Kalenderchaos.<sup>47</sup> Denn auf der Grundlage, dass die einzelnen Territorien, bedingt durch die Führungsschwäche Kaiser Rudolfs II. – der in der Frage nach einer einheitlichen Einführung des neuen Kalenders versagt hatte – autonom über die Benutzung des neuen Kalenders in ihren Ländern entscheiden konnten, führte dies im Reich zu einer allgemeinen Verwirrung im Bereich der Datumsangaben. Die unterschiedlichen Fürstentümer verwendeten teilweise den neuen Kalender, teilweise blieben sie aber beim alten.<sup>48</sup>

Doch nicht nur im Bereich der Datumsangaben herrschte Verwirrung, brach der neue Kalender doch auch mit uralten Gewohnheiten und brachte die Wetterpropheten und die Termine des bäuerlichen Jahresablaufes, welche in den *Practica*

---

45 Vgl. Holford-Strevens: *Zeitrechnung*, S. 58.

46 Johannes Kepler, Tycho Brahe und Martin Chemnitz begriffen den neuen Kalender als naturwissenschaftlich exakt und der himmlischen Normen entsprechend stimmig. – Vgl. Braunbehrens: *Kalender*, S. 72.

47 Vgl. Ebd. S. 72.

48 Vgl. Wallenta: *Kalenderstreit*, S. 129.

erschieden, grundsätzlich durcheinander. Verständlich ist daher die Bauernklage eines Autors, der es am schlimmsten empfand, dass der Papst in den St. Urbanstag (25. Mai) eingegriffen hätte, dessen Wetter angeblich Aussagen über die Weinernte zuließ:

Hettest doch nur in seiner masse,  
S. Urbans tag vns bleiben lassen,  
Da wir Bawren vns trancken voll,  
So gefiel vns dein Kalender wol.  
Aber du hast den auch entzogen,  
Und mit dem Weinwachs vns betrogen.<sup>49</sup>

Diese Art von Polemik wurde zunächst seitens der katholischen Bevölkerung nicht sachlich zurückgewiesen, da diese selber nicht wusste, weshalb der päpstliche Erlass erfolgte. Erst allmählich setzte sich die Erkenntnis durch, auf welcher Grundlage die neuen Regelungen fußten. Trotz der daraufhin erscheinenden Schriften, die von katholischer, als auch von evangelischer Seite für den neuen Kalender warben, wütete der Kalenderstreit in den deutschen Städten und Fürstentümern weiterhin. In der Folge des 18. Jahrhunderts wurde dieser Streit aber nach und nach durch die Übernahme des Gregorianischen Kalenders beigelegt. Weltweit fand er allerdings erst im 20. Jahrhundert seine Anerkennung.

## 2.2 ÜBERBLICK ÜBER DEN DEUTSCHEN KALENDERDRUCK

### 2.2.1 Die ältesten deutschen Kalenderdrucke

Ungeachtet der zuvor erläuterten Kalenderreformen und der Entstehung der Zeitrechnung ist die Kenntnis der Geschichte des deutschen Kalenderdruckes unabdingbar für ein Verständnis der Entwicklung und Ausformung der so genannten Kalendergeschichten. Daher wird im folgenden Kapitel ein kurzer Überblick über die Entwicklung des deutschen Kalenderdruckes im Allgemeinen gegeben und auf die wichtigsten Entstehungsschritte sowie auf markante Persönlichkeiten im Bereich des Kalenderdruckes eingegangen.

Die Anfänge des deutschen Kalenderdruckes lassen sich, einhergehend mit der Erfindung des Buchdruckes, auf die Mitte des 15. Jahrhunderts datieren und ge-

---

49 Anonym. Zit. n. Braubehrens: Kalender. S. 72/73.

hören somit zu den frühesten periodischen Druckwerken. Unter den frühesten Drucken, die oft Gutenberg selbst zugeschrieben werden, befinden sich gleich vier Kalender: die *Mahnung der Christenheit wider die Türken* von 1454, der *Aderlaß- und Laxierkalender* von 1456, der *Cisianis zu deutsch* von 1457 und die *Astrologische Planetentafel*, etwa zwischen 1457 und 1459.<sup>50</sup> Zwar besaß jeder dieser vier Frühdrucke etwas von einem Kalender, konnte aber im eigentlichen Sinn nicht als Kalender gelten.<sup>51</sup> Zusammengenommen enthielten sie aber all das, was in späterer Zeit einen Kalender ausmachen sollte: der kirchliche *Cisianus* beinhaltete das Kalendarium, der *Laxierkalender* die Gesundheitsregeln, der *Türkenkalender* das Politische und der *Astronomische Kalender* die Practica.<sup>52</sup>

Ein Jahreskalender zur täglichen Benutzung war aber nicht vorhanden, da die damals existierenden Kalender, ob gedruckt oder handschriftlich angefertigt, 'Immerwährende Kalender' darstellten, wobei das Lesen einiges an Geschicklichkeit erforderte. Dieser Kalender war für jedes Jahr brauchbar, doch war es notwendig die beweglichen Feste selbst zu bestimmen und den Sonntagsbuchstaben und die Güldene Zahl geläufig zu handhaben.<sup>53</sup> Unter der Berücksichtigung der Lesefähigkeit des Volkes, sie entsprach in etwa zehn Prozent, ist offensichtlich, dass solche Kalender zu jener Zeit noch nicht den Status eines Massenmediums innehaben konnten.<sup>54</sup> Vielmehr waren sie für die kleine Gruppe der Gelehrten und Gebildeten konzipiert, die mit den komplizierten Berechnungen vertraut waren. Dass von 187 zeitgenössischen Kalendern 58 auf lateinisch verfasst und somit dem ‚gemeinen Mann‘ nicht zugänglich waren, macht diesen Sachverhalt umso deutlicher.<sup>55</sup>

Der Bauer, der des Lesens nicht fähig war, orientierte sich indes an eigenen Holzbrettchen oder Riemen, in der er die Zeitmarken einkerbte, wie Heinz Moritz

---

50 Rohner: Kalender. S. 23.

51 Vgl. zu den vier gutenbergschen Kalendern Alfred Dresler: Kalender=Kunde. Eine kulturgeschichtliche Studie. – München: Karl Thiemeig 1972.

52 Vgl. Rohner: Kalender. S. 23/24.

53 Vgl. Ebd. S. 25/26.

54 Vgl. Rolf Engelsing: Analphabetentum und Lektüre. Zur Sozialgeschichte des Lesens in Deutschland zwischen feudaler und industrieller Gesellschaft. – Stuttgart: Metzler 1973. S. 29.

55 Vgl. Rohner: Kalender. S. 26.



Gottlieb Grellmann, einer der ersten deutschen Volkskundler, in seiner Abhandlung *Wie man sonst Kalender schrieb* schildert:

Bauern und geringe Bewohner der Städte, wurden vor dem Eintritt eines Festes durch das Läuten zur Kirche unterrichtet und hielten zu Hause einen Stock, woran sie vom Anfang des Jahres an jeden Tag durch einen Kerb bemerkten, und nicht nur Sonn- und Festtage durch größere Einschnitte, sondern selbst auch die Veränderungen des Mondes durch besondere Zeichen, unterschieden. Andere nahmen statt des Stocks einen Riem oder Strick, in welchen sie täglich, je nach dem Unterschiede eines Sonn- oder gemeinen Tages, einen größern oder kleinern Knoten schürzten, um so ihre Tage zu berechnen.<sup>56</sup>

Oder sie verwendeten den so genannten ‚Mandlkalender‘<sup>57</sup>, der sich an Leseunkundige wandte, indem er fast alles in Bildern und Zeichen angab. Neben den Tagesheiligen zeigte dieser Kalender auch Symbole für das zu erwartende Wetter, das aus der Wetterbeobachtung in der Vergangenheit und aus Bauernregeln vorhergesagt wurde sowie für Arbeiten in der Landwirtschaft, wie Aussaat, Ernte, Weinlese oder Schlachtung und die Tageslänge bzw. den Sonnenaufgang und -untergang an.

Im Jahre 1513 publizierte der Nürnberger Drucker Peypus jedoch einen Jahreskalender, der als Einblattdruck gedruckt wurde und als Wandkalender zu benutzen war. Die daraufhin immer häufiger entstehenden Jahreskalender gaben zwar anfänglich nur die Daten der Neu- und Vollmonde an, nach denen die besten Tage für den Aderlaß, das Schröpfen und Purgieren bestimmt wurden.<sup>58</sup> Doch setzte sich auf diesen Laßtafeln sehr schnell das noch heute gültige Schema der Jahreskalender mit den Angaben der Tage und Monate durch. Gegen die Mitte des 16. Jahrhundert vollzog sich dann ein entscheidender Schritt in der Entwicklung des Kalenders und seines Formats:

Ein findiger Drucker kam damals auf die Idee, die Druckformen, die er für den gebräuchlichen Wandkalender gesetzt hatte, noch einmal zu verwenden. Der Wandkalender bestand gewöhnlich aus zwei aneinandergeklebten Bo-

---

56 Heinz Moritz Gottlieb Grellmann: *Wie man sonst Kalender schrieb*. – In: *Historische Kleinigkeiten zum Vergnügen und Unterricht aus der Zerstreung gesammelt*. – Göttingen: o.V. 1794. S. 4/5. Zit. n. Rohner: *Kalender*. S. 26.

57 Nach den kleinen Abbildungen von Heiligenfiguren (steirisch ‚Mandl‘ für Männchen) benannt, ist er die älteste Form des Bauernkalenders. Vgl. Kap. 2.2.4 der vorliegenden Arbeit.

58 Bis ins 18. Jahrhundert hinein waren dies die gebräuchlichsten Mittel der volkstümlichen Gesundheitspflege.

gen. [...] Es bedeutete nun keine Schwierigkeiten, die Druckblöcke der Monatskolonnen so zu umbrechen und in eine Druckform anzuordnen, daß die ausgedruckten Kalenderbogen zu einem Quartheft zusammengefaltet werden konnten. Ein handlicher Jahreskalender war damit geschaffen.<sup>59</sup>

Auf Grund ihrer Handlichkeit setzte sich dieses Kalenderformat schnell gegen die Einblattkalender durch. Obgleich zwar auch Kalender in kleineren Formaten, wie Oktav oder Duodez erschienen, blieb das Quart über die kommenden Jahrhunderte hinweg das bevorzugte Format der populären Kalender.<sup>60</sup>

### 2.2.2 Regiomontan, Colerus und Knauer

Einhergehend mit den neuen Möglichkeiten des Buchdruckes entwickelte sich auch der Kalendermarkt rasch und florierte durch die Entstehung unterschiedlichster Kalendertypen. Ein herausragendes Beispiel ist der Kalender des Regiomontan, im bürgerlichen Leben Camillus Johann Müller aus dem fränkischen Städtchen Königsberg, der in Nürnberg eine Privatdruckerei unterhielt, die seinen auf das Jahr 1474 entwickelten Kalender in lateinisch und deutsch setzte und 1475 in Umlauf brachte. Zwar erscheint die erste Auflage von circa 1000 Stück nicht gerade enorm, doch waren die Verkaufszahlen, unter Berücksichtigung eines Stückpreis von 12 Gulden, recht ansehnlich.<sup>61</sup> Betrachtet man dabei, dass dieser Kalender fast ein halbes Jahrhundert lang benutzbar war, so erklärt sich daraus, dass er trotz des stolzen Preises relativ gute Abnahme fand. Natürlich war die Abnahme wiederum auf den kleinen Adressatenkreis der Gebildeten beschränkt, die ihn sich einerseits leisten, andererseits auch anwenden konnten.

Denn der Kalender des Regiomontan gab nicht einfach ein grobes Kalendarium an, sondern den genauen Sonnen- und Mondlauf und verwendete antike Quellen wie das *Handbuch des Ptolemäus*.<sup>62</sup> Durch seine intensiven Studien, vor allem durch

---

59 Klaus Matthäus: Zur Geschichte des Nürnberger Kalenderwesens. Die Entwicklung der in Nürnberg gedruckten Jahreskalender in Buchform. – In: Archiv für Geschichte des Buchwesens. Hrsg. v. der Historischen Kommission des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels. Jg. 9. – Frankfurt a.M.: Buchhändler-Vereinigung 1969. Sp. 965-1396. Hier Sp. 998.

60 Vgl. Voit: Landkalender. S. 6.

61 Gleichzeitig wurde der Kalender vielfach übersetzt und nachgedruckt; Kalender warben mit seinem Namen, auch wenn sie nicht von ihm stammten. Vgl. Rohner: Kalender. S. 27.

62 Daraus ergibt sich natürlich die Weltsicht des ptolemäischen Weltbildes mit der Erde als Mittelpunkt des Universums, durch die die astronomischen Untersuchungen Regiomontans bestimmt

die Beobachtung und Messung von Kometen, konnte er detaillierte astronomische Angaben machen, wie etwa die Voraussage der Finsternisse zwischen 1475 und 1530 und lieferte in seinem Kalender anhangsweise Hilfsmittel und Anleitungen zur Zeitbestimmung, Figuren und Instrumentarium. Gleichzeitig verdeutschte er die Fachwörter des Kalenders und trug als Astronom und Mathematiker maßgeblich zur Entwicklung der deutschen Fachsprache in den Bereichen der Mathematik und Geometrie bei. Auch ist der Kalender des Regiomontan vielmehr ein mathematisches Werk denn Kalender im eigentlichen Sinne: Berechnungen für 57 Jahre in drei Zyklen von je 19 Jahren und einem Umfang von sechzig Seiten offenbaren die rechnerische Leistung des Kalenders, der aber noch keinerlei erzählerische Elemente enthält oder aus dem Bereich der *Practica* schöpft.<sup>63</sup>

Ein weiterer herausragender Vertreter der Kalenderhersteller ist ein Verfasser, der sich Johannes Colerus nannte und um 1592 einerseits eine *Oeconomica ruralis et domestica*, andererseits ein *Calendarium perpetuum es sex libri oeconomici* publizierte. Diese beiden Werke, welche bis ins 19. Jahrhundert hinein immer wieder neu aufgelegt wurden, galten im 17. Jahrhundert eigentlich mehr als Volksbücher, da nur zu Beginn der Werke ein so genannter ‚Cisianus‘<sup>64</sup> stand, denn als ausgesprochener Kalender, obwohl einige kalendarische Inhalte vorhanden waren:

Außerdem bringt das Buch Monatsreime, Wetterregeln und eine Menge von Anweisungen in Bezug auf Haus-, Feld- und Viehwirtschaft und die Ge-

---

wurden. Jedoch vermochte er mittels seiner ‚Ephemeridentheorie‘ ein unschätzbares Hilfsmittel für die Seefahrer zu erstellen, an der sich auch Kolumbus bediente. Vgl. Mensor Folkers, Andreas Kühne: Regiomontan. – In: Allgemeine deutsche Biographie & Neue deutsche Biographie. Gesamtregister auf CD-ROM. Hrsg. v. d. Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften u. der Bayerischen Staatsbibliothek. Bd. 21, Pütter-Rohlf. – Berlin: Duncker & Humblot 2003. S. 270/271.

63 Vgl. Ernst Zinner: Leben und Wirken des Johann Müller von Königsberg genannt Regiomontanus. Vom Verf. verb. u. erw. Aufl. – Osnabrück: Zeller <sup>2</sup>1968(= Milliarum 10,1).

64 Als ‚Cisianus‘ bezeichnete man ein Merkgedicht, vornehmlich in holprigen Hexametern verfasst und in 24 Merkverse unterteilt, welches bei der Datierung der unbeweglichen Heiligen- und Feiertage der römisch-katholischen Kirche half. Dabei umfassten der ‚Cisianus‘ ebenso viel Silben, wie das Jahr Tage hat; die Silben gaben entweder als Eselsbrücken einen Hinweis auf die lateinische Bezeichnung eines Feier- bzw. Heiligtags, meist dessen erste Silbe, oder sie waren Füllsel. Dann aber setzten sie den vorangegangenen Hinweis auf den Festtag fort, also als dessen zweite, dritte usw. Silbe oder markierten den Monat.

sundheit des Menschen, wobei auch der einzelne Tag oder an den Monat selbst geknüpfte Aberglaube überliefert wird.<sup>65</sup>

Stellte der ‚Cisianus‘ also nicht einen auf wissenschaftlichen Grundlagen beruhenden astronomischen Kalender dar, enthielt vielmehr nur ein Merkgedicht zum Auswendiglernen der kirchlichen Festtage, so war in ihm doch jedes konstitutive Merkmal der späteren Kalender enthalten, ausgenommen der ‚Kalendergeschichte‘. Merksprüche, Monatsreime, Anweisungen zu Landwirtschaft und menschlicher Gesundheitspflege und die Wetter- und Bauernregeln finden sich in den Kalender der folgenden Jahrhunderte in aller Ausführlichkeit.

Auch der *Hundertjährige Kalender* des Zisterzienserabtes Mauritius Knauer zu Langenheim im Bistum Bamberg stellt ein bedeutungsvolles Beispiel des frühen Kalenderdruckes dar und wird von zeitgenössischen Kalendern noch häufig vergleichend herangezogen.<sup>66</sup> Jedoch erhob dieser Kalender keinesfalls den Anspruch, auch wenn der Titel und spätere Drucker dies immer wieder verlauten ließen, ein Hundertjähriger zu sein. Vielmehr zeichnete der Abt zwischen 1652 und 1658 die von ihm, in einem eigens dazu errichteten Observatorium, dem so genannten ‚Blauen Turm‘, gemachten täglichen Beobachtungen über das Wetters auf. Nacht für Nacht blickte er hinauf zu den Sternen, notierte seine Beobachtungen in ein Tagebuch in dem Bewusstsein, wie sehr die Ernten auf den Feldern vom Wetter abhängig waren – und das Wetter von kosmischen Einflüssen. Dies tat er sieben Jahre lang; ein Zeitraum, der dem großen Rhythmus der Planeten entsprach, eine Periode, die nun wieder von vorne beginnen musste. Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn – jeder ‚Herrscher‘ am Himmel war ein Jahr lang an der Reihe gewesen. Daher musste der Kreislauf nun wieder von Neuem anfangen. Knauer glaubte demnach an die sieben Witterungs- und Jahresklassen, die wiederum durch die sieben Planeten bestimmt wurden. Jedoch hatte der Abt keineswegs den Planetenkalender erfunden, sondern

65 Hanns Bächtold-Stäubli u. Eduard Hoffmann-Krayer [Hrsg.]: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Bd. 4, Hieb- und stichfest – Knistern. – Berlin [u.a.]: de Gruyter [u.a.] <sup>3</sup>2000. Sp. 924-925. Zit. n. Rohner: Kalender. S. 28.

66 Vgl. Dresler: Kalender=Kunde. S. 24/25.

ihn nur übernommen und ging von der Annahme aus, dass diese Faktoren das Wetter und das Wachstum maßgeblich beeinflussten.

Neben den empirischen Studien bei der Erstellung des Kalendermanuskriptes bezog Knauer auch die Erkenntnisse anderer Literatur mit ein, indem er etwa das *Buch der Natur* des Konrad von Megenberg von 1475 und das *Wetterbüchlein* des Leonhard Reymann von 1508 zu Rate zog. Gleichfalls waren ihm der *Lucidarius*, veröffentlicht ab 1470 und die diversen Bauernpracticen bekannt.<sup>67</sup> Mit all diesen Mitteln versuchte Knauer also einen Kalender herzustellen, der lediglich das, was seit vielen Jahrhunderten als Zusammenhang zwischen ‚Himmel und Erde‘ bekannt war, für seine Heimat anwendbar zu machen. Gleichzeitig war es ihm ein Anliegen, den Mönchen seines Klosters und darüber hinaus den Bauern in Franken, Regeln an die Hand zu geben, die sie in die Lage versetzen sollten, den rechten Zeitpunkt für Saat und Ernte oder für Heu- und Weinpflege zu finden. So muss es verstanden werden, wenn der Abt über die Aufzeichnungen seines Wettertagebuches den anspruchsvollen Titel *Calendarium oeconomicum perpetuum* setzte – nicht etwa als hundertjähriger Kalender, sondern immerwährender praktischer Wirtschaftskalender oder wie er es selbst übersetzte: beständiger Hauskalender.<sup>68</sup>

Der Druck des Knauerschen Manuskriptes erfolgte erst 1704 in Kulmbach,<sup>69</sup> nachdem bereits drei Jahre zuvor unter Benutzung dieses Manuskript der Erfurter Arzt Christoph von Hellwig eine verstümmelte Abschrift herausgebracht hatte. Aus dem bis dato nur siebenjährigen Kalender gestaltete Hellwig einen sensationellen hundertjährigen, der schon in der ersten Ausgabe vor Druckfehlern strotzte und die ursprünglichen Aussagen des Abtes vielfach verfälscht wiedergab. Die Wettervorhersagen wurde durcheinander gebracht, so dass sie über Jahre hinweg nicht mehr stimmten. Knauer selbst gab sich in seiner Ausgabe bescheiden und äußerte über seine Be-

---

67 Vgl. Rohner: Kalender. S. 28.

68 Vgl. Ebd. S. 28.

69 Vgl. als Nachdruck Mauritius Knauer [Begr.]: Der echte 100-jährige Kalender. Nach Abt Mauritius Knauer. Bearb. u. hrsg. v. Robert Rothmann. – Leipzig: St.-Benno-Verl. 2006.

obachtungen: „Trifft nicht alles auf ein Nägelein zu, so wird sich doch das Meiste befinden, doch ist dem Allmächtigen Gott kein Ziel und Maß vorgeschrieben.“<sup>70</sup>

### 2.2.3 Kalendersteller und Hausväterliteratur

Orientierten sich die zuvor erläuterten Kalender oftmals an den kleinen Adressatenkreis der Gebildeten und der des Lateinisch mächtigen Schicht, so kann in der Ausformung des Kalenders zur Hausväterliteratur ein anderes Publikum als Konsument evaluiert werden. Der neue Kalendertypus sollte sich an den ‚gemeinen Mann‘<sup>71</sup> als Rezipienten richten und versuchte ihn als Käufer zu gewinnen, indem er gänzlich auf den Gebrauch des Lateinischen verzichtete; der Leser musste lediglich dazu in der Lage sein, das Deutsche wenigstens halbwegs lesen zu können. War ihm auch das nicht möglich, so besaß dieser immer noch die Option, sich den Kalender vorlesen zu lassen und die Regeln während des Zuhörens auswendig zu lernen. In einer gedächtnissicheren Zeit, in der das laute Lesen durchaus noch Tradition besaß, war dies nicht unüblich.<sup>72</sup> Einhergehend mit der Hinwendung bestimmter Kalender zu einem Publikum des bürgerlichen Standes, beeinflusste gleichfalls die in einigen Fürstentümern eingeführte Schulpflicht zum Ende des 17. Jahrhunderts den Anstieg der Lesefähigkeit in der Bevölkerung und somit das Vermögen, Kalender überhaupt zu verstehen.<sup>73</sup>

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts hatte sich der Kalender denn als fester Massenlesestoff etabliert und das Schreiben und Drucken solcher Werke wurde zu einem einträglichen Geschäft. Hierbei öffnete er sich, neben den rein kalendarischen Angaben, den Prognosen der *Practica* und den Anweisungen zum Aderlaß, auch Erzählstoffen unterschiedlichster Art, wobei es aber eher darauf ankam, „was sie erzähl[t]en,

---

70 Zit. n. Rohner: Kalender. S. 30.

71 Als ‚gemeiner Mann‘ wird hierbei die Schicht der gebildeten Bauern und Stadtbürger bezeichnet.

72 Vgl. inwiefern das laute Lesen des Kalenders dabei mit der mittelalterlichen Tradition der Oralpoetry in Verbindung gebracht werden kann Erich Schön: Der Verlust der Sinnlichkeit oder die Verwandlungen des Lesers. Mentalitätswandel um 1800. – Stuttgart: Klett-Cotta 1987. S. 99-113. u. Walter J. Ong: Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes. Aus d. Amerikan. übersetzt v. Wolfgang Schömel. – Opladen: Westdeutscher Verlag 1987.

73 Rohner schätzt die Anzahl der Lesekundigen zum Ausgang des 17. Jahrhundert auf etwa 30%. Vgl. Rohner: Kalender. S. 31. Siehe hierzu auch Hans Erich Bödeker u. Ernst Hinrichs [Hrsg.]: Alphabetisierung und Literarisierung in Deutschland in der frühen Neuzeit. – Tübingen: Niemeyer 1999 (= Wolfenbüttler Studien zur Aufklärung 26).

nicht wie sie erzähl[t]en“, während „das ‚Literarische‘ nur eine untergeordnete (oder gar keine) Rolle spielt[e]“<sup>74</sup>. Vor allem aber hatten sich die Grundfunktionen des Kalenders in ihrer vollen Breite entfaltet – Orientierung, Information, Bildung und Unterhaltung waren in ihm vereint.<sup>75</sup>

Er sprach die Hausmütter und Hausväter an, die Ökonomen eines landwirtschaftlichen Großbetriebes, indem er in aller Ausführlichkeit auf landwirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen einging, die die ländliche Oberschicht für ihr häusliches Leben bilden sollte. Hierbei setzte er ländliche Verhältnisse voraus, richtete sich also seinem Inhalt nach an die so genannten ‚gelehrten Bauern‘ und nicht etwa an die ungebildete Masse. Die Inhalte der so genannten Hausväterliteratur gründeten sich zudem auf die griechische Ökonomik und die römische Agrarlehre; gleichfalls gingen die Predigten über den christlichen Hausstand auf die Haustafeln und Briefe des Neuen Testaments zurück.<sup>76</sup> Es handelte sich dabei um dickleibige Werke, die nach den Angaben auf den Titelblättern das gesamte Wissen darboten, welches ein Hausvater für die Bewirtschaftung seines Landguts benötigte. Großes Gewicht wurde daher auf die Technik der verschiedenen Wirtschaftszweige wie Acker-, Wein- und Gartenbau gelegt, andere Beiträge behandelten wiederum religiös-moralische Fragen.<sup>77</sup>

Jedoch wird immer wieder vergessen, dass die deutschen Fürstentümer zu jener Zeit praktisch nur aus ländlichen Verhältnissen bestanden, selbst die Kleinstädte mit ihren Ackerbauern waren ländlich. Daher kann auch der Stadtbürger als ‚gelehrter Bauer‘ bezeichnet werden, an die sich der Quartkalender im 17. Jahrhundert vornehmlich richtete, wobei die Verbreitung der Schriftwerke gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges aber auch bis in ländliche und städtische Unterschichten reichte, an

---

74 Knopf: Alltages-Ordnung. S. 219.

75 Hans-Friedrich Foltin u. Britta Schirrmeister: Zeitweiser, Ratgeber, Geschichtenerzähler. Der Funktionswandel des Mediums Kalender in fünf Jahrhunderten. – In: Petra Bohnsack u. Hans-Friedrich Foltin [Hrsg.]: Lesekultur. Populäre Lesestoffe von Gutenberg bis zum Internet. – Marburg: Univ.-Bibliothek 1999 (= Schriften der Universitätsbibliothek Marburg 93). S. 29-42. Hier S. 38.

76 Vgl. Julius Hofmann: Die „Hausväterliteratur“ und die „Predigten über den christlichen Hausstand“. Lehre vom Haus und Bildung für das häusliche Leben im 16., 17. und 18. Jahrhundert. – Weinheim: Beltz 1959 (= Göttinger Studien zur Pädagogik 37). S. 5.

77 Vgl. Ebd. S. 63.

die sich bereits 1640 ein Nürnberger *Bauern- oder Land-Calendar* wendete.<sup>78</sup> Die Aussage eines Kalendermacher aus dem Jahre 1701, „daß es weit mehr die Bauern als die Bürger seien, welche alljährlich die Kalender kaufen“<sup>79</sup>, beinhaltet aber noch lange keine Aussage darüber, wie es um das Leseverhalten stand. Für den einfachen Mann niederen Standes, also gerade nicht den Hausvätern eines Großbetriebes, war der Kalender ein Gebrauchsartikel, den auch Fast-Analphabeten rezipieren und benutzen konnten. Dazu genügte eine rudimentäre Lesefähigkeit, wie man sie in Dorfschulen erwerben konnte. Kalenderlektüre stellte demnach eine Wiederholungslektüre dar; wer einen Kalender besaß war noch lange kein Leser. Das galt bis ins 19. Jahrhundert hinein.<sup>80</sup>

Die Kalendersteller hingegen, oftmals von den Druckern beauftragt, bestanden häufig aus der Schicht der gelehrten Doktoren; sie nannten sich Stadt-Physicus, Expertus, Astronomus & Medicus, Mathematicus & Medicus, etc. und vermischten medizinische Inhalte mit den Inhalten der Astrologie:

Hand in Hand mit der Entwicklung der Buchdruckerkunst nahm die Astrologie einen gewaltigen Aufschwung, behauptete einen großen Platz in der Gedankenwelt der gesamten Menschheit und machte sich die Medizin in weitgehendem Maße Untertan. Es ist daher auch kein Zufall, daß es früher vorzüglich Ärzte gewesen sind, die die Kalender verfaßt haben. Ein genaues Bild von diesen geistigen Regungen geben uns die Kalender jener Zeit. Erst um die Wende des 18. Jahrhunderts tritt ihr medizinisch-astrologischer Inhalt etwas zurück. Die Ansichten werden freier und spiegeln sich als solche auch in der Kalendergeschichte wider. Unter den Herausgebern finden sich allerhand Leute. Zumeist waren es, wie gesagt, Ärzte, die zugleich Astrologie trieben. Dann finden wir Mathematiker und Schullehrer.<sup>81</sup>

Zu diesen Berufen, innerhalb des Kreises der Kalendersteller, gesellte sich aber auch schon bald der Stand der Pfarrer, die gleichfalls Kenntnisse in der Volksmedizin besaßen und ihre Fähigkeiten im Kalender entsprechend ausformulierten. Grundsätzlich hing zu dieser Zeit das Renommee eines Kalenders nicht zuletzt von dem seines Autors ab, der seine Fähigkeiten gerne auf dem Titelblatt entsprechend vermerkte. Als

---

78 Vgl. Matthäus: Kalenderwesen. Sp. 1303. Vgl. zum Bauernkalender auch Kap. 2.2.4 der vorliegenden Arbeit.

79 Vgl. Ebd. Sp. 1285.

80 Vgl. Voit: Landkalender. S. 9.

81 Edouard Lombard: Der medizinische Inhalt der schweizerischen Volkskalender im 18. und 19. Jahrhundert. – Zürich: o.V. 1925. Zit. n. Rohner: Kalender. S. 32.



Autoren traten in dem Maße dann aber die Ärzte zurück, wie Medizin die astrologischen Prämissen freigab. Einhergehend mit dem Anstieg der Kritik am astrologischen Aberglauben im 18. Jahrhundert verschwanden auch die ausschweifenden Verfasserangaben auf dem Titelblatt oder wurden durch fiktive ersetzt – im Zeitalter der Aufklärung war es nicht mehr reputierlich einen Kalender zu schreiben.<sup>82</sup>

#### 2.2.4 Bauernkalender

Der deutsche Kalender ist von seiner Entwicklungsgeschichte her maßgeblich bäuerlicher Herkunft und leitet sich vom so genannten Kerbholz- und Mandlkalender ab. Nannte er sich zeitweilig Almanach, so kamen bereits kurz nach 1500 berufsbezogene Kalender auf, die sich in ihren Titelangaben eindeutig auf den Stand des Bauern bezogen und sich *Der Pawren Caleder*, *Newer Bawren Kalender* oder *Der new corrigierte Bawren Calender* nannten.<sup>83</sup> Doch ist die Berufsbezeichnung in der Titelangabe irreführend, da auch der kleinstädtische Handwerker nach Feierabend zumeist ein Bauer war und so seine Ernährung sicherstellen konnte. Auch der Städter hielt sich einen Bauernkalender, da der Kalender, neben den landwirtschaftlichen Arbeiten, gleichzeitig Termine, wie Los- und Schwendtage, Zahlungsfristen und Zeitpunkte zu denen man Dienstboten einstellen konnte, vermerkte.

Ein Bauernkalender, der sich an die einfachste Form hielt, kam normalerweise mit zwölf bis sechzehn Seiten aus und bestand aus einem zweiseitigen Kalendarium, indem die Feste durch rote Koloration gesondert hervorgehoben waren. Am Fuße des Kalendariums wurden schwarz-rote Monatsbilder gesetzt, die in späteren Kalendern Szenen des alltäglich-bäuerlichen Lebens zeigten; anschließend folgte eine Tabelle mit den Sonntagsbuchstaben und der Güldenen Zahl. Meist wurden lediglich die Versoseiten mit dem Kalendarium bedruckt, wohingegen die gegenüberliegenden Rektoseiten leer blieben und für eigene Notizen verwendet werden konnten. Bis ins 18. Jahr-

82 Auch im *Badischen Landkalender* und im *Rheinländischen Hausfreund* finden sich keinerlei Verfasserangaben; Hebel wird offiziell niemals erwähnt.

83 Vgl. Rohner: Kalender. S. 33/34.

hundert hinein war diese Form des Druckes weit verbreitet und wurde als so genannter Schreibkalender bezeichnet.<sup>84</sup>

Wohl schon bald nach dem Auftreten solcher Bauernkalender vereinigten sich diese Druckwerke mit einer anderen periodischen Druckschrift der Zeit, der *Practica*, die dann bis ins 19. Jahrhundert hinein ein fester, dem Kalendarium folgender Bestandteil, blieb.<sup>85</sup> Dass sich die so genannte Bauern-*Practica*, die ab 1508 nachweisbar ist und mit zahlreichen Übersetzungen und Nachdrucken bis ins 17. Jahrhundert hinein verbreitet wurde, gerade mit dem Bauernkalender verbündete ist nachvollziehbar; beschränkte sich dieses Druckwerk doch fast ausschließlich darauf, Vorhersagen über das Wetter zu treffen, welches für den Bauern ja lebenswichtig war. Gleichzeitig richtete sich die *Practica* nicht nach der Astrologie der Zeit, sondern wendete das als ‚volkstümlich‘ geltende Verfahren der *Lostage* an, um Aussagen über Ernteerträge, Frucht- und Unfruchtbarkeiten und abschließend über Kriegshandlungen oder erhofften Frieden zu machen. Somit orientierte sie sich am Jahreslauf der Witterungen, stellte daher nicht die Planeten und Aspekte in den Mittelpunkt, verfuhr vielmehr nach der kalendarischen Ordnung der Bauernkalender und fand in ihm eine ideale Plattform zur Publikation.<sup>86</sup>

#### 2.2.5 Historischer Kalender

Vereinigten sich im 16. Jahrhundert die Bauernkalender mit den *Practica* und entwickelten sich daraus die lehrhaften und nutzbringenden Interessen der Kalenderschreibung, so kann der Typus des Historischen Kalenders als weitere historische Grundlage bezüglich der Entwicklung der so genannten ‚Kalendergeschichte‘ gelten. Der erste in Deutschland publizierte Historische Kalender wurde durch den Reformator Paul Eber, einem Freund von Luther und Melanchton, in lateinischer Sprache eingeführt und erschien 1551 unter dem Titel *Calendarium historicum concriptum* in Basel. Dieser Kalender war so erfolgreich, dass nicht nur weitere Auflagen verlegt wurden, son-

---

84 Vgl. Voit: Landkalender. S. 6.

85 Vgl. zu einer ausführlichen Darstellung der Entwicklungsgeschichte der *Practica* Kap. 2.3.2 der vorliegenden Arbeit.

86 Vgl. Jan Knopf: Kalender im Wandel der Zeiten. – In: Braunbehrens: Kalender. S. 84-89. Hier S. 86/87.

dern Ebners Söhne im Jahre 1582 den Kalender in die deutsche Sprache übersetzten und dadurch eine noch größere Verbreitung gewährleistet wurde.

Der Typus dieses Kalenders ist denn auch der historisch erste Ort, an dem sich ‚erzählerische‘ Inhalte festmachen lassen, auch wenn es sich – nach dem Verständnis der Zeit – allein um historiographische Fakten handelte. Die Historischen Kalender erzählen bereits ausführliche Geschichten, oft auch ‚Wundergeschichten‘ genannt, ohne aber zum Texttypus ‚Kalendergeschichte‘ zu gehören. Vielmehr stellten sie für die Zeit gelehrte Historiographie dar, die durch moralisierendes Kommentar und der Exemplarität der beschriebenen Ereignisse konstituiert wurden.<sup>87</sup> Die Verbindung von Kalender und Historiographie erhält aber ab dem Jahre 1570 noch mehr an Gewicht, da zu diesem Zeitpunkt auch die Jahreskalender historische Inhalte aufnahmen, wobei über die Historie im Jahreskalender der Standpunkt des aufstrebenden Bürgertums markiert wurde, dass sich so seiner selbst versicherte bzw. tradierte.<sup>88</sup>

Im Gegensatz zum Jahreskalender, der als Gebrauchsbuch fungierte und am Ende seiner Laufzeit zumeist entsorgt wurde, war der Historische Kalender ein ‚ewigwährender‘, der durch die Verwendung der Sonntagsbuchstaben und Güldener Zahl Jahr für Jahr neu berechnet werden konnte. Jedoch lag der Sinn des Historischen Kalenders weniger darin, als praktisches Kalendarium zu dienen, sondern vielmehr historische Daten auf exemplarische Weise zu überliefern und eben nicht die

Chronologie im Fortlauf des geschichtlichen Prozesses zu markieren, sondern sie den jeweiligen Daten eine Tages zuzuordnen und so dem jahreszeitlichen Zyklus zu unterwerfen.<sup>89</sup>

Die Verbindung von Historie und Kalender kann daher kein Zufall sein, stellt der Kalender doch von jeher ein historisches Dokument dar, auf das die Historie jetzt Bezug nehmen konnte.

Historisch ist der Kalender insofern, als dass er keinen objektiven Zeitmesser oder Zeitweiser darstellt, sondern willkürliche Setzung durch den Menschen, der ihn gestaltet. Zwar gibt der Kalender die objektive astronomische Zeit wieder, die aber

---

87 Vgl. Knopf: Kalendergeschichte. S. 47.

88 Vgl. Ebd. S. 47/48.

89 Ebd. S. 48.

wiederum als ein bloßer Annäherungswert zu sehen und daher – wie die Zeiteinheit unserer Uhren – bloße Setzung ist, doch folgen seiner zeitmesserischen Einteilung keine objektiven Notwendigkeiten: bspw. beruht die Wocheneinteilung vollends auf Willkür und auch der so genannte ‚natürliche Tag‘ ist eine äußerst relative Erscheinung, die sich der geographischen Lage entsprechend ändert.<sup>90</sup> Die Verwechslung des vom Kalender eingeführten Systems, bzw. des Kalenders selbst, mit einer objektiven Zeit, beruht daher auf der regulativen Macht des einmal so festgelegten Zeitabschnittes. Denn erst durch das allgemein geltende Reglement wird die kalendarische Zeiteinteilung objektiv:

Die historische Setzung des Kalenders hat, weil sie Konvention geworden ist, ganz entschieden das Leben und Bewußtsein der Menschen geprägt – als eine objektive. Anders gesagt: unser Leben steht weniger unter dem objektiven Zeitzwang der Kalender (dafür sind die Uhren da) als vielmehr unter der sich im Kalender niederschlagenden historischen und bürgerlichen Ordnung. Festtage, Werktage, Arbeitszeiten, Wochenenden, Sonn- und Gedenktage, Sendezeiten, etc. sind keine objektiven Zeiten, sondern Festlegungen von Konventionen, die gleichwohl sehr real wirken.<sup>91</sup>

Als historisches Dokument ist der Kalender also geradezu prädestiniert, selbst Historie aufzunehmen und Geschichtskalender zu werden, offenbart dabei aber ein neues Geschichts- bzw. historisches Bewusstsein, welches die ahistorischen Glaubenssätze der Kirche außer Kraft setzt und sie einerseits aus aller Empirie, andererseits aus ihrer beschränkten Nachweisbarkeit verweist.<sup>92</sup> Entscheidend für den historischen Kalender ist daher nicht der Inhalt der einzelnen Histörchen, sondern ihre neue Ordnung. Die Ereignisse werden eben nicht mehr gleichberechtigt nebeneinander gestellt und als jeweilige Zeichen für den göttlichen Heilsplan gedeutet, sondern durch eine kalendarische Ordnung bestimmten Tagen zugeordnet; sind unter dem Zyklus des Jahreslaufs dem Prinzip der Wiederholung unterworfen:

ihre Exemplarität bezieht sich nicht mehr auf die Heilsgeschichte, sie erhält vielmehr nachprüfbare (sozusagen) Beweiskraft, indem die jahreszeitliche Wiederholung der Ereignisse als bestimmender Faktor ihrer Ordnung auftaucht und die Ereignisse selbst nicht mehr aufgrund ihres ursprünglichen

90 Vgl. Knopf: Geschichte. S. 65.

91 Ebd. S. 65.

92 Zu den ahistorischen Glaubenssätzen der Kirche und der Bedeutung der Heilsgeschichte für den Kalender Vgl. Kap. 2.3.2 der vorliegenden Arbeit.

Zusammenhangs im geschichtlichen Prozeß gesehen werden, sondern nun in Verbindung über den jeweiligen Tag.<sup>93</sup>

Die lineare Anordnung der heilsgeschichtlichen Entwicklung muss nun einer zirkularen Wiederholung weichen und die jeweils neuen Ereignisse der Zeit, die der Kalenderbenutzer in den freien Raum einträgt, werden daher durch die vorangegangenen Ereignisse desselben Tages sozusagen präfiguriert.<sup>94</sup> Die zyklische Ordnung der historischen Daten kann als ein Versuch angesehen werden, überhaupt eine bestimmte und nachvollziehbare Ordnung in die Geschichte zu bekommen, wobei diese Ordnung nun nicht mehr durch den göttlichen Heilsplan, sondern durch eine von Menschen gemachte Ordnung konstituiert wird.

Auf Grund dessen kann der Historische Kalender bzw. die Verbindung von Kalender und Historie als eine typisch frühbürgerliche Erscheinung angesehen werden, die bestrebt ist, Gesetzmäßigkeiten des historischen Prozesses zu bestimmen, welcher im Prinzip der Wiederholung steht. Gleichzeitig wird das Bedürfnis des Bürgertums offenbar, die eigene „tatsächliche Leistung in der produktiven Tätigkeit“<sup>95</sup> historisch zu legitimieren. Dass der Historische Kalender dabei das 17. Jahrhundert nicht überlebt hat, ist aber nachvollziehbar, bedenkt man die im 18. Jahrhundert aufkommende Vorstellung vom ‚Fortschreiten der Geschichte‘ und einhergehend damit die Suche nach gänzlich anderen und neuen immanenten Zusammenhängen; der Erfolg dieser Suche aber basiert auf dem Geschichtsbild des Historischen Kalenders.

#### 2.2.6 Hinkende Boten

Typisch deutsch und aus dem Bauernkalender hervorgegangen ist der Kalendertypus des ‚Hinkenden Boten‘.<sup>96</sup> Ursprünglich ein Zeitungstitel, in Braunschweig für 1607 nachgewiesen, avancierte er 1640 erstmals zum Kalendertitel *Hinckender Post-Botte Vnd kleiner wahrhaffter Post-Reuter/ welcher Zeitung bringt/ Oder Deutscher Wahrsager und Prophet, welcher verkündiget Was an Krieg und Frieden im Jahr Christi 1640 sich*

93 Knopf: Kalendergeschichte. S. 49.

94 Vgl. Ebd. S. 49.

95 Ebd. S. 52.

96 Vgl. zur Übersicht über verschiedene ‚Hinkende Boten‘ Hermann Bertlein [Bearb.]: Der „Hinkende Bote“ und seine Nachkommen. Lesekalender als Volksliteratur. Stadtbibliothek Worms, Ausstellung 4.11.1987 bis 15.1.1988 im Haus zur Münze. – Worms: Stadtbibliothek 1987.

*begeben vnd zugtragen vnd welcher Theil die Victoria vnd Vberwindung/ Astronomischer Muthmasung nach/ erhalten wird. Deßgleichen was man für schwere Krankheiten vnd grossses Sterben zu gewarten. Bereits für 1587 ist aber schon, wie üblich ohne Nennung des Druckortes, bezeugt: Post-Reuter, der ich bin genandt, dem Hinckenden Bothen wol bekand [...].<sup>97</sup>*

Postreuter und Hinkender Bote sind demnach gleichermaßen bekannt und wirken einträchtig nebeneinander, wobei sich der Hinkende Bote gegen Ende des 16. Jahrhunderts zu einer beliebten volkstümlichen Figur herausbildet; ähnlich dem Hanswurst oder dem deutschen Michel. Dass dieser Bote, der ja eine hinkende Gestalt darstellt, mit dem Postwesen in Verbindung gebracht wird, erscheint jedoch ziemlich paradox, bedenkt man nicht den geschichtlichen Hintergrund seiner Entstehung. Denn die Darstellung des Hinkenden Boten ist unter Berücksichtigung der Kriegswirren zu begreifen, in der tausende invalide Soldaten ihren Lebensunterhalt mit Hausieren bestritten oder mit verschiedenen Botengängen beauftragt wurden; sie verdienten ihr Geld als Kolporteur, indem sie mit ihren Bauchläden über die Dörfer zogen, der mit Kalendern, Zeitungen, Haushaltungsbüchlein, medizinischen Ratsschlägen und nicht zuletzt auch, natürlich im Geheimen, mit Erotika bespickt war. Diese ‚hinkenden‘ Boten sorgten für eine massenhafte Verbreitung der Lesestoffe und so kam es, dass die von ihnen verkauften Schriften schon bald mit ihrem Namen gleichgesetzt wurden.

Erst ab 1680 entstanden regelmäßige Fahrposten, die Sendungen mitnahmen; zuvor war der Postreuter – ein konkurrierender Kalendertitel – derjenige, der die Briefschaften austrug und in seiner Darstellung als schneller Reiter auf sein rasantes Tempo anspielte. Da es dem Kalender jedoch nicht auf Schnelligkeit ankam, zog er im Laufe der Zeit die bedächtigere Figur des Hinkenden Boten vor, der zum Inbegriff der Geduld wurde, wie es sich an folgenden Sprichwörtern veranschaulichen lässt:<sup>98</sup>

Der hinkende Bote kommt nach./ Der hinkende bot kompt allzeit hernach  
vnd bringt die gewisseste Zeitung./ Der hinkende Bote bringt die Wahrheit./  
Der hinkende Bote kommt ebenso weit./ Der hinkende Bote kommt hin-

<sup>97</sup> Vgl. Rohner: Kalender. S. 39.

<sup>98</sup> Vgl. Ebd. S. 33.

tendrein mit halben Armen und halben Bei'n./ Der hinkende bode komt  
achternan./ Hinkende Boten lügen nicht./ Man muß den hinkenden Boten  
abwarten./ Der hinkende Bote ist noch nicht dagewesen./ Der hinkende  
Bote kommt.<sup>99</sup>

Die Titelgestaltung, meist von einem stelzbeinigen Boten dominiert, der auf Wander-  
schaft seine Heftchen feil bietet, erlaubt mannigfaltige Konnotationen. Der Bote  
konnte stolpern, war, obwohl hinkend, doch eilfertig, kam mit Weile voran und un-  
terhielt auf seinem Weg die Lauschenden mit seinem Kalender. In Berlin verliert der  
Bote jedoch seine Anonymität, wird zur stehenden Figur des Tobias Redlich, andern-  
orts zu Anton Sorgmann.<sup>100</sup> Hierbei präsentiert sich der Bote nicht nur als Überbrin-  
ger der Nachrichtensammlung, sondern auch als derjenige, der die Informationen ge-  
sammelt und verfasst hat; ist demnach Kolporteur und Redakteur in einer Person. Als  
Wissenschaftler und Geschichtsschreiber auf der einen, als ‚Mann aus dem Volke‘ auf  
der anderen Seite, erfüllt die Erzählerfigur des Hinkenden Boten die Rolle eines Mitt-  
lers, der die Neuigkeiten aus Politik und Wissenschaft dem Erfahrungshorizont seiner  
wenig alphabetisierten Leserschaft anpasst. Insbesondere im letzten Drittel des 18.  
Jahrhunderts präsentiert sich die Figur des Hinkenden Boten als ‚aufgeklärter Bera-  
ter‘, der neben den Informationen und Ratschlägen über landwirtschaftliche Belange,  
seinen Lesern durch anschauliche Beispielgeschichten die wesentlichen Ideen der Auf-  
klärung nahe bringt.<sup>101</sup>

Gleichzeitig wurde der hinkende Bote in der Fiktion des Kalenders mit einer  
weiteren wichtigen Funktion ausgestattet, indem er nicht nur als Überbringer und  
Verfasser von Nachrichten fungiert, sondern auch als derjenige, der die enthaltenen  
Nachrichten seinen (fiktiven) Zuhörern mündlich vorträgt. Demnach übernimmt er  
die Rolle des Mittlers und formuliert sich als Bindeglied zwischen schriftlicher und

---

99 Karl Friedrich Wilhelm Wander [Hrsg.]: Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für  
das deutsche Volk. Neudr. der Ausg. Leipzig 1867-1880. Bd. 1. – Aalen: Scientia 1963. Zit. n.  
Rohner: Kalender. S. 39.

100 Vgl. Voit: Landkalender. S. 33.

101 Vgl. Susanne Greilich: Der Hinkende Bote/ Messenger boiteux: Struktur, Spezifika und Entwick-  
lung eines populären Almanchtyps. – In: Populäre Kalender im vorindustriellen Europa: Der  
„Hinkende Bote“/ „Messenger boiteux“. Kulturwissenschaftliche Analyse und bibliographisches  
Repertorium. Hrsg. v. Susanne Greilich u. York-Gothart Mix. – Berlin [u.a.]: de Gruyter 2006.  
S. 9-43. Hier S. 16/17.

mündlicher Kultur. Die Gestaltung der Kalender verdeutlicht dies insofern, als dass der narrativ-berichtende Textteil der Hinkenden Boten sich wie eine Fortsetzungsschicht präsentiert,

die alljährlich wieder aufgenommen wird, wenn der Bote – als Erzähler des Volkskalenders wie auch als Kolporteur aus Fleisch und Blut – in das Dorf oder die Stadt seiner Leser zurückkehrt.<sup>102</sup>

Die 83 verschiedenen Volkskalender, die vom 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in Frankreich, der Schweiz und in Deutschland unter dem Namen ‚Messager boiteux‘ bzw. ‚Hinkender Bote‘ herausgegeben wurden, vereinen also weit mehr als ihren Titel und die Abbildung des einbeinigen Kolporteurs auf dem Umschlag. Die Wahl des ‚Hinkenden Boten‘ als Figur und Namensgeber, ordnet die Publikation einem Kalendertypus mit bestimmten strukturellen und inhaltlichen Merkmalen zu, der den Verlegern als „werbendes Aushängeschild und den Konsumenten als Qualitätsgarantie galt“<sup>103</sup>. Der Name und die Figur standen für eine gewisse Art der Informationsaufbereitung und -vermittlung sowie für bestimmte, immer wiederkehrende inhaltliche Elemente. Der Käufer wusste also, was ihn erwartete.

Oft wurde der schlichte Titel jedoch zeitgemäß aufgeschwellt und die Adressaten gesondert angesprochen. Entsprang der Hinkende Bote ursprünglich dem Bauernkalender, so ist nachvollziehbar, dass dieser Adressatenkreis zunächst auf das ländliche Volk gemünzt war. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wandte sich der Kalender, auch in seiner Titelgebung, explizit an das Bürgertum: bspw. lautet der Untertitel des *Lahrer Hinkenden Boten* ab 1801 *Historischer Kalender für den Bürger und Landmann*.<sup>104</sup> Bürger und Landmann, das konnte nur heißen, dass der Kalender sich für Jedermann anbot; Ziel war es doch, den Käufer, gleich welchen Standes, zu unterhalten, denn Unterhaltung wurde im Untertitel schon regelmäßig versprochen.<sup>105</sup>

---

102 Greilich: Hinkende Boten. S. 17.

103 Ebd. S. 12.

104 Vgl. Rudolf Schenda: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770-1910. – Frankfurt a.M.: Klostermann 1970 (= Studien zur Philosophie und Literatur des neunzehnten Jahrhunderts 5). S. 279-287. u. Ders.: Die Lesestoffe der kleinen Leute. Studien zur populären Literatur im 19. und 20. Jahrhundert. – München: Beck 1976 (= Beck'sche Schwarze Reihe 146).

105 Vgl. Rohner: Kalender. S. 40-42.



### 2.2.7 Kalender der Aufklärung

Um die Inhalte der Kalender, primär den unterhaltsamen Teilen, entbrannte in der Mitte des 18. Jahrhunderts eine breitere Diskussion, als die Aufklärer – vornehmlich Gelehrte, Pfarrer und Lehrer – den Kalender als schulmeisterliches Podium entdeckten und ihn für die Volkserziehung nutzen wollten.<sup>106</sup> Diese Volkserzieher intensivierten die schon bestehende Kritik am Kalender-Aberglauben und zielten auf eine Abschaffung der *Practica*, Aderlaßanweisungen, etc., da sämtliche irrationalen Ansichten über häusliche und wirtschaftliche Dinge und den sonstigen Erscheinungen des Lebens bekämpft wurden. Vielmehr sollten an Hand der Vernunft die entsprechenden Ursachen gefunden werden und die begründete menschliche Erfahrung an die Stelle des kosmischen Glaubens treten. In einem Mannheimer Kalender auf das Jahr 1766 heißt es daher:

Man hat seit undenklichen Zeiten eine Menge von Methoden erfunden, das Wahre eines Calenders mit zufälligen Sachen zu vergrößern. Der Bauernstand war die vorzüglichste Ursache davon. [...] außer einigen geistlichen Werken ist der Calender das einzige Buch, so sie alljährlich kaufen, und viele haben sich dieser Gelegenheit bedienen wollen, diese so nützliche und nöthige Leute auch von anderen Sachen zu unterrichten. Wie unglücklich man in der Wahl dieser Materie gewesen, zeigt die jährliche betrübte Erfahrung. Unsere Calender enthalten die schlechtesten Sachen, die traurigsten Beweise, wie vormals der Aberglauben die Vernunft beherrscht, und in einer Zeit, wo man alle diese Vorurteile ablegte, in einer solchen Zeit theilet man sie gleichwohl alle Jahre seinen Mitbürgern als gewisse Wahrheiten mit.<sup>107</sup>

Oder man forderte bspw. im Jahre 1798,

daß man vermittelt derselben [der Kalender; Anm. d.V.] die Stadt, und Landwirtschaft, die Manufacturen und Fabriken, Handwerke und Gewerbe, und überhaupt den ganzen Nahrungsstand, durch Ertheilung guter Anweisung und Unterrichtes immer mehr zu fördern [...] suche. Die Polizey muß also verschiedene Arten von Kalendern veranstalten, denn ein jeder Stand will seinen besonderen Kalender haben [...]<sup>108</sup>

106 Vgl. zur ausführlichen Darstellung der aufklärerischen Tendenzen in Hebels *Rheinländischen Hausfreund* Kap. 5.1 der vorliegenden Arbeit.

107 Mannheimer Kalender auf das Jahr 1766. Zit. n. Hellmut Kohlbecker: *Allgemeine Entwicklungsgeschichte des badischen Kalenders in der Zeit von 1700 bis 1840*. – Baden-Baden: o.V. 1928. [Zugl. Univ.-Diss. Freiburg i. Br. o.J.] S. 21.

108 Johann Krünitz: *Ökonomische Enzyklopädie*. T. 32. – Brünn: o.V. 1789. S. 547 ff. Zit. n. Inga Wiedemann: „Der hinkende Bote“ und seine Vettern. Familien-, Haus- und Volkskalender von 1757 bis 1929. *Katalog der Kalendersammlung des Museums für Deutsche Volkskunde*. – Berlin: Kühn & Söhne 1984 (= Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin 10). S. 13.

In dem Maße, wie der Kalender-Aberglauben reduziert und verbannt wurde, gewann der Lektüreteil an Umfang und Bedeutung; die Lesematerie – so der zeitgenössische Ausdruck – wurde zur stärksten Sektion. Auf Betreiben der Volksaufklärer und einhergehend mit den Geschehnissen der Französischen Revolution und den dadurch verschärften Zensurbestimmungen, standen um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert die meisten Kalender „unter besonderer Aufsicht des Staates“<sup>109</sup>; sie unterlagen einer rigiden Kontrolle und Überwachung. Ihr begegneten die Kalendersteller mit einer Reduktion der zum Teil nun riskanten zeitgeschichtlichen Jahresrückblicke und einer Ausweitung der haus- und landwirtschaftlichen Ratschläge oder, etwas lesefreundlicher, einem höheren Angebot an erbaulichen Erzählungen, amüsanten Anekdoten und Gedichten.

Diese Entwicklung, Kalender unter obrigkeitlicher Direktive oder durch eine Erziehungsinstitution des Staates redigieren zu lassen, kam den Bestrebungen der Volksaufklärer nur zu Gute. Viele der volksaufklärerischen Projekte waren als Initiativen konzipiert, die von vornherein auf praktische und finanzielle Unterstützung des Staates bauten bzw. angewiesen waren. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts entbrannte denn auch vielerorts eine Diskussion um die Inhalte der Kalender, wobei es als vorrangig angesehen wurde, dass der Kalender „zum gemeinen Nutzen brauchbarer und schicklicher eingerichtet werden“<sup>110</sup> müsse. Dabei betraf dies nicht nur die Verbesserung des inhaltlichen Angebotes, gleichfalls diskutierte man auch über die formalen Aspekte wie Druckeinrichtung und sprachlicher Stil.

So sehr die Diskussion aber in Gange war und sich die jeweiligen Ansichten der Aufklärer unterschieden, so liefen sie schließlich doch immer darauf hinaus, den Kalender als Lehr- und Agitationsinstrument zu verwenden und dem Volk ‚nützliche Kenntnisse‘ zu vermitteln. Die Betonung der Wissensvermittlung war aber keineswegs neu – schon im 17. Jahrhundert vermittelte der Kalender Wissen. Neu war viel-

---

109 Fritsch: Calender. – In: Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. Hrsg. v. J. S. Ersch u. J. G. Gruber. Tl. 14. – Leipzig: o.V. 1825. S. 121-129. Hier S. 128. Zit. n. Voit: Landkalender. S. 12.

110 Spiess: 1766. S. 202/203. Zit. n. Voit: Landkalender. S. 56.

mehr, „die dezidierte volkspädagogische und gesellschaftspolitische Zielrichtung“<sup>111</sup>. Der Kalender bot seinen Lesern nun nicht mehr das, was sie lesen wollten, sondern vermittelte Informationen und Instruktionen. Diese sollten sich als ‚zweckmäßig‘ erweisen und auf die untergeordneten Position des Konsumenten im Gefüge der Ständegesellschaft Bezug nehmen, wie sich an folgender Äußerung eines Volksaufklärers aus dem Jahre 1786 feststellen lässt:

Aufklären heißt mir: das Volk gerade so klug, so verständig zu machen, und ihm so viele nützliche Kenntnisse von Sachen mittheilen, als es gerade braucht, um in seinem Stande, nach allen Verhältnissen, so brauchbar, zufrieden und nützlich zu werden, als es selbst werden kann, und andere, also auch der Staat und die Gesellschaft, durch dasselbe werden sollten.<sup>112</sup>

Volksaufklärung konnte in diesem Sinne aber nur eine verhältnismäßige Aufklärung darstellen, da es das Volk in seinem Stande beließ und ihm nur in diesem Rahmen Möglichkeiten zur Anwendung des viel zitierten „Sapere aude“ offenbarte.<sup>113</sup>

Durchaus bewusst waren sich aber die meisten Kalenderkritiker über den Umstand, dass eine Vermittlung der volkspädagogischen Impulse nur dann zu gewährleistet sei, wenn ein gewisser Unterhaltungswert in den Geschichten bewahrt bliebe; dies aber nur unter der Berücksichtigung einer neuen Funktionalisierung der Erzählungen nach der entsprechenden Zielsetzung. Denn „freilich kann man, solange man Mensch ist, ohne sinnliche Neigungen nicht leben, aber durch Vernunft soll man sie leisten“<sup>114</sup>. Die herkömmlichen Historien und Sensationsberichte, wie etwa die ‚denkwürdigen‘ Ereignisse aus der jüngsten Vergangenheit, erfüllten diesen Anspruch nicht und besaßen in den Augen der Aufklärer lediglich einen ‚unnützen‘, bloß ablenkenden Charakter, der keine „erbauliche Nahrung für [...] Verstand und [...] Herz“<sup>115</sup> bot.

Stattdessen empfahl man Erzählungen und Berichte über Ereignisse aus der vaterländischen Geschichte, in der Form von

---

111 Voit: Landkalender. S. 56.

112 Zerrener 1786. S.21. Zit. n. Voit: Landkalender. S. 56.

113 Vgl. Heinz Otto Lichtenberg: Unterhaltsame Bauernaufklärung. Ein Kapitel Volksbildungsgeschichte. – Tübingen: Tübinger Vereinig. f. Volkskunde 1970 (= Volksleben 26). [Zugl. Tübingen, Univ.-Diss. 1970]. S. 16-29.

114 Katholischer Kalender Freiburg. 1792. Zit. n. Kohlbecker: Kalender. S. 26.

115 Anonym: Bemerkungen. 1787. S. 51. Zit. n. Voit: Landkalender. S. 57.

einfältige[n], faßliche[n], aber allzeit lehrreiche[n] Erzählungen aus dem gemeinen Leben entweder von der guten oder bösen Seite, Erdichtungen, Fabeln, Gespräche, ausgesuchte Antworten, kurze Briefe usw.<sup>116</sup>

Die neuen Inhalte hatten der ‚sittlichen‘ Erziehung des Bauern, bzw. des Volkes zu dienen, sollten als moralisierende Erzählungen dem ‚gemeinen Mann‘ solche Tugenden anpreisen, die ihm zu einem ehrbaren und nützlichen Mitglied in der Gesellschaft machen, nicht etwa Eigenschaften, die eine Einzelperson als solche betrafen.<sup>117</sup>

Politisches Zeitgeschehen und zeitgeschichtliche Erzählungen verschwanden zwar nicht gänzlich aus den Kalendern, nahmen aber mehr und mehr ab; im gleichen Maße wie die Publikationen der *Practica*. Von einer kritische Berichterstattung der aktuellen Ereignisse oder gar einer emanzipatorisch-politischen Aufklärung war im Kalender weder vor noch nach 1789 Platz. Allenfalls durfte erläutert werden, dass die momentanen Umstände zwar nicht vollkommen, aber dennoch die bestmöglichen seien. Volksaufklärung im Kalender blieb daher meist ‚vorphilosophisch‘ und ging nur selten über herrschaftskonforme pragmatische Ratschläge hinaus, beschränkte sich zu meist auf Instruktionen zur Bewältigung des alltäglichen Lebens.<sup>118</sup>

Die anhaltenden und immer wiederholten Reformvorschläge, die bis ins 19. Jahrhundert hinein zu einer Verbesserung der Kalenderlandschaft beitragen sollten, bezeugen den Widerstand des Mediums hinsichtlich den Bestrebungen der Aufklärung. Der Leser nahm die Reformbestrebungen von oben nicht eben enthusiastisch an. Wo immer die traditionellen ‚abergläubischen‘ und ‚historischen‘ Inhalte eines Kalenders zu rasch oder zu stark verdrängt wurden stagnierte der Absatz und die Ablehnung des Konsumenten wurde spürbar.<sup>119</sup> Der eingeführte Kalenderzwang zu Absatzsicherung des *Badischen Landkalenders* betreffend, verdeutlicht dies augenscheinlich.

---

116 Anonym: Verbesserungen. 1766. Sp. 836. Zit. n. Ebd. S. 57.

117 Vgl. Kohlbecker: Kalender. S. 25.

118 Vgl. Wolfgang Ruppert: Volksaufklärung im 18. Jahrhundert. – In: Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Begr. v. Rolf Grimminger. Bd. 3. – München, Wien: Hanser 1980. S. 341-361. Hier S. 344.

119 Vgl. Reinhard Wittmann: Buchmarkt und Lektüre im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge zum literarischen Leben 1750-1880. – Tübingen: Niemeyer 1982 (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 6). S. 174/175.

Zwar konnte sich kein Kalender den aufklärerischen Inhalten gänzlich entziehen – es erschienen zunehmend Aufsätze mit landwirtschaftlichen Verbesserungsvorschlägen, Belehrungen wirtschaftlicher und medizinischer Art, naturkundliche Beiträge und Erzählungen über vorbildliches Sozialverhalten – jedoch überwogen Texte dieser Art nur sehr selten den Anteil an Berichterstattungen über das ‚Weltgeschehen‘ oder historische ‚Denkwürdigkeiten‘ aus dem Vorjahr. Die Versuche, einen gänzlich neuen Kalender zu schaffen und die alte Kalenderform vollkommen aufzugeben scheiterten meist nach ein oder zwei Jahrgängen an den mangelnden Absatzzahlen. Die somit entstandenen wirtschaftlichen Defizite stoppten schon bald den Eifer der Volksaufklärer, die „Gesinnung des Menschen zu ändern“<sup>120</sup>.

#### 2.2.8 Volkskalender im 19. Jahrhundert

Als sich das System der Druckprivilegien in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts allmählich aufzulösen begann und Kalenderzwänge vielerorts abgeschafft wurden, entwickelte sich in den Staaten Deutschlands in ersten Ansätzen ein freier Binnenmarkt. Hierbei konnten die privilegierten Reformkalender mit ihren teils recht zähen und präskriptiven Belehrungen und Moralitäten nicht mehr bestehen; die Popularität der unterhaltsamen Kalender obsiegte.<sup>121</sup> Auf Grund dieser Tatsachen wandten sich renommierte Autoren wieder dem Kalender zu und hauchten ihm neues Leben ein; Heinrich Zschokke, Johann Peter Hebel, Jeremias Gotthelf, Alban Stolz oder Berthold Auerbach redigierten und lieferten Beiträge, ebenso wie Ludwig Anzengruber, Gottfried Keller, Peter Rosegger und Emil Rosenow – um nur die bekanntesten Namen zu nennen.<sup>122</sup> Ganz zu Recht kann man daher das 19. Jahrhundert als die eigentliche Zeit der ‚Kalendergeschichte‘ bezeichnen.<sup>123</sup>

---

120 Voit: Landkalender. S. 59.

121 Vgl. zum Popularitätsbegriff im Zusammenhang mit der Volksaufklärung und Kalenderwesen Guido Bee: Popularität und Volksaufklärung um 1800. – In: Volksaufklärung. Eine praktische Reformbewegung des 18. und 19. Jahrhunderts. Hrsg. v. Holger Böning, Hanno Schmitt u. Reinhart Siegert. – Bremen: Edition Lumière 2007 (= Presse und Geschichte 27). S. 347-361.

122 Vgl. Voit: Landkalender. S. 12.

123 Vgl. Knopf: Kalendergeschichte. S. 164-192. Zur ausführlichen Darstellung der Kalendergeschichte in ihrem Medium vgl. Kap. 4 der vorliegenden Arbeit.

Einhergehend mit diesen Entwicklungen und im Zuge bzw. in der Nachfolge der Romantik entdeckte das beginnende 19. Jahrhundert das ‚Volk‘; der so genannte ‚Volkskalender‘ wurde geschaffen.<sup>124</sup> Dieser gab sich, als würde er sich sowohl an den Stand des Bauern richten, als auch an die Klein- und Großstädter. Gerade für Letztere stellten die Volkskalender eine Spezialität dar, deren Name Programm war. Das Verhältnis des Kalenders zum Volk konnte sich dabei aber nicht mehr ungebrochen äußern, sondern entblößte sich als eine „schöpferische Fiktion, die Volk und Kunst zusammen-führt[e]“<sup>125</sup>; etwas Künstliches kam dabei auf. Der Bauer als Protagonist wurde in den Erzählungen „eine Art Modeartikel“<sup>126</sup> ohne diese jedoch selbst zu lesen, wie Wilhelm Riehl in seinem Ausspruch „man schreibt Bauernkalender, die niemals eine Bauer liest, um Dorfgeschichten zu edieren“<sup>127</sup>, pointiert formuliert. Riehl erkannte dabei früh das gebrochene Verhältnis, das Volkstümeln der Erzählungen, im besonderen Maße in der Dorfgeschichte.

Diese spezielle Gattung, die Dorfgeschichte, steht in einem engen Zusammenhang mit der ‚Kalendergeschichte‘, kann aber keinesfalls mit ihr gleichgesetzt, sondern muss vielmehr von ihr unterschieden werden.<sup>128</sup> Zwar ähneln sich manche Dorf- und Kalendergeschichten hinsichtlich stofflich-motivlicher Aspekte – sie thematisieren die „zeitgenössische, tatsächliche, alltägliche, bäuerliche, dörfliche, kleine Welt“<sup>129</sup>, mit schönen ländlich-idyllischen Geschichten, die sich nicht als naturalistisch offenbaren, sondern vom Elend und der Not der niederen Schichten handel-

---

124 Dabei darf nicht vergessen werden, dass die vorherigen Kalender ebenfalls für das Volk, für Jedermann konzipiert waren, aber auf eine solche Etikettierung verzichteten. Es reichte aus, den Kalender als Bauern- oder Schreibkalender zu titulieren.

125 Hermann Bausinger: Formen der „Volkspoesie“. Verb. u. verm. Aufl. – Berlin: E. Schmidt <sup>2</sup>1980 (= Grundlagen der Germanistik 6). S. 16.

126 Wilhelm Heinrich Riehl: Der deutsche Bauer und der moderne Staat. – In: Deutsche Vierteljahrschrift. H. 3. – Stuttgart: Cotta 1859 (= DVJS 3). S. 67-130. Hier S. 79. Zit. n. Lichtenberg: Bauernaufklärung, S. 144.

127 Wilhelm Heinrich Riehl: Volkskalender im achtzehnten Jahrhundert. – In: Kulturstudien aus drei Jahrhunderten. Bd. 1. – Stuttgart: o.V. 1896. S. 45. Zit. n. Rohner: Kalender. S. 50.

128 Vgl. zur Diskussion über die Gattungsfrage der Dorf- und Kalendergeschichten Knopf: Geschichte. S. 31-34. u. Rohner: Kalender. S. 351-355.

129 Kim Du Gyu: Volkstümlichkeit und Realismus. Untersuchungen zur Geschichte, Motiven und Typologien der Erzählgattung Dorfgeschichte. – Bielefeld: Aisthesis 1991. [Zugl.: Münster (Westfalen), Univ.-Diss. 1991]. S. 85

ten<sup>130</sup> – doch legte sich die Kalendergeschichte in ihren Inhalten gerade nicht nur auf das „Bäurisch-Urtümelnd-Volkstümliche“<sup>131</sup> fest. Die Volkstümlichkeit der ländliche-motivierten Kalendergeschichten, die in einigen Kalendern der Zeit immer wieder auftauchen, wirken denn auch forciert, gekünstelt und einfältig, müssen den Ton der Zeit aber getroffen haben, wie die Absatzzahlen zeigen.<sup>132</sup> Zwar erreichen diese Art der volkstümlichen Kalendergeschichten niemals die Qualität der Hebelschen, aber ihre einfache Durchschnittlichkeit ging dem Bürger ein.

Die Betonung muss dabei auf den Stand des Bürgers liegen, bedenkt man, das der Volkskalender im 19. Jahrhundert „hoffnungslos an einer idyllischen Vergangenheit“<sup>133</sup> klebte und „das Lesepublikum [...] eindeutig auf romantische Flucht nach rückwärts bedacht“<sup>134</sup> war. Ihre Leser fanden solche Erzählungen, wie schon erläutert, gerade in den Schichten, die sich von den genannten Schwierigkeiten frei machen konnten. Dazu gehörten keineswegs die Bauern, sondern Adel und Mittelstand.<sup>135</sup> Es ist demnach auch nicht verwunderlich, dass Kalendererzählungen des Volkskalenders im 19. Jahrhunderts mitunter auch in Publikationen auftauchen, die eigentlich nur Dorfgeschichten thematisieren; so bspw. Anzengruber mit seinem Werk *Dorfgänge*, in der er einzelne Kalendergeschichten aufnimmt.<sup>136</sup>

Im Großen und Ganzen verfährt der neue Volkskalender des 19. Jahrhunderts jedoch nach der Maßgabe des älteren Bauernkalenders, unterscheidet sich aber durch seine überregionale Ausrichtung und verbleibt nicht mehr im regionalen Rahmen.<sup>137</sup> Im Gegensatz zu den Almanachen, Taschenkalendern, Einblattkalendern oder Fachkalendern, kann der Volkskalender abgegrenzt werden durch seine Allgemeininform-

130 Vgl. Ebd. S. 26.

131 Knopf: Geschichte. S. 33. Hebels stofflich-motivliche Variationen im *Rheinländischen Hausfreund* beweisen diesen Sachverhalt zur Genüge

132 Vgl. Rohner: Kalender. S. 51.

133 Schenda: Volk ohne Buch. S. 287.

134 Ebd. S. 210.

135 Vgl. Du Gyu: Dorfgeschichte. S. 28.

136 Vgl. Knopf: Geschichte. S. 33.

137 Als Beispiel kann hier der *Lahrer Hinkende Bote* angeführt werden (im Jahre 2009 im 209. Jahrgang) der 1868 eine Auflage von 500.000 Stück besaß und daher nicht mehr als regionaler Bauernkalender gehandelt werden kann, auch wenn er dessen Ursprung ist. Vgl. Foltin: Zeitweiser. S. 34.

miertheit und stellt für die Bevölkerung einen Kalender mit multifunktionalen Bedeutungen dar. Die Erzählungen, welche ländliche und dörfliche Themen abhandeln und von einer Idylle berichten sind zwar vorhanden, ebenso aber auch aufklärerische Tendenzen und die Inhalte der Hinkenden Boten; ergo Erzählungen und Berichte verschiedenartigster Ereignisse im gleichen Maße wie naturkundliche Beiträge und Gedichte.<sup>138</sup>

Mit der aufklärerischen Volksbelehrung bis zum Ende des 19. Jahrhunderts wurde der Kalender jedoch zunehmend instrumentalisiert, verdrängte die ungenauen Wetterprognosen und abergläubischen Geschichten und schuf Platz für Zinstabellen und Praktisch-Nützlich. Der erzählerisch-unterhaltende Teil fluktuierte und ließ den Kalender schließlich zum literarischen Jahrbuch verkümmern.<sup>139</sup> Die Funktion eines Jahrbuchs besaß jedoch schon der Almanach und schloss als Taschenbuch zahlreiche literarische Neuerscheinungen jedweder Art ein. Als Publikationsorgan schuf der Almanach eine Plattform für wenig bekannte Schriftsteller,<sup>140</sup> wobei die Gattung aber „mehr durch Titelquantität und Layout-Neuheit als durch geistiges Niveau“<sup>141</sup> brillierte. Der größte Unterschied zum Kalender lag jedoch im Distributionssystem des Almanachs, da dieser durch den Buchhandel vertrieben wurde und seiner Ausstattung ein besonderer Wert zukam; Prachtausgaben in Seide oder Leder gebunden, ließen auf eine kaufkräftige Leserschaft schließen: dem gebildeten Bürgertum.<sup>142</sup>

Entfaltete sich der Kalender als genuines Volksmedium, bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts noch in voller Blüte, so verlor er gegen Ende des 19. Jahrhunderts seine einst führende Rolle als säkulares volkstümliches Informations- und Unterhaltungsmedium an Zeitschriften, Heftchen und billige Bücher. Durch den zunehmenden Verfall, gerade auch im Gefolge der Aufklärung, wurde der Kalender zunehmend literarisiert und ging seines Mediencharakters verlustig. Aus übergrei-

---

138 Vgl. Teresa Tschui: *Wie solche Figur zeigt. Der schweizerische Volkskalender als Bildmedium vom 17. bis zum 19. Jahrhundert.* – Bremen: Edition Lumière 2009 (= Presse und Geschichte. Neue Beiträge 40). S. 16.

139 Vgl. Werner Faulstich: *Die bürgerliche Mediengesellschaft (1700-1830).* – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002 (= Die Geschichte der Medien 4). S. 157.

140 Vgl. Ebd. S. 159.

141 Schenda: *Volk ohne Buch.* S. 280.

142 Vgl. Faulstich: *Mediengesellschaft.* S. 163.



fend medienkultureller Sicht handelte es sich dabei um eine Verarmung des Kalenders, aus bürgerlicher Sicht um eine erfolgreiche Usurpation. Literarisch gesehen konnte der Kalender aber in den kommenden Jahrhunderten allenfalls eine marginale Rolle spielen, da sich der bürgerliche Almanach als Publikationsform für Literatur durchsetzte. Auch die ‚Kalendergeschichte‘ kommt im 20. Jahrhundert schließlich zum Erliegen, beginnt aber ein Eigenleben zu führen und tritt aus ihrem ursprünglichen Medium heraus, wie Hebels Veröffentlichung des *Schatzkästlein* bezeugt. Andere Autoren taten es ihm nach und schrieben ihre Geschichten schon gar nicht mehr für einen bestimmten Kalender, so Bertolt Brecht und Oskar Maria Graf. Wiederum andere, wie Günter Eich, adaptierten das Genre in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts schließlich für das Radio.

## 2.3 INHALTE DER KALENDER

### 2.3.1 Ordentliche Abwechslung

Schon in vorherigen Erläuterungen wurde die Themenvielfalt der Kalender des 17. und 18. Jahrhunderts angesprochen; ob dies nun am Bauch-Kram-Laden des Kolporteurs lag, indem sich alles Mögliche sammelte, oder am Kalendarischen selbst. Die Kalender der Zeit nahmen auf, was sich ihnen anbot, vorausgesetzt es war nicht zu umfangreich: Geschichten, Gedichte, Rätsel, Wetterregeln, Ratschläge zur Haushaltsführung, medizinische Beiträge, Rezepte, Überlegungen zu Krieg und Frieden, Mutmaßungen über Ernteerträge, Beschreibungen von Städten und Landschaften und Chroniken, machten die Inhalte aus. Blättert man die betreffenden Kalender durch, so lässt sich, trotz der herrschenden Themenvarianz, eine gewisse Grundordnung feststellen, die gleichfalls für den *Badischen Landkalender* und in dessen Folge für den *Rheinländischen Hausfreund* zutrifft: der Vorrang des Historischen.<sup>143</sup> Stellt sich der Kalender vor den Bestrebungen der Aufklärung doch als historisches Werk dar, „das sowohl Historiographisches als auch historische Voraussagen in astrologischer Form [...] zu seinem Hauptinhalt gehabt hat“<sup>144</sup>.

---

143 Vgl. Knopf: Geschichte. S. 22-35 u. S. 53-69.

144 Ebd. S. 24. Vgl. zu den Voraussagen in astrologischer Form Kap. 2.3.2 der vorliegenden Arbeit.

Hierbei muss jedoch berücksichtigt werden, dass der Begriff ‚Historie‘ in der damaligen Zeit eine andere Konnotation besaß als nach unserem heutigen Verständnis. Am Besten lässt sich dies wohl in dem Begriff der ‚ordentlichen Abwechslung‘ fassen, den ein Kalenderautor des frühen 18. Jahrhundert geprägt hat, um den Wechsel der Zeit, zugleich aber auch deren zyklische Ordnung zu beschreiben.<sup>145</sup> Denn regelt der Kalender die vergehende Zeit, so ordnet er ebenfalls die Natur nach zyklischen astronomischen Phasen, bis hin zu den Jahreszeiten und kehrt, wie man sich damals ausdrückte, „in sich selbst zurück“<sup>146</sup>; beginnt also immer wieder von vorne. Es ist daher nachvollziehbar, dass mit der Ablösung des mittelalterlichen, heilsgeschichtlichen Weltbildes ein neues Modell gefunden werden musste, um die geschichtlichen Ereignisse nach menschlichen Gesichtspunkten neu zu ordnen. Im Kalendarischen, im Prinzip der ‚ordentlichen Abwechslung‘ stand dies zur Verfügung.

Als Beleg können dafür die aufkommenden Historischen Kalender des 16. Jahrhunderts dienen, die zu jedem Tag des Jahres an sich völlig unterschiedliche Ereignisse aus der geistlichen sowie aus der weltlichen Geschichte gruppierten und damit Zusammenhänge zwischen ihnen suggerierten. Historisches Ordnungsprinzip war dabei aber eben nicht die Abfolge der geschichtlichen Ereignisse, sondern das „kalendarische Prinzip der jahreszeitlichen Erneuerung“<sup>147</sup> und folgerichtig verstanden sich diese Kalender als ‚ewigwährende‘, d.h. sich im Lauf der Geschichte stets erneuernde Kalendarien, in die die neuesten Ereignisse handschriftlich eintragbar waren.<sup>148</sup>

Die Zeit in der mittelalterlichen Gesellschaft war jedoch eine langsam fließende, sie wurde nicht gespart, vielmehr war für das mittelalterliche Verhältnis zur Zeit charakteristisch, was Heinrich Böll im *Irishen Tagebuch* bemerkte: „Als Gott die Zeit machte“, sagen die Iren, „hat er genug davon gemacht.“<sup>149</sup> So weit die Zeit also zyklisch und mythologisch ist, ist sie auf die Vergangenheit orientiert; diese Vergan-

---

145 Vgl. Knopf: Alltages-Ordnung, S. 207.

146 Ebd. S. 207.

147 Ebd. S. 208.

148 Vgl. Ebd. S. 208.

149 Heinrich Böll: *Irishes Tagebuch*. – Köln: Kiepenheuer & Witsch 1957. S. 73.

genheit kehrt gleichsam ständig wieder und verleiht der Gegenwart dadurch Solidität, Gewicht und Unvergänglichkeit. Im welthistorischen Drama einbezogen, wurde die Gegenwart aber zugleich auch durch das Bewusstsein des Jüngsten Gerichts gewissermaßen entwertet und durch einen Komplex von Gefühlen, wie der Hoffnung auf Erlösung einerseits und der Furcht vor der Vergeltung der Sünden andererseits, eingefärbt.<sup>150</sup> Geschichte bzw. historische Ereignisse besaßen demnach keine eigene menschliche Qualität, ihr Fortgang war allenfalls ein heilsgeschichtlicher Fortgang, nicht etwa ein Fortschreiten des Menschen in seiner eigenen Entwicklungsgeschichte. Daher offenbarten sich historische Begebenheiten als von Gott gestellte Bewährungsproben, die den Menschen auferlegt wurden. Diese hatten sich zu entscheiden, ob sie richtig oder falsch handeln wollten und dementsprechend beim ‚Jüngsten Gericht‘ für ihre Taten entweder in das neue Reich Gottes aufgenommen oder verbannt werden würden:

Wer [alle Versuchungen und Leidenschaften; Anm. d.V.] überwindet, der wird es alles ererben, und ich werde sein Gott sein, und er wird mein Sohn sein. Die Feigen aber und Ungläubigen und Frevler und Mörder und Unzüchtigen und Zauberer und Götzendiener und alle Lügner, deren Teil wird in dem Pfuhl sein, der mit Feuer und Schwefel brennt; das ist der zweite Tod.<sup>151</sup>

Auch wenn diese mittelalterlich-eschatologischen Auffassungen nicht gänzlich außer Kraft gerieten, so brachten Renaissance und Reformation die Ausbildung anderer Vorstellungen mit sich, welche nicht länger von einer Heilsgeschichte dominiert wurden, sondern darauf abzielten, Gesetzmäßigkeiten „innerweltlich zu finden, d.h. sie aus der Beobachtung der Tatsachen selbst zu erschließen“<sup>152</sup>. Es ist nachvollziehbar, dass das Kalendarische sich als Modell dieser neuen Ordnung anbot, beruhte es doch auf offensichtlich natürlichen Zusammenhängen, die immer wiederkehrten, wie bspw. die Jahreszeiten und galt zudem als zuverlässig und gesichert. Gleichzeitig ord-

---

150 Vgl. Aron Ja. Gurevič: Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen. Mit einem Nachwort v. Hubert Mohr. Aus d. Russ. übers. v. Gabriele Lossack. – Dresden: Verlag der Kunst VEB 1978 (= Fundus-Bücher 55/57). S. 171.

151 Offb. 21,7/8.

152 Knopf: Alltages-Ordnung. S. 208.

nete der Kalender schon im Kleinen das Alltagsgeschehen der Menschen und konnte dementsprechend auch die Geschichte im Großen anordnen. Denn

solange historische Ereignisse noch keine eigne zeitliche Dimension verkörperten und ein Fortschrittsbewußtsein noch nicht ausgeprägt war, war auch die Anordnung historischer Begebenheiten nach Maßgabe des Kalenders vernünftig.<sup>153</sup>

Ein solches Bewusstsein von Geschichte beinhaltet aber eine gänzlich andere Auffassung von historischen Daten als die uns heute bekannte und setzt folglich andere Prioritäten. Primär wurden ungewöhnliche Vorkommnisse und Begebenheiten vermerkt, die aus dem Rahmen fielen und aus dem immer wiederkehrenden Kreis der ‚ordentlichen Abwechslung‘ herausbrachen; sich demnach nicht in dieses Schema einordnen ließen. Dass über Begebenheiten, die sich innerhalb des immer wiederkehrenden Rahmens ereigneten, gerade nicht berichtet wurde ist in diesem Sinne nachvollziehbar, berücksichtigt man, dass diese Ordnung ja das immer Wiederkehrende darstellte und nichts ‚Neues‘ oder Beachtenswertes enthielt.<sup>154</sup>

Berichtenswert waren hingegen ungewöhnliche Witterungsverhältnisse, wie etwa Schneefall im Sommer oder Baumblüte im Winter, als auch die Geburt eines Schweins mit zwei Köpfen oder eine große Schlacht während des 30jährigen Krieges. Ging eine Gärtnersfrau mit einem Gewächs schwanger war dies im gleichen Maße bedeutsam, wie die Zerstörung einer Stadt durch eine Feuersbrunst. Was heutzutage als so genannte Kolportage sich darbietet und als fundierte Historik nicht standhalten würde, entsprach in der frühen Neuzeit durchaus einer ernsthaften Geschichtsschreibung, ging als solche in den Kalender ein und hielt sich als dessen Bestandteil dort über Jahrhunderte hinweg.<sup>155</sup>

Auch Hebels *Rheinländischer Hausfreund*, obwohl er nicht unmittelbar dem Typus des Historischen Kalenders folgt, orientiert sich an dieser Vorgehensweise. Zwar besticht der *Rheinländischer Hausfreund* in der Aufmachung als Jahreskalender in seiner Funktion des Gebrauchsbuches und wurde durch die zeitgenössische Ausbildung eines stetigen Fortschrittsglaubens und einem von aufklärerischen Intentionen

---

153 Ebd. S. 208/209.

154 Vgl. Knopf: *Kalendergeschichte*. S. 48/49.

155 Vgl. Knopf: *Alltages-Ordnung*. S. 209.

geprägten Geschichtsbewusstseins bestimmt, doch ist die Themenvielfalt, das Bunte und das Nebeneinander und die Weigerung ‚Großes‘ und ‚Kleines‘ zu unterscheiden, erhalten geblieben. Wo Hebel sich dem Prinzip der *Variae lectiones* bedient und *Allerley Neues zu Spaß und Ernst* publik macht, folgt er dem Geschichtsbewusstsein des Historischen Kalenders; verfasst er hingegen Beiträge wie *Die neue vaterländische Zeitrechnung*, so verpflichtet er sich bereits einem aufklärerischem Bewusstsein, dass Ereignisse in Folge anordnet und immer mehr nur ‚große Geschichte‘ wiedergibt.<sup>156</sup>

### 2.3.2 Practica und Kalender

Insofern das *Handbuch des deutschen Aberglaubens* den Kalender als eine „Bibel des Aberglaubens“<sup>157</sup> bezeichnet und Wilhelm Heinrich Riehl bemerkt, dass das Studium der Geschichte des Kalenders dem Germanisten eine „systematische Darstellung des ganzen deutschen Volksaberglaubens“<sup>158</sup> biete, so richten sich diese Einschätzungen auf die Verbindung des Kalenders mit astrologischem Gedankengut, welches die Entwicklung dieses Mediums vom 16. zum 18. Jahrhundert stark beeinflusste. Der Kalenderteil in dem diese Verbindung am stärksten ihren Niederschlag fand, waren die so genannten ‚Practica‘, in der Prognosen über den Verlauf des kommenden Jahres nach einem festgelegten Schema vorgenommen wurden.

Folgt im Verlauf dieses Kapitels eine Darstellung der Entwicklungsgeschichte der Practica vom eigenständigen Buch hin zu einer Eingliederung in den Kalender, so muss zunächst aber ein kurzer Blick auf die rationalen Aspekte der Astronomie, die für die Erstellung einer Practica unumgänglich waren, geworfen werden. Dabei ist augenscheinlich, dass sich die Astrologie selbst als eine komplizierte Wissenschaft offenbarte, die durchaus ihre rationale und abgesicherte Grundlage innehatte; nämlich die Berechnungen der Gelehrten über die Planetenorte, die benötigt wurden, um die entsprechenden Konjunktionen, d.h. die Zusammenkünfte der Planeten, bestimmen zu können.

<sup>156</sup> Vgl. Ebd. S. 210.

<sup>157</sup> Jungbauer. Sp. 928. Zit. n. Guido Bee: *Aufklärung und narrative Form. Studien zu den Kalendertexten Johann Peter Hebels*. – Münster [u.a.]: Waxmann 1997 (= Internationale Hochschulschriften 25). [Zugl.: Bonn, Univ.-Diss. 1997]. S. 288.

<sup>158</sup> Riehl: *Volkskalender*. S. 48.

Erst aus diesen Konstellationen wurde es möglich, spekulative Aussagen über den Verlauf des folgenden Jahres zu treffen. Hierzu war eine exakte Ausarbeitung des Kalendariums unerlässlich und stellte keine Kleinigkeit dar. Nicht nur, weil zwei verschiedene Zeitsysteme, der alte Julianische und der neue Gregorianische Kalender, im Umlauf waren, sondern auch, weil für jeden einzelnen Tag des Jahres, bezogen auf die jeweilige ‚Breite‘, also dem lokalen Geltungsbereich entsprechend, Tageslänge und Mondstand zu berechnen und zu überprüfen waren. Wiederum Tag für Tag waren die Planetenstände zu bestimmen und mit den äquivalenten Symbolen zu kennzeichnen; weder ‚Konjunktion‘, noch ‚Opposition‘, noch andere Konstellationen durften dabei unberücksichtigt bleiben, wollte der Kalender Erfolg haben und benutzbar sein. Zu guter Letzt unterlagen auch die Berechnungen der Finsternisse exakten mathematischem Kalkül.<sup>159</sup>

Bedenken muss man darüber hinaus, dass die angewandten mathematischen Methoden, hauptsächlich die Trigonometrie, als dem mathematischen Werkzeug der theoretischen, der rechnenden Astronomie, noch sehr einfach waren<sup>160</sup> und dass auf Grund des vorherrschenden ptolemäischen Weltbildes aber mit sehr viel komplizierteren Anschauungen gerechnet werden musste. Allein die Bewegungen der sonnenfernen Planeten, den so genannten ‚Epizyklen‘<sup>161</sup>, deren Bewegung durch die Mittelpunktstellung der Erde als wirkliche Bewegungen angesehen werden mussten, forderte akribische Mühe und Genauigkeit. Mit all diesen Schwierigkeiten kam die damalige Astronomie jedoch zurecht und die Berechnungen erwiesen sich als durchaus exakt; vorausgesetzt sie wurden von Gelehrten durchgeführt. Unter diesen astronomischen Voraussetzungen konnte sich die astrologische Practica erst vollends entwickeln. Denn erst das objektive Wissen um Planetenkonstellationen, Tageslängen und Mondstand, eröffnete die Möglichkeit zu astrologisch-spekulativen Voraussagen.

---

159 Vgl. Knopf: Alltages-Ordnung. S. 210.

160 Vgl. Hans Wußing: 6000 Jahre Mathematik. Eine kulturgeschichtliche Zeitreise. Unter Mitwirkung v. Heinz-Wilhelm Alten u. Heiko Wesemüller-Kock. Bd. 1. – Berlin u. Heidelberg: Springer 2008. S. 359-377.

161 Vgl. zur Epizyklentheorie u. ptolemäischem Weltbild John North: Viewegs Geschichte der Astronomie und Kosmologie. – Wiesbaden: Vieweg 1997. u. Harry Nussbaumer u. Hans Martin Schmid: Astronomie. Autographie zur gleichnamigen Vorlesung. – Zürich: VdF <sup>8</sup>2003.

Die Practica, als Gesamtheit der astronomischen und astrologischen Kapitel, entwickelte sich Ende des 15. Jahrhunderts als vorerst eigenständige Schrift und überschwemmte den Büchermarkt mit Vorhersagen aller Art. Diese Bücher nannten sich, je nach Vorbild, Practica, Prognosticon, Prognosticatio oder Praedictio.<sup>162</sup> Bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts erschien daher Gegenliteratur zur Practica, so genannte ‚Gegenpracticen‘ oder ‚Spottpracticen‘, deren bedeutendste Autoren mit Fischart, Gengenbach und Nas zeichneten.<sup>163</sup> Sie versuchten aber vergeblich der Flut der publizierten Practica Herr zu werden. Konnten sie zwar nichts gegen eine weitere Verbreitung der astrologischen Heftchen ausrichten, so blieb ihr Urteil über diese zeitgenössischen Werke, nämlich abergläubisches Zeug zu verbreiten und nur auf Grund bloßer Spekulation Voraussagen über die Zukunft machen zu wollen, im weiteren Urteil der späteren Literaturgeschichte weitestgehend bestehen. Auffällig ist dabei der Umstand, dass gerade die den späteren Zeitgenossen so einleuchtenden Argumente der Gegenpracticen nicht nur ohne Erfolg blieben, sondern der eigentliche Durchbruch der Practica erst noch erfolgen sollte.<sup>164</sup>

Denn im Laufe des 16. Jahrhunderts ging die Practica ein festes Bündnis mit dem Kalender ein und sicherte sich durch diese Liaison ein zwei Jahrhunderte währendes Überleben, da es erst in der späten Aufklärung, zum Ende des 18. Jahrhunderts, gelang, die Practica aus den Kalendern zu vertreiben, bzw. auf rudimentäre Angaben der Astronomie zu reduzieren. Bezüglich der Einverleibung der Practica in den Kalender muss aber zwischen zwei Typen von Practicen unterschieden werden: dem Prognosticon und der Bauernpractic.<sup>165</sup>

Das Prognosticon war vor allem astrologisch ausgerichtet und leitete seine Vorhersagen primär vom Stand und von der ‚Regierung‘ der Planeten ab, folgte demnach mathematischen Grundsätzen. Als Planeten galten damals jedoch auch Sonne und Mond, vom geozentrischen Weltbild her gesehen eine richtige Aussage, da die

---

162 Vgl. Knopf: Geschichte. S. 53.

163 Vgl. Karl Goedeke [Hrsg.]: Pamphilus Gengenbach. Reprogr. der Ausg. Hannover 1856. – Amsterdam: Rodopi 1966. S. 415-432.

164 Vgl. Knopf: Kalender. S. 85.

165 Vgl. zur Unterscheidung und Bezeichnung Knopf: Kalender. S. 85-88.

Erde Mittelpunkt des Universums darstellte. Gleichzeitig waren aber lediglich fünf der eigentlich neun Planeten bekannt: Saturn, Jupiter, Mars, Venus und Merkur.<sup>166</sup> Je nachdem welcher Planet nun zum Hauptregenten des Jahres avancierte und welche ‚Aspekte‘ sich aus den jeweiligen Planetenkonstellationen ergaben, ließen sich nun bestimmte Voraussagen treffen, da jedem Planeten bestimmte Eigenschaften zugeschrieben waren.<sup>167</sup>

Zwischen den errechneten Konstellationen der Sterne, den Planeten und den Vorgängen auf der Erde, musste aber ein harmonischer Zusammenhang bestehen, ging doch die platonische Vorstellung davon aus, dass „jedes irdische Ding seine himmlische Entsprechung habe, oder besser umgekehrt, daß alles Irdische im Himmel vorgebildet sei und als Abbild auf der Erde wiederkehre“<sup>168</sup>. Diese harmonischen Zusammenhänge zu entdecken, zu beschreiben und vorauszuberechnen sah die Astrologie als ihre eigentliche Aufgabe an und äußerte sich, als bestes Anschauungsbild für diese Harmonia, in der Konzeption des kosmischen Männleins, dessen Glieder und Organe den Tierkreiszeichen zugeordnet waren. Doch nicht nur gesundheitliche Regeln in der Zuordnung von Mensch und Kosmos wurden konsequent bestimmt, auch Seuchen, Kriege und Katastrophen wurden auf den Einfluss der Sterne und ihren errechneten ‚Aspekten‘ zurückgeführt. Dass diesen ‚Aspekten‘ und ihrer Berechnung eben nicht nur Planetenkonstellationen zu Grunde lagen, sondern gleichzeitig bestimmten Tierkreiszeichen zugeordnet werden mussten, die wiederum bestimmte Eigenschaften besaßen und daher immense Kombinationsmöglichkeiten schufen, offenbart die Komplexität der Thematik.<sup>169</sup>

Daher ist es auch nachvollziehbar, dass keineswegs irgendwelche zwielichtigen Gestalten oder Männer ‚aus dem Volk‘ solche Berechnungen durchführen konnten – dafür stellten sie viel zu hohe mathematische Ansprüche an den jeweiligen Autor.

166 Die dadurch entstehende Siebenzahl konnte dabei als schöne und ‚natürliche‘ Entsprechung zur heiligen Zahl Sieben gedeutet werden. Vgl. 1. Buch Mose.

167 Die uns heute noch geläufigen Eigenschaften für Planeten sind einerseits die Leidenschaft des Planeten Venus und die kriegerischen Impulse des Planeten Mars.

168 Knopf: Geschichte. S. 54.

169 Vgl. zur Lehre der Astrologie und den Tierkreiszeichen, bzw. der Errechnung der ‚Aspekte‘ Al. Mansor: Wissenschaftliche Astrologie in zwölf Lehrbriefen. Gemeinverständliche Anleitung zur Horoskop-Berechnung und Deutung. – München: Erich de Ponte o.J.



Vielmehr waren es Gelehrte und Wissenschaftler, die sich dieser Thematik annahmen, wie etwa Regiomontanus, Kopernikus, Tycho Brahe, Galilei und Johannes Kepler, um nur einige zu nennen, die lediglich als große Astronomen, nicht aber als Astrologen in die Geschichte eingegangen sind.<sup>170</sup>

Astronomie und Astrologie waren in der damaligen Zeit jedoch noch nicht zu trennen; fast jeder Astronom nahm auch die Astrologie für sich in Anspruch und forschte zugleich in diese Richtung. Indem aber die Gelehrten der Astrologie glaubten, aus wiederholten Beobachtungen auf eine allgemeine Gesetzmäßigkeit schließen zu können und damit die Möglichkeit zu besitzen, Zukunftsvoraussagen zu tätigen, setzten sie voraus, dass das Universum einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit zu Grunde läge; demnach der Harmonie zwischen Kosmos, Mensch und den irdischen Erscheinungen, zwischen Bewegungen der Gestirne, den Kräften des Kosmos, dem menschlichen Handeln und menschlichen Schicksalen.

Die Vorhersagen der Astrologie stützten sich, schon vor dem Beginn der modernen Naturwissenschaft, also nicht mehr auf eine bestimmte Autorität, wie die der Kirche, sondern primär auf Erfahrungen und Beobachtungen der Natur und ihren Erscheinungen, deren Deutungen aber erst durch das ‚falsch‘ zu Grunde liegende Weltbild, den nur oberflächlichen Betrachtungen und den Nachwirkungen antiker Vorstellungen, zu den verstiegenen und unhaltbaren Prophezeiungen führte. Doch stellten gerade diese Voraussagen Versuche des Menschen dar, aus bisherigen Beobachtungen auf zukünftige Ereignisse zu schließen, aber nur

unter der uneingestandenem Voraussetzung, daß die Beobachtungen richtig, verallgemeinerbar sind und daß sich ‚die Natur‘, der ‚Kosmos‘ als so zuverlässig erweisen, daß sie die einmal oder mehrere Male so beobachteten Ereignisse nicht zufällig, sondern mit einer bestimmten Gesetzmäßigkeit hervorbringen, eine Gesetzmäßigkeit, die auch alle zukünftigen Fälle mit einschließt und damit voraussagbar macht.<sup>171</sup>

Die Astrologie des Prognosticon ist demnach ein historischer Beweis dafür, wie die wissenschaftliche Erkenntnisse der Astronomie und Astrologie durch den Fortschritt der Wissenschaft, bspw. der Ablösung des geozentrischen Weltbild durch das helio-

---

170 Vgl. Knopf: Geschichte. S. 56.

171 Ebd. S. 58.

zentrische, zu ideologischen Bekenntnissen verkümmern und schließlich zu Aberglauben werden. Erst der Sieg der, sich auf experimentelle Erfahrung stützenden Naturwissenschaft, hat folglich die Astrologie in Verruf gebracht und sie im Lauf der Zeit als abergläubisch abgestempelt und klassifiziert.

Im Unterschied zu den auf Planeten und ihren ‚Aspekten‘ beruhenden Prognosticon beschäftigte sich der zweite Typ der damals vorherrschenden Practica mit der so genannten Astrometerologie, die sich in den Bauernregeln und Sprichwörtern der Kalender fortsetzt. Die so genannten ‚Bauern-Practica‘, die ab 1508 nachweisbar sind und bis ins 17. Jahrhundert hinein in zahlreichen Übersetzungen und Nachdrucken verbreitet wurden, stellten nicht die Planeten und Aspekte in den Mittelpunkt ihres Interesses, sondern beschränkten sich vornehmlich auf die Vorhersagen über das Wetter des kommenden Jahres, verfahren somit kalendarisch, da sie den Jahreslauf in den Vordergrund rückten und nicht mehr die Planetenkonstellationen.<sup>172</sup>

Jedoch sind die Bauern-Practica keineswegs aus der „Reinheit des bäuerlichen Kalenders“<sup>173</sup> entstanden, wie Eilert Pastor in seinem Buch *Deutsche Volksweisheit in Wetterregeln und Bauernsprüchen* behauptet, da er in den Wettervorhersagen der Practica die Tradition des Bauernkalenders mit seiner lokalen Wetterkunde zu erkennen glaubt. Vielmehr gehen die Bauern-Practica nachweislich auf astrologische Vorbilder zurück und waren von antiken Einflüssen abhängig, wie Gustav Hellmann gezeigt hat.<sup>174</sup> Zu Beginn einer Bauern-Practic heißt es denn auch:

Die weisen und kluogen Maister und sternschauwer haben funden/ wie man in der hailigen christ nacht/ mag sehen vnd mercken an dem wetter wie das gantz Jar in wirkung sein zuokunfft werden thun.<sup>175</sup>

Das Stichwort ‚Bauer‘ im Titel der Practic bezeichnet also den Adressaten und nicht etwa den Hersteller der Practic, da Practica, sowie Historische Kalender, bürgerliche

172 Vgl. Knopf: Kalender. S. 86.

173 Eilert Pastor: *Deutsche Volksweisheit in Wetterregeln und Bauernsprüchen*. – Berlin: Deutsche Landbuchhandlung 1934. S. 42.

174 Vgl. Gustav Hellmann: *Meteorologische Volksbücher. Ein Beitrag zur Geschichte der Meteorologie und zur Kulturgeschichte*. Verm. u. verb. Aufl. Berlin: Paetel <sup>2</sup>1895 (= Sammlung populärer Schriften 8). S. 31-35. u. S. 55.

175 Gustav Hellmann: *Die Bauern-Praktik*. Faks.-Dr. mit einer Einl. – Berlin: o.V. 1896. Bl. Ai v. Zit. n. Knopf: Geschichte. S. 60.

Bücher waren, die von Gelehrten, eben von „weisen und kluogen Maistern“<sup>176</sup> verfasst wurden und den Bauern, d.h. hier den lesekundigen und landbesitzenden Landmann, ansprachen.

Die Wetterprognosen, welche im Zentrum der Bauern-Practic stehen, berechneten das Wetter jedoch nicht nach der gängigen Astrologie der Zeit, wie etwa das Prognosticon, sondern beruhten auf dem als volkstümlich geltenden Verfahren der ‚Lostage‘, speziell den ‚Zwölften‘. Hierbei wurde die Witterung der zwölf Nächte, die entweder auf St. Lucia oder auf den Thomastag folgten – nach altem bzw. neuen Kalender das jeweilige Datum der Wintersonnenwende – auf die entsprechenden zwölf Monate übertragen und gaben dadurch Aufschluss über das Wetter des kommenden Jahres. Überdies bestimmte die Witterung des Christtages, der 25.12, nach dieser Vorstellung, den Charakter des gesamten folgenden Jahres, wobei die Witterung Ausgangspunkt für weitere Vorhersagen wie Kriege, Streitigkeiten, etc. war. Die Planetenkonstellationen wurden dabei nur sehr kurz abgehandelt, im Zentrum stand der Mond, der Planet, der nach volkstümlichen Vorstellungen mit dem Wetter am meisten zu tun hatte.

Bei all dieser Spekulation, die diesen Vorstellungen innewohnt, steht hinter der Bauern-Practic jedoch das für den Bauern notwendige Bedürfnis, das Wetter zu regeln, bzw. in einem Schema zu ordnen. Daran ist zunächst überhaupt nichts spekulatives, vielmehr reiht sich die Bauern-Practic dadurch in die vielen Versuche der Renaissance ein, „aus der Beobachtung der natürlichen Phänomene auf ihnen innewohnende Regeln zu schließen, und beginnt damit, empirisch zu verfahren“<sup>177</sup>. Aus vergangenen Erfahrungen neue Regeln für die Zukunft zu erhalten ist dabei eine für die Zeit neue wissenschaftliche Haltungen zu den Dingen und offenbart die Bauern-Practic als ein Dokument, ganz im Sinne des Zeitgeistes. Misst man die Practic nämlich weniger an ihrem Anspruch, das Wetter vorherzusagen, sondern sieht sie als Zeugnis an, Beobachtungen der Natur auf einen ‚Nenner‘ zu bringen, so erscheint sie

---

176 Ebd. S. 60.

177 Knopf: Kalender. S. 87.

viel weniger abergläubisch, als bürgerlich in dem Sinne, dass „man – der Zeit der Renaissance entsprechend – die äußere Natur zu beherrschen sich anschickte“<sup>178</sup>.

Dass das Wetter ein denkbar ungeeignetes Objekt in Bezug auf Schematisierung darstellte, kann aber kaum zum Vorwurf gemacht werden; war der Bauer doch der Witterung ausgesetzt und von ihr abhängig. Gleichzeitig folgt der Jahreslauf, mit seinen in der Regel üblichen Wetterwechseln ja einer gewissen Kontinuität, die durchaus empirische Regeln nahe legen könnte. Der Erfolg der Bauern-Practic hat also hierin seinen Ursprung, bedenkt man die historischen Zusammenhänge und verweist auf die realen Bedürfnisse des Bauern, die ihr nachweislich zu Grunde liegen.<sup>179</sup>

Entscheidend ist nun, dass nicht etwa das Prognosticon, sondern die Bauern-Practic Eingang in den Kalender findet und sich im 16. Jahrhundert fest mit dem Kalender verbindet. Die Inhalte des Prognosticon, wie etwa die Planeten-Regentschaft eines jeden Jahres, sind dabei als kalendarisch anzusehen, da sie als kalendarisches Datum in den jeweiligen Kalendern verzeichnet wurden. Ähnliches gilt für die Kalendermedizin mit ihren Aderlaß-Männlein; auch sie folgt im Aderlassen, Purgieren und Schröpfen den kalendarischen Regeln, da sie sich nach dem Mondlauf richtet, den der Kalender Woche für Woche mit dem entsprechenden Symbol bereithält.<sup>180</sup> Planeten-Regentschaft und Kalendermedizin müssen demnach mit zu den astronomisch-astrologischen Daten des eigentlichen Kalendariums gezählt werden, welches überhaupt erst die Grundlage für ein Prognosticon schuf. Gleichzeitig offenbart sich in den Kalendern des 18. Jahrhundert, die eine Practica aufweisen, dass die Kalendermedizin mit Aderlaßmännlein und weiteren medizinischen Einzelheiten, als Anhang oder Zugabe zum eigentlichen Kalendariums angesehen werden muss, da die ‚Aspekte‘, die für eine Anwendung der Kalendermedizin unabdingbar waren, im Kalendarium selbst verzeichnet waren und nicht etwa in der Practica.

Die Practica weist hingegen ein festes und stets wiederkehrendes Schema auf. Diese stets wiederkehrende Ordnung ging von einem regelmäßigen Wechsel des Jah-

---

178 Knopf: Kalendergeschichte. S. 46.

179 Vgl. Ebd. S. 46.

180 Vgl. Knopf: Kalender. S. 87.

reslaufs und seiner Witterung aus und war vor allem an praktisch-empirischen Daten interessiert, in deren Folge sich erst die spekulativen Berichte anschlossen. Dabei lässt sich folgende Gliederung ausmachen: 1. *Von den Jahreszeiten*, 2. *Von den Finsternissen*, 3. *Von Fruchtbarkeit und Mißwachs* und 4. *Von Krieg und Unglück*.<sup>181</sup> Bei den weitaus meisten Kalendern beschränkt sich das erste Kapitel auf gängige Wettervorhersagen, wobei in der Regel die ‚objektiven‘ Daten wie Sonnenstand, Jahreszeitenbeginn und Tageslänge voranstehen; und auch das zweite Kapitel beruht zunächst auf rein astronomischen Daten, indem es Auskunft über die zu erwartenden Himmelsphänomene gibt. Würden zu Beginn der Practica noch spekulative Aussagen über die ‚Finsternisse‘ und ihrer ‚Aspekte‘ getroffen, so verzichteten viele der nachfolgenden Kalender auf weitere Vorhersagen und spekulative Auskünfte im zweiten Kapitel und beschränken sich auf die rein astronomischen Daten. Im dritten Kapitel finden die Wettervorhersagen hingegen ihre Anwendung auf die zu erwartenden Ernteerträge. Dabei kommt es durchaus vor, dass zu den praktisch-empirischen Angaben Spekulationen hinzutreten und auf Grund bestimmter ‚Aspekte‘ spekulative Auskunft über ‚böse‘ Ernten und ähnliches geben. Doch erst das vierte Kapitel ist das im herkömmlichen Sinne verpönte und abergläubische Kapitel, indem es die aus dem zweiten Kapitel gewonnen Erkenntnisse auf politische Ereignisse hin deutet und Aussagen über Krieg, Frieden, etc. macht.

Vom Standpunkt der Zeit aus betrachtet, dem 16. und 17. Jahrhundert, stellen die Practica also den wissenschaftlichen Teil der Kalender dar und berichten über Astrologie, Meteorologie und Wirtschaft; die Kalendermedizin als Anhang zum Kalendarium trug ihr Übriges dazu bei. Doch gerade diese Teile des Kalenders brachten ihm den Ruf ein, Verbreiter von abergläubischem Wissen und abergläubischen Vorstellungen zu sein, also ein ‚Volksbuch‘, weil das Volk angeblich abergläubisch war, obwohl die Kalender von Gelehrten verfasst wurden.<sup>182</sup>

181 Vgl. Knopf: Geschichte. S. 61. – Obwohl die Beschreibung der Kapitelunterteilung Knopf folgt, stimmen nicht alle Practica mit dieser Gliederung überein. Viele enthalten einen weiteren Abschnitt, *Von den Krankheiten* oder lassen eines der genannten Kapitel unberücksichtigt.

182 Vgl. Ebd. S. 62.

Nichtsdestotrotz stützte sich der Erfolg der Practica nicht auf die Publikation des abergläubischen Wissens, nach dem das ‚Volk‘ angeblich verlangte, sondern begründete ihre Popularität durch ein Aufzeigen einer neuen Weltsicht, fernab der heilsgeschichtlichen Lösung. Die Suche nach einem innerweltlichen Ordnungsprinzip, die sich in der Praxis bspw. durch die Vorhersage des Wetters bewähren sollte, entsprach dem Zeitgeist des aufkommenden Empirismus und löste mittelalterliche Vorstellungen ab, die „jedes innerweltliche Phänomen auf überirdische Wesen zurückführen“<sup>183</sup>. Unter diesem Aspekt, der gleichzeitig einen Konflikt zwischen dem weiterhin gültigen christlichen Glauben und dem empirischen Interesse der Practica bedingt, offenbaren sich Prognosticon und Practica als ein Dokument des menschlichen Strebens nach Wissen. Vertraute die Pratica doch der menschlichen Kraft der Erkenntnis und Beobachtung natürlicher Phänomene, nahm sie zugleich der Göttlichen Macht das alleinige Recht der Vorhersage und begnügte sich nicht mehr mit den bekannten Grenzen der Erkenntnis oder einer göttlichen Allmachtstellung.

### 2.3.3 Kalendermedizin

Keineswegs beschränkten sich die astrologischen Einflüsse, wie sie zuvor erläutert wurden, nur auf die Practica, sondern fanden in der Form der astrologischen Kalendermedizin – etwa zur gleichen Zeit wie die Practica – ihren Eingang in den Kalender. Zeichneten die verschiedenen Verfasser der Kalender doch recht häufig mit ‚Stadt-Physicus‘, ‚Astrologus Medicus‘ oder als ‚Der Arznei Doctor‘, so ist die Entwicklung einer Etablierung medizinischer Inhalte nicht verwunderlich. Hierbei muss jedoch bedacht werden, dass die frühen Practicen keineswegs einen medizinischen Teil besaßen, sowie auch der Kalender in der Regel eine Trennung in der Darstellung medizinischer Inhalte und dem festfügten Schema der Practic vornahm. Auch ergeben sich auf den ersten Blick keine sachlichen Verknüpfungen zwischen Practic und Kalendermedizin, sie bestehen unabhängig voneinander. Es ist vielmehr der Kalender selbst, der als Mittler diese Bezüge ohne weiteres herstellt; vorrangig über den wichtigsten medizinischen ‚Planeten‘, den Mond. Dieser Planet spielt nicht nur eine her-

---

183 Knopf: Kalender. S. 88.

ausragende Rolle bei der Herstellung der ‚bewährten‘ Warzenmittel oder bei sonstigen Krankheitsbeschwörungen, sondern erlangt seine Position als zentrales Gestirn in der so genannten ‚Aderlaß-Medizin‘.<sup>184</sup>

War der Aderlaß bis ins 18. Jahrhundert hinein das Zentrum der Medizin überhaupt und als probates Mittel der Heilung von verschiedensten Krankheiten auch im 19. Jahrhundert noch übliche und ärztliche Praxis, so kann hingegen nicht gesagt werden, wann genau zum ersten Mal an einem Menschen eine Aderöffnung durchgeführt wurde. Die therapeutische Blutentziehung hat jedoch eine mindestens dreitausendjährige Geschichte und lässt sich bis zu den alten Ägyptern zurückverfolgen, die vermutlich sowohl Blutegel gesetzt, als auch Aderlässe durchgeführt haben. Als Grundlage für alle medizinischen Diskurse rund um den Aderlaß dienten dabei die hippokratischen Schriften, die die Lehre der griechischen Medizin des Hippokrates und seiner Schüler verzeichnet.<sup>185</sup>

Der römische Arzt Galen entwickelte die Lehren bzw. die Theorie der ‚vier Körpersäftelehre‘ des Hippokrates weiter und schuf mit der so genannten Humoralpathologie ein allumfassendes Erklärungsmodell für Gesundheit und Krankheit. Hierbei wurde davon ausgegangen, dass der Körper durch die vier Kardinalsäfte, die an ihrer Konsistenz zu erkennen waren, bestimmt werde und nur ein genauer Ausgleich dieser Säfte alleinige Gesundheit verspreche. Demnach beruhe Krankheit auf einer Fehlmischung und einem Ungleichgewicht dieser Säfte, wobei der Aderlaß helfen sollte in den Säftehaushalt regulierend einzugreifen und das Gleichgewicht wieder herzustellen.<sup>186</sup>

Die Säftelehre hatte ihre empirische Grundlage dabei in der, noch mit bloßem Auge geführten, Beobachtung des entnommen Blutes und je nach Farbton desselben konnte eine genauere Diagnose erstellt werden. Dabei wurden die vier verschiedenen Flüssigkeiten sichtbar: der hellrote Blutbestandteil (griechisch ‚häma‘, lateinisch ‚sanguis‘), das eigentliche Blut und daher auch als Blut bezeichnet, ein etwas dunklerer

---

184 Vgl. Knopf: Alltages-Ordnung, S. 214.

185 Vgl. Michael Fischer: Über den Aderlaß im 19. Jahrhundert. – Tübingen: Univ.-Diss. 1995. S. 9.  
– Die hippokratischen Schriften entstanden um ca. 400 v. Chr.

186 Vgl. Ebd. S. 20.

Blutbestandteil, von den Griechen ‚melanchole‘ genannt und als schwarze Galle bekannt, ein klares gelbes Blutserum (‚chole‘), betitelt als gelbe Galle und schließlich ein weißer, klebriger Bestandteil, das so genannte ‚phlegma‘, der in der Medizin als Schleim bezeichnet wurde. Einhergehend mit dieser Unterteilung entstand denn auch der Glaube, dass das Übergewicht eines bestimmten Saftes im menschlichen Körper dessen Charakter festlege, wobei zwischen dem temperamentvollen und optimistischen Sanguiniker, dem aufbrausenden und unberechenbaren Choliker, dem schwermütigen Melancholiker und dem trägen Phlegmatiker unterschieden wurde.<sup>187</sup>

Halfen bei einer bestehenden Krankheit die üblichen Mittel wie Schwitzen, Wechselbäder, Diätikuren oder die Einnahme von Abführ- und Brechmitteln nicht mehr weiter, so musste das Säftegleichgewicht durch Aderlassen wiederhergestellt werden. Hierzu bediente man sich dem Öffnen der Venen, der eigentliche Aderlaß und dem Schröpfen, bei dem man bspw. Blutegel ansetzte oder man führte eine künstliche Eiterbildung herbei, die die Säfte der schwarzen und gelben Galle im menschlichen Körper reduzieren sollte.<sup>188</sup> Wer aber diese Eingriffe vornehmen konnte ist nicht ganz einfach zu beantworten, war dies doch ein steter Streitpunkt, da im Mittelalter die Badestuben Zentrum der Hygiene und der ärztlichen Versorgung waren und eine Trennung zwischen Körperpflegehandwerk und Arztberuf noch nicht stattgefunden hatte.<sup>189</sup>

Zunächst versuchte man lediglich gesetzlich zu regeln, welche Ausbildung zu welchem Titel führte und zur Ausübung bestimmter Behandlungen prädestinierte, doch herrschte Uneinheitlichkeit und Machtkampf innerhalb der verschiedenen Berufsgruppen. Im Verlauf dieser Entwicklung kristallisierte sich aber der so genannte Berufsstand des Barbier heraus, entstanden aus der Berufsgruppe der Scherer und Bader, die ursprünglich in den Badehäusern den Gästen die Haare schnitten und sie rasierten, also mit dem Messer und der Schere durchaus häufiger in Kontakt kamen als

---

187 Vgl. Knopf: Alltages-Ordnung, S. 214/215.

188 Vgl. Ebd. S. 215.

189 Vgl. Martin Widmann u. Christoph Mörgeli: Bader und Wundarzt. Medizinisches Handwerk in vergangenen Tagen. – Zürich: Medizinhistorisches Institut und Museum der Univ. 1998. S. 86-92.



gemeinhin der Arztstand. Einige dieser Scherer und Bader verlegten sich auf die ‚Wundarztney‘, der Heilung aller äußerlich sichtbaren Gebrechen durch die chirurgia und der pharmazeutischen Betreuung, die keinem bestimmten Berufe zugeschrieben war. Sie machten sich selbständig und zogen schließlich aus den Badestuben aus zu ihrer Kundschaft. Der Beruf des Barbiers<sup>190</sup> war entstanden und überhaupt sah ein Barbierladen der damaligen Zeit einer ärztlichen Praxis ähnlicher als einem Ort, an dem man nur Haare ließ. Alle gängigen kleineren Eingriffe nahm dieser Berufsstand an den Körpern seiner Kunden vor und erhob schließlich das Aderlassen zu seinem Metier.<sup>191</sup>

Doch der für den Aderlaß vorgeschriebene Längsschnitt der Vene war eine nicht ganz einfache Operation, erforderte er doch nicht nur medizinische Grundkenntnisse, sondern auch astronomisch-astrologisches Wissen. Denn nicht nur dadurch, dass man die Venen an den verschiedensten Stellen öffnen konnte – wobei zu beachten war, welches ‚Temperament‘ im betreffenden Körper vorherrschte – ergaben sich viele Möglichkeiten. Auch die die Astrologie spielte insofern hinein, als dass der Mondstand anzeigte, an welchem Körperteil der Laß vorzunehmen war; dargestellt am so genannten Aderlaß-Männlein, dessen Glieder wiederum mit den zwölf Tierkreiszeichen in Beziehung standen.

Die Verbindung zwischen der blutigen Heilmethode, der Figur des Aderlaß-Männlein und den ihm umgebenden Tierkreiszeichen, geht dabei aber auf das älteste medizinische System der Frühneuzeit, der Iatromathematik, Astromedizin, Astrologische Medizin oder auch medizinische Astrologie genannt, zurück.<sup>192</sup> Grundlegend für diese Form der Medizin ist dabei die Annahme einer Wechselwirkung zwischen Makrokosmos (den Himmelskörpern) und Mikrokosmos (der Organismus des einzelnen Menschen), wobei die Entstehung einer Krankheit auf den Einfluss der Gestirne zurückgeführt werden kann. Dieser Einfluss der Gestirne entfaltet in der Darstellung

---

190 Der Titel Barbier wurde aus dem franz. übernommen und war seit dem 15. Jahrhundert die für den herkömmlichen Scherer übliche Wendung. Er diente dabei zur Hervorhebung der gewerblichen Stellung gegenüber den Badern. Vgl. Tschui: Volkskalender. S. 97.

191 Vgl. Ebd. S. 96/97. u. Knopf: Alltages-Ordnung. S. 216.

192 Vgl. Tschui: Volkskalender. S. 99/100.

des Aderlaß-Männleins seine volle Bedeutung, ist hier die stilisierte Figur des Menschen doch Abbild des am Himmel in den Tierkreis hineingelagerten Kosmos, so dass der Mensch als kleiner Kosmos Abbild und Gegenbild des Makrokosmos darstellt und sich die gesamte Schöpfungswelt in ihm widerspiegelt.<sup>193</sup> Unter Berücksichtigung dieser Sachverhalte kann daher gesagt werden, dass das mittelalterliche System der Medizin auf einem Harmonieprinzip zwischen Mensch und Kosmos basierte,

bestehend aus den vier Elementen Wasser, Erde, Luft und Feuer, den zwölf Tierkreiszeichen, den vier Himmelsrichtungen, vier Jahreszeiten, den zehn Lebensaltern des Menschen, zwölf Monaten, zwölf Winden und den zwei Polen.<sup>194</sup>

Wie bereits angesprochen erforderte das Aderlassen also nicht nur die notwendigen medizinischen Grundkenntnisse, sondern auch die Beachtung vieler astronomisch-astrologischer Regeln, um zu einem ‚guten‘ Ergebnis zu gelangen. Ausgehend von der Grundannahme, dass jedes Sternbild des Tierkreises einen oder mehrere Körperteile sowie Organe beherrsche, stellen sich laut dem Aderlaß-Männlein die Beziehungen wie folgt dar: Widder: Haupt und Stirn; Stier: Hals; Zwillinge: Schultern; Krebs: Lunge, Magen und Milz; Löwe: Herz und Rücken; Jungfrau: Bauch und Gedärme; Waage: Niere und Blase; Skorpion: Scham; Schütze: Hüften; Steinbock: Knie; Wassermann: Schienbeine und schließlich Fische: Füße.<sup>195</sup>

Um nun zu erfahren, welcher Körperteil gerade zur Ader gelassen werden durfte, musste man neben den Tierkreiszeichen im besonderen Maße den jeweiligen Mondlauf des Jahres kennen, da dieser nacheinander, meist während zwei bis drei Tagen, alle Tierkreiszeichen durchlief. Trat der Mond nun in ein Sternbild und man ließ den Körperteil zur Ader, dem das Tierkreiszeichen gerade unterstellt war, so konnte dies die nachteiligsten Folgen haben. Daher war es unerlässlich, einen Kalender zu besitzen, der einerseits die Richtigkeit des Mondlaufs garantierte, der im Kalendarium nachgeschlagen werden konnte, andererseits aber auch ein Aderlaß-Männlein be-

---

193 Vgl. Knopf: Alltages-Ordnung. S. 215. Hierbei ist auch der Begriff der *Influentia* zu beachten, ursprünglich als ‚Eingießung des Gestirns‘ verstanden, dass also das Gestirn und seine Kraft sich in den Menschen ‚hineingieße‘ und dort seine Wirkung entfalte.

194 Tschui: Volkskalender. S. 100.

195 Vgl. Ebd. S. 100 und die nebenstehende Abbildung auf S. 101.

reit hielt. Gerade dieser Bedarf nach plamäßigen und verlässlichen Übersichten half zugleich auch bei der Entstehung und Verbreitung der jeweiligen Kalender.

Wie tiefgehend die Verbindung von Kalender und Kalendermedizin war, zeigen die späteren Umwälzungen der Kalenderlandschaft, als der Kalender im Innern gegen jeden Aberglauben wettete. Setzten sich die aufklärerischen Bestrebungen der Zeit auch in diesem Medium durch, etwa durch moralische Erzählungen und Belehrungen, so verzichteten sie aber nicht auf die Darstellung des so geliebten Aderlaß-Männleins.<sup>196</sup> Denn trotz der Volkauflklärung, welche ungefähr um 1750 ihren Anfang nahm und nebst der Erhöhung des Bildungsniveaus, der Alphabetisierung und der Politisierung der Bevölkerung, gleichzeitig ein Augenmerk auf die mangelhafte medizinische Versorgung warf, wodurch der Volkskalender und damit auch das Aderlaß-Männlein unter Zugzwang gerieten, konnte man sich nicht von diesen Inhalten trennen. Zwar waren die astrologischen Themen innerhalb des Kalendariums, die Prophezeiungen der Practica und selbstverständlich auch die Laßtafeln nach iatroastronomischen Regeln dem aufgeklärtem Bürgertum ein Dorn im Auge, doch konnte eine seit Jahrtausenden angewendete Heilmethode nicht einfach so durch neue medizinische Erkenntnisse ausgemerzt werden. Der Glaube an die Wirkung der Himmelskräfte blieb weiterhin bestehen und wie sehr die einfache Leserschaft die „traditionelle optische Ausprägung und die typologisierten textlichen Beiträge schätzte“<sup>197</sup>, geht aus den heftigen Diskussion rund um das ‚abergläubische‘ Bauernvolk hervor, welches an allem Alten festhielt.

Die Kalendermacher wählten daher verschiedene formale und inhaltliche Strategien, um ihren Kalender zu modernisieren und ihn von den ‚gefährlichen‘ astro-medizinischen Praktiken zu befreien. Denn ungeachtet der Notwendigkeit der Darstellung solche Inhalte, bedeutete die Entfernung des Aderlaß-Männleins bzw. die Entfernung der grafischen Darstellung mit den entsprechenden Erläuterungen, doch

---

196 Vgl. hierzu in Kap. A.II der vorliegenden Arbeit auch die Diskussion in den Gutachten über die Umgestaltung des *Badischen Landkalenders*, in der Jägerschmidt sich gegen solch eine Darstellung des Aberglaubens aussprach, Hebel jedoch diese für unerlässlich hielt, da sie den Geschmack des Publikums bedienten.

197 Vgl. Tschui: *Volkskalender*. S. 154.

zugleich, dem Publikum eine optische und inhaltliche Orientierungshilfe zu nehmen, für die es keinen Ersatz gab.

Dass Aderlaß-Männlein war seitens der Kalendermacher dennoch dem Tode geweiht und der Ablösungsprozess begann mit einer zunehmenden Diskrepanz zwischen Text und Bild. Das ‚Männlein‘ veränderte sich zwar nicht, aber dafür die ‚Tafel‘, welche ursprünglich als Erklärung und Ratgeber diente. Beispielhaft sei hier auf den *Rheinländischen Hausfreund* verwiesen, der als aufgeklärter Kalender galt, jedoch auf die Darstellung des Aderlassens nicht verzichten wollte. Beinhaltet er am Schluss des jeweiligen Kalenders zwar ein Laßmännlein, so verzichtet er aber auf die astro-medizinischen Inhalte und die Verwendung der Sternbilder:

Hier hast du, lieber Leser, ein Verzeichnis der Adern, die man in diesem oder jenem Fall zu öffnen pflegt. Glaub es mir, es ist vernünftiger, als wenn ich dir eine Figur mit allen zwölf himmlischen Zeichen hingelegt hätte, damit du, wenn du leichtgläubig genug wärest, sehen könntest, in welchem Zeichen diese oder jene Ader zu öffnen sey. Das sind Albernheiten; die himmlischen Zeichen haben so wenig einen Einfluß auf das Aderlassen, als der Mond. Je nachdem du einen Anfall bekommst, so mußt du eine bestimmte Ader öffnen lassen, es regiere dann für ein Zeichen was für eines wolle, und es mag dann Vollmond oder Neumond oder sonst ein Tag seyn.<sup>198</sup>

Die Tierkreiszeichen sind nun zu Gunsten der aufklärerischen Bemühungen von den Gliedern des Körpers abgekoppelt, die Medizin von der Astronomie, doch ist der Heilsaberglaube nicht gänzlich ausgemerzt. Betreffend der Stirn-Ader wird da immer noch geraten sie in Fällen der Tollheit zu öffnen, bei Bräune die Froschader oder gar bei Seitenstechen die Hauptader.<sup>199</sup> Trotz aller aufklärerischer Bemühungen kann am *Rheinländischen Hausfreund* nachvollzogen werden, wie schwierig sich in dieser Zeit eine Etablierung der neuen medizinischen Erkenntnisse gestaltete und wie langsamer deren Durchsetzung zu Gunsten einer Ablösung der Astrologischen Medizin im Kalender von statten ging.

198 306 *Aderlaßtafel*. der vorliegenden Arbeit. Vgl hierzu auch die entsprechende Abb.

199 Vgl. Knopf: Kalender. S. 93.

### 3 KALENDERWESEN IN BADEN

#### 3.1 ENTWICKLUNG DES KALENDERWESENS IN BADEN

##### 3.1.1 Kalenderdruck in Karlsruhe

Der Kalenderdruck begann in Karlsruhe schon wenige Jahre nach der Gründung der neuen Residenzstadt (1715), als der im Jahre 1719 zum Hof- und Kanzleibuchdrucker ernannte Andreas Jacob Maschenbauer das ausschließliche Privileg erhielt, alle in der Markgrafschaft „benöthigten Schul-Bücher, ingleichen Teutsch- und Französischen- Calender, in groß- und kleinem Format“<sup>200</sup> zu drucken und zu verlegen; auch geistliche Bücher waren in diesem Privileg inbegriffen und demnach ausschließlich dieser Druckerei vorbehalten. Zugleich sicherte das Druckermonopol die Existenz des Hofbuchdruckers, auch in dem gerade mal 30 Quadratmeilen umfassenden und territorial zersplitterten Land, das um 1750 noch nicht einmal ganz 90.000 Einwohner besaß, da das Geschäft mit Schulbüchern und Kalendern florierte.<sup>201</sup> Doch erst mit dem Tode des Hofbuchdruckers im März 1750 führten die schon vorher bestehenden Bestrebungen der Rentkammer, der obersten Finanzverwaltung des Landes, den Kalenderhandel zu Gunsten des Fiskus zu betreiben, zum Erfolg. Denn obwohl sich die Witwe des Hofbuchdrucker und ein Lörracher Drucker auf das Privileg bewarben, verlieh der Markgraf schon am 15. Juni, kaum drei Monate nach Maschenbauers Tod, die Druckrechte dem damaligen Karlsruher Gymnasium.<sup>202</sup>

Dieses Gymnasium, welches das Privileg vorerst für sechs Jahre, ab 1760 aber auf Dauer verliehen bekam, investierte seine Gewinne aus dem Kalenderdruck schließlich in den hauseigenen „Fundus Stipendiorum, aus welchem die Besoldung

---

200 Privilegsauszug. Zit. n. Otto Ernst Sutter [Hrsg.]: Aus badischen Kalendern. Ein Sammelband. Mit vielen alten Kalenderbildern. Zusammengest. und eingel. v. Otto Ernst Sutter. – Konstanz: Reuss & Itta 1920 (= Die gelb-roten Bücher 7). S. 30.

201 Vgl. Voit: Landkalender. S. 17. – Die folgenden Ausführungen stützen sich größtenteils auf Voits Erläuterungen. Nur für wörtliche Übernahmen wird daher der Nachweis in den Fußnoten erbracht.

202 Im 18. Jahrhundert war es durchaus geläufig, das sichere Druckgeschäft, wie den Kalenderdruck, öffentlichen Institutionen zu überlassen. Bspw. besaß das hessisch-darmstädtische Kalenderprivileg das Waisenhaus in Darmstadt; das Privileg für den kurpfälzischen Landkalender kam dem Fond der Mannheimer Akademie der Künste zu Gute. – Vgl. Voit: Landkalender. S. 18.

und Unterhaltung der Gebäude beim Gymnasio nebst den Stipendien besorgt“<sup>203</sup> wurden. Allein die willkommene Finanzspritze bewog das Gymnasium zur Annahme des Privilegs; andere Überlegungen, welche etwa auf einen Funktionswandel oder auf eine andere Ausrichtung des Mediums hinielten, stellten sich dabei nicht. Dies offenbart sich in der Handhabung der Publikation der Kalender, da dem Gymnasium und seiner Lehrerschaft lediglich aufgegeben war,

daß sie die nöthige Correctur derer auflegenden Bücher und Schriften ohn-entgeltlich besorgen, wegen Gebrauchung guter und deutlicher Littern geflissentlich Aussicht tragen, und schönes Papier anschaffen.<sup>204</sup>

Hierbei spielte die redaktionelle Arbeit also keine Rolle, der Privilegsinhaber hatte lediglich auf eine angemessene Ausstattung zu achten. Da aber das Gymnasium keine eigene Druckerei besaß, musste sie sich an die örtlichen Druckereien wenden um ihre Schriften zu publizieren. War zu Beginn das Privileg des Druckes an den Nachfolgern von Maschenbauers Druckerei verpachtet worden, so sah sich das Lyzeum schon bald nach einem neuen Pächter um, da die Hofbuchdruckerei einerseits nur eine einzige Druckerpresse besaß, demnach nicht sehr leistungsstark sein konnte, andererseits nach dem Tode Maschenbauers zunehmend heruntergekommen war.<sup>205</sup>

Diesen neuen Pächter fand die Institution in Michael Macklot, der die weitere Publikation des Kalenders auf Lebenszeit übernehmen sollte, sich zudem verpflichtete bis 1765 eine Druckerei mit vier Pressen auf sein eigenes Risiko zu errichten und für den Druck der Kalender eine Pachtgebühr von 565 Gulden zu entrichten. Die Blütezeit des neuen Verlages, der unter den Offizien des Gymnasiums geführt wurde, lag in den 60er Jahren und Macklot brachte eine Reihe bedeutender und gut ausge-

---

203 Aus der Bewerbungsupplik des Rektors Jakob Friedrich Maler an den Markgrafen vom 4. Mai 1750. – In: GLA 206/692 Bl. 3. Zit. n. Voit: Landkalender. S. 18.

204 Aus dem Text der Verleihungsurkunde vom 15. Juni 1750. – In GLA 206/692 Bl. 8. Zit. n. Voit: Landkalender. S. 19.

205 Vgl. zur Geschichte der Druckerei Maschenbauer Helmut Bender: Macklot und Schmieder in Karlsruhe. – In: Colloquia Germanica. Internationale Zeitschrift für germanische Sprach- und Literaturwissenschaft. – Tübingen u. Basel: Francke 1979. S. 112-118.

statteter Bücher heraus.<sup>206</sup> Doch schon 1782 musste er den Vertrag kündigen, da die hohe Pacht die Druckerei erheblich belastete.

Im folgenden Jahr fand das Gymnasium wiederum einen neuen Pächter, Johann Gottlieb Müller, ohne dass die Bedingungen jedoch wesentlich verändert oder der Pachtbetrag verringert wurden. Vor allem durch die Vorschüsse aus dem Fond des Gymnasium expandierte der Druck- und Verlagsbetrieb Müllers rasch, dessen größter Teil im September 1785 nach Durlach ausgelagert worden war. Doch auch dieser Pächter erwog schon im Jahre 1787 seine Privilegien an das Gymnasium zurückzugeben, da er innerhalb weniger Jahre in immer größere finanzieller Schwierigkeiten geriet; nicht zuletzt durch die hohe Pachtgebühr für den Kalenderdruck. Dem Gymnasium als solches war aber keineswegs daran gelegen diese Privilegien zurückzunehmen und sich ein weiteres Mal auf die Suche nach einem neuen Pächter zu machen. Aus diesem Grunde und zum Schutz der eigenen Kredite bzw. um dem Verleger wenigstens vorübergehend die Last zu erleichtern, gründete das Gymnasium im Oktober 1788 die *Gymnasiums Buch Verlags Societät*, eine Art Auffanggesellschaft, die „den Druck und Verkauf sämtlicher Kirchen- und Schulbücher und des LandCalenders“<sup>207</sup> und damit auch die Abführung der Pacht übernahm.

Die Leitung bzw. den Vorsitz über die Societät übernahm der Kammerrath Karl Friedrich Victor Jägerschmidt, der bereits zuvor für die Abrechnung der Geschäfte der Gymnasiums Niederlage verantwortlich war. Nach nur sechs Jahren hatte Müller schließlich nichts mehr mit dem Verlag des *Landkalenders* zu tun und schon der Jahrgang 1790 wurde nicht mehr von ihm, sondern von Macklot, im Auftrag der Societät, gedruckt. Diese Gesellschaft erlosch aber, einhergehend mit dem Konkurs des Müllerschen Betriebes im Jahre 1793, wodurch nun dem selbständigen Gymnasiums Verlag für beinahe zwanzig Jahre die Verwaltung der Privilegien oblag. Dass sich kein anderer Pächter mehr fand, lag nicht zuletzt an den außergewöhnlich Zeitum-

206 Darunter Friedrich Valentin Molters Übersetzung der *Moralischen Erzählungen* von Jean-Francois Marmontel oder die siebenbändige *Historia Zaringo Badensis* von Johann Daniel Schöpflin. Vgl. Voit: Landkalender. S. 20.

207 Vgl. Instruction vor den Cammerath Jägerschmidt. – In: GLA 206/694. 23.01.1979. u. ein Memorandum Jägerschmidts vom 21.4.1804 den Gymnasiums Verlag betreffend. – In: Ebd. Zit. n. Voit: Landkalender. S. 21.

ständen, die durch die Koalitionskriege und der Herrschafts- und Niedergangszeit Napoleons bedingt waren.

Jägerschmidt hingegen übernahm auch in dem nun selbständigen Buch-Verlag die Leitung und überzeugte zwar durch unternehmerische Qualitäten, eignete sich aber als Verleger nur leidlich, da der Kalender für ihn nur ein Produkt darstellte, das er der zur Abnahme verpflichteten Bevölkerung so kostengünstig wie möglich anbieten wollte.<sup>208</sup> Hatte er sich also ursprünglich nur um den Druck und den Vertrieb des Kalenders zu kümmern, die redaktionelle Arbeit lag in den Händen einer seit 1784 bestehenden Kalenderdeputation, so fiel auch diese Arbeit mehr und mehr in seinen Aufgabenbereich. Gerade dieser Umstand trug dazu bei, dass der *Landkalender* bei seinen Lesern immer unbeliebter wurde.<sup>209</sup> Doch durch die Zusammenarbeit mit Johann Peter Hebel, der den Kalender seit 1807 redigierte und dessen Inhalt erheblich reformierte, verwandelte sich der *Badische Landkalender* binnen weniger Jahre in einen profitablen Verlagsartikel.<sup>210</sup> Die Zusammenarbeit von Jägerschmidt und Hebel, so gewinnbringend sie auch war, führte dennoch zu erheblichen Spannungen, da die Ansichten der beiden zu weit auseinander gingen und Hebel sich des Öfteren über die ‚knitterigen‘ Druckabschlüsse des Finanzrates ärgerte.<sup>211</sup> Gleichfalls beäugte Jägerschmidt die Konzepte und Neugestaltung des *Landkalenders* und dessen Wandlung zum *Rheinländischen Hausfreund* äußerst kritisch und unterstützte diese nur widerstrebend.

Zur Verpachtung der Privilegien sah sich das Gymnasium aber erst im Jahre 1812 genötigt, als Jägerschmidt, nun beinahe siebzig Jahre alt, immer häufiger forder-

208 Vgl. zum Kalenderzwang Kap. 3.1.2 der vorliegenden Arbeit.

209 Was den Inhalt anging, so war Jägerschmidt im Grunde jeder Kalender recht, wie er in einem Brief an Drais formulierte. – Vgl. GLA 74/1274 Bl. 87. Zit. n. Voit: *Landkalender*. S. 22.

210 Die Auflage war zwischen 1806 bis 1812 von 17.000 auf 36.000 Exemplare angestiegen. – Vgl. Voit: *Landkalender*. S. 46.

211 Vgl. Hebels Brief an Th. Fr. Volz vom 8.12.1809. – In: Johann Peter Hebel: *Briefe der Jahre 1784-1809*. Bd.1 der Gesamtausg. Hrsg. und erläutert v. Wilhelm Zentner. – Karlsruhe: Müller 1957. S. 451: „Der Eifer des Herrn Finanzrath Jägerschmid, die aus dem Verkauf des Calenders entspringenden Einnahmen zu sichern und zu erhöhen, ist rühmlich bekannt. Vielleicht aber verleitet ihn ebenderselbe bei Abschließung der Akkorde zu einer Genauigkeit, gegen welche sich die Uebernehmer nur durch schlechte Arbeit schadlos halten können. Der Jahrgang [1810; Anm. d.V.] scheint dessen ein martervoller Zeuge zu sein.“



te, ihn von der Verwaltung des Verlages zu entbinden und ihm dies schlussendlich auch gewährt wurde. Inwieweit dabei die Spannungen zwischen ihm und Hebel mit hineinwirkten sei dahingestellt. Durch die enorme Auflagensteigerung in den Jahren von 1806 bis 1812 konnte sich das Gymnasium auch eine Anhebung der Pacht erlauben und entschied schließlich, das Druckprivileg an Johann Michael Katz in Pforzheim und Johann Heinrich Geiger in Lahr, mit einer Laufzeit von zwölf Jahren, zu vergeben. Für diese Laufzeit war pro Jahr die stattliche Summe von 1160 Gulden zu zahlen, wobei die Pachtsumme in Folge der Aufgabe des Kalenderzwangs bei der erneuten Vertragsverlängerung (1824) um weitere zwölf Jahre auf 800 Gulden reduziert wurde. Einhergehend mit dieser Vertragsverlängerung nahm die Kooperation zwischen Katz und Geiger ein Ende, wobei der Kalender weiterhin, in einem kollegialen Verhältnis der beiden größten Konkurrenten des Marktes, bei Geiger „in Commission“<sup>212</sup> erhältlich war.

Das Gymnasium verschwand jedoch erst im Jahre 1834 als offizieller Verleger vom Titelblatt, als man bei der nächsten Verpachtung des längst überkommenden Kirchen- und Schulbuchprivilegs an den Karlsruher Buchdrucker Groos, erstmals das Recht des Kalenderdruckes ausklammerte. Damit verlor der *Rheinländische Hausfreund* seine privilegierte Stellung, blieb bei der Pforzheimer Druckerei und erschien dort noch über mehrere Jahrzehnte hinweg.

### 3.1.2 Vertrieb und Verbreitung des *Badischen Landkalenders*

Noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts sah man in Baden im Kalender vornehmlich einem, dem ‚gemeinen‘ Mann und mittelständischen Bürger unentbehrlichen Gebrauchsartikel, dem man von Seiten der Regierung zunächst keine besondere Aufmerksamkeit entgegenbrachte. Nachdem aber der Kalender in den 80er Jahren als ein einflussreiches Medium der Volksaufklärung erkannt und als quasi offizielles Kommunikationsmittel eingesetzt worden war, beschäftigte sich die bestehende Regierung mit der Vertriebsstruktur des Kalenders und versuchte eine umfangreiche

212 Ab 1825 und bis in die dreißiger Jahre hinein findet sich auf dem Titelblatt die Angabe „in Commission bei Johann Heinrich Geiger in Lahr“.

Kontrolle über dessen Redaktion und Vertrieb zu erlangen. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts sollte die Zügel allmählich wieder gelockert werden. Nichtsdestotrotz zeigen sich gerade in der wandelnden Praxis und der Organisation der Kalenderdistribution im Laufe des 18. Jahrhunderts die Akzentverschiebungen in der „funktionalen Einschätzung des Kalenders“<sup>213</sup>.

Das dem Hofbuchdrucker Maschenbauer im Jahre 1719 erteilte Privileg zum Kalenderdruck regelte nicht allein nur den Druck und den Vertrieb des Kalenders, sondern untersagte und beschränkte gleichfalls den Handel mit auswärtigen Kalendern, indem es Maschenbauer zusicherte, dass jede Art von „Calendern bey zehn Reichsthaler Strafe bey Niemand anders als von Ihme oder seinem Verlag [...] erkauft werden sollte“<sup>214</sup>. Dieses Handelsmonopol wurde jedoch schon 1723 wieder aufgehoben und dahingehend abgeändert, dass der Kauf eines auswärtigen Kalenders gestattet werden sollte, sofern der Käufer den privilegierten schon erworben hatte. Diese Änderung erwies sich aber als Hintertür für den Handel mit fremden Kalendern, ohne ihn explizit zu erlauben und blieb als Bestimmung bis ins 19. Jahrhundert in Kraft. Entstand zwar dadurch ein Kalenderzwang, so schützte es dennoch den Verkäufer in der Hinsicht, als dass der Verleger dazu verpflichtet war, den Kalender „um einen billigen Preyß“ und „nicht theurer [...] als man anderwärtig die Calender sowohl dutzendweiß als einzeln haben kann“<sup>215</sup>, zu verkaufen. Diese Preisbindung blieb denn auch bis 1808 effektiv, da der Kalender durchschnittlich vier Kreuzer kostete; erst ab 1808 wurde der Preis auf sechs Kreuzer angehoben, was durch die Neukonstitution des *Landkalenders* zum *Rheinländischen Hausfreund* und dessen besserer und umfangreicheren Ausstattung begründet wurde.

War Maschenbauer mit der Durchsetzung seines Privilegs und dessen Bestimmungen häufig auf sich allein gestellt, seitens der markgräflichen Regierung wurden zumeist nur Dekrete erlassen, sich an die Privilegsbestimmungen zu halten, nicht aber durch eine tatkräftige Kontrolle und Erteilung von Geldstrafen unterstützt, so änder-

213 Voit: Landkalender. S. 25.

214 GLA 206/691 Bl. 3. Zit. n. Voit: Landkalender. S. 25.

215 Ebd. S. 25.

te sich dies im Jahre 1750, als das Karlsruher Gymnasium das Verlagsprivileg übernahm. Hatten bis dato die Ämter und Gemeindevorsteher des Landes nichts mit dem Verkauf des Kalenders zu schaffen, so wurden sie nun in dessen Vertriebsstruktur stark eingebunden, da die völlig unerfahrenen Professoren auf Amtshilfe angewiesen waren. In den folgenden Jahren spielte sich dann eine mal mehr, mal weniger gelockerte Form der Kalenderverteilung ein: nach Abschluss des Druckes wurden die ungebundenen Kalender vom Verleger an die Buchbinder des Landes versandt, die sie dann gegen eine kleine Bindegebühr hefteten; die Ortsvorsteher hatten nun, nach der jeweiligen Einwohnerzahl, die fertigen Kalender abzuverlangen und in ihren Gemeinden zu verkaufen. Für den Verkauf durfte eine Einnehmergebühr einbehalten werden. Damit diese Unternehmertätigkeit so gewinnbringend wie möglich wurde, gestatte man Hausbesuche bei denjenigen Bürgern, die eine Abnahme verweigert hatten, um herauszufinden, ob diese einen fremden Kalender besaßen und daher die Abnahme verweigerten. Eine Verordnung aus dem Jahre 1784 zeigt die Organisation des Kalendervertriebs deutlich:

Die Austheil- und Verbreitung des 1785er Landkalender betreffend.

Der 1785er Landkalender ist fertig und mit vielen nützlichen Sachen angefüllt, wie das besonders desfalls bekannt gemachte Avertissement des Hofbuchdrucker Müllers näher zeigt. Es wird daher dem Oberamt und Spezialat [regionale evangelische Dekanate; Anm. d.V.] mit der Weisung davon Nachricht gegeben, daß es sich die Ausbreitung dieses zweckmäßigen Zwangskalenders, ohne Ausnahm einer Stadt und Orts, die sich nicht gegen die Ausnahm dieses von Serenissimo für's Land privilegirten Verlags mit besondern Privilegien alsbald legitimiren können, dergestalt angelegen seyn lassen, daß, so wie es wegen der Döfer bey der bisher den Ortsvorgesetzten obgelegenen Obsorge für die richtige Anschaffung desselben bey jeder einen Calender kaufenden Haushaltung bleibt, also zur Vertheilung in jedem Oberamts Hauptort oder Stadt die Calender durch die Buchbinder zum Oberamt geliefert, und diese durch Gassenmeister oder sonstige Gerichtsdienner also in solchen Städten ausgetheilt werden, daß diejenige zur Stadt gehörige Haushaltungen, welche bey bestimmter Bekanntmachung ihrer Verbindlichkeit, dennoch keinen Calender zu nehmen, nebst der von ihnen zu erfragenden Ursache aufgeschrieben werden; daß ferner von den Geldern, die die Austheiler gleich selbst in Empfang nehmen, ihnen 5. procent abzuziehen erlaubt, und das übrige an denjenigen Buchbinder oder andern Mann ausgeliefert werden solle, den Müller allenthalben zu seiner Geldlieferung aufzustellen hat; daß auch bey Strafe von 30 kr. für jedes Stück den Buch-

bindern verboten werde, keinen undurchschossenen Landkalender höher als 4 kr. zu verkaufen.<sup>216</sup>

So wichtig die Rolle des Buchbinders beim Vertrieb des Karlsruher Kalenders auch war, so deckten sich die Interessen an dessen Vertrieb jedoch keineswegs mit denen des Privileginhabers, da die Buchbinder auch mit den fremden Kalendern handelten und mit ihnen erheblich mehr verdienen konnten. Gerade durch diesen Handel kam es immer wieder zu Konflikten und Spannungen zwischen den Parteien. Sie verbündeten sich nur in der gemeinsamen Abwehr der Kolporteure, die durch ihren Wanderhandel auf beiden Seiten eine oft erhebliche Geldeinbuße bewirkten. Das effektivste Mittel, eine Stempelsteuer als „prohibitiver Aufschlag auf den Verkaufspreis, um den Verkauf auswärtiger Kalender nachhaltig zu erschweren“<sup>217</sup> einzuführen, wurde aber erst 1807, einhergehend mit der Neuordnung des Kalenderwesens, durchgesetzt.

Denn von den starken politischen, ökonomischen und sozialen Veränderungen, infolge der Koalitionskriege zwischen 1793 und 1805, war ebenso das badische Kalenderwesen betroffen. Es erwies sich als immer schwieriger den Kalenderzwang beizubehalten, da durch die Truppenzüge und Rekrutierung von Soldaten in der heimischen Bevölkerung diese noch empfindlicher als zu zuvor auf die Verpflichtung zur Abnahme reagierten; auch hatten Ämter und lokale Beamte derzeit ‚Wichtigeres‘ zu tun, als sich um den Absatz des Kalenders zu kümmern. Gleichzeitig wurde die Haltung gegenüber dem Kalenderzwang seitens des Karlsruher evangelischen Kirchenrates und des Hofrates immer liberaler, man folgte dem Zeitgeist und mochte auf der „Einschränkung der natürlichen Freyheit, die man dem Unterthan auch in Ansehung seines Kalenders, den er als Sache seines Geschmacks ansehe, gönne“<sup>218</sup> immer weniger bestehen. Mit der Überarbeitung der aktuellen Gesetze wollte man jedoch bis zum Frieden warten.

---

216 Allgemeines Intelligenz- oder Wochenblatt für sämtliche Hochfürstliche Badische Lande. Nr. 41, vom 7.10.1784. S. 1. Zit. n. Voit: Landkalender. S. 28.

217 Voit: Landkalender. S. 33.

218 Vgl. den Auszug aus dem Hofratsprotokoll vom 16.11.1798. – In: GLA 236/472 Bl. 19. Zit. n. Voit: Landkalender. S. 34.

Daher änderte sich an der Vertriebsstruktur zunächst wenig. Als sich jedoch in der zum Oberamt Durlach gehörende Gemeinde Blankenloch wohnhafte Bürger weigerten, den Jahrgang 1801 abzunehmen, obwohl sie finanziell dazu in der Lage gewesen wären, statuierte man ein Exempel, da selbst die übliche Verwarnungen und Strafandrohungen nicht fruchteten. Der Hofrat ordnete daher eine Visitation und den Zwangskauf an, der Rädelsführer wurde zu 14 Tagen, mehrere andere Bürger zu zweimal 24 Stunden Turmhaft verurteilt.<sup>219</sup> Die selbst der Regierung unangenehme und peinliche Affäre führte jedoch nur wenige Monate nach den Blankenlocher Ereignissen, im Februar 1802, zur Einberufung einer Konferenz „zu Bezweckung einer künftigen bessern Einrichtung des badischen Landkalenders“<sup>220</sup>, zu der Hebel ebenfalls eingeladen wurde. Dabei stand jedoch nicht der Kalenderzwang zur Debatte, vielmehr sollte die Kommission das eigentliche Produkt verbessern und für die einheimischen Bürger attraktiver gestalten.

Der eigentliche Druck zu einer Neukonstitution des Kalenders hing jedoch weniger mit der Unzufriedenheit der Bevölkerung zusammen, als mit den territorialen Veränderungen des Landes nach dem Reichsdeputationshauptschluss<sup>221</sup> im Jahre 1803. Das Staatsgebiet wuchs durch die Übernahme der rechtsrheinischen Besitzungen der Bistümer Straßburg, Speyer und Basel, dem Bistum Konstanz, dem größten Teil der Kurpfalz, sowie einer Reihe von Abteien und Reichsstädten von 65 auf 122 Quadratmeilen und die Einwohnerzahl von ca. 175.000 auf über 400.000 Menschen.<sup>222</sup> Die Coexistenz verschiedener Kalender in diesen Gebieten verlangte daher eine Neukonstitution des Kalenderwesens und musste neben der Ordnung der Ab-

219 Vgl. GLA 234/811 Bl. 105-118. u. GLA 236/472 Bl. 22-44. Zit. n. Voit: Landkalender. S. 35.

220 Vgl. GLA 234/811 Bl. 120. Zit. n. Voit: Landkalender. S. 35.

221 = Beschluss der letzten außerordentlichen Reichsdeputation (25. Februar 1803), der eine territoriale Neuordnung des Heiligen Römischen Reiches nach sich zog. Nach den Koalitionskriegen war die Annexion linksrheinischer deutscher Gebiete durch Frankreich im Frieden von Lunéville 1801 völkerrechtlich bestätigt worden. Zur Ausarbeitung einer Entschädigungsregelung für die von der Abtretung betroffenen Reichsfürsten setzte der Reichstag 1801 einen Ausschuss (Deputation) ein, dessen Vorschlag er 1803 akzeptierte. Für ihre verlorenen Gebiete erhielten die früheren Eigentümer rechtsrheinische Territorien. Diese wurden durch die Einziehung der meisten katholischen Gebiete (Säkularisation) und die Aufhebung der Reichsunmittelbarkeit von 41 freien Reichsstädten (Mediatisierung) gewonnen. Zit. n. Reichsdeputationshauptschluss. Microsoft Encarta Online-Enzyklopädie 2009 [<http://de.encarta.msn.com>] Stand: 2009. Zugriff: 10.05.2009.

222 Vgl. Voit: Landkalender. S. 35.

satzregelung der bereits etablierten Karlsruher und Rastatter Kalender,<sup>223</sup> gleichsam den für die Kurpfalz herausgegebenen *Landwirtschaft- und Geschicht-Kalender*, den *Lahrer hinkenden Boten* und einen in der Knechtschen Buchhandlung in Biberach gedruckten Kalender für das Obere Fürstentum integrieren.

Wegweisend in der Behandlung dieser Frage wurden die dem Geheimrat vorgelegten Gutachten von J.N.F. Brauer und K.M. Maler, die in ihrer Darstellung nicht nur die Linien der gesamten Reform des Kalenderwesens vorzeichnen, sondern zugleich den Rahmen abstecken, „innerhalb dessen nur ein Jahr später, ausgelöst durch Hebels *Unabgefordertes Gutachten*, die Diskussion um die Reform des Karlsruher Kalenders wieder aufgenommen wird.“<sup>224</sup> In Brauers Gutachten finden sich neben der Bestandsaufnahme der in Baden verlegten Kalender daher zwei Optionen für eine Reform des badischen Kalenderwesens, die sich in ihrer Zielsetzung maßgeblich unterscheiden. Einerseits befürwortet Brauer eine „durchgehende Uniformierung des Kalenderwesen [...] bei strikter staatlicher Aufsicht über Redaktion und Vertrieb“<sup>225</sup>, andererseits plädiert der zweite Vorschlag für eine Abschaffung der bestehenden Privilegien und Verordnungen, soll den einheimischen Kalender aber durch eine Einführung einer Stempelsteuer auf fremde Kalender vor deren Konkurrenz im eigenen Lande schützen.

Dass daraufhin folgende Gegengutachten Malers beschäftigt sich denn auch mit den dargebotenen Vorschlägen Brauers und analysiert bzw. kritisiert diese eingehend. Maler stellt dabei die gebräuchliche Praxis der Pflichtabnahme oder der Einführung einer Stempelsteuer, die in beiden Vorschlägen Brauers ja favorisiert werden, grundsätzlich in Frage und formuliert ein Resümee, dass die Gedanken aus Hebels *Unabgefordertem Gutachten* vorwegnimmt:

[I]n Absicht auf das Calender Wesen sollte man vielmehr vermuthen dürfen daß sich die untermischten neuen Unterthanen nach und nach an die bestehenden Land Calender gewöhnen werden wenn man sich zumal Mühe giebt

223 Dass den bereits etablierten Kalendern neue Titel gegeben wurden, die sich an die territorialen Gegebenheiten anpassten, änderte an dem Problem der Absatzregelung nur wenig. Gleichzeitig wurde damit die Frage nach den anderen existierenden Kalendern und was mit ihnen geschehen sollte nicht gelöst.

224 Voit: Landkalender. S. 37.

225 Ebd. S. 40.

sie bey möglichst wohlfeilem Preis durch ein dem gemeinen Mann gefälligers Äußere, wie z[um] E[xempel] das Noth und Hülfsbüchlein und durch gemeinnützliche Vaterländische Nachrichten und belehrende Aufsätze über unsere guten Landes Einrichtungen interessant zu machen, wo sodann nach einiger Zeit unvermerkt mehr oder weniger zu modificirender ausschließlicher Verkauf durchzusetzen seyn möchte.<sup>226</sup>

Auf der Grundlage dieser beiden Gutachten beschloss der Geheimrat denn auch im März 1805 eine Regelung, die zum damaligen Zeitpunkt zwar noch keine durchgreifende Reform hervorbrachte, aber den Weg für die zukünftigen Entwicklungen ebnete. Einerseits wurde Brauers Vorschlag Rechnung getragen, indem man in den neu entstandenen Gebieten einen freieren Handel mit inländischen und fremden Kalendern gestatte, der aber freilich durch eine scharfe Zensur des Staates überwacht wurde, andererseits fand Malers Gutachten insofern Eingang, als dass man auf eine Stempelsteuer verzichtete, gleichzeitig aber die bestehenden Privilegien und den Kalenderzwang dort bestätigte, wo dies schon eingeführt war. Trotz dieser teils ambivalenten Verordnungen lässt sich hierbei doch der Willen der Regierung erkennen, das Kalenderwesen künftig an marktwirtschaftlichen Kriterien zu orientieren, zumal der Kalenderzwang nicht mehr mit der früheren Strenge gehandhabt wurde; lediglich an einer Verteilung der Kalender durch die Ämter wurde noch festgehalten, Visitationen und Zwangskauf fanden nicht mehr statt.<sup>227</sup>

Jedoch kam im Jahre 1807 dann doch noch, auf Jägerschmidts Betreiben hin, eine Stempelsteuer auf und wurde durch dessen Begründung untermauert, dass der erste Jahrgang von Hebels betreutem *Rheinländischen Hausfreund* „einen besonderen obrigkeitlichen Schutz gegen auswärtige Konkurrenz benötige und verdiene“<sup>228</sup>. Daher machte man im Regierungsblatt vom 24. November 1807 bekannt, dass die fremden Kalender „zum Vortheil des Fiscus mit einem sechs Kreuzer vom Stück zu bezahlenden Stempel belegt“<sup>229</sup> werden müssten. Gleichzeitig wurde der Verkauf von fremden Kalendern ausschließlich inländischen Händlern vorbehalten und bei deren

226 GLA 256/5776 Bl. 46-50. Zit. n. Voit: Landkalender. S. 40.

227 Vgl. Voit: Landkalender. S. 41-43.

228 Ebd. S. 44/45.

229 Vgl. Regierungsblatt der Großherzogthums Baden. Nr. XL vom 24.11.1807. Zit. n. Voit: Landkalender. S. 43.

Nichtbeachtung der Stempelsteuer mit einer Konventionalstrafe von 20 Gulden geahndet.

Die Verordnungen von 1805 und 1807 legten für mehr Jahrzehnte die Rahmenbedingungen des Kalenderwesens fest und begünstigten die Entwicklung einer heterogenen Kalenderlandschaft in Baden. Einerseits führte der Erlass von 1805 zu ersten Ansätzen eines freien Binnenmarktes, da die privilegierten Kalender in den unterschiedlichen Provinzen des Landes verkauft werden konnten und nicht länger auf ihr Einzugsgebiet beschränkt waren. Andererseits konnte mit dem zweiten Erlass von 1807 die ausländische Konkurrenz durch den prohibitiven Steueraufschlag wirkungsvoll abgeschirmt werden und ermöglichte durch die marktregulierenden Faktoren eine erhöhte Abnahme der inländischen Kalender.

### 3.2 VOM *BADISCHEN LANDKALENDER* ZUM *RHEINLÄNDISCHEN HAUSFREUND*

#### 3.2.1 Neukonstitution der Kalenderdeputation von 1802-1807

In der Geschichte der Redaktion des *Badischen Landkalenders* vor Hebels Zeit, lassen sich wenigstens drei Phasen hinsichtlich der Lesetexte des Kalenders unterscheiden. Zum Einen die Jahre von 1719 bis 1784, in denen die Redaktion in den Händen der jeweils zuständigen Drucker und Verleger lag, zum Anderen die Jahre von 1784 bis 1802, als die Redaktion einer eigens vom Gymnasium eingerichteten offiziellen Kalenderdeputation oblag, die den Kalender in ein „sprödes, unterhaltungsfeindliches Aufklärungsmedium“<sup>230</sup> umformte. Schließlich die letzte Phase des *Badischen Landkalenders* von 1802-1807, in der man einer neu eingerichteten Kalenderdeputation auftrag einen Kalender zu konzipieren, der sich mehr nach den Wünschen und Bedürfnissen der Leser richtete und somit eine Absatzsteigerung möglich machen würde.

Durch Jägerschmidts Interventionen und die immer offenere Ablehnung der Bevölkerung gegenüber dem einheimischen Kalender, wurde demnach am 24. Februar 1802 eine Konferenz zur „Bezweckung einer künftigen bessern Einrichtung des ba-

---

230 Voit: Landkalender. S. 49.



dischen Landkalenders“<sup>231</sup> einberufen. Mit der Einsicht in die Notwendigkeit einer erneuten Reform des Zwangskalenders wurde zugleich die Uneffektivität der Draisschen Reform von 1784 offenbart, welche in ihren Absichten, einen ansprechenden und zugleich volkserzieherischen Kalender zu schaffen, so nicht eingelöst worden war und das damals eingeführte Verfahren der Redaktion sich nicht bewährt hatte.<sup>232</sup>

Neben dem Vorsitzenden des Geheimrats und Kirchenratsdirektors J.N.F. Brauer, Mitgliedern der alten Kalenderdeputation und dem langjährigen de facto Redakteur Jägerschmidt wurden zugleich drei neue Teilnehmer eingeladen, die zuvor mit der Kalenderherstellung nichts zu tun hatten: der Spezial Theodor Friedrich Volz sowie auf persönliche Anweisung Brauers die beiden Gymnasialprofessoren Karl Wilhelm Böckmann und Johann Peter Hebel. In den folgenden Jahren änderte sich die Mitgliederzahl und Teilnahme an der so rekonstruierten Kalenderdeputation nicht mehr wesentlich und bestimmte somit bis 1807 das Erscheinungsbild und den Inhalt des *Badischen Landkalenders*.

Brauers Aufforderung an Hebel, dieser Kalenderdeputation beizutreten, verdankte Hebel wahrscheinlich der persönlichen Bekanntschaft Brauers, der ihm erst im Jahr zuvor mit der Neubearbeitung des badischen Katechismus betraut hatte, dem aber wahrscheinlich auch Hebels noch unveröffentlichte *Allemannischen Gedichte* ein Begriff waren, da man im Bekanntenkreis Hebels von diesen Werken schon wusste.<sup>233</sup> So lag wohl nichts näher, Hebel zu einer Mitarbeit am *Badischen Landkalender* zu bewegen und ihn „mit Gewalt zum Schriftsteller“<sup>234</sup> zu machen, wie Hebel, nicht gänzlich ohne Koketterie, seinem Freund Hitzig schrieb. Da jedoch zunächst die Wiederbelebung der Draisschen Reform im Vordergrund stand, nicht etwa die Reform der Lesetexte, nahm man sich als Musterkalender den Jahrgang 1785 zur Hand und legte folgende neue Einrichtungen fest:<sup>235</sup>

1., die Monate werden nicht mehr wie in den letzten Zeiten auf beide Seiten eines Blatts gedruckt, sondern nur auf die linke Seite so, daß die rechte

---

231 KR-Protokoll vom 3.2.1802. – In GLA 234/811 Bl. 120. Zit. n. Voit: Landkalender S. 69.

232 Vgl. zur Draisschen Reform Voit: Landkalender. S. 60-68.

233 Vgl. Voit: Landkalender. S. 70.

234 Zentner: Briefe. S.132.

235 GLA 234/811 Bl. 121/2 vom 24.02.1802. Zit. n. Voit: Landkalender. S. 70/71.

zu anderen Notizen offen bleibt, wie solches im Kalender 1785, auch der Fall war.

2., praecognita<sup>236</sup> werden gleich auf der linken Seite des Titelblatts angefangen, und auf der gegenüberstehenden Seite geendigt.

3., auf der linken oder TagSeite kommt ausser dem was in dem neuesten Kalender schon da steht, noch

a., der französische Kalender [...]

b., zu einer weitem Columnne MondsAuf- und Untergang wie solche auch schon in dem 1785r Kalender befindlich waren, und

c., das Nürnberger Uhren Retifications Täflein<sup>237</sup>

4., Auf der rechten oder NotizenSeite wird 1/3. der Columnne zur Anzeige der Märkte, die in solchem Monat fallen, angewendet, wie solches im 1785. Kalender auch schon gewesen ist [...]

Die durch die Kommission beschlossene, zukünftige Vorgehensweise führte zu einem drucktechnisch aufwändigerem Verfahren und eine dem Leser entgegenkommendere Ordnung des Kalenders, wobei den Lesetexten immer noch wenig Aufmerksamkeit gewidmet wurde:

8., der Beitrag zu einer Badischen Chronik wie er in bisherigen Kalendern war, [sei] ingl[eiche]m der VerordnungsAuszug ebenfalls einzurücken, der übrige Inhalt aber

9., mit gemeinnützigen und den Landmann interessierenden Nachrichten auszufüllen, wegen welcher die anwesenden Herren binnen 4. Wochen einen Aufsatz zu liefern zugesagt hat [!], wo man alsdann wieder zusammen kommen, und dessen Auswahl sofort die endliche Berichtigung des Geschäfts verabreden will.

Die Beschlüsse 8. und 9. offenbaren, dass die Kalenderdeputation anfänglich gar nicht daran dachte, dem Kalender ein andere inhaltliche Ausrichtung zu geben, sondern primär an der Errichtung eines funktionierenden Redaktionskomitees interessiert war. Erst als die so genannten vier Wochen verstrichen waren, die Herren also mit ihren Aufsätzen antreten mussten und eine Sichtung und Beurteilung der Beiträge anstand, kam es zu einer Diskussion über eine mögliche Änderung des Inhaltskonzeptes. Die Anregung dazu ging von Hebel aus, der dazu, Anfang April, an Hitzig schrieb:

Ich proponirte geschmackvolle Nachahmung des hinkenden Bott. Geschichte der neuesten Jahre, Chronikenartikel etc., populär-ästhetisch und mora-

236 = Die den Monatsseiten vorangestellten Informationen wie Astronomische Kalenderpractic, Kalender der Juden, Erklärung der himmlischen Zeichen, etc.

237 = Zeitausgleichstabelle, mit der die Differenz zwischen natürlichem Sonnentag und der Uhrzeit berechnet werden konnte; wurde aber schon im Jahrgang 1804 wieder eingestellt.

lich fruchtbar vorgetragen, mit niedlichen Holzschnitten. Aber es hilft nichts. Das Consist[orium] schreibt vor, und viele Köche versalzen den Brei.<sup>238</sup>

Hebel plädierte als nicht so sehr gegen die belehrende Tendenz der Geschichten, wohl aber gegen ihre Form bzw. sprachliche Gestaltung der Belehrung, die das Unterhaltungsbedürfnis und die Erwartungen der Leser gänzlich ignorierten. Die Kritik Hebels, welche als erste Weichenstellung zu sehen ist, die zum *Rheinländischen Hausfreund* führen sollte, stieß jedoch auf taube Ohren; es wurden weiterhin Artikel eingereicht, die in Inhalt und Stil die trockene, praktisch-nützliche und moralisierende Belehrung fortsetzten. Lediglich eine Änderung ging mit seinen Vorschlägen konform, indem man, nach dem Vorbild anderer Kalender, den *Badischen Landkalender* mit einer Titelillustration ausstatte. Gerade diese Neuerung zeigt jedoch, wie sehr ein enges Kostendenken einer wirklichen Kalenderreform noch im Wege stand, denn um die Gesamtkosten des Kalenders nicht zu erhöhen wurde, einhergehend mit der Anfertigung des Titelblattes, auf den traditionellen, aber kostenaufwendigeren Rot-Schwarzdruck der Monatsseiten verzichtet.<sup>239</sup> Gleichzeitig führte das geringe Budget zu einer so stümperhaften Vignette – sie zeigt das Karlsruher Schloss und einen Teil der Stadt – dass selbst das Konsistorium beschied, „er verunziere den Kalender mehr, als daß er ihn anziehender mache“<sup>240</sup>.

Neben solchen Beschlüssen, wie sie im Vorherigen erläutert wurden, geben die Protokolle der Kommissionssitzungen, die normalerweise im Februar oder März stattfanden, einen guten Einblick in die Arbeit des Gremiums. Sie halten neben den vereinbarten Entscheidungen auch die jeweilige Aufgabenverteilung unter den Mitgliedern fest: Jägerschmidt hatte dabei wieder seine ursprüngliche Position inne und kümmerte sich um den Druck und den Vertrieb des Kalenders, darüber hinaus war er verantwortlich für die Beschaffung der auswärtigen Monatsseiten<sup>241</sup> und der Practica.

---

238 Zentner: Briefe. S. 132.

239 Da mehrere Beschwerden betreffend des fehlenden Rot-Schwarzdruckes eingingen, führte man ab dem Jahrgang 1807, vor allem durch das Drängen Hebels, diese Druckart wieder ein.

240 Voit: Landkalender. S. 72. Der Holzschnitt wurde jedoch bis zum Jg. 1807 beibehalten.

241 Damit ist das so genannte Fezersche Manuskript gemeint, dass von Dr. Fezer aus Reutlingen erstellt wurde. Offenbar diente es vielen Kalenderverlegern als Grundlage. Zit. n. Voit: Landkalender. S. 73.

Böckmann wurde die Berichtigung der astronomischen und kalendarischen Informationen zugewiesen, Volz hingegen übernahm die Überprüfung der Angaben der Sonntags- und Festtagslektionen, sowie die abschließende Fahnenkorrektur. Die restlichen Mitglieder der Kommission lieferten die Lesartikel des *Landkalenders*, wobei auch hier die Aufgaben klar geteilt waren.<sup>242</sup> Böckmann verfasste viele der naturwissenschaftlichen Beiträge und führte im Jahrgang 1805 die auch im *Rheinländischen Hausfreund* von Hebel fortgeführten *Betrachtungen über das Weltgebäude* ein. Hebel war verantwortlich für die „historisch-moralischen Beyträge, wozu auch angenehme Volkslieder gehören“<sup>243</sup>, also vor allem für die unterhaltende Literatur zuständig. Der Arzt Schweickhard lieferte Aufsätze zu medizinischen Themen, Volz schrieb vornehmlich solche Artikel, die dem Aufgabengebiet Hebels nahe standen. Anfänglich lieferten die Mitglieder dieser neuen Deputation sogar mehr Artikel, als für einen Jahrgang notwendig waren, so dass zeitweilig ein kleiner Vorrat an Lesetexten existierte.

Diese Texte orientierten sich größtenteils an dem Prinzip der *Variae lectiones* und kamen den Erwartungen der Kalenderleser nach Abwechslung entgegen.<sup>244</sup> Gleichzeitig entsprach dies der Lesebuch gemäßen Kürze der Beiträge, die nur in wenigen Fällen mehr als zwei Spalten umfassten; selbst dann waren sie gelegentlich noch klar untergliedert, wohl um der geringeren Lesefähigkeit der meisten Abnehmer des Kalenders Rechnung zu tragen.<sup>245</sup> Inhaltlich richteten sich daher die Beiträge auch an ein vornehmlich ländliches und kleinbürgerliches Publikum und bezogen sich zu meist auf die Gegenwart. Mit aktuellen Zeit-, Orts- und Datumsangaben sollte eine faktische Authentizität erreicht und deren Aktualität betont werden. Gleichzeitig war der Kalender auf ein badisches Publikum abgestimmt, doch wurden auch Geschehnisse und Berichte über Errungenschaften und Ereignisse außerhalb des Territoriums

242 Hebel gab hierbei in seinem *Unabgefordertem Gutachten* an, dass die Artikel des *Landkalenders* von „einem Oberhofprediger, einem Obermedicinalrath, einem Superintendenten und zwey Professoren bearbeitet werden“ [Kap. A.II.1 der vorliegenden Arbeit] und verweist mit dieser ironischen Auflistung der Titel auf die Diskrepanz zwischen dem gesellschaftlichen Status der Autoren und dem durchaus bewusst bescheidenen Niveau ihrer Artikel.

243 GLA 234/811 Bl. 168. Zit. n. Voit: *Landkalender*. S. 73.

244 Vgl. Schenda: *Volk ohne Buch*. S. 285/286.

245 Vgl. Voit: *Landkalender*. S. 77.

berichtet, so dass sich dem Leser zumindest in kleinen Teilen, fremde Länder eröffnen.<sup>246</sup> Entgegen der früheren Praxis unterblieben nun auch die offensichtlichen Nachdrucke aus Periodika oder längere Abschnitte aus Werken der Bauernaufklärung; vornehmlich finden sich in den Jahrgängen 1804 bis 1807 Originaltexte oder zumindest tiefgreifende Bearbeitungen schon vorliegender Geschichten. Auch hierin zeigt sich eine veränderte Haltung gegenüber dem Publikum und bezeugt einen größeren Respekt der Kalenderautoren gegenüber ihren Lesern.

Der Eifer bei der Anfertigung der Lesetexte erlosch jedoch schon bald, da die kirchlichen Amtsträger, höhergestellte Beamte und Professoren des Gymnasiums in dieser Tätigkeit wohl mehr eine lästige Pflicht sahen, denn als eine wichtige Aufgabe. Das alljährliche Routinegeschäft blieb daher mehr und mehr den beiden, in der Hierarchie jüngsten Mitgliedern der Deputation, Hebel und Böckmann, überlassen. Sie steuerten die meisten und wichtigsten Beiträge bei, die anderen Mitglieder schrieben weit weniger und nicht zu jedem Jahrgang. Der letzte Jahrgang des *Badischen Landkalenders* verzeichnet schließlich nur neun Texte, von denen sechs Texte von Hebel stammen, im Jahrgang 1803 waren es insgesamt 22 Artikel. Fügt Böckmann noch seine Fortsetzung der *Betrachtungen über das Weltgebäude* hinzu, so wurde schließlich der Drucker in Rastatt dazu gezwungen, selbst zwei längere Erzählungen beizusteuern, da andere in Aussicht gestellte Beiträge, die auf der Redaktionssitzung vereinbart worden waren, ausblieben.<sup>247</sup>

Somit wurde auch nach außen hin sichtbar, was sich über Jahre hinweg immer mehr manifestiert hatte: das neue Kollegium war nicht in der Lage ein redaktionelles Konzept zu entwickeln und dieses über einen längeren Zeitraum hinweg aufrecht zu erhalten. Verwunderlich ist es daher nicht, dass Hebel im Verlauf der Redaktionssitzung zum Jahrgang 1807 mit seinem *Unaufgefordertem Gutachten* eine radikale Neuorganisation des Kalenders und seiner Redaktion vorschlug.<sup>248</sup>

---

246 Natürlich wurden, auf Grund einer strengen Zensur, Geschichten über Begebenheiten aus Europa immer ohne jegliche politische Implikationen verfasst.

247 Vgl. Voit: Landkalender. S 81.

248 Vgl. Kap. 3.2.2 der vorliegenden Arbeit.

### 3.2.2 Hebels Mitarbeit am *BL* und dessen Umgestaltung zum *RH*

Wenngleich Hebels Gutachten ein unabgefordertes war, also nicht ausdrücklich beantragt wurde, so darf nicht vergessen werden, dass er ganz bewusst an die nur wenige Monate zurückliegende geführte Diskussion über das badische Kalenderwesen anknüpfte und versuchte diese in der Kommission weiterzuführen.<sup>249</sup> Zwar bezog sich die Diskussion des Geheimrates vornehmlich auf die bestehenden Privilegien und Verordnungen, doch hatten Brauer und Maler durch ihre Gutachten gleichfalls vorgeschlagen, den Kalender durch eine moderne Aufmachung und interessante Inhalte dem Lesepublikum schmackhaft zu machen.<sup>250</sup> Ob oder inwieweit Hebel Kenntnis über die Gutachten besaß ist ungewiss, jedoch kann man durch die persönliche Bekanntschaft Brauers davon ausgehen, dass dieser seine Ansichten vor Hebel nicht verbarg. Daher ist das *Unabgeforderte Gutachten* durchaus als Eigeninitiative Hebels anzusehen, fraglich aber bleibt, ob

Hebel ohne die Bestärkung seiner eigenen Kritik durch die des Geheimrats seine schon 1802 vorgebrachten Vorschläge zu einer grundsätzlichen Reform des Landkalenders nochmals vorgebracht hätte und ob sie ohne diese Rückendeckung diesmal erfolgreich gewesen wären.<sup>251</sup>

Nichtsdestotrotz setzt Hebel mit seinem Gutachten eine Entwicklung in Bewegung, deren Ende schließlich in der Konzeption des *Rheinländischen Hausfreunds* mündet. Denn dem Schriftsteller geht es vorrangig nicht um eine wirtschaftliche Verbesserung, auch wenn er sich in seiner Argumentation immer auf den aktuellen Kalendermarkt bezieht und auf die attraktivere und erfolgreichere Konkurrenz, sondern um eine generelle Verbesserung des Kalenders, wie auch seine Kritik an der Kalenderkommission aufzeigt, in die er sich selbst mit einschließt:

was wir in der Stille alle anerkennen – daß er gleichwohl in Ansehung seines Gehaltes sich noch nicht über die gewöhnlich guten erhebe, und in Ansehung des Drucks, Papirs, Umfanges u. ieder andern äußern Ausstattung zu den schlechtesten gehöre, die auf einen deutschen Jahrmarkt kommen. Unter uns können wir uns noch zudem etwas gestehen, daß der erste Gesichtspunkt, der bey Etablirung der izeigen Calenderkommission vor einigen Jah-

249 Vgl. Kap. 3.1.2 der vorliegenden Arbeit.

250 Vgl. Voit: Landkalender. S. 40-42.

251 Ebd. S. 93.

ren gegeben wurde, seitdem etwas außer Acht gelassen, zum Theil [gestr.: sich] wiewohl unvermerkt, verrückt worden seye..<sup>252</sup>

Hier spricht Hebel an, dass man sich eben vor einigen Jahren eine „weise u. zweckmäßige Hauptregel“<sup>253</sup> gesetzt habe

dahin zu arbeiten, daß der Calender durch [gestr.: Inh] Annäherung in In[n]halt, Ton und äußere Gestalt an die Wünsche u. den Geschmack des Volkes in höhern Credit komme. Die Absicht zu belehren u. zu nützen sollte nicht voran stehen, sondern hinter dem Studio placendi masquirt, u. desto sicherer erreicht werden.<sup>254</sup>

Doch er analysiert nicht weiter, worin die Ursache besteht, dass sich die Kommission von dieser Regel entfernte, sondern kommt umgehend auf seinen früheren Vorschlag zurück, einen Kalender, „der schon den ungetheilten Beyfall seines zahlreichen Publikums hat, zum Muster zu nehmen, nach seiner Regel /3/ zu arbeiten“<sup>255</sup> – ein solches Muster war der ihm schon seit seiner Jugendzeit bekannte *Basler Hinkende Bote*. Zwar legte Hebel dem Gutachten eine Ausgabe des ebenfalls in Basel erscheinenden und von Heinrich Zschookke edierten *Schweizerboten* bei, jedoch war ihm der *Basler Hinkende Bote* das eigentliche Vorbild für einen populären und profitablen Volkskalender.<sup>256</sup>

Hatte er somit mehrere Beispiele an der Hand um seine Thesen zu untermauern,<sup>257</sup> so unterbreitete er der Kommission neun „bescheidene Vorschläge“, die „wesentliche u. begehende Verbeßerung“ bewirken sollten. Dass Hebel dabei immer mit Bezug zum Massenmedium Kalender argumentiert und an die Erwartungen des Lesepublikums denkt, ist eine gänzlich neue Vorgehensweise. Einerseits sollte, ganz nach dem Vorbild des *Hinkenden Boten*, statt des ursprünglichen und umständlichen Titels *Kurfürstlich-Badischer gnädigst-privilegirter Landkalender für die Badische Markgrafschaft protestantischen Antheils* ein allgemeinerer und einladenderer Name eingeführt werden, das Papier sollte weißer, der Druck größer und besser sein, um der doch im-

252 Johann Peter Hebel: Unabgefordertes Gutachten über eine vortheilhafte Einrichtung des Kalenders. Kap. A.II.1 der vorliegenden Arbeit.

253 Ebd.

254 Ebd.

255 Ebd.

256 Vgl. Voit: Landkalender. S. 94.

257 Gerade auch Hebels Schweize-Reise im August/September 1805 wurde vom Schriftsteller genutzt, sich über den Kalendermarkt der Region zu informieren.

mer noch in großen Teilen begrenzten Lesefähigkeit der Kundschaft entgegen zukommen. Andererseits sollten die traditionellen Kalenderelemente, wie Rot-Schwarzdruck im Kalendarium, astrologischen Practica und Zeichenstellung sowie das Aderlaßmännlein wieder eingeführt werden, wobei diese Materialien mit einer aufklärerische Funktion belegt werden müssten.<sup>258</sup> Waren dies aber nur Bestimmungen hinsichtlich des Kalendariums, so legte Hebel sein Hauptaugenmerk jedoch auf den Leseteil des Kalenders. Der Umfang der Lektüre sollte um einige Bogen erweitert und der Kalender durch Monatsvignetten und Holzschnitten zu einigen Texten illustriert werden. Selbst ein scheinbar nebensächliches Detail, wie eine kontinuierliche und stringente Anordnung des gesamten Kalenders, erhält in der Reihe der Vorschläge sein Gewicht, in dem Hebel immer wieder auf den Benutzer hinweist, dem es lästig sei, „wen[n] er das, was er einmal hier und so zu finden glaubt, jedes Jahr an einem andern Ort suchen muß, und anders findet“<sup>259</sup>.

Zwei Forderungen, die sich zum Einen auf den Inhalt der Lesetexte, zum Anderen auf die Redaktion beziehen, bilden schließlich das Zentrum der Reformvorschläge. Am Beispiel des *Hinken Boten* demonstriert Hebel denn auch eindeutig, warum der Karlsruher Kalender seine aufklärerische Funktion verfehlt und mit seiner Stoff- und Themenwahl am Leser vorbeizieht:

Der h. Bote gibt als Hauptingrediens seiner Leseartikel politische Begebenheiten des vorigen Jahrs, Mord u. Diebsgeschichten, verunglückten Schatzgräber u. Gespensterspuk, Feuersbrünste, Naturerscheinungen, edle Handlungen u. witzige Einfälle, wo möglich meistens aus seiner neuesten Vaterlands Geschichte. Ahme man dieses nach! Auch der Bauer mag gerne wissen, was auser seiner Gemarkung vorgeht, und will wen[n] er unterhalten u. afficirt werden soll, etwas haben, von dem er glauben kan[n], es sey wahr. Mit erdichteten Anekdoten u. Späßen ist ihm so wenig gedient als mit ernstern Belehrungen, und wen[n] wir doch, wie billig edlere Zwecke mit der Kalenderlektüre erreichen wollen, welches Vehikel wäre zu den man[n]igfaltigsten Belehrungen geeigneter als Geschichte?<sup>260</sup>

Anstelle einer systematischen Wissensvermittlung wird hier ein Sammelsurium von unterschiedlichsten Inhalten dargeboten, wobei neben der historisch-politischen

258 Vgl. Voit: Landkalender. S. 92-94.

259 Hebel: Gutachten. Kap. A.II.1. der vorliegenden Arbeit.

260 Ebd.



Chronik, gleichfalls dem Spektakulären und Exzeptionellem Raum gegeben wird.<sup>261</sup> Hebel tritt für eine möglichst genaue Nachahmung dieses Konzepts ein, da er um die Bedeutung des Historischen und seiner Tradition im Kalender weiß.<sup>262</sup> Die Popularität eines Kalenders begründet sich, laut Hebel, gerade in der Vielfältigkeit der Themen, die mit ihrem Anspruch des Historischen bzw. mit ihrem Anspruch auf Faktizität und Authentizität das spezifische Informations- und Unterhaltungsbedürfnis der Leser erreichen und befriedigen:

Ein Calender, der viele Freunde unter seinen vielerley Lesern gewinnen soll, muss ohne Zweifel, wie eine dergleichen Wochen- oder Monatsschrift, die in das grössere Publikum ausgehen soll, neben seinem Haupt-Eintrag, der für alle berechnet ist, nicht eine Zuthat von mancherley zur Einladung und Befriedigung verschiedenen Humors als, ie einen lustigen Schwank, wieder eine grausame Hinrichtung oder Mordthat zur Ergreifung gröberer Nerve, wiederum an seinem Ort etwas Sinniges für nachdenkende Gemüther, etwas Abentheuerliches, etwas Seltsames oder Rätselhaftes planmässig enthalten.<sup>263</sup>

Ist es für Hebel offensichtlich, dass „kein Mensch, um belehrt u. gebessert zu werden, sondern um Unterhaltung zu finden, den Calender liest“<sup>264</sup>, so kann für ihn die Stoffauswahl im Kalender nicht nach didaktischen Kriterien erfolgen, sondern muss sich an den erwarteten Lektürevorlieben der Leserschaft orientieren. Denn erst die aufklärerische Literarisierung und Instrumentalisierung des Mediums öffnet den Kalender für belehrende Abhandlungen und unverdeckt fiktionalen Formen, die ihn gerade dadurch dem Leser entfremden.<sup>265</sup>

Hebels Vorschläge, die der Volksaufklärung bei aller Kritik an ihrer Praxis dennoch verhaftet bleiben, verwerfen die historische Ausrichtung der Lesematerie gerade nicht, sondern gehen von ihr aus und benutzen sie in der Form des klassischen moralphilosophischen Topos der ‚*historia magistra vitae*‘<sup>266</sup> und bedienen sich der Ge-

---

261 Vgl. Guido Bee: Fürchterliche Kämpfe, Schreckliche Mordtaten Das Exzeptionelle als Gegenstand der Massenkommunikation bei Hebel und Kleist. – In: Richard Faber [Hrsg.]: Lebendige Tradition und antizipierte Moderne. S.66-82. Hier S. 64-66.

262 Vgl. Knopf: Geschichte. u. Ders.: Kalendergeschichte.

263 Johann Peter Hebel: Brief an das Konsistorium vom 25.5.1807. – In: Heinrich Funck: Über den Rheinländischen Hausfreund und Johann Peter Hebel. – In: Festschrift zur 300jährigen Jubelfeier des Grossh. Gymnasiums in Karlsruhe. – Karlsruhe: o.V. 1886. S. 39-88. Hier S. 69.

264 Ebd. S. 69.

265 Vgl. Kap. 4.3 der vorliegenden Arbeit.

266 Vgl. zu diesem Topos Reinhart Koselleck: *Historia Magistra Vitae*. Über die Auflösung eines Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte. – In: *Vergangene Zukunft*. Zur Semantik ge-

schichte als Vehikel,<sup>267</sup> „um den trockenen todten Moralvortrag Anmuth und Leben zu verschaffen.“<sup>268</sup> Daher ist der Kalender also kein säkulares Erbauungsbuch oder Nachschlagewerk, sondern kompensiert durch fiktionale Erzählungen, Anekdoten und Berichte über historisch-politische Begebenheiten, das Nichtvorhandensein anderer Periodika. Die Aufgabe des Kalenderautors muss, laut Hebel, demnach darin bestehen, die kalendertypischen Historien didaktisch zu funktionalisieren, bzw. insofern volksaufklärerisch zu wirken, als dass den Historien eine erzieherische oder belehrende Intention unterlegt wird: Daher reicht es nicht aus, lediglich bloße Moralpredigten im Kalender zu publizieren.

Dieses so von Hebel entworfene Konzept ließe sich aber nicht durch die Zusammenstellung eines Redaktionskomitees bewerkstelligen; vielmehr gedachte Hebel, die Entstehung einer redaktionellen Einheitlichkeit durch die

Übertragung des ganzen Geschäfts (mit Ausnahme des Mathematischen) nicht an viele, sondern an einen Bearbeiter, nicht in der Stadt, sondern an einen, der beobachtend mit und unter dem Volk lebt, an einen Landgeistlichen der Talent, guten Willen u. Musse dazu haben kan[n], und honette Vergütung dafür auf irgendeine Art. Den[n] umsonst ist der Tod.<sup>269</sup>

Als Bearbeiter schlug Hebel seinen Freund Friedrich Wilhelm Hitzig vor, der der Pfarrer des südbadischen Sprengels Rötteln war, doch konnte er damit das Konsistorium nicht überzeugen und in Folge der Diskussion schließlich Hebel selbst diese Aufgabe übertrug.

Hebels Gutachten wurde auf der Sitzung der Kalenderkommission verlesen und wohl auch diskutiert. Doch auf Grund der weitreichenden Vorschläge und den dadurch entstehenden tiefgreifenden Veränderungen in der Kalenderstruktur musste sich auch das Konsistorium damit befassen, dass den Vorschlägen positiv gegenüberstand und nun ebenfalls auf eine durchgreifende Reform drängte. Schließlich beauftragten sie Jägerschmidt mit der Erstellung eines Gegengutachtens, dass dieser auf 23 Seiten als *Bemerkungen über den Carlsruher Kalender nach Erfahrungen von den letzten*

---

schichtlicher Zeiten. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1967. S. 38-66.

267 Vgl. Kap. 5.3 der vorliegenden Arbeit.

268 Zentner: Briefe. S. 89.

269 Hebel: Gutachten.

40. Jahren<sup>270</sup> niederschrieb. Schon am Titel lässt sich dabei erkennen, inwiefern Jägerschmidt sein Gutachten aufbaut und von einer langjährigen Praxis her gegen einen Unerfahrenen in diesem Geschäft argumentiert. Er verstand das Hebelsche Gutachten als Kritik seiner Arbeit und wehrte sich vehement dagegen; zugleich gab er sich dennoch offen für einige der Verbesserungsvorschläge, wie etwa die Möglichkeit verschiedener preislich abgestufter Kalenderausgaben, eine einheitlichere Ordnung des Aufbaus und den Wunsch nach einem einladenden Titelblatt bzw. die Erstellung von Monatsvignetten. Eine Wiedereinführung der Practica, der Zeichenstellung und des Aderlaß-Männchens war für ihn jedoch nur in einer parodistischen Form, nach der Manier Zschokkes, akzeptabel, grundsätzlich aber überflüssig:

Das Land Volk ist entwöhnt von den Aspeckt und Erwählungs Zeichen, vom Aderlaß Männle p.p. Man hat es darüber aufgeklärt als man solche wegließ.<sup>271</sup>

Die Diskrepanz zwischen den beiden Kontrahenten offenbart sich jedoch in Jägerschmidts Beurteilung hinsichtlich der Aufnahme historischer Leseartikel. Denn obwohl Hebel in seinem Konzept vorschlug, sich an den populären Inhalten des *Hinkenden Boten* zu orientieren und sie „als Vehikel volkspädagogischer Ziele zu benutzen“,<sup>272</sup> existierte für Jägerschmidt nur die Wahlmöglichkeit zwischen der Befriedigung bestehender Leserwünsche oder den Kalender als Instrument der Volkserziehung zu funktionalisieren:

Der Inhalt eines Kalenders kann belehrend und ernsthaft oder er kann aufmunternd und belustigend seyn. An ersterm findet die gemeine Volcks Classe kein Behagen. Sie will unterhalten seyn. Das Land Volk ist entwöhnt von den Aspeckt und Erwählungs Zeichen, vom Aderlaß Männle p.p. Man hat es darüber aufgeklärt als man solche weg ließ.<sup>273</sup>

Seine Ansichten sind geprägt von der Unterhaltungsfeindlichkeit der Volkserzieher bzw. der Volksaufklärer und von einer latenten Verachtung des Lesers bestimmt. Es wird deutlich, wie Jägerschmidt die Hebelschen Bemühungen um Popularität des Ka-

---

270 Vgl. K.F.V. Jägerschmidt: Bemerkungen über den Carlsruher Kalender nach Erfahrungen von den letzten 40. Jahren. Kap. A.II.2 der vorliegenden Arbeit.

271 Ebd.

272 Voit: Landkalender. S. 101.

273 Jägerschmidt: Bemerkungen.

lenders als zu opportunistisch empfand und dementsprechend seine Bedenken gegenüber den Vorschlägen Hebels äußert.

Da diese Bedenken nicht ohne Folgen bleiben konnten und einiges Gewicht besaßen, beauftragte das Konsistorium Anfang Mai 1806 von zwei weiteren Mitgliedern der Kalenderkommission, W.F. Wucherer und Th. F. Volz, Stellungnahmen zu den bis dato erschienen Gutachten.<sup>274</sup> Gleichfalls forderten sie Hebel auf, sich zu Jägerschmidts *Bemerkungen* zu äußern, wobei Hebel in seinen *weitem Gedanken*<sup>275</sup> keine neuen Vorschläge unterbreitet, sondern an seinem Ziel, den Kalender an die Bedürfnisse des Publikums anzupassen und ihn interessanter zu gestalten, festhält und nochmals erläutert; nicht aber ohne auf Jägerschmidts Kritik, mit gelegentlich ironischen Spitzen, einzugehen und diese zu entkräften. Hebel benutzt sein zweites Gutachten demnach als Appell an die Kommission, seine Vorschläge zu beachten und durchzusetzen und weist gleichzeitig nochmals auf die Notwendigkeit hin, statt eines Gremiums nur einen Bearbeiter für die Redaktion zu berufen.

Die Stellungnahmen von Wucherer und Volz schwanken zwischen einer Bewahrung des status quo und der Unterstützung der Hebelschen Vorschläge, wobei Volz das Verdienst gebührt, Hebel als geistreichen und talentierten Kalenderautor erkannt zu haben und ihn als Redakteur vorzuschlagen. Dies geschah jedoch wohl ohne einer vorherigen Absprache mit Hebel:

So wenig ich nun aber in Abrede ziehen will, daß ein geschickter und mit den Eigenheiten des Landvolks genau bekan[n]ter Landprediger hierzu die meiste Fähigkeit besitzen dürfte, so bin ich doch fest überzeugt, daß im ganzen Lande niemand zu finden seyn wird, der zu diesem Geschäfte fähiger wäre als Hl. KR. Hebel selbst, und ich kan[n] daher den Wunsch nicht unterdrücken, daß es ihm gefällig seyn möchte, sich demselben zu unterziehen.<sup>276</sup>

Das Konsistorium entschied sich schließlich für Hebel als den alleinigen Redakteur des Kalender und beschloss die Neugestaltung des *Landkalenders*, bzw. leitete sie auf der Sitzung des Kirchenrates vom 4. Januar 1807 in die Wege. Neben den schon be-

<sup>274</sup> Vgl. Voit: Landkalender. S. 273.

<sup>275</sup> Vgl. Johann Peter Hebel: Meine weitem Gedanken über eine vortheilhaftere Einrichtung des Calenders. Kap. A.II.3 der vorliegenden Arbeit.

<sup>276</sup> Zit. n. Voit: Landkalender. 105.

stehenden Gutachten von Wucherer, Volz, Jägerschmidt und Hebel lag der Sitzung gleichzeitig eine zusammenfassende Stellungnahme des Geheimrats und Oberkirchenratsdirektors Johann Gerhard Hertzberg vor, dessen Empfehlungen sämtlich als Beschlüsse des Konsistoriums übernommen wurden und wie folgt lauteten:<sup>277</sup>

Wir müssen uns empfehlen und beliebt machen, wenn wir bestehen und fortkommen wollen [...]

- 1, man gebe dem Kalender einen einladenden, ein allgemeineres Interesse erregenden Nahmen
- 2, man lasse den Plan der Stadt Karlsruhe künftig hinweg
- 3, man behalte den wieder aufgenommen rothen Druck bei
- 4, man nehme 12 Monats Vignette und einen oder 2 Holz-Abdrucke auf
- 5, man drucke die Monate wieder hinter einander auf 6 Blätter
- 6, man füge die Jahrmärkte dem Kalender in alphabetischer Ordnung wieder an
- 7, man gebe ihm eine größere Bogenzahl und
- 8, einen eigenen, dazu geeigneten Redacteur
- 9, man fördere seinen Druck so, daß er im Sommer schon erscheinen und sich bekannt machen könne

Gleichzeitig verlangte Hertzberg, dass Umfang und Gestaltung des Kalenders so ausfallen sollten, dass ein Preis von 6 Kreuzer nicht überschritten werde. Entscheidend aber war die Berufung Hebels als den alleinigen Redakteur des Kalenders und mithin die Anerkennung der Hebelschen Vorschläge und dessen Intention, sich bei der Gestaltung des Kalenders am *Basler Hinkenden Boten* orientieren zu dürfen; jedoch nicht ohne Einschränkungen. Denn Hebel hatte sich der Richtlinie zu fügen, dass der Titel des Kalenders nicht allzu komisch ausfalle und „daß der auf gemeinnützige technologische und auf Landes Cultur Beziehung habende Erfindungen und Verordnungen, desgl. auch der neueste Post Tarif eingerückt werden möchte“<sup>278</sup>.

Mit diesen Empfehlungen, denen das Konsistorium folgte und die der Geheimrat als oberste Instanz am 16. Februar 1807 genehmigte, war der Rahmen der künftigen Kalenderarbeit abgesteckt: Hebel übernahm die Besorgung der Lesartikel, wohingegen Jägerschmidt, in Absprache und Kooperation mit Hebel und dem Drucker für die Herstellung, weiterhin für die Einrichtung des eigentlichen Kalenderteils

---

277 J.G. Hertzberg: Directorial Bemerkungen die den disseitigen Land Kalender zu gebende bessere Einrichtung betr. Kap. A.II.4 der vorliegenden Arbeit.

278 Ebd.

und die Korrektur der wiederkehrenden Materien wie Kalendarium, Marktverzeichnis, etc. verantwortlich war. Die eigentliche Entscheidung darüber, was in den Kalender kam, lag aber immer noch beim Konsistorium und jeder Beitrag benötigte nach wie vor dessen Placet, den die Hebelschen Texte nicht immer erhielten.<sup>279</sup>

Doch trotz der Einschränkungen und Kritik des Konsistoriums und den Schwierigkeiten bei der Beschaffung der Holzschnitte für die Textillustration,<sup>280</sup> gelang es Hebel den Kalender noch im August desselben Jahres fertigzustellen und dadurch den Termin wahrzunehmen, bei dem die neuen Kalender auf den Jahrmärkten der Region angeboten wurden. Jägerschmidt ließ kurz vor der Auslieferung schließlich eine Anzeige in der Karlsruher Zeitung platzieren, in der er den neuen Kalender ausführlich vorstellte und anpries:

Der Rheinländische Hausfreund, oder neuer Kalender auf das Schaltjahr  
1808

6 ½ Bogen in 4<sup>o</sup>, roth und schwarz gedruckt mit einer hübschen Titel Vignette und der Abbildung dreier Scenen aus dem letzten Krieg auf 3 Quart Seiten in Holz Manier.

Dieser Kalender enthält:

- 1.) Die Monatsspalten des protestantischen und des katholischen Kalenders, die Text und Evangelien Anzeigen, den Stand der Sonne und des Monds, der Sonnen Auf- und Untergang, die TagesLängen, die MondsViertel, die vermuthliche Witterung, die Witterung nach dem 100jährigen Kalender, so wie die Wetter und Bauern Regeln
- 2.) den Kalender der Juden
- 3.) die gewöhnliche Zeitrechnung, die ordentliche Zeitrechnung, die Bezeichnung und Benennung der Planeten und der Him[m]lischen Zeichen
- 4.) die astronomische Kalender Praktik
- 5.) die Genealogie des Souverainen Großherzogl. Badischen Hauses
- 6.) Allerlei Neues, Lehrreiches und Spaßhaftes
- 7.) die neueste TaxOrdnung für die Großherzogl. Badischen Postwagen, Expeditionen mit erläuternden Bemerkungen
- 8.) das alphabetische Verzeichnis aller in der SouverainetätsLänden abgehalten werdenden Messen und Jahrmärkte, sodann der vorzüglichsten ausländischen Messen und Jahrmärkte angrenzender Länder
- 9.) das große Einmaleins und Aderlaßtafel

<sup>279</sup> Bei dieser Vorgehensweise erscheint es verwunderlich, dass die Geschichte *Der fromme Rath* ohne weiteres veröffentlicht worden war und im Nachhinein für einen kleinen Skandal sorgte in dessen Folge sich Hebel für mehrere Jahrgänge aus der Kalenderarbeit verabschiedete.

<sup>280</sup> Vgl. Voit: Landkalender. S. 110-112.

Der Verkaufspreis in den SouverainetätsLändern ist für 1 Stück undurchschossen auf 6xr bestim[m]t. Mit gefärbter Überdecke und SchreibPapier durchschossen aber kostet er gebunden 12xr.

Die Bedingungen werden den hl. Buchhändlern und Buchbindern zu ihrer privat Notiz noch besonders bekannt gemacht werden. Indessen belieben sie sich mit ihren Bestellungen an die BücherNiederlage des Großherzoglichen Lyceums in Karlsruhe zu wenden.<sup>281</sup>

Es ist ersichtlich, dass Jägerschmidt in dieser Ankündigung primär die äußerlichen Merkmale des neuen Kalenders hervorhebt. Die wichtigste Neuerung, die den späteren Erfolg des Kalenders ermöglichte, der veränderte Inhalt und Stil des Lektüreteils, bleibt hinter Punkt 6 jedoch fast gänzlich verborgen.

Betrachtet man noch einmal die grundsätzlichen Vorschläge Hebels zu einer Neuordnung des Kalenders, so lässt sich erkennen, in welchem hohem Maße Hebel seine Wünsche durchzusetzen vermochte. Allein die äußere Gestaltung, der Rot-Schwarzdruck, die Titelvignette und die Textillustrationen, gingen aus seiner Eigeninitiative hervor. Gleichzeitig wurde sein Vorschlag, die alten ‚Calenderschwenzel‘, wie die astrologische Kalenderpractic wieder aufzunehmen, berücksichtigt. Sein Konzept zu Inhalt und Stil des Lektüreteils hatte Hebel gegen die Kritik des Konsistoriums erfolgreich durchsetzen können und schon der Titel *Allerley Neues, Lehrreiches und Spaßhaftes auf das Jahr 1808* offenbart die Gewichtung und Mischung des Angebotes. Die Mehrzahl der Texte ist datiert auf die Jahre nach der Jahrhundertwende und bestätigt somit den Eindruck von Aktualität und Authentizität; die Illustrationen zu einzelnen Texten unterstreichen dies umso mehr. Gleichzeitig aber achtet Hebel bei der Gestaltung seiner Geschichten einerseits auf Regionalbezogenheit oder bei Erwähnungen des nahen Ausland, dass die eigenen Landleute integriert werden,<sup>282</sup> um dadurch einen Bezug zwischen Erzählung und Leser herzustellen. Andererseits wird durch Erzählungen ferner Länder das Bedürfnis des Lesers befriedigt, aus seinem bekannten Alltagsgeschehen zu fliehen und die große weite Welt kennenzulernen.<sup>283</sup>

---

281 GLA 236/5776 Bl. 69-71. Zit. n. Voit: Lankalender. S. 112/113.

282 Vgl. 37 *Der vorsichtige Träumer*, 39 *Große Schneeballen*, 57 *Der schlaue Pilgrim*, etc. der vorliegenden Arbeit.

283 Vgl. 42 *Die Eidexen*, 45 *Fliegende Fische*, 64 *Franz Ignaz Narocki*, etc. der vorliegenden Arbeit.

Hebel versucht also schon im ersten Jahrgang des neuen Kalenders die unterschiedlichen Lektürevorlieben der Leser zu berücksichtigen, die nicht etwa als eine homogene Masse auftreten, sondern als heterogene Mischung und durch unterschiedliche Mentalitäten und den daraus resultierenden differenten Lektürepräferenzen bestimmt werden.<sup>284</sup> Er weiß sehr genau, dass der von ihm im Kalender angesprochene ‚geneigte Leser‘ idealtypisches Konstrukt ist, der in unterschiedliche Lesetypen zerfällt und dessen Bedürfnisse er durch die bunte Auswahl seiner Erzählungen zu befriedigen versucht – somit muss der Kalender ein Volksbuch darstellen:

Das Volk will Kürze und Mannigfaltigkeit der Aufsätze, und die Erzählungen müssen ihr eigenthümliches Interesse in sich haben, bey dem der Leser alles übrige, was er von der Person, oder dem Ort nicht weiss, ganz gleichgültig sein kann.<sup>285</sup>

Im Gegensatz zur, auf einen weitgehend homogenen Kreis ausgerichteten Gebildetenliteratur, erkennt Hebel demnach die Andersartigkeit des Massenmediums an und bezieht diese ins eigene Kalkül mit ein, indem er das ‚Volk‘ als Adressaten nimmt, denn: „Ein wohlerzogener Kalender soll seyn, ein Spiegel der Welt.“<sup>286</sup>

### 3.3 VERGLEICHENDER BESCHREIB VON *BL* UND *RH*

Wurde bisher über Verbreitung, Vertrieb und Struktur des vormals *Badischen Landkalenders* berichtet und die Entstehung des *Rheinländischen Hausfreundes* erläutert, so beschäftigt sich das folgende Kapitel mit einem vergleichenden Beschrieb des *Badischen Landkalenders* von 1803 und des *Rheinländischen Hausfreundes* von 1808.<sup>287</sup> Die wesentlichen Änderungen Hebels, gegenüber seinen Vorgängern bzw. der Kalenderdeputation, können hierbei umso deutlicher dargestellt werden; gerade unter Zuhilfenahme bildlicher Darstellungen.

Nun also die Frage, wie sich der erste, von Hebel im Alleingang bestellte Kalender, darbietet. Ins Auge fallen zunächst die frappierenden Änderungen am Titelblatt. Der alte Name des Kalenders lautet 1803 noch *Hochfürstl. Markgräfl. Baden-*

<sup>284</sup> Vgl. Bee: Aufklärung, S. 66.

<sup>285</sup> Hebel: Meine weitem Gedanken. Kap. A.II.3 der vorliegenden Arbeit.

<sup>286</sup> 54 *Der Preussische Krieg* der vorliegenden Arbeit.

<sup>287</sup> Wegweisend für die Darstellung sind hierbei die Werke von Ludwig Rohner: Kalender. u. Ders.: Faksimiledruck.



scher gnädigst privilegirter Landkalender auf das Jahr nach Christi Geburt 1803; darunter folgt das markgräfliche Wappen und der Verlegerhinweis ‚Carlsruhe. Im Verlag des Fürstlichen Gynasiums‘ und der Vermerk des Preises: ‚Das Stück kostet undurchschossen gebunden vier Kreuzer‘. Auf eine Titelillustration wird verzichtet, das Erscheinungsbild des Kalenders wirkt spröde und langweilig; der einheitliche Schwarzweiß-Druck verstärkt diesen Eindruck:

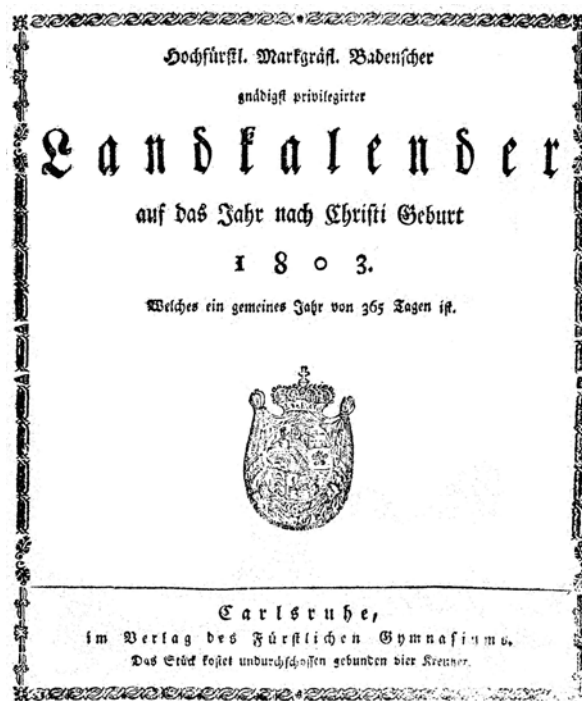


Abb. 2: Titelvignette 1803

Gänzlich anders hingegen das Titelblatt von 1808. Nicht nur dass ein wohlklingenderer Name eingeführt wurde, der *Rheinländische Hausfreund*, gleichfalls tritt an die Stelle des kargen markgräflichen Wappens eine „epischen Titelvignette“<sup>288</sup>: ein Herr mit einem Dreispitz, ganz nach der Mode des 18. Jahrhunderts gekleidet, erzählt auf dem Dorf- oder Kirchplatz etwas vor Seinesgleichen, Soldaten sowie dem Landvolk mit den bäuerlichen Geräten; sogar ein kleiner Hund lauscht dem Geschehen.<sup>289</sup> Hiermit wird die Ausrichtung des Kalenders als Massenmedium schon in der Titelillustration gesondert hervorgehoben und dadurch verschiedene Gesellschaftsschichten angesprochen. Der Kalender ist also für Jedermann, er richtet sich an all

288 Rohner: Kalender. S. 195.

289 Selbst Hebel sitzt in dieser Titelvignette auf dem Bänklein und hört dem Hausfreund zu. – Vgl. Zentner: Briefe. S. 634.

seine Landsleute. Dabei kann davon ausgegangen werden, dass Hebel selbst als Urheber der Zeichnung anzusehen ist, denn

Da Hebel ein guter Zeichner war, so liegt die die Vermutung nahe, daß er die Titel-Vignette zum Hausfreund selbst gezeichnet hat. Dieselbe zierte den Kalender in der Folge bis zum Jahrgang 1825 inclusive.<sup>290</sup>

Bestätigt wird dieser Umstand durch die Wahl der Illustration, da sie eine Identifikationsfigur, den Hausfreund, schon auf der Titelseite schafft, der in den folgenden Jahrgängen mehr und mehr in einen Dialog mit seinen Lesern tritt, aber schon 1808 seinen Einstand feiert.<sup>291</sup>

Das sind nun die Bilderhändler von Pieve. Der rheinische Hausfreund kennt fast alle, die am Rhein auf und ab auf den Straßen sind, und zieht vor jedem den Hut ab.<sup>292</sup>

Der Hinweis auf ‚lehrreiche Nachrichten und lustigen Erzählungen‘, ebenso wie der wieder eingeführte Rot-Schwarzdruck verleiht dem Kalender ein angenehmeres Äußeres und macht ihn interessant; das Papier ist stärker und weißer als im *Badischen Landkalender* und suggeriert eine höhere Qualität:

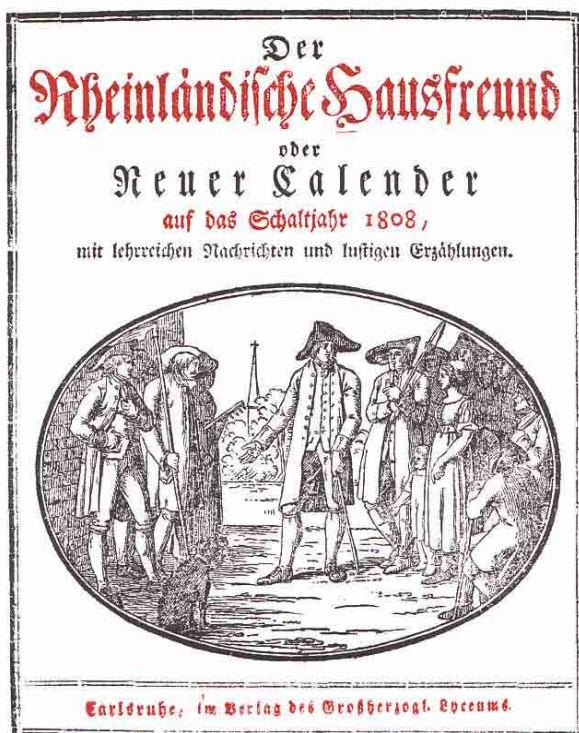


Abb. 3: Titelvignette 1808

290 Rohner: Kalender. S. 196.

291 Vgl. Kap. 5.2.2 der vorliegenden Arbeit.

292 72 Pieve. der vorliegenden Arbeit.

Auch der Aufbau der Kalender unterscheidet sich maßgeblich. Ist im *Badischen Landkalender* noch keine „allesdurchwirkende Ordnung“<sup>293</sup> erkennbar, so gliedert Hebel den *Rheinländischen Hausfreund* zunehmend systematisch. Das Kalendarium enthält im *Rheinländischen Hausfreund* 14 Seiten und wird zusammengefasst dargestellt, der Leseteil umfasst 16 Seiten, die Tabellen über Post-Taxen, Jahrmärkte und Messen machen 12 Seiten aus. Anders als in den früheren Jahrgängen des *Badischen Landkalenders* werden keine Erzählungen mehr im kalendarischen Teil platziert, sondern im mittleren Teil, unter dem Namen ‚Allerley Neues Lehrreiches und Spaßhaftes‘, veröffentlicht.

Im Gegensatz dazu beginnt der *Badische Landkalender* mit einer ausführlichen ‚Astronomischen Kalenderpraktik‘, noch vor dem eigentlichen Kalendarium, woraufhin die ‚Ordentliche Zeitrechnung auf das Jahr 1803‘ mit einbezogenem Herrscherhaus, der ‚Kalender der Juden‘ und die ‚Erklärung und Benennung der Himmels- und anderer Zeichen‘ folgt. Merkwürdigerweise gibt der Kalender die goldene Zahl, die Epakten, den Sonnenzirkel, der Römer Zinszahl und den Sonntagsbuchstaben an, doch kommt der Benutzer des *Badischen Landkalenders* ohne diese Angaben aus, da sie lediglich den ‚ewigwährenden‘ Kalender betreffen.<sup>294</sup>



Abb. 4: Astronomische Kalender-Practik auf das Jahr 1803

293 Ludwig Rohner: Kommentarband zum Faksimiledruck der Jahrgänge 1808-1815 und 1819 des ‚Rheinländischen Hausfreunds‘. – Wiesbaden: Athenaion 1981. S. 39.

294 Vgl. Rohner: Kalender. S. 187.



Die rechte Seite ist wiederum in drei Spalten aufgegliedert, wobei die erste bzw. linke Spalte die ‚Vermuthliche Witterung‘ für den gesamten Monat angibt, aus dem ‚100 jährigen Kalender‘ exzerpiert und eine Reihe von Wetter- und Bauernregeln vermittelt. In der mittleren Spalte findet sich jeweils eine umfassende Liste der Messen und Jahrmärkte. Die rechte Spalte ist dagegen am wenigsten fixiert, in ihr lässt sich keine erkennbare Ordnung ausmachen. Sie ist gekennzeichnet durch eine kunterbunte Abfolge unterschiedlicher Erzählungen, die sich oftmals über mehrere Spalten erstrecken.



Abb. 7: Kalendarium 1803

Nach dem eigentlichen Kalenderteil und den Angaben über die Witterungen des Monats, dem Verzeichnis der Messen und der letzten Spalte für die Geschichten, folgt, nach Art der Staatskalender, der Stammbaum des badischen Fürstenhauses, in einer Seitenunterteilung von zwei Spalten. Im Anschluss daran finden sich wiederum verschiedene Geschichte, die einen Umfang von zehn Seiten besitzen und durch keinerlei Zusammenhang gekennzeichnet sind: auf einen Nachruf des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden schließt sich bspw. in der nächsten Zeile eine längere Betrachtung *Über die Verbreitung der Pflanzen* an. Abschließend erfolgt die Nennung der Ankunft und Abfuhr der Postwägen, reitenden Posten und verschiedene Boten, eine Taxord-

nung, die sogar das Trinkgeld regelt und eine Interessen-Rechnung, die Auskunft über Zinszahlungen gibt.

Gänzlich anders offenbart sich hingegen der erste, von Hebel allein redigierte Kalender, des *Rheinländischen Hausfreundes*. Zu Beginn des Kalenders erfolgt zwar der Stammbaum des ‚Souverainen Großherzoglich-Badischen Hauses‘, jedoch schließt sich daran sofort das eigentliche Kalendarium an, welches fortlaufend auf je einer Seite jeweils einen Monat darstellt. Diese Monatsseiten sind jeweils in drei Spalten unterteilt, wobei die erste Spalte die eigentliche Tageszählung beinhaltet und den katholischen, sowie evangelischen Kalender in ihrer Unterscheidung der Namenstage darstellt. Durch den wiedereingeführten Rot-Schwarzdruck werden Monatsnamen, Sonnt- und Schalttage und die Zeichen des Mondes gesondert hervorgehoben, wodurch der Kalender an Übersichtlichkeit gewinnt. In der mittleren Spalte wird Auskunft über den ‚Stand der Sonne und des Mondes‘ und der ‚Mondviertel‘ gegeben; die linke Spalte erläutert die ‚Vermuthliche Witterung‘, exzerpiert die ‚Witterung nach dem 100jährigen Kalender‘ und erläutert ‚Wetter- und Bauern-Regeln‘; ganz nach der Vorgehensweise des *Badischen Landkalenders*, ohne jedoch so ausführlich zu sein wie der Vorgänger:

Evangelischer	Katholischer	Stand der Sonne und des Mondes.	Vermuthliche Witterung.
<b>1) Jan. 11 - 17. Neujahr und Fast. Christi.</b> freitag 1 <b>Neujahr Neuj.</b> samstag 2 Abel S.		Die Sonne tritt in der Zeichen des Waßers um 3 Uhr 35 Minuten ein.	Vom 1ten bis 3ten Nebel, Wind u. Schne. Vom 3ten bis 5ten Wärme, Schnee und Regen.
<b>2) Febr. 1 - 7. Schmelz. Perseiden. (Psalm 139, 1-11)</b> Sonntag 3 <b>1. n. Neuj.</b> montag 4 Iphigenia dienstag 5 Simon mittwoch 6 Friedolde donnerstag 7 Lucianus freitag 8 Erhard samstag 9 Martial		Sonnen - Aufgang. Die Uhr minuten. 1ten um 7 - 59 2ten - 7 - 50 3ten - 7 - 43 4ten - 7 - 30 5ten - 7 - 24 Sonnen - Untergang. Die Uhr minuten. 1ten um 4 - 4 2ten - 4 - 10 3ten - 4 - 17 4ten - 4 - 24 5ten - 4 - 30	Vom 1ten bis 3ten gelinde und angenehme Tage. Vom 3ten bis 5ten Nebel, Wind u. Regen.
<b>3) Mär. 1 - 14. Johannes. Perseiden. (Psalm 139, 1-11)</b> Sonntag 1 <b>2. n. Neuj.</b> montag 11 Agathus dienstag 12 Reinhold mittwoch 13 Hilarius donnerstag 14 Felix freitag 15 Maurus samstag 16 Marcellus		Taglänge. Den Stand minuten. 1ten 5 - 8 2ten 5 - 20 3ten 5 - 34 4ten 5 - 48 5ten 6 - 12	Witterung nach dem 100jährigen Kalender. Von 1ten bis 3ten mild, aber viel Wind und Regen. Von 3ten bis 5ten über Wind, Nebel und Schnee.
<b>4) Apr. 1 - 14. Johannes. Perseiden. (Psalm 139, 1-11)</b> Sonntag 1 <b>3. n. Neuj.</b> montag 18 Petrus dienstag 19 Sara mittwoch 20 Joh. Seb. donnerstag 21 Hans freitag 22 Vincentius samstag 23 Vincentius		Mondviertel. 1) Erstes Viertel den 1ten um 9 Uhr 23 min. Nachts, im Zei- chen des Widlers. 2) Vollmond den 1ten um 3 Uhr 17 min. Abends, im Zeichen des Krebses. 3) Letztes Viertel den 1ten um 11 Uhr 45 min. Vormittags, im Zeichen des Steinbock. 4) Neulicht den 1ten um 4 Uhr 30 min. Abends, im Zei- chen des Wassermanns.	Wetter- und Bauern - Regeln. 1) Von Anfang des Monats bis zum 1ten bedeutet es ein gutes Jahr. - 2) In der 1ten Woche ist viel Regen, so sagt bald ein gutter Frühling mit heißer Sommer. Man sagt daher: Winter zu Sommer den bringt viel Korn und Wein. 3) In der 2ten Woche ist viel Regen und bösen die Früchte sammt noch großer Kälte.
<b>5) Mai. 1 - 14. Johannes. Perseiden. (Psalm 139, 1-11)</b> Sonntag 1 <b>4. n. Neuj.</b> montag 25 Pauli Befehr. dienstag 26 Petrus mittwoch 27 Joh. Baptist. donnerstag 28 Carol. freitag 29 Valentinus samstag 30 Helanaba		Finordens Pauli Bef. Petrus Joh. Christ. Carolus Franzisc. Martina	
<b>6) Jun. 1 - 14. Johannes. Perseiden. (Psalm 139, 1-11)</b> Sonntag 1 <b>5. n. Neuj.</b> montag 25 Pauli Befehr. dienstag 26 Petrus mittwoch 27 Joh. Baptist. donnerstag 28 Carol. freitag 29 Valentinus samstag 30 Helanaba			

Abb. 8: Kalendarium 1808



Jahrgänge des *Rheinländischen Hausfreundes* in ihrer Machart dieselbe, die schon in den Ausgaben des *Badischen Landkalenders* Verwendung fand. Erst ab 1813 taucht durch die Veröffentlichung der Artikelreihe *Von den Hauptplaneten des Jahres* das Schema der astrologischen Practic wieder auf, um aber gleichzeitig einen Anknüpfungspunkt für eine satirische Betrachtung der Kalenderastrologie zu bieten.

Dennoch geht der *Rheinländische Hausfreund* auf die Bedürfnisse seiner Leser hinsichtlich der Spekulation über die Bedeutung der Sterne ein, wobei dies aber nicht in Kalendarium oder in einer Kalenderpractic geschieht, sondern in der eigentlichen Lesematerie, dem Kapitel ‚Allerley Neues, Lehrreiches und Spaßhaftes‘, welches sich im Anschluss an das Kalendarium und der ‚Astronomischen Kalenderpractic‘ befindet. Hierbei sind die *Betrachtungen über das Weltgebäude* zu nennen, eine Artikelreihe mit astronomischer Thematik, die vollkommen zu Recht immer wieder als eine explizite Bezugnahme des *Rheinländischen Hausfreunds* zu den Inhalten der Kalenderpractic aufgefasst worden sind.<sup>297</sup> Seltsam mutet es dabei aber schon an, dass direkt nach der ‚Astronomischen Kalenderpractic‘ die *Betrachtungen über das Weltgebäude* als erster Lesetext in einer Reihe von anderen Geschichten gesetzt wird und demnach die Gegensätzlichkeit zwischen dem alten geozentrischen Weltbild der Practica und dem heliozentrischen Weltbild der *Betrachtungen*, dem die Erkenntnisse der Naturwissenschaft zu Grunde liegen, umso mehr betont werden.

Ausgehend von den *Betrachtungen* schließen sich eine Reihe unterschiedlicher Lesetexte an, die von Rätseln, Gedichten und Kuriosa, über naturkundliche Aufsätze bis hin zu exemplarischen Lebensläufen und zeitgeschichtlichem Geschehen reichen. Insgesamt verfasst Hebel für seinen ersten Jahrgang vierzig Lesetexte, davon genau die Hälfte Kalendergeschichten und stellt sich dadurch in Kontrast zum *Landkalender*, der mit seinem knappen Dutzend Geschichten lange nicht an den Reichtum und an die Vielfalt des Hebelschen Kalenders heranreicht. Die Lesestücke machen im *Rheinländischen Hausfreund* etwa die Hälfte des gesamten Kalenders aus und übersteigen

---

297 So etwa Hans Trümper: Volkstümliches und Literarisches bei J. P. Hebel. – In: Wirkendes Wort: deutsche Sprache und Literatur in Forschung und Lehre. Sonderdr. Bd. 20. – Trier: WVT 1970, S. 1-18. Hier S. 12.



im Vergleich zu anderen zeitgenössischen Kalendern den Anteil an unterrichtenden und unterhaltsamen Stoffen beträchtlich.<sup>298</sup>

Am Ende des Kalenders findet sich, wie auch im *Badischen Landkalender*, wiederum eine Tax-Ordnung für die Postwagen-Expedition, Bemerkungen zu der fahrenden Post-Taxe und ein Verzeichnis der verschiedenen Boten. Neu eingeführt ist die Strukturierung der Messen und Jahrmarktslisten, die im *Landkalender* zuvor noch im eigentlichen Kalendarium auftauchen. Im *Rheinländischen Hausfreund* sind sie gesondert aufgelistet, ausführlich in alphabetischer Reihenfolge vermerkt und umfassen insgesamt sechs Seiten. Im Anschluss daran erfolgt eine Zahlenpyramide zum ‚Großen Einmaleins‘, wobei diese auf Kosten der ‚Interessen-Rechnung‘ eingefügt wurde, die im *Rheinländischen Hausfreund* keinen Platz mehr findet. Wiederum offensichtlich ist die Platzierung des Aderlaß-Männleins am Ende des Kalenders, in direkter Nachfolge der Rechenpyramide. Wie schon an der zuvor erläuterten Frontstellung der Kalenderpractic mit den *Betrachtungen über das Weltgebäude* wird durch die Gegenüberstellung naturwissenschaftlich-mathematischer Rechenwege des Einmaleins das Prozedere des Aderlassens umso mehr als Bestandteil einer alten Lebensweise dargestellt, die auf den Annahmen der Weltanschauung des Ptolemäus beruht.<sup>299</sup>

---

298 Zu Funktion und Aufbau der ‚Kalendergeschichte‘ Vgl. Kap. 4 der vorliegenden Arbeit.

299 Vgl. zur Kalendermedizin Kap. 2.3.3 der vorliegenden Arbeit.



#### 4 KALENDERGESCHICHTEN IN IHREM MEDIUM

Nachdem nun die natürlichen Grundlagen der Zeitrechnung, das neu entstehende Geschichtsverständnis sowie das Medium Kalender mit seinen typischen Inhalten und der damit verbundenen Weltsicht untersucht worden sind, kann sich im Folgenden seiner spezifischen Literatur zugewandt werden. Die Frage nach der ‚Kalendergeschichte‘ als Gattung sei aber eine Frage nach dem Geschlecht der Engel, so Rohner über den Streit der Gattungsbestimmung.<sup>300</sup> Doch hat es sich eingebürgert von der ‚Kalendergeschichte‘ als solcher zu sprechen, sobald die erzählerischen Inhalte des Kalenders gemeint sind, wobei der Typus der ‚Kalendergeschichte‘ wie jede andere literarische Gattung definiert wird. Dass bei solchen Definitionen der Kalender als solcher keinerlei Rolle spielt oder nur für das Medium des Erscheinungsortes, in dem die Geschichte publiziert wird, einsteht, verwundert doch merklich. Die Frage, ob denn wesentliche Zusammenhänge zwischen dem Medium und seinen Geschichten existieren, ob sich das Medium in den Geschichten widerspiegelt, wird dabei nicht gestellt.

Das vorliegende Kapitel beschäftigt sich daher primär mit der Beantwortung dieser Fragen und versucht nach der Analyse bestehender Definitionen und Formulierungen über die ‚Kalendergeschichte‘, ihre wichtigsten Kennzeichen herauszuarbeiten. In Folge dessen sollen die Zusammenhänge zwischen dem Medium und seinen Geschichten plausibel begründet werden, gerade auch indem sich die Frage gestellt wird, inwiefern sich das Medium in seinen Geschichten selbst niederschlägt. Im Verlauf dieser Untersuchung wird gleichfalls auf die Literarisierungsbestrebungen des Kalenders eingegangen und die dem Kalender immanenten ‚literarischen Formen‘<sup>301</sup> erläutert; dadurch soll ein Überblick der Themenvielfalt und der kalendarischen Formen des Erzählens gewährleistet sein. Abschließend erfolgt eine Darstellung bedeutender Kalendermacher bzw. ihrer Kalendergeschichten und geht auf signifikante Merkmale der einzelnen Kalendertexte ein.

---

300 Vgl. Rohner: Kalender. S. 349-351.

301 Literarisch steht hierbei in Anführungszeichen, da die Kalendererzählungen nur bedingt als ‚schöne Literatur‘, wie sie im Allgemeinen verstanden wird, anzusehen sind.

## 4.1 GATTUNGSFRAGE KALENDERGESCHICHTE

### 4.1.1 Definition und empirischer Befund

Mit der Feststellung „für den Begriff der Kalendergeschichte gibt es bis heute keine wirklich überzeugende Definition“<sup>302</sup>, beginnt Michael Scheffel seine Darstellung zur ‚Kalendergeschichte‘. Und tatsächlich kursieren mehrere, zum Teil recht unbeholfen wirkende Definitionen, wie etwa, eine Kalendergeschichte sei eine „epische Anekdote“<sup>303</sup> oder einfach „ein kurzer erzählender Text, der in einem Volkskalender publiziert worden ist“<sup>304</sup>. Jeder Versuch, zu einer Gattungsbestimmung zu gelangen stellt ‚die‘ Kalendergeschichte in den Vordergrund, nimmt eine typisierende Fiktion an, die es so nie gegeben hat. Allerdings ist es sinnvoll und zugleich Aufgabe der Literaturwissenschaft, die „vielfältigen literarischen Erscheinungen zu ordnen, zu rubrizieren [...] und auch unter gemeinsamen Namen zusammenzufassen“<sup>305</sup>. Dass dies aber, wie an obigen Definitionsversuchen ersehen werden kann, bei der Gattungsbestimmung ‚Kalendergeschichte‘ ein brisantes Thema ist, liegt daran, dass die Gemeinsamkeiten der Geschichten über die Jahrhunderte hinweg so gering erscheinen. Ruth Kilchenmann erwägt diese Schwierigkeiten in ihrer 1970 veröffentlichten Arbeit:

Was bestimmt nun den Typus der Kalendergeschichte? Wie bei der ‚Gattungsbestimmung‘ ist es auch hier kaum möglich, eine feste, unumstrittene und unumstößliche Definition zu geben. Die Ortsbestimmung der Kalendergeschichte liegt deshalb eher in einer mehr oder weniger genauen Abgrenzung gegenüber anderen Prosakurzformen, und sie soll zugleich zeigen, welche Beziehung zu anderen Formen bestehen, wie und wo sie sich mischen oder überschneiden.<sup>306</sup>

Als eines der grundlegenden Merkmale schlussfolgert sie denn „das bewußt Belehrende, Aufklärerische, Volkserzieherische und Lehrhafte, d.h. ihre [der Kalendergeschichte betreffende; Anm. d.V.] Engangiertheit im Dienste des Didaktischen“<sup>307</sup> und

---

302 Michael Scheffel: Kalendergeschichte. – In: Kleine literarische Formen in Einzeldarstellungen. – Stuttgart: Reclam 2002 (= RUB 18187). S. 111-123. Hier S. 111.

303 Rohner: Kalender. S. 434.

304 Scheffel: Kalendergeschichte. S. 111.

305 Knopf: Kalendergeschichte. S. 18.

306 Ruth Kilchenmann: Die Kalendergeschichte. Ursprung, Entwicklung, Formen. – In: Rezept für die bösen Weiber. Kalendergeschichten von Grimmelshausen bis Brecht. Hrsg. v. Ruth Kilchenmann. – Wuppertal-Barmen: Hammer 1970. S. 11-34. Hier S.19.

307 Kilchenmann: Böse Weiber. Zit. n. Knopf: Kalendergeschichte. S.19.

kommt dabei aber nicht über die üblichen Gattungsdefinitionen hinaus oder bezieht das Medium Kalender in ihre Begriffsdefinition mit ein.

Gänzlich anders Ludwig Rohner, der die Probleme der Gattungsbestimmung zur Genüge darlegt und in seinem pragmatischen Definitionsversuch vom Medium auszugehen versucht:

Die Kalendergeschichte ist eine kürzere Erzählung (zwischen zwei und zwanzig Seiten), die für den Kalender, einen richtigen oder imaginären, geschrieben ist und im Kalender stehen könnte. Wie konnte man bei der Kalendergeschichte übersehen, daß sie, historisch und praktisch, sehr stark von ihrem unverwechselbaren Medium geprägt ist? [...] Der Zug zur Belehrung, oft beobachtet, zur Übersichtlichkeit und Einfachheit sind dem Kalender eigentümlich.<sup>308</sup>

Des weiteren schließt Rohner an derselben Stelle aber bestimmte inhaltliche Komponenten für die Gattung ‚Kalendergeschichte‘ aus, so das Tragische und Erotische. Diese Definition ist zweifellos angreifbar, besitzt doch bspw. das *Unverhoffte Wiedersehen* Hebels ohne Zweifel ein tragisches Moment und eine subtile erotische Note; auch die Kalendergeschichten Oskar Maria Grafts verschweigen nicht die „die lüsternen Männerblicke auf Frauenbeine“<sup>309</sup>.

Muss man Rohner zu Gute halten, dass er in seiner Begriffsbestimmung zwar als einer der Ersten vom Medium Kalender ausgeht, ihn in seine Analyse einbezieht, so hapert es dennoch mit der pragmatischen Bestimmung; sie verbleibt in einer rein formalen Ausrichtung und in einer unhistorischen Kategorisierung des Mediums fixiert. Was soll schließlich die Aussage bedeuten, dass eine Erzählung, würde sie nicht in einem Kalender publiziert, aber für einen imaginären Kalender geschrieben sein müsse? Brecht schrieb nie für einen Kalender, trotzdem betrachtet man seine ‚Kalendergeschichten‘ auch als solche; und wie sollte man denn nach Rohners Definition vorgehen, wollte man beweisen, ein Text sei für einen imaginären Kalender geschrieben worden? Mittlerweile hat es sich doch eingebürgert, Texte bzw. Erzählungen ‚gattungsfremder‘ Dichter in den Kalender aufzunehmen, etwa Gedichte von Goethe und Heine oder Erzählungen von Hesse. Nun wird aber aus der Publikation einer

308 Rohner: Kalender. S. 351.

309 Gerd Driehorst: Erzähltechnik und Sprachgestaltung bei Johann Peter Hebel. – Marburg: Hitzeroth 1995 (= Marburger Studien zur Germanistik 17). S. 22.

solchen Erzählung noch lange keine Kalendergeschichte, nur weil sie plötzlich in einem Kalender erscheint.<sup>310</sup> Dieses, von Rohner vorgeschlagene Kriterium, Kalendergeschichten nach dem tatsächlichen oder vom Verfasser gewünschten Erscheinungsort zu definieren, ist also allein an die Intention des Verfassers, bzw. lediglich an den Druckort gebunden und daher oft nicht nachprüfbar; ihr liegen keine objektivierbaren Indizien zu Grunde.<sup>311</sup>

Fernab von diesen Definitionsversuchen sollte bedacht werden, dass es sich bei ‚der‘ Kalendergeschichte immer um Geschichten handelt, die in irgendeiner Weise mit dem Medium verbunden sind und daher ein frühes Zeugnis für Medienliteratur ablegen und zunächst nicht unter formalen oder literarischen Gesichtspunkten zu charakterisieren sind. Die vielfältigen, auf den Gebrauchsgegenstand zugeschnittenen literarischen Formen,<sup>312</sup> sowie die Öffnung des Kalenders zur bildnerischen Darstellung hin, belegen diese These. Geht man also bei der Definition davon aus, eine bestimmte literarische Form festlegen zu wollen, so stößt man unmittelbar auf die Probleme, die schon die frühe Roman-Definition beherrscht haben. Da Kalendergeschichten das Gewohnte der Gattungseinteilung sprengen, so müsste auch sie, wie der Roman, auf das ‚Nicht-Dichterische‘ fixiert werden.

Gleichzeitig ist die Entwicklungsgeschichte des Kalenders, der des frühen Romans insofern ähnlich, als dass selbst diese Definition, das Medium nicht davon abhalten konnte, eine der beliebtesten literarischen Gattungen des Bürgertums zu werden. Die neuen bürgerlichen Realitäten hatten demnach den Literaturbegriff schon längst durch die Akzeptanz dieser literarischen Formen erweitert, als man noch über die Rettung des Dichterischen fabulierte.<sup>313</sup> Die Kalendergeschichte stellt den historischen Fall dar, der schon früh als Gebrauchsliteratur und trivialen Zwecken dienend, das ‚Literarische‘ in Frage stellt und ihre angebliche Fixierung auf das ‚Nicht-Dichterische‘ ad absurdum führt.<sup>314</sup>

---

310 Vgl. Winfried Theiß: Kalendergeschichten. – Stuttgart: Reclam 1977 (= RUB 9872). S. 399.

311 Vgl. Knopf: Kalendergeschichte. S. 21.

312 Vgl. Kap. 4.1.2 der vorliegenden Arbeit.

313 Vgl. Briefwechsel von Goethe und Schiller 1796. – Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Bd. 1. – Stuttgart: Cotta <sup>4</sup>1881.

314 Vgl. Knopf: Kalendergeschichte. S. 21/22.

#### 4.1.2 Wichtigste Kennzeichen

Es zeigt sich also, dass die bis dato erläuterten Definitionen keinen Ausweg aus der Problematik nach der Gattungsfrage herbeiführen. Daher kann es fruchtbringend sein, Rohners Ansatz „Ist die Geschichte für den Kalender geschrieben?“ umzukehren in die Aufgabenstellung: „Spiegelt sich der Kalender in der Geschichte?“ Dies wiederum enthält die Frage nach dem literarischen Niederschlag der „wirklich spezifischen Kennzeichen des Kalenders“<sup>315</sup>, wie Knopf erläutert:

Die Frage also danach, ob eine Geschichte für den Kalender geschrieben sei, ist umzukehren in die Frage, ob der Kalender sich in der Geschichte spiegelt. Nur für diese Fälle läßt sich eine literarische Gattungsbestimmung rechtfertigen, als das in Literatur „umgeformte“ Medium. Es ist klar, daß dann äußerliche oder aus bestimmten Inhalten von Geschichten abgezogene Kennzeichen [...] nicht mehr taugen.<sup>316</sup>

Ein erster Hinweis wie im Text selbst das Medium-Spezifische des Kalenders zu finden sei, ergibt sich durch eine genauere Betrachtung des Aufbaus der Kalender. Zunächst fällt der Umstand ins Auge, dass in den alten Kalendern durchweg eine Paginierung fehlt, obwohl die Seitenzählung in anderen Büchern der Zeit als selbstverständlich erachtet wurde. Die nicht vorhandene Seitenzählung lässt sich jedoch durch das damalige Leseverhalten begründen, war der Kalender doch ein Gebrauchsbüchlein, in welchem man blätterte und die einzelnen Textbeiträge in wahlloser Folge las, nicht etwa stringent verfuhr und die Texte in chronologischer Reihenfolge studierte. Dieses Leseverhalten wird durch die Einrichtung des Kalender selbst bedingt, schlägt man in ihm doch zunächst verschiedene Daten, Monate, Tage, etc. nach, nicht etwa bestimmte Seiten. Der Leser informiert sich über Fakten und Daten, deren Abfolge und Anordnung durch bestimmte Gliederungsprinzipien festgelegt sind und zu der eben gerade nicht die Seitenzählung gehört.<sup>317</sup>

Die kalendarische Ordnung, die zuvor unter dem Begriff der ‚ordentlichen Abwechslung‘<sup>318</sup> erläutert wurde und als Ordnungsprinzip dem Kalender immanent ist, schlägt sich zudem in den so genannten ‚fremden Inhalten‘, mit denen sich der

---

315 Ebd. S. 22.

316 Ebd. S. 22.

317 Vgl. Knopf: Alltages-Ordnung, S. 217/218.

318 Vgl. Kap. 3.1 der vorliegenden Arbeit.

Kalender allmählich zu füllen beginnt, nieder. Wetterregeln, die sich in das Kalendarium hineinschieben oder die Vielfalt von kurzen erzählerischen Beiträgen, die dem Prinzip der ‚ordentlichen Abwechslung‘ unterworfen sind, markieren diese ‚fremden Inhalte‘. Man druckt hinein, wo die kalendarische Gliederung Platz lässt, wobei nicht selten die Länge des Beitrages entscheidend für seine Aufnahme ist. Nicht also das Geschlossene, das Unveränderliche, sondern Abwechslung, Unterbrechung und Veränderung, welche aber dennoch einer gewissen Ordnung unterliegen, sind Kennzeichen des Kalendarischen; diese Kennzeichen stellen denn auch wesentliche Gesichtspunkt in der Bestimmung der literarischen Inhalte dar.<sup>319</sup>

Auch dass der Kalender Zeit ‚zählt‘ und ‚ordnet‘ prädestiniert ihn für historische Inhalte insofern, als dass sich aus den Eintragungen in den Kalendern, die Erinnerung an vergangene Daten rechtfertigt; mithin eine Tendenz zur Historiographie besitzt. Dabei ist allerdings zu beachten, dass der Begriff des Historischen bzw. des Historiographischen sich im Kalender selbst verändert und über seine ursprüngliche Funktion der historischen Dokumentation der Wunder Gottes in der Welt hinausreicht. Statt der so genannten Wundergeschichten aller Art breitet sich die „entwicklungsgeschichtlich orientierte Historiographie im Kalender aus, und zwar als frühe Dokumentation bürgerlichen Selbstverständnisses“<sup>320</sup>. Geschichte, verstanden als Historie, wird erzählt, wobei ‚erzählen‘ hier noch das Wiedergeben von Tatsachen bezeichnet und die literarische Komponente vernachlässigt. Der Kalender sammelt, wenn er denn ‚erzählt‘, vornehmlich Fakten, wobei davon ausgegangen wird, dass das, was zu erzählen ist, als reales Ereignis vorliegt oder zumindest so vorliegen könnte und daher literarische Kunstgriffe nicht nötig seien.<sup>321</sup> Der Vorrang des Faktischen in der Kalendergeschichte bringt demnach einfache Geschichten hervor, deren Reiz weniger darin liegt wie sie erzählen, als vielmehr was sie erzählen.

---

319 Wie selbstverständlich die kalendarische Ordnung besteht, zeigt sich vor allem in den im 18. Jahrhundert aufkommenden dritten Teilen des Kalenders, in dem die erzählerischen Inhalte ganz selbstverständlich die Spaltenanordnung des Kalendariums und der *Practica* übernehmen und fortführen.

320 Knopf: *Kalendergeschichte*. S. 23.

321 Knopf: *Alltages-Ordnung*. S. 219.



Ein weiterer Gesichtspunkt, den es zu beachten gilt, sind die spezifischen Kommunikationsformen, die den Kalender als frühes Massenmedium geprägt haben. Denn allein durch seine wechselnden Inhalte und seinen täglichen Gebrauch, besaß der Kalender eine gänzlich andere Rolle als bspw. ein Buch, in das man hineintauchte, um die Welt zu vergessen. Durch den Vorrang des Faktischen wurde der Inhalt des Kalenders weitgehend als ‚Information‘ bestimmt und häufig mündlich vorgetragen. Der Ausdruck ‚Lesen hören‘ stellt im 17. und 18. Jahrhundert daher einen festen Begriff dar und es war durchaus üblich in einer Runde zusammen zu kommen und ‚lesen zu hören‘. Dabei gilt es als gesichert, dass der Vorgang des Zuhören solcher Vorträge nicht rein passiv blieb, sondern das Vorgetragene, welche man sich als dramatische oder halbdramatische Darbietung vorzustellen hat, kommentiert, erweitert und ergänzt wurde.

Das Dialogische, das man den Kalendergeschichten als wesentliches Merkmal zugeschrieben hat,<sup>322</sup> dürfte demnach seinen Ursprung in den spezifischen Kommunikationsformen des Mediums haben und durch dessen Vortragsweise gleichfalls bestimmt worden sein. Fand in der geselligen Runde eine Interaktion zwischen Zuhörer und Vorleser statt, so bildet sich in den Kalendergeschichten eine solche zwischen Kalendermann und stillem Leser heraus, denn „das Medium jedenfalls pflegt mit seinem Leser zu rechnen, ihn [...] anzusprechen“<sup>323</sup>. Der fiktive Kalendermann, im 16. Jahrhundert noch weitgehend anonym, wurde im 17. Jahrhundert zu einer identifizierbaren Figur – sei es der ‚Hinkende Bote‘, sei es der ‚Hausfreund‘ – personifiziert den Kalender und schafft auf diese Weise eine literarische Person, die sich als Dialogpartner des Lesers offenbart. Sie tritt in Beziehung zum Leser, schaltet sich direkt in die Geschichte ein und spricht ihn häufig am Ende einer Erzählung an, wenn es etwa zur moralischen Bewertung oder Kommentierung des Erzählten kommt.

Hierbei stellt das immer wieder beobachtete und von Kilchenmann als das ‚Didaktische‘ bestimmte Kennzeichen der ‚Kalendergeschichte‘, vom Medium aus ge-

---

322 Vgl. Rohner: Kalender. S. 85.

323 Knopf: Kalendergeschichte. S. 23.

sehen, bereits ein sekundäres Merkmal dar.<sup>324</sup> Denn durch die Practica, die dem Jahreskalender angehängt wurden, gelangten nicht nur ihre Inhalte in den Kalender, sondern ebenfalls die Tendenz zur ‚Nutzanwendung‘. Als im Zuge der Verbürgerlichung und der Volkaufklärung die abergläubischen Inhalte der Practica als nicht mehr zeitgemäß angesehen wurden, weichen die unmittelbar nützlichen Inhalte den Didaktischen, die über bestimmte astronomische Erscheinungen und alltägliche Begebenheiten aufzuklären versuchen. Die Neigung des Kalenders, auch nach der Modifikation der Practica, weiterhin Informationen anzubieten und zu belehren, also ganz und gar nicht zu erzählen, tradiert sich demnach aus den alten medialen Grundlagen.<sup>325</sup>

Das letzte und am häufigsten mit Ideologie besetzte Merkmal der ‚Kalendergeschichte‘ ist das ‚Volkstümliche‘, welches differenziert betrachtet werden muss, da die Verbindung des Volkstümlichen mit dem Kalender ganz medienfremde Ursachen besitzt. Es war das Bürgertum des 16. und 17. Jahrhunderts, das sich des Mediums annahm und in ihm die Erfahrungen, die den Bürger täglich betrafen und die ganz und gar nicht zur offiziellen Geschichte gehörten – diese wurde immer noch von den Herrschern gemacht, die sich ihre eigene Hof-Literatur hielten – zu formulieren. Zur höfischen Literatur des Barock gesellte sich mit der Kalender-Literatur eine bürgerliche Literaturform, die bürgerliche Vorstellung und bürgerliche Gesinnung dokumentiert, demnach Zeugnis für ein neues Selbstverständnis dieser Schicht ablegt. Daher kann die frühe Kalenderliteratur insofern als ‚subliterarisches‘ Dokument gelten, als dass sie sich „immer mehr in die literarische ‚Würde‘ hocharbeitet, um bei Hebel dann erstmals mit dem Schatzkästlein auch aus dem Medium herauszutreten und sich nun als reine literarische Gattung zu präsentieren“<sup>326</sup>. Die These Knopfs lautet daher:

Erst mit der Lösung [...] vom Medium manifestiert sich die Literaturform der ‚Kalendergeschichte‘, die die ehemals medialen Kennzeichen nun in der Literatur selbst realisiert.<sup>327</sup>

---

324 Vgl. Ebd. S. 24.

325 Vgl. Ebd. S. 24.

326 Ebd. S. 25. Vgl. zur Literarisierung des Kalenders auch Kap. 4.2 der vorliegenden Arbeit.

327 Ebd. S. 25.

Und auch Kawa folgt dieser Behauptung, mit Blick auf die Kalendergeschichten des 20. Jahrhunderts, indem er behauptet, dass „Das Kalendermäßige nur noch als Gestus der Geschichte selbst greifbar“<sup>328</sup> ist.

Der einheitliche Volkstum-Begriff geht dem ‚subliterarischen‘ Dokument also in dem Maße verloren, in dem es sich aus dem Medium des Kalenders selbst herauslöst und einer neuen Klasse, der des Arbeiters, die Beschäftigung mit dem Medium öffnet. Diese benutzen das Medium nun als Publikationsforum für ‚ihre‘ Kalendergeschichten und formulieren sich nun wiederum ‚subliterarisch‘ über diese Gattung; ohne dass der bürgerliche Begriff des ‚Volkstümlichen‘ aus der Zeit des 16. und 17. Jahrhundert weiterhin im Medium verbleibt.<sup>329</sup> Daraus lässt sich schließen, dass mit einem einheitlichen Volkstum-Begriff nicht zu argumentieren ist, vielmehr bedingt die Form des Mediums, nicht die der Gattung, ihre Brauchbarkeit zur Publikation der entsprechenden Vorstellungen und Gesinnungen, der sich mit dem Kalender beschäftigenden Klasse.

Auf Grund dieser zuvor erläuterten ‚Merkmale‘ ist ersichtlich, dass ‚Kalendergeschichten‘ keine eigenständige und einigermaßen deutlich abgrenzbare Literaturform herausbilden, etwa im Sinne der Anekdote oder des Schwank, sondern die

Formen-Vielfalt ist und bleibt das entscheidende Merkmal der „Geschichten zur Geschichte“, deren gattungsmäßiger Zusammenhalt sich entweder über die genannten medialen Kennzeichen, die auch inhaltlich oder formal umgesetzt sein können, oder ihre Zusammenstellung in einer Anthologie, die sich auf Kalendarisches beruft, herstellt.<sup>330</sup>

Und auch Hannelore Schlaffer kommt zu einem ähnlichen Schluss, indem sie Folgendes ausführt:

Weil man aus dem Schatzkästlein stets nur das leicht Genießbare herausgenommen hat, konnte die Wissenschaft einen Gattungsbegriff für dieses literarische Unikum, das in der Versammlung unterschiedlichster Formen nicht einmal eine Anthologie zu nennen war, nicht finden. Als Ganzes genommen aber ist sie der Kalender selbst.<sup>331</sup>

---

328 Rainer Kawa: Johann Peter Hebels Kalendergeschichten. Texte und Materialien zu einer entstehungs- u. wirkungsgeschichtlichen Modellanalyse auf der Sekundarstufe 2. – Frankfurt a.M.: Diesterweg 1982. S. 18.

329 Vgl. Knopf: Kalendergeschichte. S. 25.

330 Ebd. S. 25/26.

331 Hannelore Schlaffer: Johan Peter Hebel. Schatzläslein des Rheinländischen Hausfreunds. Ein

Die Vielfalt der Formen ist es denn aber auch, die der Forschung lange Zeit Probleme bereitete und für die umfangreichen Gattungsdiskussionen der 1970er Jahre mitverantwortlich war.<sup>332</sup> So hat man bei Hebel zumeist Teilbereiche, insbesondere die „eigentlichen Kalendergeschichten“<sup>333</sup>, herausgegriffen und als symptomatisch für das Ganze deklariert; die übrigen Texte wurden lediglich als Füllsel in Rubriken wie ‚Vermischte Schriften‘ oder ‚Verschiedenes‘, wenn nicht gleich in den Anhang verbannt und als zweitklassig abgetan. Somit riss man die Texte aus ihrem vorgegeben Zusammenhang und die ‚unpoetischen‘ Beiträge fristeten ein Mauerblümchenda-sein.<sup>334</sup>

Bei dieser Vorgehensweise verwundert es nicht, dass die Frage nach einer einheitlichen Terminologie und der Formulierung eines Gattungsbegriffes von vornherein zum Scheitern verurteilt war. Bleiben doch durch die selektive Herausnahme einzelner Texte der ‚schönen‘ Kalenderliteratur und mit der Definition der ‚Kalendergeschichte‘ als einen Sammelbegriff für „verschiedenartige kurze [...] Erzählungen“<sup>335</sup> wie sie, abgesehen von den Definitionsversuchen Knopfs und Bees noch immer forciert wird, andere Texte außen vor. Die Fixierung auf das Kriterium der Narration lässt daher nicht nur Gebrauchstexte wie Regeln, Mahnungen und Ratschläge unberücksichtigt, sondern auch lyrische Elemente wie Sprüche, Gedichte sowie Texte mit dialogisch-dramatischen Charakter.<sup>336</sup> Demnach muss als Konsequenz auf traditionelle Implikationen, etwa der klassischen Gattungstrias oder der Dichotomie von Historie versus Fiktion, verzichtet und anstatt einer selektiven Auswahl verschiedener Erzählungen anzubieten, die Gesamtheit des Kalenders mit seinen Texten untersucht

---

Werk in seiner Zeit. Mit Bilddokumenten, Quellen, historischem Kommentar. – Tübingen: Wunderlich 1980. S. 253.

332 Vgl. Bee: Aufklärung. S. 31-33.

333 Vgl. Rohner: Faksimile. S. 43. Er spricht hier von hundert eigentlichen Kalendergeschichten.

334 Vgl. Driehorst: Erzähltechnik. S. 26/27.

335 Rohner: Kalender. S. 22

336 Vgl. Ursula Kligenböck: Kalendergeschichten. – In: Ideologisierte Zeit. Kalender und Zeitvorstellungen im Abendland von der Antike bis zur Neuzeit. Hrsg. v. Wolfgang Hameter. – Innsbruck [u.a.]: Studien-Verlag 2005 (= Querschnitte 17). S. 231-256. Hier S. 232/233.

werden. Nur durch solch eine Arbeitsweise kann der so genannte ‚Niederschlag des Mediums Kalender‘ in seinen Inhalten überhaupt erst nachvollzogen werden.<sup>337</sup>

#### 4.2 LITERARISIERUNG DES KALENDERS

Wurde im Vorherigen schon die Formen-Vielfalt der Geschichten im Kalender angesprochen, so muss dabei berücksichtigt werden, dass sich im 17. und 18. Jahrhundert die Frage nach der Gattung ‚Kalendergeschichte‘, ganz abgesehen davon, dass der Begriff noch nicht existierte, ohnehin nicht gestellt hat. Denn dass die Zeit die Gattungsmischung liebt lässt sich nicht nur an den Prosakleinformen,<sup>338</sup> sondern auch in Goethes *Wanderjahren*<sup>339</sup> und praktisch durch das gesamte 19. Jahrhundert hindurch verfolgen; Sengle begründet dies folgendermaßen: „Die romantische Universalpoesie wirkt insofern nach, als stete Übergänge möglich sind [...] die Mischung der Elemente ist sehr beliebt“<sup>340</sup> und betont hierbei die „ästhetische Heteronomie“<sup>341</sup>; einer ausgesprochen unscharfen Trennung von Zweckliteratur und ‚reiner Dichtung‘, zu der das Biedermeier eine besondere Neigung gehabt habe.

Auch die Kalendergeschichten, bspw. des *Rheinländischen Hausfreundes*, sind geprägt von einer solchen Formen-Vielfalt und vollziehen gleichfalls den Prozess der Auflösung der tradierten Gattungsschemata, die in der Literatur seit etwa 1750 zu beobachten ist. Selbst Hebel hat, worauf in der Forschung schon mehrfach hingewiesen wurde, keine klaren Vorstellungen von einer einheitlichen Terminologie – er selbst spricht von Artikeln, Lesestücken, Aufsätzen, Berichten und Anekdoten.<sup>342</sup>

Untersucht man also die verschiedenen Formen der Geschichten im Kalender, was das nächste Kapitel leistet, so muss sich zuvor die Frage gestellt werden, inwiefern

337 Guido Bee plädiert hierzu [Vgl. Bee: Aufklärung. S. 31-33.] für einen neuen Gattungsbegriff, den des Kalendertextes, und schlägt vor, nur bei rein fiktionalen Texten den Begriff Kalendergeschichte zu verwenden. Jedoch ist solch eine Unterteilung gerade auch bei Hebel nicht sinnvoll, da die Übergänge von so genannten Kalendertexten und den fiktionalen Kalendergeschichten sich als fließend offenbaren und eine Unterteilung der Texte, bzw. eine Kategorisierung nach diesem Schema, nicht eindeutig erfolgen kann; demnach auch nicht gewinnbringend ist.

338 Vgl. Friedrich Sengle: Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815-1848. Bd. 2: Die Formenwelt. – Stuttgart: Metzler 1999. S. 125.

339 Vgl. Driehorst: Erzähltechnik. S. 25.

340 Sengle: Biedermeierzeit. S. 2.

341 Ebd. S. 83.

342 Vgl. Bee: Aufklärung. S. 31/32.

der Kalender sich überhaupt für die fiktiven literarisch unterhaltenden Inhalte öffnet. Die Literarisierung des Kalenders begann jedoch erst relativ spät, etwa gegen Ende des 18. Jahrhunderts und setzte sich nur zögernd und mit Rückfällen durch, wie Friedrich Voit in seinen Untersuchungen zum Rastatter *Hinkenden Boten* deutlich gemacht hat.<sup>343</sup> Die Gründe für eine Literarisierung sind an Hand dieser Analyse einerseits im Kalender selbst zu suchen, andererseits aber auch in den veränderten Zeitumständen.

Denn schon 1852 hat Wilhelm Riehl in seinem bemerkenswerten Aufsatz über den Volkskalender im 18. Jahrhundert auf den merklichen Umschwung hingewiesen, der sich in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts feststellen lässt und folgert:

Statt der zeitgeschichtlichen Berichte sind jetzt die Blätter mit moralischen Anekdoten und nützlichen Belehrungen, statt der astronomischen Zeichen und Verse, statt der Wetterregeln und Erwähnungen mit altklugen, gemachten Sittensprüchen erfüllt, und während die Tafel des Aderlaßenmännleins bis dahin den Kalender beschloß, beschließt ihn nun das große Einmaleins und die Zinstabelle.<sup>344</sup>

Allgemeiner gesprochen bedeutet dies, dass die Lesetexte zunehmend literarischer wurden, während nicht-fiktionale Inhalte und zeitgeschichtliche Texte deutlich an Zahl und Umfang zurückgingen und ihre „zusammenschauende chronikalische Funktion“<sup>345</sup> verloren. Zeitgeschichtliche und historische Themen blieben aber auch weiterhin in den Kalendern erhalten und bildeten einen festen Bestandteil in der Lesematerie. Finden sich literarische Texte zwar schon seit dem 17. Jahrhundert im Kalender wieder, so dominierten doch solche Texte, die dem Leser die jährlich astronomischen Prognosen über das Wetter und die Gesundheit, bis hin zu den politischen Ereignissen vermittelten bzw. die zeitgeschichtliche ‚politische‘ Chronik, die der *Practica* gewöhnlich folgte.<sup>346</sup>

343 Vgl. Friedrich Voit: Zur Literarisierung des Kalenders am Beispiel des Rastatter Kalenders am Ausgang des 18. Jahrhunderts. – In: Akten des VI. Internationalen Germanisten-Kongresses. Basel 1980. Tl. 4. Hrsg. v. Heinz Rupp u. Hans-Gert Roloff. – Bern [u.a.]: Lang 1980 (= Jahrbuch für Internationale Germanistik. Reihe A: Kongressberichte. Bd. 8). S. 76-84.

344 Riehl: Volkskalender. S. 39.

345 Voit: Literarisierung. S. 77.

346 Vgl. Ebd. S. 77/78.

Dieser Aufbau des Kalenders ändert sich erst im Laufe des 18. Jahrhunderts in dem Maße, indem auch die jeweiligen persönlichen Verfasserangaben verschwinden und die Kalender ihre Identität durch ihren Titel gewinnen. Dass die ehemals als Meister und Gelehrten bezeichneten Autoren auf ihre Namenszeichnung verzichten war bedingt durch die Durchsetzung der bürgerlichen Lebensweise, die nun die natürliche Ordnung regelte und mithin die aufklärerischen Bestrebungen, auch im Kalender, formulierte.<sup>347</sup> Gleichzeitig kamen die astrologischen Themen des Kalenders in Verruf, verursacht durch ein fortschrittlicheres Denken und eine Entwicklung der Wissenschaft, die neue und andere Wege zu beschreiten begann.

Zwar enthielt der Kalender zu diesem Zeitpunkt fast alles, was ihn im 17. Jahrhundert kennzeichnete, Astrologie und Astronomie, jedoch stehen dahinter keine gelehrten Verfasser mehr, die das, was sie schreiben selbst erarbeitet haben oder gar ernst nehmen. Kein Regiomontanus oder Kepler ist mehr am Werke, vielmehr zitiert der Kalender des 18. Jahrhunderts in steigendem Maße und übernimmt, was sich ihm anbietet. Die sich dabei einschleichende Irrtümer bspw. im Kalendarium oder die Übernahme gängiger Hausväterliteratur als Lesematerie, in Ermangelung eigener Inhalte, ist aber nicht als gravierend einzustufen. Der Kalendermacher des 18. Jahrhunderts verstand sich nicht mehr als Schöpfer und Urheber des Kalenders, sondern als Überbringer und Übermittler von Tradition und nahm die Inhalte des Kalenders nicht mehr so ernst wie seine Vorgänger. Dies änderte sich jedoch, als die Kalendermacher und -autoren ihre Aufgabe im neu entstehenden 3. Teil des Kalenders entdeckten, nämlich als Erzähler von Geschichten. Doch „sobald diese literarische Aufgabe geworden sind, mit der sich der Verfasser identifiziert, ist der Kalender ‚literarisiert‘; zugleich verliert er seinen eigentlich ‚kalendarischen‘ Charakter.“<sup>348</sup>

Ein weiterer Grund für die Literarisierung des Kalenders muss in der Folge der Ereignisse der Französischen Revolution zu sehen sein, „als [...] von da an“ wie Riehl formuliert „die Geschichte rascher zu schreiten und das Blut auch des gemeinen

---

347 Vgl. Kap. 2.2.7 der vorliegenden Arbeit.

348 Knopf: Alltages-Ordnung. S. 222.

Mannes wilder zu pulsieren begann<sup>349</sup>. Ein aufkeimendes politisches Bewusstsein, gerade des ‚gemeinen Mannes‘, macht deutlich, dass die Chroniken politische Stellungnahmen und die Geschichtsschreibung im Kalender durch die Ereignisse in Frankreich zum Politikum avancierte. Die auf die Geschehnisse in Frankreich immer rigider werdende Zensur und die damit einhergehende Kontrolle über populäre Druckezeugnisse bedingte denn auch das Ende der Chroniken und der unabhängigen Geschichtsschreibung im Kalender, da diese meist auch neueste Daten berücksichtigten. Den ‚eigenen‘ Kalender für Berichte von Aufführern freizugeben, die Zeugnis von den Geschehnissen ablegen konnten, kam daher nicht in Frage. Aus der Furcht vor einem Überschwappen der revolutionären Bewegung in das eigene Land konnte über „französische Politik und die Ereignisse weder negativ, noch vorsichtig neutral, und schon gar nicht positiv berichtet werden“<sup>350</sup>. Die naheliegende Konsequenz für Verleger der Kalender war daher, den Zensurproblemen von vornherein zu entgehen, indem auf zeitgeschichtliche Berichte, wie der Chronik, verzichtet und anderes an ihre Stelle gesetzt wurde.

Daher galt von nun an nicht mehr das Faktische, wenn ‚Geschichte‘ geschrieben wurde, sondern das Lob der jeweilig regierenden Herrscherfamilie und es machte sich Vaterlandsliebe breit, so klein das eigene Vaterland auch war.<sup>351</sup> Das Zeitgeschichtliche verlagerte sich demnach von Ereignissen aus dem europäischen Bereich nun überwiegend auf Berichte unpolitischer Begebenheiten von meist nur regionaler und lokaler Relevanz. Die Gegenwart erscheint lediglich in fiktionalen und nicht-fiktionalen Ausschnitten aus dem bürgerlichen Privatleben und berichtet nicht mehr über Politik. Demnach kann die zunehmende Literarisierung des Kalenders als eine Flucht vor dem nun als Politikum verstandenen Alltag angesehen werden. Dort, wo noch wenige Jahre zuvor Berichte zu zeitgeschichtlichen Ereignissen ihren festen Platz hatten, findet sich nun vor allem Literarisches, im besonderem Maße moralisierend-sentimentale Geschichten, die in ihrem formalen Rahmen kaum mehr festgelgt

---

349 Riehl: Volkskalender. S. 50.

350 Voit: Literarisierung. S. 80.

351 Vgl. Knopf: Alltages-Ordnung. S. 223.



sind.<sup>352</sup> Im Folgenden wird das Augenmerk auf diese unterschiedlichen Erzählformen gelegt, um einen Überblick über der sich immer stärker entwickelnden Kalenderliteratur und ihren unterschiedlichen Ausformungen der verwendeten Gattungen zu erhalten.<sup>353</sup>

#### 4.2.1 Gelehrte Gattungen

##### 4.2.1.1 *Chronik*

Vor der einsetzenden Literarisierung des Kalenders war die Chronik die am häufigsten vorkommende Gattung der Geschichtsschreibung, erlebte im lateinischen Westen ihre Blütezeit im hohen und späten Mittelalter und bedeutet zu deutsch in etwa ‚Zeitbuch‘. Sie stellt sich als ein Bericht über geschichtliche Vorgänge in einer zeitlichen Anordnung dar und weist gegenüber den Annalen, die die Ereignisse in einer strengen Jahresfolge aneinanderreihen, wesentliche Unterschiede auf.

Die Chronik gliedert ihre Ereignisse nicht auf der Grundlage der Kalenderjahre, sondern besitzt einen Leitgedanken, unter dem die Auswahl der Ereignisse steht, bspw. der Regierungszeiten von Königen oder Päpsten. Ziel der Chronik ist es, die Geschehnisse in größeren Zeiträumen überschaubar darzustellen, miteinander zu verknüpfen und eine Epochengliederung zu entwickeln. Sie verfolgt daher die Absicht, dem Leser einen zeitlich geordneten historischen Überblick zu verschaffen, indem sie selektiv verfährt. Die Annalen hingegen, die auf den ersten Blick der Chronik gleichen, zählen unterschiedslos auf, was an berichtenswerten Geschehnissen vorfällt.<sup>354</sup>

Der klassischen Definition einer Chronik entspricht die *Schwäbische Chronik* des Christoph Schorer, da sie sich nicht an die Jahresfolge hält und zugleich unter dem Leitgedanken der Heimat- bzw. der Landesgeschichte steht. In ihr werden nur solche Ereignisse vermerkt, die Städte oder Bürger des Landes betreffen, ohne dabei aber einen Unterschied zwischen ‚kleiner‘ und ‚großer‘ Geschichte zu machen. Indem

---

352 Vgl. Voit: Literarisierung. S. 82.

353 Der Überblick der verschiedenen Gattungen, die im Kalender ihren Platz finden, orientiert sich maßgeblich an Knopf: Alltages-Ordnung. S. 223-241.

354 Vgl. Knopf: Alltages-Ordnung. S. 223.

sie sich nicht der Geschichtsschreibung des regierenden Herrscherhauses widmet, sondern allein an der ‚schwäbischen‘ Landschaft orientiert, öffnet sie sich für die unterschiedlichsten historischen Daten und ist somit ein frühes Beispiel der regionalen Geschichtsschreibung. Sie verzeichnet, auch nach heutigen Maßstäben, historische Begebenheiten und zugleich aber auch ungewöhnliche Vorkommnisse wie sonderbare meteorologische Erscheinungen, die aus dem Rahmen der ‚stets ordentlichen Abwechslung‘ fallen.<sup>355</sup>

Auch die *Badische Chronik* kennt solche ungewöhnlichen Vorkommnisse, verzeichnet sie aber in einer besonderen Rubrik, in den so genannten ‚Merkwürdigten‘, die die gelehrte Geschichtsschreibung in dieser Form nicht kennt. Bei ihnen handelt es sich vielmehr um eine kalendarische Form der Historiographie, indem alles, was nicht zur gewöhnlichen Ordnung gehört, notiert wird, ohne Rücksicht auf das etwaige historische Gewicht. Doch gerade durch diesen Umstand gewinnen die ‚Merkwürdigkeiten‘ ihren besonderen Reiz, da sie sich kaum für die politischen und kriegerischen Vorkommnisse im Hinblick auf die ‚große‘ Historie interessieren, sondern die Folgen solcher Vorkommnisse für den ‚gemeinen Mann‘ in den Vordergrund stellen; demnach Nachrichten aus dem Alltag des Volkes vermitteln. Hierbei vollzieht sich eine Geschichtsschreibung, die ein einzelnes Ereignis oder ein besonderes Verhalten einer Person heraushebt und damit einen Blick ‚von unten‘ auf die Geschichte formuliert.<sup>356</sup>

Gänzlich anders hingegen verhält sich der Chronik-Typus, welcher sich im Laufe des 18. Jahrhunderts als übliche Geschichtsschreibung im Kalender herausbildet und lediglich die ‚hohen‘ Ereignisse und alle Begebenheiten, die mit der Herrscherfamilie zusammenhängen, verzeichnet. Der ‚kleine Mann‘ spielt dabei keine Rolle, auch die Merkwürdigkeiten sind nicht mehr anzutreffen; die Ereignisse des Adels bzw. des höheren Standes sind wichtiger geworden als irgendein den Untertanen betreffendes Geschehen. Dadurch aber trocknet sich die Geschichtsschreibung selbst aus und indem sie sich nur auf das beschränkt, was in der gehobenen Gesellschaft

---

355 Vgl. zur ‚ordentlichen Abwechslung‘ Kap. 2.3.1 der vorliegenden Arbeit.

356 Vgl. Knopf: Alltages-Ordnung. S. 224/225.

und deren Umgebung vor sich geht, interessieren die Fakten nicht mehr auf Grund ihrer Außergewöhnlichkeit, sondern sind nur noch Daten des Herrscherhauses. In dem diese Form der Geschichtsschreibung am Ende des 18. Jahrhunderts aber üblich wird, entfernt sich der Kalender von dem, was ihn zuvor als Spezifikum ausmachte; seine Darstellung der aus dem Rahmen der ‚ordentlichen Abwechslung‘ fallenden außergewöhnlichen Vorkommnisse.<sup>357</sup>

#### 4.2.1.2 *Legende*

Der Begriff *Legende* leitet sich vom mittelalterlich-lateinischen Ausdruck ‚*legenda*‘ ab, kann übersetzt werden als „das was zu lesen ist“, „das Vorzulesende“ oder auch „die zu lesenden Stücke“<sup>358</sup> und deutet somit – im Gegensatz zur *Sage* – eine enge Beziehung zur literarischen Tradition an. Zum Träger dieser literarischen Erzählungen wird das Leben und Wirken eines Heiligen, wobei dessen unerschütterlichen Tugenden und seine religiös-sittliche Persönlichkeit allem Bösen stand hält und das Wunder, das Gott an ihm bewirkt, bzw. das der Protagonist durch göttliche Kraft an anderen bewirkt, im Zentrum der Geschichte steht.

Die Darstellung des Wunderbaren als wesentlicher Bestandteil der *Legende*, besitzt dabei aber oft den Beiklang des Unwahrscheinlichen, bloß Ersponnenen und Erdichteten, sobald eine Wundergläubigkeit nicht mehr vorhanden ist, die die Vorkommnisse der Geschichte rückhaltlos akzeptiert. Diese Wundergläubigkeit ist es jedoch auch, die die *Legende* prinzipiell in den Rahmen einer volkstümlichen Gattung verbannt, wobei aber zu bedenken ist, dass solche Art des Glaubens durchaus nicht nur beim Volk ihren festen Platz einnimmt, sondern auch in anderen Bereichen des öffentlichen Lebens, wie bspw. in den noch heute gültigen religiösen Riten der Kirche, Gültigkeit besitzt. Die Berechtigung, *Legenden* der volkstümlichen Literatur einzuordnen, lässt sich jedoch daraus ableiten, dass die Protagonisten in der Regel recht populär sind und häufig bestimmten Landschaften angehören, in denen sie in ihrer

---

357 Vgl. Ebd. S. 226.

358 Vgl. Benedikt Konrad Vollmann: *Sage und Legende*. – In: Volker Dresen u. Hermann Häring [Hrsg.]: *Wörterbuch des Christentums*. 1500 Stichwörter von A-Z. – München: Orbis 2001. S. 1109/1110.

Überlieferung besonderes Ansehen genießen und dies wiederum dazu führt, dass die ursprünglichen Legenden erweitert und fortgesetzt werden. Zwar vollzieht sich dies im Rahmen einer volkstümlichen Tradition, hat aber mit der Legendenliteratur des Kalenders nur noch wenig Zusammenhänge.<sup>359</sup>

Der Kalendermann verweist die Legende hingegen nicht in den Bereich des bloß Erdichteten und besitzt somit die Erlaubnis eine Geschichte nach eigenem Gutdünken fortzusetzen, sondern akzeptiert und fasst das Wunderbare der Geschichte als wirkliche und nachgewiesene Begebenheit auf; hat daher keinerlei Bemühen die Legende der Heiligen in einen historiographischen Bericht einzufügen. Beobachtet man dazu die Erzählweise der Legende, so entspricht sie dem Vorrang des Faktischen im Kalender und stellt sich auch in dieser Form einmal mehr unter Beweis; entwickelt die Legende das Wunderbare doch ganz aus dem historisch nachweisbaren Geschehen, gibt ihm somit den Status des Faktischen einer ‚gelehrten‘ Gattung und avanciert zur Geschichtsschreibung im Kalender.<sup>360</sup>

Erscheint die Legende nach heutigen Maßstäben als Synonym für einen historisch nicht oder schlecht belegten Bericht und wird im allgemeinen Sprachgebrauch meist abwertend verwendet, so darf eben das Verständnis der Wundergläubigkeit der damaligen Zeit nicht vergessen werden. Denn mit einer Akzeptanz dieser wunderhaften Geschehnisse, wird das bloß ‚Erspönn‘ auf einmal im Kalender historisches Faktum und legt Zeugnis seiner Zeit ab. Die Geschichtswissenschaft trägt dieser Auffassung auch heute noch Rechnung, indem es in der Hagiographie diese Texte, also Heiligenlegenden, in denen es zentral um das Wunder sowie um die Vergegenwärtigung des Heiligen und göttlichen Heilswirkens geht, neben Märtyrerakten und anderen überlieferten Texten, als *Vita* untersucht und unter Absehung ihres besonderen Charakters der Geschichtsschreibung zurechnet.<sup>361</sup>

---

359 Vgl. Knopf: *Alltages-Ordnung*, S. 227.

360 Vgl. Ebd. S. 227.

361 Vgl. Meinolf Vielberg u. Jürgen Dummer [Hrsg.]: *Zwischen Historiographie und Hagiographie. Ausgewählte Beiträge zur Erforschung der Spätantike*. – Stuttgart: Steiner 2005 (= *Alturtumswissenschaftliches Kolloquium* 13). S. 7.

#### 4.2.1.3 *Abhandlung und Bericht*

Eine weitere ‚gelehrte Gattung‘ entwickelte sich im Laufe des 17. Jahrhundert, indem sich Kalendermacher auf bestimmte Themenbereiche festlegten, die sie in der Manier einer philosophischen Abhandlung reflektierten. Zentrales Thema war dabei meist das Wunder der Natur, wobei das geozentrische Weltbild als ein von Gott perfekt funktionierendes Gebilde angesehen und beschrieben wurde; naturwissenschaftliche Ansichten finden hier noch keinen Niederschlag. Die Natur wird in diesen Abhandlungen als ein Wunderzeichen göttlicher Schöpfung verstanden und umgekehrt „konnte die Anschauung der Natur zum Gottesdienst werden“<sup>362</sup>.

Es überrascht daher nicht, wie idyllisch solche Art von Naturbeschreibungen wirken, handelt es sich dabei doch um die Beschreibung einer idealisierten, ganz auf die göttliche Offenbarung hin geordnete Natur; der Himmerl ist ‚hellglänzend‘, der Erdboden ‚grün‘ und das Wasser ‚silberspiegelnd‘.<sup>363</sup> Die Natur als Aufgabe menschlicher Arbeit, ihre Domestizierung durch den Menschen, aber auch ihre den Menschen bedrohende Gewalt und die Gefahren, die durch sie entstehen können, spielen in diesen Abhandlungen noch keine Rolle. Der Vorrang des Faktischen ist jedoch insofern erkennbar, als dass sich die Abhandlung des 17. Jahrhunderts mit ihren Naturbeschreibungen als wahrheitsgetreue Widerspiegelung von Tatsachen begreift und von den Prämissen des damals als ‚wahr‘ angesehenen Weltbildes ausgeht.

Im gleichen Maße vollzieht sich diese Widerspiegelung von Tatsachen auch in den kurzen und sachlichen Untersuchungs- oder Polizeiberichten, die der Kalender stellenweise aufnimmt. Die Wahrheitsfrage wird dabei nirgends gestellt, da es sich ja um amtliche Meldungen und vor Zeugen durchgeführte Untersuchungen handelt und der Bericht, nach Meinung des Verfassers, vollständig auf Realitätswiedergabe beruht. Diesem Sachverhalt entspricht gleichfalls der Stil solcher Berichte, der Vorrang des Faktischen wird wieder spürbar; jegliche Ausschmückungen oder eine sensationshaschende Aufmachung der einzelnen Fälle ist nicht vorhanden.

---

362 Knopf: *Alltages-Ordnung*. S. 228.

363 Vgl. Ebd. S. 228.

Wird dadurch die Sachlichkeit solcher ‚Tatsachenerzählungen‘ verdeutlicht, steht dies teils diametral zu seinen Inhalten, bedenkt man die *Nachricht von den Blutsaugern* aus einem Kalender von 1733, der von Vampir-Fällen berichtet. Die einzelnen Vampir-Vorkommnisse, gleich Kriminalfällen, werden der Reihe nach abgehandelt – der mit den Vampiren verbundene ‚Volksaberglaube‘ aus Südosteuropa ist in diesem Bericht jedoch nicht vorhanden. Die Inhalte erscheinen als Realität und historische Begebenheit, werden ihrem Wahrheitsgehalt nach nicht in Frage gestellt, sind demnach als gelehrte Gattung der damaligen Zeit anzusehen und fernab jeder ‚Volkstümlichkeit‘ bzw. ‚volkstümlichen‘ Tradition.<sup>364</sup>

#### 4.2.1.4 Länder-, Reise- und Städtebeschreibung

Wurde im Vorherigen die ‚philosophische‘ Abhandlung des 17. Jahrhunderts mit ihren Beschreibungen der Natur als bloße Figuration des göttlichen Wunders erläutert, so offenbaren die Länder-, Reise- und Städtebeschreibungen des 18. Jahrhunderts einen gänzlich anderen Blickwinkel auf Natur und entwickeln ein konkretisiertes Interesse an ihren Eigenarten, Besonderheiten und Fremdheiten; gelangen dadurch aber auch zu einer Neueinschätzung des Bekannten, Gewohnten und schließlich des eigenen Selbst.<sup>365</sup>

Bedingt durch den sich herausbildenden bürgerlichen Handel, der fremde Welten eröffnete und erfahrbar machte, war die „Kenntnis fremder Natur, Kultur und fremden menschlichen Verhaltens ein neuer, bisher unbekannter Wert geworden“<sup>366</sup>. Icherfahrung und Welterfahrung führten zu einem ganz neuen Bild des Ichs, des Individuums und gaben neue Anstöße für die Vorliebe des Reisens, dass zuvor als ein Herumirren im Unbekannten und als Verbannung aus der Heimat, somit als Strafe, angesehen worden war. Auch die Literatur über das Reisen verändert sich dementsprechend und erzählt von fernen Ländern.

Einhergehend mit der Zunahme des Interesses an exotischen Ländern, richtet sich nun der Fokus auch auf die eigene, bisher lediglich als natürlicher Lebensraum

<sup>364</sup> Vgl. Ebd. S. 228/229.

<sup>365</sup> Vgl. Ebd. S. 229.

<sup>366</sup> Ebd. S. 229.

akzeptierte Landschaft und beginnt nach ihrem Herkommen zu fragen bzw. ihre Schönheit zu würdigen. Die damalige Kalenderliteratur war natürlich auf Grund ihrer meist regionalen Beschränktheit geradezu prädestiniert für die Aufnahme solcher lokalen Literatur, die sich mit den heimischen Eigenarten der Landschaft, der Städte und ihrer Bewohner auseinandersetzte. Gleichzeitig entsprach dieser Beschränktheit aber auch eine Lust am Fernen, Fremden und Exotischen, die im Kalender ebenso ihren Niederschlag fand, sei es auch von so einfacher Art, wie etwa die des Tuttlingers in Hebels berühmter Erzählung *Kannitverstan*<sup>367</sup>.

Indem die Kalenderschreiber aber ihre nahe und ferne, kulturelle und natürliche Umwelt in ihrem eigenen Sein wahrzunehmen beginnen, so wie sie sich ihnen in der Realität präsentiert und ihre Besonderheiten darstellen, lösen sie das Bild einer Natur ab, die lediglich als ein Wunderzeichen göttlicher Schöpfung verstanden wird. Vielmehr stellen sich nun ihre Veränderlichkeiten dar, ihre Eigenarten; die Natur wird zum Spezifikum und durch das Individuum erfahrbar.

In ihren Grundzügen, der Darstellung von besonderen Eigenschaften des Regionalen und des Fremden, sind sie verwandt mit den so genannten ‚Merkwürdigkeiten‘ der Chronik, die im Laufe des 18. Jahrhunderts jedoch einer trockenen Geschichtsschreibung der Herrscherhäuser weichen müssen.<sup>368</sup> Die ‚Merkwürdigkeiten‘ verschwinden demnach nicht gänzlich aus dem Kalender, sondern finden in den Städte-, Reise- und Länderbeschreibungen insofern ihren Eingang, als dass sie auch dort die aus dem Rahmen der ‚ordentlichen Abwechslung‘ fallenden außergewöhnlichen Vorkommnisse präsentieren. Finden sich demnach Bestandteile der Chronik in diesen Erzählungen wieder, so verzichten sie aber auf deren sachlich-kühlen Stil, der die kalte Wirklichkeit des Historischen widerspiegelt, lösen daher die chronikalischen Elemente auf und gelangen zur literarischen Beschreibung.

---

367 Vgl. 76 *Kannitverstan* der vorliegenden Arbeit.

368 Vgl. Kap. 4.2.1.1 u. 4.2.2.2 der vorliegenden Arbeit.

## 4.2.2 Volkstümliche Formen

### 4.2.2.1 *Apophthegma*

Die Kürzestgeschichte, oft nur aus einem Satz oder einer kurzen Rede und Gegenrede bestehend, ist eine typische Form der ‚Erzählung‘, die spätestens seit Grimmelshausens *Simplicissimus* ihren festen Platz im Kalender besitzt. Ihr wissenschaftlicher Name ‚Apophthegma‘, aus dem griechischen stammend und als ‚Ausspruch‘ übersetzbar, bezeichnet in seiner reinen Form eine knappe und in sich abgerundete Gestalt, die so geschlossen ist, dass sie für sich stehen kann, wobei in jedem Falle der abschließende und pointiert zugespitzte Ausspruch entscheidend ist. Dieser Ausspruch, meist durch einen Einwurf oder eine Frage provoziert, stellt jedoch immer eine Reaktion auf eine gegebene Situation dar; diese wiederum ist also dem eigentlichen Diktum zugeordnet und zwar in der Weise, als dass sie als Voraussetzung für die gelungene Reaktion des Sprechers geliefert wird.<sup>369</sup>

Gleichzeitig sind Apophthegmata in der Regel historisch beglaubigt, können demnach als faktisch gelten und sind daher nicht nur durch ihre Kürze, sondern auch durch ihre Herkunft aus tatsächlich Geschehenem für eine Aufnahme in den Kalender prädestiniert. Schon Grimmelshausen nahm solche Sinnsprüche in seinen *Ewigwährenden Calender* auf, wobei auf Grund dessen diese Kürzestgeschichten häufig mit den Kalendergeschichten identifiziert wurden. Dieser Sachverhalt entspricht jedoch nicht den eigentlichen Tatsachen, wurde der größte Teil der Apophthegmata doch außerhalb von Kalendern gesammelt und schließlich auch verbreitet; etwa in den Anthologien von Zinkgref, Harsdörffer oder Heinrich Bebel.<sup>370</sup>

Grimmelshausens literarische Leistung bestand also nicht in dem eigenen Verfassen solcher Sinnsprüche, vielmehr benutzte er Vorhandenes und gab den Vorlagen der Anthologien eine prägnantere Fassung, um sie für die Aufnahme in den Kalender zu verifizieren. Diese Vorgehensweise Grimmelshausens ist nicht ungewöhnlich, son-

369 Zur Personen- und Situationsbezogenheit des Apophthegmas Vgl. Fritz Wehrli: Gnome, Anekdote und Biographie. – In: *Museum Helveticum*. Schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft. – Basel: Schwabe 1973 (= MH 30). S. 193-208. Hier S. 195.

370 Vgl. Knopf: *Alltages-Ordnung*. S. 230/231.



dem Kalenderbrauch: nicht Geschichten zu erfinden, oder gar zu fabulieren, sondern das Gegebene zu übernehmen und eventuell für die eigenen Zwecke zu verändern, stellt die übliche Arbeitsweise dar. Auch Hebel, mit seinen Adaptionen aus dem *Vade Mecum*<sup>371</sup> und dem *Schweizer Boten*<sup>372</sup>, offenbart dies in nuce.

Bevor man diese Abhängigkeiten bei Grimmelshausen entdeckte, nahm man an, dass die Apophthegmata in den Kalendern einer prinzipiell mündlichen Tradition entstammen mussten und als solche in den Kalender ihren Eingang fanden. Jedoch kann diese Form der ‚Erzählung‘ nicht als genuin ‚volkstümlich‘ angesehen werden, da sie vielmehr einer – meist historisch beglaubigten – gelehrten Tradition entspringt, als solche auf die Macht des Wortes vertraut und die „Doppeldeutigkeit von Ausdrücken nutzt und pointiert gegen den Dialogpartner wendet“<sup>373</sup>.

Wird in Zeiten des Barock noch die Überlegenheit des einen Dialogpartners gegenüber dem Anderen ausgestellt, so verlagert die Kalenderliteratur diese Vormachtstellung auf den Leser und kehrt gleichzeitig die ursprünglich apophthegmatische Überlegenheit ins Gegenteil, indem sie nicht mehr den sprachlich versierten, sondern den sprachlich oder faktisch Unkundigen zum ‚Helden‘ der Geschichte macht. Mit dieser Umbewertung der Figuren erhält das Apophthegma des Kalenders Eigenschaften des Schwanks, dessen ‚Witz‘ ja erst in der überlegeneren Einsicht des Lesers völlig zur Entfaltung kommt. Der kalendarischen Fassung fehlt in der Regel jedoch die breitere epische Ausschmückung, die dem Schwank eigen ist. Grundsätzlich bleiben die Personen in den kalendarischen Kürzestgeschichten die ‚Dummen‘ und der Leser erhält die Überlegenheit, die sonst dem Dialogpartner der ‚Erzählung‘ zukommt. Der eigentliche Witz des Erzählten entfaltet sich also gerade darin, dass der Rezipient durchschaut, was die Betroffenen nicht erkennen.<sup>374</sup>

371 Vgl. *Vade Mecum für lustige Leute* enthaltend eine Sammlung angenehmer Scherze witziger Einfälle und spaßhafter kurzer Historien aus den besten Schriftstellern zusammengetragen. Bd. 1-10. – o.O/Berlin: o.V./Mylius 1767-1792.

372 Vgl. *Der aufrichtige und wohlerefarene Schweizer-Bote*. [Untertitel anfangs:] welcher nach seiner Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben Vaterlande zugetragen, und was ausserdem die klugen Leute und die Narren in der Welt thun. Hrsg. v. Heinrich Zschokke.– Aarau: Sauerländer 1798-1800, 1804-1835.

373 Knopf: *Alltages-Ordnung*. S. 231.

374 Vgl. Ebd S. 231/232.

Einhergehend mit den Verbindungen zum Schwank steht das Apophthegma auch der Anekdote und dem Witz nahe, wobei man von der Anekdote spricht, sobald der pointierte Ausspruch im stärkeren Maße auf die Erzählung angewiesen ist, sich das Schwergewicht auf sie verschiebt und der Ausspruch einer historischen Person in den Mund gelegt wird. Die Grenzen zwischen beiden Genera, der Anekdote und dem Apophthegma, sind bezeichnenderweise fließend und es hat freilich wenig Zweck in solchen Fällen auf einer Differenzierung zu insistieren. Von einem Witz hingegen spricht man, sobald die epische Einkleidung der Dialoges oder der Situation wegfällt und nur das bloße Sprachspiel bestehen bleibt.

#### 4.2.2.2 *Anekdote und ‚Merkwürdigkeiten‘*

Die Anekdote, eine volksgängige Erzählform, in die die Geschichten des Kalenders gekleidet werden, ist einer mündlichen Literaturtradition verpflichtet. Sie entfaltet ihre Wirkung, indem sie unmittelbar erzählerisch mitgeteilt wird und innerhalb dieser Verständigungskonventionen ihren Fokus auf eine Figur der offiziellen Zeitgeschichte richtet. Gleichzeitig vermenschlicht sie die ansonsten auf einem Sockel erhöhte Figur oder ironisiert sie aus einer Perspektive der Privatheit heraus.<sup>375</sup> Wahrheitsbeglaubigung bzw. historische Faktizität und Repräsentanz der Begebenheit, insofern der Vorfall für die Person und ihre Zeit typisch ist, sind demnach die bestimmenden Kennzeichen der Anekdote. Zudem gipfeln sie meist in einer witzigen oder überraschenden Pointe, die eine unerwartete Einsicht sentenzenhaft zusammenfasst. Die Anekdote ist daher nie umständlich, sondern immer knapp und kommt schnell auf den Punkt.

Während die vorgebrachten Definitionsversuche die Gattungsmerkmale der Anekdote umreißen, obwohl die Grenzen dieser epischen Kurform ohnehin verschwimmen und sich nicht auf einen exakten Gattungsbegriff festschreiben lassen, so sieht der etymologischen Ursprung des Wortes doch gänzlich anders aus.<sup>376</sup> ‚Anekdi-

---

375 Vgl. Manfred Durzak: Kleist und Hebbel. Zwei Einzelgänger der deutschen Literatur. Hrsg. v. Hans Christoph Graf v. Nayhauss u. Anne-Christin Nau. – Würzburg: Königshausen & Neumann 2004. S. 66.

376 Vgl. Heinz Grothe: Anekdote. – Stuttgart: Metzler 1971 (= Sammlung Metzler 101). S. 4ff.

domi‘, wovon das Wort abgeleitet wurde, bedeutet das ‚Nicht-Herausgegebene‘, das bisher nur mündlich Erzählte und bezieht sich auf geheime Aufzeichnungen, die der Öffentlichkeit vorenthalten werden sollten. Eines der berühmtesten Beispiele stellt das Werk des römischen Historien­schreibers Prokop dar, der seine Geheimgeschichten über das sittenlose Treiben am Hofe des Kaiser Justinian zwischen 527 und 565 v. Chr. mit ‚Anekdoten‘ überschrieb und aus einer Haltung der moralischen Verurteilung heraus die Lasterhaftigkeit des Hofes festhielt.<sup>377</sup>

Anhand dieses Beispiels offenbart sich aber auch zugleich der Gegensatz, der zwischen der Geschichtsauffassung der Anekdote und der offiziellen Historiographie besteht; ein Unterschied, der bis zum gegenwärtigen Verständnis dieser Form prägend geblieben ist. Denn in gewisser Weise stellt die Geschichtsauffassung der Anekdote eine subversive dar, ist sie doch gegen das Bild der offiziellen Geschichtsschreibung gerichtet. Indem sie die Perspektive der Privatheit einbringt, die Geschichtshelden auf ihr menschliches Maß reduziert und deren offizielle Biographie ironisiert bzw. korrigiert, stellt sie eine Gegenversion zur offiziellen Historiographie dar. Nicht wenige Autoren ziehen die Anekdote als Form der Geschichtsschreibung jedoch einer offiziellen vor, wie am Beispiel Fontanes nachzuvollziehen ist:

Historischen Anekdoten habe ich nie widerstehen können, bin auch jetzt noch der Meinung, daß sie das Beste aller Historie sind [...]<sup>378</sup>

Und auch Hans Erich Nossack führt über die historische Darstellungsweise seiner Romane aus, dass:

Wenn ich die Geschichten lese [...], lese ich doch auch die Leute, die die Klatsch- und Bettgeschichten leben. Das versteh' ich: so haben die gelebt – besser, als wenn ich dicke Wälzer über Geschichte lese. Dieses Anekdotische interessiert mich kolossal. Und noch heute sammle ich Anekdoten bei mir im Kopf und denke: ja das ist typisch für ihn.<sup>379</sup>

377 Vgl. Durzak: Kleist und Hebbel. S. 66.

378 Zit. n. Grothe: Anekdote. S. 7.

379 „Die intensivste Form des Lebens ist für mich ein Buch zu schreiben.“ Gespräch mit Hans Erich Nossack. – In: Manfred Durzak: Gespräche über den Roman. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1976 (= stb 318). S. 369-399. Hier S. 397.

Gerade durch solche Formulierungen lässt sich deutlich die subversive Tendenz der anekdotischen Geschichtssicht erkennen: „die Vermenschlichung des Heroischen, die Entmythologisierung der offiziellen Geschichtsschreibung“<sup>380</sup>.

Als die Anekdote jedoch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert von Frankreich aus nach Deutschland kommt und sich durch Gottsched und Lessing einzubürgern beginnt, ist dieser subversive Impuls schon verwischt und weniger deutlich zu erkennen. Sie tritt vielmehr in enger Verbindung mit dem Schwank auf, der karriert und lächerlich macht, aber durch Übertreibung häufig seinen kritischen Biss verliert. Die Nähe zum Witz, bzw. die Pointierung des Witzes, werden charakteristisches Merkmal der Anekdote. Gleichzeitig wird jedoch der Aspekt des Repräsentativen in den Vordergrund gestellt, also dass sich es sich bei den Anekdoten-Figuren um exemplarische Persönlichkeiten handelt, die ein bestimmtes Zeitbild repräsentieren.

Die Geschichten jedoch, die sich mit dem Aufkommen des noch jungen Anekdoten-Begriffes im Kalender schmücken, haben relativ wenig mit ihm gemein; es fehlt zumeist das Erzählerische, sowie der pointierte Schluss. Auch historische Faktizität bzw. Wahrheitsbeglaubigungen sind nicht maßgeblich, sondern der repräsentative Charakter der Geschichten, der in den Vordergrund tritt und sie von anderen kalendarischen Inhalten unterscheidet, ist Grund für die Bezeichnung.<sup>381</sup> In einer Zeit, als man gerade das Repräsentative erfassen und darstellen will, kommt demnach der Begriff der Anekdote in den Kalender und mit ihm stellt sich ein Geschichtsdenken ein, demzufolge Menschen als Repräsentant ihres Volkes, nicht auf Grund ihrer persönlichen Eigenschaften, Geschichte machen; es wird eine Begebenheit erzählt, in der der Vorfall für die Person und für ihre Zeit typisch ist. Die ist das Neue, das die Zeit am Ende des 18. Jahrhunderts in den Kalender hineinträgt, um aber gleichzeitig das Kalendarische zu verdrängen, das sich in Form von ‚Merwürdigkeiten‘ im Rahmen der ‚ordentlichen Abwechslung‘ niederschlägt.<sup>382</sup>

---

380 Durzak: Kleist und Hebbel. S. 67.

381 Vgl. Knopf: Alltages-Ordnung. S. 233.

382 Vgl. Ebd. S. 233/234.

Zwar sind ‚Merkwürdigkeiten‘ als literarische Form oder Gattung nicht bekannt, jedoch ist die Einführung des Begriffs hinsichtlich ihrer Unterscheidung zur Anekdote als sinnvoll zu erachten. Betrachtet man die ‚Kalendergeschichte‘ als Sammelbezeichnung für Erzählungen im Kalender in denen sich das Medium selbst spiegelt und dadurch ihren Erscheinungsrahmen überflüssig macht<sup>383</sup> und nicht etwa als Name für die ‚literarisierte‘ Geschichte, so muss man mit den vielfältigsten Formen und Gattungen rechnen, die der Kalender als solcher angezogen hat. Nur durch den Kalender als Erscheinungsrahmen werden Erzählungen also noch lange nicht zur ‚Kalendergeschichte‘, sondern erlangen diesen Status erst dadurch, dass sie das Medium in sich selbst spiegeln, wobei sich aus diesem Grunde die ‚kalendarische‘ Form der Anekdote als so genannte ‚Merkwürdigkeit‘ begrifflich einführen lässt.<sup>384</sup>

Die ‚Merkwürdigkeiten‘ stehen den geschichtsschreibenden Gattungen des Kalenders, wie der Chronik, wiederum sehr nahe und erzählen grundsätzlich historisch vorgefallene Ereignisse. Ihre Faktizität bestätigen sie aber nicht aus so genannten Wahrheitsbeteuerungen heraus, sondern aus den meist recht genau angegebenen Daten, die häufig aus dem letzten oder vorletzten Jahr stammen und daher ‚aktuell‘ sind. Die durch die genauen Datumsangaben entstehende Nähe zur Chronik – ‚Merkwürdigkeiten‘ präsentieren sich im Kalender als „herausgehobenes chronikalisches Datum“<sup>385</sup> – wird aber durch die Selbständigkeit der ‚Merkwürdigkeiten‘ insofern abgegrenzt, als dass sie sich nicht mehr innerhalb des chronikalischen Rahmens präsentieren, sondern weitestgehend für sich stehen. Auch fehlt ihnen der so genannte Leitgedanke, der der Chronik inhärent ist.

Gleichzeitig unterscheiden sich die ‚Merkwürdigkeiten‘ von der Anekdote dahingehend, als dass sie keinerlei Repräsentanz, Typisierung oder Exemplarität anstreben, sondern lediglich über die Vorkommnisse berichten, weil sie interessant sind, aus dem gewohnten Rahmen fallen und dadurch dem kalendarischen Prinzip der ‚ordent-

---

383 Dies geschieht ja erstmals mit Hebels *Schatzkästlein*, aus dessen Konsequenz bekannte Verfasser wie Oskar Maria Graf und Bertolt Brecht ihre Kalendergeschichten gar nicht erst für einen bestimmten Kalender verfassen, sondern sofort außerhalb des genuinen Mediums veröffentlichen.

384 Vgl. Knopf: Alltages-Ordnung, S. 236.

385 Ebd. S. 236.

lichen Abwechslung‘ folgen. Andererseits verbleiben die ‚Merkwürdigkeiten‘ nicht beim bloßen Bericht, da sie sich nicht mit einer sachlich-kühlen Faktenwiedergabe begnügen, sondern nehmen Bewertungen vor, indem sie über das Vorgefallene in ihren Geschichten urteilen.<sup>386</sup>

#### 4.2.2.3 *Moralisierende Erzählungen*

Die moralisierenden Erzählungen des Kalenders lassen sich am Besten als das kalendarische Pendant zu den ‚Moralischen Wochenschriften‘ des Bürgertums des 18. Jahrhunderts beschreiben, wobei die große Blüte dieser Zeitschriften in England zwischen 1720 und 1770, in Deutschland etwas später anzusiedeln ist. Bei dieser Publikationsform geht es aber keineswegs darum, so genannte ‚schöne‘ Literatur zu verbreiten; eher stellen sie eine moralische Selbstvergewisserung des Bürgertums dar, die nun in ‚irdischer Weise‘ die menschlichen Handlungen und Bewährungen in der Gesellschaft als das Zentrum der Lektüre ansieht und zu reflektieren versucht.<sup>387</sup>

Mit einiger Verspätung reagieren denn auch die Kalender auf die Inhalte der ‚Moralischen Wochenschriften‘ und ordnen die üblicherweise als ‚Merkwürdigkeiten‘ eingestufteten Ereignisse ganz den moralischen Zwecken unter, indem sie als Fälle der Selbstvergewisserung des Bürgertums erzählt werden. Zwar fehlen die religiösen Ermahnungen in den meisten Geschichten keineswegs, doch spielen sie nicht mehr die Hauptrolle oder verkündeten von der Allmachtsstellung Gottes und einem Heilsplan. Vielmehr steht nun das irdische Glück im Vordergrund, woraufhin sich die Tendenz der Lehren auch dahingehend entwickelt, Ratschläge zu geben, wie dieses zu erreichen sei. Gab die Erfüllung der weltlichen Zufriedenheit also die erzählerischen Impulse, so öffnete sich dadurch der Kalender für die Publikation von moralisierenden Geschichten.<sup>388</sup>

Treten diese Erzählungen zwar ihren Inhalten nach in die Nähe der ‚Merkwürdigkeiten‘, so sprengen sie aber zugleich deren bekannten Rahmen indem sie die neuen aufklärerisch-logischen Bedürfnisse ausprägen. Durch eine streng abgestimmte

---

386 Vgl. Ebd. S. 236/237.

387 Vgl. Ebd. S. 237.

388 Vgl. Ebd. S. 237/238.

Ereigniskette, die in den Geschichten Fälle von Vernunft und Unvernunft erzählerisch zum Ausdruck bringt, werden die Konsequenzen der einzelnen Handlungen dargelegt:

falsche Erziehung oder Aberglaube ziehen einen ganzen Schwanz unangemessener Verhaltensweisen nach sich; umgekehrt heißt das, daß richtiges Verhalten und aufgeklärte Einstellung von vornherein auch „richtige“ und vernünftige Folgen haben werden.<sup>389</sup>

#### 4.2.2.4 *Spitzbuben- und Gaunergeschichten*

Spitzbuben, Gauner, Schurken, Diebe und Verbrecher gehören zum festen Arsenal der volkstümlichen Figuren, zumal in einer Zeit, in der man womöglich noch den ein oder anderen selber kannte oder durch authentische Informationen von Augenzeugen unmittelbar von ihnen gehört hatte. Die Ächtung, die diesen Personen von Seiten der Obrigkeit ausgesprochen und durchgesetzt wurde, fand jedoch nicht immer Zustimmung beim Volke, vor allem dann nicht, wenn man die dahinter stehenden Interessen erkannt hatte, die „zum ‚Schutz‘ nicht immer rechtmäßig und in vielen Fällen auf Kosten des Volkes erworbenen Eigentums der Reichen und Mächtigen führten“<sup>390</sup>. Dass sich daher die Außenseiter, oft mit viel Witz, Verstand und Durchtriebenheit ausgestattet, wenigstens einen Teil der ungerecht verteilten Besitztümer ‚wiederholen‘, wurde vom Volk keineswegs mißbilligt, vielmehr sah man dies sozusagen als ausgleichende Gerechtigkeit an.

Bekannte Außenseiter wie Robin Hood und Cartouche, die die Reichen bestahlen um die Armen zu beschenken, avancierten zu regelrechten Legenden-Gestalten, die gleichwohl in der Literatur des Kalenders ihren Eingang fanden. Die Darstellung solcher ‚Helden‘ erfüllte wohl „ein inneres Bedürfnis der Volksschrift, der der verschmitzte Schelm nicht fehlen darf“<sup>391</sup>, denn besonders dem deutschen Volkscharakter eigen sei die „Freude an dem thätlich kecken, subjektiv Uebermüthigen“<sup>392</sup>.

389 Ebd. S. 238.

390 Ebd. S. 238.

391 Berthold Auerbach: *Schrift und Volk. Grundzüge der volkstümlichen Literatur*, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebel's. – Leipzig: o.V. 1846. S. 292. – Auerbach widmet der Gattung und speziell Hebel ein eigenes Kapitel: *Die Gaunergeschichten und die Lügenpoesie*. S. 285-295.

392 Ebd. S. 289.

Und auch Johann Peter Hebel erkennt diesen Sachverhalt an, erfüllt die Wünsche des Lesers, bspw. mit der Einführung der Figur des Zundelfrieder im *Rheinländischen Hausfreund* und erzählt von allerhand Spitzbuben- und Gaunerbegebenheiten, denn

Der geneigte Leser liest fürs Leben gern Geschichten von Räuberbanden, grausamen Mordtaten und blutigen Hinrichtungen, wenn ein halbes Dutzend auf einmal abgetan werden.<sup>393</sup>

Sind die Übergänge von der Straftat zum handfesten oder auch harmlosen Streich oder gar zum bloß verbalen Schlagabtausch zwar fließend, so gehören in diese weite Kategorie aber auch die Erzählungen über die Schelmereien der, manchmal scheinbar, naiven und einfältigen Menschen, die sich letztendlich doch zu helfen wissen. Mit ihren spitzbübischen Einfällen und lustigen Taten stehen sie in Tradition der Spitzbuben- und Gaunergeschichten, wobei Auerbach für diesen Erzähltypus süddeutscher und speziell Hebelscher Prägung den Begriff der *Poesie der Dummheit* geprägt und deren Berechtigung und Notwendigkeit verteidigt hat.<sup>394</sup>

Bei all diesen unterschiedlichen Variationen der Gaunerthematik und der Sympathie des Volkes für ‚ihre‘ Aussätzigen, geht der Kalender jedoch nicht soweit, als dass er eindeutig und unmissverständlich Partei nehmende Gauner- und Diebesgeschichten enthält. Vielmehr steht diese Art der Erzählung unter dem Primat des Ethischen und Erzieherischen. Denn aufbauend auf das Tugendsystem der Aufklärung, dass Verstöße im Bereich der Wahrheit und des Betruges rigide sanktioniert, konnte diese keineswegs literarische Muster akzeptieren, die die Gebote Gottes<sup>395</sup> verharmlosen, sie zum bloßen Unterhaltungsmedium erheben und dabei vielleicht noch Autoritätsbewusstsein untergraben würden.<sup>396</sup>

Die Spitzbuben- und Gaunergeschichten, so sympathisch ihre ‚Helden‘ auch sind, enthalten daher durchweg eine moralische Verurteilung dieser Protagonisten.

393 215 *Zwei Bücher*. der vorliegenden Arbeit.

394 Vgl. Auerbach: Schrift und Volk. S. 282/283. – beispielhaft ist für ihn der Torwächter in 143 *Wie der Zundelfrieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Grenzen kam*. der vorliegenden Arbeit.

395 Vgl. das 7. Gebot: „Du sollst nicht stehlen.“ und das 8. Gebot: „Du sollst kein falsches Zeugnis von dir geben wider deinem Nächsten.“

396 Vgl. Kurt Franz: *Kalendermoral und Deutschunterricht. Johann Peter Hebel als Klassiker der elementaren Schulbildung im 19. Jahrhundert.* – Tübingen: Niemeyer 1995 (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 44). S. 272.



Die Verurteilung bleibt lediglich dann aus, wenn sich diese Figuren gegenseitig ausrauben oder Streiche spielen, da es der Autor in diesen Fall mit dem Überlegenen hält. Ist dies aber nicht der Fall, so begnügt er sich mit der Darstellung der Geschichte und einer anschließenden moralischen Verurteilung der Akteure. Auerbach beurteilt Hebels Diebesgeschichten in diesem Sinne als volkstümliche Erwachsenenlektüre, die durch ihre moralischen Wendungen zwar im Dienste der Aufklärung stehen und an Vernunft und Ehrlichkeit gemahnen, zugleich aber die sympathischen Züge der Gauner und Spitzbuben und die Naivität der Betroffenen, häufig der Obrigkeit, deutlich machen:

Oft, wenn er von seinen durch die Staatsordnung verfehmten Lieblingen einen vorführt, ist es als ob er sich plötzlich besinne, daß er eigentlich für das Volk schreibe, zum Zwecke der Belehrung. Es ergeht ihm dann, wie wenn man einen muthwilligen Schwank erzählt und auf einmal sich erinnert, daß etwa unmündige Kinder zuhören, die die Sache falsch verstehen könnten; man gibt der Sache eine moralische Wendung, die aber meist paßt wie eine Faust auf's Aug. So geht es Hebel, wenn er diesen Sachen eine Moral anhängt oder gar von vornherein durch das Bekenntniß, daß diese Sachen erfunden seien, ihnen die Spitze abbrechen will [...]<sup>397</sup>

#### 4.2.2.5 Bauernaufklärer und Bauern- bzw. Wetterregel<sup>398</sup>

Die als Volksbücher eingeschätzten unterhaltsamen Bauernaufklärer, deren bekanntester Vertreter wohl das *Not- und Hilfsbüchlein* von Rudolph Zacharias Becker aus dem Jahre 1788 ist, dienen seit ihrem Aufkommen im 18. Jahrhundert, gerade aber in dessen zweiter Hälfte, als nahezu unerschöpfliche Quelle für den Kalender. Versteht sich der Kalendermacher nicht mehr als Urheber oder Schöpfer des Kalenders, sondern als Übermittler und Überbringer von Tradition,<sup>399</sup> so ist es nicht verwunderlich, dass diese Autoren ihre Inhalte aus fremden Werken entnehmen und in steigendem Maße zitieren.

Die so genannten ‚Bauernaufklärer‘ offenbaren sich als geradezu prädestiniert für eine Übernahme in den Kalender, da sie durch ihrem nützlichen Charakter dem im Anbruch begriffenen Geiste des ökonomischen Zeitalters entsprachen und pro-

397 Ebd. S. 292/293.

398 Vgl. die folgenden Ausführungen Knopf: Alltages-Ordnung. S. 238-240.

399 Vgl. Kap. 4.2 der vorliegenden Arbeit.

grammatische Inhalte liefern konnten. Je mehr der Kalender also, wie die Zeit es forderte, einen unmittelbar nützlichen Charakter annahm, desto mehr kamen die ‚Bauernaufklärer‘ zum Zuge. Stammte doch aus ihnen etwa die ‚Lebensordnung‘, die ‚Christlichen Erinnerungen‘, die ‚Sitten-Lehren‘ und die sonstigen Sprüche und Weisheiten für eine Bewältigung des Alltages, sofern es sich nicht um Bauern- oder Wetterregeln handelte.

Die Inhalte der ‚Bauernaufklärer‘ sind demnach bestimmt durch ein ausgeprägtes Ordnungsdenken, welches eine Bewältigung des Alltags ermöglichen sollte. Gesucht wurde eine Ordnung mit der man sich durch die entsprechende Einhaltung der Regeln für Hausstand, Bestellung der Felder, der Rechte und Pflichten eines jeden Tages, den anfallenden Realitäten versichern konnte. Unvorhergesehenes konnte daher einfach ausgeschlossen oder ignoriert werden, wobei dies ein – historisch gesehen – hochinteressanter Versuch der Selbstbestätigung und Selbstvergewisserung darstellt.

Versucht der Bauernaufklärer also eine gewisse Ordnung in die Eventualitäten des täglichen Lebens zu bringen, so sehen sich die Bauern- und Wetterregeln einer ähnlichen Tradition verpflichtet. Hierzu muss aber zwischen diesen beiden insofern unterschieden werden, als dass die Bauernregeln im engeren Sinne bäuerliche Arbeitsregeln, wie etwa „Was der Bauer zertritt, wächst doppelt wieder“ beinhalten, die Wetterregeln sich hingegen auf die Formeln, die die Wettererfahrung speichern, beziehen. Eingang in den Kalender, durch die feste Verbindung mit der *Practica*, finden jedoch lediglich die Wetterregeln; Bauernregeln kommen relativ selten vor und bleiben mehr in der Tradition der mündlichen Überlieferung verhaftet.

Die Funktion der Wetterregeln, in erster Linie Erfahrungen zu formulieren und auf einen Nenner zu bringen, entsprechen hingegen den Bestrebungen der ‚Bauernaufklärer‘ bzw. der Kalender des ausgehenden 18. Jahrhunderts, da sie bestrebt sind, in das ‚unordentliche‘ Wetter eine gewisse Ordnung zu bringen. Hierbei gründen sich die Regeln auf die Erfahrung der täglich und jährlich wiederkehrenden Erscheinungen des Wetters, die wiederum zu allgemeingültigen Regeln avancieren und dadurch ein geordnetes Schema suggerieren sollen.

#### 4.2.2.6 *Rätsel und Poetische Beiträge*

Wurde zuvor schon erläutert, inwiefern sich der Kalender als ein Sammelsurium der unterschiedlichsten Beiträge gestaltet, so finden sich in ihm, sofern es der Platz erlaubt, auch Rätsel und poetische Beiträge. Einhergehend mit dem Funktionswandel des Kalenders im 19. Jahrhundert, der sich am Ende des 18. Jahrhunderts schon andeutet, wandelt sich aber auch das Rätsel, als dass es seine vormals, vom erzählerischen Kontext her, unabhängigen Inhalte aufgibt, seine Selbständigkeit einbüßt und in epische Zusammenhänge gestellt wird.<sup>400</sup> Ob nun in einen erzähltechnischen Kontext gesetzt oder nicht, offenbart sich das Rätsel aber immer als ein gereimtes Sprachspiel, das zugleich formelhaft festgeschrieben steht und seine Lösung in sich selbst trägt – durch seine Formulierung aber von dieser ablenkt.

Im Unterschied etwa zu den heutigen Kreuzworträtseln besitzt das Rätsel im Kalender jedoch ein ganz ursprüngliche Spielfunktion, die durch das ‚Lesen hören‘ des Kalenders umso mehr hervortritt. Rätselraten und Rätselspiele wurden durch den mündlichen Vortrag und dem gemütlichen Beisammensein, bspw. im Wirtshaus oder in der heimischen Stube, ein angemessener Platz gegeben, bei dem sich die spielerische Sprach- und Wissensaneignung voll entfalten konnte. Das Kreuzworträtsel wird in den meist stereotyp bekannten Passagen hingegen mechanisch, in den unbekanntem dumpf brütend gelöst und bietet keinerlei Raum für ein geselliges Rätselraten.

Neben den Rätsel finden sich, wie zuvor erwähnt, vereinzelt auch poetische Beiträge im Kalender, die zwar äußerst selten vorkommen, aber dennoch ein gutes Beispiel für die Literarisierung des Kalenders im ausgehenden 18. Jahrhundert geben. Zwar handelt es sich dabei recht häufig um unbeholfene Versuche, denen man die laienhafte Ausführung unmittelbar ansehen kann, doch zeigen sie aufschlussreich, wie einzelne Kalenderautoren die ‚schöne Literatur‘ für sich entdecken. Mit dem Aufkommen der Zeitschriften und Zeitungen und der damit verbundenen Ablösung des Kalenders als populäres Massenmedium im ausgehenden 19. Jahrhundert, verlagert

---

400 Hebel ist dabei ein ausgezeichnetes Beispiel, sind doch in seinem ersten, allein redigierten Jahrgang des *Rheinländischen Hausfreundes* von 1808 gleich vier Rätsel zu finden, dessen Lösung auch in den einzelnen Texten zu suchen ist.

sich die Entwicklung, den Kalender als Publikationsforum für die Veröffentlichung poetischer Beiträge zu nutzen, in den Bereich dieser Medien. Zeitungen und Zeitschriften scheinen nun angemessener und besser geeignet, um solche Inhalte zu publizieren.

#### 4.3 KALENDER UND KALENDERGESCHICHTEN

##### 4.3.1 *Ewig-währender Calender* von J. J. C. von Grimmelshausen

Angesichts der geringen Beachtung, die die ebenso reichhaltige wie heterogene Kalenderüberlieferung der frühen Neuzeit in der literaturwissenschaftlichen Forschung gefunden hat, ist es erstaunlich, mit welchem Interesse der Kalendererstellung von Johann Jakob Christoffel von Grimmelshausen begegnet wird. Nicht nur auf Grund seines Formats<sup>401</sup>, seines Umfangs, sowie des Druckbilds und dessen inhaltlicher Gestaltung ragt der 1670 erschienene *Ewig-währende Calender* aus der Kalenderlandschaft heraus; entscheidender für seine lebhaftete Rezeption dürfte der Umstand sein, dass er aus der Feder einer der bekanntesten Dichter des 17. Jahrhunderts, dem Verfasser des *Simplicissimus Teutsch*, stammt. Es ist daher nicht verwunderlich, dass die literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit Grimmelshausens Kalenderwerk sich hauptsächlich auf werksgeschichtliche Probleme, insbesondere dem Verhältnis zwischen Kalender und Romanwerk konzentrierte und vor allem der Frage nach der Authentizität des Kalenders eine Vormachtstellung einräumte.<sup>402</sup>

Denn einhergehend mit der Publikation eines der größten deutschen Romane der frühen Neuzeit blieb die Verfasserschaft des Kalenders lange Zeit unentdeckt, jedoch

---

401 Der Kalender weicht vom damals üblichen Quartformat ab und erscheint im Großformat. – Vgl. Hertha von Ziegesar: Grimmelshausen als Kalenderschriftsteller und die Felßeckerschen Verlagsunternehmungen. – In: Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte. Erg. H. 17. – Leipzig, Wien: Fromme 1921. S. 50-79. Hier S. 52.

402 Vgl. Silvia Serena Tschopp: Wissenschaft und Wahn. Die Inszenierung von gelehrtem Wissen als Erkenntniskritik in Grimmelshausens *Ewig-währendem Calender*. – In: Daphnis. Zeitschrift für Mittlere Deutsche Literatur und Kultur der frühen Neuzeit (1400-1750). Hrsg v. Barbara Becker-Cantarino, Martin Bircher [u.a.]. Jg. 31. H. 1 – Amsterdam: Rodopi 2002. S. 349-368. Hier S. 348/349.

nicht nur bedingt durch den historischen Abstand und dem Mangel an historischen Quellen, sondern auch gerade durch die Eigenart der Zeit, Verfasseramen durch Buchstabenverrückung zu verwischen oder sich in den verschiedensten Rollen und Maskierungen zu zeigen, die nur bedingt Rückschlüsse auf die Person zulassen<sup>403</sup>.

So versteckt und spiegelt sich Grimmelshausen in seinen Romanen und seinem Kalenderwerk insbesondere durch die Verwendung fiktiver Herausgebernamen – der Roman erschien bspw. als ein Werk des German Schleifheim von Sulsfort – als auch in seinen Figuren, allen voran in der Figur des Simplicissimus.

In der Gestaltung dieses Protagonisten offenbart sich dem Leser zugleich der Editor des *Ewig-währenden Calenders*, indem Simplicissimus in einer Vorrede seinem Sohn erläutert, inwiefern er den Kalender nur für sich und ihn verfasst habe. Dies kontrastiert jedoch wiederum die Aussage eines fingierten Editors, der in einem Bericht des Kalenders darlegt, wie er die Manuskripte des Simplicissimus fand, sie kaufte und anschließend publizierte.<sup>404</sup> Eine doppelte Herausgeberfiktion, in der Grimmelshausen auch jetzt seinen richtigem Namen nicht preisgibt und die die Autorpersönlichkeit vexiert, zeigt nachdrücklich die Ablösung des gelehrten Kalendermachers des 17. Jahrhunderts, der mit seinem Namen für die Richtigkeit der Angaben bürgte und damit die Verkaufszahlen steigern sollte, zu Gunsten eines fiktiven Kalendererzählers. Für den Vertrieb des Kalenders war nicht länger mehr eine ausdrückliche Verfasserangabe von Bedeutung, sondern neben attraktiven Erzählinhalten und -techniken eine prägnante Kalendergestalt oder Titelfigur, wie sie in der Kalenderliteratur des 18. Jahrhunderts, etwa in der Gestalt des ‚Hinkenden Boten‘ oder ‚Hausfreundes‘, vielfach anzutreffen sein wird.

Das Zurücktreten des Kalendermachers Grimmelshausen hinter die charakteristische Kalenderfigur des Simplicissimus und das Erscheinen der Jahreskalender ab 1670 bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts, die sich auf ihren Titelblättern in irgendeiner Weise als simplicianisch deklarierten, ermöglichten jedoch erst den Streit um de-

---

403 Knopf: *Kalendergeschichte*. S. 60.

404 Vgl. Heinz Härtl: *Zur Tradition eines Genres. Die Kalendergeschichten von Grimmelshausen bis Brecht*. – In: *Weimarer Beiträge. Zeitschrift für Literaturwissenschaft, Ästhetik und Kulturtheorie*. Jg. XXIV. H. 7. – Berlin, Weimar: Aufbau 1978. S. 58-95. Hier S. 62.

ren Authentizität. Ist hierbei der *Ewig-währende Calender* als unumstritten Grimmelshausensches Werk anerkannt, so wird die Echtheit der Jahreskalender bzw. die Authentizität der Ausgaben des *Europäischen Wunder=Geschichts=Kalenders* von 1670 bis 1675 in Frage gestellt. Die Forschung hat seit Scholte und Ziegesar bis zu hin zu Pontesegger, Weydt, Verweyen und schließlich Sodman, Koschlig und Knopf auf diese Frage immer wieder sehr verschiedene Antworten gegeben.<sup>405</sup> Je nach Untersuchung werden von den Jahreskalendern maximal die Jahrgänge von 1670 bis 1675 anerkannt,<sup>406</sup> von vielen auch nur die drei Ausgaben von 1670 bis 1672 und von einigen wenigen gar keine. So etwa Koschlig, wenn er ausführt:

Bestritten wird von mir die Echtheit der gesamten ab Jahrgang 1670 erscheinenden „Europäischen Wundergeschichten-Kalender“ und die Authentizität des von Scholte so bezeichneten „Barock-Simplicissimus“ [...] Dies sind auf dem bibliographischen Felde der Grimmelshausen-Forschung die Hauptprobleme.<sup>407</sup>

In Zurückweisung der Aussagen Koschligs formuliert Rolf Tarot 1985 hingegen die These, dass jegliche Fragen nach Authentizität der Kalender generell als psychologisch-insistierend zu kritisieren seien, da nicht nach Echtheit, sondern nach Autorisation der entsprechenden Textstellen gefragt werden müsse. Hierzu verweist Tarot auf den Umstand, dass Grimmelshausen sicherlich nicht den *Barock-Simplicis-*

405 Da eine ausführliche Erläuterung der unterschiedlichen Positionen den Rahmen der Arbeit sprengen würde, hier nur die wichtigsten Literaturverweise: Jan Hendrik Scholte: Probleme der Grimmelshausen-Forschung. – Groningen: Wolters 1912. Ders: Zonagri Discurs von Wahrsagern Ein Beitrag zu unserer Kenntnis von Grimmelshausens Arbeitsweise in seinem Ewigwährendem Calender mit besonderer Berücksichtigung des Eingangs des Abenteuerlichen Simplicissimus. – Amsterdam: Müller 1921 (= Verhandelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam, Afdeeling Letterkunde N.R. 22,3). Ziegesar: Grimmelshausen. Anton Pontesegger: Grimmelshausen und sein ‚Ewigwährender Kalender‘. – Univ.-Diss. (masch.) Wien 1952. Günther Weydt: Nachahmung und Schöpfung im Barock. Studien um Grimmelshausen. – Bern [u.a.]: Francke 1968. Ders.: Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen. – Stuttgart: Metzler 1971 (= SM 99). Theodor Verweyen: Apophthema und Scherzrede. Die Geschichte einer einfachen Gattungsform und ihrer Entfaltung im 17. Jahrhundert. – Bad Homburg v.d.H.: Gehlen 1970 (= Linguistica et litteraria 5). Timothy Sodman: Die Kalenderschriften Grimmelshausens. – In: Simplicius Simplicissimus. Grimmelshausen und seine Zeit. Hrsg. v. Peter Berghaus u. Günther Weydt. – Münster: Landschaftsverband Westfalen-Lippe 1976. S. 129-139. Manfred Koschlig: Das Ingenium Grimmelshausen und das ‚Kollektiv‘. Studien zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des Werkes. – München: Beck 1972. Knopf: Kalendergeschichte. S. 59-65.

406 Vgl. Ziegesar: Grimmelshausen. S. 66 u. S. 77.

407 Koschlig: Ingenium. S. 240. – Koschlig spricht die Autorschaft der *Wundergeschichten-Kalender* der Jahrgänge 1670-1675 und die Redaktion des *Barock-Simplicissimus* bekanntlich dem Felbcker-Lektor Johann Christoph Beer zu [Ebd. S. 297ff.]. Vgl. Kap. 4.3.2 der vorliegenden Arbeit.

*simus* verfasst habe, folgt demnach Koschligs These, besteht aber darauf, dass Grimmelshausen dieses Werk nachträglich durch die Passage im so genannten *Vogel Nest I* autorisiert habe.<sup>408</sup> Ungeachtet dieser Argumentation ist aber dadurch die Frage noch lange nicht geklärt, welche Kriterien denn für eine ‚gelungene‘ Autorisation von Nöten sind. Domagalla sieht sie etwa schon in einem angeblich unverwechselbaren Montagegestus Grimmelshausens erfüllt:

Es mag keine einzige der Geschichten von Grimmelshausen selbst sein, die einzelnen Teile mögen aus den verschiedensten Werken zusammengetragen sein – das Ganze ist dennoch Grimmelshausen. In der Art, wie die Geschichte wird [...] – das ist unverwechselbar.<sup>409</sup>

Hier ist nun mit Sodmanns Entdeckungen dagegenzuhalten:

Der „Europäische Wunder-Geschichten-Calender“ ist insgesamt gesehen den übrigen fünf Felßeckerschen Jahreskalendern in den meisten Punkten zum Verwechseln ähnlich, ja er ist sogar in einigen Spalten mit einem Teil der übrigen Kalender völlig identisch.<sup>410</sup>

Gerade nach der Publikation des Sodmannschen Beitrags 1976 und der Veröffentlichung von Koschligs wichtigem Werk im Jahre 1977, könnte die Debatte um die Authentizität der Kalender als abgeschlossen gelten. Dies ist jedoch nicht der Fall, da sich an die Echtheitsfrage der Jahreskalender weitreichende Konsequenzen knüpfen. Denn befindet sich Koschlig mit seiner Argumentation doch weitestgehend allein auf weiter Flur, so muss die Gruppe um Weydt von der Echtheit der Jahreskalender ausgehen, da sie einerseits das Romanwerk mit Hilfe der durch die Kalenderarbeit naheliegenden Planetensymbolik deuten, wonach Grimmelshausens *Simplicissimus* eine astrologische Struktur aufweise, deren wissenschaftliches Fundament die Kalender verfügbar mache.<sup>411</sup> Andererseits vermutet die Weydt-Schule in den verschiedenen Geschichten des Kalenders die ‚epische Keimzelle‘ der übrigen Arbeiten, da aus

408 Vgl. Rolf Tarot: Zum Problem der Echtheit barocker Texte: Grimmelshausen und Anton Ulrich. – In: „Monarchus Poeta“. Studien zum Leben und Werk Anton Ulrichs von Braunschweig-Lüneburg. Akten des Anton-Ulrich-Symposiums in Nancy (2. - 3. Dezember 1983). Hrsg. v. Jean-Marie Valentin. – Amsterdam: Rodopi 1985 (= CHLOE 4). S. 31-46.

409 Leo Domagalla: Der Kalendermann Grimmelshausen und sein „Simplicissimus“. – Würzburg: Tritsch 1942. [Zugl Univ.-Diss. Kiel 1939]. S. 38/39.

410 Sodmann: Kalendergeschichten. S. 132.

411 Vgl. Weydt: Barock. S. 243-301. – Hier legt Weydt dar, inwiefern der Fortlauf des epischen Werkes durch die chaldäische Planetenreihe, mit dem Wechsel von Sonne und Jupiter, strukturiert wurde.

dem Roman ‚sonderbündige‘ Geschichten herauszulösen seien, wie sie sich gleichfalls in den Kalendern offenbaren. Zur Untermuerung dieser Thesen eignen sich die Jahreskalender aber mehr als der *Ewig-währende*, scheint doch erst in ihnen das erzählerische Prinzip solcher ‚Sonderbündigkeiten‘ deutlich auf und kann im Anschluss an diese ‚Beweisführung‘ auf die Apophthegmen des *Ewig-währenden Calenders* übertragen werden.<sup>412</sup>

Demnach kann aber die vormals geltende Ansicht, Grimmelshausen Kalendergeschichten seine bloße „Abschnitzel“<sup>413</sup> des großen epischen Werkes, ad acta gelegt werden und einhergehend damit die Auffassung, das Kalenderwerk als Monument eines „buchmarkstrategischen Opportunismus“<sup>414</sup> gelten zu lassen. Revidiert man diese Thesen, so muss man sich über den Ort des Kalenders im Grimmelshausenschen Gesamtwerk und über das Verhältnis zum Simplicianischen Zyklus insbesondere Klarheit verschaffen zu suchen. Hat Ruprecht Wimmer doch in jüngster Zeit darauf verwiesen, dass der Kalendertext den abgeschlossenen Roman als Ganzes voraussetze, dass demnach eine „fiktionale Vernetzung von Lebensbeschreibung und Kalender bestehe“ und „Parallelen zwischen beiden Texten bezüglich Intention und Überlieferung“ ebenso augenscheinlich seien wie „ein ironisches Spannungsverhältnis, in dem beide Texte zueinander stehen“, so kann ihm in seiner abschließenden Beobachtung durchaus zugestimmt werden:

Der „Ewig-wehrende [sic!] Calender“ gehört also in den System- und Verweiszusammenhang des simplicianischen Zyklus und müßte demzufolge teil an der Grimmelshausenschen Poetik haben, wie sie sich in diesem Zyklus darstellt: das spiegelnde Gegeneinander und das „pseudoparallele“ Nebeneinander verrät die poetologische Position des Autors.<sup>415</sup>

Damit wird nachvollziehbar, dass, auch wenn über den Kalender viele Episoden erkennbar werden, die aus der literarischen Tradition des Apophthegmas stammen und

412 Vgl. Knopf: Kalendergeschichte. S. 62/63.

413 Vgl. Verweyen: Apophthegma. S. 171.

414 Vgl. Jörg Jochen Berns: Kalenderprobleme der Grimmelshausen-Forschung. Ein Überblick. – In: *Simpliciana*. Schriften der Grimmelshausen-Gesellschaft. Hrsg. v. Jörg Jochen Berns, Dieter Breuer u. Rolf Tarot. Bd. 16. – Bern, Berlin [u.a.]: Lang 1994. S. 15-32. Hier S. 23/24.

415 Ruprecht Wimmer: Chaos – Mischmasch – Labyrinth. Zur Poetik des „Ewig-währenden Calenders“. – In: *Simpliciana*. Schriften der Grimmelshausen-Gesellschaft. Bd. 15. – Bern, Berlin [u.a.]: Lang 1993. S. 241-251. Hier S. 242/243.



die Lebensgeschichte des *Simplicissimus* zieren, sich damit noch nicht der „Primat des Kalenders für den Roman [ergibt], sondern, wenn schon, der Primat der literarischen Quellen, die auch den Kalender gespeist haben“<sup>416</sup>. Roman und Figur sind daher nicht aus einer mündlich-volkstümlichen Überlieferung heraus entstanden, vielmehr aus der Kenntnis der Literatur und bestätigen somit, dass nicht etwa die Kalendertexte durch ihre ‚Sonderbündigkeiten‘ in den Roman ihren Eingang fand, sondern umgekehrt, die Romanfigur in den Kalender rückt. Die Thesen seitens der Weydt-Gruppe lassen sich durch diese Argumentation also ins Gegenteil verkehren, indem davon ausgegangen werden kann, dass die Romanfigur als prägend für die Kalenderarbeit anzusehen ist und nicht etwa der Kalender als prägend für die Figur und infolgedessen auch für die Struktur des Romans.<sup>417</sup>

Sind die Verweisstrukturen welche Grimmelshausen in seinem Kalender gestaltet und das simplicianische Universum mit dem Kalender zu verknüpfen vermag zwar durchaus beachtlich, erscheint der Kalender doch nicht nur als „autonome Publikation, sondern gewinnt im Bezug auf die im *Simplicissimus* narrativ entfaltete literarische Fiktion zusätzliche Signifikanz“<sup>418</sup>, bedarf diese Besonderheit doch einer Relativierung. Denn wie bemerkenswert die Anbindungen des Kalenders an die Romanwelt auch sein mögen, so bleibt der Kalender den genuin konstitutiven Normen und Traditionen des Mediums doch im weit höherem Maße verpflichtet, als es zunächst den Anschein hat. Ganz zu Recht ist von Knopf und Rohner also darauf hingewiesen worden, dass Grimmelshausen in seinem Kalender das Kalendarium und die *Practica* übernimmt, in den erzählenden Teilen verschiedene Elemente aus dem historischen und satirischen Kalender einbindet und dadurch einen Kalender gestaltet, der die konventionellen Leserbedürfnisse befriedigen sollte.<sup>419</sup>

Demnach besaß Grimmelshausen wohl ein Bewusstsein davon, wozu die Menschen den Kalender benötigten, als auch, was sie darin zu finden hofften, wie der

---

416 Knopf: *Kalendergeschichte*. S. 64.

417 Vgl. Ebd. S. 64.

418 Tschopp: *Wissenschaft*. S. 351.

419 Vgl. Knopf: *Geschichte*. S. 35-68. Ders.: *Kalendergeschichte*. S. 65-74. Rohner: *Kalender*. S. 119-158.

erste ‚Discurs‘ des Kalenders und der darin enthaltenen Diskussion des Simplicissimus mit dem gelehrten Zonagrio, aufzeigt:

Ein recht einfältiger Calender aber wie ihn die lieben Alten brauchen/ ist nichts anderst als ein ordentliche Außtheilung und Entscheidung der Zeiten durch Jahr hindurch/ nach deren man sich beydes in der Kirchen und auff dem Rathhause zu richten hat; was hierüber in unsern heutigen Calendern gefunden wird/ gehöret entweder zu der Astrologia und Astronomia/ oder es seind Zierathen des Authorn, damit sie ihre Absicht scheinbar: und also auch verkäufflicher machen.<sup>420</sup>

Traditionsbewusstsein, mit der Aufnahme der Inhalte gegeben, die die ‚lieben Alten‘ brauchten und Erneuerungsstreben, durch die Befriedung der Leserbedürfnisse mittels erzählenden Texten wie Wundergeschichten oder Einbeziehung der *Practica*, bestimmen demnach die Eigenart des *Ewig-währenden Calenders*. Deutlich zeigen sich diese Besonderheiten in der traditionellen Anordnung der Materien und deren entschiedener Umfunktionierung, wie die folgende Erläuterung des Kalenderaufbaus offenbart.<sup>421</sup>

Die Struktur folgt dabei einer Aufteilung in sechs gegenüberliegenden Spalten, die jeweils von oben nach unten gelesen ein deutsches Kalendarium mit den Heiligennamen in der ersten Spalte, ein lateinisches mit historischen Notizen zu den einzelnen Tagen, sowie Wetterregeln, Bibelstellen, landwirtschaftlichen und dietätischen Ratschlägen in der zweiten Spalte und Bauern- und Haushaltsregeln, sowie Grimmelshausensche Kurzprosa, deren Held Simplicissimus ist, in der dritten Spalte enthalten. Die vierte bis sechst Spalte ist hingegen den Discursen des Simplicissimus gewidmet, in denen er verschiedene Ansichten über die Kalendermacherei, Nativitäten und Wahrsagen kundtut. Durchbrochen werden diese Discurse wiederum von Wundergeschichten und Erzählungen sagenhaften und halbhistorischen Charakters sowie teils sehr gewagten Prognosen, die wiederum die Neugierde der Leser und die damalige Vorliebe für Kuriositäten befriedigen.<sup>422</sup>

Jedoch wird durch ein oberflächliches Verhältnis Grimmelshausens zu seinen Quellen, der unstimmgigen Einordnung historischer Tagesnotizen ins Kalendarium

420 Zit n. Härtl: Kalendergeschichte. S. 60.

421 Vgl. Ebd. S. 60.

422 Vgl. Ebd. S. 60/61.

und der durchgängigen „Ironisierung der von der Astrologie determinierten Prognostik“<sup>423</sup>, die Zweckbestimmung des Kalenders grundlegend umfunktioniert. Gleichzeitig fordert die Konzeption des Kalenders, primär die Anlage der zweiten und dritten Materie mit der gemeinsamen Überschrift *Chaos oder Verwornnes Mischmasch ohne eine Ordnung...*, den Rezipienten weitestgehend zu einem kaleidoskopartigem Leseverhalten auf und bezeichnet keineswegs etwaige Unsicherheiten Grimmelshausens hinsichtlich einer Weltanschauung oder der Kalendermacherei. Vielmehr zeugt es von der Absicht, die verschiedenen Materien dergestalt zu kombinieren, dass ein von „wechselnden Lesemotivationen ständig bewegtes Erzählmosaik“<sup>424</sup> gestaltet wird. Gerade durch die Verbindung nichtfiktiver Inhalte der zweiten und den fiktiven Inhalten der dritten Spalte entwickelt sich ein besonders enges Wechselverhältnis, welches durch die Themenvielfalt, das Bunte, das Nebeneinander und die Weigerung ‚Großes‘ und ‚Kleines‘ zu unterscheiden, dem Prinzip der ‚ordentlichen Abwechslung‘ entspricht.<sup>425</sup>

Für die erzählerische Ausgestaltung dieser Beiträge steht indessen, mit der Verbindung von fiktionalen wie nicht-fiktionalen Inhalten sowie der Nötigung des Lesers, das Lesen zu wiederholen, die Poetik des Horaz Pate und folgt dessen Aussage „Aut prodesse volunt aut delectare poetae aut simul et iucunda et idonea dicere vitae“<sup>426</sup> und gewinnt dadurch traditionsstiftende Funktion. Denn abgekürzt zum Wahlspruch „Prodesse et delectare“ erlangt dieser im 18. Jahrhundert für die Kalendererstellung eine wichtige Bedeutung, wie an den Bestrebungen Hebels, den *Badi-schen Landkalender* zu reformieren, deutlich wird.<sup>427</sup>

Zwar ist Grimmelshausens *Ewig-währender Calender* durch umfangreiche Arbeiten, einerseits zum Kalender selbst, andererseits zu den Erzählungen des Kalenders, analysiert worden, doch tut sich die Forschung immer noch schwer, die einzel-

423 Ebd. S. 61.

424 Ebd.

425 Vgl. zum Prinzip der ‚Ordentlichen Abwechslung‘ Kap. 2.3.1 der vorliegenden Arbeit.

426 Quintus Horatius Flaccus: *Ars Poetica*. Die Dichtkunst. Lateinisch/Deutsch. Übers. u. mit einem Nachwort versehen v. Eckart Schäfer. Rev. u. bibliogr. erg. Aufl. – Stuttgart: Reclam <sup>2</sup>1984 (= RUB 9421). V. 333/334. – Deutsche Übersetzung: „Die Dichter wollen entweder nützen oder erfreuen oder zugleich Erfreuliches und Nützlichliches über das Leben sagen.“

427 Vgl. zu den Reformbestrebungen Hebels Kap. 3.2 der vorliegenden Arbeit.

nen Kalendertexte bezüglich der Gattung ‚Kalendergeschichte‘ zu untersuchen. Selbst Ludwig Rohner, der die Geschichten Grimmelshausen unter dem Thema ‚Kalender und Kalendergeschichte‘ erläutert hat, kommt über eine nun „freilich die Verschiedenartigkeit der Geschichten wenigsten aufzählende Aneinanderreihung nicht hinaus“<sup>428</sup>, da seiner Auffassung nach lediglich „entscheidend ist, ob erzählt wird“<sup>429</sup>, woraufhin die unterschiedlichen Geschichten dann doch wieder zusammenfallen. Auch Weydt und Verweyen weisen hinsichtlich Grimmelshausens Erzählungen kein spezifisches Gattungsbewusstsein bezüglich der ‚Kalendergeschichte‘ auf oder problematisieren dies.

Lediglich Streller<sup>430</sup> versucht in seinem Werk die ‚Kalendergeschichte‘ auf eine bestimmte Sorte der Grimmelshausenschen Erzählungen zu fixieren, im Ansatz zu definieren und folgert, dass vor allem die Erzählungen der 3. Spalte des Kalenders als Kalendergeschichten anzusehen sind, die durch ihre „Pointierung, die jeweils eine solche Geschichte als in sich geschlossenes Ganzes zusammenhält“<sup>431</sup> gekennzeichnet werden. Pointierung bezeichnet hierbei aber nicht die des Schwanks, sondern die eindeutige Schlußwendung der Geschichten, die sich dadurch von anderen Erzählungen des Kalenders unterscheiden, denn „obwohl Schauer- und Greuelgeschichten in allen Kalendern und auch in Schwanksammlungen [...] vorkommen, handelt es sich hier um keine Kalendergeschichte es fehlt die Pointierung.“<sup>432</sup> Die Begriffsdefinition, welche Streller bezüglich der ‚Kalendergeschichte‘ entwirft, verbleibt aber in einem Bereich, der die ‚Kalendergeschichte‘ als schwankartige, abgeschlossene, nicht aber unbedingt mit Witz pointierte Erzählung ansieht und nicht etwa als eine Geschichte, die das Medium des Kalenders in sich selbst spiegelt und auf ihn zurückweist.

Lassen sich die Apophthegmen der dritten Materie, die samt und sonders auf die Figur des Simplicissimus zurückgeführt werden können, zwar nicht über die literarische Gattung der ‚Kalendergeschichte‘ beikommen, so beinhalten sie jedoch An-

---

428 Knopf: Kalendergeschichte. S. 58.

429 Rohner: Kalender. S. 136.

430 Siegfried Streller: Grimmelshausens simplicianische Schriften. Allegorie, Zahl und Wirklichkeitsdarstellung. – Berlin: Rütten & Loening 1957 (= Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft 7).

431 Ebd. S. 159.

432 Ebd. S. 158/159.

sätze, die auf die Gattung ‚Kalendergeschichte‘ vorausweisen. Zunächst wäre dabei die Fixierung der Apophthegmen auf die Figur des Simplicissimus anzusprechen, die soweit geht, dass immer da, wo lediglich ein Personalpronomen wie ‚er‘ oder ‚ich‘ verwendet wird, der Leser weiß, dass hier der Protagonist Simplicissimus gemeint ist. Die Tatsache, dass Grimmelshausen die Identität der Figur und deren literarische Fixierung nur durch die Verwendung von Personalpronomen als selbstverständlich voraussetzt, lässt einen so festen Zusammenhalt der Geschichten offenbaren, dass ihre als sonst typisch angesehene Isoliertheit fragwürdig erscheint.<sup>433</sup> Anders gesagt, der Zusammenhang jeder einzelnen Geschichte wird durch die Verbindung von Figur und Kalender in jedem Moment des Lesens dem Rezipienten bewusst gemacht; der Kalender spiegelt sich also auch in den Geschichten des Kalenders und verweist damit auf ein Kennzeichen der Gattung ‚Kalendergeschichte‘. Gleichzeitig kann die Mündlichkeit und der Dialog-Charakter des Apophthegmas kalendarisch fixiert werden und wiederholt so gattungsimmanent, was den Kalender Grimmelshausens insgesamt auszeichnet, nämlich die Präsentation aller Stoffe durch Gespräche der Figur, die auch im Zentrum der Geschichte steht.<sup>434</sup>

Augenscheinlich wird der Umstand der Spiegelung des Mediums in der Erzählung, durch die Betrachtung der gemeinsam gewählten Überschrift *Chaos oder Verworrnes Mischmasch ohne eine Ordnung...* für die zweite und dritte Materie, da hier eine Verbindung von Kalendarischem und den Apophthegmen offeriert wird, die auf Grund der denkbar geringen inhaltlichen Gemeinsamkeiten nicht gegeben wäre.<sup>435</sup> Unterstützt wird diese Verbindung durch die Übernahme und Anverwandlung des ‚Schreibkalenders‘ im großen Spatium, die der Tradition des Jahreskalender entspringt und dem Benutzer normalerweise Raum für seine eigenen persönlichen Eintragungen lässt. Bei Grimmelshausen wird es jedoch für neue Zwecke verwendet, indem es hier, durch die in der Fiktion als nachträglich eingefügt deklarierten Notierungen des Verfassers ausgefüllt wird und dadurch die Chronik der ‚großen‘ Historien

---

433 Vgl. Knopf: Kalendergeschichte. S. 78.

434 Ebd. S. 78.

435 Vgl. Ebd. S. 71/72.

der ersten und zweiten Materie mit der persönlichen Geschichte des Simplicissimus, als die Chronik des ‚kleinen Mannes‘, zueinander in Bezug setzt.<sup>436</sup> Durch die gemeinsame Überschrift korrespondieren also ‚große‘ Historie der zweiten und ‚kleine‘ Historie der dritten Materie und geben den persönlichen Geschichten des Simplicissimus dadurch eine gewisse historische Beglaubigung.

Ihre Zusammenstellung weist auf die Gattung ‚Kalendergeschichte‘ voraus, in der sich große und kleine Geschichte zu einer Einheit verbinden, die aber, bei aller „Aufnahme und Verwandlung traditioneller Kalenderinhalte und -formen“, der „individualisierende Übernahme der Apophthegmen“ und der „Aufnahme erzählerischen Inhalts überhaupt“<sup>437</sup>, bei Grimmelshausen noch nicht gegeben ist. Denn macht die ‚Kalendergeschichte‘, als Geschichte zur Geschichte, doch gerade die Verbindung von großer und kleiner Historie zu einem Ganzen aus, fallen dort Fiktion und reale Geschichte zusammen, so stehen diese bei Grimmelshausen zwar durch eine Überschrift verbunden, aber dennoch isoliert und in unterschiedlichen Materien nebeneinander.

Nichtsdestotrotz ergeben sich durch die erläuterten Gesichtspunkte einige inhaltliche Kriterien für die Geschichten Grimmelshausens, die sie vom Medium selbst aufgeprägt erhalten und weisen damit auf die medialen Veränderungen voraus, durch die die späteren Kalendergeschichten bedingt werden, wie Hebel in seinem *Rheinländischen Hausfreund* augenscheinlich offenbart.

#### 4.3.2 *Wunder=Geschichten=Kalender* von J. C. Beer

Mit den neuen Erkenntnissen der Grimmelshausen-Forschung geht die Nennung eines weiteren Kalendergeschichten-Schreibers, Johann Christoph Beer (1638-1712)<sup>438</sup>, einher, der der eigentliche Verfasser der bis dahin Grimmelshausen zugeschriebenen *Wunder=Geschichten=Kalender* von 1670 bis 1675 sein soll. Denn einer der namhaftesten Grimmelshausenforscher des letzten Jahrhunderts, der 1979 verstorbene Manfred Koschlig, hat in jahrzehntelangem Bemühen die Grundlagen der Forschungsge-

<sup>436</sup> Vgl. Knopf: Geschichte. S. 51/52.

<sup>437</sup> Ebd. S. 52.

<sup>438</sup> Dieser Beer ist aber keineswegs mit seinem Namensvetter Johann Beer (1655-1700) zu verwechseln, der als Autor u.a. *Der Symplicianische Welt-Kucker* verfasste und als einer der großen Nachfolger Grimmelshausens gilt. – Vgl. Knopf: Kalendergeschichte. S. 81.

schichte, an welcher er ja seit seiner Dissertation selbst beteiligt war, ins Wanken gebracht, indem er einerseits den Mythos vom ‚Bauernpoeten‘ Grimmelshausen erschütterte und an dessen Stelle das ‚edel ingenium‘ setzte,<sup>439</sup> andererseits als einer der ersten überhaupt die Verfasserschaft Grimmelshausens bei der Erstellung der *Wunder=Geschichten=Kalender* bezweifelte.

Der Ausgabe E<sup>5</sup> wurde von Koschlig vor allem deshalb die Echtheit bezüglich der Autorschaft Grimmelshausens abgesprochen, da die Sprache der Ausgabe und der drei Kalender-Continuationen, nicht mehr die „Echtheit, die Unverfälschtheit“<sup>440</sup> aufweise, durch welche sich die als unbestritten aus Grimmelshausenscher Hand stammenden Werke auszeichneten. Gleichzeitig sprengte die „primitive Macht der Jahreskalender“, aus denen die drei Continuationen in die Ausgabe übernommen wurden, die „Einheit des Werks als verlässliche Summe der Persönlichkeit“ und bedingen daher eine Negation der Grimmelshausenschen Autorschaft. Da aber eine solche Argumentation, die mit Begriffen der ‚Echtheit‘ und ‚Authentizität‘ operiert, einen Originalitätsbegriff bedingt, der die „Notwendigkeit der Urheberschaft des Autors betont, im Unterschied zu einer Zweitfassung, Bearbeitung, Umarbeitung oder gar Fälschung von fremder Hand“<sup>441</sup>, musste unter Ermangelung einer autoreigenen Textüberlieferung,<sup>442</sup> zunächst die Faktizität der ‚fremden‘ Hand für E<sup>5</sup> nachgewiesen werden.

Der Weg hierhin war lang, da zuerst der Kommentator der drei posthumen Gesamtausgaben C<sup>1</sup>, C<sup>2</sup> und C<sup>3</sup> ausfindig gemacht werden musste, den Koschlig in dem Prediger Johann Christoph Beer gefunden zu haben glaubte. Auf Grund einer unglücklich verlaufenen Kieferoperation war dieser nicht mehr in der Lage die Kanzel zu besteigen und verdiente sich daher als Korrektor und Editor bei Felßecker in

---

439 Vgl. Manfred Koschlig: Der Mythos vom Bauernpoeten Grimmelshausen. – In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. Internationales Organ für neuere deutsche Literatur. Bd. 9. – Stuttgart: Kröner 1965. S. 33-105.

440 Ders.: Dokumente zur Grimmelshausen-Bibliographie. – In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. Internationales Organ für neuere deutsche Literatur. Bd. 16. – Stuttgart: Kröner 1972. S. 98-125. Hier S. 73.

441 Rolf Tarot: Echtheit Barocker Texte. S. 35.

442 Eine autoreigene Textüberlieferung ist für keines der Werke Grimmelshausen, auf Grund der überlieferten Druckvorlagen, der Handschriften oder anderer Zeugnisse möglich.

Nürnberg und als Autor zahlreicher Kompendien, meist historischen Inhalts, seinen Lebensunterhalt. Er entfaltete eine enorme literarische Produktion, führte zahlreiche Auftragsarbeiten aus, trat als Verfasser von Kirchenliedern und Erbauungsprosa, als Übersetzer und als seinem Vorbild Harsdörffer nacheifernden Kompilator von europäischem Erzählgut hervor.

Koschligs Argumentation braucht hier nicht im Einzelnen wiedergegeben werden, dies würde den Rahmen der Arbeit sprengen, jedoch sei soviel gesagt, dass seine Ergebnisse in der wissenschaftlichen Diskussion immer noch umstritten sind. Zwar akzeptierte man Teilergebnisse, kritisierte jedoch hauptsächlich die angeblich allzu weit ausufernden Schlussfolgerungen, welche durch auf Stilanalysen beruhenden Sprachvergleiche eine wenig solide Grundlage besäßen.<sup>443</sup> Auch die rigorose Scheidung in authentische und fremde Texteingriffe wurden Koschlig angekreidet und negativ betrachtet: „Was Koschligs puristischem Grimmelshausen-Bild zu widersprechen droht, muß Beer angelastet werden [...]“<sup>444</sup>. Die Entdeckung Sodmanns, die auch Koschlig sicherlich kannte, nämlich eine teils wörtliche Kongruenz der übrigen fünf Felßeckerschen Jahrbücher mit dem *Wunder=Geschichten=Kalender*, blieb und bleibt aber nach wie vor in der wissenschaftlichen Diskussion weitestgehend unberücksichtigt.

Hinsichtlich dieser Problematik muss darauf verwiesen werden, dass die Entdeckung Koschligs, Johann Christoph Beer als Kommentator der Gesamtausgaben ausfindig gemacht zu haben, textphilologisch von geringer Bedeutung ist; wurde bezüglich der Echtheitsfrage des Barock-Simplicissimus nichts gewonnen und stand doch Grimmelshausens Mitwirkung am Text der posthumen Gesamtausgaben nie zur Diskussion. Der nächste Schritt jedoch, Beers alleinige Verfasserschaft bezüglich des Grimmelshausen zugeschriebenen *Europäischen Wunder=Geschichten=Kalenders* zu verifizieren, hatte weitreichende Konsequenzen.<sup>445</sup>

443 Vgl. Peter Heßelmann: *Simplicissimus Redivivus. Eine kommentierte Dokumentation der Rezeptionsgeschichte Grimmelshausens im 17. und 18. Jahrhundert (1667-1800)*. – Frankfurt a.M.: Klostermann 1992 (= *Das Abendland* N.F. 20). S. 133.

444 Klaus Haberkamm: Rezension. Koschlig. *Das Ingenium Grimmelshausen und das Kollektiv*. Bd. 93. – In: *MLN*. – Baltimore Md.: Johns Hopkins Univ. Press 1978. S. 560-566. Hier S. 561.

445 Man bedenke nur den in Kap. 4.3.1 erläuterten Disput zwischen der Münsteraner Schule um



Denn obgleich eine Episode des Großen Astrologischen Jahrbuchs aus dem Jahre 1671, dass seit diesem Erscheinungsjahr zugleich ein fester Bestandteil der Kalender wurde, eine Art „Geschäftsverteilung“<sup>446</sup> zwischen dem Herausgeber des *Simplicissimus* und seinem Redaktionsleiter Musophilus – nach Koschlig war damit Johann Christoph Beer gemeint – anzudeuten scheint, wird die Beteiligung Grimmelshausens an diesem Werke bestritten, da der „Adel seines Dichtertums und seiner Persönlichkeit“<sup>447</sup> eine Verfasserschaft oder auch nur eine Mitwirkung verbietet, bzw. „Wer Grimmelshausen im Ohr hat, legt diese Sache bald enttäuscht weg“<sup>448</sup>. Beer jedoch, als einen Brotschriftsteller seines Schlages, kann man sich unschwer als Verfasser der *Wunder=Geschichten=Kalender* vorstellen, waren ihm doch als Kompilator, Korrektor und Redakteur, solche Machwerke durchaus zuzutrauen und mangelte es ihm zudem nicht an einer gehörigen Portion Selbstbewusstsein:

Aber/ ob ich schon nicht in Abrede bin/ daß man sich freylich ehe mit Lesung des Amadis, und der Octaviae und andere Romanen wird können belustigen/ so pflegen sich doch ernsthaftte Leute mehr an serieußen Dingen zu ergötzen/ und wissen/ wie geschickte Apothecker aus der bittersten Aloe sich den süssesten Zuckker zu bereiten.<sup>449</sup>

Auf Grund dieser Entdeckungen, primär den Befunden hinsichtlich der vergleichbaren sprachlichen Erscheinung von C<sup>1</sup>, C<sup>2</sup>, C<sup>3</sup> und E<sup>5</sup> war daher der letzte Schritt getan, Johann Christoph Beer als den alleinigen Verfasser der *Wunder=Geschichten=Kalender* zu bestimmen und dadurch zu begründen, „daß die Ausgabe V [= E<sup>5</sup>; Anm. d.V.] des ‚Simplicissimus‘ nicht dem Dichter [Grimmelshausen; Anm d. V.] zuzuschreiben sei“<sup>450</sup>.

Möchte man nun den *Wunder=Geschichten=Kalender* hinsichtlich der Kalendergeschichten untersuchen, so bietet es sich an, zunächst dessen doch relativ zeittypischen Aufbau zu betrachten. Nach dem Titelblatt des Kalenders folgt ein Blatt mit so

Weydt, Verweyen, Koschlig u.a. in den 1970er Jahren.

446 Koschlig: *Ingenium*. S. 454/455.

447 Ders.: *Mythos*. S. 53.

448 Ebd. S. 93.

449 Johann Christoph Beer: *Neu-eröffnete Trauer-Bühne. Der vornehmsten unglücklichen Begebenheiten/ welche sich in dem vergangenen SECLO von 1601. biß 1700 ... zugetragen.* – Nürnberg: o.V. 1708. Bl. 2b. Zit n. Koschlig: *Dokumente*. S. 109.

450 Koschlig: *Ingenium*. S. 466.

genannter ‚Zuschrift‘ und Zeichenerklärungen, woraufhin sich auf je gegenüberliegenden Seiten und für jeden Monat gesondert das eigentliche Kalendarium anschließt. Neben der Spalte im linken Bereich der Verso-Seite sind für Alten und Neuen Kalender, sowie für Witterungen und Sonnen- und Planetenkonstellationen, insgesamt drei Spalten vorgesehen, wobei die vierte Spalte im rechten äußeren Bereich der linken Seite durch die so genannten ‚Scherz-Reden‘ ausgefüllt wird. Auf der rechten Seite befinden sich hingegen nur zwei Spalten, welche einerseits die *Simplicissimus*-Continuationen enthalten, andererseits mit einer Tageszählung für den Schreibkalender, also freiem Platz für handschriftliche Eintragungen, versehen sind. Auf jeder dieser Seiten befindet sich oben rechts wiederum ein Monatsbild in der Form eines Holzschnittes und links daneben ein weiteres, sehr kurzes Apophthegma.<sup>451</sup>

Das sich an das Kalendarium anschließende *Astrologische Jahrbuch* folgt dem Schema der *Practica*, ist allerdings in sieben Kapitel gegliedert, an die eine übliche Darstellung der Aderlaß-Tafel folgt. Die Besonderheit des Beerschen Jahrbuches besteht jedoch in der Etablierung eines so genannten ‚Calender-Gespräches‘, welches sämtliche Inhalte der *Practica* überwuchert. Diese Gespräche beginnen mit einer längeren Vorrede, an die sich die Darstellung und Vorstellung der Personen bzw. der Protagonisten der Diskussionen anschließt, die die *Practica*-Inhalte wiederum dialogisch vortragen. Zugleich werden Monat für Monat ‚Wunder-Geschichten‘ in den Rahmen dieser ‚Calender-Gespräche‘ eingebettet und stellen weitestgehend schwankartige Erzählungen dar, welche den Leser unterhalten sollen.<sup>452</sup>

Blickt man nun auf die Apophthegmen der vierten Spalte, so können deren Quellen als generell aufgedeckt und erforscht gelten, auch wenn die unterschiedlichen Studien zum Thema lediglich unter der Anerkennung der Verfasserschaft Grimmelshausens vollzogen wurden und Beer als Autor nicht anerkannten.<sup>453</sup> Das Ergebnis dieser Arbeiten sorgte denn auch für einige Irritationen, da Grimmelshausens „Fähigkeit zur Umgestaltung, seine ‚durchaus schöpferische Übernahme‘ der

451 Vgl. Knopf: *Kalendergeschichte*. S. 85.

452 Vgl. Ebd.

453 Vgl. der Anhang zur Quellenlage der Geschichten bei Verweyen: *Apophthegma*. S. 193-235.

Quellen<sup>454</sup> in den Jahreskalendern nicht mehr in dieser Form beobachtet werden konnte. Dies ist verständlich, war es ja auch Beer, dem die Autorschaft dieser Kalender zukommt und dadurch andere literarische Verfahrensweisen impliziert werden müssen.

Insgesamt gesehen bringen die kurzen Scherzreden der Jahreskalender jedoch wenig neue Gesichtspunkte bezüglich der Gattung ‚Kalendergeschichte‘ ein, wiederholen sie doch lediglich das Vorbild des *Ewig-währenden Calenders*, verdeutlichen diesen aber insofern, als dass die Apophthegmen und der fortgesetzte Roman nun direkt nebeneinander stehen und sich dadurch fast gegenseitig ‚spiegeln‘ oder anders formuliert:

der im „Ewig-währenden Calender“ hergestellte literarische Bezug, der das ganze Kalender-Produkt als Fiktion ausweist, ist jetzt augenfällig geworden, zugleich aber auch um seine fiktionale Komponente beraubt. Der Simplicissimus der Jahreskalender kommt nicht mehr als primär literarische Figur einher, er will vielmehr schon selbst beim Namen, und das heißt: als wahre Figur genommen werden.<sup>455</sup>

Dass der Simplicissimus nun als wahre Figur genommen werden will verweist aber wiederum auf einen für die ‚Kalendergeschichte‘ fortwirkenden Zug, so merkwürdig es zunächst auch erscheinen mag. Denn durch die Herauslösung der Figur aus ihrer rein literarischen Fiktion, hin zur öffentlich suggerierten lebenden Person, wird einerseits schon ein Kolportage-Element sichtbar, wie es in den späteren ‚Hinkenden Boten‘<sup>456</sup> vollführt wird, wonach die Verleger, die „(literarische) Lebendigkeit einer Figur in suggerierte Wirklichkeit“<sup>457</sup> ummünzen, um Verkaufszahlen zu steigern. Andererseits wird durch den Umweg der Literarisierung des Kalenders<sup>458</sup> hier schon eine Rollenfunktion des Herausgebers vorbereitet, in der der jeweilige Kalenderschriftsteller hineinschlüpfen kann, um dadurch den Dialog mit dem Leser zu suchen und somit den Erzählungen ein dezidiert kalendarisches Charaktersitikum zu verleihen, welches das Medium in der Geschichte selbst widerspiegelt.

---

454 Knopf: Kalendergeschichte. S. 85.

455 Ebd. S. 86.

456 Vgl. Kap. 2.2.6 der vorliegenden Arbeit.

457 Knopf: Kalendergeschichte. S. 86.

458 Vgl. Kap. 4.2 der vorliegenden Arbeit.

Eine weitere Kategorie erzählerischer Inhalte bilden die so genannten ‚Wunder-Geschichten‘, der drei Jahrbücher von 1671, 1672 und 1673, die nach altem Forschungsstand als die eigentlichen ‚Kalendergeschichten‘ Grimmelshausens gelten. Diese Erzählungen wiederum sind den jeweiligen Monaten des 4. Kapitels des Jahrbuchs zugeordnet und werden in das zuvor erwähnte ‚Calendar-Gespräch‘ integriert, bei dem verschiedene Personen, wie etwa der ältere und der jüngere Simplicius, der Redakteur Musophilus, der rothaarige Wirt Herr Schrepffeisen und ein Politicus, ihre Ansichten kundgeben. Als naheliegend ist daher der Hinweis anzusehen, dass sich durch die Einbettung der etwaigen ‚Kalendergeschichten‘ in diese Gespräche mehr ein novellistischer, denn ein spezifisch kalendarischer Rahmen ergebe.<sup>459</sup> Einhergehend mit diesem Umstand schwindet dadurch auch zunehmend die Tendenz des Dialogischen zu Gunsten einer novellistischen Selbstdarstellung der beteiligten Personen des ‚Calendar-Gesprächs‘, in denen Simplicissimus nun nicht länger mehr Erzähler, sondern lediglich Zuhörer und Kommentator ist.

Und auch sonst haben die Geschichten wenig mit ‚Kalendergeschichten‘ im eigentlichen Sinne gemein, offenbaren doch die bis dato quellenmäßig belegten Erzählungen, Auszüge aus Schriften ganz anderer Art, die mit einem Kalender zunächst nichts zu tun haben. Eine der Hauptquellen Beers stellt in diesem Zusammenhang das von Charles Sorel veröffentlichte Werk *Warhafftige vnd lustige Historiel Von dem Leben des Francion* aus dem Jahre 1623 dar, aus dem Beer, so Koschlig, für das „Astrologische Jahrbuch nach Zwischenfüllung jeweils nach den Monats-Wetterprognosen fahndend, den geglückten Versuch der eklektischen Aufdröselung jener Reihe aus dem Francion unternommen“<sup>460</sup> habe. Interessant ist nun, dass nach der Herauslösung der Geschichten aus dem *Francion* und deren Publikation im Kalender, diese wiederum, ohne jedoch kalendarische Bezüge aufzuweisen, als gesammelte Historien erscheinen, wie bspw. im *Historischen Spazier- und Conversations-Büchlein [...] Aus bewährten Autoren vorgestellt von Johann Christoff Beern* von 1701.<sup>461</sup>

---

459 Vgl. Knopf: Kalendergeschichte. S. 87.

460 Koschlig: Ingenium. S. 370.

461 Vgl. Knopf: Kalendergeschichte. S. 90.

Durch eine solche Verfahrensweisen wird zugleich der Nachweis erbracht, dass den Geschichten keineswegs eine konstitutive Verbindung zum Kalender anhaftet, sondern vielmehr ein Zufallsprodukt innerhalb des Medium darstellen, denen durch das Medium Kalender aber keinerlei spezifische Qualitäten zukommt, geschweige denn, dass durch diese Erzählungen eine spezielle literarische Gattung zu formulieren wäre. Hier kann nur wieder auf die medialen Zusammenhänge der ‚Kalendergeschichte‘ mit ihrem Medium verwiesen werden, welche sich darin niederschlagen, als dass das Medium sich durch verschiedene charakteristische Merkmale in den Geschichten selbst spiegelt, die Erzählungen durch ihren publizistischen Rahmen verändert und geprägt werden und sich erst dadurch zu ‚Kalendergeschichten‘ ausgestalten. Eine immanente Untersuchung der Erzählungen ist also unergiebig, berücksichtigt sie doch in keinsten Weise ihren Publikationsort, den Kalender, sondern geht lediglich der Frage nach, inwiefern die Gattung ‚Kalendergeschichte‘ von ihrem Inhalt und von ihrer Erzählweise her, spezifisch zu bestimmen ist.<sup>462</sup>

Die Übertragungen Beers aus dem *Francon* in den Kalender und wieder zurück ins Publikationsmedium Buch zeigen also deutlich, dass die Geschichten selbst nicht verändert werden, der Kalender sich nicht in ihnen spiegelt oder gar die Erzählungen von außen her prägt. Die ‚Kalendergeschichten‘ Beers können nach dieser Argumentation also nicht als ‚Kalendergeschichten‘ im eigentlichen Sinne aufgefasst werden, sondern stellen vielmehr Erzählungen dar, die in keinerlei Zusammenhang mit dem Kalender stehen. Sie werden nicht durch die außerliterarische Form des Kalenders geprägt und produzieren bestimmte literarische Formen bzw. Merkmale. Oder anders gesagt:

Grimmelshausen und ihm nachfolgend Beer haben auf originelle Weise Kalender verfaßt und damit z.T. die Wege gewiesen, „Kalendergeschichten“ aber haben sie nicht geschrieben.<sup>463</sup>

---

462 Vgl. Ebd. S. 90/91.

463 Ebd. S. 91.

#### 4.3.3 *Postbüchel* von Abraham a Sancta Clara

Ein weiterer Autor, der an dieser Stelle erwähnt werden muss, ist der Verfasser des so genannten *Postbüchels* namens Abraham a Sancta Clara, welcher unter bürgerlichem Namen als Johann Ulrich Megerle in Krähenheimstetten geboren wurde und als katholischer Geistlicher, Prediger und Schriftsteller von 1644 bis 1709 in Wien lebte. Heutzutage gilt er als einer der bedeutendsten katholischen Prediger der Barockzeit, der mit der Publikation seiner *Postbüchlein* zugleich als einer der Wegbereiter hinsichtlich der Narrenliteratur des frühen 18. Jahrhunderts angesehen werden kann. Was nun die von Abraham herausgegebenen vier Wiener *Postbüchel* betrifft, die zwischen einem und drei Druckbögen umfassen und von 1701-704 erschienen, so sind sie „als Verwandte des Kalenders, ihre Texte [als; Anm. d.V.] Geschwister der Kalendergeschichte“<sup>464</sup> zu verstehen.

Der Konfessionalismus wird in der Kalendermacherei jedoch dort offenbar, wo die konfessionell geprägten Einstellungen und Unterschiede zu Astronomie und Naturwissenschaft zu unterschiedlichen Bewertungen und Entwicklungen im Kalenderwesen führten. Denn im Gegensatz zu Lutheranern, die naturwissenschaftliche Erkenntnisse ohne Schwierigkeiten publizieren konnten, der Pastor also ohne Probleme auch als Kalendermacher auftrat, waren diese Bereiche in der katholischen Kirche streng getrennt und daher die Kalendermacherei als eine „für Geistliche verpönte Form publizistischer Tätigkeit“<sup>465</sup> angesehen. Erst gegen Ende der Barockzeit änderte sich dies, als

unabhängig von der bis in die letzten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts zurückreichenden Tradition der deutschsprachigen, protestantisch gesinnten Kalenderproduktion, die Jesuiten in den 70er Jahren des 17. Jahrhunderts den katholischen, [...] ‚Tyrnauer Kalender‘ ins Leben (riefen), der in deutscher und lateinischer Sprache erschien und sich bald großer Beliebtheit erfreute.<sup>466</sup>

464 Franz M. Eybl: Abraham a Sancta Clara. Vom Prediger zum Schriftsteller. – Tübingen: Niemeyer 1992 (= Frühe Neuzeit 6). S. 368. Die Ausführungen dieses Kapitels beziehen sich maßgeblich auf Eybls Werk (Vgl. vor allem S. 368-381), da zu diesem Thema sonst nichts vergleichbares existiert. Folglich werden nur wörtlich übernommene Zitate aus dem Text markiert, die theoretischen Überlegungen orientieren sich jedoch auch ohne explizite Auszeichnung an der Argumentationsstruktur Eybls.

465 Vgl. Ebd. S. 369.

466 Joseph Seethaler: Das Wiener Kalenderwesen von seinen Anfängen bis zum Ende des 17. Jahr-

Aber obwohl die Prediger nun auch Kalender vertrieben und sich einen Platz am Markt verschafften, gleichzeitig die Kalenderreform aufgriffen und diese mit dem bekannten Typ der Neujahrspredigt verbanden, blieb ihnen weiterhin die Herstellung von Kalendern mit prognostischen Aussagen verwehrt.<sup>467</sup>

Der Typ des *Postbüchels*, der in Wien bereits vor 1700 entstanden sein musste, aber erst durch Abrahams *Mercurius* und Johann Jordans *Schatz/ Schutz/ und Schanz* an Bedeutung gewinnt, entspricht nun nicht gerade den typischen Ausprägungen der von den Priestern herausgegeben Kalender der Zeit. Vielmehr stellen sie eine Sonderform innerhalb des damaligen Kalendermarktes dar. Die Gattung speist sich, laut Eybl, aus der Tradition der schriftlichen Folklore und aus dem Brauchtum der Neujahrsgabe, welche in Form von „Bruderschaftsliteratur, Predigten oder Postbücheln auch in die Hände des gemeinen Mannes“<sup>468</sup> gelangten. Somit tritt also schon ein deutlicher Unterschied von Aufbau und der Struktur hinsichtlich der typischen Kalender zu Tage – man bedenke nur die fehlenden Inhalte der *Practica* – die sich in den bestehenden Differenzen von Kalenderliteratur und Erzähltexten der Abrahamischen *Postbücheln* noch weiter herauskristallisieren.

Denn wenn von den Kennzeichen, die Knopf in Auseinandersetzung mit Rohner ausgearbeitet hat,<sup>469</sup> das „Historische des Kalenders“ das wichtigste Gattungsmerkmal darstellt, so haben die *Postbüchel* lediglich die Periodizität und den Erscheinungstermin mit ihm gemein. Auch das Verhältnis von zeitordnendem Gebrauchstexten und unterhaltenden Inhalten ist, im Gegensatz zum Kalender, vornherein durch letzteres bestimmt, möge sich der Leser doch „in warmen Zimmer bey einem guten Gläsel Wein ergötzen“<sup>470</sup>. Lediglich die Verzeichnisse von Postverbindungen, Hinweise auf den richtigen Gebrauch der Post und so genannte ‚Post-Ordnungen‘ sind als Kalenderbestandteile der *Postbüchel* nachzuweisen und neben der erheitern-

hundreds. Bd. 1. – Wien: Univ.-Diss. masch. 1983. S. 151 ff. Zit. n. Eybl: Abraham. S. 369.

467 Vgl. zur Julinaischen Kalenderreform Kap. 2.1.2 sowie zur Gregorianischen Kalenderreform Kap. 2.1.3 der vorliegenden Arbeit. Hinsichtlich Prognostik, bzw. Aberglaube Vgl. Kap. 2.3.2 der Dissertation.

468 Eybl: Abraham. S. 370.

469 Vgl. Rohner: Kalender. Kap. 1/ Kap.2 u. Knopf: Kalendergeschichte. Einleitung.

470 Geflügelter Mercurius. (1734). Leservorrede, Bl. A1<sup>v</sup>. Zit n. Eybl: Abraham. S. 371.

den Prosa die einzigen, mit dem Kalender gemeinsamen Textsorten. Das Medium des *Postbüchels* ordnet bei allem kalendarischen Bezug daher also nicht vorrangig die Zeit, sondern die Kommunikation.

Kommunikation, mithin der „dialogische Charakter“<sup>471</sup>, ist denn auch ein weiterer Gesichtspunkt hinsichtlich der Gattungsbestimmung der ‚Kalendergeschichte‘, welcher sich nicht nur in der Figurenrede wiederfindet, sondern auch im Usus, mittels der Gestaltung eines Kalendermannes bzw. einer Autorgestalt, „eine identifizierbare Person zu schaffen die sich als Dialogpartner dem Leser kundtut“<sup>472</sup>. Im *Postbüchel* vollzieht sich dies zunächst durch die Herausgeberfigur des Briefträgers, der der Figur des ‚Hinkenden Boten‘ nahe steht, aber noch nicht zur

literarischen Verpersönlichung der anonymen Autor-Leser-Beziehung eingesetzt wird, sondern als historisch verifizierbar und einen realen Kontakt zwischen Autor und Leser bezeichnend.<sup>473</sup>

Zunächst ist dieser Briefträger, der als Herausgeber firmiert und in einer Vorrede stets zum Leser spricht, ab 1700 der Käsestecher Johann Jordan und dann, als Jordan im Jahre 1725 die Auslandspost übernimmt, Heinrich Widhalm. Reale Personen zeichnen hier also den Dialog mit dem Leser und nicht etwa ein ‚Hausfreund‘ oder ein ‚Hinkender Bote‘, die im Verlauf der Zeit die literarische Rollenfunktion übernehmen werden.<sup>474</sup>

Ein weiteres Merkmal, welches für Kalender und *Postbüchel* gleichermaßen gilt, ist das Kennzeichen des ‚Volkstümlichen‘, das im Gegensatz zur höfischen Leserbezogenheit der ‚offiziellen‘ Literatur, die Bedeutung des Kalenderschrifttums für die ‚niedereren‘ Stände aufzeigt. Hierbei wird zwar immer wieder gerne vom ‚gemeinen Mann‘ gesprochen, doch stellt Knopf eindeutig dar, inwiefern sich die Kalenderliteratur des 16. und 17. Jahrhundert als bürgerliche offenbart und bürgerliche Vorstellungen und Gesinnungen dokumentiert.<sup>475</sup> Die *Postbüchel* richten sich denn auch nicht an eine ländliche oder bäuerliche Gesellschaft, sondern an die lese- und schreibkundi-

---

471 Knopf: Kalendergeschichte. S. 124/125.

472 Ebd. S. 23.

473 Eybl: Abraham. S. 371.

474 Vgl. Kap. 5.2.1 der vorliegenden Arbeit.

475 Vgl. Knopf: Kalendergeschichte. S. 24. u. Kap. 2.2.8 der vorliegenden Arbeit.



gen ‚einfachen Leute‘, die Stadtbürger. Eine Besonderheit dieses Mediums entsteht jedoch durch die, im Vergleich zum Kalender, genauer eingrenzbar Rezipientenschicht, da das *Postbüchel* im Gegensatz zum Kalender, in einem noch nicht „anonymisierten Zusammenhang von Produktion und Rezeption“<sup>476</sup> verwurzelt ist. Denn nur der Inlandsbriefträger erscheint als Herausgeber und grenzt somit den sozialen Nutzerkreis auf jene ein, die mit dem Ausland keine Korrespondenz führen.

Abrahams Verdienst ist es wohl, dass seine Schriften eine folkloristische Tradition stifteten, die die Narrenliteratur maßgeblich prägte und die unterhaltenden Erzählungen des *Postbüchel* aus dem Zusammenhang einer „homiletischen Funktionalisierung“ heraustreten lassen um in den populären Medien, die abseits des literarischen Diskurses entstanden, der Lesewelt Vergnügen und Unterhaltung zu bieten. Die exponierte Verwendung des „Materiell-Leiblichen“, das Material des Lachens und Scherzen, welches bis dahin in den geistlichen Texten eingebettet und erst von Abraham aus diesem Kontext gelöst wurde, ermöglichte eine Einführung dieser stilbildenden Elemente in populäre Gattungen. Jedoch blieb das *Postbüchlein* aber immer auch an die überschaubaren Umstände der Wiener Situation, die Geschichten an die moralische Rahmung gebunden.<sup>477</sup>

Zeigen die obigen Erläuterungen deutlich, dass zwischen den erzählenden Texten Abrahams und der Kalenderliteratur in einigen Punkten Abweichungen und Unterschiede bestehen, darf dieser Autor für die Geschichte der ‚Kalendergeschichte‘ doch nicht unberücksichtigt bleiben. Denn stellt Knopf fest, dass Beer wenigstens eine Leerstelle in der historischen Tradition der ‚Kalendergeschichte‘ ausfüllt, „nämlich zwischen Grimmelshausen und Hebel, also das ganze 18. Jahrhundert und das letzte Drittel des 17. Jahrhunderts umfassend“<sup>478</sup>, so wäre es mit Abraham und dessen Kompilator Neiner möglich, diese Leerstelle enger zu schließen. Könnten doch durch eine ausführliche Untersuchung die verschiedenen Formen der Narrengeschichte im Kalender als bisher unbeachtete Teile der Gattungstradition sichtbar werden.

---

476 Eybl: Abraham. S. 372.

477 Vgl. Ebd. S. 375.

478 Knopf: Kalendergeschichte. S. 83.



## 5 KALENDERBEITRÄGE JOHANN PETER HEBELS

Johann Peter Hebel als einen typischen Vertreter der literarischen Aufklärung anzusehen und ihn dahingehend zu untersuchen, ist dem Großteil der Forschungsgemeinschaft über viele Jahre hinweg schwer gefallen. Denn obwohl mehrere Indizien darauf hinweisen, inwiefern Hebel durch den Geist dieser Epoche geprägt wurde, meinte man, sein Verhältnis zu dieser Strömung als „programmatischen Gegenentwurf und dezidierte Überwindung vermeintlich vorherrschender rationalistischer Tendenzen“<sup>479</sup> deklarieren zu müssen.

Im Verlauf der letzten dreißig Jahre ist dieses Bild, vor allem durch die Arbeiten Knopfs und Albrechts,<sup>480</sup> gründlich revidiert worden und nicht zuletzt ist dafür auch die Tatsache verantwortlich, dass sich eine differenziertere Sicht gegenüber der Aufklärungsepoche entwickelte, deren „Vielfältigkeit und Offenheit für unterschiedliche Konzeptionen zunehmend Beachtung erfährt“<sup>481</sup>. Siedelte man diese geistige Strömung zuvor in einem engen Zeitraum an, der sie um 1780, auf Grund der vermeintlich einsetzenden Vorherrschaft des deutschen Idealismus, enden ließ, so setzt sich nun immer mehr die Erkenntnis durch, dass die Aufklärung noch weit bis ins 19. Jahrhundert hinein eine wichtige Rolle spielte. Gerade im Hinblick auf eine besondere Ausprägung dieser Epoche, der Volksaufklärung, welche auf die ‚Bedürfnisse‘ der unteren sozialen Schichten ausgerichtet war, ist anzunehmen, dass deren eigentliche Blüte überhaupt erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts anzusetzen ist.

Hier hinein spielt nun auch Hebels Schaffen und Wirken, dessen Prägung durch die Aufklärung sich zweifellos am deutlichsten in denjenigen Texten nachweisen lässt, die er in den Jahren von 1803 bis 1807 im *Badischen Landkalender* und von 1808 bis 1819 im *Rheinländischen Hausfreund* verfasste. Obwohl die Anlehnung an

479 Guido Bee: Johann Peter Hebels „Rheinländischer Hausfreund“ als Kalender der Aufklärung. – In: Der Kalender als Fibel des Alltagswissens. Hrsg. v. York-Gothart Mix. – Tübingen: Niemeyer 2005 (= Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung 27). S. 175-189. Hier S. 175.

480 Vgl. Knopf: Geschichte. Ders.: Kalendergeschichte. u. Wolfgang Albrecht: „...zwischen gebildeten und ungebildeten Lesern keinen Unterschied erkennend...“. Hebels literarische Aufklärung im Kontext seines beruflichen Wirkens. – In: Impulse. Nationale Forschungs- und Gedenkstätten der Klassischen Deutschen Literatur in Weimar. Hrsg. v. Walter Dietze u. Peter Goldammer. – Berlin u. Weimar: Aufbau-Verlag 1989 (= Impulse 12). S. 297-333.

481 Ebd. S. 175.

die etablierte Gestaltungsweise volksaufklärerischer Schriften im *Badischen Landkalendar* offensichtlich ist, so hebt sich der *Rheinländische Hausfreund* in vielerlei Hinsicht von diesem traditionellen Konzept ab, ist aber immer noch deutlich von volksaufklärerischer Programmatik geprägt.

Mehr noch wird sichtbar, dass Hebel in seinem *Rheinländischen Hausfreund* die gesamte Komplexität des volksaufklärerischen Diskurses widerspiegelt, zeigen die einzelnen Beiträge doch ein breit gefächertes Repertoire und beschäftigen sich einerseits mit der metaphysischen Dimensionen des Lebens, andererseits aber auch mit ganz lebenspraktischen Ratschlägen.<sup>482</sup> Denn neben den Erzählungen und Anekdoten beinhaltet der *Rheinländische Hausfreund* ein Kompendium lebensnaher Volksaufklärung mit geschichtlichen Darstellungen, naturwissenschaftlichen Abhandlungen, landwirtschaftlichen Belehrungen, Rätseln, Sprichwörtern und philosophischen Weisheiten, bei denen unbeachtet aller Innovationen, die ja unzweifelhaft vorhanden sind, auch viel Konventionelles erhalten bleibt. Es ist daher Knopfs Ausführungen insofern zuzustimmen, als dass

Historizität und Aufklärung bei Hebel zusammen [gehören; Anm. d.V]. Tradition wird erst dann richtige Instanz, wenn ihre Historizität erkannt ist, Aufklärung findet erst dann statt, wenn im aktiven Tun Tradition bestätigt und aus ihr Neues gewonnen wird.<sup>483</sup>

Auf Grund dieser Vorgehensweise, Neues aus Altem hervorzubringen, ergeben sich jedoch mitunter Brüche und Spannungen in der Gesamtkonzeption der Hebelschen Kalendertexte, deren Konkretisierung die Aufgabe der folgenden Kapitel ist. Zunächst wird dazu ein allgemeiner Blick auf Hebels Kalenderarbeit geworfen, etwa hinsichtlich den Bestrebungen der Aufklärung, um anschließend einige charakteristische Merkmale seiner Kalendergeschichten, wie etwa den aufklärerischen Tendenzen, zu erläutern. Abschließend werden Besonderheiten von Sprache und Stil der Kalendertexte nachvollzogen, die wiederum auf das Kalendarische der Texte hinweisen, zugleich aber auch Aufschluss über Hebels Konzept der Aufklärung geben können.

---

482 Vgl. Franz Littmann: Johann Peter Hebel. Humanität und Lebensklugheit für jedermann. – Erfurt: Sutton 2008. S. 9.

483 Jan Knopf: Geschichte als Geschichten. – In: Zu Johann Peter Hebel. Hrsg. v. Rainer Kawa. – Stuttgart: Klett 1981 (= Literaturwissenschaft-Gesellschaftswissenschaft 52). S. 132.

## 5.1 HEBELS KALENDERBEITRÄGE IM ZEICHEN DER AUFKLÄRUNG

### 5.1.1 Hebel als Überwinder der Aufklärung?

Um nun das, was als aufklärerisch an Hebels Texten im Vorigen kurz angerissen wurde, zu verdeutlichen, muss ein Blick auf jene Arbeiten geworfen werden, die die Prägung Hebels durch diese Epoche gänzlich verwerfen oder darauf verweisen, dass der Aufklärung zwar ein gewisser Einfluss auf Hebels Werk zugestanden werden kann, sich Hebel aber bald von deren Denkformen wegbewegte und diese letztlich überwand.

Die Minderwertigkeit, die dabei der Aufklärung in der deutschen Literaturgeschichte zugesprochen wird, ist für die erklärte Distanz des Hebelschen Werkes zu dieser Epoche maßgeblich, wird dieser Literaturströmung doch die „flache Verständigkeit des Rokoko“<sup>484</sup>, eine „verwaschene Aufklärungsreligion und ihrer aus Lauheit geborenen Toleranz“<sup>485</sup> und eine „gefühlige Zerflossenheit“<sup>486</sup> bescheinigt. Vor allem aber wird immer wieder der so genannte ‚aufgeklärerische Rationalismus‘ betont, der offensichtlich besonderen Anteil an der Geringschätzung dieser Epoche besitzt.

Dieser Rationalismus ist es denn auch, von dem die unterschiedlichen Forschungsarbeiten den doch eher ‚gefühlbetonten‘ Hebel abgegrenzt wissen wollen, sei dieser doch von „zeitgenössischen Geistesströmungen beinahe unberührt geblieben“<sup>487</sup> und „weit entfernt [...] von jenem rationalen Selbstgefühl des 18. Jahrhunderts, das die Welt allein mit seinem Verstande zu durchdringen meinte und darin nur einen Vorzug sah“<sup>488</sup>. Hebels Vorrangstellung und Überlegenheit wird also primär in seinem intensiven Empfinden gesehen, welches sich in seinem dichterischen Werk niederschlägt und dadurch „über eine Unmittelbarkeit des Empfindens und Gestal-

---

484 Hanns Jost Bürgisser: *Johann Peter Hebel als Erzähler*. – Horgen-Zürich, Leipzig: Muenster-Pr. 1929 (= *Wege zur Dichtung* 7). S. 5.

485 Ebd. S. 12.

486 Peter Katz: *Ein Gutachten Hebels*. – In: *Theologische Zeitschrift*. Bd.15. Hrsg. v. d. Theologischen Fakultät der Universität Basel. – Basel: Reinhardt 1959. S. 267-287. Hier S. 280.

487 Georg Hirtsiefer: *Ordnung und Recht in der Dichtung Johann Peter Hebels*. – Bonn: Bouvier 1968 (= *Schriften zur Rechtslehre und Politik* 53). [Zugl. Bonn, Univ.-Diss. 1968]. S. 16.

488 Ulrich Däster: *Johann Peter Hebel. Studien zu seinen Kalendergeschichten*. – Aarau: Keller 1968. S. 15.

tens [verfüge; Anm. d.V.], neben der das 18. Jahrhundert greisenhaft<sup>489</sup> erscheine. Die hohe Qualität von einigen seiner literarischen Erzählungen mache es daher möglich, über Texte mit ‚aufklärerischen Verirrungen‘ hinwegzusehen, bspw. die Beiträge zur Religionsphilosophie, welche sich, so wird behauptet, nicht „von der Dutzendware aufklärerischer Schriften“<sup>490</sup> unterscheiden würden. Durch die Konzentration auf Hebels poetische Leistung blieben aber solche Schriften von der Forschung gänzlich unberücksichtigt.

Dabei stellt sich nun die Frage, inwiefern Hebels hier zugesprochene Überwindung der Aufklärung als ein „dem Autor selbst unbewusster Vorgang, als natürliches Hervorbrechen des autonomen Dichtergenies, oder aber als von diesem bewußt vollzogener Akt“<sup>491</sup> angesehen werden soll. Denn geht man von Letzterem aus, so erweist es sich als schwierig, explizite Absagen an die Aufklärung oder Verurteilungen von aufklärerischem Gedankengut in den Texten Hebels zu finden, da keine solchen existieren. Vielmehr würdigt der Autor doch das Bestreben „großer edler Menschen“ an den „gemeinschaftlichen Bemühungen für die Aufklärung, für Religion und Tugend, für Menschenveredlung und Beglückung“<sup>492</sup> mitzuwirken, und bedauernd konstatiert er in seinem *Sendschreiben [...] über das Studium des jüdischen Charaktergepräges und dessen Benützung auf Bibelstudium*:

Nur wenige von uns erfahren etwas von der Bildung, der Aufklärung und dem Lebensgenusse, der allen gebührt. Die meisten übrigen leben und sterben etwas besser als das Tier, ohne Charakter, ohne Vaterlandsliebe und Mut, ohne Tugend. Auch die wenigen bringen's nicht weit.<sup>493</sup>

An dieser Aussage lässt sich also erkennen, welch hohes Renommee die Bestrebungen der Aufklärung bei Hebel genießen und keineswegs als Absage an diese verstanden werden können.

489 Katz: Gutachten. S. 280.

490 Gerhard Hess: Rede auf Hebel. – In: Ders.: Gesellschaft, Literatur, Wissenschaft. Gesammelte Schriften 1938-1966. Hrsg. v. Hans Robert Jauß u. Claus Müller-Daehn. – München: Fink 1967. S. 173-181. Hier S. 181. Zit. n. Bee: Aufklärung. S. 35.

491 Bee: Aufklärung. S. 35.

492 HSW 6, 55. Zit. n. Wolfgang Albrecht: Aufklärung. S. 300.

493 HW 3, 265. Zit. n. Albrecht: Aufklärung. S. 304.

Auch Textbelege, wie etwa vereinzelte Stellungnahmen, in denen Hebel sich gegen die von Morallehren dominierten Predigten ausspricht und für eine stärkere Rückbesinnung der geistlichen Rede zu biblischen Wurzeln plädiert, verweisen noch lange nicht auf eine generelle Ablehnung der Aufklärung. Es sind Stellungnahmen, welche kritisch die Veränderungen und Tendenzen innerhalb der Theologie und des Glaubenslebens im 18. Jahrhunderts beleuchten, wobei diese Veränderungen durchaus im Zusammenhang mit der Aufklärung zu sehen sind. Jedoch wird dabei aber keinesfalls Kritik an der gesamten Theologie oder an der gesamten Aufklärung geübt, sondern in einer Art und Weise auf Einzelphänomene Bezug genommen, deren Verfahrensweise wiederum selbst von der Aufklärung geprägt ist. Die Forderung nach einer biblischen Fundierung entspringt also nicht aus einem unreflektierten orthodoxen Glauben, sondern wird durch eine Analyse der Wirkung moralischer Predigten begründet. Der Rückgriff auf die Bibel, so Hebel, ermögliche dem Prediger doch

die moralischen Reflexionen in historischen Texten aus bekannten Faktis abzunehmen, und immer wieder die Geschichte zu rekurriren und so dem trockenen toden Moralvortrag Anmuth und Leben zu verschaffen.<sup>494</sup>

Das historische Faktum soll in einer Predigt, die Rückbezug auf biblische Überlieferungen nimmt, eine erhöhte Anschaulichkeit gewährleisten und dadurch eine größere Überzeugungskraft besitzen, als der bloße Moralvortrag. Zwar wird damit die von der Aufklärung propagierte Loslösung von biblischen Gegenständen hin zu einer rein auf Vermittlung moralischer Lehren gemünzte Predigt aufgegeben, jedoch ist diese Stellungnahme das Resultat einer spezifisch aufklärerischen Form des Erkenntnisgewinns: der rationalen Kalkulation, die die Ursache von Handlungen und Wirkungen, in diesem speziellen Fall also von Sprechakten, zu berechnen vermag und auf Grund dieser Erkenntnisse zu einer Revision der gegenwärtigen Verhältnisse gelangt.<sup>495</sup>

Hebels Ansichten, betreffend einer neuen Kalenderkonstitution, sind hier schon im besonderen Maße angelegt, umschreiben die Äußerungen zur Predigt- und Gebetstheorie doch ein Konzept, dass einerseits auf den Gedanken der Egalität ver-

---

494 Zentner: Briefe. S. 89.

495 Vgl. Bee: Aufklärung. S. 37/38.

weist, welches zwar den restriktiven volkaufklärerischen Bestrebungen im gewissen Maße entgegensteht, aber dennoch aufklärerischen Impulsen folgt<sup>496</sup> und sich andererseits auf die Möglichkeit, durch Geschichte zu lernen, bezieht.<sup>497</sup> Und jene Forscher, die etwa durch die so genannte ‚Sinnlichkeit‘ der Hebelschen Texte oder durch die partielle Akzeptanz abergläubischer Vorstellungen in seinem Aufsatz *Geister und Gespenster* von einer Überwindung der Aufklärung ausgehen, vernachlässigen entweder die starke Rückbindung der literarischen Tätigkeit Hebels an die Aufklärung oder sind über deren Zielsetzungen und methodische Konzepte nicht sachgerecht informiert.<sup>498</sup>

Gerade in Bezug auf Rationalismus und Aufklärung begegnet einem dieses irrtümliche Verständnis, welches zu oft schon als Legitimationsgrundlage diente, Hebels Werke in Opposition zur Aufklärung zu setzen. Denn ein konsequenter Rationalismus ist in Deutschland nie vertreten worden, da trotz der Vorrangstellung der Vernunft und ihres dynamischen Gebrauchs als Kritik, die Aufklärung vor allem durch starke empiristische Strömungen gekennzeichnet war, welche sich mehr und mehr als dominierend erwiesen. Dieses Vorherrschen des empirischen Moments ist in Bezug auf Hebels Werk von besonderer Bedeutung, formuliert er in einigen seiner Schriften doch die Wichtigkeit des induktiven Erkenntnisgewinns, ohne sich dadurch aber zu einem Außenseiter der Epoche zu stilisieren. Vielmehr belegt dies lediglich eine starke Prägung von empiristischem Denken, welches er mit vielen Vertretern der Spätaufklärung teilt. Hebels Reflexionen auf die Grenzen der Vernunft haben sich demnach aus dem Denken seiner Zeit heraus, nicht etwa gegen das Denken seiner Zeit entwickelt und müssen in diesem Kontext gesehen werden.<sup>499</sup>

Bezüglich dem Denken seiner Zeit könnte hier eingewendet werden, dass dieses aber nicht mehr der Aufklärung entspricht, wurde doch Eingang erläutert, inwiefern gebräuchliche Periodisierungsmodelle die Epoche der Aufklärung schon um 1770 enden lassen, Hebels Schriften aber erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts publi-

---

496 Vgl. Kap. 4.1.2 der vorliegenden Arbeit.

497 Zu Hebels ‚Geschichten zur Geschichte‘ Vgl. Kap. 4.2.4 der vorliegenden Arbeit.

498 Vgl. Bee: Aufklärung, S. 40.

499 Vgl. Ebd. S. 40/41.



ziert wurden. Mit Sengles Verweis auf die so genannte Richtung der ‚Spätaufklärung‘, in die Hebel seines Erachtens nach einzuordnen ist, ist jedoch das entscheidende Stichwort für die Umbewertung der deutschen Aufklärung in der neueren Forschung gefallen.<sup>500</sup> Als Resultat dieser Erkenntnisse lässt sich sagen, dass, obwohl die Aufklärung seit dem Ende des 18. Jahrhunderts mit anderen geistigen Strömungen der Zeit konkurrierte, sie doch bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts die vorherrschende Macht bleibt und erst durch die politische Restauration verschwindet; ihr Epochenende somit im Zeitraum von 1830 bis 1850 anzusetzen ist.<sup>501</sup>

Der Beginn der Spätaufklärung ist dabei um 1770 anzusiedeln und kann im Zusammenhang mit der sozioökonomischen Krise nach dem Siebenjährigen Krieg gesehen werden, welche das Denken der Spätaufklärung maßgeblich beeinflusste. Dieser Krieg konfrontierte die Gebildeten und Gelehrten stärker mit gesellschaftlichen Problemen wirtschaftlicher und sozialer Natur und trug daher zu einem Wandel der theoretischen Überlegungen bei, die sich nun stärker auf eine gemeinnützig-praktische Form des aufgeklärten Handelns beriefen.<sup>502</sup>

Diese Ausrichtung der Epoche gipfelte nun in einer Reformbewegung in der auch Hebel einzugliedern ist und die sich der Popularisierung des aufklärerischen Gedankenguts, vor allem in den Schichten der Landbevölkerung, verschrieb. Ursachen und Gründe für diese Volksbildungsbestrebungen lagen, laut Bee, sowohl in der durch Rousseau beeinflussten „Verklärung des Landlebens als des Hortes wahrer Menschlichkeit“, als auch in der von den Physiokraten geförderten Hoffnung auf eine „Intensivierung der Landwirtschaft zur Verbesserung der staatlichen Wirtschafts-

---

500 Vgl. Friedrich Sengle: Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815-1848. Sonderausg. Bd. 2. – Stuttgart: Metzler 1999 (= Epochen der Deutschen Literatur V). S. 41. – Hebel, so bemerkt Sengle „paßt, trotz Goethes Anerkennung, nicht zu dem Bilde, das wir uns von der Goethezeit bisher gemacht haben. Diese vermeintliche Unzeitgemäßheit gilt für die gesamte, durch ein traditionelles Vorurteil als ‚Richtung‘ kaum beachtete Spätaufklärung.“ Ebd. S. 157.

501 Vgl. Wolfgang Albrecht: Deutsche Spätaufklärung. Ein interdisziplinärer Forschungsbericht bis 1985 [zur Wieland-Konferenz am 6. und 7. November 1987 in Halberstadt]. – Halle (Saale): Univ. Halle-Wittenberg 1987 (= Wissenschaftliche Beiträge F 76). S. 11/12.

502 Vgl. Guido Bee: Popularität und Volksaufklärung um 1800. – In: Volksaufklärung. Eine praktische Reformbewegung des 18. und 19. Jahrhunderts. Hrsg. v. Holger Böning, Hanno Schmitt u. Reinhart Siegert. – Bremen: Edition Lumière 2007 (= Presse und Geschichte 27). S. 347-361.

kraft<sup>503</sup>, die wiederum eine verbesserte Bildung der ländlichen Schichten bedingte.<sup>504</sup> Durch Unterweisungen in Fragen des täglichen Lebens, entweder in fiktiver Form oder durch die Einbindung moralischer Belehrungen und Sachinformationen in einen Erzählrahmen, versuchen nun eine Vielzahl aufklärerischer Schriften sich direkt an die Landbevölkerung zu wenden und ihnen aufklärerisches Gedankengut näher zu bringen.<sup>505</sup>

Hebels Kalendertexte stehen diesen volksaufklärerischen Bestrebungen sehr nahe, sind sie doch vom Gedankengut der Volksaufklärung und deren typischen Formen fiktionaler Umsetzung stark geprägt, wie im Folgenden genauer erläutert wird. Jedoch hat Hebel die Möglichkeiten der fiktionalen Vermittlung dieses Gedankenguts grundlegend erweitert, indem er – anders als andere volksaufklärerische Schriften – auf die Lebenssituation, das Fassungsvermögen und die Lektürevorlieben seiner Leserschaft einging und durch verschiedene sprachliche Stilmittel in höherem Maße zu einem Nachdenken über den Sinngehalt der verschiedenen Texte anregte. Nichtsdestotrotz bleibt seine literarische Tätigkeit aber fest mit der volksaufklärerischen Programmatik verbunden und die unterschiedlichen Stilmittel, wie etwa der Dialog des Erzählers mit dem Leser oder die so oft proklamierte 'Sinnlichkeit' seiner Werke, weisen dabei nicht das Anliegen der Volksaufklärung zurück, sondern stellen vielmehr Versuche dar, die etablierten Vermittlungsformen durch den Einbezug neuer Formen zu erweitern bzw. in Teilen zu ersetzen.<sup>506</sup>

503 Bee: Aufklärung. S. 42.

504 Vgl. Reinhard Wittmann: Der lesende Landmann. Zur Rezeption aufklärerischer Bemühungen durch die bäuerliche Bevölkerung im 18. Jahrhundert. – In: Der Bauer Mittel- und Osteuropas im sozio-ökonomischen Wandel des 18. und 19. Jahrhunderts. Beiträge zu seiner Lage und deren Widerspiegelung in der zeitgenössischen Publizistik und Literatur. Hrsg. v. Dan Berindei, Wolfgang Gesemann [u.a.]. – Köln, Wien: Böhlau 1973. S.142-196. Hier S. 156.

505 Vgl. hierzu den Hinweis von Voss, dass der Großteil der Literaturkonsumenten auf Grund der hohen Verbreitung der Werke, erstmals um 1770 mit aufklärerischen Schriften in Berührung kam. – Jürgen Voss: Der Gemeine Mann und die Volksaufklärung im späten 18. Jahrhundert. – In: Vom Elend der Handarbeit. Probleme historischer Unterschichtenforschung. Hrsg. v. Hans Mommsen u. Winfried Schulze. – Stuttgart: Cotta 1981 (= Geschichte und Gesellschaft. Bochumer Historische Studien 24). S. 208-233. Hier S. 209.

506 Vgl. Bee: Aufklärung. S. 42/43.

### 5.1.2 Populär-aufklärerische Zielsetzung der Kalenderarbeit

Dass nun ausgerechnet der von vielen Gelehrten und Gebildeten zunächst als „Sammelbecken des Aberglaubens“<sup>507</sup> geschmähte Volkskalender für die Zwecke der Aufklärung instrumentalisiert werden sollte, war seit dem 18. Jahrhundert keine allzu ungewöhnliche Vorstellung mehr. Fand doch das Medium eine weite Verbreitung bei den unteren sozialen Schichten und garantierte dadurch eine ebenso hohe Verbreitung aufklärerischen Gedankengutes durch die Vermittlung im Medium. Daher entstand der so genannte ‚aufgeklärte Volkskalender‘, der sich als Gegenstück zum traditionell durch astrologische Inhalte geprägte Volkskalender verstand und sich als parallele Institution zu den gebräuchlichen Bauernaufklärern auffassen lässt.<sup>508</sup>

Gerade in Baden, in dessen Ortschaften der Hebelsche Kalender publiziert wurde, galt der damalige Herrscher Karl Friedrich als ein Regent mit aufgeklärter Gesinnung, der sich intensiv mit den Fragen Volksaufklärung beschäftigte.<sup>509</sup> Neben diesen Bestrebungen dürften aber auch die schon erwähnten physiokratischen Wirtschaftstheorien, welche sich durch die Volksaufklärung und ihrer Vermittlung von neuen Technologien gegenüber der Landbevölkerung, die diese schlussendlich auch anwenden sollten, eine Intensivierung der Landwirtschaft und dadurch auch eine Erhöhung der Staatsfinanzen versprach, für eine raschere Verbreitung aufklärerischen Gedankengutes verantwortlich gewesen sein.

Es ist daher nicht verwunderlich, dass die inhaltliche Gestaltung des *Badischen Landkalenders* seit 1785 einem vom Konsistorium benannten Redaktionsgremium unterlag, welches sich nach den obrigkeitlichen Interessen richten und dem Konsistorium Rechenschaft ablegen musste. Auch Hebel, der ab 1808 der alleinige Redakteur des neu konzipierten *Rheinländischen Hausfreundes* war, musste sich diesem Konsistorium unterstellen und nach ihren Richtlinien handeln, welche zumeist auf die Belehrung des Volkes pochten.<sup>510</sup> Bereits 1805 hatte Brauer in einem Gutachten

---

507 Bee: Aufklärung, S. 63.

508 Vgl. zur Einwirkung der Aufklärung auf den Kalender Voit: Landkalender, S. 54ff.

509 Bee: Aufklärung, S. 63.

510 Vgl. Kap. 3 der vorliegenden Arbeit.

auf den ‚positiven Staatszweck‘ hingewiesen, den Kalender als „Mittel zu einer angenehmen eingekleideten Belehrung für das Volk zu benutzen“<sup>511</sup>.

So auch einige Jahre später Hebels Gegengutachter Jägerschmidt, dessen aufklärerische Intentionen, die er im Kalender verwirklicht sehen wollte, klar aus seinem Gutachten hervorgehen. Betont er doch geradezu, inwiefern es in den letzten Jahren gelungen sei, „die unter dem Land Volk herrschenden Kenntnisse durch den Land Kalender unter demselben zu verbreiten“<sup>512</sup>. Im gleichen Sinne äußert sich der damalige Konsistorialdirektor Hertzberg zu einer Neugestaltung des Kalenders in seinem zusammenfassendem Gutachten, dessen Empfehlungen vom Konsistorium schließlich als Beschlüsse übernommen wurden und zur Neukonstitution des *Badischen Landkalenders* führte:<sup>513</sup>

ein wohleingerichteter Land Kalender [...] soll das Volck belehren, während es bloß angenehm unterhalten und belustiget zu werden glaubt. Die Aufsätze und Nachrichten, die dem eigentlichen Kalender angefügt werden, sollen unter dem Landvolck herrschende irrige Vorstellungen berichtigen, ihm zunächst interessante u. nützliche Kenntnisse allmählig verbreiten und demselben, besonders für die Winter Abende eine unterhaltende lecture gewähren. Die Materie muß daher mit Kenntniß des Volcks und mit Rücksichtnahme auf dessen Geistesbedürfniß und Fassungsgabe und Eigenheiten gewählt, das Beliehende mit dem Angenehmen gemischt u. das Gesagte in einer populären und gemeinfaßlichen in der s.g. Volckssprache gesagt werden.<sup>514</sup>

An Hand dieser Äußerungen ist die aufklärerische Zielsetzung der obig erwähnten Kalendermacher und Redakteure offensichtlich. Die Vorstellungen, die in diesen Gutachten publiziert werden, verlassen dabei nie den engen Rahmen einer lediglich ‚verhältnismäßigen Aufklärung‘, welche auf den Wirkungskreis der unteren Schichten beschränkt bleibt und mit einem umfassenden Aufklärungsverständnis nur wenig zu tun hat. Nicht das freie und selbständige Denken, der Weg aus der ‚Unmündigkeit‘ wird hier proklamiert, sondern die Beschränkung auf Belehrung als bloße Sachinformation und auf die Vermittlung von praxisbezogenem Wissen, die mit abergläubischen Vorstellungen aufräumen soll.

511 Johann Nikolaus Friedrich Brauer: Anzeige das Kalender Wesen im Lande betr. GLA 236/5776. Bl. 37-45. Zit. n. Voit: Landkalender. S. 38.

512 Kap. A.II.2 der vorliegenden Arbeit.

513 Vgl. Kap. 3.2 der vorliegenden Arbeit.

514 Kap. A.II.4 der vorliegenden Arbeit.

Dementsprechend bot der Kalender seinen Lesern nicht das, was sie lesen wollten, sondern vermittelte Informationen und Instruktionen. Diese sollten sich als ‚zweckmäßig‘ erweisen und auf die untergeordnete Position des Konsumenten im Gefüge der Ständegesellschaft Bezug nehmen. Volksaufklärung konnte in diesem Sinne also nur eine ‚verhältnismäßige‘ Aufklärung darstellen, da es das Volk in seinem Stande beließ und ihm nur in diesem Rahmen Möglichkeiten zur Anwendung des viel zitierten ‚Sapere aude‘ offenbarte oder wie Wittmann formuliert: „ Während für den sich emanzipierenden Bürger das Recht auf Bildung gefordert wird, betonen die Aufklärer offen die Notwendigkeit von Restriktionen gegenüber bauerlicher Emanzipation“<sup>515</sup>.

Hebels Haltung zur volksaufklärerischen Instrumentalisierung des Kalenders ist hingegen nicht so einfach zu fassen, beschäftigt er sich in seinen Briefen und Gutachten zwar einerseits ausführlich mit den Möglichkeiten und Problemen der Popularisierungsbemühungen des Kalenders, andererseits finden sich dezidierte Äußerungen über die Volksaufklärung als soziales Anliegen oder als zeitgenössische Reformbewegung nur selten. Auch in seinen Kalendergutachten und der Korrespondenz zum Kalenderwesen geht Hebel nicht explizit auf die Äußerungen des Konsistoriums ein, sondern richtet sein Interesse vielmehr auf eine Adressatenbezogene Gestaltung des Kalenders.<sup>516</sup>

Diese Ausrichtung zeigt aber auch deutlich die bestehenden Diskrepanzen von Hebels Verständnis einer gelungenen Gestaltung des Kalenders mit entsprechenden Kalendertexten und den Vorstellungen des Konsistoriums. Denn schon die ersten Textproben wurden von diesem Gremium mit der Begründung zurückgewiesen, dass sie der starken volksaufklärerischen Prägung des Kalenders zuwiderliefen und die Möglichkeiten der Funktionalisierung der Texte für ‚Belehrung‘ und ‚Moral‘ nicht in dem Maße gegeben sei, wie es vom Konsistorium gewünscht würde. Hebel bezieht dazu Stellung und rechtfertigt sich in einem Begleitschreiben, welches er der bearbei-

---

515 Wittmann: *Der lesende Landmann*. S. 163.

516 Vgl. Bee: *Aufklärung*. S. 63/64.

teten Fassung der von dem Konsistorium beanstandeten Erzählung *Eine sonderbare Wirthszeche*<sup>517</sup> beilegt:

Eine allzu besonnene und eben daher leicht merkbar werdende Berechnung aller Artikel auf Belehrung und Moralität greift nicht durch, da kein Mensch, um belehrt und gebessert zu werden, sondern um Unterhaltung zu finden, den Calender liest. Doch selbst die Wirthszeche enthält schon im ersten Perioden einen Wink auf praktische Benutzung.<sup>518</sup>

Auch hier argumentiert Hebel von der Position des Adressaten heraus und verweist damit auf eine grundlegende Präferenz der Leser für Unterhaltendes, betont dabei aber nachdrücklich, dass seine Texte keinesfalls nur unterhalten wollen, sondern immer auch einen „Wink auf praktische Benutzung“ enthalten. Die aufklärerische Perspektive wird demnach beibehalten, aber insofern in eine andere Richtung gelenkt, als dass sie sich nicht mehr aus den Gegenständen der unverbindlich-harmlosen Texte selbst ergibt, sondern aus der Bearbeitung, aus dem ‚Wink‘ des Erzählers heraus.

Dadurch wird aber etwas grundsätzlich anderes anvisiert, als lediglich die Darstellung von Moralitäten, von Nützlichem und trockener Belehrung, obwohl Hebel in seinem ersten Kalendergutachten gleichwohl von der Verbindung des Belehrenden und Nützlichen spricht, wenn er folgendes äußert: „Die Absicht zu belehren u. zu nützen sollte nicht voranstehen sondern hinter dem Studio placendi masquirt, u. desto sicherer erreicht werden“<sup>519</sup>. Erscheint hier die Bedeutung der Bearbeitung durch den Autor noch nicht in aller Deutlichkeit ausformuliert, so offenbart Hebels zweites Gutachten dies in nuce. Denn kritisierte Jägerschmidt in seinem Aufsatz den angeblich von Hebel so herausgestellten Vorbildcharakter des *Basler Hinkenden Boten*, so sieht sich Hebel zu einer Präzisierung seiner Ausführungen in seinem zweiten Gutachten genötigt:

Ich glaubte, den h. Botten nicht als das Muster eines guten Calenders, sondern als einen sehr beliebten Calender aufzustellen, werth um von ihm zu lernen, [gestr.: nich] *was* man dem Volk, nicht aber *wie* man es ihm geben müße. Selbst die historischen Leseartikel müßten viel zweckmäsiger gewählt, populärer, sinniger, reiner und unter einer lustigen Außenseite lehrreicher bearbeitet werden, als dort geschieht, und die stehenden Artikel von Nativi-

517 Vgl. 50 *Eine sonderbare Wirthszeche*. der vorliegenden Arbeit.

518 Funck: Hebel. S. 69.

519 Kap. A.II.1 der vorliegenden Arbeit.

tätsstellung, Aspekten pp nach der angegebenen Zschockischen Manier so bearbeitet werden, daß nicht der Aberglaube befestigt u. genährt, vielmehr [gestr.: ent] allmählich entkräftet, und der eigenthümliche Geschmack des Volks, theils um des lukrativren Absatzes willen, theils für die Erreichung edlerer Zwecke unschädlich befriediget würde.<sup>520</sup>

Es ist offensichtlich, dass Hebel sich auch hier nicht explizit gegen eine populär-aufklärerische Zielsetzung des Kalender ausspricht, sondern lediglich die bisherige Vernachlässigung des Rezipienten kritisiert. Zwar wird auch auf die unterschiedlichen Textarten Bezug genommen, die aufklärerische Einflussnahme setzt jedoch nicht bei diesen an, sondern bei der Bearbeitung der Erzählungen, die zahlreichen Anforderungen, wie etwa populär, sinnig, rein, und lehrreich genügen muss.

Dies wiederum hat weitreichende Konsequenzen bezüglich der inhaltlichen Gestaltung des Kalenders und seiner Zielsetzung, bedeuten diese Bedingungen des Bearbeiters zunächst einen Verzicht auf systematische Darstellungen, etwa in der Art, wie sie in Beckers *Noth- und Hülfsbüchlein* und anderen Werken der fiktionalen Bauernaufklärung vorhanden sind. Nicht mehr ein bestimmter Bestand an Realienwissen wird ausgespäht, der pädagogisch vermittelt werden soll, sondern allein das, was dem Leseschmack des Publikums entgegenkommt. Dies hat aber zur Folge, dass auf „belehrende Aufsätze und alte Anekdoten, die mehrere Jahrzehnte hindurch das Unglück des Baden-Durlachischen Landkalenders gemacht haben“<sup>521</sup> verzichtet wird und im Gegensatz dazu astrologische bzw. pseudo-astrologische Inhalte,<sup>522</sup> sowie historische Lesartikel,<sup>523</sup> Nachrichten aus dem Alltagsgeschehen und Fiktionales, dass aber mit dem Anschein von Aktualität und Authentizität versehen ist, aufgenommen werden.

Hebels besondere Leistung ist hinsichtlich der aufklärerischen Zielsetzung der Kalenderarbeit also darin zu sehen, dass er die „Untauglichkeit einer Festlegung der aufklärerischen Einflußnahme auf bestimmte Stoffe und Gattungen erkennt“<sup>524</sup> und daher allein die Lektürevorlieben der Rezipienten als geeigneten Maßstab nimmt. Gleichzeitig sieht er die mit der Herausgabe verbundene pädagogische Zielsetzung

---

520 Kap. A.II.3. der vorliegenden Arbeit.

521 Funck: Hebel. S. 76/77.

522 Vgl zur ausführlichen Darstellung Kap. 5.2.4 der vorliegenden Arbeit.

523 Vgl. Ebd.

524 Bee: Aufklärung. S. 68.

des Kalenders nicht darin vollzogen, dass sie etwa die Auswahl der Stoffe bestimme, sondern eher darin verwirklicht, dass sie an der Bearbeitung der Kalenderinhalte ansetze. Damit wird aber zugleich ein deutlicher Strategiewandel hinsichtlich der aufklärerischen Instrumentalisierung von Literatur im Kalender augenscheinlich, offenbarten sich doch zuvor die aufklärerische Inhalte meist als platte Morallehren oder als Belehrungen im Praktisch-Nützlichem Bereich.<sup>525</sup>

Es ist also nicht ergiebig sich hinsichtlich der Funktionsbestimmung der Hebelschen Kalendertexte lediglich an die alten Horazischen Vorgaben von ‚prodesse et delectare‘ zu orientieren und Hebels Verdienst allein in einem Zugewinn an Unterhaltung festzumachen, durch die sich seine Texte von den anderen, teils rein belehrenden Inhalten des *Badischen Landkalenders* unterscheiden. Sicherlich verweist Hebel in seinen Gutachten auf die Bedeutsamkeit des Unterhaltenden, hinter dem sich kaum merklich das Behelrende befinden sollte, doch dürfte dies für das Konsistorium kaum ein gänzlich neuer Aspekt gewesen sein, betrachtet man die Stellungnahmen der entsprechenden Personen zu diesem Thema.<sup>526</sup>

Mehr als deutlich tritt jedoch die Diskrepanz zwischen Konsistorium und Hebel zu Tage, sobald es um die Konzeption des Kalenders nach aufklärerischen Gesichtspunkten geht, bei der sich das Gremium vor allem auf Sachinformationen, moralische Unterweisungen und damit eng verbunden, ganz auf diese Zielrichtung hin ausgerichteten Textgattungen beschränkte. Hebel plädierte hingegen für eine Offenheit des Kalenders, der sich zudem an den Publikumsvorlieben orientieren sollte und nicht etwa nur rein Fiktives, sondern auch tagespolitische Informationen mit einbeziehen müsste.

Gerade durch diese Offenheit der Kalendertexte, durch das bunte Potpourri der dargebotenen Inhalte und den Rückgriff auf die von der Volksaufklärung bewusst gemiedenen populären Lesestoffe, unterscheidet sich denn auch Hebels Kalender von anderen populär-aufklärerischen Schriften der damaligen Zeit. Gleichzeitig lassen die Hebelschen Texte eine Zielsetzung innerhalb des volksaufklärerischen Schrifttums er-

---

525 Vgl. Ebd. S. 68.

526 Vgl. Kap. A.II.2 u. A.II.4 der vorliegenden Arbeit.



kennen, welche, gemessen an der Mehrheit der Bauernaufklärer und anderer zeitgenössischer Werke, den Rahmen einer bloß ‚verhältnismäßigen‘ Aufklärung sprengen und ein umfassendes Aufklärungskonzept propagieren.

Dieses Konzept wird jedoch selten in den Kalendertexten selbst erwähnt oder ergibt sich aus thesenartigen Wendungen, sondern vielmehr aus dem formalen Arrangement und aus den „narrativen Konstituenten der einzelnen Texte“<sup>527</sup>. Die wenigen vorhandenen Textstellen jedoch, die Äußerungen über den aufklärerischen Diskurs enthalten, weisen explizit auf ein umfassendes Aufklärungskonzept hin. Denn wenn in *Mancherley Gute Lehren*<sup>528</sup> der Erzähler betont, dass Weisheit „nicht im Wissen, sondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon“ bestehe, so geht es hier nicht um eine reine Vermittlung von Sachinformationen oder Wissen, sondern um die Umsetzung des Wissens in die Praxis. Dies aber impliziert die Fähigkeit des Lesers Transferleistungen zu erbringen und das ‚Gelernte‘ auf andere Sachgebiete zu übertragen. Gleichzeitig kann sich der Erzähler bei einer solchen Konzeption nicht nur auf eine reine Wissensvermittlung beschränken, sondern muss zudem die Fähigkeit des Rezipienten schulen mit diesem ‚Wissen‘ richtig umgehen zu können und ihn überhaupt zum Nachdenken und Nachfragen anzuregen.<sup>529</sup>

All dies vollzieht sich bei einer genaueren Betrachtung in den Hebelschen Kalendertexten, regen seine Erzählungen doch auch heute noch zum Nachdenken an, sind immer noch aktuell und ermöglichen, durch die in den Texten vollzogene reflexive Auseinandersetzung mit dem Alltagsgeschehen, die „vernünftigen Ursachen des vermeintlich Unvernünftigen selbständig zu ergründen“<sup>530</sup>.

Gerade durch diese Vorgehensweise und den Anspruch des Erzählers an den Leser, eigenständig zu denken, unterscheiden sich die Geschichten Hebels maßgeblich von anderen Werken der Zeit. Ein gutes Beispiel bilden hierbei die so genannten Bauernaufklärer, welche keineswegs zum eigenständigen Denken und Handeln auffordern, sondern den unbedingten Gehorsam gegenüber den Weisungen der Aufklä-

---

527 Bee: Aufklärung, S. 79.

528 Vgl. 16 *Mancherley gute Lehren*. der vorliegenden Arbeit.

529 Vgl. Bee: Aufklärung, S. 80.

530 Ebd. S. 80/81.

rer und ihrer Erkenntnisse propagieren. Im Hinblick auf abergläubische Praktiken, welche die Bauernaufklärer zweifelsohne bekämpften, wird nicht etwa durch die Verurteilung des als widersinnig Erkannten zugleich der Versuch unternommen, den Adressaten zu einem selbständigen Denken zu bewegen und ihn mittels der eigenen Vernunft dazu zu bringen sich von diesen Praktiken abzuwenden. Vielmehr kommt die Verurteilung des Aberglaubens einem Denkverbot gleich, welches abergläubische Vorstellungen als unbotmäßige Denkanstrengung offenbart, die hinter der göttlich-natürlichen Ordnung, weitere übernatürliche Gesetzmäßigkeiten vermutet. Es wird hier also ein unbedingter Gehorsam gefordert, wo etwa eine eigene genauere Denkleistung unterstützt werden könnte.<sup>531</sup>

Hebel erscheint eine solche Vorgehensweise nicht weiter sinnvoll, offenbart doch schon einer seiner früheren Aufsätze, die religionsphilosophische Betrachtung *Geister und Gespenster*, wie zwecklos für ihn eine rein rationalistische Verurteilung des Gespensterglaubens ist.<sup>532</sup> Stellt er diesen doch als einen besonderen Bereich der Volksreligion dar, der toleriert werden müsse und eben nicht an Hand einer rein rationalen Aufklärung unschädlich gemacht werden könne:

Soll er [der ‚gemeine Mann‘; Anm. d.V.] uns gegen seine vermeinten oder wirklichen Erfahrungen und seine befestigten Traditionen aufs Wort glauben? Wird er's? Wollen wir's verlangen, die wir doch selbst gegen allen blinden Glauben eifern?<sup>533</sup>

Hier wird augenscheinlich, inwiefern Hebel sich als ein Spätaufklärer erweist, der im Gegensatz zu anderen Zeitgenossen, sein aufklärerisches Bestreben im Einklang mit aufklärerischen Prinzipien wissen möchte und daher zum Schluss kommt, dass es weiser wäre, statt den „Volkaberglauben gewaltsam zu beseitigen,

ihn einzuschränken, ihn womöglich zu verschönern und zu veredeln und durch besonnene Leistung unschädlich zu machen und zu moralischen Zwecken zu benutzen.<sup>534</sup>

Sind diese Aussagen zwar in einem religionsphilosophischen Diskurs anzusiedeln, so offenbaren sie doch zugleich die wesentlichen ideellen Grundlagen eines

---

531 Vgl. Ebd. S. 80.

532 Vgl. Albrecht: Aufklärung. S. 305.

533 HW 3, 300. Zit. n. Albrecht: Aufklärung. S. 305.

534 HW 3, 300. Zit. n. Albrecht: Aufklärung. S. 305.

Konzeptes literarischer Volksaufklärung, wie es im *Rheinländischen Hausfreund* seinen Höhepunkt erreicht. Nicht länger ist die Darlegung von Moral oder die systematische Vermittlung von Wissen maßgeblich, sondern eine „enge Bezugnahme vernunftgemäßer Handlungsanweisungen auf die spezifischen Gegebenheiten der Situation, in der sie Verwendung finden“<sup>535</sup>.

So verzichtet Hebel in Texten wie *Das wohlbezahlte Gespenst*, *Merkwürdige Gespenster-Geschichte* oder *Der schwarze Mann in der weißen Wolke*<sup>536</sup> auf eine explizite Darstellung der natürlichen Ursachen übernatürlicher Phänomene durch Kommentare des Narrators oder einer herausgehobenen Figur, wie etwa eines aufgeklärten Pfarrers oder Dorflehrers. Auch die Konzeption einer Läuterung des abergläubischen Menschen, infolge der Aufdeckung ihrer Täuschung, unterbleibt und wird nicht weiter verfolgt. Vielmehr konzentriert er sich auf die Gestaltung und Anordnung seiner Texte, die dadurch einen überschaubaren und von allen Seiten her einsehbaren Geschehenszusammenhang bilden, der die einzelnen Vorgänge der Erzählungen transparent macht und dadurch eine weitere Kommentierung des Narrators erübrigt. Dem Rezipienten erschließt sich von selbst die Täuschung durch den Aberglauben, ohne dass vom Erzähler Einwände gegen das Übernatürliche vorgebracht werden müssen.

Hebels Kalendertexte berücksichtigen hierbei stärker die methodischen Komponenten, durch welche der Rezipient dazu gebracht werden soll, die durch die Kalendergeschichten vermittelten Lehren und Merksätze auch in anderen Lebenssituationen anzuwenden und folglich eigene Transferleistung zu vollbringen. Die Hebel-schen Kalendertexte bestehen demnach nicht aus einem Memorieren und dem Gebot des Befolgens allgemeingültiger Sätze seitens des Adressaten, sondern versuchen, meist durch genuin narrative Mittel, die Befähigung zum selbständigen Denken zu ermöglichen bzw. zu aktivieren. Daher kann der Hebelsche Kalender nicht einer nur ‚verhältnismäßigen‘ Aufklärung zugeordnet werden; vielmehr offenbart sich innerhalb

---

535 Bee: Aufklärung, S. 82.

536 Vgl. 36 *Das wohlbezahlte Gespenst.*, 84 *Merkwürdige Gespenster-Geschichte.*, 174 *Der schwarze Mann in der weißen Wolke.* der vorliegenden Arbeit.

der Kalendertexte eine aufklärerische Zielsetzung, welche sich ganz dem ‚Sapere aude‘ verpflichtet sieht.

## 5.2 CHARAKTERISTISCHE MERKMALE DER KALENDERGESCHICHTEN

### 5.2.1 Figur des Hausfreundes

Mit der literarischen Figur des Hausfreundes schließt Hebel an eine alte kalendari-  
sche Tradition an, nämlich an die des ‚Hinkenden Boten‘<sup>537</sup>, verändert diese literari-  
sche Figur aber insofern, als dass der vormals stelzbeinige Kriegsinvalid sich im He-  
belschen Kalender als eine bewusst friedfertige offenbart. Der Kriegsveteran, der für  
den Kampf untauglich geworden ist und nun seinen Lebensunterhalt durch Hausie-  
ren und Botengänge verdient, weicht einer Figur, die die Leute in der Gestalt des öf-  
fentlichen Mittlers heimsucht.<sup>538</sup> Dass Hebel diese traditionsreiche Verbindung  
durchaus bewusst war, zeigt u.a. folgende Bemerkung:

Weil ich hoffe, dem Leser des rheinischen Hausfreundes das nächstmal viel  
Erfreuliches vom Frieden zu sagen, so müssen wir dießmal auch etwas vom  
leidigen Krieg erwähnen. Denn ohne Krieg wird in der ganzen Welt kein  
Frieden geschlossen, und ein wohlgezogener Kalender soll seyn ein Spiegel  
der Welt.<sup>539</sup>

Mit der Übernahme der tradierten Figur des Kalendermannes, der als personifizierte  
Figur, z.B. als ‚Hinkender Bote‘ mit seinen Landsleuten und Lesern spricht, steht He-  
bel gleichfalls in Nachfolge der Moralischen Wochenschriften, deren Autoren sich  
hinter bestimmten Charakteren versteckten. Er verwendet diese Figur demnach als  
Maske und inszeniert sie als Erzähler innerhalb der narrativen Welt.<sup>540</sup>

Auf den Namen seines Kalendermannes und seines Kalenders kommt Hebel  
freilich nicht auf Grund der Inszenierungsmöglichkeiten, die sich ihm dadurch bie-  
ten, sondern um des höheren Absatz willen. Schon in seinem Gutachten von 1806  
verweist er auf die Notwendigkeit, dem *Badischen Landkalender* einen allgemeinen,  
einladenden Namen zu geben, denn

<sup>537</sup> Vgl. Kap. 2.2.6 der vorliegenden Arbeit.

<sup>538</sup> Vgl. Knopf: *Kalendergeschichte*. S. 123.

<sup>539</sup> *54 Der Preußische Krieg*, der vorliegenden Arbeit.

<sup>540</sup> Vgl. Wolfgang Martens: *Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der Moralischen  
Wochenzeitschriften*. – Stuttgart: Metzler 1968. [Zugl. Berlin, Univ. phil. hab. Schrift]. S. 33/34.

fürs erste thut so ein Aushängschild wie *Hinkender Bott, Jährlicher Hausfreund*, [...] mehr Wirkung /6/ auf das Volk, zumal bey der ersten Einführung eines Produkts, als [man] meint. [...] Fürs andere weiht ein solcher allgemeiner Titelnamen das Produkt für jedermann, der etwas dahinter suchen mag. Hinter dem Titel: *Curfürstlich badischer gnädigst privilegirter Landkalendar für die badische Marggrafschaft lutherischen Antheils* sucht außer dem marggrävischen Unterthan und Lutheraner niemand etwas als die treuherzige Warnung: *Kaufe mich nicht, dich gehe ich nichts an*.<sup>541</sup>

Mit dem Titel *Der Rheinländische Hausfreund* wird dagegen ein Kalender bzw. ein Kalendarer Mann geschaffen, der seine Unabhängigkeit von Staat und Kirche schon auf der Titelseite offeriert und sich durch die Darstellung auf der Titelvignette, mit Dreispitz und gutbürgerlicher Kleidung, als Hausfreund, als vertrauenswürdiger Nachbar und Zeitgenosse des 18. Jahrhunderts kundtut.

„Hausfreund“ war zu jener Zeit aber noch ein relativ neues Wort und bezeichnete den „Freund eines Hauses, einer Familie, der entweder in demselben wohnt, oder doch fleißig daselbst ein- und ausgeht.“<sup>542</sup> Nicht zur Familie gehörend, aber dennoch Zutritt zu dieser besitzend, offenbart sich die literarische Figur als ein Nachbar und Landsmann, der Anteil am Leben seiner Landsleute nimmt und als *Rheinländischer Hausfreund* im rechtsrheinischen Gebiet zwischen Basel und Mannheim zu Hause ist. Einerseits persönlich nahe, zieht er andererseits ständig umher und offenbart sich als Beobachter des Alltagsgeschehens, ohne aber in dieses einzugreifen. Der „Hausfreund“ geht

fleißig am Rheinstrom auf und ab, schaut zu manchem Fenster hinein, man sieht ihn nicht; sitzt in manchem Wirthshaus, und man kennt ihn nicht; geht mit manchem braven Mann einen Sabbatherweg oder zwey, wie es trift, und läßt nicht merken, daß ers ist.<sup>543</sup>

Sein Aufenthaltsort ist also die Öffentlichkeit des Dorfes und die Gaststube des Wirtshauses, in der er auch seine Leser vermutet. Dort streckt er ihnen die „Hand entgegen, und wünscht gesunden Leib, gut Gewissen und Zufriedenheit“<sup>544</sup>, ist zugewandt, redlich, schafft dadurch Vertrauen zum Leser und hebt bestehende, intellektu-

541 Kap. A.II.1 der vorliegenden Arbeit.

542 Campe.1808. Zit. n. Rohner: Kalender. S. 44.

543 74 *Der rheinische Hausfreund spricht mit seinen Landsleuten und Lesern, und wünscht ihnen das neue Jahr*. der vorliegenden Arbeit.

544 Ebd.

elle Rangunterschiede auf.<sup>545</sup> Der Kalendermann zeigt sich, laut Rohner, also als ein „Erzähler von niemals einschüchternder, wie selbstverständlicher, vertrauenswürdiger Autorität“<sup>546</sup>.

Das Vertrauen des Lesers kann der ‚Hausfreund‘ jedoch nicht als gegeben voraussetzen, muss es durch genaue Angaben von Orten und Gewährsmännern, sowie durch eine plausible Argumentation immer wieder neu erwerben:

Der Hausfreund verlangt nicht, daß ihm der geneigte Leser diese seltsame Geschichte auf *sein* Wort glauben soll, maßen er selber nicht dabeigewesen ist. Aber die Sache ist hernach gerichtlich von den Herrn der Gespanschaft und von dem Physikat untersucht und als authentisch in die Akten gebracht worden, und ein rechtschaffener Herr daselbst hat sie voriges Jahr wieder aus den Akten herausgezogen und in der Stadt Wien durch den Buchdruck bekannt gemacht.<sup>547</sup>

Dabei zeigt sich aber auch, dass der ‚Hausfreund‘ seinen Lesern oftmals Informationen vorenthält, Fakten verändert oder Berichtetes als bloße Fiktion offenbart.<sup>548</sup> Gleichzeitig zwingt dieser Erzähler den Rezipienten zur genauesten Lektüre des Wortlautes, da auf Grund der Vorliebe für Relativierungen, Präzisierungen und Zurücknahmen, wie ‚fast‘, ‚ein wenig‘ oder auch ‚bisweilen‘, der Sinn des Gesagten ins Gegenteil verkehrt werden kann.<sup>549</sup> Denn Aussagen wie „Als nemlich der Hausfreund den rheinländischen Calender noch schrieb, er schreibt ihn noch,“<sup>550</sup> oder „Der Wunsch eines Königs von Frankreich ist bald erfüllt, zwar auch nicht jeder, aber dieser,“<sup>551</sup> offenbaren den unsicheren Raum, in dem sich der Leser zurecht finden muss.

545 Vgl. Carl Pietzcker: „Der rheinländische Hausfreund spricht mit seinen Landsleuten und Lesern“. Gesellige Vernunft – eine literarische Inszenierung. – In: Gesellige Vernunft. Zur Kultur der literarischen Aufklärung. Hrsg. v. Ortrud Gutjahr, Wilhelm Kühlmann u. Wolf Wucherpfenning. – Würzburg: Königshausen & Neumann 1993. S. 211-227. Hier S. 213.

546 Rohner: Kalender. S. 68.

547 169 *Andreas Hertzeg*. der vorliegenden Arbeit.

548 Vgl. 129 *Vereitelte Rachsucht*. (*Eine wahre Geschichte*.) der vorliegenden Arbeit. – „Dem Hausfreund ist aber bey dieser Geschichte nicht halb so angst, als dem geneigten Leser, denn ohne seinen Willen kann der Amtmann nicht sterben.“ oder 94 *Die drey Diebe*.: „Der geneigte Leser wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieser Erzählung vorkommt. Doch ist sie in einem schönen Buch beschrieben, und zu Vers gebracht.“

549 Vgl. Guido Bee: Johann Peter Hebels „Rheinländischer Hausfreund“ als Kalender der Aufklärung. – In: Der Kalender als Fibel des Alltagswissens. Hrsg. v. York-Gothart Mix. – Tübingen: Niemeyer 2005 (= Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung 27). S. 175-189. Hier S. 181.

550 309 *Zwey Gehülffen des Hausfreunds*. der vorliegenden Arbeit.

551 295 *Ist der Mensch ein wunderliches Geschöpf*. der vorliegenden Arbeit.

Zugleich wird hier das Inszenierungsspiel der Figur ersichtlich, welches an den von Jean Paul, in der Nachfolge Sterne, Wieland und Hippels, weit entfalteten humoristischen Erzähler erinnert.<sup>552</sup> Im Gegensatz zu Paul lässt Hebel seinen Erzähler aber meist nur als vorgeführte bzw. sich vorführende Er-Figur auftreten und nur selten als Ich-Erzähler, wodurch dem Leser ermöglicht wird, mit einiger Distanz auf den Erzähler zu blicken, sich nicht gänzlich mit ihm zu identifizieren oder den „ins Bodenlose ziehenden Strudeln ihrer Subjektivität“<sup>553</sup> ausgeliefert zu sein. Unter Berücksichtigung dieser Distanzhaltung kann der ‚Hausfreund‘ sein humoristisches Spiel aber nun mit allem treiben; angefangen bei seinem eigenen Verfahren, seinem Vorwissen als auktorialer Erzähler oder indem er mit den Erwartungen des Lesers spielt:

Der Leser merkt etwas. Was gilt,“ denkt er, „es fuhr ein Rad vom Wagen?“  
Es kommt dem Hausfreund auch nicht darauf an. Eigentlich aber, und die Wahrheit zu sagen, brach die hintere Axe.<sup>554</sup>

Hierbei muss jedoch bedacht werden, dass, bei allem Spiel, der Erzähler seinen Leser als gleichberechtigt ansieht und als eigenständiges Wesen wahrnimmt, welchem er sich oftmals zu entziehen vermag, gleichzeitig aber immer wieder zum Mitspiel verlockt und zu eigenem Denken anregt.

In der Konzeption des ‚Hausfreundes‘ lässt sich also eine ästhetische Form erkennen, in der sich verschiedene Absichten und Interessen treffen. Einerseits knüpft die Figur an eine bekannte Kalendertradition – der des ‚Hinkenden Boten‘ – an, andererseits sind mit der Gestaltung, auch durch die graphische Konzeption der Titel vignette, sowie durch die Titeländerung zum *Rheinländischen Hausfreund*, ökonomische Interessen verknüpft. Zugleich verbinden sich in der Figur charakteristische Merkmale literarischer Verfahrensweisen, wie etwa die Konzeption des Dialogischen, welche eine populär-aufklärerische Absicht offenbaren, die das selbständige Denken des Rezipienten aktivieren soll, denn „Der Hausfreund denkt etwas dabey; aber er sagt's nicht.“<sup>555</sup>

552 Vgl. Pietzcker: *Gesellige Vernunft*. S. 217.

553 Ebd.

554 265 *Der verachtete Rath*. der vorliegenden Arbeit.

555 185 *Der Wasserträger*. der vorliegenden Arbeit.

### 5.2.2 Dialogisches – Leser und Hausfreund

Mit der Einführung einer fiktionalen Erzählerfigur, dem ‚Hausfreund‘, wird der dialogische Charakter im Kalender insgesamt, oft aber auch in den einzelnen Geschichten garantiert. Besitzt das Dialogische zweifelsohne eine lange kalendarische Tradition, wie etwa durch verschiedene Personifikationen eines Erzählers oder wie bei Grimmelshausen und Beer durch die „dialogische Auflösung der Kalenderinhalte“<sup>556</sup>, so wird gerade die Grimmelshausensche Traditionen bei Hebel insofern lebendig, als dass er den ‚Hausfreund‘ mit den Figuren des ‚Adjunkts‘ oder der ‚Schwiegermutter‘ zusammenbringt und sich mit ihnen unterhalten lässt.<sup>557</sup>

Vorwiegend ist bei der Erwähnung des ‚dialogischen Charakters‘ des *Rheinländischen Hausfreundes* jedoch der Dialog zwischen fiktiver Erzählerfigur und fiktivem Leser gemeint, da Hebel einem inszeniertem Erzähler, dem ‚Hausfreund‘, einen ebenfalls inszenierten Leser, den so genannten ‚geneigten Leser‘, gegenüberstellt. Die Rolle des Lesers wird innerhalb der fortlaufenden Jahrgänge des Kalenders immer entschiedener entworfen und bestimmt, auch wenn dies mitunter durch ein ironisches Augenzwinkern geschieht:

Der Hausfreund sieht jetzt im Geiste zu, wie der verständige und wohlgezogene Leser geschwind noch einmal den Artikel von den Planeten im Jahrgang des Calenders 1808 und 1809 durchgeht, [...] und wie er jetzt auswendig die Planeten an den Fingern abzählt, und den Uranus am grossen Zehen greifen muß, unten im Pedal, weil er zu eilf Planeten nur zehen Finger hat.<sup>558</sup>

Gerät die Szene zwar in Komische, da der „verständige und wohlgezogene Leser“ nur unter Zuhilfenahme seiner Gliedmaßen die einzelnen Planeten abzählen kann und dadurch auf eine mangelnde Abstraktionsfähigkeit verweist, so verdeutlicht dieser Vorgang aber zugleich die Lernfähigkeit des Lesers, da er die in den vorangegangenen Jahrgängen vorgestellten Planeten mittlerweile auswendig kennt. Hingegen wird zu Beginn der *Betrachtungen über das Weltgebäude* der ‚geneigte Leser‘ noch als ein „gelehriger Leser“ vorgestellt, der zwar bemüht ist, die vom Hausfreund dargestellten

556 Knopf: Kalendergeschichte. S. 124.

557 Vgl. Ebd. S. 124.

558 138 Fortgesetzte Betrachtung des Weltgebäudes. der vorliegenden Arbeit.



Sachverhalte zu verstehen, diese aber nicht vollständig nachvollziehen kann und daher als ein wenig begriffsstutzig angesehen wird, denn „der gelehrige Leser begreift ein wenig, aber doch nicht recht“<sup>559</sup>.

An Hand dieser zwei Szenen lässt sich eine Entwicklung des fiktiven Lesers ausmachen, welche sich im Verlauf der einzelnen Jahrgänge immer mehr herauskristallisiert, etwa wenn der ‚Hausfreund‘ den Leser nun nicht mehr als nur rein ‚gelehrig‘ ansieht, sondern ihn in *Fortgesetzte Betrachtungen über das Weltgebäude*. mit der Rolle des Musterschülers belegt:

Der rheinländische Hausfreund stellt sich seinem Leser gegenüber und fragt: Weist du auch noch, geneigter Leser, wovon im vorigen Jahr ist geredt worden?

*Leser.* Ja! von den Planeten ist geredt worden.

*Hausfreund.* Weist du auch noch, was man Planeten nennt?

*Leser.* Ja! Planeten nennt man eilf Sterne, so mit den andern nicht gleichen Schritt halten, denn sie laufen in großen Kreisen um die Sonne herum, und kommen der eine heut der andere morgen, aber jeder zu seiner Zeit. [...]

Der Hausfreund kann sich nicht genug darüber verwundern, daß der geneigte Leser alles so wohl begriffen, und ein ganzes Jahr lang im Kopf behalten hat; und fährt nun also fort:<sup>560</sup>

Gleichzeitig entspannt sich in dem obig zitierten Zwiegespräch ein gesteigertes Vertrauensverhältnis zwischen Narrator und Leser – historisch gesehen die erste Gegenüberstellung beider Parteien – welches im weiteren Verlauf in einem geradezu partnerschaftlichem Verhältnis mündet, wie folgender Kommentar des Narrators belegt:

So etwas erzählt der Hausfreund nicht allen Leuten; aber seinen Lesern kann er nichts vorenthalten, damit sie sehen was wir Sternseher und Calendermacher für respectable Leute sind, so die Sterne des Himmels überschauen, wie ein Hirt seine Schäflein oder ein Schulherr seine Kinder, und merkt gleich, wenn eins fehlt.<sup>561</sup>

Auch vertraut der ‚Hausfreund‘ seinem Leser sogar Geheimnisse an und konsolidiert dahingehend eine Vertrauensbasis, dass tatsächlich von einem partnerschaftlichem Verhältnis gesprochen werden kann:

Dem Hausfreund will manchmal vorkommen, es sey nur der Schein von Sonnenstrahlen die durch den dunstigen oder wässerigen Cometen hindurch

559 164 *Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude*. der vorliegenden Arbeit.

560 75 *Fortgesetzte Betrachtungen über das Weltgebäude*. der vorliegenden Arbeit.

561 274 *Fortgesetzte Betrachtung über das Weltgebäude*. der vorliegenden Arbeit.

fallen. Der geneigte Leser beliebe aber vorsichtig zu seyn, mit diesem Geheimniß, denn es wissens noch nicht viel Leute.<sup>562</sup>

Aus dem keineswegs idealen Leser, im Sinne des humanistischen Bildungsideals, ist im Verlauf der einzelnen Kalendertexte also ein Leser geworden, der in die Rolle des Musterschülers schlüpft, wissbegierig ist und dem durchaus eine Vorbildfunktion zukommt.<sup>563</sup> In der Erzählung *Klein und Groß* ist der fiktive Leser nun etwa ein „belesener Mann“<sup>564</sup>, dessen schnelle Entwicklung durch den Narrator im Eingang der *Fortgesetzten Betrachtungen über das Weltgebäude* bestätigt wird:

Der geneigte Leser ist nun bereits ein ganz anderer Mann, als vor zwey Jahren um diese Zeit, und wenn jetzt einmal im wilden Mann oder in den drey Königen von den Planeten die Rede ist, und der Mars wird genannt, oder die Juno, oder der Jupiter, oder der Saturn, oder der Uranus, so kann er auch ein Wort mitsprechen bey seinem Schöplein, und ist nicht schuldig zu gestehn, daß ers aus dem Hausfreund hat. Der Hausfreund verlangts nicht.<sup>565</sup>

Schlussendlich wird in einer der letzten astronomischen Betrachtungen das Motiv des zweifelnden Leser aufgenommen, in dem der Narrator sagt: „Ja man könnte noch viel mehr sagen. Aber dies soll genug seyn, sonst glaubts der geneigte Leser nicht.“<sup>566</sup> Hierbei zeigt sich, inwiefern der fiktive Leser dazugelernt hat und nicht mehr als der „gelehriger Leser“, der aber „nicht recht begreift“ angesehen wird, sondern dass er die dargestellten Sachverhalte nicht glaubt. Dieses Nicht-Glauben resultiert aber keineswegs aus einem Nicht-Begreifen der komplexen astronomischen Fakten, die ja der unmittelbaren Anschauung widersprechen – die Erde drehe sich bspw. um die Sonne und nicht etwa umgekehrt. Stattdessen kann dieses Nicht-Glauben als kritische Distanz, als reflektierendes Raisonement des fiktiven Lesers angesehen werden, welches ihm eine kognitive Eigenständigkeit verleiht.<sup>567</sup>

Insofern ist eine zunehmende Aktivierung des fiktiven Lesers zu beobachten, der in späteren Kalendertexten ja selbst als Lehrer auftritt, etwa in der Gestalt des Va-

562 108 *Fortgesetzte Betrachtungen über das Weltgebäude*. der vorliegenden Arbeit.

563 Vgl. Driehorst: *Erzähltechnik*. S. 224-230.

564 96 *Klein und Groß*. der vorliegenden Arbeit. – „Doch das weiß der geneigte Leser schon aus einem der vorigen Jahrgänge dieses Calenders, denn er ist ein belesener Mann.“

565 108 *Fortgesetzte Betrachtungen über das Weltgebäude*. der vorliegenden Arbeit.

566 147 *Die Fixsterne*. (*Fortsetzung*.) der vorliegenden Arbeit.

567 Vgl. Driehorst: *Erzähltechnik*. S. 230.

ters, der im Jahrgang 1819 seinen „nachgewachsenen Söhnen“ die Ergebnisse aus dem Kalender von 1815 rekapituliert und am Schluss das Wort an den Kalendermann übergibt.<sup>568</sup> Dies geschieht aber ganz im Sinne der vom Autor intendierten aufklärerischen Wirkung, die in einem der Texte einmal so umschrieben wird:

Alle Kalendermacher werden nach und nach dem rheinländischen Hausfreund aufsätzig. Denn sie sagen, er verwöhne die Leute, und mache sie meisterlos, weil er seinen Lesern über alles, was er thut und unterläßt, Reichenschaft gibt, und mit ihnen redet.<sup>569</sup>

Der dialogische Grundcharakter der Erzählungen verweist somit auf eine aufklärerische Intention der Texte, welche die Notwendigkeit der Bildung und Besserung des Einzelnen einsieht und ausgehend von diesen Prämissen eine „prästabilisierte Harmonie von Aufklärer und Aufzuklärendem, eine Utopie glücklich funktionierender Pädagogik [...]“<sup>570</sup> inszeniert, die ‚Hausfreund‘ und fiktiven Leser kommunizieren lässt. Der ‚Hausfreund‘ bleibt dabei aber das vermittelnde Organ dieser Inszenierung, der wiederum den Rezipienten nicht direkt anspricht sondern indirekt über die Rolle eines ‚geneigten‘, eines fiktiven Lesers. Hebels Selbstverständnis von Aufklärung zielt an Hand dieser sehr bewusst eingesetzten literarischen Verfahrensweise auf eine demokratische ‚Gesinnung‘ ab, indem er in der Rolle des ‚Hausfreundes‘ den fiktiven Leser einerseits über Sachverhalte informiert, andererseits ihn zum eigenständigen Denken anregt und ein partnerschaftliches Verhältnis herstellt, auch wenn er nicht immer auf die überlegene Geste verzichten kann.<sup>571</sup>

Die Bedeutung des Dialogischen erschöpft sich bei Hebel also nicht nur in der Leserlenkung, sondern übernimmt als „ein in der Literatur des 18. Jahrhunderts dominantes Formprinzip“<sup>572</sup> die Aufgabe, der Gefahr einer lediglich passiven und fremdgesteuerten Rezeption seiner Texte entgegenzuwirken. Dabei offenbaren die Unterbrechungen der Erzählungen, mittels der Dialoge, den Konstruktionscharakter

568 Vgl. 274 *Fortgesetzte Betrachtung über das Weltgebäude*. der vorliegenden Arbeit.

569 273 *Des Hausfreundes Vorrede*. der vorliegenden Arbeit.

570 Klaus Oettinger: *Der Rheinländische Hausfreund*. Zur Bedeutung der Titelfigur von Johann Peter Hebels Kalender. – In: Allmende. Zeitschrift für Literatur. Bd. 3/1. – Sigmaringen: Thorbecke 1983. S. 76-90. Hier S. 90.

571 Vgl. Knopf: *Kalendergeschichte*. S. 124/125.

572 Beer: Hebels „Rheinländischer Hausfreund“. S. 182.

der einzelnen Texte und verdeutlichen, dass das Erzählte eben nicht ein objektiver Tatbestand, sondern lediglich ein vom Erzähler gestalteter Text ist. Gleichzeitig verliert das Berichtete durch das Einfügen von Dialogen den „Charakter des Abgeschlossenen“<sup>573</sup> und verweist auf das Vorläufige der Geschichten, auf das noch nicht Endgültige bei der Erfassung der Sachverhalte, wodurch der Rezipient dazu aufgerufen wird, diese Lücken durch selbständiges Denken zu schließen und immer wieder reflektierend auf das Erzählte zu reagieren.

Sind nun die Funktionsweisen des Dialogischen weitgehend erläutert, so muss an dieser Stelle noch auf die Verwechslungsgefahr des Dialogischen mit der so genannten Mündlichkeit bzw. mündlicher Erzähltradition hingewiesen werden. Denn keineswegs entspringen die meisten Geschichten unmittelbar einer mündlichen Überlieferung, die „direkt aus dem Volk geschöpft“<sup>574</sup> sind, sondern bedienen sich zu meist literarischer Vorlagen, wie etwa dem *Vade Mecum* – eine ergiebige Quelle für die Hebelschen Kalendertexte.

Das Dialogische verweist demnach auf eine dezidiert eingesetzte Literarisierung, die mit der Fiktion zu spielen vermag, wie etwa in der raffinierten Spiegelung des dem Leser gerade vorliegenden Kalenderjahrgangs von 1809 in der darin enthaltenden *Merkwürdigen Gespenster-Geschichte*<sup>575</sup>. Dort findet der fremde Herr in einem Schloss, in dem Gespenster spuken sollen, den *Rheinländischen Hausfreund* an einem „rothen seidenen Bändelein“<sup>576</sup> vor, der die gerade erzählte Geschichte enthält, wie

als wäre das Erzählte mit sich selbst in der Zeit gebrochen. Denn die Geschichte, in die der fremde Herr eben jetzt verwickelt wird, steht doch in dem Rheinländischen Hausfreund bereits selber, so als träte die geschriebene, längst passierte jetzt erst heraus. Oder als spiegelte sie sich immer verkleinerter wider, da doch auch der Augenblick, wo der fremde Herr in den Hausfreund hineinschaut, darin hintereinander endlos vorkommt.<sup>577</sup>

573 Ebd. S. 182.

574 Knopf: Kalendergeschichte. S. 125.

575 Vgl. 84 *Merkwürdige Gespenster-Geschichte*. der vorliegenden Arbeit.

576 Ebd.

577 Ernst Bloch: Nachwort. – In: Johann Peter Hebel: Kalendergeschichten. Auswahl und Nachwort von Ernst Bloch. – Frankfurt a.M.: Insel 1965. S. 135-149. Zit. n. Knopf: Kalendergeschichte. S. 125.

### 5.2.3 Moralisches

Wurde zuvor schon angedeutet, inwiefern es dem Großteil der Forschung jahrzehntelang schwer fiel, Johann Peter Hebels Werk eine nachhaltige Prägung durch die Aufklärungsepoche zu konstatieren, so zeigt sich diese Haltung im besonderen Maße bei der Untersuchung der so genannten Erzählereingriffe. Innerhalb der Kalendergeschichten zielen sie auf eine Deutung des erzählten Geschehens ab bzw. stellen die auktorialen Zusätze dar und werden üblicherweise als Moral oder Lehre der Geschichte bezeichnet.<sup>578</sup> Solch deutende Eingriffe sind bei Hebel nicht zu übersehen, tauchen sie, ungeachtet ihrer Geringschätzung, immer wieder in den *Alemannischen Gedichten*, in den Kalendergeschichten, den *Biblischen Geschichten* oder in den Texten des Stilbuchs auf und werden häufig durch den Ausdruck ‚Merke:‘ eingeleitet.

Diesen ‚Merksätzen‘ wurde in der Mehrheit der bisherigen Untersuchungen mit einiger Skepsis begegnet, allen voran in früheren Beiträge zur Hebel-Forschung, die die „durch den moralisierenden Zusatz verursachte ästhetische Unzulänglichkeit“<sup>579</sup> der Kalendergeschichten bemängelten und sie daher als entbehrlich betrachteten. Man gestattete sogar ihre Tilgung durch den jeweiligen Bearbeiter bzw. empfahl dies ausdrücklich.<sup>580</sup> Gleichzeitig wurde jedoch betont, dass Hebels Werk, abzüglich dieser Kommentare, gänzlich den Anforderungen der ‚wirklichen‘ Dichtung zu entsprechen vermöge:

Wir ertragen heute Dichtung nicht mehr, die so plump zweckhaft sind, daß uns ihre Moral in einem Lehrsatz als Resultat vorgesetzt wird, weil für uns die Dichtung in einem viel höheren Sinne dienend ist. Glücklicherweise war Hebel so ein Dichter, daß die Moral, sei sie nun aus der Notwendigkeit der Kalendererzählungen oder aus der innersten Überzeugung des Verfassers entstanden, uns meist nur äußerlich angeklebt erscheint und wir sie, unbeschadet des epischen Geschehens und der Ganzheit des Werkes, fortlassen oder als eine Art Randelement in der Auffassung neutralisieren können. [...] Die moralischen Sätze dringen nicht in das Innere des Geschehens selbst ein, so daß das Geschehen symbolhaft würde.<sup>581</sup>

---

578 Vgl. Bee: Aufklärung, S. 173.

579 Ebd.

580 Ebd.

581 Hans Lorenzen: Typen deutscher Anekdotenerzählung. (Kleist-Hebel-Schäfer). – Bochum-Langendreer: Pöpping 1935. S. 25/26. [Zugl. Hamburg, Univ.-Diss. 1935]

Dennoch wurde gelegentlich versucht, die einzelnen Erzähleingriffe aufzuwerten, indem man sie etwa als Zugeständnisse des Erzählers an die Bedürfnisse seines Publikum ansah und, je nach Interpret, entweder Hebels ‚Volkstümlichkeit‘ betonte oder seinen sozialen Takt, der ihn die künstlerischen Kompromissen unternehmen ließ, um dadurch den Interessen seiner Rezipienten gerecht zu werden. Der Vorteil eines solchen Ansatzes liegt zweifelsohne darin, dass hier der medienpezifische Charakter der Hebelschen Kalenderarbeit Berücksichtigung erfährt, ohne dass an der künstlerischen Qualität der ‚eigentlichen‘ Kalendergeschichten gezweifelt werden müsste.<sup>582</sup>

Grundsätzlich muss jedoch bedacht werden, dass die Moral, die die Kalendergeschichte enthält und in den jeweiligen ‚Merke:‘-Sätzen auch auszusprechen pflegt, ein übliches Verfahren der Gattungstradition darstellt. Sie verleiht den Texten aber nicht nur den Aspekt der Belehrung, sondern zeigt zugleich ihren Gebrauchswert und ihre Zielgebundenheit bzw. Zweckmäßigkeit auf. Dass die Hebelschen Kalendergeschichten demnach an die Kennzeichen von Literatur ‚niederer‘ oder ‚volkstümlicher‘ Sorte anknüpft, haben neuer Forschungsbeiträge augenscheinlich gemacht, doch darf dabei nicht vergessen werden, dass Hebels Kalendertexte diese Art von Literatur nicht immer „ungebrochen realisieren“<sup>583</sup>. Vielmehr lösen die Geschichten oft ihre Moral gerade nicht ein.

Denn durch die Betonung des Spielerischen und Ironischen, innerhalb dieses Ansatzes, wird wiederum der Versuch unternommen, eine Brücke zwischen der als hohen Dichtkunst verstandenen Kalendergeschichte Hebels und ihren als ungenügend und zweckmäßig empfundenen Moralien zu schlagen. Der jeweilige Lehrsatz sei in diesem Sinne lediglich spielerisch angebracht und nicht als verbindlich anzusehen bzw. die vom Autor eingesetzte Ironie stelle ein Distanz schaffendes Stilmittel dar, durch das die einzelnen Merk-Sätze relativiert werden würden. Somit ergebe sich eine Erzählstrategie, die darauf ausgerichtet sei, das Moralische aus dem „konventionellen

---

582 Vgl. Bee: Aufklärung, S. 174/175.

583 Knopf: Kalendergeschichte, S. 126.

Bereich konkret faßbarer Nutzenanwendung zu lösen und dem Selbstdenken anzuvertrauen<sup>584</sup>.

Damit wird den Kalendertexten aber eine Zweckmäßigkeit zugestanden, die über einen bloßen Kunstgenuss und einer ‚höheren moralischen Wirkung‘ insofern hinausgeht, als dass sie den Rezipienten zu einem aktiven Denken veranlasse, mithin kognitive Impulse auslöse und zum selbständigen Denken anrege. Dieses Ziel werde jedoch gerade nicht über eine verbindliche Moral am Ende der Geschichte hergestellt, sondern dadurch erreicht, dass eine lediglich nur oberflächlich zutreffende Moral angefügt werde, die ihre Differenz zur Erzählung auch dem Rezipienten offenbare und ihn dazu bringen sollte, über den Sinngehalt des Textes nachzudenken.<sup>585</sup>

Die unterschiedlichen Forschungsmeinungen sind widersprüchlich und stehen sich teilweise diametral gegenüber; etwa wenn es einerseits heißt, Hebels Lehrsätze rundeten „eine Schilderung durch eine Conclusio ab, zu der jeder halbwegs verständige Leser selbst schon gelangt [...]“<sup>586</sup> wäre, andererseits aber betont wird, dass gerade diese moralischen Kommentare den Erzählungen widersprüchen und oft von „abgründiger Bosheit oder schwarzem Humor“<sup>587</sup> seien. Diese Diskussion um die Form der auktorialen Erzähleingriffe, die dem einen als banal und unwesentlich erscheinen, da sie rein zweckgebunden sind, dem anderen hingegen als spannungsreich und widersinnig zum erzählten Text, macht das Dilemma augenscheinlich, in dem sich die Hebel-Forschung befindet.

Einen möglichen Ausgang aus diesem Konflikt bietet sich durch die Berücksichtigung solcher Kalendergeschichten, die sich ganz als „unmittelbar wiedergegebe-

584 Ebd. S. 176. Vgl. hierzu auch Knopf: Geschichte. S. 229. Rohner: Kalender. S. 234/241/248 u. Rainer Kawa: Johann Peter Hebels Kalendergeschichten. Texte und Materialien zu einer entstehungs- und wirkungsgeschichtlichen Modellanalyse auf der Sekundarstufe 2. – Frankfurt a. M.: Diesterweg 1982 (= Texte und Materialien zum Literaturunterricht). S. 12. u. Winfried Theiß: Kalendergeschichten. – Stuttgart: Reclam 1977 (= RUB 9872). S. 407.

585 Vgl. Bee: Aufklärung. S. 176.

586 Norbert Oellers: Blochs Nähe zu Hebel. – In: Bloch-Almanach. Periodikum des Ernst-Bloch-Archivs der Stadt Ludwigshafen am Rhein. Hrsg. v. Ernst-Bloch-Archiv der Stadtbibliothek Ludwigshafen. Bd. 3. – Mössingen-Talheim: Talheimer Verlag 1983 (= Bloch Almanach 3). S. 123-134. Hier S. 131.

587 Knopf: Kalendergeschichte. S. 126 u. Ders.: Geschichte. S. 226.

ne Realität darstellen und jeglicher Moral entbehren<sup>588</sup>, innerhalb der Hebel-Rezeption aber weitestgehend unbeachtet blieben. Denn sind Kalendertexte vorhanden die nicht mit der literarischen Fiktion spielen, demnach also ihren literarischen Charakter vorkehren, so taugen aber gerade diese Geschichten nicht zur Moral und werden daher im Text selbst nicht angeboten. Dies verweist wiederum darauf, dass Hebels Moral sehr viel mehr mit dem Literarischen, als mit dem Zweckmäßigen zu tun hat und demnach nicht als lediglich angefügter Passus zur Befriedigung der Leserbedürfnisse angesehen werden kann.

Vielmehr versagt die Moral in solchen Geschichten, da der Erzähler in diesen Passagen vor der sich entziehenden Realität kapitulieren muss, geht doch die Übersicht bzw. die Einsicht in den Geschehenszusammenhang verloren, wie etwa in der Erzählung *Heimliche Enthauptung*<sup>589</sup>, in der ein Scharfrichter an einen unbekanntem Ort gebracht und gezwungen wird, eine unbekanntem junge Frau zu köpfen und die Geschichte ohne jeglichen versöhnlichen Schluss, aber auch ohne jegliche Moral endet:

Das ist dem Scharfrichter von Landau begegnet, und es wäre dem Hausfreund leid, wenn er sagen könnte, wer die arme Seele war, die auf einem so blutigen Weg in die Ewigkeit hat gehen müssen. Nein, es hat niemand erfahren wer sie war, und was sie gesündigt hat, und niemand weiß das Grab.<sup>590</sup>

Hier bleibt dem Erzähler, wie auch dem Leser, nichts weiter übrig, als das Geschehene zu akzeptieren, ohne einen Einblick in die Hintergründe der Handlung zu erhalten oder gar eine Lehre daraus ableiten zu wollen.

Werden hingegen Moralen angeboten, so erweisen sie sich oftmals als ‚falsch‘ oder zwiespältig – wie etwa in der bekannten Erzählung *Der Wasserträger*<sup>591</sup> – und tragen dazu bei, den literarischen Text genauer zu untersuchen, um den Sinngehalt oder die ‚eigentliche‘ Moral der Erzählung erschließen zu können. Ist an dieser Geschichte schon die Überschrift eigentümlich, wird doch hier nur einer der beiden Wasserträger erwähnt, die in der Erzählung vorkommen, so vollzieht sich diese Konzentration

588 Knopf: Kalendergeschichte. S. 127.

589 Vgl. 117 *Heimliche Enthauptung*. der vorliegenden Arbeit.

590 Ebd.

591 Vgl. 185 *Der Wasserträger*. der vorliegenden Arbeit.



durch den gesamten Text. Nicht aber etwa dem vermeintlich Glücklicherem, der seinen Reichtum aus dem Gewinn der Lotterie zu wahren und zu vermehren weiß, ist der Erzähler hier zugetan, sondern demjenigen, der sein Geld so schnell als möglich verprasst. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass der ‚Hausfreund‘ für Ersteren nur wenige Sätze übrig hat, berichtet er doch lediglich, inwiefern dessen Überlegungen mit dem vermeintlichen Erfolg eines dauerhaften Reichtums ‚belohnt‘ werden:

Wie kann ich mein Geld sicher anlegen? Wie viel darf ich des Jahrs verzehren, daß ichs aushalte und von Jahr zu Jahr noch reicher werde, bis ichs nimmer zählen kann? Und wie ihn seine Ueberlegung ermahnte, so that er, und ist jetzt ein steinreicher Mann, und ein guter Freund des Hausfreunds kennt ihn.<sup>592</sup>

Die Versicherung, dass ein guter Freund diesen Manne kenne, fällt dabei als höchst ungewöhnlich ins Auge und implementiert, dass der sonst so gesellige ‚Hausfreund‘ nicht näher mit ihm bekannt ist. Dies kann nur den Rückschluss zulassen, dass der vormalige Wasserträger, der ja früher am „Sonntag sein Schöplein trank“, nun nicht mehr im Wirtshause anzutreffen ist. Zwar steht er in der vollen Blüte seines Reichtums, aber entweder hortet er aus bürgerlichem Geiz die Schätze und vergisst dadurch zu leben oder mit ihm ist grundsätzlich nicht mehr umzugehen.<sup>593</sup>

Ganz anders nun derjenige, dem sich der ‚Hausfreund‘ in dieser Erzählung annimmt. Er verprasst sein Geld hemmungslos bis nichts mehr davon übrig ist, nicht aber aus Unvorsichtigkeit, sondern aus Umsicht – sichert er sich doch seinen alten Arbeitsplatz durch einen Adjunkten, damit er nach dem Genuss des Geldes wieder in seinen alten Beruf zurückkehren kann. Durch die Wahrung seines Berufes und seiner Anstellung macht er sich, im Gegensatz zum anderen Wasserträger, nicht vom erhaltenen Geldgewinn abhängig, sondern besitzt weiterhin seine Unabhängigkeit und ist nicht auf materielle Güter angewiesen.

Das Besondere dieser Geschichte erschließt sich aber keineswegs nur unter dem Aspekt, dass der Mensch gerade ohne Geld frei und unabhängig sein kann, sondern vielmehr aus der Absage an die sonst so positiv propagierte bürgerliche Sparsam-

---

592 Ebd.

593 Vgl. hierzu und zu den folgenden Ausführungen Knopf: *Kalendergeschichte*. S. 140.

keit. Nach diesen Maßstäben wäre eine Geschichte zu erwarten gewesen, die entweder erläutert, inwiefern Reichtum zu nichts führt, da er zu unsicher ist oder inwiefern der erste Wasserträger sich glücklich schätzen könne, ganz nach vernunftorientierten Gesichtspunkten seinen Reichtum so umsichtig angelegt zu haben.

Hier gewinnt aber derjenige, der sich erst gar nicht dem Reichtum ergibt und offeriert dadurch eine Haltung, die sich als weit entfernt von üblichen Moralvorstellungen, vom „Raisonnement über die Unsicherheit von Reichtum, von irdischem Gut“<sup>594</sup> offenbart. Oder anders gesagt handelt die Erzählung nicht im eigentlichen Sinne von Reichtum und dessen Unsicherheiten, sondern vom konstitutiven Merkmal der menschlichen Arbeit, im Hinblick auf die persönliche Selbstverwirklichung. Lässt sich der Wasserträger doch nur kurze Zeit von seinem eigentlichen Beruf abbringen und kehrt nach der ‚Vernichtung‘ des Lottogewinns umgehend zu seiner Arbeit zurück. Vielmehr noch genießt er diesen Schritt, „trägt jetzt Wasser in die Häuser, wie vorher, wieder so lustig und zufrieden, wie vorher“<sup>595</sup> und bringt seinem alten Freund sogar das Wasser umsonst und „lacht ihn aus“<sup>596</sup>. Gerade durch diese Sentenz, der Arme lacht den Reichen aus, zeigt sich die Überlegenheit des Ersteren gegenüber dem Letzteren, da der Arbeiter durch seinen Beruf Lebensfreude gewinnt und Selbstverwirklichung übt, was der nicht arbeitenden Schicht der Reichen so nicht vergönnt ist. Dadurch wird jedoch eine gänzlich andere Perspektive auf den eigentlich erwarteten Bedeutungszusammenhang der Erzählung geworfen, der sich nicht ohne weiteres erschließen lässt.

Dieser Problematik kommt Hebel aber insofern entgegen, als dass er durch den letzten Satz der Erzählung – „Der Hausfreund denkt etwas dabey; aber er sagt's nicht.“ – auf die Geschichte selbst zurückverweist, den Leser dadurch innehalten lässt und ihn dazu auffordert, eigenständig die in der Erzählung enthaltene Lehre herauszufinden. Damit ist zugleich offensichtlich, inwiefern Hebel, gerade durch solche

---

594 Ebd. S. 141.

595 185 *Der Wasserträger*: der vorliegenden Arbeit.

596 Ebd.

Textkonstruktionen und ihrer teils zwiespältigen, teils versteckten Moral, seinem Konzept von Aufklärung entgegenkommt.

Denn nicht nur in dieser obig erläuterten Erzählung offenbart sich eine Schlussformel, die ein aktives Denken des Lesers erfordert: Auch Texte die mit einem „Merke“<sup>597</sup> schließen und denen statt einer näheren Erläuterung nur ein Ausrufezeichen angestellt ist oder Bemerkungen wie „Der geneigte Leser versteht's“<sup>598</sup>, implizieren einen Rezipienten, der eigenständig Denken muss, um den Sinngehalt des Textes erfassen zu können. Eine explizite Erklärung wird hier nicht gegeben, sie wird verweigert, lediglich die Bedeutsamkeit der Geschichte wird noch einmal hervorgehoben, ohne aber einen Hinweis auf die mögliche Deutung des Textes zu offerieren.

Und auch sonst sind in Hebels Kalendertexten nur selten Appelle in Form von Lehrsätzen vorhanden, die sich mit einem „imperativischem Gestus“<sup>599</sup> an den Rezipienten wenden. Vielmehr finden ‚Merksätze‘ Verwendung, die einen Ist-Zustand beschreiben, ohne daraus eine unmittelbare Handlungsanweisung für den Adressaten abzuleiten, sowie durch ‚man‘ oder ‚der Mensch‘ eingeleitete Sollensaussagen, die den Leser aber nicht direkt ansprechen, ihn also auch nicht persönlich verpflichten. Überdies sind die angebotenen Lehren, sofern sie sich nicht als zwiespältig oder ‚falsch‘ erweisen, sehr häufig auf das persönliche Schicksal der jeweiligen Protagonisten bezogen und durch die Hervorhebung ihrer nur temporären oder potentiellen Geltung eingeschränkt.<sup>600</sup>

All dies zeigt deutlich, inwiefern die einzelnen Lehrsätze innerhalb der Kalendergeschichten ein konstitutives Element darstellen, dass keineswegs als entbehrlich angesehen werden kann oder nur eine reine Zutat darstellt, die völlig unabhängig von der Erzählung ist. Denn gerade durch solche Merksprüche oder Lehrsätze vollzieht sich der aufklärerische Impetus der Hebelschen Kalendergeschichten, indem das selbständige Denken des Rezipienten aktiviert bzw. geschult wird und zugleich die Fähigkeit Trugschlüsse zu entlarven. Gleichzeitig verweist Hebel durch die Verwendung

---

597 Vgl. 217 *Mittel gegen Zank und Schläge*. der vorliegenden Arbeit.

598 Vgl. 202 *Der Nachtwächter von Neuhausen*. oder 236 *Die Waizenblüthe*. der vorliegenden Arbeit.

599 Bee: Hebels „Rheinländischer Hausfreund“. S. 183

600 Vgl. Ebd. S. 183.

von Sprichwörtern innerhalb dieser ‚Merksätze‘, die er aber stets mit einer Analyse der situativen Begleitumstände verbindet, auf die Gefahr allgemeingültiger moralischer Sätze bzw. auf die Illusion standardisierter Kommunikation hin, welche eigenverantwortliches Handeln verhindern.<sup>601</sup>

#### 5.2.4 Historisches

Obleich man sich zwar nach der Dissertation Knopfs<sup>602</sup> mittlerweile angewöhnt hat, auch Hebels Kalendertexte mehr und mehr in der historiographischen Tradition des Volkskalenders zu sehen,<sup>603</sup> besteht nach wie vor noch immer kein Konsens über Bedeutung und Funktion der Geschichtsschreibung im *Rheinländischen Hausfreund*.<sup>604</sup> Denn auch wenn Knopf die Erzählungen und Texte als ‚Geschichten zur Geschichte‘ liest, dabei aber festhält, dass es sich bei diesen Texten keineswegs um Erzählungen handelt, die Geschichte ersetzen, sondern vielmehr um Texte, die der offiziellen Geschichtsschreibung die Dimension der Opfer und Ausführenden hinzufügt,<sup>605</sup> so will bspw. Ludwig Rohner nur gelten lassen, dass Hebel weit mehr „Geschichten als Geschichte“<sup>606</sup> geschrieben hat und als Autor nur wenig an historischen und politischen Themen interessiert gewesen sei.<sup>607</sup> Auch werde das politische Geschehen, laut Rohner, im *Rheinländischen Hausfreund* nur marginal erwähnt und sei im Gegensatz zu den naturkundlichen Beiträgen, wie etwa *die Betrachtungen über das Weltgebäude*, ein bloße Pflichtübung, mit der der Kalendermann die von obrigkeitlicher Seite an ihn herangetragenen Forderungen erfüllt hätte.<sup>608</sup>

601 Vgl. Kap. 5.3.2 der vorliegenden Arbeit.

602 Vgl. Knopf: *Geschichten. u. Ders.: Alltages-Ordnung*.

603 Vgl. Kap. 2.2.8 der vorliegenden Arbeit.

604 Vgl. Friedrich Voit: *Welches Vehikel wäre zu den mannigfaltigsten Belehrungen geeigneter als Geschichte?*. Zum „Historischen“ in J.P. Hebels Volkskalender „Der Rheinländische Hausfreund“. – In: *Erkundungen. Beiträge zu einem erweiterten Literaturbegriff*. Helmut Kreuzer zum sechzigsten Geburtstag. Hrsg. v. Jans Malte Fischer, Karl Prümm u. Helmut Scheuer. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987. S. 36-59. Hier S. 36.

605 Vgl. Knopf: *Kalendergeschichte*. S. 135.

606 Rohner: *Kalender*. S. 190.

607 Vgl. Ludwig Rohner: *Kritische Anmerkungen eines späten Hebellesers*. – In: *Johann Peter Hebel. eine Wiederbegegnung zu seinem 225. Geburtstag. Eine Ausstellung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe und des Museums am Burghof in Lörrach*. Ausstellungskatalog. Hrsg. v. der Bad. Landesbibliothek Karlsruhe. – Karlsruhe: Müller 1985. S. 196-208. Hier S. 200.

608 Vgl. Ders.: *Kalender*. S. 218. – Diese Auffassungen wurden schon von Hebels Zeitgenossen proklamiert, um im nachhinein politische Themen, wie etwa die Hofer Geschichte, als von ‚oben‘

Bei diesen Äußerungen wird aber offensichtlich nicht berücksichtigt, dass es über Jahrhunderte hinweg gebräuchlich war, zeitgeschichtliche Themen im Kalender unterzubringen, da der Kalender für die Bevölkerung nicht nur Zeitmesser oder prognostisches Handbuch, sondern eben auch Zeitungersatz darstellte. Erst in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts ist ein starker Rückgang dieser Themen zu beobachten, wobei der Grund dafür in der zu dieser Zeit „einsetzenden Pressionen der antirevolutionären Zensur gegen populäre Druckerzeugnisse“<sup>609</sup> zu suchen ist. Und erst mit Hebels Übernahme der Kalenderredaktion und die Umgestaltung des *Badischen Landkalenders* zum *Rheinländischen Hausfreund* tauchen diese zeitgeschichtlichen Beiträge wieder auf – etwa im ersten von Hebel redigierten Jahrgang 1808 mit der Geschichte *Der Preussische Krieg*<sup>610</sup>.

Wurde zuvor erwähnt, der Kalendermann sehe in diesen Beiträgen nur eine bloße Pflichtübung, so muss dabei bedacht werden, dass es gerade Hebel war, der für eine Wiederaufnahme dieser Beiträge plädierte und dies schon in seinem 1806 verfassten Gutachten forderte:

Auch der Bauer mag gerne wissen, was auser seiner Gemarkung vorgeht, und will wen[n] er unterhalten u. afficirt werden soll, etwas haben, von dem er glauben kan[n], es sey wahr. Mit erdichteten Anekdoten u. Späßen ist ihm so wenig gedient als mit ernstn Belehrungen, und wen[n] wir doch, wie billig edlere Zwecke mit der Calenderlektüre erreichen wollen, welches Vehikel wäre zu den man[n]igfaltigsten Belehrungen geeigneter als Geschichte?<sup>611</sup>

Hebel betont in diesem Gutachten, hinsichtlich der inhaltlichen Konzeption des Lektüreteils, also gerade die Notwendigkeit historische und zeithistorische Themen mit aufzunehmen und dadurch den Erfolg und die Popularität des Kalenders zu fördern. Demnach stellen die historiographischen Artikel also keineswegs nur eine Pflichtübung oder gar die Erfüllung von obrigkeitlicher Direktive dar, sondern sind auf ausdrücklichen Wunsch des Autors in den Kalender aufgenommen worden. Mit diesem

---

aufgezwungen zu deklarieren und sie dadurch zu legitimieren. Vgl. Christoph Friedrich von Kölle: Zu Hebel's Ehrengedächtnis vom Adjunkten des rheinländ. Hausfreundes. – In: Johann Peter Hebel: Die Kalendergeschichten. Sämtliche Erzählungen aus dem Rheinländischen Hausfreund. Hrsg. v. Hannelore Schlaffer und Harald Zils. – München, Wien: Hanser 1999. S. 735-747.

609 Bee: Aufklärung. S. 360.

610 Vgl. 54 *Der Preussische Krieg*. der vorliegenden Arbeit.

611 Kap. A.II.1 der vorliegenden Arbeit.

Ansatz richtet sich Hebel aber auch zugleich gegen ein Konzept der Obrigkeit, die mit der Ausmerzung solcher Artikel und deren Ersetzung durch belehrende und moralisierende Aufsätze, schon seit 1784 versuchte, den Kalender in ein „volkspädagogisches Aufklärungsinstrument“<sup>612</sup> umzuformen.

Es erscheint daher sinnvoller nicht das Vorhandensein der einzelnen Texte, sondern das gelegentlich Fehlen von solchen, als mögliche Interventionen seitens der Obrigkeit anzusehen. Denn wenn in einzelnen Jahrgängen die Weltbegebenheiten entfallen, ist dabei nicht auszuschließen, dass von Hebel zwar Texte vorlagen, diese aber vom Zensurorgan nicht zugelassen wurden.<sup>613</sup> Sicherlich ist es müßig, Spekulationen darüber anzustellen, doch kann von einem gelegentlichen Ausbleiben solcher historischen Aufsätze keinesfalls auf ein generelles Desinteresse Hebels an zeitgeschichtlichen Themen geschlossen werden.

Betrachtet man nun, in welchem Umfang Hebel sein ‚historisches Konzept‘ tatsächlich verwirklichte, so vermag schon eine erste summarische Durchsicht des Gesamtumfangs der Kalendertexte einen Eindruck darüber vermitteln. Zunächst fallen dabei die zahlreichen Orts- und Datumsangaben in Auge, die den Erzählungen einen ‚historischen‘ Charakter zu verbürgen erscheinen: Etwa die Hälfte der Geschichten sind auf diese Art und Weise situiert und dabei auf die jüngste Vergangenheit bezogen, machen einen Text aber dadurch noch lange nicht ‚historisch‘. Denn setzt Hebel solche geographischen und historischen Authentizitätssignale doch gelegentlich spielerisch ein, indem er manche Geschichten, worauf schon Rohner hinwies, „nur zum Schein, fingierterweise und scherzhaft“<sup>614</sup> in die alltägliche Lebenswelt seiner Rezipienten ansiedelt, so bleibt der fiktionale Charakter des Textes aber für den Leser leicht durchschaubar, wie etwa in der Erzählung *Eine sonderbare Wirthszeche*, die sich angeblich am 18. April 1805 im fiktiven Segringen ereignet haben soll.<sup>615</sup>

---

612 Vgl. Voit: Historisches. S. 37.

613 Vgl. Klaus Oettinger: „Ein Beispiel, bei dem man Gedanken haben kann.“ Über die Zeitgeschichtsschreibung Johann Peter Hebels. – In: Der Deutschunterricht. Beiträge zu seiner Praxis und wissenschaftlichen Grundlegung. Jg. 26. H. 6. – Stuttgart: Klett 1974. S. 37-53. Hier S. 38.

614 Rohner: Kalender. S. 241.

615 Vgl. Voit: Historisches. S. 41.

Nicht so sehr Datums- und Ortsangaben sind also Garant für historiographische Texte – tangieren sie doch allenfalls das eigentliche Kriterium – sondern lediglich solche, die einen Anspruch auf geschichtliche Authentizität und Faktizität des Geschehens erheben und demnach vom Leser als ‚wahr‘ empfunden werden. Dabei ist es unerheblich, ob das Historische wirklich verbürgt ist oder nicht; vielmehr ist wesentlich, dass der historische Wahrheitsanspruch für das Geschehen so „in die narrative Struktur eines Textes integriert bleibt, daß er für die erzählerische Intention konstitutiv wird, sei sie informierend, unterhaltend oder belehrend“<sup>616</sup>. Ein herausragendes Beispiel ist dabei die berühmte Kalendergeschichte *Unverhoftes Wiedersehen*<sup>617</sup>, dessen Geschehen aktualisierend in das Jahr 1809 hinein verlegt wird – „Als aber die Bergleute in Falun im Jahr 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwey Schachten eine Oeffnung durchgraben wollten“<sup>618</sup> – zugleich aber durch den Zeitraffer von 50 Jahren, zwischen dem Verschwinden und Wiederauftauchen des Bergmannes, an die Annalistik bzw. an die Historiographie des Kalenders selbst anknüpft: Die so genannten *Weltbegebenheiten*, von denen der Kalender sonst berichtet, sind in der epischen Geschichte unmittelbar als Kalenderbericht verwoben.<sup>619</sup>

Geht man nun von diesem textimmanenten Anspruch aus, so sind, laut Voit, etwa vierzig Prozent der Lesematerie durch historische Texte in Anspruch genommen, die gerade solche Themen aufgreifen, die Hebel selbst immer genannten hat, wenn er von ‚Geschichte‘ im Kalender sprach: etwa politisches Zeitgeschehen, Katastrophen, Mordtaten und Hinrichtungen oder edle Handlungen, Gespentergeschichten oder merkwürdige Naturvorkommnisse. Im Verlauf der einzelnen Jahrgänge, wahrscheinlich auf Grund der wachsenden Popularität des Kalenders, gehen die sensationshaschenden Beiträge mehr und mehr zurück und weichen vornehmlich Berichten über edle Handlungen und einwandfreiem Sozialverhalten. Diese sind aber dennoch ‚historisch‘ situiert und geben dabei zugleich Aufschluss über Hebels volkspädagogische Absichten.

---

616 Ebd. S. 42.

617 Vgl. 159 *Unverhoftes Wiedersehen*. der vorliegenden Arbeit.

618 Ebd.

619 Vgl. Knopf: Kalendergeschichte. S 138.

Denn durch die literarische Umformung faktischer Berichte in historische Exempelerzählungen, denen oft eine sozial- oder individualethische Belehrung unterlegt ist, wird das Historische als Vehikel verwendet, um durch ein gewisses Maß an ‚historischer Faktizität‘ einem volksaufklärerischen Konzept didaktische Autorität zu verleihen. Aus geschehensbezogenen Berichten entstehen bei Hebel die so genannten ‚historischen Exempelerzählungen‘, bei denen die aufklärerischen und pädagogischen Intentionen übergeordnet sind und das ‚Historische‘ auf diese Absichten hin arrangiert wird. Zugleich nimmt Hebel die Distanz des Berichterstatters zurück, welche oftmals in der Zeitgeschichtsschreibung der Kalender vorherrscht, indem er die Figur des ‚Hausfreundes‘, der im Dialog mit einem fiktivem Adressaten steht, als Zeuge des Geschehens auftreten lässt und dadurch einen direkten Leserbezug herstellt.<sup>620</sup>

Es ist also nachvollziehbar, inwiefern dem Autor „Geschichte“ als das geeignetste „Vehikel [...] zu den man[n]igfaltigsten Belehrungen“<sup>621</sup> gilt und wie er als Kalendermann diese Forderung kunstfertig einlöst, indem er sich im *Rheinländischen Hausfreund*, wie auch im *Schatzkästlein*, bewusst den historiographischen Inhalten des Kalenders verschreibt. Er sucht durch die Geschichte den ‚aufklärenden‘ Dialog mit dem Leser insofern, als dass er die übliche Hierarchisierung der Geschichtsschreibung durchbricht und durch die bewusste Fortsetzung der ‚ordentlichen Abwechslung‘ des Kalenders, scheinbar völlig historisch Unbedeutendes neben weltpolitische Ereignisse zu stellen, diese relativiert und Historie als „Gespräch unter kleinen Leuten“<sup>622</sup> erfahrbar macht. Gleichzeitig wird durch diese literarische Verfahrensweise, Geschichte aus der Sicht der ‚kleinen Mannes‘ zu schreiben, die damit die Auswirkungen auf die Opfer ins Zentrum stellt und das historisch Bedeutsame aus einer anderen Perspektive beleuchtet, es also nicht als die Tat ‚großer Männer‘ glorifiziert, überhaupt erst die Kritik des Lesers ermöglicht.<sup>623</sup> Denn erst aus der Erfahrung der Geschichte, aus dem Wissen der eigenen Tradition, kann diese Tradition durch ein kritisches und selbständiges Denken bestätigt oder verworfen werden oder wie Knopf formuliert:

620 Vgl. Voit: Historisches. S. 57.

621 Kap. A.II.1 der vorliegenden Arbeit. S. 118/119.

622 Oettinger: Zeitgeschichtsschreibung. S. 42.

623 Vgl. Knopf: Kalendergeschichte. S. 130-136.



Historizität und Aufklärung gehören bei Hebel zusammen. Tradition wird erst dann richtige Instanz, wenn ihre Historizität erkannt ist, Aufklärung findet erst dann statt, wenn im aktiven Tun Tradition bestätigt und aus ihr Neues gewonnen wird. Geschieht dies nicht, dann dreht man sich im Kreisel wie die Studenten und ist am Ende selbst der Betrogene.<sup>624</sup>

Zuletzt sei im Hinblick auf das ‚historische‘ im Kalender noch zu vermerken, dass es gerade diese Erzählungen sind, die das kalendarische ins Epische hineinholen und somit als einer der wichtigsten Kennzeichen der ‚Kalendergeschichte‘ fungieren. Sie spiegeln die Spezifikationen des Mediums in sich selbst, zählen, wie der Kalender, die Zeit, etwa im Zeitraffer des *Unverhofften Wiedersehens* oder integrieren auf epische Weise direkte Kalender-Annalistik so, dass diese sozusagen ‚sprechend‘ wird: etwa in *Kaysers Napoleon und die Obstfrau in Brienne.*, in *Merkwürdige Gespenster-Geschichte*, in *Lange Kriegsfuhr*, in *Unglück der Stadt Leiden*, etc.<sup>625</sup> – Geschichten also, mit der sich die Gattung ‚Kalendergeschichte‘ seit jeher zu präsentieren versucht.

Wer also Hebels Kalenderwerk durchblättert wird nur selten eine Geschichte finden, die nicht auf die eine oder andere Art und Weise zeitlich fixiert auf historischen Inhalt weist oder Historie selbst zum Thema hat, bzw. in der sich der Kalender nicht selbst spiegelt oder der Kalendermann durch seine Kommentare auf die außerhalb liegende Realität verweist, eo ipso die literarische Illusion zerstört und die erzählende Welt verlässt.<sup>626</sup> Diese Verknüpfungen gehen sogar soweit, als dass Hebel die verschiedenen Rätselaufösungen nicht etwa in einem gesonderten Bereich des Kalenders ansiedelt, sondern sie in den einzelnen Geschichten einstreut und den Leser dazu zwingt sie innerhalb dieser Texte ausfindig zu machen. Dadurch sind die einzelnen Wörter nicht nur in den Geschichten selbst verfügbar, sondern auch außerhalb ihres ‚immanenten‘ Zusammenhangs. Somit verweisen sie auf außerdichterische Verknüpfungen und sind nicht in sich geschlossen, vielmehr „stellen sie sich in den Zusammenhang des Kalenders und weisen darüber hinaus auf außersprachliche Wirklichkeit“<sup>627</sup>.

624 Knopf: Geschichte. S. 89.

625 Vgl. 98 *Kaysers Napoleon und die Obstfrau in Brienne.*; 84 *Merkwürdige Gespenster-Geschichte.*; 173 *Lange Kriegsfuhr*; 43 *Unglück der Stadt Leiden*. der vorliegenden Arbeit.

626 Vgl. Knopf: Geschichte. S.108.

627 Ebd. S. 301.

### 5.3 SPRACHE UND STIL DER KALENDERGESCHICHTEN

#### 5.3.1 Einfachheit, Popularität und Sinnlichkeit

Die Sprache Hebels ist, neben den stofflich-inhaltlichen Aspekten seiner Kalendergeschichten, ein entscheidendes Kriterium für den Rezeptionserfolg seiner Texte, da er sich durchaus bewusst darüber war, dass die Vermittlung von kulturellen Werte dem weniger gebildeten Großteil des Volkes nur über bestimmte sprachliche Konzepte beizukommen sei. Meist wurde dabei in früheren Beiträgen der Hebel-Forschung Goethes Ausspruch, Hebel verbauere in seinen *Alemannischen Gedichten* auf die „naivste, anmutigste Art und Weise“<sup>628</sup> das Universum, dahingehen mißverstanden, als bediene er sich einer primitiven und einfachen Sprache, um so den ‚gemeinen Mann‘ zu erreichen. Mittlerweile ist jedoch bekannt, inwiefern der so genannten „Steigerung ins Einfache“<sup>629</sup> ein ausgeklügeltes Konzept zu Grunde liegt, die das ‚einfache‘ der Sprache nicht als kenntnis- und bildungslos diffamiert, sondern als Resultat „eines Veredelungsprozesses, als die beste Lösung eines durchaus komplex zu denkenden Sachverhalts“<sup>630</sup> ansieht.

Denn Hebel selbst hat in seinen pädagogischen ‚Gedanken‘ von 1790, in den *Ideen zu Gebetstheorie* von 1798, in den beiden Kalendergutachten von 1806, in Briefen und Kalendertexten sowie in seinen Bemerkungen zu Christoph von Schmidts Bibelbearbeitung, explizit Stellung zur Priorität des Sprachlichen bezogen.<sup>631</sup> Dabei setzt er sich dezidiert mit „linguistisch-dialektologischen Problemen“, sowie mit „textlin-

628 Johann Wolfgang von Goethe: Werke. Hamburger Ausgabe. Hrsg. v. Erich Trunz. Bd. 12. – München: Beck<sup>10</sup>1982. S. 261/262. Zit. n. Knopf: Kalendergeschichte. S. 129.

629 Kawa: Zu Johann Peter Hebel. S. 43.

630 Knopf: Kalendergeschichte. S. 129.

631 Vgl. zu den ‚Gedanken‘ erstmals hrsg. v. Karl Herbster: Auf Hebels Spuren. – In: Die Heimat 1929. Von da übernommen in: „Den Blick zum Belchen gewendet“. Johann Peter Hebel im Markgräflerland. Bearb. v. Gerhard Moehring. – Marbach am Neckar: Dt. Schillerges. 1982 (= Marbacher Magazin 23 Sonderh.). S. 37-41.; zu den ‚Ideen‘ Vgl. Rolf Max Kully: Johann Peter Hebel als Theoretiker. – In: Das Markgräflerland. Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur. Hrsg. v. Geschichtsverein Markgräflerland e.V. N.F. 10 (= 41). Hft. 1/2. – Schopfheim: Geschichtsverein 1979. S. 116-136. zu den Kalendergutachten Vgl. Kap. A.II der vorliegenden Arbeit; zu den ‚Bemerkungen‘ Vgl. Peter Katz: Ein Gutachten Hebels. – In: Theologische Zeitschrift. Bd.15. Hrsg. v. d. Theologischen Fakultät der Universität Basel. – Basel: Reinhardt 1959. S. 267-287.

guistisch-stilistisch-narrativen Fragen<sup>632</sup> auseinander, die oftmals in der Forderung nach einer „Einfachheit und Faßlichkeit des Stils“<sup>633</sup> münden.

Gemeint ist damit aber nicht etwa ein ‚primitiver‘ Sprachgebrauch, sondern die Eingängigkeit, die Verständlichkeit eines Textes. Also „etwas zu schreiben, dem man die Kunst und den Fleiß nicht ansieht [...] und das in der nemlichen Form um den Beyfal der Gebildetsten zugleich und der Ungebildeten ringt“<sup>634</sup>. Hier wird deutlich, dass Hebel dem Rezipientenbezug die höchste Priorität hinsichtlich der Textverständlichkeit einräumt und versucht Verständlichkeit der Sprache für alle Schichten zu garantieren, bzw. zumindest Wege dahin aufzeigen möchte; einhergehend damit den Sprachduktus der Erzählungen aber anpassen muss.

Anpassung bezeichnet in diesem Sinne aber nicht eine Hinwendung zum Volk mit der „Pose herablassender Haltung oder gar eine unbedingte Anpassung an das Volk“<sup>635</sup>, vielmehr heißt es in den *Ideen*: „Wir haben unsere Gebete und Predigten von der alten Dogmatik gereinigt, reinige Gott auch unseren Stil“ und tausche gegen die „fremde Zunftsprache unsere natürliche Sprache wieder ein, die wir verloren haben“<sup>636</sup>. Die natürliche Sprache versucht er anschließend als das Wesen des populären Stils zu bestimmen, der sich darin zeige,

daß die ächte Popularität nicht darin bestehe, den gelehrten Vortrag bis zur Allgemein-Verständlichkeit hinab auseinander zu ziehen, sondern die genuine Art der Vorstellung und Darstellung des Volkes unmittelbar und lebendig aufzufassen, und nur veredelt auszudrücken.<sup>637</sup>

Denn

Popularität kann nicht nur, sie muß mit schöner Sinnlichkeit gepaart sein. Schöne Sinnlichkeit ist ein Teil der Popularität und die einzig mögliche Blüte der populären Schreibart.<sup>638</sup>

Bei den Texten für ein gemischtes Publikum komme es also darauf an, beide Seiten angemessen zu berücksichtigen und statt begrifflicher Abstraktionen, einprägsame

---

632 Driehorst: Erzähltechnik. S. 74.

633 Brief vom 18. April 1821 an den Freund Hitzig. Zit. n. Driehorst: Erzähltechnik. S. 74.

634 Brief an Theodor Friedrich Volz, 8. Dezember 1809. – Zentner: Briefe. S. 453.

635 Albrecht: Aufklärung. S. 302.

636 HW 3,313. Zit. n. Albrecht: Aufklärung. S. 302.

637 HW 3, 318. Zit. n. Albrecht: Aufklärung. S. 302.

638 Ebd. S. 318.

und bildhafte, also sinnliche Vorstellungen zu vermitteln. Gleichzeitig aber nicht, wie gemeinhin üblich, zwischen literarischer Aufklärung der höheren Schichten und der literarischen Bauern- und Volksaufklärung zu unterscheiden.<sup>639</sup>

Aus diesem Grunde entwickelt und vervollkommt Hebel diesen, in der Gebetstheorie beschriebenen, so genannten ‚populären Stil‘ überaus bewusst im *Rheinländischen Hausfreund* weiter und charakterisiert ihn in einem 1815 verfassten Gutachten als Erscheinungsform

jener ächten und edlen Popularität, die zwischen gebildeten und ungebildeten Lesern keinen Unterschied erkennend aus dem Menschen hervorgeht und den Menschen erfaßt, weil sie alles, was sie zu geben hat, zur klaren Anschauung bringt, nur durch Einfachheit und Natur, nicht durch conventiönelle Schönheiten im Ausdruck gefallen will, und nur auf jene, nie auf diese ihre Effecte berechnet.<sup>640</sup>

Die Gestaltung der Kalenderbeiträge ist demnach nur scheinbar kunstlos einfach, vereinigt Hebel doch die nichtfiktiven und fiktiven Texte zu einem homogenen Ganzen, indem er dem ‚Ton der Popularität‘, also das Hineinversetzen in die angesprochenen Adressaten, die Berücksichtigung ihres Sprachvermögens, sowie ihre Verständnissfähigkeit und ihren Geschmack, besondere Bedeutung zukommen lässt. Hinsichtlich dieses ‚Tons‘ ist am ehesten noch Theiß zu zitieren, der dazu Folgendes ausführt:

Ausgangspunkt [für den echten Ton der Popularität; Anm. d. V.] ist unbezweifelbar die Realität der Redeweise. Diese wird aber nicht möglichst identisch nachgeahmt, sondern – und hier kommt Hebels künstlerischer Gestaltungswille zum Zug – er wird ‚veredelt‘ und ‚durch Laune gewürzt‘,<sup>641</sup>

um die einzelnen Geschichten, sowohl für den ungebildeten Leser als auch für den gebildetsten Leser gleichsam interessant zu machen.

Am anschaulichsten lässt sich dieses Modell der ‚Veredelung‘ immer noch durch Hebels Geschichten selbst erklären, etwa mit einem Ausschnitt aus den *Fortgesetzten Betrachtungen über das Weltgebäude*:

639 Vgl. Albrecht: Aufklärung. S. 306.

640 Katz: Gutachten. S. 271.

641 Winfried Theiß: „Der Mond sieht zu, wie die Knaben die Mägdlein küssen.“ Johann Peter Hebels naturkundliche Kalenderbeiträge als Beispiel populär-aufklärerischen Erzählens. – In: *Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung*. Hrsg. v. Kurt Ranke. Jg. 30. – Berlin [u.a.]: de Gruyter 1989. S. 234-256. Hier S. 252.

Da die unermesslich große Sonne in einer unermesslich weiten Entfernung von uns entfernt ist, so hat es den Sternforschern schon lange nicht mehr einleuchten wollen, daß sie unaufhörlich und je in 24 Stunden um die kleine Erde herumspringen soll in einer unbegreiflichen Kraft und Geschwindigkeit, nur damit wir in diesem kurzen Zeitraum einmal Morgen und Mittag, Abend und Nacht bekämen, und wandelnde Sterne. Denn die Naturkündiger haben sich überzeugt, daß alles, was geschieht, auf eine viel einfachere und leichtere Art auch geschehen könnte. Allein ein rechtschaffner Sternseher, Copernikus genannt, hat bewiesen, daß es nicht nur so geschehen könnte, wie die Naturforscher denken, sondern daß es wirklich so geschieht, und die göttliche Weisheit hat früher daran gedacht, als die menschliche.<sup>642</sup>

In der Tat ist das ptolemäische Weltbild um ein vielfaches komplizierter als das in dieser Textstelle proklamierte kopernikanische Weltbild,<sup>643</sup> vor allem hinsichtlich der Bewegung der Planeten oder die Bedeutung der Gestirne. Doch erst die Akzeptanz des ‚komplizierten‘ Weltbildes, ermöglicht die heute recht naiv anmutende Haltung des Menschen, dem was er unmittelbar sieht, auch prinzipiell zu vertrauen, also dem, wie Knopf formuliert, „Vertrauen in den Augenschein“<sup>644</sup>.

Mit der Kopernikanischen Wende lösen sich aber die Schwierigkeiten und Probleme des alten System auf und weichen nun einer einfacheren Vorstellung von Bewegungsabläufen der Planeten, setzten aber zugleich voraus, in „ganz neuer Weise zu sehen, also nicht mehr der Unmittelbarkeit des Augenscheins zu trauen, sondern sehend gleichsam umzudenken“<sup>645</sup>. So gesehen ist aber das ‚Einfache‘, dass sich durch die weniger kompliziert gestalteten Planetenbahnen im kopernikanischen Weltbild offenbart, ein Resultat komplexer Umdenkungsvorgänge, die nicht von einem Moment auf den anderen durchgesetzt worden sind.

Wie gesagt, lässt sich dieses Modell auch auf Hebel insofern übertragen, als dass die scheinbar ‚einfachen‘ Geschichten, nach übereinstimmender Ansicht aller neueren Forschungsarbeiten, sich nicht nur als gehaltvoller, als zuvor gedacht, offenbaren, sondern ihre Komplexität erst allmählich aufzwingen.<sup>646</sup> Die Gestaltungs- bzw.

642 192 Fortsetzung über die Erde und Sonne. der vorliegenden Arbeit.

643 Vgl. zu den Weltbildern Kap. 2.3.2 der vorliegenden Arbeit.

644 Knopf: Kalendergeschichte. S. 129.

645 Ebd. S. 130.

646 Vgl. hierzu vor allem auch Maria Lypp: „Der geneigte Leser versteht's“. Zu J.P. Hebels Kalendergeschichten. – In: Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte. Hrsg. v. Rainer Gruenter und

Darstellungsweise ist dabei das Resultat des Unpräzisen, die Bescheidenheit des ‚populären Stils‘ oder frei nach Brecht, „das Einfache, das schwer zu machen ist“<sup>647</sup>.

### 5.3.2 Sprichwortgebrauch

Wurde im Vorherigen über Moralen bzw. über kommentierende Erzählereingriffe in Hebels Kalendergeschichten berichtet,<sup>648</sup> so gehört dazu normalerweise auch das Sprichwort, welches gemeinhin in moralischer Absicht, als Appell oder als Erinnerung an gültige Lebensweisheit verwendet zu werden pflegt.<sup>649</sup> Auch in Hebels Texten spielen Sprichwörter eine wichtige Rolle, wie sich schon an Überschriften von *Untreue schlägt den eigenen Herrn*, *Ein Wort giebt das andere*, *Glimpf geht über Schimpf*, *Wie man in den Wald schreit, also schallt es heraus*, erkennen lässt.<sup>650</sup> Sie sind in den Geschichten aber nicht nur in Form von Titelangaben vertreten, sondern tauchen auch als voran- bzw. nachgestellter Kommentar auf oder finden innerhalb der Erzählung selbst Verwendung. Und obwohl sie im Kalender zahlreich auffindbar sind – Wolfgang Mieder hat etwa allein im *Schatzkästlein* 90 enthaltene Sprichwörter nachgewiesen –<sup>651</sup> ist es verfrüht, daraus ableiten zu wollen, Hebels sei ein „sprichwortfreudiger Autor“<sup>652</sup> gewesen.

Dies impliziert jedoch eine angeblich persönliche Vorliebe Hebels für diese Ausdrucksform, könnte die Verwendung doch, unabhängig von persönlichen Präferenzen, auch ganz pragmatische Gründe besitzen. Denn der Einsatz solch konventionell fixierter Lebensweisheiten suggeriert leicht ein grundsätzliches Einverständnis von Leser und Erzähler in der „normativen Beurteilung bestimmter Sachverhalte“<sup>653</sup>, indem vom Erzähler ein geläufiges Deutungsschema vorgelegt wird, dass dem Rezipi-

---

Arthur Henkel. Bd. 64. – Heidelberg: Winter 1970. S. 385-398.

647 Knopf: Kalendergeschichte. S. 130.

648 Vgl. Kap. 5.2.3 der vorliegenden Arbeit.

649 Vgl. Knopf: Kalendergeschichte. S. 127.

650 Vgl. 58 *Untreue schlägt den eigenen Herrn.*, 89 *Ein Wort giebt das andere.*, 201 *Glimpf geht über Schimpf.*, 119 *Wie man in den Wald schreit, also schallt es heraus.* der vorliegenden Arbeit.

651 Vgl. Wolfgang Mieder: *Das Sprichwort in der deutschen Prosaliteratur des neunzehnten Jahrhunderts.* – München: Fink 1976 (= *Motive* 7). S. 19.

652 Lutz Röhrich: *Johann Peter Hebels Kalendergeschichten. Zwischen Volksdichtung und Literatur.* – Lörrach: Hebelbund 1972. S. 14/15.

653 Bee: *Aufklärung*. S. 161.

ent gleichsam bekannt ist. Der Adressat kann sich also durch die Verwendung von Sprichwörtern darüber bewusst werden, dass er und der Erzähler die gleiche Sprache sprechen und situative Begebenheiten grundsätzlich vom gleichen Standpunkt aus beurteilen.<sup>654</sup> Sprichwortgebrauch stellt zunächst also eine besondere Form der Kommunikation zwischen Leser und Erzähler dar und versucht, unter Zuhilfenahme dieser sprachlichen Ausdrucksmittel, ein partnerschaftliches Verhältnis zu verstärken, dass im Kalender selbst, durch die Figur des ‚Hausfreundes‘ und des fiktiven Lesers, schon angelegt ist.<sup>655</sup>

Gleichzeitig straft aber der Umstand, dass Hebel zu diesen Sprichwörtern teilweise ein äußerst ambivalentes Verhältnis besitzt, wie etwa die im Kalender unter dem Titel *Nützliche Lehren* publizierten Artikel aufzeigen, in denen der Kalender explizit Bezug zu ihnen nimmt und sie ausführlich kommentiert, der Aussage Lügen, Hebel sei ein ‚sprichwortfreudiger Autor‘ gewesen. Auch der spielerische Umgang mit Sprichwörtern, der für Hebels Kalendertexte geradezu charakteristisch ist, lässt eher auf eine gewisse Distanz zu diesen tradierten Denkmustern schließen, denen die jeweilige Formulierung normative Bedeutung verleiht.<sup>656</sup> Um aber nun einen tiefergehenden Blick auf die Sprichwortverwendung in Hebels Kalendertexten zu werfen, ist es nötig, den Bedeutungszusammenhang solcher Formulierungen und ihr zu Grunde liegendes ‚Weltbild‘ genauer zu untersuchen.

Hinsichtlich des Sprichwortes ist in der Forschung bereits mehrfach auf den resignativen und rückschauenden Charakter solcher Sätze hingewiesen worden und deren Einsatz als auf Wiederholbarkeit der Erfahrung oder zumindest einer strukturellen Analogie der Erfahrung basierend.<sup>657</sup> Dies bedeutet zunächst, dass das Sprichwort ein Stück Erfahrung zitiert, von dem angenommen wird, dass es, in der Situati-

654 Vgl. Harald Burger u. Peter von Matt: Johann Peter Hebels „Andreas Hofer“ – Politische Tendenz und phraseologische Strategien. – In: *Verborum Amor. Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache. Festschrift für Stefan Sonderegger zum 65. Geburtstag*, Hrsg. v. Harald Burger, Alois Maria Haas u. Peter von Matt. – Berlin [u.a.]: de Gruyter 1992. S. 502-523. Hier S. 515.

655 Vgl. Kap. 5.2.2 der vorliegenden Arbeit.

656 Vgl. Bee: *Aufklärung*. S. 161.

657 Vgl. André Jolles: *Einfache Formen. Legende, Sage, Mythos, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz*. Unveränd. Aufl. – Tübingen: Niemeyer<sup>3</sup>1965. S. 158 ff.

on in der es angewendet wird, die eben gemachte Erfahrung abschließt, zugleich aber den Anspruch erhebt, da es immer wieder anwendbar sein soll, dass diese eine Situation eine immer wiederholbare Situation ist.<sup>658</sup> Stellt dies nach Bausinger eine reine „Verdoppelung des Geschehens“<sup>659</sup> dar, indem die einmal gewonnene Erfahrung als Präzedenzfall immer wieder aufs neue zur Anwendung kommt, so ist dem aber entgegenzusetzen, dass das Sprichwort die Notwendigkeit konstatiert, dass es „in der Welt so und nicht anders zugeht“<sup>660</sup> und weist dadurch zugleich auch auf zukünftige Ereignisse voraus. Es schließt die Erfahrung also gerade nicht ab und relativiert es durch seinen Gebrauch, sondern erhebt sich zu einem ‚Seinsgebilde‘, das beansprucht, dass die Welt sich nach dessen immanenten Regeln verhält, so dass es überhaupt gebraucht werden kann.

Damit offenbart sich aber innerhalb des Sprichwortes ein Kosmos, der die Gesetzmäßigkeiten der empirischen Welt schon festgelegt zu haben behauptet und dadurch ein ‚Sein‘ der Welt offeriert, das unwandelbar und unhistorisch vor dem Menschen vorhanden ist; also einen Ausdruck einer Weltanschauung darstellt, „welche die Welt in ihrem ‚Sein‘ erkannt zu haben glaubt und dieses Sein zugleich für das immer Richtige, weil Festgestellte, weil Bekannte, weil Immer-Wieder-Kehrende, ausgibt“<sup>661</sup>. Das Sprichwort ist also ein Sprachspiel bzw. eine Sprachformel, dass sich als absolut offenbart, da es die reale Situation bzw. den realen Gebrauch gleich mitliefert, indem es beansprucht, dass die Welt sich ihrer Sprache, ihrer ‚Lebensregeln‘ entsprechend verhält. Demnach gibt sich das Sprichwort als regulative Macht, welches das Historische leugnet und einen Spruch-Kosmos etabliert, der die Weltall allein nach Spruch-Weisheiten ordnet und durch diese verabsolutierenden Sprachformeln nur Plattitüden verkündet oder „handfeste Forderungen an das Verhalten der Menschen, die die Weisheit in ihrem Verhalten zu bestätigen haben“<sup>662</sup> erhebt.

---

658 Vgl. Knopf: Geschichte. S. 196.

659 Hermann Bausinger: Formen der „Volkspoesie“. Verb. u. verm. Aufl. – Berlin: E. Schmidt <sup>2</sup>1980 (= Grundlagen der Germanistik 6). S. 100.

660 Knopf: Geschichte. S. 196.

661 Ebd. S. 197.

662 Ebd. S. 197.



Indem die Sprichwörter aber ein ‚Sein‘ der Welt festlegen, sind sie zugleich auch Vorhersagen zukünftiger Ereignisse. Denn wenn, wie Sprichwörter behaupten, Erfahrungen nur so gemacht werden können, wie es in ihnen festgelegt ist, so gilt dies nicht nur für vergangene Ereignisse, sondern auch für zukünftige, da Erfahrung dann nicht nur für solche Fälle gültig ist, die bereits erfahren worden sind, sondern auch für solche, die erst noch erfahren werden. Durch die Generalisierung von Lebensweisheiten und Erfahrungsgrundsätzen verweisen sie aber, wie etwa die Wetterregeln oder auch alle anderen Vorhersagen des Kalenders, auf den Bereich des Aberglaubens; gehören daher zu jener Art von Erfahrungen „die die einmal gemachte Erfahrung verabsolutiert, nicht mehr aber an anderer Erfahrung korrigiert“<sup>663</sup>.

Trotz seiner scheinbar an der Erfahrung orientierten Ausrichtung ist das Sprichwort demnach vorrangig an der Herauskristallisation der „Konstanz des Weltgeschehens und der Vorherrschaft des Bestehenden“<sup>664</sup> ausgerichtet und beraubt auf diese Weise der Situation, auf die sich das Sprichwort bezieht, der Möglichkeit, neue Erfahrungsqualität zu erlangen, wodurch das Neue eben nicht nur das Altbekannte bestätigen könnte. Vielmehr lehrt das Sprichwort, indem es ja die Gesetzmäßigkeiten der empirischen Welt von vornherein festschreibt, sich mit den Gegebenheiten des eigenen Daseins abzufinden, welche lediglich passive Duldung oder kluge Berechnung des Gegebenen als Option anbietet, nicht aber eine aktive Lebensgestaltung oder Veränderung der bestehenden Verhältnisse, denn die Verhältnisse sind ebenso wie sie sind.

Hier hinein greifen nun aber Hebels Sprichwortkommentare, die durch Hervorhebung einer aktiven und selbstbestimmten Lebenshaltung, das durch das Sprichwort propagierte passive und lediglich reaktiv ausgerichtete Verhalten kritisieren und daher dem „bequemen Fatalismus der Sprichwörter“<sup>665</sup> entgegengesetzt sind. Stellen diese Kommentare doch den vorgefertigten Kosmos des Sprichwortes in Frage oder relativieren ihn und bestreiten seinen Allmachtsanspruch – etwa durch erläuternde

---

663 Ebd. S. 197.

664 Bee: Aufklärung. S. 169.

665 Ebd. S. 169.

Zusätze oder dem Hinweis auf die negativen Folgen der Orientierung an diesen Sätzen, vor allem aber durch die Zurückweisung der durch den Bildgebrauch hergestellten Analogien, die den unreflektierten Gebrauch der Sprichwörter erst stützten.<sup>666</sup>

Denn wenn Hebel das Sprichwort „Wenn man den Teufel an die Wand mahlt, so kommt er.“<sup>667</sup> ergänzt durch die Aussage „Den bösen Geist kann man eigentlich nicht an die Wand mahlen, sonst wäre es kein Geist. Auch kann er nicht kommen. Denn er ist mit Ketten der Finsterniß in die Hölle gebunden.“<sup>668</sup> oder wenn die Bildlichkeit von „Man muß mit den Wölfen heulen.“<sup>669</sup> durch den Zusatz „Ich bin ein Mensch und kein Wolf. Ich kann nicht so schön heulen, wie ihr.“<sup>670</sup> relativiert wird, so zwingen diese Kommentare zu einem Innehalten des Lesers und einer Auseinandersetzung mit den konventionellen Bedeutungsinhalten des Sprichwortes.

Aber auch die Mehrdeutigkeit dieser Sprachformeln, die Hebel durch solche Kommentare hervorhebt und dadurch von ihrem spezifischen Charakter der Situation, in der sie eingesetzt werden, abhängig macht, tragen zu einer tiefergehenden Auseinandersetzung bei. Der besondere Fall, auf welches sich das Sprichwort dabei bezieht, gewinnt demnach eine viel höhere Gewichtung und führt schließlich dazu, dass die Beurteilung der Situation entscheidend für die Interpretation des Sprichwortes ist oder wie Burger und Matt im Hinblick auf die ‚Janusköpfigkeit‘ der Sprichwörter bei Hebel hervorheben:

Das Sprichwort hat nicht die eine und immer geltende Bedeutung, sondern es gewinnt seine Bedeutung erst durch den, der danach handelt, und daraus, wie er handelt. [...] nicht nur die Wahrheit, sondern sogar die Semantik des Sprichwortes ist personen-, situations- und damit deutungsabhängig.<sup>671</sup>

Die Bedeutung, die das Sprichwort nach der Analyse der jeweiligen Situation erhält, offenbart sich dann recht häufig als, eine dem konventionellen und verbreiteten Verständnis solcher Aussagen, entgegengesetzt. Zwar führt diese situationsgebundene Sprichwortanalyse in den meisten Fällen zu einer Einschränkung ihres Geltungsberei-

<sup>666</sup> Vgl. Ebd. S. 170/171.

<sup>667</sup> 26 *Nützliche Lehren*. der vorliegenden Arbeit.

<sup>668</sup> Ebd.

<sup>669</sup> 146 *Nützliche Lehren*. der vorliegenden Arbeit.

<sup>670</sup> Ebd.

<sup>671</sup> Burger u. Matt: *Phraseologische Strategien*. S. 514.

ches oder einer Relativierung derselben, doch manifestiert sich diese Vorgehensweise als die einzig bei Hebel mögliche um mit Sprichwörtern umzugehen und ihnen im Endeffekt noch eine gewisse Brauchbarkeit zuzugestehen.

Die Brauchbarkeit des Sprichwortes, das schließlich auch dessen Einsatz im Kalender rechtfertigt, ergibt sich aber erst dann, wenn es nicht mehr festgeschriebene Lebensweisheit ist, sondern lediglich die Willensbestimmung des Einzelnen beeinflusst, zum handlungsleitenden Moment wird und nicht etwa den Ablauf des künftigen Geschehens vorherbestimmt. Die moralische Wirkung, von Bee als „moralische Stimulanz der Willensbildung des Individuums“<sup>672</sup> beschrieben, sowie eine situationsangemessene Orientierung an den Sprichwörtern, ist demnach das Kriterium, das über die Bewertung von Sprichwörtern entscheidet und ihre Verwendbarkeit bestimmt. Bestätigung oder Widerlegung hängen daher nur von der eigenen Initiative der Person ab, nicht etwa von der Festschreibung bestimmter Kausalzusammenhänge.<sup>673</sup>

Betrachtet man abschließend also die Verwendung des Sprichwortes bei Hebel, so lassen sich verschiedene Tendenzen erkennen: Einerseits die Widerlegung des Sprichwortgebrauchs als „außerhistorische Setzung eines verbindlichen *ordo*“<sup>674</sup>, die das ‚Sein‘ festlegen, demnach eine Gesetzmäßigkeit der empirischen Welt voraussetzen, um überhaupt erst Verbindlichkeit zu erzeugen. Andererseits, und dies ist sehr häufig der Fall, der Versuch, eine passive Beharrlichkeit zu überwinden, auf die viele Sprichwörter ausgerichtet sind sowie die Herausbildung einer Abwehrhaltung gegenüber der unkritischen Übernahme von Sprichwortweisheiten, die sich lediglich als Rechtfertigung der eigenen Handlungen offenbaren, ohne aber den „schillernden Bildgebrauch und ihre Mehrdeutigkeit hinreichend zu berücksichtigen“<sup>675</sup>. Und schließlich, als letztes wichtiges Merkmal, die Bemühungen Hebels, die Anwendung von Sprichwörtern mit einer Analyse der situativen Begleitumstände zu erweitern und ihnen dadurch doch noch eine relative Brauchbarkeit zu konstatieren.

---

672 Bee: Aufklärung. S. 171.

673 Vgl. Ebd. S. 171.

674 Knopf: Geschichte. S. 198.

675 Bee: Aufklärung. S. 167.

Hier hinein zeigt sich, dass Hebel, trotz aller Bedenken, das Sprichwort als aufklärerisch-didaktisches Instrument nutzt, um dadurch ein aktives und selbständiges Denken des Rezipienten anzuregen. Und stellt man das Sprichwort, wie zuvor schon angedeutet, in Zusammenhang mit den Wettervorhersagen und den astrologischen Inhalten im Kalender, so erweist sich dieses Verfahren als nicht weiter verwunderlich. Propagiert Hebel doch schon in seinem Gutachten von 1806 letztlich die Nutzbarmachung von Aberglauben bzw. älteren Kalenderinhalten zu Gunsten der Aufklärung:

Ich glaubte, den h. Botten nicht als das Muster eines guten Calenders, sondern als einen sehr beliebten Calender aufzustellen, werth um von ihm zu lernen, [gestr.: nich] was man dem Volk, nicht aber wie man es ihm geben müße. [...] die stehenden Artikel von Nativitätsstellung, Aspekten pp [müssten; Anm. d.V.] nach der angegebenen Zschockischen Manier so bearbeitet werden, daß nicht der Aberglaube befestigt u. genährt, vielmehr [gestr.: ent] allmählich entkräftet, und [...] für die Erreichung edlerer Zwecke unschädlich befriediget würde.<sup>676</sup>

---

676 Kap. A.II.3 der vorliegenden Arbeit.

## 6 EDITION DER KALENDERBEITRÄGE

Ich bin kein Gelehrter, ich gehöre nicht zu den 700 Weisen Deutschlands. Ich stehe mit dem großen Haufen vor den Pforten ihrer Weisheit, und ist da irgend eine Wahrheit durchgeschlüpft, und ist diese Wahrheit bis zu mir gelangt, dann ist sie weit genug: – ich schreibe sie mit hübschen Buchstaben auf Papier und gebe sie dem Setzer; der setzt sie in Bley und giebt sie dem Drucker; dieser druckt sie und sie gehört dann der ganzen Welt.<sup>677</sup>

Dies schrieb Heine in seinem Essay *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*. Bezieht sich Heine hier auf eine reine Printedition, so gehört diese jedoch schon beinahe der Vergangenheit an; das Publizieren seiner und anderer Werke ist längst nicht mehr nur der Druckerpresse vorbehalten, sondern durch das Internet bzw. elektronischen Medien einem unlängst größerem Adressatenkreis zugänglich.<sup>678</sup>

Im Zeitalter des *World Wide Web* sieht sich der Editor mit seiner Editionsarbeit einem großes Spektrum verschiedener Aufgaben gegenübergestellt: die Herausgabe von Berichten, anlässlich eines Symposiums oder einer Tagung, die redaktionelle Arbeit bei Zeitschriften, das Verfassen und Publizieren von Monographien, bis hin zur kritischen Edition älterer oder neuerer Texte. Verschiedene Parameter einer Edition, ob in gedruckter oder elektronischer Form, treten dabei zu Tage.

Die Herausgabe eines Werkes muss also klar definierten Richtlinien folgen, gleichzeitig diese aber auch kritisch untersuchen, sobald die Durchführbarkeit oder der Nutzen dieser Richtlinien für die spezifischen Anforderungen einer Edition in Frage gestellt werden können. Dies macht sich vorliegendes Kapitel zur Aufgabe, indem es unterschiedliche Kategorien bzw. Kriterien der Editionsarbeit untersucht und sie im Hinblick auf ihre Anwendbarkeit für die vorliegende Edition der Kalendergeschichte Johann Peter Hebels überprüft. Dass diese Ausführungen aber keineswegs einen Anspruch auf Allgemeingültigkeit hinsichtlich editorischer Arbeit erheben, sondern die spezifischen Sachverhalte und die Kriterien der Herausgabe für die vorliegenden Edition erläutern, darauf sei an dieser Stelle gesondert hingewiesen.

677 Heinrich Heine: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Hrsg. v. Manfred Windfuhr. Bd. 8. – Hamburg: Hoffmann u. Campe 1975-1997 (= DHA). S. 13/14.

678 Vgl. Heinrich Heine Portal. [<http://germazope.uni-trier.de/Projects/HHP/start>]. Stand: 19.10.2006. Zugriff: 01.04.2009.

## 6.1 ASPEKTE UND METHODIK DER EDITION

## 6.1.1 Geschichtlichkeit eines literarischen Werkes

6.1.1.1 *Edition als Kristallisationsform*

Literarische Werke sind weder zeitgebunden noch zeitlos, vielmehr sind sie geschichtlich und verändern sich in ihrem objektiven Gehalt.<sup>679</sup> Die Kristallisationsformen dieses Prozesses werden zum „Schauplatz der geschichtlichen Bewegung der Werke“<sup>680</sup>, wobei neben der Interpretation, dem Kommentar und der Kritik, auch die Edition, als deren Grundlage, zu den Kristallisationsformen eines solchen Prozesses gezählt werden muss.<sup>681</sup>

Der Gegenstand der Edition bildet daher die Untersuchung inwiefern unterschiedliche literarische Werke als Texte überliefert sind. Die „Rekonstruktion der Entstehung eines literarischen Textes von der ersten Notiz über Entwürfe und Reinschriften bis zur endgültigen Veröffentlichung“<sup>682</sup> ist also Aufgabe dieser Disziplin. Dass dabei die Editionsphilologie aber eben bloße Disziplin der Philologie ist, nicht etwa ein selbständiges oder anderes Fach bezeichnet, für das ein besonderer Textbegriff gilt, ist nachvollziehbar.<sup>683</sup> Jedoch hat sie sich mittlerweile emanzipiert und ist nicht länger nur als bloße Hilfswissenschaft deklariert, sondern muss als Grundlagenwissenschaft aller philologischen Fächer gelten. Die Lehre von der Konstituierung und Kommentierung eines literarischen Textes, als Aufgabengebiet der Edition, fokussiert dabei die Untersuchung auf den literarischen Text und ist somit Grundlage jeder Philologie.

Die Editionsphilologie begreift sich aber nicht als eine reine Dokumentation der Literaturgeschichte. Würde sie dies, so erschiene das Kunstwerk als geschichtlich

679 Vgl. Herbert Kraft: Editionsphilologie. Neubearb. u. erw. Aufl. – Frankfurt a.M., Berlin [u.a.]: Lang<sup>2</sup>2001. S.9.

680 Theodor W. Adorno: Ästhetische Theorie. Hrsg. v. Gretel Adorno u. Rolf Tiedemann. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1970 (= Gesammelte Schriften 7). S. 289.

681 Vgl. Walter Müller-Seidel: Probleme der literarischen Wertung. Über die Wissenschaftlichkeit eines unwissenschaftlichen Themas. – Stuttgart: Metzler 1965. S. 26. – „Edition, Interpretation und Wertung zusammen stellen die Einheit der Wissenschaft dar, deren Gegenstand die Literatur ist.“

682 Bodo Plachta: Editionswissenschaft. Eine Einführung in Methode und Praxis der Edition neuerer Texte. Erg. u. aktual. Aufl. – Stuttgart: Reclam<sup>2</sup>2006 (= RUB 17603). S. 8.

683 Siehe dagegen Ebd. S.8.

festgelegt und unveränderlich, die Geschichte wäre damit die „Instanz die über den Rang entscheidet“<sup>684</sup>. Editorische Reflexion kann daher nicht bei einer rein faktischen Literaturgeschichte verbleiben, sondern muss immer auch mögliche Literaturgeschichte, durch Aktualität hervorgebrachte Zukunft, einschließen. Die scheinbare Zeitlosigkeit oder Zeitgebundenheit kann dabei ad absurdum geführt werden, wenn bewusst bleibt, dass ein Werk niemals in seiner vermittelten historischen Gestalt die Eigenschaft der Unveränderlichkeit im Gehalt hat,<sup>685</sup> denn

Die Eigenschaft des Werkes besteht gerade darin, daß es nicht vornehmlich oder ausschließlich ein Zeugnis der Zeit ist, sondern unabhängig von der Zeit und den Verhältnissen seiner Entstehung, von denen es außerdem Zeugnis ablegt, ein konstitutives Element der Menschheit, der Klasse und des Volkes ist oder zu einem solchen wird. Seine Natur ist nicht die Historizität, also nicht eine „schlechthinnige Einzigartigkeit“ und Unwiederholbarkeit, sondern sein historischer Charakter, d.h. seine Fähigkeit, sich zu konkretisieren und zu überleben.<sup>686</sup>

Folglich kann durch die kritische Herausgabe eines Werkes, durch die Darstellung verschiedener Fassungen eines Textes, der Entstehungsprozess eines solchen nachvollzogen werden. Im geschichtlichen Bewusstsein bilden sich zwischen den Fassungen eines Textes verschiedene ästhetische und qualitative Unterschiede heraus, wobei weder für die Edition, noch für die Interpretation „die Interdependenz von Rang und Geschichte“<sup>687</sup> dann ein für allemal feststeht.

Das Kunstwerk ist und bleibt veränderlich, weil seine Bedingungen sich mit der Beziehung zum historisch situierten Subjekt, also in der Geschichte, ändern, da die Leerstellen eines Werkes nur durch die jeweilig vorhandene empirische Wirklichkeit gefüllt werden können. Um dies überhaupt zu ermöglichen benötigt man die Editionsarbeit, die als solche schon immer auch Arbeit an und in der Geschichte ist. Sie leistet einen Beitrag zum besseren Verständnis eines Werkes, zum Prozess seiner

684 Adorno: Ästhetische Theorie. S. 290.

685 Vgl. Herbert Kraft: Die Geschichtlichkeit literarischer Texte. Eine Theorie der Edition. – Tübingen: Lothar Rotsch 1973. S. 11.

686 Karel Kosík: Die Dialektik des Konkreten. Eine Studie zur Problematik des Menschen und der Welt. Tl. 7/8. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1971 (= stw 632). S. 138.

687 Adorno: Ästhetische Theorie. S. 290.

Entstehung und Veränderung, denn Tradierung bedeutet notwendigerweise schon Veränderung.<sup>688</sup>

Gerade Johann Peter Hebels Kalendergeschichten bezeugen diesen Sachverhalt, sind sie doch ursprüngliche in einem Medium publiziert, das an sich schon geschichtlich ist, bzw. geschichtliche Zeit oder auch geschichtliches Bewusstsein zum Thema hat. Sie legen, vor allem durch die Publikation in einem Kalender, einerseits Zeugnis ab von der Zeit in der sie entstanden,<sup>689</sup> andererseits bestechen sie durch ihre Zeitlosigkeit, überdauern bis heute und besitzen immer noch Gültigkeit.<sup>690</sup>

Durch eine kritische Editionsarbeit bleiben diese Geschichten dem heutigen Rezipienten überhaupt erst erhalten, der aber nur durch seine subjektiv erfahrene empirische Wirklichkeit die Leerstellen der einzelnen Erzählungen zu füllen vermag. Im gleichen Maße ist die sorgfältige Edition eines Werkes für Kommentar und Kritik ebenfalls unabdingbar, bildet sie doch Grundlage und Voraussetzung zum Gelingen dieser Vorhaben.

#### *6.1.1.2 Editionstypen und das Paradigma einer historisch-kritischen Ausgabe*

Wurde im Vorherigen die Bedeutung der Editionsarbeit für Interpretation, Kritik und Kommentar erläutert und auf die Geschichtlichkeit literarischer Werke eingegangen, so beschäftigt sich das folgende Kapitel mit den verschiedenen Editionsverfahren, welche im deutschen Sprachraum vorhanden sind. So zahlreich und vielfältig die unterschiedlichen Editionstypen publiziert werden, so unterschiedlich sind ihre wissenschaftlichen Ansprüche und ihr Niveau. Generell sind Editionsprojekte, gleich welchen Anspruch sie zu erfüllen gedenken, aber mit einem enormen Aufwand verbunden. Sie sind zeit- und kostenintensiv; erfordern ein erhebliches Maß an Recherche und Sorgfalt, damit sie als wissenschaftliche Ausgaben ihre Aufgaben erfüllen können. Jede Edition ist aber ein spezialisiertes Arbeitsinstrument und kann demnach

---

688 Vgl. Kraft: *Geschichtlichkeit*. S. 11.

689 Vgl. Hebels *Kalendergeschichte 159 Unverhofftes Wiedersehen*, welche mannigfaltige Bezüge zur Geschichte und ihrer Entstehungszeit beinhaltet.

690 Sicherlich wirken einige der Kalendertexte archaisch und überholt, auch wirken sie, wie die *Nützlichen Lehren*, manchmal zu plakativ für den heutigen Lesegeschmack. Die Grundgedanken solcher Texte haben aber auch heutzutage noch nicht an Aktualität eingebüßt.



nur spezifische Aufgaben erfüllen und eignet sich jeweils nur für einen bestimmten Leserkreis. Daher ist es nicht weiter verwunderlich, dass Georg Witkowski schon 1921 vor einer Erwartung eines allzu hohen Universalanspruches einer Edition warnte.<sup>691</sup>

Die heutigen Kritikpunkte an einer Edition betreffen vornehmlich die historisch-kritischen Ausgaben, da sie sich in ihrem Vollständigkeitsanspruch und in ihrer hochspezialisierten Darstellungsweise zunehmend von einem breiten, nicht-wissenschaftlichen Lesepublikum entfernen. Demgegenüber wird die kommentierte Studienausgabe als eine Art von Edition angesehen, die am ehesten die vielfältigen Anforderungen eines breiten Leserkreises bedienen könnte.<sup>692</sup> Grundbedingung einer jeden Ausgabe ist allerdings, dass sie „in erster Linie einen Text zur Verfügung stellen soll, der die Grundlage jedweder historischen und interpretatorischen Betrachtung bildet“<sup>693</sup>. Wenn es aber nun darum geht einen den Text ergänzenden Apparat zu erstellen, wie der Kommentar in Art und Umfang beschaffen sein soll, welchen wissenschaftlichen Ansprüchen er zu genügen hat, so wird dies in Fachkreisen kontrovers diskutiert.<sup>694</sup> Es bildet sich anhand dieser Fragen ein ganzes Spektrum verschiedener Editionstypen heraus, die sich, je nach Zielsetzung ihres wissenschaftlichen Anspruches und ihres Adressatenkreises, in Art und Umfang des dokumentierenden und informierenden Anteils im Apparat unterscheiden.<sup>695</sup> Ausgehend von diesen Prämissen bestand die Forschung bis in die jüngste Vergangenheit auf eine Hierarchie an deren Spitze die historisch-kritische Ausgabe, von ihr abgeleitet die Studienausgabe und

691 Vgl. Georg Witkowski: Grundsätze kritischer Ausgaben neuerer deutscher Dichterwerke. – In: *Funde und Forschungen*. Eine Festgabe für Julius Wahle zum 15. Februar 1921. – Leipzig: o.V. 1921. S. 216-226. Hier S. 221. – Schon 1924 entwarf er eine Typologie von Editionen, die den unterschiedlichen Bedürfnissen eines Benutzers entgegen zukommen versucht. – Vgl. Georg Witkowski: *Textkritik und Editionstechnik neuerer Schriftwerke*. Ein methodologischer Versuch. – Leipzig: o.V. 1924. S. 1-3.

692 Vgl. Plachta: *Editionswissenschaft*. S. 11/12.

693 Ebd. S. 12.

694 Vgl. hierzu Kap. 6.1.4 der vorliegenden Arbeit.

695 Vgl. Heinrich Meyer: *Edition und Ausgabentypologie*. Eine Untersuchung der editionswissenschaftlichen Literatur des 20. Jahrhunderts. – Bern [u.a.]: Lang 1992 (= *Europäische Hochschulschriften* 1360); Dirk Göttliche: *Ausgabentypen und Ausgabennutzer*. – In: *Text und Edition*. Positionen und Perspektiven. Hrsg. v. Rüdiger Nutt-Kofoth [u.a.]. – Berlin: Schmidt 2000. S. 37-63.

nachfolgend die Leseausgabe platziert wurden, wobei Faksimile- oder Regesta Ausgaben als Sonderformen der Edition galten.<sup>696</sup> Im Zuge der kritischen Reflexion der Aufgaben und Möglichkeiten einer historisch-kritischen Ausgabe hat sich in den letzten Jahren jedoch zunehmend eine funktionale Betrachtungsweise durchgesetzt, die die unterschiedlichen Ausgabetypen als ein Spektrum oder Ensemble verschiedener editorischer Aufgabenstellungen begreift und auf ein Nebeneinander von Ausgaben, nicht mehr auf eine Hierarchie, besteht.<sup>697</sup>

Ob nun Hierarchie oder Spektrum sei dahingestellt, jedoch ist die historisch-kritische Ausgabe als Paradigma der Editionsphilologie erster Ansatzpunkt. Sie wurde, um das Werk bedeutender Autoren zu erschließen und zu bewahren, als ein kulturpolitisches Anliegen im 19. Jahrhundert begründet<sup>698</sup> und erfuhr im 20. Jahrhundert ihre spezifische Ausprägung.<sup>699</sup> Dabei gebührt Karl Lachmann der Verdienst, erstmals die wissenschaftliche Edition neuerer deutscher Literatur in seiner Lessing-Ausgabe (1838-140)<sup>700</sup>, durch die Übernahme der Editionstechnik von Altphilologie und Me-

696 Vgl. Hans-Joachim Simm: Zur sozialgeschichtlichen und editionsphilologischen Stellung sogenannter Lese- und Studienausgaben deutscher Klassiker. – In: Germanistik – Forschungsstand und Perspektiven. Vorträge des Deutschen Germanistentages 1984. Hrsg. v. Georg Stötzel. Tl. 2. – Berlin, New York: De Gruyter 1985. S. 371-384.

697 Vgl. Klaus Kanzog: Einführung in die Editionsphilologie der neueren deutschen Literatur. – Berlin: Schmidt 1991. S. 179. – Von „Ensemble“ und „Nebeneinander“ sprechen Gotthart Erler: Plädoyer für einen Editionstyp. Zu einigen konzeptionellen und editionstechnischen Aspekten von Lese- und Studienausgaben. – Zeitschrift für Germanistik. Hrsg. v. d. Philosophischen Fakultät II, Germanistische Institute der Humboldt-Universität zu Berlin. Bd. 1. – Bern, Berlin [u.a.]: Lang 1980 (= ZfGerm 1). S. 287-298. Hier S. 288. u. Waltraud Hagen: Von den Ausgabentypen. – In: Siegfried Scheibe (Leitung), Waltraud Hagen [u.a.]: Vom Umgang mit Editionen. Eine Einführung in Verfahrensweisen und Methoden der Textologie. – Berlin: Akademie 1988. S. 31-54. Hier S. 32.

698 Vgl. Siegfried Scheibe: Plädoyer für historisch-kritische Editionen. – In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. Internationales Organ für neuere deutsche Literatur. Bd. 34. – Göttingen, Wallstein [u.a.]: Kröner 1990. S. 406-415. Hier S. 411. – „Historisch-kritische Editionen sollten in erster Linie für solche Autoren erarbeitet werden, die innerhalb der jeweiligen Nationalliteratur oder innerhalb einer ihrer Literaturperioden eine herausragende Stellung einnehmen und mit deren Werk sich deshalb die wissenschaftliche Forschung immer wieder auf die vielfältigste Art und Weise beschäftigt.“ Siehe dagegen Gert Vonhoff: Unnötiger Perfektionismus oder doch mehr? – In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. Internationales Organ für neuere deutsche Literatur. Bd. 34. – Göttingen, Wallstein [u.a.]: Kröner 1990. S. 419-423. Hier S. 419.

699 Vgl. Plachta: Editionswissenschaft. S. 12.

700 Vgl. G. E. Lessing: Sämtliche Schriften. Hrsg. v. Karl Lachmann. 13 Bde. – Berlin: o.V. 1838-1840.

diavistik, etabliert zu haben. Die Erwartungen bzw. die Zielsetzung an eine historisch-kritische Ausgabe ist seit dem die Erarbeitung eines

gesicherten, authentischen Textes auf der Grundlage einer Sammlung und kritischen Bewertung aller überlieferten Textzeugen [...], einer entsprechenden Rekonstruktion der Textgeschichte [...] sowie der eventuellen Berichtigung eindeutiger Text- und Überlieferungsfehler.<sup>701</sup>

Wurde dieser Ansatz durch Karl Goedeke in seiner Edition der Schillerschen Werke weiter fortgeführt und um die Handschriften und Entstehungszeugnisse erweitert, welches neuere Literatur grundsätzlich von älteren Texten trennt, so treten – im kritischen Apparat der Ausgaben – immer deutlicher die Entstehungsvarianten gegenüber den Überlieferungsvarianten hervor. Jedoch wurde auch auf Grund der Weimarer Goethe-Ausgabe<sup>702</sup>, die bis weit ins 20. Jahrhundert hinein als das Paradigma einer historisch-kritischen Ausgabe galt, die ‚Fassung letzter Hand‘ bevorzugt, welche den höchsten Autorisationsgrad zu besitzen schien. Dass dies aber in der Disziplin der Editionsphilologie letztlich nicht entscheidend sein kann, sondern Authentizität statt Autorisation zu gelten hat, zeigen einige Bestrebungen des beginnenden 20. Jahrhunderts.<sup>703</sup>

Denn schon 1904 forderte Herbert Seuffert in seinen *Prolegomena zu einer Wieland-Ausgabe*, vor dem Hintergrund der wiederholten Umarbeitungen des Autors hinsichtlich seiner Werke, nicht nur die „Gewinnung des richtigen Textes“ sondern auch „die Darstellung der Fort- und Umbildung des Textes“ und die „Verarbeitung der Lesarten für die Entwicklungsgeschichte des Stil“<sup>704</sup>. Ausgehend von dieser Forderung wendet sich die Editionsphilologie im Lauf der folgenden Jahre hin zur textkritischen Darstellung der Textgenese als „methodologische Konsequenz aus der prinzipiellen Unterscheidung der Überlieferungssituation älterer und neuerer Literatur“<sup>705</sup>.

701 Göttsche: Ausgabentypen. S. 43.

702 Goethes Werke. Hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. 133 Bde. in 143 Tln. – Weimar: Böhlau 1887-1919.

703 Vgl. hierzu Kap. 6.1.2 der vorliegenden Arbeit.

704 Bernhard Seuffert: *Prolegomena zu einer Wieland-Ausgabe*. Tl. III/IV. – Berlin: o.V. 1904. S. 60.

705 Göttsche: Ausgabentypen. S. 44. – Zur Überlieferungssituation älterer und neuerer Literatur Vgl. Rüdiger Nutt-Kofoth: Vom Schwinden der neugermanistischen Textkritik. Zur Geschichte, Gegenwart und Zukunft eines editorischen Zentralbegriffes. – In: *Editio. Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft*. Bd. 18. – Tübingen: Niemeyer 2004 (= *Editio* 18). S. 38-55.

Der kritische Apparat tritt in dieser Form der Edition der Schlussgestalt des Textes gleichwertig und gleichberechtigt gegenüber und relativiert dadurch das Prinzip letzter Hand.

Erstmals wurde dieser Entwicklung in der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe (1943-1985)<sup>706</sup>, insbesondere mittels des so genannten Treppenapparates,<sup>707</sup> durch den Herausgeber Friedrich Beißner Rechnung getragen. Gleichzeitig erfüllte sich dadurch die Forderung des Herausgebers nach „lesbare[n] Varianten“<sup>708</sup>, welche für die weitere Entwicklung der germanistischen Editionsphilologie grundlegend blieb.

Die zu Beißner in Konkurrenz begründete Frankfurter Hölderlin-Ausgabe von Dietrich Sattler (1975ff.)<sup>709</sup> markiert den nächsten Schritt in der Geschichte der Editionsphilologie. Kennzeichnend ist hierbei Sattlers Bestreben durch die

Gliederung der Textdarbietung in einen dokumentarischen Teil, der aus dem Faksimile der Handschrift und einer Umschrift besteht, und in eine hierauf aufbauende Textkonstitution in der Form einer linearen Textdarstellung und eines daraus abgeleiteten Lesetextes<sup>710</sup>

die Trennung von Text und Apparat endgültig aufzuheben. Unterstützt durch die parallele Entwicklung der ‚critique génétique‘<sup>711</sup> hat die Frankfurter Hölderlin-Ausgabe ihr Stuttgarter Pendant als „maßgebliches Modell editionsphilologischer Methodendiskussion“<sup>712</sup> schließlich abgelöst. Neuere historisch-kritische Ausgaben, wie die Brandenburger Kleist-Ausgabe, orientieren sich mittlerweile an Sattlers Modell und

706 Friedrich Hölderlin: Sämtliche Werke. Im Auftrag des Kultusministeriums Baden-Württemberg. Hrsg. v. Friedrich Beißner. 8 Bde. – Stuttgart: Kohlhammer u. Cotta 1943-1985.

707 Der Treppenapparat bezeichnet eine Variante der Editionsphilologie, die sich besonders zur Darstellung von Sofortkorrekturen des Autors eignet. Die Chronologie dieser Änderungen wird treppenartig und mit aufsteigenden Ziffern bzw. Buchstabenfolgen gekennzeichnet.

708 Friedrich Beißner: Lesbare Varianten. Die Entstehung einiger Verse in Heines „Atta Toll“. – In: Festschrift für Josef Quint. Anlässlich seines 65. Geburtstages überreicht. Hrsg. v. Hugo Moser, Rudolf Schützeichel und Karl Stackmann. – Bonn: Semmel 1964. S. 15-23.

709 Friedrich Hölderlin: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausg. Hrsg. von D. E. Sattler. 20 Bde. u. 3 Supplemente. – Frankfurt a.M.: Stroemfeld 1975-2008.

710 Götttsche: Ausgabentypen. S. 46.

711 Vgl. zur ‚critique génétique‘ die Beiträge von Almuth Grésillon, Louis Hay und Kalus Hurlbusch in Textgenetische Edition. Hrsg. v. Hans Zeller und Gunter Martens. – Tübingen: Niemeyer 1998 (= Beihefte zu Editio 10). S. 7-79.

712 Götttsche: Ausgabentypen. S. 46.

den entsprechenden Überlegungen von Gunter Martens zur Dynamik literarischer Textprozesse.<sup>713</sup>

Hinsichtlich des zuvor erläuterten Methodenwandels ändert sich denn auch das Verständnis dessen, was der Begriff „historisch-kritisch“ überhaupt umschreibt und damit auch die Verbindung der historischen Perspektive mit der textkritischen. Eine allgemeingültige Definition dieser Wortverbindung liegt bis dato noch nicht vor, jedoch kann gesagt werden, dass als der Bezugsrahmen des ‚Historischen‘ die Geschichtlichkeit eines literarischen Werkes an die Stelle der Stil- und Geistesgeschichte des Autors tritt.<sup>714</sup> In diesem Sinne sind, nach der Definition von Norbert Oellers, historisch-kritische Ausgaben

historisch insofern, als sie sowohl die Überlieferungsgeschichte als auch die Entstehungsgeschichte von Texten bzw. Textzeugen so exakt wie möglich beschreiben, also sowohl über die Genealogie wie über die Genese von Texten Klarheit verschaffen; sie sind kritisch insofern, als sie auf der kritischen Sichtung („Recensio“) aller erreichbaren Überlieferungsträger („Textzeugen“), ihrer kritischen Prüfung („Examinatio“) und möglicherweise der Berichtigung („Emendatio“) von durch die Kritik erkannten eindeutigen Fehlern aufbauen. Daß die Darstellung der Geschichte eines Werkes und seiner Überlieferung mit der „Textkritik“ in einer unlösbaren, sich wechselseitig erhellenden Beziehung steht, liegt auf der Hand; daher der Bindestrich<sup>715</sup>.

Auch Herbert Kraft sieht den Sachverhalt um die Bedeutungszuweisung der Worte ähnlich gelagert, jedoch akzentuiert er das Dialektische der Edition, sich zugleich historisch und kritisch zu offenbaren:

Die geschichtliche Reflexion akzentuiert im Terminus „historisch-kritische Ausgabe“ „historisch“ als die kritische Perspektive auf das Vorhandene als

713 Vgl. Gunter Martens: Textdynamik und Edition. Überlegungen zur Bedeutung und Darstellung variierender Textformen. – In: Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation. Hrsg. v. Gunter Martens. – München: Beck 1971. S. 165-202.

714 Vgl. im Gegensatz dazu noch der Kommentar zur neuen Goethe-Ausgabe von Herman Grimm: Die neue Goethe-Ausgabe. – In: Deutsche Rundschau 53. o.O.: o.V. 1887. S. 425-436. Hier S. 427/429. Zit. n. Kraft: Editionsphilologie. S. 22. – „Kein Leser sollte sich zu tief in das Studium der Entstehungsdaten und Entstehungsbedingungen der Verse verleiten lassen. Auch soll uns nicht die mit den Jahren wechselnde Gestalt Goethe's bei diesen Bänden seiner Gedichte vor Augen stehen, sondern Goethe, als einheitliche Erscheinung, jung und alt zu gleicher Zeit, darüber schweben [...] Die chronologische Betrachtung der Werke eines Schriftstellers zerreißt sein Bild, das, sobald ein Dichter nicht mehr zu den Lebenden gehört, sich zu etwas Einheitlichem zusammenschließt.“

715 Norbert Oellers: Edition. – In: Einführung in die neuere deutsche Literaturwissenschaft. Ein Arbeitsbuch. Hrsg. v. Dieter Gutzen, Norbert Oellers [u.a.]. Neugefasste Aufl. – Berlin: Schmidt 1989. S. 104-125. Hier S. 107/108.

Gewordenes, „kritisch“ als die historische Perspektive auf das Noch-nicht-Vorhandene. Historizität entsteht durch das Bewußtsein von Vergangenheit, Kritik ist das Bewußtsein von Zukunft.<sup>716</sup>

Durch solcherlei Thesen ist offensichtlich, dass der Bezug editionsphilologischer Theorieansätze zur literaturwissenschaftlichen Methodendiskussion, ein grundsätzliches Problemfeld in der Geschichte historisch-kritischer Ausgaben bezeichnet. In diesem Sinne führt Andreas Arndt historisch-kritische Editionen auf die „Einsicht in die historische Bedingtheit unseres Erkennens“<sup>717</sup> zurück.<sup>718</sup>

Der Fokus der Kritik richtete sich aber in Bezug auf historisch-kritischen Ausgaben, seit den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts, vornehmlich auf die wiederholt beklagte Entfernung zum Lesepublikum. Nicht umsonst spricht Gunter Martens von einer „Edition für Editoren“<sup>719</sup>, die auf die Erwartungen bzw. Interessen der Nutzer und Leser keine Rücksicht mehr nehmen würde. Daher gilt als eine Alternative zur kritisierten Tendenz des ‚Monumentalstils‘ historisch-kritischer Ausgaben die kritische Ausgabe, welche sich aber gleichfalls in erster Linie an wissenschaftliche Leser und Benutzer wendet. Sie beruht zwar auf den editorischen Grundprinzipien einer historisch-kritischen Ausgabe, wird auch wie diese erarbeitet, besitzt aber nicht das Bestreben in ihren Anforderungen einer solchen zu entsprechen. Dieser Typus der Edition verzichtet meist auf eine vollständige Darstellung des Variantenapparates, zu Gunsten der Lesbarkeit oder auf eine Darstellung der Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte. Sie konzentriert sich vielmehr auf die textkritische Konstitution und Begründung authentischer Texte bzw. auf den Kommentar.<sup>720</sup> Hierbei geht die kritische Ausgabe aber schon in den Bereich der Studienausgabe über, gerade wenn sie ihr

---

716 Kraft: Editionsphilologie. S. 11.

717 Andreas Arndt: Philosophie der Philologie. Historisch-kritische Bemerkungen zur philosophischen Bestimmung von Editionen. – In: Editio. Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft. Bd. 17. – Tübingen: Niemeyer 1997 (= Editio 17). S. 1-19. Hier S. 17.

718 Vgl. Götsche: Ausgabentypen. S. 47/48.

719 Gunter Martens: Neuere Tendenzen in der germanistischen Edition. – In: Philosophische Editionen. Erwartungen an sie – Wirkungen durch sie. – Tübingen: Niemeyer 1994. S. 71-82. Hier S. 76.

720 Vgl. Dietrich German: Zu Fragen der Darbietung von Lesarten in den Ausgaben neuerer Dichter. – In: Weimarer Beiträge. Zeitschrift für Literaturwissenschaft, Ästhetik und Kulturwissenschaft. Bd. 8. – Berlin, Weimar: Aufbau 1962. S. 168-188.

Augenmerk auf den Kommentarteil legt. Ist es doch hauptsächlich die Edition einer Studienausgabe, welche den Erläuterungen einen integralen Bestandteil einräumt.

Während sich also historisch-kritische oder kritische Ausgaben an ein zumeist wissenschaftliches Publikum wenden, verfährt die Studien- und Leseausgabe in ihrer editorischen Gestaltung insofern, als dass sich dadurch eine breitere Masse erreichen lässt. Schon auf Grund der geringeren Kaufpreise gegenüber den historisch-kritischen Ausgaben, bedingt durch den meist fehlenden textgenetischen Apparat, sind sie in der Anschaffung um einiges populärer. Die Studienausgabe richtet sich dabei an Wissenschaftler oder wissenschaftlich Interessierte, die Leseausgabe an das Lesepublikum als Ganzes.

Mittlerweile gehört es zum editorischen Grundprinzip der Lese- und Studienausgaben, dass sie ihre Texte aus einer historisch-kritischen Ausgabe beziehen und somit ein verbindlicher und nach textkritischen Prinzipien erarbeiteter Text zur Verfügung steht. Leider entspricht diese Verfahrensweise von Parallelausgaben dem Idealfall, die Praxis gestaltet sich deutlich komplizierter.<sup>721</sup> zahlreiche wissenschaftliche Studienausgaben können erst gar nicht auf eine historisch-kritische Ausgabe zurückgreifen, das Werk des Autors wurde noch nicht historisch-kritisch ediert. Der Herausgeber bzw. Editor ist somit gezwungen eigene textkritische Entscheidungen zu fällen und dabei häufig auch Pionierarbeit zu leisten.<sup>722</sup> In diesem Sinne übernehmen Studienausgaben immer häufiger die Funktion von Interimsausgaben, wobei durch auftretende Legitimations- und Finanzierungsprobleme für viele Werke gar keine historisch-kritische Gesamtausgabe mehr geplant werden kann und die Übergangslösung zur Dauerlösung mutiert. Gleichfalls tragen wissenschaftlich fundierte Leseausgaben „wesentlich zur Sicherung der Textgrundlage für die literaturwissenschaftliche Forschung und zur Erweiterung des literaturhistorischen Wissens“<sup>723</sup> bei.

---

721 Vgl. Plachta: Editionswissenschaft. S. 16. – Ein Idealfall einer, von einer historisch-kritischen Ausgabe abgeleitete Studienausgabe, stellt die Kleine Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe dar. Friedrich Beißner, der Herausgeber der historisch-kritischen Edition, verantwortete auch die Herausgabe der Studienausgabe. Somit lag auch der breiten Masse eine erschwingliche Ausgabe der Werke Hölderlins vor, die einen, nach textkritischen Maßstäben, verbindlichen Text zur Grundlage hatte.

722 Vgl. exemplarisch Brecht: Werke.

723 Göttsche: Ausgabentypen. S. 55/56.

Dadurch erhöht sich aber auch der Anspruch an Studien- und Leseausgaben und führt zu einer Erhöhung ihres Standards. Vornehmlich lässt sich dies in der Diskussion um die Handhabung der Modernisierung und Normierung historischer Orthographie und Interpunktion der Texte von Studien- und Leseausgaben beobachten. Ist in der historisch-kritischen Ausgabe jeglicher Verzicht auf Normierung und Modernisierung verbindlich geworden,<sup>724</sup> so erfolgt die Textkonstitution von Studien- und Leseausgaben immer noch häufig in der geläufigen Formel von ‚behutsamer Modernisierung unter Wahrung des Lautstandes‘.

Hinsichtlich der Anerkennung von Studienausgaben als wissenschaftliche Edition, geriet das Verfahren von Normierung und Modernisierung seit den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts immer wieder in die Kritik. In diesem Sinne hat sich denn auch die ‚Kommission für Edition von Texten seit dem 18. Jahrhundert‘ in einer Empfehlung an die unterschiedlichen Verlage, gegen jede Art von Modernisierungen in Studienausgaben ausgesprochen.<sup>725</sup> Hierbei zeigt sich, dass die Anhebung der Standards für Studien- und Leseausgaben nicht zuletzt auf eine Ausdehnung der Editionstheorie auf diese Ausgabentypen zurückzuführen ist, gemäß der Einsicht, dass nicht nur historisch-kritische Ausgaben Gegenstand der Editionsphilologie sein können.<sup>726</sup> Daher haben in jüngeren Ausgabentypologien und Einführungen in die Editionsphilologie, Studien- und Leseausgaben ihren festen Platz eingenommen.<sup>727</sup>

Nichtsdestotrotz fordern bestimmte Sachverhalte einige Sonderformen editorischer Tätigkeit, wie es sich beispielhaft an der so genannten Reprint-Ausgabe beobachten lässt; sie steht für nicht anders realisierbare Studien- und Leseausgaben von historischen Texten ein.<sup>728</sup> Ebenfalls ersetzt die Faksimile-Ausgabe als Interimsausgabe notwendige, aber fehlende kritische oder historisch-kritische Ausgaben;<sup>729</sup> und für

---

724 Vgl. Hans Werner Seiffert: Untersuchungen zur Methode der Herausgabe deutscher Texte. – Berlin: Akademie 1969. S. 108.

725 Vgl. Götsche: Ausgabentypen. S. 58.

726 Vgl. Ebd. S. 59.

727 Vgl. Waltraud Hagen [Bearb.]: Handbuch der Editionen. Deutschsprachige Schriftsteller. Ausgang des 15. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. – München: Beck 1979. u. Klaus Kanzog: Editionsphilologie. sowie Plachta: Editionswissenschaft.

728 Vgl. Plachta: Editionswissenschaft. S. 22.

729 Vgl. Hans Zeller: Die Faksimile-Edition als Grundlagenedition für Philologie und Textgenetik.



umfangreiche Briefnachlässe hat sich bis dato die Regestausage eingebürgert, welche umfassende Informationen über die eigentlichen Briefe mit Exzerpten derselben verbindet.<sup>730</sup>

Hinsichtlich der obig erläuterten Sachverhalte bezüglich verschiedener editorischer Grundprinzipien und Ausgabetypen stellt sich nun die Frage, welcher Editionsansatz für die Kalendergeschichten Johann Peter Hebels gewählt werden kann. Eine historisch-kritische Ausgabe würde den Zeit- und Kostenrahmen sprengen; selektive Leseausgaben hingegen existieren zur Genüge. Somit bleibt die Entscheidung zwischen kritischer Ausgabe und Studienausgabe bestehen, wobei die Vorteile einer kritischen Ausgabe überwiegen. Da aber diese Editionstypen ineinander fließen und eine klare Abgrenzung nicht vorgenommen werden kann enthält vorliegende Edition Bestandteile beider Ausgabetypen.

Grundsätzlich verpflichtet sich die Edition der Kalendergeschichten einer wissenschaftlichen Arbeitsweise, die es sich zur Aufgabe macht, einen nach textkritischen Maßstäben verantworteten Text zu präsentieren und erhebt zugleich den Anspruch auf Vollständigkeit hinsichtlich des Umfangs der Kalendergeschichten. Sie verzichtet aber auf einen textgenetischen Apparat zu Gunsten der Lesbarkeit. Den für die Studienausgabe so integrativen Bestandteil des Kommentars macht sie sich zu Nutze, reduziert ihn aber auf das Notwendigste und liefert keine interpretatorischen oder analytisch-deutenden Ansätze. Jedoch verweist sie auf hilfreiche Sekundärliteratur an entsprechenden Stellen. Ebenso wenig wird dabei auf konkurrierende Interpretationsansätze und auf die Wirkungsgeschichte der einzelnen Texte eingegangen. Der Kommentar umfasst daher die Daten zur Authentizität und Entstehung, verzeichnet Emendationen im angegliederten Apparat und bietet Erläuterungen zur „Erhellung des unmittelbaren historischen Textumfeldes“<sup>731</sup>. Ausführlich werden Darstellungs-

---

Ein Vorschlag. – In: *Textgenetische Edition*. Hrsg. v. Hans Zeller und Gunter Martens. – Tübingen: Niemeyer 1998 (= *Editio* 10). S. 80-100.

730 Hartmut Steiger: *Briefregesten. Theorie und Praxis einer neuen Editionsform*. – In: *Probleme neugermanistischer Textedition*. Hrsg. v. Norbert Oellers. – Berlin: Schmidt 1982 (= *ZfdPh* 101 Sonderh.). S. 199-219.

731 Plachta: *Editionswissenschaft*. S.18. – Zur Kommentargestaltung Vgl. Kap. 6.1.4 der vorliegenden Arbeit.

schwierigkeiten und Aufbau der Edition in den folgenden Kapiteln genauer untersucht und die Wahl der Mittel erläutert.

### 6.1.2 Textkritische Vorfragen

#### 6.1.2.1 Authentizität und Erkenntnisinteresse

Im Normalfall macht sich der ‚gewöhnliche‘ Leser kaum Gedanken über die Echtheit oder die Zuverlässigkeit eines Textes; vielmehr verlässt er sich auf den Namen des Autor und auf die sorgfältige Edition und Kompetenz der Herausgeber. Daher bleiben Textverwitterungen und Herausgebersünden meistens unbemerkt, lediglich in ‚sensationalen‘ Fällen der erotischen und politischen Literatur erwacht das textkritische Interesse des Lesers, wenn er etwa argwöhnt eine zensierte Fassung in der Hand zu haben oder Textmanipulationen bekannt sind.<sup>732</sup>

Der nicht-wissenschaftliche Leser mag sich mit solchen Editionen abfinden, da er zumeist keinen Zugang zu historisch-kritischen Ausgaben besitzt oder kein besonderes Interesse daran hat, sich in den aufwändigen wissenschaftlichen Apparat einzuarbeiten. Der Literaturwissenschaftler weiß jedoch, welche schwerwiegenden Interpretationsirrtümer aus einer fehlerhaften Textgrundlage heraus entstehen können. Daher gehört für ihn die Kenntnis historisch-kritischer Ausgaben und anderer zitierfähiger Editionen, die zumindest einen passablen Lesetext bieten, zum Elementarwissen und dient als Grundlage jedweder wissenschaftlicher Arbeit.

Doch auch der wissenschaftliche Leser besitzt noch allzu oft Hemmungen gegenüber der Benutzung von meist komplizierten textkritischen Apparaten und „dem daraus folgenden Zwang zu einer ungewohnten mikrophilologischen Betrachtungsweise“<sup>733</sup>. Durch eine Einarbeitung in die unterschiedlichen Apparatformen und dem

---

732 Vgl. die Edition von Adolf Hitlers *Mein Kampf*. Nach der eigentlichen Machtergreifung auf Grund der Ermächtigungsgesetze wurde angeordnet, nur noch Neuausgaben des 1925 verfassten Werkes zu verkaufen. Dies weckte den Verdacht, dass die Neuausgabe gegenüber früheren Fassungen politisch motivierte Veränderungen enthielt, bis 1956 von Hermann Hammer ein Vergleich der verschiedenen Fassungen vorgenommen wurde. Abgesehen von stilistischen Änderungen und einige sachliche Berichtigungen ließen sich keine gravierenden Änderungen nachweisen. – In: Hermann Hammer: Die deutschen Ausgaben von Hitlers *Mein Kampf*. – In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte. H. 4. – München: Oldenburg 1956. S. 161-178.

733 Klaus Kanzog: Editionsphilologie. S. 12. Vgl. auch die Anmerkung zu diesem Zitat.

Erlernen der verschiedenen textkritischen Zeichen können diese Hemmungen aber schnell überwunden werden. Dabei wird aber ersichtlich, welche Schlüsselstellung die textkritische Darstellung im Wissenschaftssystem einnimmt. Der Einblick in die Entstehungs- und Überlieferungszusammenhänge ist Aufgabe der Textkritik; der Text gewinnt dadurch an Tiefenschärfe und „ist mit dem Erkenntnisinteresse am jeweiligen Gegenstand unmittelbar verbunden“<sup>734</sup>.

Gerade der Einblick in die Entstehungszusammenhänge und Überlieferungsgeschichte einzelner Textgestalten setzt die sorgfältige Prüfung bezüglich der Echtheit der Texte voraus. Wie jede Nachricht hinsichtlich ihrer Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit untersucht wird, so ist das erste Gebot der Textkritik die Klärung der Authentizität. Neben dem Erkennen literarischer Fälschungen<sup>735</sup> gehört gleichfalls die Identifizierung von Texten anonymer Autoren oder unter einem Pseudonym<sup>736</sup> erschienener literarischer Schriften zum Aufgabengebiet der Textkritik.

Im Gegensatz zur Klärung der Authentizität bei Nachrichten „werfen aber die spezifischen Diskursorganisationen und Strukturen der sekundären Zeichensysteme“<sup>737</sup> künstlerischer Texte (fiktionale wie nicht-fiktionale) unterschiedliche Probleme auf. Hier richtet sich, laut Hurlenbusch, das Augenmerk zunächst auf die Verfasserschaftsfrage. Unter einem authentischen Text versteht er demnach ein Werk, welches

ausschließlich einem einzigen Sprachbenutzer, nämlich dem Autor, dessen Texte ediert werden sollen, zugeschrieben werden kann, ein Text also, für dessen Überlieferung die sprachliche Beteiligung anderer Sprachbenutzer nicht nachweisbar ist.<sup>738</sup>

Authentizität beweist sich aber nicht nur durch den Ausschluss anderer Sprachbenutzer. Verschiedene Werke sind im Lauf der Literaturgeschichte entstanden, bei denen

734 Ebd. S. 12.

735 Vgl. Elisabeth Frenzel: Fälschungen, Literarische. – In: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Begr. v. Paul Merker. Hrsg. v. Werner Kohlschmidt u. Wolfgang Mohr. Bd. 1. – Berlin: de Gruyter <sup>2</sup>1958. S. 444-450.

736 Vgl. Carl Diesch; Anonymität. – In: Reallexikon. S. 66-68.

737 Kanzog: Editionsphilologie. S. 14.

738 Klaus Hurlenbusch: Zur Aufgabe und Methode philologischer Forschung, verdeutlicht am Beispiel der historisch-kritischen Edition. Eine Auseinandersetzung mit Hermeneutik und Historizismus. – In: Texte und Varianten. Hrsg. v. Hans Zeller und Gunter Martens. – München: Beck 1971. 117-142. Hier S. 136.

zwei oder mehrere Autoren zusammenarbeiteten, sich bei der Arbeit am Text einem gemeinsamen Ziel verpflichtet fühlten und ihren persönlichen Anteil an den jeweiligen Texten zum Teil bewusst verwischten.<sup>739</sup> Brecht schuf seine Werke bspw. im Kollektiv, nannte für viele seiner Texte zahlreiche Mitarbeiter, wurde aber immer als Autorität im Kollektiv angesehen und war die letzte Instanz bei der Fertigstellung literarischer Schriften.<sup>740</sup>

Ob nun nur ein Autor oder die Beteiligung mehrerer Sprachbenutzer an einem Werk nachgewiesen werden kann, ist in diesem Bereich eher zweitrangig. Primäre Aufgabe der Textkritik muss am Anfang die Klärung der Authentizität eines Textes sein. Eine diesen Sachverhalt nicht erfüllende Edition kann denn auch einer genaueren Untersuchung nicht standhalten, wie es neuere Edition im Bereich der Hebel-Forschung eindeutig offenbaren. Die beinahe kleine Sensationen neuer Hebel-Funde verpufft in Schall und Rauch wenn Experten wie Adrian Braunbehrens sich einer publizierten Edition annehmen und sie hinsichtlich der Authentizität der edierten Texte genauer prüfen.<sup>741</sup> Unsaubere Arbeitsweise öffentlich bekannt gemacht ist peinliches Diktum für den Herausgeber, wobei dies nicht heißen soll, dass Unsicherheiten bezüglich der Authentizität von Texten, diese dazu verdammen aus dem zu edierenden Textkorpus entfernt zu werden.

Vielmehr muss eine Klassifikation vorgenommen werden, wie es in vorliegende Edition geschehen ist. Bei der Kategorisierung der Authentizität wird denn auch zwischen Texten unterschieden, die (A) Hebel selbst 1811 ins *Schatzkästlein* aufnahm, bei denen (B) seine Verfasserschaft belegt ist oder (C) sie vermutet werden kann. Durch die Verwendung der Kategorisierungszeichen erhält jede Kalendergeschichte eine eindeutige Zuweisung bezüglich der Verfasserschaft Hebels und kann ediert wer-

---

739 Vgl. zur Arbeit von zwei Autoren an einem Werk bspw. das *Manifest der Kommunistischen Partei* von Karl Marx und Friedrich Engels.

740 Vgl. zu Brecht und der Mitarbeit anderer Personen am Werk Sabine Kebir: Ich fragte nicht nach meinem Anteil. Elisabeth Hauptmanns Arbeit mit Bertolt Brecht. – Berlin: Aufbau 1997.

741 Vgl. Johann Peter Hebel: Der Schuster Flink. Unbekannte Geschichten. Mit einem Vorwort von Daniel Kehlmann. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen v. Heinz Härtl. – Göttingen: Wallstein 2008. und die Rezension von Adrain Braunbehrens: Falscher Hebel beim Schuster Flink. [[http://www.textkritik.de/schriftundcharakter/sundc022schuster\\_flink.htm](http://www.textkritik.de/schriftundcharakter/sundc022schuster_flink.htm)] Stand: 24.11.2008. Zugriff: 03.06.2008.

den, auch wenn Unsicherheiten hinsichtlich der Echtheit der Werke bestehen. Ist einem Leser der Sachverhalt bezüglich der Authentizität bekannt, kann er eigenständig urteilen, wird aber nicht bevormundet oder gar durch falsche oder fehlende Informationen in die Irre geführt.

#### 6.1.2.2 *Autorwille und Autorisation*

Da die Feststellung der Authentizität eines Textes in ihrer Identifikation von Echtheit und Glaubwürdigkeit zu allgemein bleibt, versucht die Editionsphilologie durch die Frage nach der Autorisation literarischer Werke die Zuverlässigkeit eines Textes weiter zu präzisieren.

Seit der erste Band der Weimarer Goethe-Ausgabe erschien, galt weithin als Richtlinie die Autorisation des Autors an seinem Werk. Bernd Seuffert, lange Zeit bedeutendster Editor der Ausgabe, vertrat denn auch die Ansicht, dass ein literarischer Text als „Vermächtnis“ des Autors „an die Nachwelt“ zu verstehen sei.<sup>742</sup> Infolgedessen sprach Georg Witkowski, Herausgeber der Schiller-Ausgabe, vom Editor als „Testamentsvollstrecker“<sup>743</sup> und Friedrich Beißner, Herausgeber der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe, relativierte zwar die Aussage, dass man nicht pathetisch von einem Vermächtnis des Autors sprechen müsse, jedoch die Notwendigkeit bestehe, den „Willen des Dichters und sein Recht an seinem Werk“<sup>744</sup> unbedingt zu beachten. Daher ist es nicht verwunderlich, dass sich in einem Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte ein Artikel von Hans Werner Seiffert bezüglich der Autorisation findet, welcher auf die Vorstellung eines Vermächtnisbegriffes beruht:

Die Herausgabe („Edition“) eines literarischen Denkmals stellt den Herausgeber vor die Aufgabe, einen gesicherten Text herzustellen. Diese Aufgabe kann dann als gelöst gelten, wenn eine dem Willen des Verfassers entsprechende oder eine diesem möglichst nahe kommende Wiedergabe des von ihm konzipierten Werkes erreicht ist.<sup>745</sup>

742 Vgl. Kraft: Editionsphilologie. S. 24/25.

743 Georg Witkowski: Grundsätze. S. 225.

744 Friedrich Beißner: Editionsmethoden der neueren deutschen Philologie. – In: Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd. 83 Sonderh. – Berlin: Schmidt 1964. S. 72-96. Hier S. 92/95.

745 Hans Werner Seiffert: Edition. – In: Reallexikon. S. 313-320. Hier S. 313.

Gleicher Gestalt führt der Autor in seinem Buch *Untersuchungen zur Methode der Herausgabe deutscher Texte*, lange Zeit ein Standardwerk unter Editoren, weiter aus: „Der Herausgeber hat sich als der vom Dichter Beauftragte zu fühlen und in jedem Falle seinen Willen zu respektieren.“<sup>746</sup> Und schließlich hat Wolfgang Martens hinsichtlich der Vorgehensweise von Editoren formuliert:

Wenn es bei Werkeditionen geraten erscheint, die letzte überarbeitete und „verbesserte“ Fassung zur Basis der wissenschaftlichen Edition zu machen, weil sie gleichsam den gereiften Willen des Verfassers zum Ausdruck bringt, so konnte die Entscheidung für die Zeitschrift nur lauten: Grundlage ist die erste, die ursprüngliche Fassung, die Originalausgabe.<sup>747</sup>

Trotz weiterer Forschungsbestreben ist also der Wille des Autors vorherrschendes Kriterium in der Geschichte der Editionsphilologie geblieben, hat sich jedoch gewandelt und spricht nicht mehr vom Editor als ‚Testamentsvollstrecker‘. Vielmehr ist bewusst geworden, dass die meisten autorisierten Ausgaben letzter Hand durch einen „Einheitsstil“<sup>748</sup> bestechen, die charakteristischen Merkmale, welche für die einzelnen Entwicklungsphasen stehen, dadurch verwischt werden und das „historische Relief“<sup>749</sup> der Fassungen nivellieren.

Nachdem verschiedene Ausgaben zeigten, dass für literarische Schriften, primär für Jugendwerke eines Autors, nicht die Ausgabe letzter Hand maßgeblich sein kann, formulierte Ernst Grumach in der Kritik an die Weimarer Ausgabe seine Einwände gegen die vorherrschenden Editionsverfahren.<sup>750</sup> Damit war der Durchbruch zur Historisierung erfolgt:

746 Hans Werner Seiffert: *Untersuchungen zur Methode der Herausgabe deutscher Texte*. – Berlin: Akademie 1969. S. 108.

747 Wolfgang Martens: *Fragen der Zeitschriftenedition am Beispiel von „Der Patriot“ (Hamburg 1724-1726)*. – In: *Edition et manuscrits. Probleme der Prosa-Edition. Akten des französisch-deutschen Editorenkolloquiums Paris 1983*. Hrsg. v. Michael Werner u. Winfried Woesler. – Bern [u.a.]: Lang 1987 (= *Jahrbuch für internationale Germanistik/ A 19*). S. 141-1465. Hier S. 143.

748 Manfred Windfuhr: *Die neugermanistische Edition. Zu den Grundsätzen kritischer Gesamtausgaben*. – In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*. Tl. 31. – Stuttgart, Weimar: Metzler 1957 (= *DVJS 31*). S. 425-442. Hier S. 436.

749 Ernst Grumach: *Probleme der Goethe-Ausgabe*. – In: *Das Institut für Deutsche Sprache und Literatur. Vorträge, gehalten auf der Eröffnungstagung*. – Berlin: Akademie 1954. S. 39-51. Hier S. 45.

750 Vgl. Ders.: *Prolegomena zu einer Goethe Ausgabe*. – In: *Neue Folge des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft*. Bd. 12. – Weimar: Böhlau 1950. S. 60-88.

Auch die Maßstäbe, die unsere Zeit an Editionen legt, haben sich geändert. Mit den „Ausgaben früher Hand“ ist in der Editionspraxis ein grundsätzlicher Durchbruch zur Historisierung, auch im Sinne des historischen Materialismus, erfolgt.<sup>751</sup>

Immer häufiger wurden nun Ausgaben früher Hand publiziert, jedoch unter dem Gebot der Autorisation und unter der Berücksichtigung, dass die Fassung „den Intentionen des Autors bei oder kurz nach der Ausarbeitung des Werkes entspricht, daß also das Ergebnis der unmittelbaren Arbeit am Werk vollständig dargeboten wird“<sup>752</sup>. Siegfried Scheibe hält es daher sogar für notwendig, dass Herausgeber sich auf die Vorlage für den Erstdruck berufen, da die Edition des Erstdruckes zumeist schon durch Setzer, Korrektoren, etc. überfremdet seien, die Vorlage daher dem Autor näher stehe als der eigentlich Druck.<sup>753</sup> Ein „vom Autor unter qualifizierten Druckbedingungen korrigierter Drucksatz“<sup>754</sup> ist jedoch wahrscheinlich ‚näher‘ am Autor als die beste Vorlage.

Ungeachtet der Ausgabe früher oder letzter Hand hat Klaus Kanzog in seinem Aufsatz *Gespräche über die „Prolegomena“*. Ein Resümee. die Begründung und Erklärung für eine Argumentation pro Autorisation erbracht, indem er darlegt, dass „Autorisation allein als rechtlicher Akt und als allgemeines Einverständnis im Sinne eines ‚Imprimatur‘ (nach mehr oder weniger gründlicher Prüfung einzelner Textstellen) zu verstehen“<sup>755</sup> ist. Die Logik einer solchen Argumentation ist jedoch nicht ersichtlich, wenn bedacht wird, dass die Aufgabe der Editionsphilologie in der Herausgabe von

751 H. Kähler u. M. Nössig [u.a.]: Fünf von dreißig Bänden. Bandbearbeiter berichten über ihre Tätigkeit für die „Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe“ der Werke Bertolt Brechts. – In: Weimarer Beiträge. Zeitschrift für Literaturwissenschaft, Ästhetik und Kulturwissenschaft. Bd. 34. – Berlin, Weimar: Aufbau 1988. S. 181-198. Hier S. 181.

752 Siegfried Scheibe: Zu einigen Grundprinzipien einer historisch-kritischen Ausgabe. – In: Texte und Varianten. S. 1-44. Hier S. 35.

753 Vgl. Ebd. S. 35.

754 Friedrich Dieckmann: Umgang mit einem Text. Anmerkungen zu Siegfried Scheibe und Jochen Golz. – In: Sinn und Form. Beiträge zur Literatur. Hrsg. v. der Akademie der Künste zu Berlin. Bd. 35. – Berlin: Rütten & Loening 1983. S. 882-890. Hier S. 884.

755 Klaus Kanzog: Gespräche über die „Prolegomena“. Ein Resümee. – In: Überlieferung und Edition. Textkritische und editorische Probleme, dargestellt am Beispiel einer historisch-kritischen Kleist-Ausgabe. Hrsg. v. Hans Joachim Kreutzer. – Heidelberg: Winter 1976 (= Euphorion 7). S. 115-132. Hier S. 118.

Texten in Fassungen und Entwürfen besteht und daher nicht nach Autorisation bzw. Nicht-Autorisation unterscheiden muss.

Letztlich ist dieses Kriterium für eine Edition nicht maßgeblich, da Literatur nicht nach den „Kriterien, die ihr äußerlich bleiben darum auch nicht nach den Willen des Dichters,“ fragt, sondern sie „reflektiert das Werk in seiner eigenen Geschichtlichkeit, in Produktion und Rezeption als dem Prozeß seiner Geschichte“. <sup>756</sup> Der narrative Text besitzt einen autonomen Status gegenüber seinem Verfasser, der Kunstcharakter des Werkes ist nicht vom Willen des Autor abhängig. Rein äußerliche Entscheidungen, also auch Erklärungen des Autors über sein Werk, bleiben unabhängig vom eigentlichen Text; die Qualität der literarischen Schriften ist daher das Kriterium für die Edition, nicht etwa die Autorität des Verfassers. Dementsprechend wird die heutige Literaturwissenschaft bzw. die Wissenschaft im Allgemeinen kein Werk eines Autors mehr unterdrücken und Herbert Kraft ist zuzustimmen wenn er folgendes behauptet:

Für die Gesellschaft ist die Kunst der Spiegel, in dem sie ihr „verkehrtes“ Bild sieht, und die Meinung des Autor darf nicht zum Kriterium werden, das der geschichtlichen Legitimation entgegengestellt werden würde. <sup>757</sup>

Nichtsdestotrotz sitzt der Autorisationsgedanke immer noch in den Köpfen mancher Editoren fest und führt in der fachlichen Auseinandersetzungen teils zu absurden Abstufungen und Unterscheidungen. Zwar wird nicht länger zwischen aktiver und passiver Autorisation unterschieden, <sup>758</sup> stattdessen ist nun die Wahl zwischen der generellen, der punktuellen und der delegierenden Autorisation gegeben. Die generelle Autorisation wird dabei durch die Bemerkung ‚Imprimatur‘ in Korrekturfahnen zum Ausdruck gebracht, die punktuelle bezeichnet einzelne Korrekturen, die delegierende die Einbeziehung von Schreibern, Korrektoren, etc. <sup>759</sup> Die Schwierigkeiten im

---

<sup>756</sup> Kraft: Editionsphilologie. S. 28.

<sup>757</sup> Ebd. S. 29.

<sup>758</sup> Die Unterscheidung von aktiver und passiver Autorisation bezieht sich auf den Grad der Mitarbeit des Autors an der Herstellung einzelner Fassungen, etwa in dem Sinne, ob der Autor für einen Druck intensiv die Korrekturbogen kontrolliert oder nach Absendung der Druckvorlage alles Weitere dem Verlag überlässt. – Vgl. Siegfried Scheibe: Editorische Grundmodelle. – In: Zu Werk und Text. Beiträge zur Textologie. Hrsg. v. Siegfried Scheibe und Christel Laufer (Redaktion). – Berlin: Akademie 1991. S. 23-48. Hier S. 26.

<sup>759</sup> Vgl. Kanzog: Editionsphilologie. S. 17.



Bereich der Autorisation haben schließlich zur Folge gehabt, dass Siegfried Scheibe sogar von einer ‚Autor-Autorisation‘ spricht, welche dieses Editionsprinzip gänzlich ad absurdum führt:

Autor-Autorisation bezeichnet die Zeitdauer, in der der Text einer Textfassung für den Autor das Werk darstellt. Autor-Autorisation entsteht mit der vom Autor oder in seinem Auftrag vorgenommenen Niederschrift der betreffenden Textfassung bzw. mit der Herstellung eines vom Autor gewünschten oder gebilligten Druckes der betreffenden Textfassung und erlischt mit deren Ersetzung durch eine neue Textfassung bzw. durch den Tod des Autors.<sup>760</sup>

Ihren Höhepunkt erreicht aber die Diskussion um Autorisation mit dem Begriff der ‚Herausgeber-Autorisation‘<sup>761</sup>, wenn also ein Editor sich über eine nicht erfolgte Freigabe des Autors hinwegsetzt. Hinsichtlich dieses Sachverhaltes lässt sich exemplarisch die Autorisation der Werke Kafkas anführen, wie sie von Klaus Kanzog in seiner *Einführung in die Editionsphilologie* erläutert wird:

Franz Kafka hat in zwei hinterlassenen testamentarischen Blättern an seinen Freund Max Brod die „letzte Bitte“ gerichtet, alles was sich in seinem Nachlass befände, „restlos und ungelesen“ zu verbrennen. Max Brod hat diese Bitte bekanntlich nicht erfüllt und dafür eine Reihe von Gründen geltend gemacht, darunter den Zeitpunkt der Niederschrift dieser Verfügungen. [...] In einem Gespräch mit Kafka hatte Brod seinem Freund zuvor klargemacht, daß er die „letzte Bitte“ nicht erfüllen werde. Brod argumentiert folgerichtig: „Von dem Ernst meiner Ablehnung überzeugt, hätte Franz einen andern Testamentsexekutor bestimmen müssen, wenn ihm seine eigne Verfügung unbedingter und letzter Ernst gewesen wäre.“ Das aus dem Nachlaß von Max Brod publizierte Material kann gleichwohl nicht als von Kafka ‚insgeheim autorisiert‘ angesehen werden.<sup>762</sup>

Hier wird aufgezeigt, dass Autorisation lediglich ein Vorgang außerhalb der Entstehungsgeschichte des Textes sein kann und wie gänzlich überflüssig sich die Argumentationsweisen hinsichtlich Autorisation offenbaren. Das Werk als solches ist Gemeineigentum und nicht etwa eine rein private Angelegenheit.<sup>763</sup> Sicherlich gehört dem Autor rein formell das Urheberrecht, bzw. ist sein als solches deklariertes geistiges Eigentum. Doch inhaltlich weisen Werke oft über das Bewusstsein des Autors hinaus,

760 Siegfried Scheibe: Zum editorischen Problem des Textes. – In: *ZfdPh* 101. S. 12-29. Hier S. 29.

761 Vgl. Kanzog: *Editionsphilologie*. S. 20.

762 Ebd. S. 20.

763 Siehe dagegen: Ebd. S. 19/20: „Die Niederschrift ist, so sehr der Autor dabei auch sein Publikum vor Augen hat, zunächst Privatangelegenheit. Zu einer öffentlichen Rede [...] wird der Text erst durch die Freigabe zur Publikation.“

entfalten in der Rezeptionsgeschichte ihre eigene Wirkung, häufig gegen das Selbstverständnis des Autors. Der empirische Autor löst sich von seinem eigentlichen Werk, der Text entfernt sich von ihm und seiner individuell konzipierten Interpretation und sucht die Interpretation beim Leser. Umberto Eco verdeutlicht dies insofern, als er über verschiedenen Typen von Autoren spricht, wobei der so genannte Modell-Autor die für ihn prägende Kategorie bildet:

Im Verlauf dieser komplexen Interaktionen zwischen meinem Weltbild und dem, das ich dem unbekanntem Autor zuschreibe, spekuliere ich nicht über die *intentio auctoris*, sondern über die des Textes oder über die *intentio* jenes Modell-Autors, den ich aufgrund der Textstrategie erschließen kann.<sup>764</sup>

Ist der empirische Autor demnach nicht primäres Kriterium zur Texterschließung, so kann der letzte Wille des Autors oder seine Autorisation bezüglich seiner Texte, keineswegs als entscheidende Grundlage der Edition dienen.

Gerade im Hinblick auf Hebels Kalendergeschichten und der *intentio* des Modell-Autors, hier die Figur des ‚Hausfreundes‘<sup>765</sup>, ist der Autorisationsgedanke für die vorliegende Edition gänzlich unerheblich. Würden die Kalendergeschichten größtenteils in ihren Drucken anonym veröffentlicht und die Autorschaft von Hebel nicht vermerkt, widerspricht das Editionsprinzip der Autorisation denn auch Hebels schriftstellerischen Grundprinzipien.<sup>766</sup> Daher werden die eigentlichen Kalendergeschichten und die zum *Rheinländischen Hausfreund* zugehörigen Texte aus dem Nachlass sowie die nachgelassenen Manuskripttexte, ohne weitere Gedanken um generelle, punktuelle oder delegierende Autorisation ediert. Ob nun Hebel einen Druckfehler überlas oder ihn tolerierte, ob der Setzer in die Orthographie und Interpunktion eingriff oder Hebel ein Schreibfehler unterlief und er diesen nicht korrigierte; all dies ist nicht mit einer Klärung der Autorisation verbunden. Solche Vorkommnisse müssen im Apparat oder in den eigentlichen Textstellen, auf Grund der festgelegten Normen des Editors erläutert werden. Die Darstellungsweise, welche hinsichtlich Textverderb-

---

764 Umberto Eco: *Die Grenzen der Interpretation*. – München, Wien: Hanser 1992. S. 149.

765 Vgl. hierzu Kap. 5.2.1 der vorliegenden Arbeit.

766 Natürlich war Hebel bald weit über die Grenzen Karlsruhes hinaus als Verfasser des *Rheinländischen Hausfreundes* bzw. der Kalendergeschichten bekannt, jedoch wird kein einziges Mal seine Verfasserschaft in den Kalendergeschichten vermerkt.

nis und Emendation für die vorliegende Edition angewandt wurden, erläutert das nächste Kapitel.

### 6.1.3 Textkonstitution

#### 6.1.3.1 *Textverderbnis und Emendation: Schreibversehen, Druckfehler, Textfehler*

Es besteht sicherlich kein Zweifel darüber, dass Bestimmung, Erkennung und Ausmerzung von Textfehlern, zu einer der wichtigsten Operationen der Textkonstitution gehören. Aber darüber, wie und auf welche Weise dies geschehen soll, herrscht keineswegs Übereinstimmung. Dabei offenbaren sich nicht nur ältere und neuere Auffassungen als diametral, vielmehr stehen sich auch heutzutage noch unterschiedliche Ansichten gegenüber. So empfiehlt es sich, einen kurzen Überblick über die vorherrschenden Meinungen der Editionsphilologie, hinsichtlich der Handhabung von Textfehlern zu verschaffen.

Obwohl Karl Lachmann von der Überlieferungssituation älterer Literatur ausging, ist er in diesem Rahmen zuerst zu nennen, da Lachmann schon 1840 – mit seiner Lessing-Ausgabe – bemerkenswerte Grundsätze aufstellte, die bis heute fort wirken. Bezüglich des Umgangs mit Handschriften forderte er: „Wo Lessings eigene Handschrift vorlag, sind gewöhnlich auch die Schreibfehler nicht verbessert.“<sup>767</sup> Dieser Ausspruch, mißachtet man dabei ‚gewöhnlich‘, gilt heute als der anerkannte Standard der Editionsphilologie oder sollte es zumindest sein. Lachmanns Prinzip ist daher gänzlich modern und dem „Verfahren neuester Klassikerausgaben weit überlegen“<sup>768</sup>. Gleichfalls formulierte Lachmann bei der Handhabung mit Drucken ein geltendes Prinzip, dass manche moderne Ausgabe immer noch missachtet:

Bei allen einzelnen Schriften ist der Herausgeber auf die Originaldrucke zurückgegangen [...] Die Originaldrucke sind genau, selbst in Orthographie und Interpunction, wiedergegeben. [...] Druckfehler der alten Ausgaben

767 Karl Lachmann: Zum Lessing (1840). – In: Karl Lachmann: Kleinere Schriften zur deutschen Philologie.– Berlin: o.V. 1879. S. 550-558. Hier S. 553. Zit. Nach Karl Konrad Polheim: Der Textfehler. Begriff und Problem. – In: Editio. Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft. Hrsg. v. Winfried Woesler. Bd. 5. – Tübingen: Niemeyer 1991 (= Editio 5). S. 38-55. Hier S. 39.

768 Vgl. Polheim: Textfehler. S. 39. – Der *Deutsche Klassiker Verlag* greift bspw. so weit in die Handschriften ein, dass er sogar deren Orthographie modernisiert und normiert.

mögen hie und da übersehen sein: viele sind verbessert; manche, die mehrfache Besserung gestatteten, absichtlich stehn gelassen.<sup>769</sup>

Dass Lachmann bei vielen Textfehlern sicherlich keine Schwierigkeiten besaß, diese zu verbessern, ist nicht weiter verwunderlich, da er bestehende Fassungen vermischte.

Bernhard Seuffert, der die Editionsphilologie in entscheidender Weise beeinflusste, erklärte denn auch 1905, dass „der Text [...] auf der Grundlage der gesamten Überlieferung kritisch herzustellen [ist]. Altvererbte und neuere Fehler sind zu berichtigen“<sup>770</sup>. Mit dieser Forderung schuf er aber in der Geschichte der Edition den Nährboden zur Textherstellung auf der Grundlage der Kontamination: als die durch Austausch von Varianten erreichte Herstellung einer neueren Fassung, die es so niemals gegeben hat. Dieses Verfahren der Kontamination ist in der Germanistik längst überwunden, heutzutage ja schon verpönt, aber durch die Copy-Text-Theorie auf andere Weise wiedergekehrt<sup>771</sup> und hängt eng mit der Emendation zusammen.

Im Verlauf der Editionsgeschichte konnte also die Kontamination, ebenso wenig wie intuitive Herausgebereingriffe, die sich auf die vermutete *intentio auctoris* oder auf das Einfühlungsvermögen von Editoren beriefen, wissenschaftliche Grundlage der Edition darstellen.<sup>772</sup> Daher entwickelte sich seit den 1970er Jahren ein strukturalistischer Textbegriff, wobei der Wille des Autors vor den Einwirkungen der Rezeption zurücktrat und die Emendation nicht mehr auf einem ästhetischen, sondern auf einem mechanistischen Prinzip beruhen musste. Dies führte zu einer radikalen Verengung des Fehler-Begriffes, vornehmlich durch Siegfried Scheibe und Hans Zeller definiert, bei dem als „Kriterium fehlerhafter Stellen“ definiert wurde, dass „sie der

769 Lachmann: Zum Lessing. S. 553f.

770 Seuffert: Prolegomena. S 51.

771 Vgl. zu Copy-Text-Theorie Hans Walter Gabler: Angloamerikanische Editionswissenschaft. – In: Kompendium der Editionswissenschaft. [URL: [http://www.edkomp.unimuenchen.de/CD1/frame\\_edkomp\\_HWG.html](http://www.edkomp.unimuenchen.de/CD1/frame_edkomp_HWG.html)] Stand: 19.12.2003. Zugriff: 05.04.2009.

772 Vgl. das Fränkel-Syndrom, welches sicherlich zur späteren radikalen Verengung des Fehler-Begriffes beitrug. Vom „wahren Philologen“ wird dabei gefordert, dass er „die Entstellungen des Textes ohne eine Handschrift wahrnimmt und Unstimmigkeiten der Drucke auf indirektem Wege mit untrüglicher Sicherheit zu lösen weiß“. – Jonas Fränkel: Gottfried Keller-Philologie. – In: Jonas Fränkel: Dichtung und Wissenschaft. – Heidelberg: Schneider 1954. S. 96-194. Hier S. 98.

Struktur der textspezifischen Logik widersprechen (bei konventionellen Texten) also, daß sie für sich oder im engeren Kontext keinen Sinn zulassen<sup>773</sup>.

Hans Zeller hat dieses doch eher inhaltlich orientierte Kriterium entscheidend um einen technisch-analytischen Ansatz ergänzt, indem er folgert, dass auf Grund der Analyse der physischen Überlieferungsbedingungen, das nach Möglichkeit schon ausreichende, ja eigentlich das ausschlaggebende Argument für einen Textfehler vorgelegt werden kann.<sup>774</sup> Der Konjektur bzw. Interpretation wird somit eine Absage erteilt und fordert dementsprechend eine erhebliche Verengung des Textfehler-Begriffes. Durch diese Verengung ergibt sich eine Verringerung der editorischen Eingriffe in die Textgrundlage des edierten Werkes, wobei nur wirklich sichere Eingriffe vorgenommen werden und im Zweifelsfall der Eingriff unterbleibt; lediglich im Apparat wird die Diskussion um die betreffende Textstelle angeführt:

Wir lassen also lieber im äußersten Fall einen vom Autor akzeptierten Setzereingriff, eine nachweisbare historische Textverderbnis zu, als mit einer weiteren Fassung des Begriffes Textfehler das Einfalltor für eine moderne Textüberfremdung durch eine willkürliche Textgestaltung zu öffnen, wie sie bisher üblich war. Überspitzt ausgedrückt: Wir nehmen lieber den autorisierten, historischen und damit einen ab und zu relativ ‚schlechteren Text‘ in Kauf, als mit der ‚Herstellung des besten Textes‘ den historischen Boden unter den Füßen zu verlieren.<sup>775</sup>

Das historische Prinzip besagt also nicht, dass die historischen Fassungen gänzlich unverändert abgedruckt werden müssen, die Berichtigung eines Textfehlers verfälscht nicht die historische Gestalt eines Textes, da sie sich nicht in solchen Fehlern dokumentiert. Vielmehr muss, natürlich etwas pauschalisiert, gesagt werden, dass Konjekturen verboten, Emendationen aber erlaubt sind, solange sie als Nachweis erbringen, dass sie nicht auf Grundlage von Kontamination erfolgen. Es kommt also darauf an, „Emendation über ein mechanistisches Prinzip hinaus auszudehnen, aber Kontamination und Intuition auszuschalten“<sup>776</sup>. Dies kann nur durch eine einheitli-

773 Scheibe: Grundmodelle. S. 31. Vgl. Ders.: Grundprinzipien. S. 43. u. Hans Zeller: Befund und Deutung. Interpretation und Dokumentation als Ziel und Methode der Edition. – In: Text und Varianten. S. 45-89. Hier S.70.

774 Vgl. Polheim: Textfehler. S. 46.

775 Zeller: Befund und Deutung. S. 73.

776 Polheim: Textfehler. S. 46.

che Fachsprache bestimmt werden, welche sich nicht in einer verklausulierten Terminologie verliert, sondern durch die „Eindeutigkeit als erstes Merkmal eines wissenschaftlichen Begriffes“<sup>777</sup> bestimmt wird. In diesem Sinne ist für die vorliegende Edition Polheim zu folgen, wenn dieser die Termini ‚Autorfehler‘ und ‚Fremdfehler‘ als Kriterium zur Unterscheidung von Textfehlern einführt.<sup>778</sup>

Als Autorfehler sind hierbei Textfehler anzusehen, die der Autor selbst verursacht hat – seien es Sachfehler, Sinnfehler oder Schreibfehler. Ob im inhaltlichen oder formalen Bereich ist dabei unerheblich. Für den Editor muss dabei das Prinzip gelten, Autorfehler nicht durch Emendationen anzutasten, sondern diese nur im Kommentar zu besprechen, da sie Hinweise auf das Werk und auf den Autor geben können. Lediglich wenn ein abgeschlossenes Werk nur in Handschriftenform existiert, so Polheim, müssen hinsichtlich Flüchtigkeitsfehler und Verschreibungen, jedoch nicht bezüglich Sinn- und Sachfehler, Ausnahmen gemacht werden, da dieser Text der gültige und maßgebende für die Edition sein wird. Nur in einer solchen Textsituation dürfen Emendationen durchgeführt werden; ist die Handschrift aber nur eine Vorstufe, weitere Fassungen sind erhalten und zu edieren, so müssen alle Unregelmäßigkeiten übernommen und im textkritischen Apparat vermerkt werden.

Die Begründung eines Fremdfehlers sollte, so Polheim, wenn möglich, auf mehreren Kriterien beruhen. Einerseits auf das von Scheibe und Zeller schon hingewiesene Diktum der Sinnhaltigkeit, sofern der Sinn aus der textinternen Struktur zu beziehen ist, also dem sprachlichen Kunstwerk immanent sein muss. Andererseits sollte der Fremdfehler auf einer technisch-analytischen und überlieferungstechnischen Ebene anzutreffen sein, da hierbei das wie und wann eines Fremdfehlers nachzuvollziehen ist. Dieses Kriterium besitzt die größte Aussagekraft, da es nicht nur aufzeigt dass ein Fehler vorhanden, sondern auch wie er entstanden ist oder sein kann. Ein drittes Attribut ist biographischer Natur, denn einige Schriftsteller, darunter auch

---

777 Zdenko Skreb: Die Wissenschaftlichkeit der Literaturforschung. – In: Zur Kritik literaturwissenschaftlicher Methodologie. Hrsg. v. Viktor Zmegac u. Zdenko Skreb. – Frankfurt a.M.: Fischer 1973 (= Fischer Athenäum Taschenbuch 2026). S. 9-50. Hier S. 37.

778 Vgl. Polheim: Textfehler. S. 47.

Hebel, stehen ihren Werken, erst einmal im Druckverfahren, relativ fern und kümmern sich wenig um eine gewissenhafte Korrektur der Druckfahnen.<sup>779</sup>

Im Gegensatz zum Autorfehler sind Fremdfehler also solche, die nachweisbar von außen in den Text gelangen, wobei der Editor diese Fehler nicht nur zu verbessern hat, sondern ihre Fehlerhaftigkeit begründen muss. Die Begründung kann nur außerhalb von Intuition und Kontamination stehen, andererseits aber keiner allgemeingültigen Generalregel unterliegen. Falls ein Textfehler erkannt ist, aber nicht begründet werden kann, so lautet der Grundsatz ‚in dubio pro auctore‘: der betreffende Fehler muss wie ein Autorfehler gehandhabt werden und ist daher nicht veränderbar.

### 6.1.3.2 *Orthographie und Interpunktion: Normierung als Enthistorisierung*

Vor dem Hintergrund der Durchsetzung einer verbindlichen deutschen Rechtschreibung im späten 19. Jahrhundert war es bis weit ins 20. Jahrhundert hinein üblich, historische Schreibweisen in allen Arten von Editionen zu modernisieren. Dabei wurden Rechtschreibschwankungen normalisierend ausgeglichen und eine Nachbesserung der Interpunktion vorgenommen. Einhergehend mit dem Paradigmenwechsel<sup>780</sup> in historisch-kritischen Ausgaben, bezüglich der Textgenesendarstellung, sah man bei diesen Editionstypen schon bald davon ab, auf jegliche Art und Weise normierend in Texte einzugreifen, wohingegen die Textkonstitution für Studien- und Leseausgaben noch immer in ‚behutsamer Modernisierung unter Wahrung des Lautstandes‘ vorgenommen wurde.

Mit einer Anhebung des wissenschaftlichen Standards der Studien- und Leseausgaben ist seit den 1960er Jahren aber auch hier die Modernisierung und Normierung von Orthographie und Interpunktion immer mehr in Kritik geraten, denn diese sind, so Kraft, „Strukturelemente literarischer Texte“, deren Modernisierung eine „Enthistorisierung“ bedeutet.<sup>781</sup> Zum Einen „ist die satzrhythmische und rhetorische Interpunktion für Texte des 18. und 19. Jahrhunderts nicht in die grammatische Zei-

779 Hebel hat fast so ungern Korrektur gelesen wie Gotthelf, der überhaupt keine las. Er änderte nicht gern und die Revision der Artikel wollte er immer rasch erledigen: „Wie viel Zeit lassen Sie mir zu allem? Ich wünsche nicht viel.“ (Brief vom 12.1.1810 an Cotta).

780 Vgl. Kap. 6.1.1.1 der vorliegenden Arbeit.

781 Vgl. Kraft: Editionsphilologie. S. 89.

chensetzung des Dudens zu übersetzen<sup>782</sup>, zum Anderen kann die „radikale orthographische Normalisierung älterer Texte auf der Grundlage der Duden-Verordnung, diese Texte in ihrer Substanz zerstören“<sup>783</sup>. Gleichfalls erweist sich die Wahrung des Lautstandes, auf Grund der Unsicherheit historischer und regionaler Lautstände, als eine rein spekulative Argumentation und provoziert geradezu willkürliche Herausgeberentscheidungen. Diese Haltung beruht auf einem Verständnis der Schrift als ein rein sekundäres Sprachsystem, als eine bloße Umschrift der Lautsprache, das literaturtheoretisch längst obsolet ist.<sup>784</sup> Durch die Unterscheidung von Orthographie und Lautstand ergaben sich demnach Texte, deren historische Schreibung eine gegenwärtige hochdeutsche Lautung unterlegt war, deren entstandene Schriftbilder aber so niemals existierten oder gar in den Druck gingen.

Eine erneute Diskussion um Modernisierung und Normierung setzte im literaturwissenschaftlichen Betrieb erneut mit der Entscheidung des Deutschen Klassiker Verlages ein, dessen Richtlinien vorsahen, Texte aus dem Zeitraum von 1700 bis 1900 behutsam zu modernisieren.<sup>785</sup> Mit der Einführung der Rechtschreibreform im Jahre 1998 existieren nun viele Bände des Verlagshauses mit den Texten von 1700 bis 1900, die weder einen historischen, noch einen modernen Gehalt besitzen – die normierten Studien- und Leseausgaben sind überholt.

Schon auf Grund dieser obig erläuterten Sachverhalte ist es also zwingend erforderlich, Texte in ihrer ursprünglich historischen Gestalt wiederzugeben und nicht zu verändern, denn die Lektüre eines Textes zeigt,

wie sehr das Erscheinungsbild eines auch nur hundert Jahre alten Textes nicht eine Äußerlichkeit darstellt, sondern als Bedeutungsträger funktioniert, als ein Element, das nicht ohne Sinneinbuße oder Sinnveränderung in ein anderes orthographisches System zu überführen ist.<sup>786</sup>

---

782 Göttsche: *Ausgabentypen*. S. 57.

783 Norbert Oellers: *Angleichung, Normalisierung, Restitution. Die Edition hybrida als Schicksal der deutschen Klassiker*. – In: *ZfdPh* 101. S. 29-42. Hier S. 33.

784 Vgl. Göttsche: *Ausgabentypen*. S. 57/58.

785 Vgl. zu den unterschiedlichen Positionen Norbert Oellers: *Angleichung*. u. Hans Zeller: *Was nützt die Modernisierung der historischen Orthographie in unsern Klassiker-Ausgaben?* – In: *Editio. Internationales Jahrbuch für Editions-wissenschaft*. Bd. 4. – Tübingen: Niemeyer 1990 (= *Editio* 4). S. 44-56.

786 Zeller: *Klassiker-Ausgaben*. S. 54.



Die historische Orthographie ist also nichts Äußerliches, Akzidentielles, sondern als ein Teil der historischen Form bedeutungskonstituierendes Merkmal. Nur scheinbar hilft da eine Modernisierung der Sprachoberfläche über Verständnisprobleme des Textes hinweg. Vielmehr trägt die Wahrung der historischen Orthographie dazu bei, die Distanz der Literatur zur Vergangenheit bewusst werden zu lassen und dient schließlich dem Verstehen der Überlieferung.<sup>787</sup>

Literarische Texte zu modernisieren bedeutet lediglich, sie zu verfälschen und führt zu Fehlern und Inkonsequenzen. Dementsprechend ist Johann Christoph Adelungs Werk *Vollständige Anweisung zu Deutschen Orthographie* für die historische Schreibung von Editionen ein Paradigma und besitzt Beweiskraft in der Editions- theorie, denn die historische Orthographie setzt sich laut Adelung aus phonetischer, etymologischer und konventioneller Schreibung zusammen.<sup>788</sup> Wenn Adelung also bspw. aus dem ‚Grundgesetz‘ und ‚Naturgesetz‘ der deutschen Orthographie – „Schreib wie du sprichst“ – ableitet, dass

[...] man nicht mehr schreiben müsse als wirklich gehöret wird, z.B. nicht „Ambt, Lamb, Mägdchen“, weil in den beyden ersten kein „b“ und in dem letzten kein „g“ gehöret wird,

dann sieht man daran, dass sich die deutsche Orthographie nicht unmittelbar in die Phonetik übertragen lässt, wobei in den gegenwärtig angewendeten Verfahren der Modernisierung die Buchstaben ‚b‘ und ‚g‘ belassen würden, weil sie als Laute ausgesprochen werden könnten und daher für ein Element des historischen Lautstandes gehalten werden würden, während Adelung ja gerade gegenteiliges erläutert. In den

787 Die historische Orthographie bezieht sich dabei aber nicht auf Veränderung der Frakturschrift hin zur Antiqua. Eine Unterscheidung zwischen lateinischen und deutschen Buchstaben bringt in editionsphilologischer Sicht keinen weiteren Erkenntnisgewinn. Daher kann eine Normierung einzelner Buchstaben der Frakturschrift, die vom Setzer schwierig zu verwirklichen wären, etwa das sz oder Unterscheidung zwischen langem und rundem s, durchaus toleriert werden. – Vgl. Jürgen Behrens: Zur kommentierten Briefedition. – In: Probleme der Kommentierung. Kolloquien der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Hrsg. v. Wolfgang Frühwald. Frankfurt a.M. 12.-14. Oktober 1970 u. 16.-18. März 1972. – Weinheim: Acta Humaniora VCH 1987 (= Mitteilung 1). S. 183-197. Hier S. 190.

788 Vgl. Johann Christoph Adelung: *Vollständige Anweisung zur Deutschen Orthographie*. Nebst einem kleinen Wörterbuche für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Ableitung. – Leipzig: Weygand<sup>3</sup>1812.

Diskussionen um Modernisierung und Normierung sind aber solche historisch fundierten Argumente kaum berücksichtigt, geschweige denn wahrgenommen worden.

Hinsichtlich der Interpunktion historischer Texte ist, ähnlich dem zuvor Erläuterten, verfahren worden. Auch hier wurde die Interpunktion an heutige Maßstäbe angeglichen oder wie Seuffert formuliert: „Der Interpunktion ist nachzuhelfen, wo es die Deutlichkeit erfordert“<sup>789</sup>. Dass Satzzeichen aber gleichfalls historisch sind und dadurch auch ein bedeutungskonstituierendes Merkmal des Textes darstellen, wird immer wieder vergessen:

Die syntaktische Gliederung schließt stets auch die rhetorischen und rhythmischen Elemente mit ein. Der an der Regelinterpunktion orientierte Leser überliest hier allzu schnell die Textsignale, die gerade in den Abweichungen vorliegen, und immer wieder glaubten Editoren den Autor korrigieren zu müssen, indem sie, diese Abweichungen als Kommunikationsbarriere ansehend, das „Lesen“ des Textes erleichterten, aber das „Verstehen“ erschwerten.<sup>790</sup>

Gerade die Interpunktion ist doch, weitaus mehr als die Orthographie, vom individuellen Ausdruckswillen des Autors bestimmt und lässt sich schwerlich in eine konventionelle Interpunktion zwingen. Jürgen Stenzel hat hierzu in seiner Dissertation *Zeichensetzung, Stiluntersuchungen an deutscher Prosadichtung*<sup>791</sup> darauf aufmerksam gemacht, inwiefern einzelne Autoren ihre eigene ‚Ökonomie der Spannungen‘ und Steuerung von Sprachvorgängen durch ihre individuelle Interpunktion aufbauen. Dadurch ist offensichtlich, dass die Interpunktion in historischen Texten wesentlich zum Verständnis beiträgt, durch Zäsuren, Kommas u.ä. den Leser dazu verleitet innezuhalten oder der Autor auf besondere Textstellen aufmerksam machen möchte, indem er den Rhythmus der betreffenden Stelle verändert. Hierzu sei auf das Gespräch zwischen Wieland und Böttiger verwiesen, bei dem Wieland folgendes zu seinen Werken erläuterte:

Ich habe mir in meinen Schriften eine eigene Interpunction gemacht. Da, wo ich wünsche, daß der Vorleser einen Hauch inne halten möge, mache ich ein Komma, es mag dies nach der gewöhnlichen Art Sitte sein oder nicht.

789 Seuffert: Prolegomena. S. 54.

790 Kanzog: Editionsphilologie. S. 88.

791 Vgl. Jürgen Stenzel: *Zeichensetzung, Stiluntersuchungen an deutscher Prosadichtung*. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1966 (= Palaestra 241). [Zugl.: Göttingen, Univ., Diss. 1966]

Wo mehrere Sätze eine Periode zerlegen, ein Semicolon; wo die Periode gerade halbiert wird, ein Colon.<sup>792</sup>

Es lässt sich also folgern, dass die Editionsphilologie sich selbst in der Verantwortung sehen muss, das Historische der Texte zu beschreiben – bspw. im Kommentar – anstatt es im Text zu beseitigen. Auch Studien- und Leseausgabe müssen diesen Anforderungen genügen, um eine Historizität des Textes zu gewährleisten. Die herkömmliche Ansicht, dass gerade die Leseausgaben für ein „nicht-professionelles Lesepublikum jene Lesehindernisse beseitigen“ dürfe, „die der Lektüre entgegenstehen könnten“<sup>793</sup> offenbart eine Haltung der Editoren gegenüber einer Kulturgemeinschaft, die nicht länger tragbar ist. Modernisierung und Normierung historischer Texte verweigert dem ‚einfachen Leser‘, wie er so gerne genannt wird, die Aufklärung über historische Verhältnisse und leistet einem erschwerten Textverständnis Vorschub:

Das Unvergnügen an den Klassikern ist vielleicht auch darin begründet, daß sie immer wieder zeitgenössisch verkleidet werden. Die Signalwirkung einer fremden Orthographie kann hilfreich sein bei dem Bemühen um einen Einstieg in den hermeneutischen Zirkel.<sup>794</sup>

Wenn Leseausgaben auch ‚Volksausgaben‘ genannt werden können, wenn Herausgeber davon sprechen, dass bestimmte Informationen nur für Spezialisten interessant seien und daher der „Informationsverlust [...] in einer Leseausgabe zu verschmerzen“<sup>795</sup> sei, hat man einiges darüber erfahren, was nach Meinung der Kulturschaffenden die angemessene Kultur für ein Volk ist.

Schließlich bleibt also nur ein Ergebnis bzw. eine Verfahrensweise in Editionen, auch für die vorliegende, zulässig: Unerheblich, nach welche Art der Editions-methodik vorgegangen wird, so gibt es nach wissenschaftlichen Erkenntnissen für eine Normierung und Modernisierung von Orthographie und Interpunktion kein schlagkräftiges Argument mehr; daher muss dies unterbunden werden. Sollten durch Orthographie und Interpunktion Schwierigkeiten bezüglich des Textverständnisses

792 Carl August Böttiger: *Literarische Zustände und Zeitgenossen*. Faksimile der Ausg. von 1838. Bd.1. – Frankfurt a.M.: Athenäum 1972. S. 252.

793 Kanzog: *Editionsphilologie*. S. 190.

794 Oellers: *Angleichung*. S. 33/34.

795 Winfried Woesler: *Die Normalisierung historischer Orthographie als wissenschaftliche Aufgabe*. –In: *Editionsprobleme der Literaturwissenschaft* – Berlin: Schmidt 1986 (= *ZfdPh* 105; Sonderh.). S. 69-83. Hier S. 71.

bestehen, werden die betreffenden Stellen im Kommentar erläutert – keinesfalls wird aber in den eigentlichen Text eingegriffen.

### 6.1.3.3 *Varianzen und Variantenapparat*

Schon im ersten Jahrzehnt der neugermanistischen Textkritik richtete sich das Augenmerk des Herausgebers nicht allein auf die Sicherung eines verbindlichen Textes, sondern zugleich auf die Varianten, die ein solcher bereithält und damit auf deren Materialwert für die Werk- und Stilanalyse. Erich Schmidt erklärte in seiner Wiener Antrittsvorlesung von 1880: „Wir haben Textkritik üben und aus den Varianten immer mit der Frage nach den Gründen der Veränderung die innere und äußere Wandlung erfassen gelernt.“<sup>796</sup> Die innere und äußere Wandlung eines Textes zu verzeichnen ist denn auch die Aufgabe eines Variantenapparates, wobei in den Apparaten neuerer Werke in der Regel nur wenig Lesarten dokumentiert werden müssen. Meist nur dann, wenn Korruptelen verbessert werden oder wenn von einer „textgeschichtlichen Wirkung“ bestehender Doppeldrucke gesprochen werden kann.<sup>797</sup> Es kann daher nicht die Aufgabe des Editors sein, alle bestehenden Drucke eines Textes und deren Abweichungen im Apparat zu verzeichnen. Daraus ergibt sich nur eine Geschichte der unterschiedlichen Ausgaben,<sup>798</sup> wie es in Goedekes Schiller-Ausgabe – der „Ausgabe der Ausgaben“<sup>799</sup> für die Apparatgestaltung – vorgenommen wurde, aber noch lange keine Geschichte des Textes durch Lesarten und Varianten.

Die Geschichte des Textes zu dokumentieren und dadurch die Textkonstituierung zu begründen wurde erstmals durch Bernhard Seuffert zum Diktum des Variantenapparates; er bestimmte fortan dass „außer der Gewinnung des richtigen Textes“,

796 Erich Schmidt: *Charakteristiken*. Bd. 1. – Berlin: Weidmann 1886. S. 490.

797 Vgl. Friedrich Beißner: *Einige Bemerkungen über den Lesartenapparat zu Werken neuerer Dichter*. – In: *Orbis litterarum. Supplementum 2*. – Kopenhagen: Munksgaard 1958. S. 5-20. Hier S. 10.

798 Vgl. im Gegensatz dazu die Erläuterungen über eine „Geschichte des Vulgärtextes“ von Goedeke in *Friedrich Schiller: Schillers Sämtliche Schriften. Historisch-kritische Ausg. von Karl Goedeke*. Bd. 6. – Stuttgart: Cotta 1867-1876. S. VI.

799 Witkowski: *Textkritik*. S. 10. – „Um für seinen wichtigsten, einträglichsten Autor die Wettbewerber aus dem Felde zu schlagen, veranstaltete Cotta die große von Goedeke geleitete historisch-kritische Ausgabe (1867/76), die erste mit kritischem Apparat. Sie wurde von den Zeitgenossen gern ‚die Ausgabe der Ausgaben‘ genannt, bis ihre Mängel den Prüfenden zum Bewußtsein gekommen waren.“

die Darstellung seiner „Fort- und Umbildung“ zum Ziel der neugermanistischen Edition gemacht werden müsse.<sup>800</sup> Den Prozess der Textentstehung über mehrere Bearbeitungsstufen hinweg zu verfolgen und in einem Apparat verständlich darzustellen, ohne dass der Leser auf Originale zurückgreifen muss, ist demnach eine wichtige Aufgabe der Textedition. Jedoch sind die dafür entwickelten Darstellungsarten nicht ohne weiteres zu verstehen, da ihre Prinzipien auf Grund unterschiedlicher literaturtheoretischer und editionsmethodischer Ansichten variieren. Hinzu kommt die spezifische Überlieferungsgeschichte eines jeden Textes und die charakteristische Arbeitsweise eines Autors. Aus diesen Sachverhalten ergibt sich zumeist eine Kompliziertheit und Uneinheitlichkeit vieler Apparate, einerseits in ihren Zeichensystemen, andererseits in ihren deskriptiven Beigaben. Ein Editor ist daher fast nicht mehr in der Lage eine Ausgabe, die ein anderer Editor vorgelegt hat, zu benutzen, ohne dessen Verfahren regelrecht neu zu erlernen.<sup>801</sup>

Gerade an diesem Punkt, die Ziele und Darstellungsverfahren textgenetischer Apparate zu begründen, hat sich die Diskussion der Editoren immer wieder entzündet und dadurch eine Vielzahl von unterschiedlichen Apparattypen, deren jeweils ein eigenes Benutzersystem zu Grunde liegt, nur noch forciert.<sup>802</sup> Daher müssen einheitliche Normen, überall dort wo eine Normierung möglich ist, etwa in der Siglierung<sup>803</sup>, aber auch bei den Modellen des Variantenapparates, eingeführt werden. Schon August Sauer schrieb an Backmann, dass es nur ein Ausgabenprinzip gäbe: „Entweder ist ein Schriftsteller eine kritische Ausgabe wert oder nicht“<sup>804</sup>. Folgt man diesem Prin-

800 Seuffert: Prolegomena. S. 60.

801 Vgl. Siegfried Scheibe: Zur Anwendung der synoptischen Variantendarstellung bei komplizierter Prosaüberlieferung. Mit einem Beispiel aus Franz Fühmanns „Das Judenauto“. – In: *Editio. Internationales Jahrbuch für Editions-wissenschaft*. Bd. 2. – Tübingen: Niemeyer 1988 (= *Editio* 2). S. 142-191. Hier S. 142/143.

802 Vgl. Hans Zeller: Die Typen des germanistischen Varianten-Apparates und ein Vorschlag zu einem Apparat für Prosa. – In: *Editionsprobleme der Literaturwissenschaft* – Berlin: Schmidt 1982 (= *ZfdPh* 105; Sonderh.). S. 42-69.

803 Vgl. Winfried Woesler: Probleme der Editionstechnik. Überlegungen anlässlich der neuen kritischen Ausgabe des „Geistlichen Jahres“ der Annette von Droste-Hülshoff. – Münster: Aschendorff 1967. S. 29. – „Die einzelnen Herausgeber sollten sich [...] darum bemühen, bei gleichem Sachverhalt dieselbe Sigle zu verwenden. Das würde dem Benutzer die Einarbeitung in die notwendigerweise verschiedenen Apparate wesentlich erleichtern.“

804 Zit. n. Reinhold Backmann: Die Gestaltung des Apparates in den kritischen Ausgaben neuerer deutscher Dichter. Mit besonderer Berücksichtigung der großen Grillparzer-Ausgabe der Stadt

zip, so erübrigt sich eine autorspezifische und auch gattungsbezogene Variantendarstellung; es sind nur so viele Apparatmodelle erforderlich wie unterschiedliche Arbeitsweisen und Überlieferungsverhältnisse vorkommen. Durch eine Standardisierung könnte die Individualisierung aufgehoben werden, was im Zuge dessen von „immanenten Lösungen“<sup>805</sup> wegführe. Alle Modelle des Variantenapparates müssen daher das Ziel besitzen, „die reale Genesis literarischer Werke nach dem Maße ihrer Erkennbarkeit editorisch abzubilden“<sup>806</sup>.

Da es aber nicht Aufgabe der vorliegenden Arbeit sein kann einen Standard der Editionsphilologie bezüglich der Variantendarstellung zu entwerfen, müssen vorhandene, textorientierten Verfahren der Variantendarstellung zu Rate gezogen werden. Damit soll aber keineswegs bewiesen sein, dass für ein und denselben Fall unter mehreren Schemata ausgewählt werden darf. Es ist zwingend erforderlich die jeweils einfachste Verzeichnung, die ohne Substanzverlust angewendet werden kann, zu wählen, weil nur sie keine Redundanzen enthält.<sup>807</sup> Welches Modell sich daher für die Edition der Kalendergeschichten Hebels als sinnvoll offenbart, wird im Folgenden zu erläutern sein.

Die einfachste Form der Variantendarstellung ist der Einzelstellenapparat<sup>808</sup>, welcher sich für die Verzeichnung von Korrekturen anbietet, die in keinem komplexen Zusammenhang miteinander stehen, bspw. bei Textabweichungen zwischen mehreren Drucken oder die Wiedergabe von Korrekturen und Varianten in Briefen. Hier wird zwischen ‚positiven‘ und ‚negativen‘ Apparat unterschieden, wobei der positive, der lemmatisierte Apparat, zunächst das entsprechende Bezugswort aus dem edierten Text angibt und eine nach links geöffnete Klammer erfolgt; der negative verzichtet auf ein Bezugswort. Die jeweilige Varianz wird nun verzeichnet und mit einer Sigle

---

Wien. – In: Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte. Bd. 25. – Wien: Fromme 1924. S. 629-662. Hier S. 631.

805 Windfuhr: Edition. S. 429.

806 Gerhard Seidel: Die Funktions- und Gegenstandsbedingtheit der Edition. Untersucht an poetischen Werken Bertolt Brechts. – Berlin: Akademie 1970. [Zugl.: Greifswald, Univ., Diss. u.d.T.: Gerhard Seidel: Studien zur Edition poetischer Werke von Bertolt Brecht]. S. 158.

807 Vgl. Kraft: Editionsphilologie. S. 128.

808 Vgl. für die folgenden Erläuterungen zu Variantenapparaten Plachta: Editionsphilologie. S. 100-114. u. Kraft: Editionsphilologie. S. 111-131.

für den Textträger bzw. für den Schreiber geschlossen. Die einzelnen Angaben, innerhalb einer Varianteneinheit, werden durch keinerlei Interpunktion unterschieden;<sup>809</sup> lediglich in den kritischen Erörterungen des Editors ist der üblichen Interpunktion zu folgen.<sup>810</sup> Will man auf diese Weise jedoch auch Korrekturen in Handschriften oder Typoskripten verzeichnen, so muss der Apparat um Zeichenkombinationen ergänzt werden, die den Korrekturvorgang entsprechend präzise bestimmen.<sup>811</sup> Die Variantenwiedergabe wird auch hier durch eine Sigle abgeschlossen, die den Textträger bestimmt.

Ein weiteres Apparatmodell, bei dem die auftretenden Varianten unmittelbar in den fortlaufenden Text integriert werden, bezeichnet der Einblendungsapparat. Der Übersichtlichkeit halber wird hier dem edierten Text nur die Genese eines Textträgers zu Grunde gelegt; grundsätzlich ist es jedoch möglich mehrere Textträger zusammenfassen, sofern die Abweichungen nicht zu umfangreich sind. Verschiedene Zeichen und Zeichenkombinationen, die je nach Edition variieren, kennzeichnen die spezifischen Korrekturformen, bspw. durch eckige Klammern oder Häckchen. Liegt ein Textträger vor, der von unterschiedlichen Personen oder mit unterschiedlichen Schreibmaterialien bearbeitet worden ist, so wird den Korrekturen jeweils eine Sigle zugeordnet, die eine eindeutige Identifikation ermöglicht.<sup>812</sup>

Liegt jedoch dem Werk eine Arbeitsweise des Autors zu Grunde, welche durch häufige Textabbrüche, wie durch Sofortkorrekturen oder der Notiz von alternativen Formulierungen gekennzeichnet ist, so bietet sich der von Friedrich Beißner

809 Durch den Verzicht auf ein Bezugswort im negativen Apparat verliert dieser erheblich an Übersichtlichkeit und Eindeutigkeit (Vgl. das folgende Beispiel aus Plachta: *Editionswissenschaft*. S. 100/101.) Eine Benutzung des Apparates bietet hier keine zulängliche Information; es könnte ja auch ‚Bach‘, anstatt ‚Haus‘, gemeint sein. Daher ist vom negativen Apparat abzuraten:

Edierter Text:	das große Haus am Bach
abweichender Druck D <sup>2</sup> :	das große Schloß am Bach.
Positiver Apparat:	Haus] Schloß D <sup>2</sup>
Negativer Apparat:	Schloß D <sup>2</sup>

810 Vgl. Zu den Grundsätzen für die Weimarer Goethe-Ausgabe. – In: *Goethes Werke. Supplement zu Weimarer Ausgabe im Deutschen Taschenbuch Verlag*. – München: dtv 1987. S. 11. Zit. n. Kraft: *Editionsphilologie*. S. 112.

811 Bspw. hat sich für Tilgungen weitgehend die Verwendung von zwei eckigen Klammern [ ] durchgesetzt. – Vgl. Kap. 6.1.3.4 der vorliegenden Arbeit.

812 Vgl. Plachta *Editionswissenschaft*. S. 102/103.

entwickelte Treppenapparat an.<sup>813</sup> Gleichwohl anwendbar ist diese Methode aber auch an einem Arbeitsverfahren, bei dem die Grundschrift eines Textes vollständig niedergeschrieben ist und erst in späteren Korrekturgängen überarbeitet wurde. Das Augenmerk wird also auf die Chronologie eines Textes und seiner Varianten gelegt, ist zugleich aber ausgerichtet auf die Fassung letzter Hand. Durch die Bezeichnung der Korrekturfolgen durch aufsteigende Ziffern- bzw. Buchstabenfolgen, also einem Leit-ziffernsystem, verbunden mit einer Kolumnierung, die die jeweils höheren Textstufen kennzeichnen, wird die Einheit der früheren Textstufen weitgehend aufgelöst. Alle vorangehenden Stufen werden wie Bauelemente für die letzte Stufe verwendet, demnach auf diese Bauelemente hin gekürzt. Dadurch bleibt ein Zusammenhang nur auf der jeweils letzten Stufe sicher erkennbar und daher auf die Fassung letzter Hand ausgerichtet.<sup>814</sup>

Eine Weiterentwicklung der Apparattypen erfolgte indes durch den ‚Synoptischen Apparat‘, durch die so genannten Parallelisierung von Texten in Form einer Untereinanderstellung der Varianten. Die Zeilen bzw. Verse werden für alle Bearbeitungsstufen jeweils parallel angeordnet und können dadurch horizontal und vertikal gelesen werden, sie bieten auf einen Blick sämtliche Bearbeitungsstufen des Textes und seiner Varianten. Jede einzelne Zeile dieser Synopsis erhält einen Verweis auf die den Vers oder die Zeile des edierten Textes und gibt nachstehend die Sigle für den betreffenden Textträger an, so dass eine Orientierung in der Gesamtüberlieferung stets möglich ist. Besonders geeignet ist diese Form der Edition für Texte, deren Varianten in dichter Folge auftreten und erkennbar geschichtet sind. Nicht geeignet ist sie bezüglich Texten, deren Fassungen größere Varianzen oder umfangreiche Textumstellungen aufweisen. Im Sinne der dynamischen Textkonzeption bietet dieses Editionsprinzip aber den Vorteil, dass

überall dort, wo entweder der Autor selbst keine endgültigen Entscheidungen traf oder aber der Befund des Zeugen keine eindeutige Zuordnung von Varianten zu bestimmten Schichten und Stufen erlaubt, den Text „im Flus-

---

813 Vgl. Beißner: Lesartenapparat. S. 18/19.

814 Vgl. Kraft: Editionsphilologie. S. 119.



se“ zu lassen und ihn nicht in durch das Material unabgesicherter Zusammenhänge zu fixieren.<sup>815</sup>

Die Grenzen des synoptischen Apparates zeigen sich in der notwendigen Formulierung eines Zweitapparates, der diejenigen Änderungen verzeichnet, die das alles bestimmende Schema der Parallelisierung stören würden. Somit zwingt auch dieser Editionstyp den Herausgeber dazu, zwischen ‚wichtigen‘ und ‚unwichtigen‘ Varianten eine Entscheidung zu fällen, einzelne Textstellen auszuschließen oder einzubinden.

So unterschiedlich die Apparatmodelle als Ergebnis der Deutung von unterschiedlichen Arbeitsweisen eines Autors auch sind, so begegnen sich die Mehrzahl der historisch-kritischen Ausgaben dennoch in dem Konsens, dass Text und Apparat eine Einheit bilden und an einem Endprodukt, dem edierten Text, weitgehend festgehalten wird.<sup>816</sup> Auch die vorliegende Edition hält an diesem Paradigma fest und bedient sich in der Darstellung der Varianten des positiven Einzelstellenapparates. Da die Erstdrucke der Kalendergeschichten Grundlage des edierten Textes sind und Varianten lediglich im Hinblick auf die Differenz zwischen verschiedenen Drucken, bzw. dem *Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes*, verzeichnet werden, bietet sich ein solcher Apparat an. Als Varianz wird dabei jedes textkonstituierende Element dokumentiert das vom Bezugstext abweicht, also etwa Buchstaben oder Satzzeichen.

#### 6.1.3.4 Zeichenkonventionen

Wie schon zuvor erläutert, werden in der editorischen Praxis immer noch unterschiedliche Zeichen für die gleichen Sachverhalte benutzt, doch haben sich allmählich einige Zeichenkonventionen in der Apparatdarstellung der Editionen durchgesetzt. Die zögerlich beginnende Abstimmung der Herausgeber untereinander, fördert dabei eine generelle Regelung, wobei zwischen Grundzeichen und Sonderzeichen unterschieden werden muss. Während die Grundzeichen für Phänomene gelten, die in fast allen Editionen auftreten, beziehen sich die Sonderzeichen auf die spezifischen

815 Gunter Martens: Was ist – aus editorischer Sicht – ein Text? Überlegungen zur Bestimmung eines Zentralbegriffes der Editionsphilologie. – In: Zu Werk und Text. Beiträge zur Textologie. Hrsg. v. Siegfried Scheibe und Christel Laufer (Redaktion). – Berlin: Akademie 1991. S. 135-156. Hier S. 149/150.

816 Vgl. zu den editorischen Grundhaltungen Kap.6.1.1.2 der vorliegenden Arbeit.

Überlieferungsverhältnisse eines jeden Autors und seiner Texte; Sonderzeichen ergeben sich daher meist intuitiv, können durch häufigen Gebrauch aber dennoch zu Grundzeichen werden.

Durch immer höher werdende Anforderungen gegenüber historisch-kritischen Editionen und der Darstellung ihrer Apparate, muss der Zeichenbedarf proportional angepasst und stärker ausgearbeitet werden; dabei besitzt das System Hans Zellers<sup>817</sup> und das System der Klopstock-Ausgabe<sup>818</sup> auch heute noch Vorbildcharakter. Zu den weithin akzeptierten Grundzeichen, die ebenfalls für die vorliegende Edition verwendet werden, zählen folgende Zeichen:<sup>819</sup>

1. Verwendung von Klammern

] Lemmaklammer

[sic!] Fehler in der Orthographie oder Interpunktion

2. Verwendung von Strichen

/ Vers- oder Zeilenende und -anfang bzw. Seitenende oder -anfang

3. Verwendung von Buchstaben als Siglen

H eigenhändige Niederschrift (Autograph) bei Manuskripten

h Niederschrift fremder Hand (Apograph) bei Manuskripten

BL Hochfürstl. Markgräfl. Badenscher gnädigst privilegirter Landkalender auf das Jahr nach Christi Geburt. – Karlsruhe: Verlag des Kurfürstlichen Gymnasiums 1803-1807.

MB Morgenblatt für gebildete Stände. – Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1807-1837.

OH Originalmanuskript UB Heidelberg Heid. Hs. 294,1 [ehem. Cod. Heid. 362 c, 4].

RB Rheinblüten. Bd. 1. – Karlsruhe: Braun 1819-1825.

RH Der Rheinländische Hausfreund oder Neuer Calender auf das Jahr [1808-1812] mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen. – Karlsruhe: Verlag des Großherzogl. Lyceums 1808-1812.

Der Rheinländische Hausfreund oder Neuer Kalender auf das Jahr [1813-1819] mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen. – Lahr u. Pforzheim: Geiger u. Katz 1813-1819.

SK Johann Peter Hebel: Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. – Tübingen: Cotta 1811.

817 Vgl. Hans Zeller: Bericht des Herausgebers. – In: C. F. Meyer: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Besorgt v. Hans Zeller u. Alfred Zäch. Bd. 2. – Bern: Benteli 1964. S. 5-113.

818 Vgl. Richard von Sichowsky: Hamburger Klopstock-Ausgabe. Technische und organisatorische Hinweise zur Herstellung der Hamburger Klopstock-Ausgabe mit einigen typographischen Modellen. Ausgearbeitet in Zusammenarb. mit den Herausgebern u. d. Druckerei Walter de Gruyter, Berlin. – Berlin: de Gruyter 1971/1972.

819 Vgl. zu den Zeichenkonventionen Kanzog: Editionswissenschaft. S. 193-195.

4. Verwendung von Buchstaben als Kategorisierung der Autorschaft

- (A) Text wurde von Hebel selbst ins SK aufgenommen
- (B) Hebel ist als Autor belegt
- (C) Hebels Autorschaft kann vermutet werden

5. Verwendung von Buchstaben zur Bezeichnung der Textgrundlage

T Textgrundlage

6. Verwendung von Buchstaben zur Bezeichnung der Drucklage

ED Erstdruck

#### 6.1.4 Texte, Kontexte und Leser: Der Kommentar

Bereits 1877 betonte Wilhelm Scherer das Herausgeben von Texten und das Erklären von solchen, als ein elementares philologisches Arbeitsfeld.<sup>820</sup> Neben einer sorgfältigen Edition eines Textes gehören demzufolge Kommentare und Erläuterungen unabdingbar zu den zentralen Aufgaben des Editors – will er eine Grundlage für die Texterschließung durch den Leser bereitstellen. Die Geschichte des Kommentierens lässt sich daher auch bis in die griechisch-römische Antike zurückverfolgen, wobei es damals unerheblich war, ob Kommentar und Edition in einem Werk oder als jeweils selbständige Untersuchung publiziert wurden.<sup>821</sup> Trotz einer Blüte des Kommentars im Mittelalter und Früher Neuzeit und einer langen Traditionsgeschichte, wurde die Kommentierung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zu Gunsten von Textkonstitution und Textkritik weitgehendst vernachlässigt, ja sogar auf ihre Notwendigkeit hin überprüft.<sup>822</sup>

Obwohl gegenwärtig zwar die Daseinsberechtigung eines texterschließenden Kommentars in der Editionswissenschaft unumstritten ist, wird doch nach wie vor kontrovers diskutiert, wie ein Kommentar als Bestandteil einer Edition zu definieren ist, welchen Umfang er besitzen darf und welche Informationen er preisgeben soll. Die verschiedenen Prinzipien zur Kommentarerstellung offenbaren eine Vielzahl von teils disparaten Herangehensweisen, die sich allein schon im Umfang unterscheiden;

---

820 Vgl. Wilhelm Scherer: Goethe-Philologie. – In: Im neuen Reich. Wochenschrift für das Leben des deutschen Volkes in Staat, Wissenschaft und Kunst. Bd. 7 – Leipzig: Hirzel 1877. S. 161-178. Hier S. 166.

821 Vgl. Plachta: Editionswissenschaft. S. 122.

822 Vgl. Witkowski: Textkritik.

letztlich aber dadurch zu differenzieren sind, wie sie den „Brückenschlag zwischen Text und Leser“<sup>823</sup> überhaupt verstehen wollen.

Eine eher restriktive Definition des Kommentars orientiert sich noch an einem Prinzip des Erläuterns, das Friedrich Beißner in seiner Hölderlin-Ausgabe aufgestellt hatte, indem er folgerte, dass die Erläuterungen

nicht als Kommentar, als Gesamtinterpretation aufzufassen [sind; Anm. d.V.], sondern nur als gelegentliche Hinweise zum Verständnis. Allermeistens handelt es sich um einzelne Worterklärungen, um Zitatnachweise, Anführungen von Parallelstellen und nur hie und da um einen Fingerzeig zum Aufbau.<sup>824</sup>

Beißners Absage an eine intensiv kommentierte Edition wurde nicht nur durch eine Vielzahl von publizierten Studienausgaben in den 1970er Jahren revidiert<sup>825</sup>, auch historisch-kritische Editionen gaben ihre Kommentarabstizienz auf, „um nun durch einen Kommentar die spezialisierten Verfahren von Textkonstitution und -kritik oder Variantendokumentation [...] aufzufangen“<sup>826</sup>. Durch diese Art der Edition wurde ein wesentlich weiter gefasstes Verständnis von den Zielen und Inhalten eines Kommentars umschrieben und am prägnantesten in der Düsseldorfer Heine Ausgabe unter dem Begriff „Vollkommentar“<sup>827</sup> zusammengefasst.

Herbert Kraft hat daher folgende Themenbereiche – 1. historische und literarische Folien, Parallelen; 2. Quellen; 3. Überlieferung, Fassung; 4. Topoi, Anspielungen, Verweise, Zitate; 5. metrische und sprachliche Formen und Bedeutungen; 6. Sacherläuterungen –<sup>828</sup> für einen wissenschaftlichen Kommentar aufgelistet, die mittlerweile als Konsens unter den Editoren gelten. Kontroverse Diskussionen wurden in

823 Gunter Martens [Hrsg.]: Kommentierungsverfahren und Kommentarformen. Hamburger Kolloquium der Arbeitsgemeinschaft für Germanistische Edition 4. bis 7. März 1992, autor- und problembezogene Referate. – Tübingen: Niemeyer 1993 (= Editio 5). S. IX.

824 Friedrich Beißner: SHA. Bd.1.2. S. 321.

825 Über die Sinnhaftigkeit solcher Ausgaben lässt sich nach wie vor streiten, bedenkt man die Edition des *Werthers* im dtv Verlag, welche einen Kommentar aus dem Anfang der 1950er Jahren immer noch publiziert, obwohl dieser längst nicht mehr zeitgemäß ist. – Vgl. Kraft: Editionswissenschaft. S. 196/197.

826 Plachta: Editionswissenschaft. S. 124.

827 Vgl. DHA. Bd. 1.2. S. 1270-74.

828 Kraft: Editionswissenschaft. S. 197/198.

den letzten Jahren allerdings häufig über den Umstand der Interpretation im Kommentar ausgelöst, durchaus auch jenseits der einfachen Erklärung, dass

In der Debatte über Aufgabenstellung und Verfahrensweisen der Erläuterungen [...] übereinstimmend erklärt [wurde; Anm. d.V.], daß die Vermittlung von Sachinformationen, nicht aber von Interpretationen Aufgabe der Erläuterungen sei.<sup>829</sup>

Einerseits vertrat Manfred Windfuhr die Ansicht, dass Editionsarbeit prinzipiell schon Interpretationstätigkeit sei, andererseits verdeutlichte Wolfgang Frühwald, dass die historische, sowie die streng literaturwissenschaftliche Kommentierung, soweit sie lediglich informiere und nicht in Deutungsaspekte überleite, nicht interpretatorisch sei.<sup>830</sup> Diese beiden Positionen sind aber nicht different genug und zudem noch mißverständlich, denn interpretatorisch ist die Kommentierung immer, ohne dass aber der Kommentar als solcher eine Interpretation wäre. Edition ist grundsätzlich eine interpretierende Arbeit, denn bereits die Bestimmung des Lemma ist durch die „unwillkürliche Subjektivität“<sup>831</sup> des Herausgebers begründet und nicht einfach an sich im Text vorhanden.

Jedoch können und müssen die Erläuterungen auf das verzichten, wofür es andere wissenschaftliche Textsorte als Publikationsformen gibt, explizit im Bereich der Interpretation. Der Kommentar soll den Text lediglich auf der Ebene der Sprache, der Grammatik, der Bildlichkeit und des Stils, der Struktur und des Genres für den Leser zugänglich machen, nicht etwa ihm schon vorgefertigte Interpretationen liefern.<sup>832</sup> Gunter Martens äußerte dazu programmatisch, der Leser müsse sich eben selbst um den Text bemühen, „nämlich selbst und für sich Entwürfe der Sinnggebung des Textes suchen“<sup>833</sup> – dem Leser solle also das Textverstehen erleichtert, aber nicht

---

829 Sylvia Oetker: Arbeitstagung der Gruppe Textologie im Zentralinstitut für Literaturgeschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR ... – In: Zeitschrift für Germanistik. Hrsg. v. e. Kollegium d. Humboldt-Universität. Unter Leitung v. Prof. Träger. – Leipzig: Verl. Enzyklopädie 1985 (= ZfGerm 6). S. 215-217. Hier S. 216.

830 Vgl. Kraft: Editionswissenschaft. S. 199.

831 Windfuhr: Die neugermanistische Edition. S. 440.

832 Vgl. Marita Mathijssen: Die „sieben Todsünden“ des Kommentars. – In: Text und Edition. S. 245-261. Hier S. 248.

833 Gunter Martens: Kommentar – Hilfestellung oder Bevormundung des Lesers? – In: Editio. Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft. Bd. 7. – Tübingen: Niemeyer 1993. S. 36-50. Hier S. 39.

abgenommen werden. Der interpretatorischen Leistung des Lesers gebührt daher der Vorrang, womit der Abdruck einer Interpretation des Textes im Kommentar überflüssig wird. Nichts einzuwenden ist jedoch bezüglich der Methode, auf weiterführende Literatur zum Thema zu verweisen.

Die vorliegende Edition verzichtet daher auf interpretatorische Kommentierung, folgt im Großen und Ganzen den Anweisungen Krafts und ‚begnügt‘ sich demnach mit der Erläuterungen von Quellen, Zitaten und Anspielungen, der Darstellung verschiedener Varianten, der Erörterung von Sacherklärungen und verweist auf besondere sprachliche und metrische Formen und Bedeutungen. Gleichzeitig wendet sie sich aber gegen die vorherrschende Praxis, Wort- und Sacherklärungen externen Wörterbüchern und Lexika zu überlassen.<sup>834</sup> Für das Verständnis und die Rezeption eines Textes ist es unabdingbar, einen sofortigen Zugriff zur gewünschten Erklärung, vor allem in ihrer ursprünglichen Bedeutung und bezüglich des historischen Kontextes, zu gewährleisten. Denn nicht jeder Leser besitzt Lexika und Wörterbücher des beginnenden 19. Jahrhunderts um Hebels Anspielungen, Verweise und Zitate in seinen Kalendergeschichten folgen zu können; ihm bleibt demnach ein wichtiger Schritt zum Textverständnis verwehrt. Um dieses Textverstehen zu erleichtern wird der Kommentar nicht derart komprimiert, dass ein Hinweislabyrinth entsteht, bei dem der Leser fortwährend gezwungen ist, zwischen Erklärungen, Abkürzungsverzeichnissen und Texthinweisen auf andere Erläuterungen zu den Kalendergeschichten hin- und herzublüättern. Zwar gewinnt der Kommentar dadurch an Umfang, ist aber wesentlich einfacher zu handhaben. Grundsätzlich sei an dieser Stelle zu vermerken, dass die Erläuterungen keinen Anspruch auf Vollständigkeit besitzen, unterliegen sie doch der schon erwähnten „unwillkürlichen Subjektivität“ der Herausgeberin und haben lediglich das Ziel, ein besseres Textverständnis zu fördern.

---

834 Vgl. zur gegenteiligen Auffassung Mathijsen: Todsünden. S. 257.

## 6.2 NEUE EDITIONSPRAXIS DURCH HYPERTEXT-EDITIONEN

### 6.2.1 Ein Rückblick: Edition und EDV

Seit Mitte der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts hält der Computer Einzug in alle Bereiche des täglichen Lebens. Das Geschäft mit Multimedia boomt und Tageszeitungen legen regelmäßig Sonderseiten in ihre Ausgaben bei, nicht nur um über die *CeBIT*<sup>835</sup> zu berichten, sondern weil Wirtschaft & Co. den Multimedia-Bereich zunehmend für ihre eigenen Werbezwecke verwenden. Hierbei werden im *World Wide Web* ganze Kaufhäuser virtuell errichtet, die online ihre Produktübersichten offerieren und es ermöglichen vom heimischen Rechner aus, direkt die gewünschte Ware zu bestellen.<sup>836</sup> Bieten bestimmte Einzelhandelsketten nun auch schon Billigversionen der so genannten ‚Internet-Rechner‘ an, ermöglichen daher eine größtmögliche kommerzielle Verbreitung des Computers, so flaute die Euphorie in der Wissenschaft nach einer kurzen, aber lautstarken ‚Multimedia-Phase‘ deutlich ab. Zwar konnte Goethes *Faust* als multimediale Hochglanzversion in der Wissenschaftsgemeinde noch einigen Eindruck schinden, schwarze Zahlen schreiben die Verlage mit solchen Editionen aber nicht. Für die Wissenschaft sind sie nur ‚Spielereien‘, für das ‚normale‘ Publikum nicht Spiel genug.<sup>837</sup>

Worin liegen also nun die Möglichkeiten von Hypertexten oder Hyper- und Multimedia für die Editionswissenschaft? Nach einem kurzen historischen Abriss über die Entwicklung von Hypertexten, bzw. Hyper- und Multimedia, besonders im Hinblick auf die Editionswissenschaft, soll aufgezeigt werden, was das wesentlich Neue bei dieser Art der Präsentationstechnik ist und wie sie für die Editionswissenschaft nutzbringend eingesetzt werden kann. Bei dieser Darstellung wird es zunächst verwundern, wie wenig sie mit editionsphilologischen Fragestellung zu tun hat, weshalb an dieser Stelle darauf verwiesen sei, dass die Editionswissenschaft im Einzelnen,

---

835 = Akronym für *Centrum für Büroautomation, Informationstechnologie und Telekommunikation*; weltweit größte Messe für Informationstechnik. Findet seit dem Frühjahr 1986 jährlich in Hannover statt.

836 Vgl. bspw. das Internetkaufhaus [www.amazon.de](http://www.amazon.de).

837 Vgl. Roland S. Kamzelak: *Edition und EDV. Neue Editionspraxis durch Hypertext-Edition.* – In: *Text und Edition. Position und Perspektiven.* Hrsg. v. Rüdiger Nutt-Kofoth [u.a.]. – Berlin: Schmidt 2000. S. 65-80.

die Geisteswissenschaft im Allgemeinen, kaum an den technischen Entwicklungen beteiligt waren.<sup>838</sup> Dieses Feld wurde anfänglich nur Informatikern und kommerziellen Anbietern überlassen. Erst seit kurzem greifen ernsthafte editorische Unternehmungen in Deutschland Fuß und beginnen damit, eine eigene ‚Computerphilologie‘ zu etablieren.<sup>839</sup>

### 6.2.1.1 *Der Computer als Werkzeug*

Die Editionswissenschaft bedient sich, gemessen an der rasanten Entwicklung von Hard- und Software, schon seit langer Zeit des Computers als Werkzeug wie bspw. zur Erstellung des Textes, der Bibliographie, des Satzes und zur Apparatverwaltung. Zunächst geschah dies unter der Verwendung von verschiedenen Textverarbeitungsprogrammen<sup>840</sup> oder mittels spezieller Satz-Software wie *Tex*<sup>841</sup> und *TUSTEP*<sup>842</sup>, die halfen, den Arbeitsprozess zu vereinfachen, wobei die Ergebnisse dieser Satzerstellung bis Mitte der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts zumeist in einer Druckfassung mündeten.<sup>843</sup>

War bis Ende der 70er Jahre in jedem Fall ein eigener Berufsstand bzw. Wirtschaftszweig für die „typographische Aufbereitung der Druckvorlage und deren anschließende Verfielfältigung und ‚Verpackung‘ zwischen zwei Buchdeckeln“<sup>844</sup> verantwortlich, so änderte sich dies mit der Verwendung des Computers als Werkzeug des Editors zur Texterfassung. Die edierten Texte konnten nun, statt mit einer Schreib-

838 Vgl. etwa TUSTEP, ein Editionsprogramm, entwickelt von der Universität Tübingen.

839 Vgl. Fotis Jannidis: Das Projekt computerphilologie.uni-muenchen.de im Kontext. – In: Computergestützte Text-Edition. Hrsg. v. Roland Kamzelak. – Tübingen: Niemeyer 1999 (= Editio 12). S. 61-68.

840 In den Anfangszeiten des PCs, also ab ca. 1985 waren Word Star, Word Perfect, MS Word, die alle unter MS DOS liefen, weit verbreitet.

841 Vgl. Donald E. Knuth: TEX an METAFONT. New Directions in Typesetting. – Bedford Mass.: Digital Press 1979.

842 TUSTEP ist dabei kein ausgesprochenes Satzprogramm, verfügt jedoch über ein leistungsfähiges Modul für den Satz. Vgl. Wilhelm Ott: Computer-unterstützte Edition. – In: Editio. Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft. Bd. 3. – Tübingen: Niemeyer 1989. S. 157-176. Hier S. 165-176.

843 Vgl. Kamzelak: Edition und EDV. S. 66/67.

844 Wilhelm Ott: Der Computer als wissenschaftliches Arbeitsmittel. – In: Philosophische Editionen. Erwartungen an sie – Wirkungen durch sie. Beiträge zur VI. Internationalen Fachtagung der Arbeitsgemeinschaft philosophischer Editionen (11.-13. Juni 1992 Berlin). Hrsg. v. Hans Gerhard Senger. – Tübingen: Niemeyer 1994 (= Editio Beihefte 6). S. 93-103. Hier S. 94.



maschine, durch die Hilfe eines so genannten ‚editors‘<sup>845</sup> erfasst und fragliche Lesarten, Lücken und zurückgestellte Passagen problemlos später eingefügt werden. Er scheint dies heute ein vertrauter Vorgang, so stellte dies in der Anfangszeit der PC-Arbeit eine große Erleichterung dar, ersetzte er doch „die Arbeit mit der Schere, mit Tippex, mit angeklebten Papierstreifen und dergleichen“<sup>846</sup>. Schon die einfachsten ‚editoren‘ erlaubten zahlreiche manuelle Korrekturvorgänge wie Einfügen, Löschen, Überschreiben und das Speichern auf elektronischen Datenträgern.<sup>847</sup> Handelte es sich um einen schon bereits gedruckten Text, konnte die ‚Transkription‘ durch das Scannen einer Vorlage mittels einer OCR-Software<sup>848</sup> in einen Text umgewandelt werden.

Ausgereifere Programme, die seit Mitte der achtziger Jahre auf den Markt kamen, erlaubten die automatische Gliederung der erstellten Texte durch die Verwendung so genannter Formatvorlagen. Unterschiedliche Texttypen, wie Kapitelüberschriften und Zitate, ließen sich nun zentral definieren und per Knopfdruck zuordnen; sicherten so die gestalterische Konsistenz der Gesamteition, auch wenn diese in verschiedenen Arbeitsschritten oder in verschiedenen Dateien gespeichert wurde. Einhergehend mit diesen Veränderungen kamen etwa zur gleichen Zeit Programmversionen auf den Markt, die Fußnoten automatisch verwalten konnten und daher eine einfache Apparatverwaltung bei Editionen möglich machten.<sup>849</sup> Zusammen mit der entstehenden Indexfunktion konnten Editionen nun besser für den Satz vorbereitet

---

845 In der EDV-Fachsprache wird die Software zur Texterfassung ‚editor‘ genannt, besonders wenn es sich um einfache Programme handelt, die reinen ASCII-Text speichern.

846 Kamzelak: Edition und EDV. S. 67.

847 Anfang der 90er Jahre waren die 3,5 Zoll Disketten mit einer Speicherkapazität von 1,44 MB gebräuchlich. Heutzutage können auf DVD schon Datenmengen von bis zu 8,76 GB (= 8760 MB) gebrannt werden; Blue-ray Disc oder USB-Stick erhöhen die Speicherkapazität noch um ein Vielfaches.

848 = Optical Character Recognition. Das Bild der Buchstaben wird nach einem hinterlegten Muster erkannt und in Zeichen umgewandelt. Die Fehlerquellen sind hierbei jedoch hoch und erfordern ein sehr genaues Arbeiten.

849 MS Word, das 1983 erstmals unter DOS lanciert wurde, ist wohl das populärste Beispiel für ein solches Textverarbeitungsprogramm. Als WYSIWYG-Editor – *What you see is what you get* – besteht es gegenwärtig in seiner zwölften Version (MS Word 2007) und ist das mit Abstand am häufigsten verwendete Textverarbeitungsprogramm der Welt.

werden, ohne durch eine übermäßige Technik oder langen Einarbeitungszeiten von der eigentlichen inhaltlichen Aufgabe abzulenken.<sup>850</sup>

Diente der Computer in erster Linie als Mittel zur Eingabe von Daten und zur Erleichterung von Korrekturvorgängen, so ist er durch die rasante Entwicklung seiner Hard- und Software mittlerweile ein unabdingbares Mittel zur Erstellung von Editionen geworden. Gleichzeitig konnte durch den Computer mit der Zeit ein Arbeitsschritt auf dem Weg von der Datenerfassung zur Drucklegung ausgespart werden: dem Drucksatz. War dieser Schritt doch sehr fehlerträchtig, bspw. in den Bereichen der Interpunktion und Orthographie – gerade bei älteren Editionen – so oblag nun dem Editor die volle Verantwortung. Durch den seit etwa Anfang der 70er Jahre eingesetzten computergesteuerten Lichtsatz konnte eine direkte Übernahme von Texten, die auf einem Computer erstellt wurden, stattfinden. Der Verlag, der vom Editor zwar ein ausgedrucktes Manuskript erhielt, verlangte zugleich aber auch einen Datenträger auf dem dieser Text gespeichert war und von dem der Druck schließlich erstellt wurde. Der computergesteuerte Satz bedeutete also einen wesentlichen Rationalisierungsprozess in den Bereichen der Edition; zugleich schaltete er viele externe Fehlerquellen aus und ersparte entsprechende Korrekturschritte beim Satz.

Letztlich war die Automatisierung des Satzes und der Umstand, dass die Erfassung des Textes beim Editor verblieb, wohl die Hauptursache für den Siegeszug des Computers in den Bereichen der Editionstätigkeit. Statt eines Manuskripts wurden nun Dateien an die Setzerei weitergereicht, die im Idealfall lediglich den elektronisch gelieferten Text ins festgelegte Layout einfließen lassen mussten und gegebenenfalls Lektoratskorrekturen umzusetzen hatten.<sup>851</sup>

#### *6.2.1.2 Konsequenzen für die editorische Praxis*

Die obig erläuterten Entwicklungen gingen einher mit einer Weiterentwicklung des Computers und seiner Optimierung als Werkzeug für die editorische Praxis. Hardware, spätestens ‚veraltet‘ nach zwei Jahren und Software-Updates, die seit Mitte der

---

850 Vgl. Kamzelak: Edition und EDV. S. 67.

851 Vgl. Ebd. S. 68.

1990er Jahre im jährlichen Turnus erschienen, trugen ihr Übriges dazu bei. Die gängigen Textverarbeitungsprogramme erweiterten ihre ‚Menüs‘ durch Programmteile wie etwa Absatzkontrolle zur Vermeidung von ‚Hurenkindern‘<sup>852</sup> und ‚Schusterjungen‘<sup>853</sup>, Trennhilfen, Unterstützung verschiedener Sprachen und Schrifttypen sowie einigen Sonderzeichen. Diese Hilfen aber, die den Wissenschaftlern von technischen Arbeiten frei machen sollten, führten seitens der Verlage immer häufiger dazu, dass der Satz als eine Eigenleistung der Wissenschaft erwartet wurde – vornehmlich um Kosten zu sparen. Die Möglichkeit, den Computer selbst als Werkzeug für den Satz nutzen zu können, ist gegenwärtig also zur Notwendigkeit geworden.<sup>854</sup>

Gleichzeitig ist die gewonnene Freiheit durch die Hilfe des Werkzeugs Computer wiederum beschränkt durch die Weiterentwicklung der Textverarbeitungsprogramme, da sie nun eine erhöhte Einarbeitungszeit des Wissenschaftlers erfordern. Der Editor ist nicht mehr nur an der Erarbeitung seiner Inhalte interessiert, sondern muss sich in komplexen Programmen zurecht finden, so genannten DTP-Programmen<sup>855</sup> und gleichzeitig das Setzerhandwerk beherrschen.

Mit dem Erscheinen von leistungsfähigen Programmen, die es auch dem nichtprogrammierenden Wissenschaftler ermöglichten mit digitalen Texten zu arbeiten, entstanden neue und vielfältige Aufgabenfelder in den Bereichen der Philologie. Die linguistischen Disziplinen der Philologien waren, durch den Computer als Werkzeug, dabei in höherem Ausmaße geprägt als etwa die literaturwissenschaftlichen Teilbereiche, da sie sich, gleich der Informatik, mit der Theorie formaler Sprache beschäf-

---

852 Als ‚Hurenkind‘ wird die letzte Zeile eines Absatzes bezeichnet, die zugleich die erste einer neuen Seite ist. Sie gilt in der Typografie als schwerer handwerklicher Fehler, da sie die Ästhetik des Satzspiegels besonders stark beeinträchtigt.

853 Im Gegensatz zu ‚Hurenkindern‘ werden ‚Schusterjungen‘ als weniger gravierender Fehler angesehen. Sie bezeichnen den Umstand, wenn eine Seite nach der ersten Zeile eines neuen Absatzes umgebrochen wird, fallen aber besonders dann auf, wenn Absätze mit Einzug gesetzt werden.

854 Vgl. Kamzelak: Edition und EDV. S. 68.

855 = *Desktop-Publishing* und bezeichnet die Anwendungsprogramme, welche nur für das Layout, d.h. für das Zusammensetzen der einzelnen Druckseiten konzipiert sind. Der Text und die Grafiken für die Druckseiten werden in der Regel von eigenen Programmen wie MS Word für den Text- und Adobe Photoshop für den Grafikbereich angefertigt und schließlich in ein DTP-Programm wie PageMaker, ‚gesetzt‘.

tigen.<sup>856</sup> Die Etablierung der ‚Computerlinguistik‘<sup>857</sup>, die damals noch die computergestützte Analyse und Verarbeitung von gesprochener Sprache und den inzwischen ausdifferenzierten Bereich der Korpuslinguistik umfasste, steht der Informatik auch insofern nahe, als dass sie als primäres Erkenntnisziel die Entwicklung formaler Methoden der Beschreibung sprachlicher Regelsysteme hat.<sup>858</sup>

Doch gehen computerbasierte Zugänge zu textueller Information in ihrer Tragweite über die Bereitstellung einzelner Werkzeuge hinaus und können auch als neues Medium der Arbeit mit und an Texten gesehen werden. Dies wiederum führt jedoch zu einem tiefgreifenden Überdenken von Methoden und Strategien philologischer Forschung, gerade auch im Bereich der Editionswissenschaft und hinsichtlich digitaler Editionen. Denn der Computer als Werkzeug, wie ihn die Computerlinguistik verwendet, fügt sich in ein stabiles Umfeld bereits vorgegebener Erkenntnisinteressen ein, während der Computer als Medium „der Textualität epistemologische Grundfragen der sprachorientierten Wissenschaften neu thematisiert“<sup>859</sup>.

Daher ist es nachvollziehbar, dass Mitte der 1980er Jahre der Begriff Computerphilologie als Analogbildung zum etablierteren Begriff Computerlinguistik eingeführt wurde; unterstreicht dieser doch im Kontrast zur Computerlinguistik ein weiteres Spektrum möglicher Gegenstandsbereiche und Anwendungsfelder. Eine Beschränkung auf die rein formalen Aspekte der Verarbeitung natürlicher Sprache durch computerbasierte Systeme ist hierbei nicht mehr vorhanden, sondern ein Paradigma formuliert, dass sich in umfassender Weise mit allen Problemen der elektronischen Medialisierung von nichtnumerischer Information beschäftigt.<sup>860</sup>

856 Vgl. Josef Wallmannsberger: Virtuelle Textwelten. Theoretische Grundlagen und Implementationsperspektiven der anglistischen Computerphilologie. – Heidelberg: Winter 1994 (= Anglistische Forschungen 226). S. 3.

857 Vgl. Istvan S. Batori: Linguistische Datenverarbeitung, Computergestützte Sprachforschung und EDV für Philologen. – In: Sprache und Datenverarbeitung. International journal for language data processing. Hrsg. durch das IKP, Universität Bonn. – Tübingen: Niemeyer 1977 (= SDV 1). S. 2-11.

858 Vgl. Wallmannsberger: Textwelten. S. 3. – „Im Zentrum des Interesses stehen in diesem Paradigma formale Parsingprozeduren oder die Erstellung von sprachverstehenden Systemen, die auf der Basis eines Grammtikalgorithmus die Bedeutung sprachlicher Einheiten verstehen können.“

859 Wallmannsberger: Textwelten. S. 2.

860 Vgl. Ebd. S. 4.

Für die Editionswissenschaft ist der Gegenstandsbereich der Computerphilologie, als ein Teil der ‚Digital Humanities‘<sup>861</sup>, insofern von Bedeutung, als dass sie die Erstellung und Verwendung digitaler Texte, insbesondere als das neue Medium der digitalen Editionen, in ihren Arbeitsfeldern vereint und die digitalen Texte/Hypertexte theoretisch reflektiert bzw. so genannte Hyperfictions – digitale Poesie – auch nach literaturwissenschaftlichen Schemata analysiert. Gleichzeitig eröffnet sich durch die Etablierung der Disziplin an einzelnen Universitäten,<sup>862</sup> schon frühzeitig die Möglichkeit angehende Geisteswissenschaftler mit dem Prozedere von Editionstechniken und ihren Computerprogrammen vertraut zu machen. Damit kann die zuvor erwähnte Beschränkung des Wissenschaftlers durch mangelnde Fachkompetenz, hinsichtlich der unterschiedlichen Software, beseitigt werden und es ermöglicht wiederum eine eingehende Beschäftigung mit den eigentlichen Inhalten der Edition, ohne dass fehlendes Computerwissen eine Edition von vornherein zum Scheitern verurteilt.

### 6.2.2 Internet als Medium: Hypermedia

Nach der Gutenbergschen Revolution ist die Erfindung des Internet eines der bedeutendsten Entwicklungsschritte hinsichtlich der Mediennutzung des Menschen. Es brachte nicht nur Umwälzungen in allen Lebensbereichen mit sich, sondern ist derzeit das sich am schnellsten entwickelnde Medium überhaupt. Nutzen Wissenschaftler zwar schon seit dem Ende der 1960er Jahre das Internet und seine Vorgänger, wie etwa ARPANet und DARPANet,<sup>863</sup> um Daten auszutauschen und gemeinsam zu forschen, so sind heutzutage fast alle wissenschaftlichen Informationssysteme, Text- und

---

861 = die Anwendungsfelder der Informatik im Bereich der Geisteswissenschaft,

862 Vgl. Universität Bielefeld: Bachelor-Nebenfach Texttechnologie. Technische Universität Darmstadt: Master of Arts Linguistic and Literary Computing. Universität Hamburg: Grundlagenvorlesung Computerphilologie. Bayerische-Julius-Maximilians-Universität Würzburg: M.A. EDV-Philologie.

863 = *Advanced Research Projects Agency Network*. Vgl. hierzu das Standardwerk der unterschiedlichen Datennetzwerke von John S. Quarterman: *The Matrix. Computer Networks and Conferencing Systems Worldwide*. – Bedford, Mass.: Digital Press 1990.

Bilddateien an das *World Wide Web* angeschlossen oder bieten zumindest die Voraussetzung dafür.<sup>864</sup>

Diese digitalisierten Daten sind dabei vergleichbar mit dem assoziativen Denk- und Wahrnehmungsvorgängen des menschlichen Gehirns, wie der amerikanische Forscher Vannevar Bush schon in den 1940er Jahren in seinem Artikel in der *Atlantic Monthly* formulierte:

The human mind [...] operates by association. With one item in its grasp, it snaps instantly to the next that is suggested by the association of thoughts, in accordance with some intricate web of trails carried by the cells of the brain.<sup>865</sup>

In Bushs Beschreibungen handelte es sich um eine Maschine, der so genannten MEMEX, die große Informationsmengen speichern bzw. wiederfinden können und deren Aussehen im Grunde einem Schreibtisch mit eingelassenen Bildschirmen gleichen sollte. Hinter diesem Bildschirm sollten sich Microfilme befinden, auf dessen gespeicherte Daten man mittels Hebel und Knöpfen zugreifen konnte. Orientierend an den neuen Techniken der Trockenphotographie und der Microfilme wurde vorgesehen, dass die neuen Daten über einen Kopiermechanismus auf Filme belichtet und mit einem Index versehen werden würden, um die Auffindbarkeit zu sichern, wie folgende Abbildung verdeutlicht:

---

864 Vgl. Danica Kronic: Nutzung des Internets in den Geisteswissenschaften und der Kulturvermittlung. Konzeption eines Fach- und Kulturportals der Goethezeit. Das „GOETHEZEITPORTAL“. [URL: [http://edoc.ub.uni-muenchen.de/2693/1/Kronic\\_Danica.pdf](http://edoc.ub.uni-muenchen.de/2693/1/Kronic_Danica.pdf)] Stand: 2004. Zugriff: 01.05.2009. Die vorliegenden Kapitel zur Erstellung einer Hypertext-Edition orientieren sich in groben Zügen an der Struktur bzw. an der Gliederung dieser Arbeit.

865 Vannevar Bush: As we may think. – In: *Atlantic Monthly*. Nr. 176. Juli 1945. S. 101-108. [URL: <http://www.ps.uni-sb.de/~duchier/pub/vbush/vbush-all.shtml>] Stand: 08.1995. Zugriff: 25.06.2009.

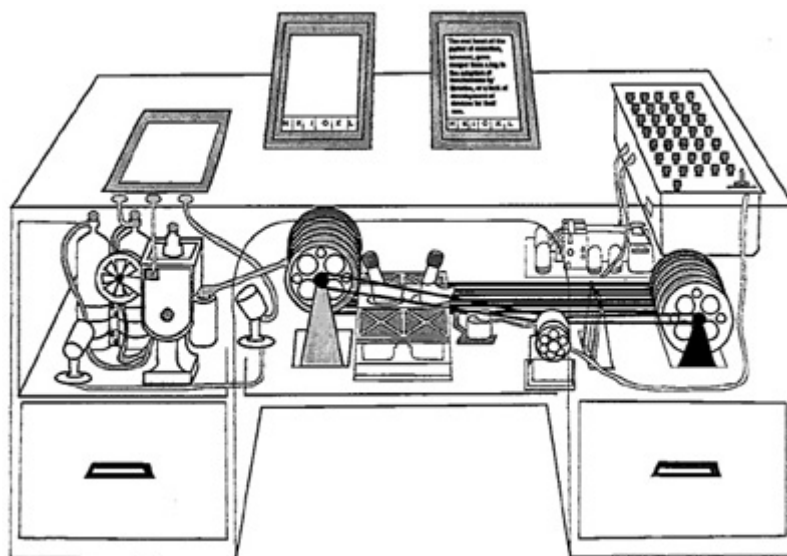


Abb. 10: Memex-Maschine

Zwar wurde diese Maschine niemals gebaut, doch beschrieb Bush in seinen Aufsätzen eindringlich die Arbeitsweise dieser neuen Maschine, die in ihrem Wunsch, so genannte Querverweise oder Assoziationen zu markieren, Synapsen zu bilden und Stellen eines Textes oder Bildes durch andere Textstellen oder Bilder zu erläutern, stark der Arbeit eines Editors entspricht. Bush hat also bereits vor über 70 Jahren auf den zwingenden Bedarf an Organisation, Archivierung und die Möglichkeit der Verfügbarkeit der ständig zunehmenden Anzahl an wissenschaftlichen Aufsätzen hingewiesen und eine Lösung vorgestellt. Diese wiederum ging eben von der Erkenntnis aus, dass das menschliche Gehirn keineswegs in einer linearen Anordnung denke, wie es bspw. durch eine Printeditionen vorgegeben ist, sondern ein „neuronales dynamischen Netzwerk“<sup>866</sup> darstelle und daher auch entsprechende Maschinen zur Informationsspeicherung diesem System zu folgen habe.

In den 1960er Jahren etablierte sich durch Bushs Schüler Theodore Nelson der Terminus *Hypertext* für ein solches, von Bush erdachtes, assoziatives System der Informationsverarbeitung und 1965, im Rahmen von Nelsons Abschlussarbeit an der Harvard University, wurde erstmals versucht, ein Konzept zu entwickeln, das als einheitliches und universelles Datensystem alle weltweiten Informationen umfassen

866 Vgl. Lydia Andrea Hartl: Schöpfung, Verfall und Reparatur. Gifte und Gegengifte des Technikmythos. – In: Nele Ströbel: Reparaturen der Welt. Hrsg. v. Lydia Andrea Hartl u. Daniela Rippl. – München: Utz 2002. S. 25-61. Hier S. 45.

konnte. Nelson entwickelte schließlich, als Resultat seiner Versuche, „a global distributed electronic library of interconnected documents, in other words a global meta-document“<sup>867</sup> und prägte dadurch den Begriff des *Docuverse*<sup>868</sup>. Zwar wurden ab 1967 dann unterschiedliche Hypertextsysteme veröffentlicht, jedoch konnte sich die Idee eines solchen System erst mit der Technik von Tim Bernes Lee durchsetzen, der im Jahre 1993 die Hypertextidee und die Internettechnologie zu HTTP-Servern verband und so das *World Wide Web*, mit Hilfe der Auszeichnungssprache HTML, begründete.<sup>869</sup>

Sind nun die Entwicklungsgeschichte und die Funktionsprinzipien bzw. die Strukturen des Internet als Informationsmedium nachvollziehbar, so muss sich nun die Frage gestellt werden, welchen mediendidaktischen Nutzen die Geisteswissenschaft, *expressis verbis* der Editor, aus der Digitalisierung von Texten ziehen kann. Hierzu werden im Folgenden die charakteristischen Eigenschaften des Internets, wie Hypertextualität, Multimedialität und Interaktivität, einerseits erläutert, andererseits wird im folgenden Kapitel aber auch auf die neuen Impulse dieser Darstellungsformen für den Editionsereich eingegangen.

#### 6.2.2.1 *Hypertextualität*

Ein Hypertext besitzt im Gegensatz zu digitalisierten Texten, welche lediglich die Transformation eines konventionellen Textes in ein elektronisch zu bearbeitendes Dokument bezeichnen, besondere Merkmale. Er ist eine Ansammlung von autonomen Textteilen bzw. Knoten, der Informationen enthält und Verweise, die so genannten Links, die die strukturellen Zusammenhänge zwischen den betreffenden Knoten explizit darstellen. Nicht zu verwechseln ist daher die Hypertextstruktur mit einer verzweigten linearen Struktur, durch welche die Printmedien bestimmt sind:

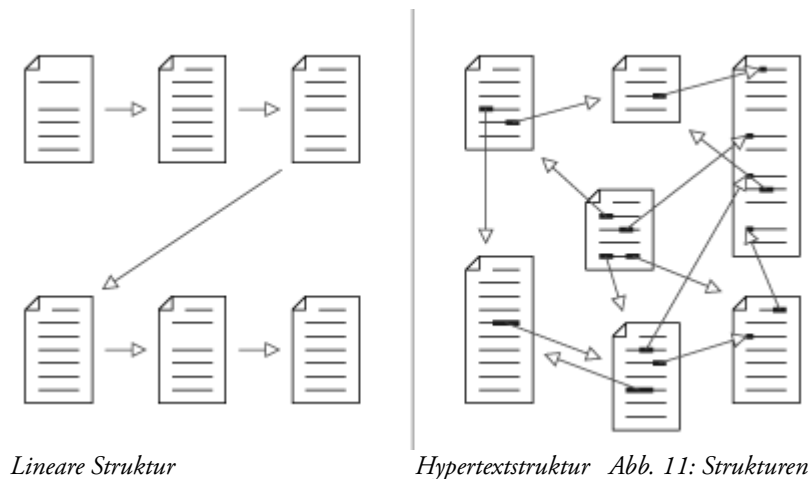
---

867 Tim Guay: Docuverse Paradigm. [URL: <http://www.faced.ufba.br/~edc708/biblioteca/interatividade/web%20paradigma/Docuverse.html>] Stand: 04.1995. Zugriff: 25.06.2009.

868 = ein Kompositum aus document/ation und universe.

869 Vgl. Kamzelak: Edition und EDV. S. 70.





Lineare Struktur

Hypertextstruktur Abb. 11: Strukturen

Denn während lineare Strukturen durchaus verzweigt sein können, sind sie dennoch durch eine vorgegebene und sequentielle Abfolge bestimmt. Dies trifft für Hypertexte jedoch nicht zu, da sie eben nicht sequentiell, sondern netzwerkartig aufgebaut sind und es demnach keine vorgegebenen Abfolgen gibt. Streitz unterscheidet hierzu zwischen impliziten und expliziten Verweisstrukturen:

Traditionelle, klassische Dokumente, wie z.B. gedruckte Bücher, sind durch im Prinzip hierarchische Organisationsstrukturen charakterisiert, die eine sequentielle Produktion, Präsentation und Rezeption von Informationen nahelegen. Damit ist nicht gesagt, dass der Text – aus textlinguistischer oder kognitionswissenschaftlicher Sicht – keine internen Strukturen hat, die Netzwerkcharakter aufweisen. Sie sind implizit vorhanden, werden aber nicht explizit kommuniziert.<sup>870</sup>

In einem Hypertext sind diese Verweisstrukturen hingegen vom Autor explizit erzeugt und werden, durch die Benutzung des Lesers, erkennbar und navigierbar.

Das Hypertextsystem durchbricht demnach die linearen Textstrukturen eines herkömmlichen Sachtextes, ermöglicht logische und inhaltlich zusammengehörige Verknüpfungen zu anderen digitalen Texten und schafft dadurch Schnittstellen und Anschlüsse zu ‚fremden‘ Wissensgebieten, die durch Printeditionen in dieser Form nur bedingt möglich sind. Die Lektüre eines Hypertextes wird durch das Changieren des Fokus dezentral und delinearisiert bzw. individuell durch den Rezipienten bestimmt. Jeder Leser kann sich nun seinen eigenen Weg durch den Text suchen und

870 Norbert A. Streitz: Hypertext: Bestandsaufnahme, Trends und Perspektiven. – In: José Encarnação [Hrsg.]: Telekommunikation und multimediale Anwendungen der Informatik. Darmstadt, 14. - 18. Oktober 1991. Proceedings. – Berlin [u.a.]: Springer 1991 (= GI 21). S. 543-553. Hier S. 545.

ihn polyperspektivisch erschließen, wobei diese Erschließung durch den genuinen Aufbau des Mediums bestimmt wird. Die Vernetzung der einzelnen Texte durch entsprechende Links formuliert ein Labyrinth, in dem sämtliche Texte – ohne hierarchische Gliederung – nebeneinander stehen und lediglich kontextuell miteinander verknüpft sind.

Schon in den 1970er Jahren prägten Gilles Deleuze und Félix Guattari den Begriff des ‚Rhizoms‘,<sup>871</sup> der sich für diesen Sachverhalt geradezu anbietet, wobei Umberto Eco in seiner Nachschrift zum *Namen der Rose* dieses so genannte rhizomatische Geflecht folgendermaßen erläutert:

Das Rhizom-Labyrinth ist so vieldimensional vernetzt, daß jeder Gang sich unmittelbar mit jedem anderen verbinden kann. Es hat weder ein Zentrum noch eine Peripherie, auch keinen Ausgang mehr, da es potentiell unendlich ist. Der Raum der Mutmaßung ist ein Raum in Rhizomform.<sup>872</sup>

Da also starre und lineare Textstrukturen durch ein Rhizomgeflecht abgelöst werden, bewirkt dies eine Erweiterung des Lektüreverhaltens sowie die Erschließung neuer Inhalte und Themen. Und wurde zuvor schon erläutert, inwiefern sich Hypertextstrukturen der Organisation des menschlichen Gedächtnisses, bzw. des menschlichen Gehirns als semantisches Netzwerk ähneln, so ist nachvollziehbar, dass solche Strukturen das nonlineare und kritische Denken fördern.

Die Visualisierungsmöglichkeiten der Hypertextstruktur unterstützen den Effekt der Wissensaufnahme, da in ihr zentrale Begriffe in Bezug gesetzt werden, Zusammenhänge veranschaulicht werden können und durch ein spielerisches, teils grafikunterstütztes Suchen und Finden die Motivation der Wissensaneignung erhöht wird. Auch bietet der Hypertext insofern einen Vorteil, als dass der Nutzer sich das Wissen gemäß seinem individuellen Erfahrungshorizont aneignen kann, da jeder User jeweils andere Pfade im unendlichen Hypertext verfolgt. Somit ist ein Sachverhalt im Idealfall einerseits für einen Grundschüler aufzulösen und nachzuvollziehen,

---

871 Vgl. Gilles Deleuze u. Felix Guattari: Tausend Plateaus. – Berlin: Merve 2005 (= Schizophrenie und Kapitalismus 2).

872 Umberto Eco: Nachschrift zum „Namen der Rose“. – München: dtv 81987 (= dtv 10552). S. 65.

andererseits aber auch für einem Hochschullehrer interessantes Material, ohne dass einer der beiden Extreme je unter- oder überfordert ist.<sup>873</sup>

Gleichzeitig bietet sich dieser vieldimensional vernetzte Raum hervorragend für interdisziplinäre Studien oder für die Darstellung von komplexen Sachverhalten an und kann durch die damit einhergehenden Aspekte der Multiperspektivität und Multidirektionalität der generellen Struktur der Geisteswissenschaften entsprechen; wurden die Gegenstände der Geisteswissenschaft doch seltenst unter rein linearen Gesichtspunkten betrachtet, sondern vielmehr polyperspektivisch beleuchtet. Ausgehend von diesen Prämissen könnte daher die Verwendung von Hypertextstrukturen den derzeitigen Forderungen nach einem Wandel und auch nach einer Erweiterung der klassischen Philologien und Literaturwissenschaften, hin zu einer interdisziplinären Kulturwissenschaft entsprechen.<sup>874</sup>

Zudem ermöglicht die Hypertextstruktur wesentliche Veränderungen in der literaturwissenschaftlichen Forschungsarbeit und ist von großer Relevanz. Denn wie schon Jaques Derrida im Jahre 1967 formulierte, kann

was es heute zu denken gilt, [...] in Form der Zeile oder des Buches nicht niedergeschrieben werden; ein derartiges Unterfangen käme dem Versuch gleich, die moderne Mathematik mit Hilfe einer Rechenschiebermaschine bewältigen zu wollen.<sup>875</sup>

Die Linearität der Schrift bewirkt, hinsichtlich der immer größer werdenden und zu verarbeitenden Informationsmengen demnach, dass das Papier seine Systemgrenzen erreicht hat; es zieht nur Länge nach sich, unterdrückt jedoch Breite und Tiefe.<sup>876</sup> Hy-

873 Vgl. Kamzelak: Edition und EDV. S. 72.

874 Vgl. Ansgar Nünning: Kulturwissenschaft. – In: Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. – Stuttgart, Weimar: Metzler<sup>3</sup>2004. S. 299.

875 Jacques Derrida: Grammatologie. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1983 (= stw 417). S. 155. – Derrida betont in seinen Ausführungen gleichwohl die Wurzeln der Schrift in engerem Sinn, vor allem der phonetischen Schrift, als eine sich in der Vergangenheit gründenden nicht linearen Schrift. Jedoch brach laut ihm ein ‚Krieg‘ um die Verdrängung dieser Inhalte aus, die zuvor allen Linearisierungsversuchen widerstanden hatte: „Eine Verdrängung der ‚Mythographie‘ (Leroi-Gourhan), d.h. einer Schrift, die ihre Symbole in der Mehr-Dimensionalität buchstabiert und deren Bedeutung nicht der Sukzessivität, der Ordnung der logischen Zeit oder der irreversiblen Zeitlichkeit des Lautes unterworfen ist.“ Ebd. S. 153.

876 Vgl. Martin Grötschel u. Joachim Lügger: Neue Produkte für die digitale Bibliothek. Die Rolle der Wissenschaften. – In: Die unendliche Bibliothek – Digitale Information in Wissenschaft, Verlag und Bibliothek. [URL: ftp://ftp.ddb.de/pub/unendbib/groetsch.txt] Stand: 23.02.1996. Zugriff: 25.06.2009.

pertextstrukturen stellen daher einen der möglichen Lösungsansätze dar, die Probleme bezüglich der Grenzen der Schriftsprache zu überwinden und folglich die Gesamtheit der Information und ihrer innewohnenden Komplexität ohne Informationsverlust zu präsentieren:

So gilt für unser Zeitalter der Datenflüsse prinzipiell: Das Buch ist der Engpaß menschlicher Kommunikation. [...] Um die hier angezielte Komplexität ohne Informationsverlust darzustellen, wäre eben eine Simultanpräsentation in mehreren Ebenen nötig.<sup>877</sup>

### 6.2.2.2 *Multimedialität*

Multimedia bzw. Multimedialität ist ein hoch kontrovers diskutiertes Thema, welches für Enthusiasten eines der zentralen wirtschaftlichen und gesellschaftspolitischen Themen weltweit darstellt, in die es sich zu investieren lohnt und die zukunftsweisend und neuartig sind. Für Skeptiker stellt sich mit der Einführung des Begriffs jedoch die Frage nach der tatsächlichen Neuartigkeit der damit verbundenen Technologien und zudem wird die Vermutung nahe gelegt, dass es sich bei der Nutzung der Termini um inhaltsleere Worthülsen handelt, die von einem nicht tragfähigen Gebäude aus heißer Luft geprägt werden.<sup>878</sup>

Mit Sicherheit ist Multimedia ein sehr vager Begriff, bezeichnet dieser doch eine Vielzahl unterschiedlichster Produkte und Technologien, denen häufig der Stempel von Multimedialität aufgebrummt wird, um eine höhere Vermarktung und damit einen höheren Gewinn zu erzielen. Diese willkürliche Besetzung und Benutzung des Begriffs wird passend durch die Aussage von Georga McCabe beschrieben, indem sie behauptet: „Talking about Multimedia is a lot like talking about love. Everybody agrees that it's a good thing, everybody wants to participate in it, but everybody has a different idea about what it really is“<sup>879</sup>. Nichtsdestotrotz kann Multimedialität, unabhängig ihres weiten Begriffsfeldes, durch verschiedene Parameter bestimmt werden,

877 Norbert Bolz: Zur Theorie der Hypermedien. – In: Raum und Verfahren: Interventionen. Hrsg. v. Jörg Huber u. Alois Müller. – Basel, Frankfurt a.M.: Stroemfeld 1993. Hier S.18.

878 Vgl. Manfred Heydthausen: Multimedia. Der Versuch einer Systematik. Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. [URL: <http://www.uni-duesseldorf.de/mmz/publish/VersucheinerSystematik.pdf>] Stand: 22.05.2000. Zugriff: 26.06.2009. S. 1.

879 Zit. n. Emiliyan Aleksandrov: Das Phänomen der Multimedialität. [URL: <http://www.hausarbeiten.de/faecher/vorschau/58601.html>] Stand: 03.2006. Zugriff: 26.06.2009.

zeichnet sie sich doch, gegenüber älteren Präsentationstechniken, durch verschiedene Formate, durch ihre digitalen Inhalte und dem Vorhandensein unterschiedlicher Interaktionsmöglichkeiten aus.<sup>880</sup>

Neben Interaktivität nennt Weidmann hierzu zwei weitere Eigenschaften – einerseits Multikodalität, andererseits Multimodalität – die von Medien erfüllt sein müssen, um als multimedial tituliert werden zu können<sup>881</sup>, wobei man unter Multikodalität die Bedingung versteht, als dass mehrere bzw. unterschiedliche Kodierungsformen verwendet werden. Texte bedienen sich bspw. einer symbolischen Kodierungsform, unabhängig ob sie nun gedruckt sind oder nicht, wohingegen Bilder abbildhafte bzw. imaginäre Kodierungsformen verwenden. Würde dieser Anspruch in einem Buch der mit Bild- und Textteilen versehen ist, schon erfüllt sein, so kommt es in multimedialen Bereichen zu einer weiteren Prämisse: die der Multimodalität. Darunter sind nun die verschiedenen Sinnesmodalitäten des Menschen zu verstehen, primär der auditive und der visuelle Sinn.<sup>882</sup> Ein Text auf dem Computermonitor ist somit an sich schon monokodal und monomodal, da er den visuellen Sinn des Menschen anspricht und zugleich eine symbolische Kodierungsform, die der Schrift angewendet. Wird dieser Text jedoch durch entsprechende Geräusche bzw. Musik unterlegt und durch Bilder bereichert, so sind die Eigenschaften der Multimodalität und Multikodalität erfüllt.

Durch das Konzept der Multimedialität, also dem gezielten Einsatz von akustischen und visuellen Elementen, kann dies die „multisensorische Wahrnehmung“<sup>883</sup> unterstützten und gleichfalls durch die Synergie von digitalisierten Text-, Ton-, Bild-

---

880 Interaktion bezieht sich hierbei bspw. auf aktive Navigation und Manipulation von Inhalten oder Steuerung von Wiedergabeparametern.

881 Vgl. Bernd Weidenmann: Lernen mit Medien. – In: Pädagogische Psychologie. Hrsg. v. A. Krapp u. B. Weidenmann. – Weinheim: Beltz 42001 (= PVU). S. 415-466.

882 Zwar ist es mit Hilfe der so genannten Force Feedback-Technologie schon möglich den Tast- oder Geruchssinn anzusprechen und wird bei Computerspielen mit einem Gamepad verwendet, der in der Lage ist haptische Rückmeldungen an den Spieler zu geben.

883 Tim Guay: Multimedia Paradigm. [URL: <http://www.faced.ufba.br/~edc708/biblioteca/interatividade/web%20paradigma/Multimedia.html>] Stand: 04.1995. Zugriff: 25.06.2009. – „Multimedia is a powerful paradigm, for it provides a multisensory experience, engaging us and communicating to us in a way that text alone cannot.“

und Videoformaten den eigentlichen Text didaktisch wertvoller und aussagekräftiger machen, wie Eco weiter ausführt:

Der Lehrende muß den Schülern Bilder liefern, die sich ihren Sinnen und ihrer Einbildungskraft einprägen, und darum muß er ihnen die sichtbaren Dinge vor Augen führen, die hörbaren zu Gehör bringen, die riechbaren vor die Nase setzen, die schmeckbaren dem Geschmackssinn und die berührbaren dem Tastsinn zugänglich machen.<sup>884</sup>

Die Argumente des Textes werden also mit dem Sequentiellen und Performativen verbunden und tendieren zur Schaffung eines Gesamtkunstwerkes, in dem die unterschiedlichsten Medien in vielfältiger Weise miteinander verknüpft und auf einer einzigen Darstellungsoberfläche präsentiert werden können. Durch die Umrahmung des Textes mit audiovisuellen Elementen wird dieser zum Artefakt, welches ein neues, medienästhetisches Bewusstsein fördert und Text, Bild und Ton als ein komplementäres System begreift.<sup>885</sup>

Die mediale Grundstruktur des Internet ermöglicht daher eine integrative Darstellung verschiedener Komponenten und nimmt dem Text durch die Verwendung audiovisueller Inhalte seine Exklusivität und Vormachtstellung, wie es im Printmedium so nicht möglich ist. In der Multimedialität liegt demnach die Möglichkeit begründet, Überlegungen jenseits tradierter Sprachrituale zu entwickeln und dadurch neue Wahrnehmungsperspektiven zu erzeugen bzw. neue Imaginationen anzuregen. Gleichzeitig richtet sich eine solche Vorgehensweise gegen ein Denken des Wittgensteinschen Diktums „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“<sup>886</sup> und offenbart sich als konsequente Weiterführung des von E.T.A. Hoffmann

---

884 Umberto Eco: Die Suche nach der vollkommenen Sprache. Durchges. Aufl. – München: Beck<sup>3</sup>1995. S. 222.

885 Die Vorstellung einer multimedialen Kunstwelt ist aber keineswegs neu. Schon 1849 hat Richard Wagner die Inszenierung einer Virtual Reality als Kunst der Zukunft proklamiert: „Das große Gesamtkunstwerk, das alle Gattungen der Kunst zu umfassen hat, um jede einzelne dieser Gattungen als Mittel gewissermaßen zu verbrauchen, zu vernichten zu Gunsten der Erreichung des Gesamtzweckes aller, nämlich der unbedingten, unmittelbaren Darstellung der vollendeten menschlichen Natur, – dieses große Gesamtkunstwerk erkennt er nicht als die willkürlich mögliche That des Einzelnen, sondern als das nothwendig denkbare gemeinsame Werk der Menschen der Zukunft.“ – Richard Wagner: Das Kunstwerk der Zukunft. – Leipzig: Wiegand 1850. Kap. 5.

886 Ludwig Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung. Nachdr. d. 1. Aufl. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992 (= es 12). S. 89.

entworfenen intermedialen Textkonstruktionsprinzips. Denn durch das so genannte ‚Serapiontische Prinzip‘<sup>887</sup> entstehe ein Text gerade dadurch, dass die einzelnen Werke durch die auf Imagination beruhende Realisierung der Bildräume zu szenischer Lebhaftigkeit erweitert werden würden und durch Bezugnahme auf Musikwerke diese Imaginationskraft noch intensivieren könnten.

### 6.2.2.3 *Interaktivität*

Ein weiterer Schlüsselbegriff im Rahmen der Anwendung des Internets ist das Konzept der Interaktivität, welches nach einer gängigen Definition aus dem Jahre 1998 als ‚a measure of a media's potential ability to let the user exert an influence on the content and/or form of the mediated communication‘<sup>888</sup> verstanden werden kann. Der Nutzer soll hierbei animiert werden, auf das Webangebot zu reagieren und selbständig sein Bedürfnis nach Information zu befriedigen. Dies vollzieht sich zum Einen als Dialog zwischen Rezipient und Autor oder innerhalb verschiedener Diskussionsforen als so genannte ‚Mensch-Mensch-Interaktion‘, zum Anderen in der individuellen Auswahl von Informationen durch die so genannte ‚Mensch-Maschine-Interaktion‘.<sup>889</sup>

Aus dieser Perspektive heraus ist also die Kontrolle des Kommunikationsprozesses zentral für die Frage nach Interaktivität. Je höher und vielfältiger diese Kontrolle in der Hand des Nutzers liegt, desto stärker ist der jeweilige Grad einer solchen.<sup>890</sup> Somit stellt Interaktivität keine feste Größe dar, wie es vor allem in der Werbung für Multimedia Produkte oft suggeriert wird, sondern wird durch eine Vielzahl von Abstufungen bestimmt. Hierbei ermöglicht das Prinzip der Interaktivität dem User die

---

887 Vgl. Uwe Japp: Das serapiontische Prinzip. – In: Text+Kritik. Zeitschrift für Literatur. Sonderbd. E.T.A. Hoffmann. – München: Edition Text+Kritik 1992. S. 63-75.

888 Jens F. Jensen: Interactivity. Tracking a new concept in media and communication studies. – In: Nordicom Review: nordic research on media & communication. Jg. 19/1. – Göteborg: Nordicom 1998. S. 185-204. Hier S. 201.

889 Die Mensch-Maschine-Interaktion wird zumeist als *HCI* (*Human Computer Interaction*) bezeichnet und gilt als Teilgebiet der Informatik. – Vgl. Andreas M. Heinecke: Mensch-Computer-Interaktion. – Leipzig [u.a.]: Fachbuchverlag Leipzig 2004. u. Markus Dahm: Grundlagen der Mensch-Computer-Interaktion. – München [u.a.]: Pearson-Studium 2006.

890 Vgl. Winfried Marotzki: Interaktivität und virtuelle Communities. – In: Interaktivität. Ein transdisziplinärer Schlüsselbegriff. Hrsg. v. Christoph Bieber u. Claus Leggewie. – Frankfurt a.M.: Campus 2004 (= Interaktiva 1). S. 118-132. Hier S. 118/119.

Inhalte einer Website non-linear zu erschließen und eigenständig neue Wege der Informationsbeschaffung zu beschreiten. Demnach steigert sich die Lernintensität und das grundlegende Interesse an den Inhalten gerade dadurch, dass dem Nutzer eine aktive Selbstbeteiligung abverlangt wird, die die Auseinandersetzung mit dem Webangebot verstärkt. Gleichzeitig kann der Leser durch die eigene Verstehensleistung, indem er also die Auswahl an verschiedenen Informationsangeboten selbständig und kritisch reflektiert, bewusst entscheiden, welchen Weg er hinsichtlich der Informationsbeschaffung gehen möchte. Ein solch dynamisches Verhältnis von Autor und Leser hatte sich in den zumeist interaktionsfreien Printeditionen nicht entwickeln können.<sup>891</sup>

Ist also deutlich, inwiefern der Nutzer von Webangeboten in diese mit einbezogen wird, so wird erkennbar, dass sich das Kommunikationsverhalten und das Autor-Leser-Verhältnis grundsätzlich verändern. Im Gegensatz zum einkanaligen Kommunikationsprozess des Buchdrucks erhält der Nutzer von Webangeboten zumeist die Möglichkeit mit dem Autor durch E-Mail Kontakt aufzunehmen oder kann durch eigene Beiträge an einem Forschungsprojekt mitwirken. Es ist jedoch der jeweilige Grad von Interaktivität der diesen Kommunikationsprozess bestimmt, wobei es möglich ist, drei Ebenen der Interaktivität zu unterscheiden, die aber jeweils aufeinander aufbauen.<sup>892</sup>

Die grundlegende Ebene bildet dabei die ‚navigierte Interaktivität‘, bei der mit Hilfe von Links oder Menüs, bzw. durch Suchmaschinen die Aufgabe der Navigation in einer Website übernommen wird. Hierbei agiert der Nutzer zwar in gewissem Maße, verbleibt aber dennoch in den vorgegebenen Bahnen, die durch die erwähnten Techniken angeboten werden und reagiert zumeist nur auf die vorgegebenen Anforderungen, die ihn durch die Informationsflut führen. Die ‚funktionelle Interaktivität‘ entsteht dort, wo der Rezipient mit dem System interagieren kann und selbständig Aktionen vollführt; bspw. in Web-Shops bei der Bestellung von diversen Pro-

---

891 Vgl. zur Relevanz der Interaktivität im Zusammenhang mit didaktischen Konzepten Johannes Haack: Interaktivität als Kennzeichen von Multimedia und Hypermedia. – In: Information und Lernen mit Multimedia und Internet. Lehrbuch für Studium und Praxis. Hrsg. v. Ludwig J. Issing. Überarb. Aufl. – Weinheim: Beltz<sup>3</sup>2002 (= PVU). S. 151-166.

892 Vgl. Tim Guay: Interactive Paradigm. [URL: <http://www.faced.ufba.br/~edc708/biblioteca/interatividade/web%20paradigma/Interactive.html>] Stand: 04.1995. Zugriff: 25.06.2009.



dukten. Die höchste Ebene der Interaktion kann laut Guay mit dem Terminus der ‚adaptiven Interaktivität‘ umschrieben werden und bezeichnet die gemeinsame Gestaltung von Webinhalten durch Autoren und Nutzern, die dann ja wiederum zu Autoren avancieren. Gleichzeitig kann sich so dem Rezipienten die Möglichkeit bieten, Webseiten zu verändern und den eigenen Bedürfnissen anzupassen. Sind diese drei Interaktivitätsebenen vorhanden, so kommt Guay zu dem Schluss, dass dies

make the WEB a very cool media in the McLuhanistic sense. Fused with the nonlinearity of the hypertext paradigm, interactivity helps us to break the intellectual stranglehold of the print paradigm. The ultimate expression of interactivity is found when all the key paradigms converge with adaptive interactivity to form what I term hyperadaptivity.<sup>893</sup>

### 6.2.3 Entwicklung von Hypertext-Editionen

#### 6.2.3.1 *Neue Elemente von Hypertext-Editionen*

Die Erfindung und allmähliche Durchsetzung einer Technik wird stets von Diskursen begleitet, die über den Innovationsgrad, die Potenziale und Gefahren dieser Technik referieren. Auch für die Editionswissenschaft, hinsichtlich der Entstehung von Hypertext-Editionen, sind solche Diskurse wichtig, da sich in diesen Diskussionen mit dem neuen Medium auseinandergesetzt wird; zumal sich neuartige Medien stets im Vergleich mit älteren konstituieren.<sup>894</sup> Demnach stellt sich in diesem Kapitel die Frage, inwiefern die Einführung von Hypertext-Editionen neue Elemente für die Praxis der Editionsphilologie liefern können.

Denn bietet die Handlichkeit eines Buches lediglich Fuß- und Endnoten, Verweise, Inhaltsübersichten und Indizes, die als Verzweigungs- und Gelenkstellen des Informationsflusses fungieren, so ist als Folge dieser limitierten Mittel die Selektion und damit auch die Gefahr der ungewollten Verfälschung gegeben.<sup>895</sup> Eine mögliche

---

893 Guay: Interactive Paradigm.

894 Vgl. Jakob Krameritsch: Geschichte(n) im Netzwerk. Hypertext und dessen Potenziale für die Produktion, Repräsentation und Rezeption der historischen Erzählung. – Münster: Waxmann 2007 (= Medien in der Wissenschaft 43).

895 Dirk Hofmann, Peter Jörgensen u. Otmar Foelsche: Computer-Edition statt Buch-Edition. – In: Editio. Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft. Bd. 7. – Tübingen: Niemeyer 1993. S. 211-220. Hier S. 212/213.

Lösung für dieses Problem bietet dabei die auf Hypertext basierende Computer-Edition. Herausgeber können, da das Konzept des Hypertextes auf Extensität beruht, einen mehrschichtigen Kommentar einrichten und den vieldimensionalen Raum entsprechend ausnutzen. Und während die Inflexibilität des Mediums Buch<sup>896</sup> meist nur eine Stimme hörbar werden lässt, so erlaubt Hypertext die Herausbildung von „Meinungspolygonie“<sup>897</sup>, die in Büchern nur in einen stark begrenzten Umfang, etwa durch Verweise, erzielt werden kann.

Das fundamental neue an Hypermedia ist also die Interaktivität zwischen Medium und Benutzer und die nicht-lineare Anlage der Texte, die für eine Computer-Edition gewinnbringend sind. Die Organisation eines Hypertextes geht dabei weit über Fußnoten und Apparate hinaus, da beliebig viel Text, Ton, Bild und Musik eingesetzt werden kann, um so die individuellen Ansprüche des Nutzers direkt befriedigen zu können. Gleichzeitig kann der Rezipient, durch die schon erläuterte Interaktivität solch einer Edition, selbst bestimmen welchen Informationsweg er wählen möchte, bzw. welchen Links er folgt. Bedacht werden muss hierbei aber auch, dass im Extremfall die Edition mittels eines Hypertextes so offen werden kann, dass dem User ein buchstäblicher „Lost in Hyperspace“<sup>898</sup> droht. Die Orientierung muss sich der Leser also selbst suchen und die Navigation durch den Text eigenständig organisieren, um am „selbstgewählten Faden“<sup>899</sup> zu bleiben.

Für die Editionswissenschaft bedeutsam sind nun die Ergänzungen, die Hypertext-Editionen mit sich bringen, wie bspw. der Mechanismus der ‚Annotationsfunktion‘. Denn können Anmerkungen zu Texten als Vorform der Datenbank im Buchzeitalter gesehen werden, so werden im Printmedium die zum Verständnis des Haupttextes notwendigen textuellen Zusätze auf vielfältige Art und Weise zur Verfü-

---

896 Vgl. Paul Delany u. George P. Landow [Hrsg.]: *Hypermedia and literary studies*. – Cambridge, Mass.: The MIT Press. 1995. S. 3. – „So long as the text was married to a physical media, readers and writers took for granted three crucial attributes: that the text was linear, bounded and fixed.“

897 Hoffmann: *Computer-Edition*. S. 214.

898 Dieser Ausdruck bezeichnet das Phänomen der Desorientierung, welche dem Leser bei der Lektüre eines Hypertext-Dokumentes widerfahren kann. – Vgl. Deborah M. Edwards u. Lynda Hardman: *Lost in hyperspace. Cognitive mapping and navigation in a hypertext environment*. – In: *Hypertext: theory into practice*. Ed. by Ray McAleese. – Exeter: Intellect<sup>2</sup>1999. S. 90-105.

899 Kamzelak: *Edition und EDV*. S. 72.

gung gestellt: Anmerkungen können in Form von Fuß- oder Endnoten, am Rand einer Seite oder auch zwischen den Zeilen, wie bei der interlinearen Glossierung eingefügt werden. Das Problem bei der Buchdatenbank besteht nun darin, dass ein bestimmtes Maß an Annotation nicht überschritten werden darf, um die Lesbarkeit des Haupttextes nicht zu gefährden.<sup>900</sup>

Hypertext-Editionen können dabei einen Lösungsansatz bieten, da die Annotation in solchen Dokumenten interaktiv abrufbar wird. Die Anmerkungen sind demnach nicht mehr ständig physisch präsent, sondern können bei Bedarf abgerufen werden und bilden einen eigenen virtuellen Hypertext. Gerade im Hinblick auf historisch-kritische Editionen ist solch eine Vorgehensweise besonders attraktiv, da hier der Text bisweilen unter der Masse der notwendigen Kommentierung verschwindet. Aus diesem Grunde ist es in der klassischen Editionswissenschaft durchaus üblich, die Herausgabe unterschiedlichster Versionen zu forcieren, die die Kommentierung eines Textes auf unterschiedlichste Weise einschränken.<sup>901</sup> Durch die Verwendung einer Hypertext-Edition ist die Erstellung verschiedener Ausgaben, die sich an einen bestimmten Adressatenkreis wenden, nicht länger von Nöten, da hierbei das Maß an Kommentierung und Dokumentierung individuell und situationsspezifisch abgerufen werden kann.

Ein weiterer wesentlicher Bestandteil einer Hypertext-Edition bietet die so genannte ‚Sprungfunktion‘, die es erlaubt, von einem beliebigen Punkt im Datenraum zu jedem anderen zu springen. Durch die Bereitstellung von Methoden zur globalen Verknüpfung in einem Textuniversum, kann die Verwaltung von Daten in sehr eleganter Weise realisiert werden; das Hin- und Herblättern einer Buchedition erübrigt sich durch eine solche Hypertext-Edition. Sie stellt generell ein mächtiges Instrument zur Interaktion mit virtuellen Textuniversen dar, da durch die Verwendung bzw. Integration lokaler Massenspeicher und globaler Netzverbände der potentielle Verknüp-

---

900 Vgl. Wallmannsberger: Visuelle Textwelten. S. 200.

901 Vgl. Leseausgabe in Kap. 6.1.1.2 der vorliegenden Arbeit.

fungshorizont schier unermesslich wird. Solch eine Ausweitung des Datenraums macht eine Orientierungsfunktion im Hypertext jedoch unverzichtbar.<sup>902</sup>

Diese Orientierungsfunktion kann durch Suchmaschinen, die die Aufgabe der Findhilfe in einer Printedition ersetzen, durchaus gewährleistet werden. Im Gegensatz zum Register einer ‚herkömmlichen‘ Edition, in der die Einträge normiert und Abweichungen von der Norm durch Verweise aufgefangen werden, kann die Suchmaschine nach allen erdenklichen Variationen filtern und mittels so genannter ‚Trunkierungen‘ arbeiten, d.h. im Text nach Wörtern zu suchen, ohne dass der gesuchte Begriff vollständig ausgeschrieben wird.<sup>903</sup> Als Einstieg in die Interaktion mit einer großen Volltextdatenbank können zudem verschiedene Suchmodi eingesetzt werden, wie etwa ‚Boolsche Operatoren‘ oder ‚Fuzzy-String-Suche‘, eine Erweiterung der zuvor genannten Logik.

Als Boolsche Operatoren bezeichnet man in einer Suchmaschine Verknüpfungen, bzw. Ausdrücke wie ‚UND‘ (Konjunktion), ‚ODER‘ (Disjunktion), ‚NICHT‘ (Negation) und ‚NOR‘ (ausschließendes ‚ODER‘), durch die die Suchmaschinen in der Lage sind, präziser in großen Datenmengen zu suchen, da man die Treffermenge bereits bei der Suche einschränken kann. Möchte man bspw. wissen, ob die Figur des Zundelfrieder in den Hebelschen Texten jemals in Karlsruhe seinen Schabernack trieb, so könnte in der Edition nach ‚Zundelfrieder NEAR Karlsruhe‘ gesucht werden. Eine noch größere Treffersicherheit könnte gewährleistet werden, sobald bestimmte Kategorien in der Suche mitberücksichtigt werden könnten, wie „Suche Person ‚Zundelfrieder‘ NEAR Ort ‚Karlsruhe““ oder die Trefferausgabe nur in bestimmten Sprachen erlaubt wird.

Stellen diese Kriterien der logischen Suche schon eine erhebliche Veränderung gegenüber den Indizes und den Registerverweisen einer Buchedition dar, so wird dieser Wandel mit der Einführung einer ‚Fuzzy-String-Suche‘ noch weiter ausgebaut.

---

902 Vgl. Wallmannsberger: Visuelle Textwelten. S. 201.

903 Vgl. Kamzelak: Edition und EDV. S. 73. – Die Eingabe einer Trunkierung wird in der Regel durch bestimmte Sonderzeichen, wie etwa dem Stern (\*), das Fragezeichen (?) oder das Prozentzeichen (%) durchgeführt. Die Eingabe von ‚auto\*‘ findet dann etwa auch automobil, automotive oder automatisierung, automatisch, autosuggestiv, etc.

Denn muss bei einer Printedition der genaue Wortlaut bekannt sein, nach dem gesucht werden soll, so verhält sich dies in der Fuzzy-Logik gänzlich anders; liegt ihr doch eine Theorie zu Grunde, die primär für die Modellierung von Unsicherheiten und Unschärfen von umgangssprachlichen Beschreibungen entwickelt wurde.<sup>904</sup> Typisch für diese Suchmethode ist dabei also, dass nicht etwa die exakte Zeichenfolge als Ausgangsbasis genommen wird, sondern auch ähnliche Zeichenketten gefunden werden sollen, die auf einer Lautähnlichkeit beruhen. Für den Nutzer einer solchen Suchmaschine erübrigt sich eine exakte Schreibweise, da er sich beim eintippen der Buchstaben nicht an die Schreibung halten muss, die im eigentlichen Text vorkommt. Die Suchmaschine ist im Stande, fehlerhafte Eingaben zu erkennen, alternative Schreibungen vorzuschlagen oder ähnlich klingende Textbausteine in der vorhandenen Datenmenge zu ermitteln.<sup>905</sup>

Für die Editionswissenschaft eröffnen sich durch solche Parameter gänzlich neue Möglichkeiten und entheben den Editor von der schwierigen Entscheidung, wo was wie geboten werden soll, da Flexibilität und Offenheit der Computer-Edition schier unbegrenzt sind. Der unmittelbare Zugriff und die Verfügbarkeit aller relevanten Texte in ihrer Totalität, statt wie üblich aus dem Kontext gelöste Zitate, die Erfahrung einer so genannten ‚Multizentrität‘<sup>906</sup>, führt manche Forscher zu der Feststellung:

These deep theoretical implications of hypertext converge with some major points of contemporary literary and semiological theory, particularly with Derrida's emphasis on decentering, with Barthe's conception of the readerly versus the writerly text, with post-modernism's rejection of sequential narratives and unitary perspectives, and with the issue of 'intertextuality'. In fact, hypertext creates an almost embarrassingly literal embodiment of such concepts.<sup>907</sup>

---

904 Daraus erklärt sich für diese Operationen auch die Bezeichnung ‚fuzzy‘ aus dem Englischen, da dies soviel bedeutet wie unscharf oder unsauber.

905 Bspw. kann bei einem typischen Tippfehler wie ‚Kallsruhe‘ die Suchmaschine mittels der Fuzzy-Logik ohne weiteres das Wort ‚Karlsruhe‘ im Text ausfindig machen und dieses als Alternative vorschlagen.

906 Vgl. Hoffmann: Computer-Edition. S. 216.

907 Delany: Hypermedia. S. 6.

Ob Hypertext, wie prognostiziert wird, wirklich eine „potential revolution in literary studies“<sup>908</sup> herbeiführen und der Computer das Buch ersetzen wird, unsere Zeit also die „late age of print“<sup>909</sup> ist, bleibt fraglich. Sicherlich bringt Hypertext aber eine neue Leseerfahrung mit sich, die sich durch die Einbeziehung von Bild und Ton und durch die offene Darstellung eines Textes gänzlich vom Medium Buch unterscheidet.

#### 6.2.3.2 *Entwicklung von Standardisierungen bei E-Editionen*

Sind die Vorzüge elektronischer Publikationen schon erläutert worden, so wurde bis dato noch nicht darauf hingewiesen, dass elektronische Editionen, die ebenso aufwendig in der Erstellung sind wie ihre gedruckten Gegenstücke, den Nachteil besitzen, dass sie längst nicht so lange zur Verfügung stehen. Die ersten Multimedia-Anwendungen waren bspw. bereits nach zehn Jahren nicht nur veraltet, sondern auf moderneren Computern überhaupt nicht mehr lauffähig.<sup>910</sup> Einerseits führte die schnelle Entwicklung des Software-Marktes dazu, dass Anwendungsprogramme, die zur Präsentation elektronischer Texte notwendig sind, entweder nicht mehr vorhanden waren oder dass ältere Versionen des Programms mit neueren Betriebssystemen nicht kommunizieren konnten. Andererseits beeinträchtigte die Hardware des Computers die Lauffähigkeit einer solchen Software insofern, als dass die heutigen Computer, durch höhere Prozessorleistung, ältere Anwendungen als bloßes Durchrauschen rezipieren und eine Darstellung nicht mehr möglich ist.

Das Problem einer solchen Inkompatibilität liegt dabei einer Ausrichtung auf so genannte „proprietäre Programme“<sup>911</sup> zu Grunde, bei denen die mittels einer Software erstellten Texte genau diese spezielle Software zum Abspielen und zum Weiterverarbeiten benötigen. In einer solchen Situation war es daher ein nahe liegender und notwendiger Schritt, Standards zu entwickeln, die auf nicht-proprietären bzw. syste-

---

908 Ebd. S. 6.

909 Jay David Bolter: *Writing Space. The Computer, Hypertext, and the History of Writing.* – Hillsdale: o.V. 1991. S. 1. Zit. n. Hoffmann: *Computer-Edition.* S. 216.

910 Vgl. Kamzelak: *Edition und EDV.* S. 73.

911 Einen Überblick über einige proprietäre Auszeichnungssysteme gibt Peter Robinson: *The Transcription of Primary Textual Sources Using SGML.* – Oxford: Office for Humanities Communication 1994 (= Office for Humanities Communication publications 6).

munabhängigen Formaten basieren, also autark von Betriebssystemen oder Programmen eine Kodierung von Texten erlauben.

An erster Stelle ist hier die so genannte Auszeichnungssprache SGML – Standard Generalized Markup Language – zu nennen, ein internationaler Standard und dadurch unabhängig von Software- und Hardwarefirmen.<sup>912</sup> Dabei stellt SGML kein festes Auszeichnungssystem dar, sondern eine Metaanweisung, eine Syntaxregel für die Auszeichnung, mit der man zunächst bestimmen kann, inwiefern einzelne Elemente in einem Dokument vorkommen und auf welche Art und Weise diese codiert sind. Um aber ein solches Dokument in gültiger SGML zu erstellen wird die Dokumenttypdefinition – DTD – verwendet, die den strukturellen Aufbau dieser Dokumente beschreibt und somit die spezielle Grammatik für den betreffenden Text liefert. Sind in SGML der Inhalt eines solchen Dokumentes und das Layout von einander unabhängig angebbbar, also voneinander getrennt, so benötigt man zur Überprüfung dieser Strukturen so genannte Parser, die zunächst die SGML-Deklaration und die DTD einlesen und schließlich prüfen, ob das eigentliche Dokument konform mit Deklaration und DTD ist.<sup>913</sup> Zur Darstellung solcher Formatierungen ist ein ‚Browser‘ notwendig; für den Druck solcher Dokumente hingegen der ‚Formatter‘<sup>914</sup>, der alle DTDs einlesen und auswerten muss.

Mit der Entwicklung des *World Wide Web* geht gleichzeitig die Entwicklung einer kleinen Untermenge von SGML einher, die als HTML oder auch als ‚Hypertext Markup Language‘ bekannt ist. HTML stellt dabei eine Anwendung von SGML mit der festgelegten DTD ‚html‘ dar und ist in ihren Möglichkeiten sehr beschränkt. Nur eine kleine Teilmenge der möglichen SGML-Anwendungen kann in dieser Auszeichnungssprache genutzt werden, die wiederum nur bestimmte, auch terminologisch

---

912 Charles F. Goldfarb gilt als der Erfinder von SGML, der die Grundlagen für IBMs Document Composing Facility Generalized Markup Language (IBM GML oder DCF GML) definierte. – Vgl. Charles F. Goldfarb: *The SGML Handbook*. – Oxford: Clarendon 51995.

913 Bspw. ist *nsgml* von James Clark ein solcher Parser, der im Rahmen des Open SP-Projektes weiterentwickelt wird.

914 Ein Formatter ist ein Mechanismus, um ein Objekt in einen Bytestrom umzuwandeln bzw. zurückzuwandeln. Man spricht in diesem Zusammenhang auch von Serialisierung/Deserialisierung bzw. Marshaling/Unmarshaling. – Holger Schwichtenberg: [www.it-visions.de](http://www.it-visions.de/glossar/alle/2390/Formatter.aspx) [URL: <http://www.it-visions.de/glossar/alle/2390/Formatter.aspx>] Stand: 2002. Zugriff: 27.06.2009.

festgelegte Elemente zulassen. Für Softwareentwickler ist es aber gerade diese Beschränkung, die HTML so anziehend macht, erleichtert sie doch die Handhabbarkeit der Sprache. Auch ist das Auszeichnungssystem vornehmlich auf die Verlinkung von Dokumenten ausgerichtet und daher für eine Edition schwerlich zu gebrauchen. Logische Textauszeichnungen werden bei HTML-Browsern<sup>915</sup>, die zeitgleich zur Sprache entstanden, zu Gunsten der Benutzerfreundlichkeit nicht gut umgesetzt, wobei die Syntaxüberprüfung nicht streng gehandhabt wird.<sup>916</sup> HTML wird demnach nicht wegen der Strukturiertheit seiner Dokumente genutzt, sondern wegen der systemunabhängigen Verwendbarkeit im *World Wide Web*.<sup>917</sup>

Ist also HTML nicht gerade zur Verwendung für die Editionsphilologie prädestiniert, so stellt die Weiterentwicklung der SGML-Sprache hin zu XML – Extended Markup Language – eine Möglichkeit für die Anwendung in der Editionswissenschaft dar. Vereint dieses Auszeichnungssystem doch die Komplexität von SGML und die Simplität von HTML, wobei eine differenzierte Codierung über selbst erstellte DTDs möglich ist. XML ist demnach eine gelungene und handhabbare Synthese aus den beiden bisherigen Extremen, hat in der heutigen Praxis den Platz von SGML eingenommen und wird in breitem Umfang verwendet.<sup>918</sup>

Um dem Alterungsprozess elektronischer Texte entgegenzuwirken ist die Verwendung eines systemunabhängigen Formates und eine klare bzw. logische Struktur also unabdingbar und ermöglicht dadurch eine Langzeitarchivierung der Dokumente, was in den ersten Jahren dieser Entwicklungen so nicht möglich war.<sup>919</sup> Da Formate und Layout durch die Nutzung solcher Auszeichnungssprachen unabhängig voneinander sind, kann sich Hard- und Software entsprechend entwickeln, ohne dass aber

---

915 Der erste Browser dieser Art war *Mosaik*, der inzwischen in Microsofts *Internet Explorer* aufgegangen ist. *Firefox* und *Mozilla* sind neben dem *Internet Explorer* die derzeit bekanntesten HTML-Browser.

916 Überschriften der Ebene 2 (h2) können bspw. auch ohne dem Vorhandensein einer Überschrift der Ebene 1 (h1) vorkommen, ohne dass dies bemängelt wird.

917 Vgl. Kamzelak: Edition und EDV. S. 76.

918 Für die wissenschaftliche Anwendung von SGML und XML bietet sich häufig die TEI, die *Text Encoding Initiative*, an.

919 Vgl. Fotis Jannidis: Wider das Altern elektronischer Texte. Philosophische Textauszeichnung mit TEI. – In: *Editio. Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft*. Bd. 11. – Tübingen: Niemeyer 1997. S. 152-177.



die eigentliche Materie der Edition betroffen ist: Bspw. kann ein HTML-Text von 1995 durch den Internet Explorer in der Version 4.0 aus dem Jahre 1997 genauso dargestellt werden, wie durch die im März 2009 veröffentlichte Version 8.0. Umgekehrt funktioniert dieser Prozess jedoch nicht, da sich HTML ebenfalls weiterentwickelt hat. Dementsprechend kann ein HTML-Text aus dem Jahre 2000 nicht mit einem Internet Explorer der Version 4.0 von 1997 dargestellt werden. Mit SGML und XML treten solche Probleme aber nicht auf, da im Gegensatz zu HTML die DTDs hier frei festlegbar sind.

Unabhängig von den Optionen einer Langzeitarchivierung ergibt sich durch die Anwendung dieser Auszeichnungssprachen zudem die Möglichkeit, Texte nach einer ersten Verwertung in anderen Zusammenhängen zu verwenden und weiterzuentwickeln; entweder durch den selben Editor bzw. Autor oder durch eine andere Person. Weiterverwendbarkeit und Kooperation sind Optionen, die sich durch die Entwicklung solcher Standards ganz neu ergeben und in der Editionswissenschaft zu Arbeitsweisen führen, die die Kooperationen unterschiedlichster Editoren ermöglichen.<sup>920</sup> Würde also jeder Editor bspw. mit der Auszeichnungssprache XML arbeiten und an Hand dieser Sprache seine Werke edieren, könnten ohne großen Arbeitsaufwand elektronische Editionen erstellt werden, die die Arbeit von verschiedenen Autoren ermöglicht und gleichzeitig zu einem Textarsenal führen, wie es das *Projekt-Gutenberg*<sup>921</sup> beispielhaft darstellt. Im Unterschied dazu aber mit den erforderlichen wissenschaftlichen Standards versehen und auf die Editionswissenschaft hin ausgerichtet.<sup>922</sup>

#### 6.2.4 Usability von Webseiten und Hypertext-Editionen

Im Hinblick auf die Entwicklung neuer Standards bezüglich E-Editionen stellt sich damit einhergehend die Frage nach der Konzeption der Benutzerfreundlichkeit bzw. nach der Gebrauchstauglichkeit solcher Projekte für den Anwender. So genannte Usa-

---

920 Vgl. Kamzelak: Edition und EDV. S. 76/77.

921 Vgl. Projekt Gutenberg [URL: <http://gutenberg.spiegel.de/>] Stand: Juni 2009. Zugriff: 30.07.2009.

922 Dabei ist vor allem eine Langzeitverfügbarkeit und Zitierfähigkeit gemeint, die im *Projekt-Gutenberg* so nicht gegeben ist.

bility beschäftigt sich mit diesen Fragestellungen und versucht durch verschiedene Strategien und Verfahrensweisen die Nutzungsqualität solcher Projekte möglichst effektiv zu steigern. Im Folgenden werden daher die grundlegenden Ansätze von Usability dargelegt und dementsprechend erläutert.

#### 6.2.4.1 *Usability von Webseiten*

Der Begriff Usability entspringt einer Zusammenführung der englischen Wörter ‚to use‘ und ‚the ability‘ und bedeutet vom Wortstamm abgeleitet in etwa „die Möglichkeit zu benutzen“ – in diesem Falle eine Webseite. Da aber das Erkennen der Notwendigkeit von Usability längst nicht ausreicht, sondern die Möglichkeit der Verwendung auch ausgeführt werden muss, impliziert der vorliegende Neologismus zugleich eine Handlungsaufforderung an den Adressaten: „Use the ability“ oder auch „Nutze die Möglichkeiten“ stellen dabei die Kernaussagen dar.

Sind dem Wort zwar verschiedene Konnotationen inhärent – Benutzerfreundlichkeit, Gebrauchsqualität oder Einfachheit sind die gängigsten – so lässt es sich wohl am Besten mit ‚Gebrauchstauglichkeit‘ übersetzen und findet in dieser Form auch in Normen und Standards Anwendung.<sup>923</sup> Gegenwärtig wird im deutschen Sprachraum aber die Übernahme des englischen Begriffes favorisiert, da die Komplexität des Usability-Begriffes keine adäquate Transkription ermöglicht und in der deutschen Übersetzung nur Teilbereiche der Bedeutung zu erfassen vermag.

Eine Reihe von Definitionen, die Usability zu umschreiben versuchen, machen jedoch deutlich, inwiefern dieser Begriff verstanden werden kann. So etwa Jakob Nielsen, einem der Pioniere in diesem Bereich, der ihn wie folgt definiert:

Usability ist der Grad an Qualität, in welchem ein Benutzer die Interaktion mit etwas erlebt – sei es eine Website, eine Software oder irgend etwas anderes, was der Benutzer auf die eine oder andere Art und Weise bedienen kann.<sup>924</sup>

Oder nach der Norm *DIN EN ISO 9241*:

---

923 Etwa in den von der International Standards Organisation definierten ISO-Richtlinien, wie der DIN EN ISO 9241.11, die sich mit den Anforderungen der Gebrauchstauglichkeit beschäftigt.

924 Jakob Nielsen: Usability inspection methods. – New York [u.a.]: Wiley 1994. Zit. n. Silvana Borstzky: Web Usability – eine Einführung. [URL: <http://www.scoreberlin.de/usability-artikel/web-usability/>] Stand: 08.2002. Zugriff: 10.10.2009.

Usability ist das Ausmaß, in dem ein Produkt durch bestimmte Benutzer in einem bestimmten Nutzungskontext genutzt werden kann, um bestimmte Ziele effektiv, effizient und zufriedenstellend zu erreichen.<sup>925</sup>

In dieser Form meint Usability also zunächst einmal die Benutzerfreundlichkeit und Gebrauchsfreundlichkeit von Software, wobei dies die vom Rezipienten erlebte Nutzungsqualität bei der Interaktion mit dem betreffenden System bezeichnet. Hierbei steht in Bezug auf Benutzerfreundlichkeit eine besonders einfache, zum Nutzer und seinen Aufgaben passende Bedienung im Vordergrund und ist eng verbunden mit der so genannten ‚Ergonomie‘.

Beschäftigt sich Hardware-Ergonomie mit der Anpassung von Werkzeugen an den Bewegungs- und Wahrnehmungsapparat des Menschen, bspw. hinsichtlich Körperkräfte und Bewegungsräume, so befasst sich Software-Ergonomie mit der Anpassung der Werkzeuge an die kognitiven und physischen Fähigkeiten und Eigenschaften einer Person. Dabei können etwa die Möglichkeiten zur Verarbeitung von Informationen bzw. die Komplexität der dargebotenen Inhalte oder spezifische Merkmale der Darstellung, wie Farben und Schriftgrößen, untersucht werden. Grundsätzliches Ziel ist jedoch die Berücksichtigung des Nutzers und seiner Aufgaben und Fähigkeiten sowie die dahingehende Anpassung der entsprechenden Mittel.<sup>926</sup>

Usability beinhaltet demnach, wie effektiv ein Nutzer ein bestimmtes Produkt bzw. eine bestimmte Webseite in der vom Anbieter vorgesehen Weise handhaben kann. Und je besser die Internetpräsenz eines Unternehmens oder wie in unserem Falle der Forschung bzw. Wissenschaft das Erreichen solcher Ziele unterstützt, desto eher ist der User dazu bereit das Webangebot zu nutzen und auf der Homepage zu verweilen. Daher kann es als unergiebig angesehen werden, Maßnahmen zur Steigerung der Usability erst nach dem Launch einer Seite einzusetzen. Denn abgesehen von verärgerten Besuchern und möglichen Imageschaden reduziert sich dadurch auch die Möglichkeit, die vom Anbieter vorgesehen Ziele zu erreichen. Wird Usability je-

---

925 DIN EN ISO 9241/11. Ergonomische Anforderungen für Bürotätigkeiten mit Bildschirmgeräten. Teil 11: Anforderungen an die Gebrauchstauglichkeit; Leitsätze (ISO 9241/11:1998). – Berlin: o.V. 1998.

926 Vgl. Jens Wandmacher: Software-Ergonomie. – Berlin [u.a.]: de Gruyter 1993 (= Mensch-Computer-Kommunikation: Grundwissen 2).

doch bereits während der Entwicklungsphase des Projektes effektiv berücksichtigt, so können auftretende Probleme schon vor der Veröffentlichung behoben werden. Zum Einen werden dadurch die Risiken eines Imageschadens und Besucherverlustes minimiert, zum Anderen können die hohen Kosten für eine Nachbesserung der Webseite vermieden werden. Letzteres ist im besonderen Maße von Bedeutung, da nachträgliche Optimierung meist zeitaufwendiger und kostenintensiver ist, als im Vorhinein etwaige Unsicherheiten zu klären und darauf basierend eine konsequent angewandte Usability zu etablieren.<sup>927</sup>

Die Anwendung bzw. Berücksichtigung von Web-Usability stellt demnach weit mehr zur Verfügung als Benutzerfreundlichkeit und ist keineswegs nur ein Samiterdienst am Internet-User. Vielmehr trägt sie zu einer höheren Zielgruppenakzeptanz des Webangebotes bei und kann den Zielerreichungsgrad des Anbieters entscheidend beeinflussen. Daher wird Usability nun immer häufiger als fester Bestandteil der Web-Strategie angesehen und eingesetzt, um eine ‚optimale‘ Realisation und Interaktion von Internetpräsenzen zu ermöglichen.<sup>928</sup>

#### 6.2.4.2 *Analysemodell zur Webseiten-Evaluation*

Wurde im Vorherigen der Usability-Begriff theoretisch erläutert und hinsichtlich Soft- und Hardware, die Definition des Begriffes verdeutlicht, so stellt sich nun die Frage, inwiefern die Berücksichtigung von Usability für Webseiten gewinnbringend sein kann. Hierbei ist zu bedenken, dass eine Internetpräsenz, in gleichem Maße wie Software, eine Schnittstelle zwischen Mensch und Computer darstellt und dem Besucher das Lösen bestimmter Aufgaben und das Erreichen bestimmter Ziele, wie Orientierung, Information oder Kontaktaufnahme, ermöglichen sollte. Oberste Priorität besitzt dabei eine einfache Handhabung der Webseite, die den User in der Erreichung seiner Ziele und Lösungen unterstützt und ihn diese möglichst schnell und einfach erreichen lässt. Im Idealfall bereitet es dem User der Webseite einige Freude auf dieser

---

<sup>927</sup> Laut *Hermans Gesetz* verdoppelt sich bspw. der Zeitaufwand für Änderungen mit jeder Projektphase. Vgl. Wolfram Brümmer: Management von DV-Projekten. Praxiswissen zur erfolgreichen Projektorganisation in mittelständischen Unternehmen. – Braunschweig [u.a.]: Vieweg 1994.

<sup>928</sup> Vgl. Frank Puscher: Leitfaden Web-Usability. Strategien, Werkzeuge und Tipps für mehr Benutzerfreundlichkeit. – Heidelberg: dpunkt 2009.

zu verweilen, wodurch das Kommunikationsziel der Internetpräsenz erreicht ist und Usability sich in ihrer reinsten Form offenbart.<sup>929</sup>

Grundsätzlich existiert jedoch kein ‚richtig‘ oder ‚falsch‘ bezüglich einer Usability-Analyse, sondern eine Vielzahl feiner Abstufungen, die den Erfolg einer Webseite bedingen. Ausschlaggebend ist dabei aber nicht, ob das Design oder die Programmierung eines Internetauftrittes gut oder schlecht ist, sondern vielmehr, ob und wie gut die Webseite die ihr zugedachten Ziele und Aufgaben erfüllen kann. Dies beinhaltet zugleich die Gebrauchsqualität für den Benutzer – inwiefern er also mit der Webseite und ihren dargebotenen Inhalten zurecht kommt und ob er die entsprechende Rolle einnehmen kann, die ihm der Anbieter zugedacht hat.

Es ist also ersichtlich, inwiefern eine Usability-Analyse unterschiedlichen Merkmalen verhaftet ist und nach bestimmten Parametern erfolgen muss. Ein geeigneter Lösungsansatz, der Usability als ein Ergebnis einer klar strukturierten Ordnung versteht, bietet sich in an Hand der im Folgenden dargestellten ‚scorepyramid‘.<sup>930</sup>

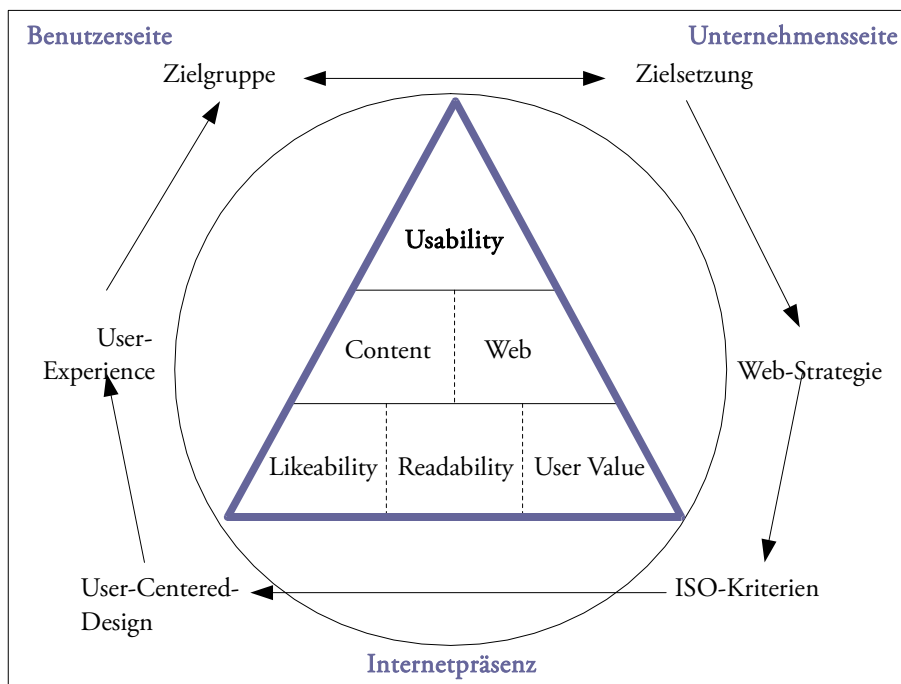


Abb. 12: Scorepyramid

929 Vgl. Marcus Völkel: scorepyramid. – Usability als Erfolgsfaktor. [URL: <http://www.scoreberlin.de/fachartikel/usability-score-pyramid/>]. Stand: 08.2002. Zugriff: 12.10.2009. Die folgenden Ausführungen beziehen sich größtenteils auf diesen Aufsatz.

930 Score Berlin, einer der erfahrensten Usability-Dienstleister in Deutschland, beschäftigt sich mit hochwertigen Usability-Lösungen und optimiert durch verschiedene Evaluationsprogramme und Tests die Interaktion auf Webseiten.

Die Grafik zeigt dabei deutlich, inwiefern Usability – als Spitze der Pyramide – auf einer hierarchischen Struktur gründet, die wiederum auf einem Fundament aufbaut, bei dem sich alle Bausteine gegenseitig bedingen. Die tieferen Ebenen wirken dementsprechend deutlich auf die nächsthöheren Ebenen ein, wobei in der „lückenlosen Konzeption und in der Ausgewogenheit“<sup>931</sup> aller Bausteine der Erfolg bzw. die Ordnung liegt. Konzeption und Analyse können hingegen linear oder zirkular verlaufen, müssen aber auch hier durch Ausgewogenheit und gewissenhaften Aufbau bestehen.

Zu Beginn eines jeden Evaluierungsverfahrens sollte jedoch zunächst die Zielgruppe definiert werden, an die sich die Internetpräsenz richtet, in unserem Falle also ein vornehmlich wissenschaftlich interessiertes Publikum, welches das Augenmerk auf Information und Rezeption der Texte legt. Ausgehend von diesen Prämissen kann eine Web-Strategie etabliert werden, welche einerseits zielorientiert, andererseits konsequent die gewählte Strategie verfolgt. Dadurch entsteht gegenüber konkurrierenden Seiten ein entscheidender Wettbewerbsvorteil, denn der kommunikative rote Faden, der in der Strategie herausgearbeitet wurde und den „User entlang der Startseite über den relevanten Content hin zum Kontakt und Abschluss leitet, erweist sich als wesentlicher Erfolgsfaktor“<sup>932</sup>. Eine nicht deutlich erkennbare Strategie ‚verwischt‘ hingegen die Zielsetzung des Webauftrittes und verwirrt dadurch lediglich die anvisierte Zielgruppe.

Sind Zielgruppendefinition und Web-Strategie erfolgreich ausgebildet, so wird nun die Gestaltung des Internetauftrittes unter Berücksichtigung von ISO-Kriterien, User-Centered-Design und User-Experience in Angriff genommen. Die Einhaltung von ISO-Kriterien bezeichnet hierbei die Beachtung der relevanten ISO-Normen wie *ISO 9241: Grundsätze der Dialoggestaltung*, *ISO 9241-8: Farbgestaltung*, *ISO 9241-12: Informationsdarstellung* und *ISO 9241-11: Gebrauchstauglichkeit*.<sup>933</sup> Die obig genannten Bestimmungen sollten in der Entwicklung, Optimierung und Analy-

---

931 Völkel: scorepyramid.

932 Ebd.

933 Vgl. International Standard Organisation [URL: <http://www.iso.org/iso/home.htm>] Stand: 2009. Zugriff: 15.10.2009.

se von Webseiten unbedingt berücksichtigt werden, da für ein optimales User-Centered-Design ihre Einhaltung ein wesentlicher Erfolgsfaktor darstellt.

In diesem Zusammenhang wird häufig auch von einem nutzerzentrierten Design bzw. einer nutzerorientierten Gestaltung gesprochen, die den User in den Mittelpunkt des Entwicklungsprozesses stellt und eine für ihn bestmöglich zu bedienende Seite zu konzipieren versucht. User-Centered-Design zielt darauf ab, interaktive Produkte in dem Maße zu gestalten, dass ihnen eine hohe Gebrauchstauglichkeit bzw. Usability inhärent ist. Hierbei spielen wissenschaftliche Erkenntnisse aus Psychologie und Neurophysiologie eine enorme Rolle, da sie helfen das Design an den Nutzer und seinen Fähigkeiten zur Informationsverarbeitung anzupassen oder wie Borsutzky ausführt:

Das Wissen um die menschliche Wahrnehmung spielt bei der Gestaltung eine zentrale Rolle. Je stärker sich das Design an dieser orientiert, desto höher ist in der Regel der Nutzungskomfort einer Website.<sup>934</sup>

Grundlegend sind dabei Fragestellungen wie etwa Menschen die Webseite später nutzen werden, welche relevanten Eigenschaften die Personen auszeichnen bzw. welche Wünsche sie an den Internetauftritt stellen und welche Aufgaben mit dem Internetauftritt erledigt werden sollen.<sup>935</sup> Um auf diese Fragen ergiebige Antworten zu erhalten teilt sich der nutzerorientierte Gestaltungsprozess in mehrere Phasen, die sich in den meisten Prozessmodellen, wie etwa bei *DIN EN ISO 13407* oder *ISO/PAS 18152*,<sup>936</sup> auf vier Bereiche beschränkt.

Zunächst wird dabei die Analyse des Nutzungskontextes beleuchtet, bei der Informationen über zukünftige User gesammelt und in Nutzerprofilen zusammengefasst werden. Gleichzeitig untersucht diese Phase Aufgaben und Ziele der Nutzer und beleuchtet Arbeitsabläufe bzw. Arbeitsumgebungen zu der auch die technischen Rahmenbedingungen gehören. Im weiteren Verlauf ergibt sich die Notwendigkeit nach

---

934 Silvia Borsutzky: Webdesign und Usability Design. [URL: <http://www.scoreberlin.de/usability-artikel/webdesign-usability-design/>] Stand: 08.2002. Zugriff: 12.10.2009.

935 Vgl. T. Hanimann u. E. Ruedin: Kontextabhängige Gestaltung (Contextual Design) nach Beyer/Holtzblatt. – Zürich: Benziger-Émosson 2009.

936 Vgl. hierzu ISO 13407. [URL: <http://www.usabilitynet.org/tools/13407stds.htm>] Stand: 2006. Zugriff: 14.10.2009.

einer Definition der Anforderungen bei der, basierend auf den Erkenntnissen der Kontextanalyse, Aufgaben definiert werden, die während des Entwurfsprozesses umgesetzt werden sollen. In Konzeption und Entwurf, der dritten Prozessphase, werden nach den zuvor erstellten Richtlinien unterschiedliche Konzepte für die zukünftige Webseite angefertigt und dahingehend ausgearbeitet, als dass ein vollwertiger Entwurf entsteht. Als Ergebnis können dabei Designdokumente, Papier-Prototypen und Mockups<sup>937</sup> gelten. Die letzte Phase, innerhalb des User-Centered-Design, beschäftigt sich schließlich mit der Evaluation und testet die entwickelten Prototypen empirisch am Nutzer, um herauszufinden, ob das Produkt tatsächlich den gewünschten Anforderungen entspricht. Bewährt haben sich dabei Interviews, Kontextanalysen, Personas oder auch Usability Test wie das Eye-Tracking.<sup>938</sup>

Schließlich nehmen aber auch so genannte mentale Modelle, die beim Nutzer auf Grund von Erfahrungswerten mit einem System entstehen und im Gedächtnis verankert werden, einen großen Einfluss auf die Bedienbarkeit einer Homepage und spielen in den Bereich des User-Centered Designs hinein. Sie können für eine vorteilhaftere Einrichtung und Gestaltung insofern verwendet werden, als dass jedes Individuum über solche mentalen Modelle verfügt und sie auf ein anderes System übertragen kann, ohne einem erneuten Lernprozess unterworfen zu sein. In diesem Sinne versetzt das mentale Modell einer Webseite bspw. den User in die Lage, an Hand unterstrichener und andersfarbiger Wörter etwaige Links zu erkennen und durch seine Erfahrungswerte über die Handhabung Bescheid zu wissen. Je stärker sich also Webdesign an mentalen Modellen orientiert, desto einfacher und leichter wird für den jeweiligen Rezipienten die Bedienbarkeit nachzuvollziehen sein.

In diese Thematik spielt nun auch die so genannte User-Expierience – häufig abgekürzt mit UX – hinein und umschreibt dabei alle Erfahrungen und Aspekte, die der Nutzer bei der Interaktion mit einem Produkt erlebt; betreffend einer Webseite

---

937 = ein maßstabsgetreues Modell bzw. eine Nachbildung, dass zu Präsentationszwecken verwendet wird.

938 Als Personas bezeichnet man dabei einen Nutzer, dem die konkret ausgeprägten soziodemographischen Merkmale, Bedürfnisse und Verhaltensweisen einer ganzen Gruppe zugeschrieben werden und der diese archetypisch repräsentiert.



etwa die visuelle Erscheinung, das Feedback der Webseite und was der User bezüglich dieser erfährt, empfindet und lernt. User-Experience versteht sich dabei als Summe aus Usability, Look und Feel und hat zum Ziel, dem Nutzer ein möglichst angenehmes Nutzungserlebnis zu verschaffen und die Erwartungen der Rezipienten, ohne dass diese sich langweilen oder überfordert sind, zu erfüllen.<sup>939</sup>

Meist wird angenommen, dass ‚gute‘ UX eine einfache Bedienung beinhalten muss. Dies ist jedoch im Gegensatz zu ‚guter‘ Usability nicht der Fall, da etwa auch sehr komplex zu handhabende Produkte, wie Computer- oder Konsolenspiele, dem Anwender eine positive UX beschere können. Daher ist UX also nicht mit Usability gleichzusetzen, auch wenn ihnen eine starke verwandtschaftliche Beziehung zu Grunde liegt. Vielmehr lässt sich UX als Rahmenbegriff auffassen, der die Entstehung des Nutzungserlebnisses lediglich umschreibt und nicht beurteilt, ob dieses gut oder schlecht ist. Hingegen stellt sich Usability als eine messbare Qualität dar und erlaubt eine Beurteilung des Webangebotes mittels verschiedener Test-Verfahren.<sup>940</sup> Durch eine Zusammenführung der beiden Begriffe wird es jedoch möglich, User-Experience hinsichtlich der Gebrauchstauglichkeit und Zufriedenstellung des Kunden zu bewerten und nach messbaren Maßstäben zu qualifizieren. Usability kann demzufolge als ein Teil von User-Experience verstanden werden. Neben dem Spaß an der Benutzung, dem ‚Joy of Use‘ und einer ansprechenden Gestaltung der Webseite bzw. dem Innovationsgrad der Internetpräsenz, hinsichtlich intuitiv bedienbarer Tools und Features, kann UX, durch die Vermittlung von Glaubwürdigkeit und Vertrauen, gleichfalls ein positives Nutzungserlebnis des Users auf einer Webseite realisieren. Erst das Zusammenspiel von Usability, Look und Feel ermöglicht dementsprechend eine positive User-Experience, wie folgende Darstellung veranschaulicht:

---

939 Vgl. Donald A. Norman: *The design of everyday things*. – New York: Basic Books 2008.

940 Vgl. das folgende Kap. der vorliegenden Arbeit u. Bettina Laugwitz, Theo Held u. Martin Schrepp: *Construction and evaluation of a user experience questionnaire*. – In: *HCI and Usability for Education and Work. 4th Symposium of the Workgroup Human-Computer Interaction and Usability Engineering of the Austrian Computer Society*. Austria, November 20-21, 2008. Ed. by Andreas Holzinger. – Berlin, Heidelberg: Springer 2008 (= USAB 4). S. 63-76.

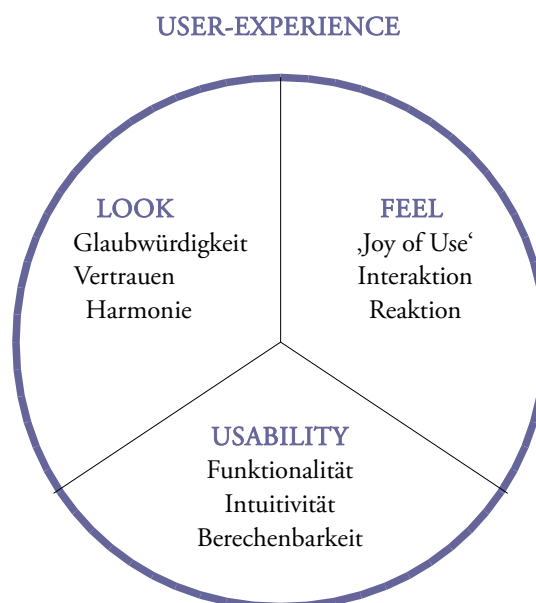


Abb. 13: User-Experience

Sind nun die einzelnen Bestandteile der Konzeptions- bzw. der Analysephase der ‚scorepyramid‘ erläutert, so kann sich im Folgenden der Erläuterung der Bestandteile der eigentlichen Pyramide zugewandt werden. Hierbei stellt sich Usability als Spitze dar und ergibt sich aus den tieferen Ebenen, die insgesamt die Bedingungen und Voraussetzung für eine erfolgreiche Usability schaffen.

Als einer der drei unteren Bausteine beschreibt Likeability den Wohlfühlfaktor einer Webseite und wird einerseits durch so genannte Accessibility determiniert, also inwiefern die Seite hinsichtlich Fehlerfreiheit und Zugänglichkeit programmiert wurde, andererseits durch ein nutzerorientiertes und zweckbezogenes Design der Internetpräsenz bestimmt. Je ausgefeilter sich die einzelnen Bestandteile offenbaren und je besser sie umgesetzt werden, desto höher ist der Grad von Likeability und umso eher ist der Benutzer bereit, die vom Anbieter gewünschten Aktionen durchzuführen – etwa das Ausfüllen eines Feedbackformulars oder das Bestellen eines Newsletters. Je geringer hingegen Likeability umgesetzt wird, desto mehr empfindet der User seinen Besuch als Zeitverschwendung. Daher kann Likeability als wesentlicher Bestandteil einer gelungen Webseitenkonzeption angesehen werden.<sup>941</sup>

<sup>941</sup> Vgl. Völkel: scorepyramid.

Readability beinhaltet hingegen den Verständlichkeitsfaktor eines Internetauftrittes, hinsichtlich der gewünschten Zielgruppe. Dabei spielen Lesbarkeit des Angebotes, bestimmt durch Design und Wording, sowie eine zielgruppenorientierte Konzeption des Sprachdukus<sup>1</sup> und der Inhalte eine wichtige Rolle. Das Vorhandensein von Tippfehlern oder grammatikalischen Unsicherheiten wirkt sich dabei sehr negativ auf die Readability aus, sind doch solche Fehler ein Zeichen für unsauberes Arbeiten und verringern dadurch das Vertrauen des Nutzers in die Webseite. Eine klar strukturierte inhaltliche Ordnung sowie eine einwandfreie sprachliche Konzeption der Internetpräsenz verbürgen demnach Glaubwürdigkeit, steigern die Readability und daher auch den Erfolg des Webangebotes.<sup>942</sup>

Als letzte der drei unteren Ebenen umfasst der Begriff User Value hingegen den Nutzenfaktor für den Besucher. Ein guter Service, hohe Qualitäts- und Aktualitätsansprüche sowie die Darstellung interessanter Informationen sind dabei grundlegend. Für den Besucher muss der User Value klar ersichtlich sein und vom Anbieter gezielt kommuniziert werden; bewirkt doch nicht erkannter User Value eine Unterbrechung der Ereigniskette, die meist den sofortigen Abbruch der Surfsession seitens des Users zur Folge hat.<sup>943</sup> Um solche Unterbrechungen zu vermeiden ist also Usability notwendig, die auf Likeability, Redability und User Value beruht, zugleich aber auch eine Unterscheidung von Content-Usability und Web-Usability vornimmt.

Diese beiden Bestandteile basieren wiederum auf den drei zuvor genannten Kriterien und ergeben zusammen einen umfassenden Usability-Begriff der einerseits die Inhalte einer Webseite gesondert berücksichtigt, andererseits sein Augenmerk auf Design, Funktionalität und Programmierung legt. Content-Usability kann dabei aber nicht nur als das „Schreiben fürs Web oder ‚kurz und verständlich texten‘“<sup>944</sup> aufgefasst werden. Vielmehr besteht benutzerfreundlicher Content aus direkt zugänglichen und professionell aufbereiteten Inhalten, welche laut Völkel

---

942 Vgl. Ebd.

943 Vgl. Ebd.

944 Markus Völkel: Content Usability – Die Macht der guten Inhalte. [URL: <http://aktuell.de.self-html.org/artikel/design/content-usability/>] Stand: 08.2002. Zugriff: 15.10.2009.

zielgruppengerecht, sinnvoll und optimal verständlich verfasst sind. Dazu gehören neben dem Text auch sinnvoll mit ihm verknüpfte Bilder, Audio und Video einer Website.

Inhalte stehen bei Webseiten im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit von Anwendern und müssen dementsprechend gestaltet werden. Sie sind der Grund, warum eine bestimmte Internetseite besucht wird und das Eigentliche, das beim Betreten einer neuen Seite betrachtet wird. Design und Programmierung der Webseite können dabei noch so raffiniert sein – sind die Inhalte nicht sachgerecht aufbereitet, wird der User die Texte nicht zu würdigen wissen und schnell die Webseite verlassen. Es stellt sich also die Frage, inwiefern Texte gestaltet sein müssen, damit sie unter Content-Usability Gesichtspunkten bestehen können. Jakob Nielsen führt dabei sieben Punkte an, die es zu beachten gilt: Kurze Texte, schnelle Lesbarkeit, klare Sprache, entsprechende Seitenaufteilung, exakt formulierter Seitentitel bzw. Überschriften und schließlich die bedachte Verwendung von Eye-Catchern.<sup>945</sup> All diese Punkte ergeben zusammen eine positive Content-Usability, die den Nutzer zum Verweilen auf der Internetpräsenz einlädt.<sup>946</sup>

Doch nicht nur der Content muss Richtlinien entsprechend behandelt werden. Auch Design und Programmierung, Bestandteile der so genannten Web-Usability, sind wesentliche Faktoren, die zum Gelingen einer Internetseite beitragen; etwa indem mittels eines ausreichend benutzerfreundlichen Interfaces die Informationen der Seite für den Nutzer zugänglich gemacht werden.<sup>947</sup> Nach den Vorstellungen der Ergonomie muss die Gestaltung des Interfaces, um Web-Usability zu gewährleisten, jedoch das „Wissen über die kognitiven Fähigkeiten des Menschen in Richtlinien“<sup>948</sup> umsetzen, um schließlich die visuelle Aufmerksamkeit des Nutzers steuern zu können. Da die visuelle Aufmerksamkeit jedoch – nach Behrmann, Zemel und Mozer – objektorientiert abläuft, also zuerst die Objekte innerhalb des Raumes wahrgenom-

---

945 Vgl. Jakob Nielsen: *Designing web usability*. – München: Markt & Technik <sup>2</sup>2004.

946 Vgl. Marco Wurzler u. Philipp Stenger: *Flow & Usability*. [URL: <http://www.flow-usability.de/index.htm>] Stand: o.A. Zugriff: 15.10.2009.

947 Ein Interface bezeichnet die Benutzungsoberfläche eines Programms, die über einen Web-Browser zugänglich und bedienbar sind.

948 Wurzler: *Usability*.

men werden und nicht etwa verschiedene Bereiche, ist es für eine erfolgreiche Web-Usability wichtig zu wissen, wie unser visuelles System Objekte wahrnimmt bzw. erkennt und an Hand dieser Erkenntnisse die Gebrauchstauglichkeit zu steigern.<sup>949</sup>

Im Unterschied zur Content-Usability, die das ‚Was‘ der Inhalte untersucht, richtet Web-Usability also das Augenmerk auf das ‚Wie‘ der Inhalte bzw. auf die visuelle Darstellung. Eine aufeinander abgestimmte Ausgewogenheit von Gestaltung, Funktionalität, Ergonomie und Inhalten ist demnach das Ziel jeder erfolgreichen Usability und kann durch Berücksichtigung der einzelnen, zuvor erläuterten Bestandteile der ‚scorepyramid‘ erreicht werden. Dabei stellt sich jedoch die Frage, inwiefern die Gebrauchstauglichkeit tatsächlich gemessen werden kann. Ist doch die Beurteilung von Usability innerhalb eines konkreten Systems ein schwieriges Unterfangen und lässt sich nicht durch die Betrachtung von Systemeigenschaften eruieren. Erst in der Benutzung des Systems und in den Problemen, die bei der Handhabung der Internetpräsenz durch den User auftreten, wird der Grad von Usability erkennbar. Daher untersucht und erläutert das folgende Kapitel die verschiedenen Strategien bzw. Verfahrensweisen zur Webseiten-Evaluation.

#### 6.2.4.3 *Verfahrensweisen zur Webseiten-Evaluation*

Eine der klassischen Usability-Test, nicht nur im IT-Bereich, vollzieht sich in der Durchführung von Tiefeninterviews, die den Nutzer eines Angebotes nach dem Produkttest, hinsichtlich bestimmter Kriterien befragen. Hierbei werden jedoch keine objektiven Verhaltensdaten gewonnen, sondern lediglich im Nachhinein subjektive Reaktionen des Nutzers ermittelt, die keine genauere Auskunft über die im entscheidenden Moment tatsächlich wahrgenommene Gebrauchstauglichkeit der Webseite geben.

Diesem Sachverhalt entspricht gleichfalls das Testverfahren der Interaktionsaufzeichnung, welches lediglich die Eingaben des Probanden über Tastatur und Maus

---

949 Vgl. Marlene Behrmann, Richard S. Zemel u. Michael C. Mozer: Object-based attention and occlusion: Evidence from normal participants and computational model. – In: Journal of Experimental Psychology: Human Perception and Performance. Jg. 24. – Washington DC.: Assoc 1998. S. 1011-1036. [URL: [http://eref.uqu.edu.sa/files/eref2/folder3/object\\_based\\_attention\\_and\\_occlusion\\_\\_ev\\_88167.pdf](http://eref.uqu.edu.sa/files/eref2/folder3/object_based_attention_and_occlusion__ev_88167.pdf)] Stand: o.A. Zugriff: 16.10.2009.

und die entsprechende Interfaceansicht vermerkt bzw. als Endprodukt ein Video herstellt, welches die Oberfläche während der Bearbeitung durch den Versuchsteilnehmer zeigt. Ebenso auf eine rein objektive Beobachtung der Verhaltensweisen des Nutzers beschränkt sind Testverfahren mit Hilfe mehrerer Kameras, die neben dem Bildschirmgeschehen, gleichzeitig das Verhalten des Nutzers aufzeichnen. Auch sie können die Verbindung von subjektiver Wahrnehmung und Reaktion bzw. die eigentliche Interaktion der Probanden mit dem System nicht ermitteln.<sup>950</sup>

Dementsprechend besitzen auch so genannte ‚Think-Aloud Protokolle‘ bzw. die Methoden des ‚Lauten Denkens‘ Defizite hinsichtlich der simultanen Verbindung von Reaktion und Verhaltensweise, stellen jedoch ein weiteres Test-Verfahren zur Webseiten-Evaluation dar. Schon während der Untersuchungsphase, in der der Proband das eigentliche Produkt testet, werden die Teilnehmer aufgefordert, ihre Gedanken lautsprachlich zu äußern. Dadurch können besondere Einblicke in das Problemlösungsverhalten der jeweiligen Versuchsperson sowie in die Probleme bei der Bearbeitung der gestellten Aufgabe gewonnen werden. Gleichzeitig finden durch Videomitschnitte oder die in Logfile-Analysen<sup>951</sup> registrierten Verhaltensweisen, mittels des Lauten Denkens eine Erklärung. Und noch während der Untersuchungssituation wird deutlich, warum der Proband dieses oder jenes tut. Die Unmittelbarkeit, die durch dieses Verfahren gewonnen werden kann ist von besonderem Vorteil, da eine nachträgliche Rationalisierung des eigenen Verhaltens, wie es in Tiefeninterviews durchaus geschieht, vermieden wird. Doch die tatsächliche Messung der Wahrnehmung des Users während der Untersuchung kann auch hier nicht erfolgen.<sup>952</sup>

Gänzlich anders nun die Verfahrensweisen des Eye- und Mouse-Tracking, welche die objektiven Verhaltensweisen und subjektiven Reaktionen der Testperson durchaus zu verbinden mögen und damit die Lücke von Kontakt und Bewertung

---

950 Usability Test. – In: e-teaching.org. [URL: <http://www.e-teaching.org/e-teaching/eteaching/didaktik/qualitaet/usability/#>] Stand: 13.06.2007. Zugriff: 16.10.2009.

951 Als Log-File bezeichnet man eine Datei, die sämtliche, bei einer Online-Sitzung durchgeführten Aktionen bzw. Aktivitäten festhält und speichert.

952 Vgl. Uwe Fromann: Die Methode „Lautes Denken“. – In: e-teaching.org. [URL: [http://www.e-teaching.org/didaktik/qualitaet/usability/Lautes%20Denken\\_e-teaching\\_org.pdf](http://www.e-teaching.org/didaktik/qualitaet/usability/Lautes%20Denken_e-teaching_org.pdf)] Stand: 08.05.2005. Zugriff: 16.10.2009.

schließen können. Neben der eingesetzten Technik wird durch die Blickbewegungsforschung versucht, die einzelnen Zusammenhänge zwischen Augenbewegung und neurologischen Verarbeitungsprozessen im Gehirn aus kognitionspsychologischer Perspektive nachzuvollziehen und im Sinne der Wahrnehmungspsychologie und durch geeignete Analysemethoden den beobachteten Blickbewegungen entsprechend, innere subjektive Vorgänge zuzuordnen.<sup>953</sup>

Das so genannte Eye-Tracking Verfahren ist bspw. in der Lage, im buchstäblichen Sinne des Wortes, ein Bild der Aufmerksamkeit des Nutzers zu generieren, indem es die Blickverlaufsrichtung des Anwenders messen kann. Hierbei werden hauptsächlich die aus Fixationen und Sakkaden bestehenden Blickbewegungen des Probanden erfasst und grafisch dargestellt. Als Fixation bezeichnet man in diesem Zusammenhang das ‚Festhalten‘ des Blickes an einem bestimmten Punkt auf der Webseite bzw. die Fokussierung eines bestimmten Sachverhaltes durch das Auge.<sup>954</sup> Den Sprung von einer Fixation zur nächsten bezeichnet man hingegen als Sakkade und umschreibt damit ruckartige und schnelle Augenbewegungen, währenddessen keinerlei optische Informationen an das Gehirn weitergeleitet werden. Neurologisch verwertbare Informationen werden daher nur in den so genannten Fixationen erreicht, wohingegen Sakkaden lediglich den Blickverlauf des Auges bezeichnen.<sup>955</sup>

Generell kann gesagt werden, dass die Form und Ausprägung von Augenbewegungen, etwa die Dauer der Fixation oder die Länge von Sakkaden, von biologischen Faktoren, wie körperlicher Statur, Geschlecht, Alter und von individuellen Faktoren wie Gewohnheiten, Intention der Beobachtung und Interesse am beobachteten Gegenstand, entscheidend geprägt werden. Doch nicht nur diese Faktoren bestimmen maßgeblich das Ergebnis einer Datenerhebung mittels des Eye-Tracking Verfahrens; auch die Qualität des visuellen Gegenstandes selbst kann die Auswirkungen auf

---

953 Vgl. Eye-Tracking. – In: e-teaching.org [URL: [http://www.e-teaching.org/didaktik/qualitaet/eye/index\\_html](http://www.e-teaching.org/didaktik/qualitaet/eye/index_html)] Stand: 04.07.2009. Zugriff: 17.10.2009.

954 Ist es zwar nicht möglich das Auge in einer absoluten Ruheposition verharren zu lassen, da unablässig leichte Zitterbewegungen des Augapfels auftreten, die zu veränderten Positionierungen des Auges führen und dadurch das eintreffende Bild ständig auf unterschiedliche visuelle Rezeptoren auf der Netzhaut trifft, so wird dieser Vorgang dennoch als Fixation bezeichnet.

955 Vgl. Eye-Tracking.

Augenbewegungen im hohen Maße beeinflussen, etwa durch die Komplexität des Gegenstandes bzw. seiner grafischen Realisierung oder durch das Niveau der Sprache und den Schwierigkeitsgrad eines Textes. Gerade die Wechselwirkungen zwischen Objekt und Betrachter, bei denen sich Gesehenes und kognitive Verarbeitung beeinflussen, sind es denn auch, die die Methode des Eye-Trackings in ökonomischer und wissenschaftlicher Hinsicht interessant machen.

Bezüglich der technischen Realisierung solcher Verfahren bzw. Tests existiert gegenwärtig Eye-Tracking-Hardware, die dank der technischen Weiterentwicklung der letzten Jahrzehnte, direkt am Beobachtungsmonitor installiert wird oder in ihm integriert ist und mittels Infrarot-Technik berührungslos funktioniert. Dadurch werden die Probanden, im Gegensatz zu früheren Zeiten, bei denen den Teilnehmern solcher Test noch unhandliche Apparaturen auf dem Kopf fixiert wurden, nicht mehr in ihrer natürlichen Umgebung beeinträchtigt und die Ergebnisse der Versuchsreihen nicht durch eine allzu künstliche Testumgebung verfälscht.

Die Infrarot-Technik kann dabei als Meilenstein innerhalb der technischen Entwicklungen angesehen werden, wird es dadurch doch möglich, das Eye-Tracking Gerät in bis zu einem Meter Entfernung zur Testperson zu platzieren, während ein schwacher Infrarotstrahl auf das Auge des Probanden gerichtet bleibt. Nach einer anfänglichen Kalibrierung des Systems wird von einer Videokamera ein Bild der Augen erstellt, „welches sowohl die Pupillen, als auch einen Reflexpunkt des infraroten Lichts auf der Hornhaut – den so genannten Cornealen Reflex – aufzeichnet“<sup>956</sup>. Die zum System gehörende Software errechnet im weiteren Verlauf des Tests nun die Augenbewegungen aus dem relativen Abstand von Pupillen und Hornhautreflex und ermöglicht aus den so gewonnen Daten eine Rekonstruktion und Analyse der exakten Fixationsfolgen, Sakkadenbewegungen und Betrachtungszeiträume.

Die gewonnen Daten werden wiederum visualisiert und stellen in Form von so genannten ‚Scanpaths‘, ‚Gazeplots‘ oder ‚Fixation Patterns‘ den Blickverlauf des Probanden zur Verfügung. Mittels Kreisen werden dabei die jeweiligen Fixationen

---

956 Ebd.



aufgezeigt, die wiederum durch einzelne Linien verbunden werden und in diesem Zusammenhang die betreffenden Sakkaden kennzeichnen; je größer dabei der Kreis, desto länger die betreffende Fixation.

Ein ausführlicher Einblick in dieses Verfahren kann an Hand des im Rahmen des World Usability Day 2007 gehaltenen Vortrages von Julian Siehl, Usability Engineer bei WEB.DE, gewonnen werden und zudem aufzeigen, in welchem Umfeld Usability Tests realiter Verwendung finden.<sup>957</sup> Ziel dieser durchgeführten Usability-Untersuchung war dabei die Evaluation des Hilfe-Links innerhalb von WEB.DE FreeMail, ein kostenloses Angebot für Mail-Hosting und E-Mail Verwaltung.<sup>958</sup> Einerseits galt es in diesem Test herauszufinden, ob der User die FreeMail-Hilfe im rechten oberen Bereich der Webseite eruieren kann und dies unter Zuhilfenahme des Eye-Tracking-Verfahrens zu messen. Andererseits sollte der empirische Versuch Klarheit bezüglich der Verwendung eines Buchstaben-Links oder Symbol-Links schaffen. Folgende Abbildung zeigt die Musterseite, die in der Versuchsreihe Verwendung fand und auf denen der jeweils unterschiedliche Hilfe-Link dargestellt wird:



Abb. 14: Screenshot-Dummies

957 Vgl. Julian Siehl: Usability Testing und Eye-Tracking bei WEB.DE. S. 11/12. [URL: [http://worldusabilityday.de/groups/stuttgart/vortraege/WUD2007\\_Stuttgart\\_WEBDE\\_Julian-Siehl\\_EyeTracking.pdf/view](http://worldusabilityday.de/groups/stuttgart/vortraege/WUD2007_Stuttgart_WEBDE_Julian-Siehl_EyeTracking.pdf/view)] Stand: 08.11.2007. Zugriff: 20.10.2009.

958 WEB.DE startete 1995 als erster kommerzieller deutscher Internet-Katalog und ist heute mit seinen Web-Services Kommunikation, Information, Suche und Entertainment sowie 12,98 Millionen Nutzern pro Monat eines der größten Internet-Portale in Deutschland. WEB.DE FreeMail hat sich mit 42 Testsiegen gegen den nationalen und internationalen Wettbewerb durchgesetzt und schon früh als Technologie-Führer platziert werden können. Mit der Einführung des Navigators in sämtlichen WEB.DE Mail-Postfächern positioniert sich WEB.DE als sichere Zentrale im Internet, von der aus zahlreiche registrierungspflichtigen Web-Angebote auf geschütztem Wege angesteuert und genutzt werden können. Zit. n. Pressemitteilungen der Pressestelle WEB.DE. [URL: <http://presse.web.de>]. Stand: 20.10.2009. Zugriff: 20.10.2009.

Die Aufgabenstellung an die jeweiligen Teilnehmer fokussierte demnach das Auffinden des Hilfe-Links, an Hand verschiedener Screenshot-Dummies und innerhalb eines bestimmten Zeitrahmens – in diesem Falle fünf Minuten. Mit Hilfe der visualisierten Blickverlaufsrichtung bzw. den ‚Gazeplots‘ ließen sich nach der Durchführung des Eye-Tracking Aussagen darüber machen, inwieweit der Hilfe-Link optimal platziert wurde. Folgende Grafik zeigt das Ergebnis eines Probanden:

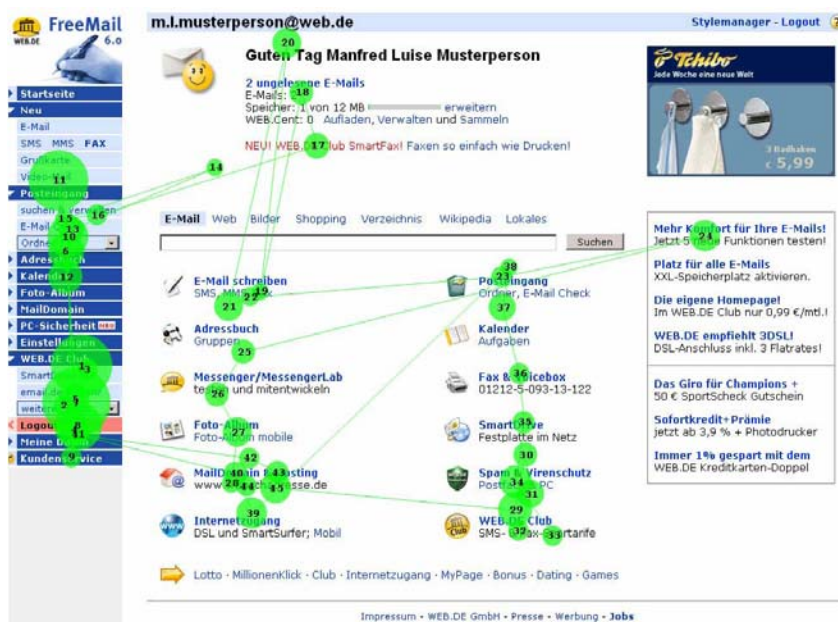


Abb. 15: Gazeplot

Es ist ersichtlich, dass der Hilfe-Link innerhalb des FreeMail-Accounts nicht im Sichtfeld des Probanden lag und daher nicht wahrgenommen wurde. Vielmehr richtete der Test-Teilnehmer sein Augenmerk auf die links stehende Navigationsleiste und erwartete dort, den Link zu finden. Die daraus entstehende Konsequenz lautete demnach: Zusätzlich zum vorherigen Standort musste die Hilfe-Funktion innerhalb der linken Navigationsleiste etabliert werden, um dadurch die Usability der Webseite zu optimieren.

Neben dieser Form der grafischen Visualisierung der Blickbewegungsrichtung und der Betrachtungszeitdauer, bieten ‚Hotspots‘ oder auch ‚Heatmaps‘ die Möglichkeit, die Dichteverteilung bzw. die Intensität der Fixationen genauer zu analysieren. Hierbei wird auf die Darstellung von Sakkaden verzichtet und durch die Verwendung von unterschiedlichen Farbschattierungen das Augenmerk vermehrt auf die relative

Blickdauer des Probanden gelegt. Rot markierte Felder bezeichnen dabei eine stärkere Intensität der Betrachtungsdichte, grüne hingegen eine weniger starke.

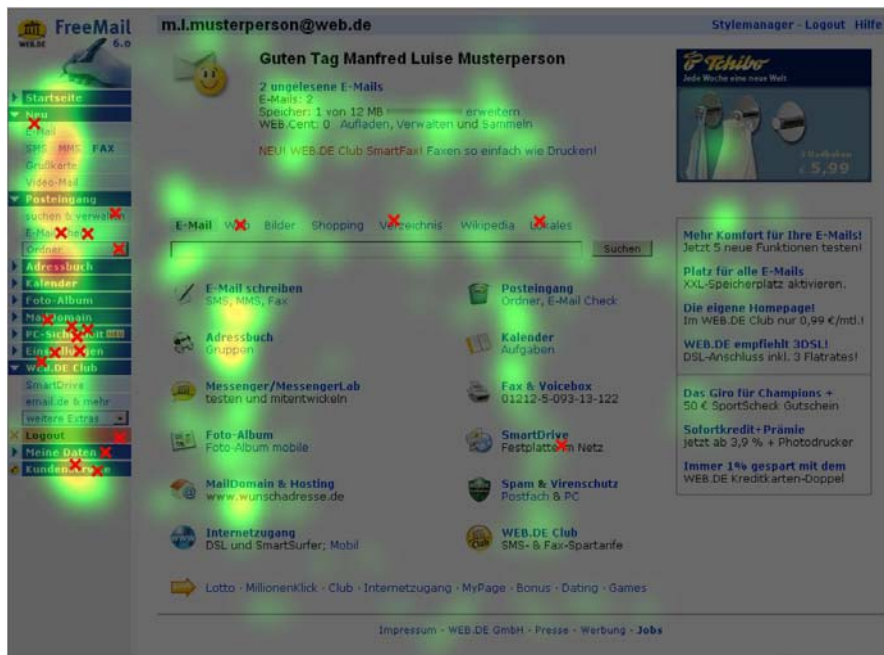


Abb. 16: Heatmap 1

Unabhängig dieser zweidimensionalen Aufbereitung solcher ‚Heatmaps‘, existiert zugleich die Option einer dreidimensionalen Darstellung. Zwar bleibt in diesem Falle das Farbschema von rot und grün weiterhin bestehen, wird jedoch um den Aspekt der Dreidimensionalität ergänzt und verdeutlicht durch unterschiedliche Höhenbildungen der einzelnen Bereiche den jeweiligen Grad der Betrachtungsintensität.

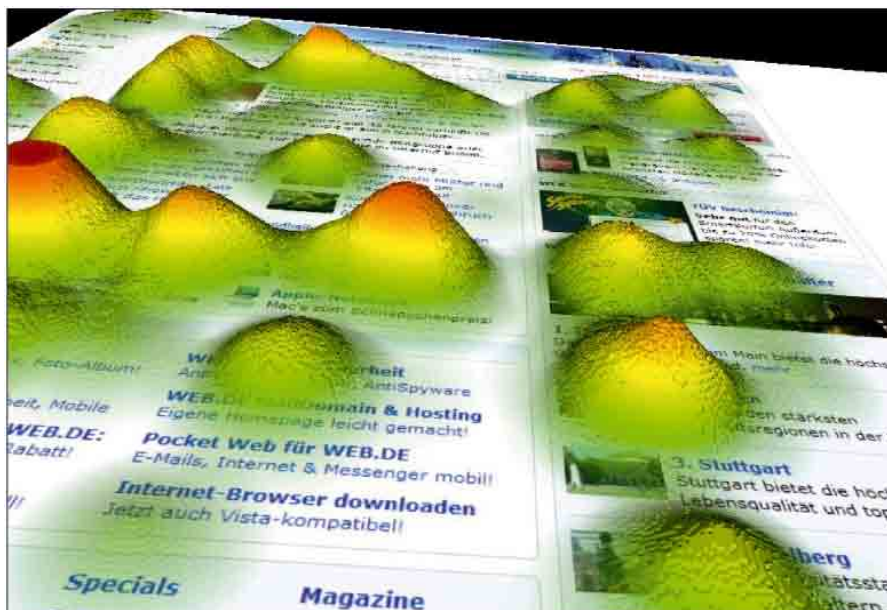


Abb. 17: Heatmap 2

Es ist ersichtlich, dass das Verfahren des Eye-Trackings Befragungsdaten noch valider macht und durch verschiedene Visualisierungsmethoden dem Testleiter eine zielgerichtete und lösungsorientierte Interpretation der Ergebnisse ermöglicht. Durch die Dauer und Anzahl von Fixationen und Sakkaden kann bspw. ermittelt werden, inwiefern der Nutzer sich auf Inhalte konzentriert, ob er einen Text aufmerksam liest oder ihn lediglich überfliegt bzw. welche Bereiche einer Webseite allgemein in den Wahrnehmungshorizont des User gelangen und welche außerhalb bleiben.

Bei all den Vorteilen, die das Eye-Tracking im Bereich der Usability einbringt, darf jedoch nicht vergessen werden, dass diese Methode nicht gänzlich vollkommen ist. Beispielweise werden durch die Peripherie des Sehfeldes ebenso Informationen im kognitiven System verarbeitet – wie etwa die Scrollbalken einer Webseite – bei denen Eye-Tracking aber keine Daten liefern kann, da es lediglich die aktive Blickrichtung des Auges zu messen vermag. Gleichzeitig ist das Verfahren gänzlich auf eine quantitative Funktion hin ausgerichtet und sondiert nicht nach Content-Usability bzw. fragt nach der qualitativen Relevanz des Angebotes. Die Feststellung, dass ein Proband ein bestimmtes Element innerhalb der Internetpräsenz als Erstes betrachtet, lässt demnach keine qualitativen Rückschlüsse zu, warum dies der Fall ist. Zwar kann Eye-Tracking als wichtiges Verfahren zur Steigerung der Usability gelten, jedoch sollte es nicht als rein singuläre Methode zur Webseiten-Evaluation eingesetzt werden, sondern mit differenten psychologischen Verfahren wie Tiefeninterviews oder dem Lauten Denken zusammenarbeiten.

Eine Methode, welche mit Eye-Tracking-Tests eine überaus vorteilhafte symbiotische Verbindung eingeht, ist das Verfahren des Mouse-Tracking. Hierbei visualisiert das so genannte ‚Mousepath‘, ähnlich dem ‚Scanpath‘, die Mausbewegungen und Klicks einzelner User und ermöglicht in Kombination mit ‚Clickspots‘, welche an die bekannten ‚Heatmaps‘ des Eye-Tracking erinnern, die Mausclickdichte von Nutzern bei der Interaktion mit bestimmten Seiten aufzuzeigen und eine aufschlussreiche Interpretation zu ermöglichen. Diese Interpretation der Mausverläufe und ‚Clickspots‘ lassen im Einzelnen jedoch noch lange keine Rückschlüsse auf Wahrneh-

mung, Motivation und Verhalten des Probanden zu, da erst die Verbindung mit vor-  
 ausgehenden Blickverlaufsanalysen, etwaige Klickentscheidungen nachvollziehbar  
 und verständlich machen. Denn gewinnt die Maus als entscheidende Schnittstelle  
 zwischen Mensch und Anwendung enorme Bedeutung, so ist die Mausaktivität auf  
 Webseiten doch bei weitem nicht so ausgeprägt wie die Blickaktivität des Probanden.  
 Dies liegt hauptsächlich in der Tatsache begründet, dass die Mausbewegung bzw.  
 haptische Durchführung der Wahrnehmung bzw. der Informationsverarbeitung  
 nachgelagert ist: zuerst wird gesehen, dann wird geklickt. Je stärker also die Aufmerk-  
 samkeit des Benutzers auf klickbare Elemente stößt, desto häufiger wird die Maus  
 ebenfalls dorthin bewegt.<sup>959</sup>

Die Verschränkung von Eye- und Mousetracking-Daten, dementsprechend  
 die Aufzeichnung der Beziehung von optischer Wahrnehmung und haptischer  
 Durchführung, ist fundamental und gibt als gemeinsamer Datensatz nicht nur Aus-  
 kunft darüber, was die einzelnen Anwender sehen und wahrnehmen, sondern auch,  
 worauf sie klicken und warum sie dies tun, wie folgende Abbildungen von Blickver-  
 lauf und Mausverlauf darlegen:

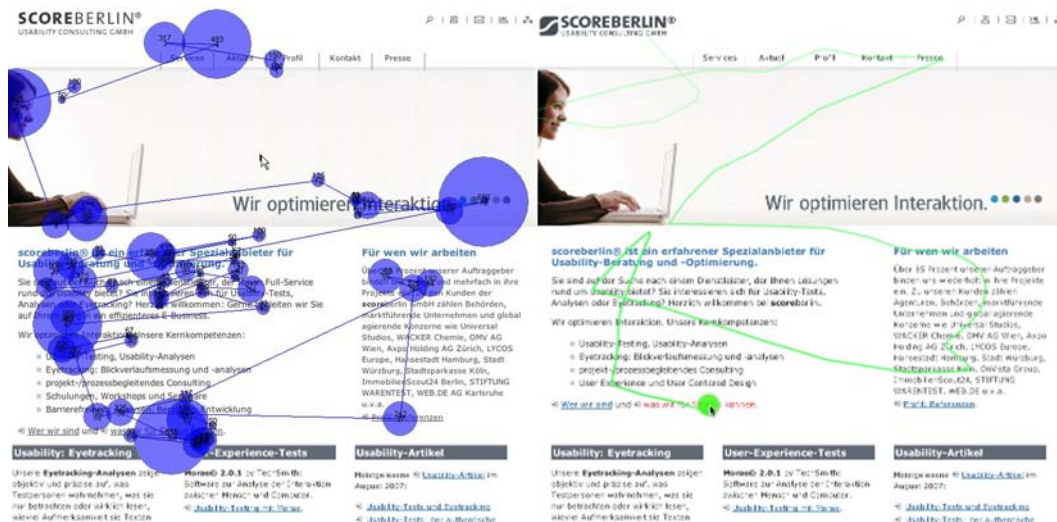


Abb. 18: Scanpath und Mousepath

Doch nicht nur Blick- und Mausverlauf, sondern auf Betrachtungs- und Klickdichte  
 bieten Möglichkeiten der Interpretation:

959 Vgl. Marcus Völkel: Mousetracking & Eyetracking. Ein Blick, ein Klick: Erst gucken, dann kli-  
 cken. [URL: <http://www.scoreberlin.de/usability-artikel/mousetracking-eyetracking/>]. Stand: 08.  
 2007. Zugriff: 19.10.2009.

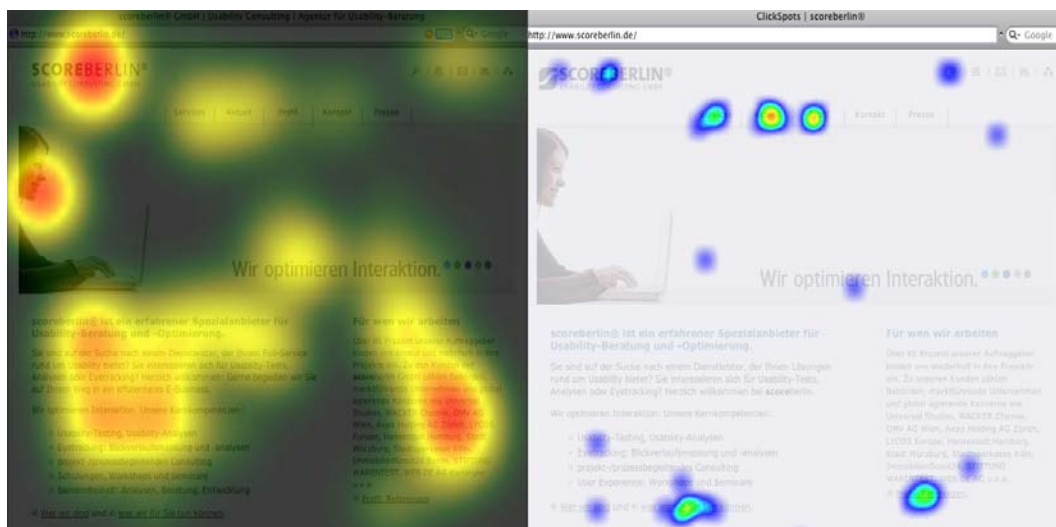


Abb. 19: Hotspot und Clickspot

Blickverlauf und -dichte des Auges korrelieren dabei eindeutig mit den entsprechenden Bewegungen und Klicks der Maus. Informationsverarbeitung und haptische Durchführung des Probanden offenbaren im Zusammenspiel von Eye- und Mousetracking neue Dimensionen in der Aufmerksamkeit- und Wirkungsanalyse und können auf diese Art und Weise also Korrelationen und Kausalketten aufspüren. Darüber hinaus hilft die Verbindung der Methoden dabei, auf Ursachen und Wirkungen sowie auf die Entscheidungen des Nutzers in der Interaktion mit der Webseite, Rückschlüsse zuzulassen.

Zusammengenommen bilden die quantitativen Testverfahren, wie Eye- und Mousetracking, und die qualitativen Messverfahren, wie Content-Analyse, Think-Aloud-Protokolle und Tiefeninterviews, umfassende Verfahrensweisen zur Webseiten-Evaluation. Usability kann dadurch effektiv geprüft bzw. gesteigert werden und besteht durch eine präzise Wirkungsanalyse, die aus der Sicht des Nutzers bestimmt wird. Ist demnach ersichtlich, inwiefern Usability für den Erfolg einer Webseite maßgeblich ist, so birgt eine Fokussierung auf diesen Aspekt jedoch zugleich die Gefahr, dass andere Faktoren vernachlässigt werden, die zwar weniger Medienpopularität besitzen, für den Erfolg einer Webseite aber genauso wichtig sind. Gemeint sind dabei etwa eine klare und zeitgemäße Unternehmens-Strategie, genaue Kenntnisse über das Umfeld des Unternehmens, wie Zielgruppe, Wettbewerber, Markt und Branche sowie

das Wissen darüber, welche Chancen und Risiken mit den neuen medialen Möglichkeiten des Internetauftritts verbunden sind.<sup>960</sup>

#### 6.2.5 Erweiterungen der Literaturwissenschaft durch Hypertext-Editionen

Das *Projekt-Gutenberg* zeigt dabei etwa, unabhängig von seiner wissenschaftlichen Qualität, welche Möglichkeiten mit dem Gebrauch des Internets und dessen neuer medialen Darstellungsform eröffnet werden, welche Chancen und Risiken damit verbunden sind und inwiefern Literatur durch den Hyperspace zugänglich gemacht werden kann. Auch für den wissenschaftlichen Forschungsbetrieb stellen sich durch die Nutzung des Internets vielerlei Optionen dar, um miteinander zu kommunizieren und Informationen auszutauschen, sich Wissen anzueignen und zu vermitteln. Durch die geänderten Zugangsformen zum Medium Literatur werden, neben den arbeitstechnischen und organisatorischen Umgestaltungen in diesem Bereich, aber ebenfalls die bestehenden Denkgewohnheiten bzw. die bestehenden methodischen Fachstrukturen sowie die Untersuchungsgegenstände der Wissenschaft beeinflusst.<sup>961</sup>

Diese medienbedingte Neuorientierung lässt sich am Beispiel der Literaturwissenschaft, stellvertretend für die geisteswissenschaftlichen Disziplinen, besonders gut darstellen. Bevor jedoch die neuen Forschungsfelder, die das Internet der Literaturwissenschaft eröffnet, behandelt werden können, müssen die literaturwissenschaftlichen Grundkonstanten, wie etwa die der literarischen Kommunikation und der Gegenstandsbereich der Literaturwissenschaft, erläutert werden. Das folgende Kommunikationsmodell, welchem das Modell von Roman Jakobson zu Grunde liegt, kann die wichtigsten Elemente und Instanzen des literarischen Kommunikationsprozesses veranschaulichen:

---

960 Vgl. Silvana Borsutzky: Usability an ihren Grenzen. [URL: <http://www.scoreberlin.de/usability-artikel/usability-grenzen/>]. Stand: 08.2002. Zugriff: 19.10.2009.

961 Vgl. Michael Nentwich: Cyberscience. Die Zukunft der Wissenschaft im Zeitalter der Informations- und Kommunikationstechnologien. – In: TA-Datenbank-Nachrichten. Hrsg. v. Institut für Technikfolgenabschätzung und Systemanalyse (ITAS). Jg. 8. H. 2. [URL: <http://www.itas.fzk.de/deu/tadn/tadn992/nent99a.htm>] Stand: 06.1999. Zugriff: 30.07.2009.

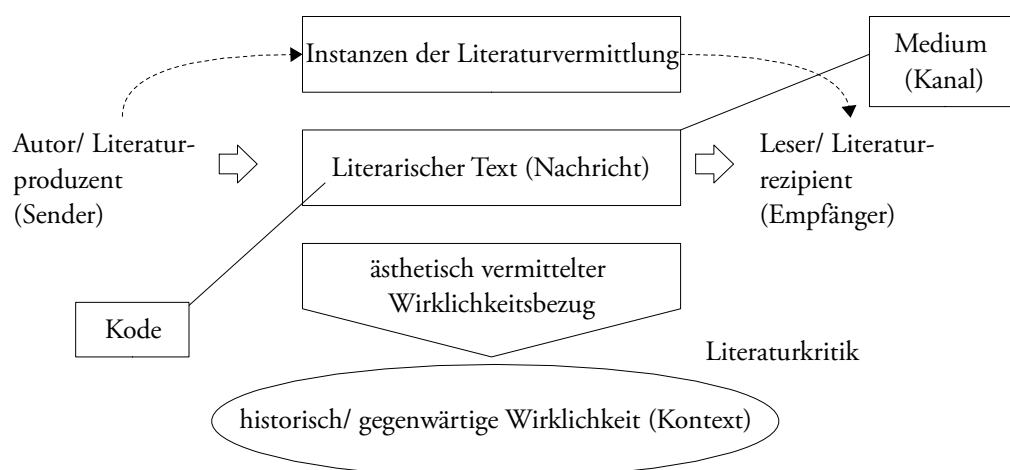


Abb. 20: Kommunikationsmodell

Autor, Text und Leser bilden hierbei eine Trias, die das literarische Kommunikationsmodell konstituieren bzw. es insofern bestimmen, als dass der Autor einen literarischen Text formuliert, den der Leser rezipiert, wobei der Text die zu liefernde Nachricht bildet. Das Medium ist wiederum der Kanal, der diese Nachricht überbringt und den Bezug zur historischen bzw. zur gegenwärtigen Wirklichkeit liefern soll.

Das traditionelle Modell des literarischen Kommunikationssystems wird aber durch die Erfindung und flächendeckende Einführung des Internets tiefgreifend verändert und dabei auch die klassische Trias von Autor-Text-Leser, der eine neue Rollenverteilung widerfährt. Die Grenzen zwischen Autor und Leser verschwimmen zusehends, da der Leser zugleich Rezipient und Autor sein kann und der Autor zusätzlich Funktionen innerhalb der Instanzen der Literaturvermittlung übernimmt, indem er als Verleger fungiert, der seine Texte eigenständig in digitaler Form veröffentlicht. Hierbei vollzieht sich ein Übergang der Produktionsmittel an den Autor, der zugleich mit einem Wandel in der Funktionalität der Texte einhergeht. Schließlich erfährt der Text gegenwärtig einen Autoritätsverlust zu Gunsten seines Vermittlungsmediums und folgt damit der McLuhanschen These: „The medium is the message“.<sup>962</sup>

Einhergehend mit diesen Veränderungen fallen die theoretischen Ansätze der Literaturwissenschaft gleichfalls einigen medienbedingten Neuorientierungen zum Opfer. Denn ist zwar schon seit den 1960er Jahren eine verstärkte Theoriebildung in

<sup>962</sup> Vgl. Marshall McLuhan: Das Medium ist die Botschaft. The medium is the message. Hrsg. u. übers. v. Martin Baltes. – Dresden: Philo Fine Arts 2001 (= Fundus-Bücher 154). u. Ders.: Understanding Media. The extensions of man. – Cambridge, Mass.: MIT-Press 1995.



den einzelnen Disziplinen zu beobachten, so zeigt sich diese Tendenz gegenwärtig in noch stärkerem Maße. Die theoretischen Ansätze sind mittlerweile zu einem unverzichtbaren analytischen Hilfsmittel geworden, wie folgendes Modell zeigt:

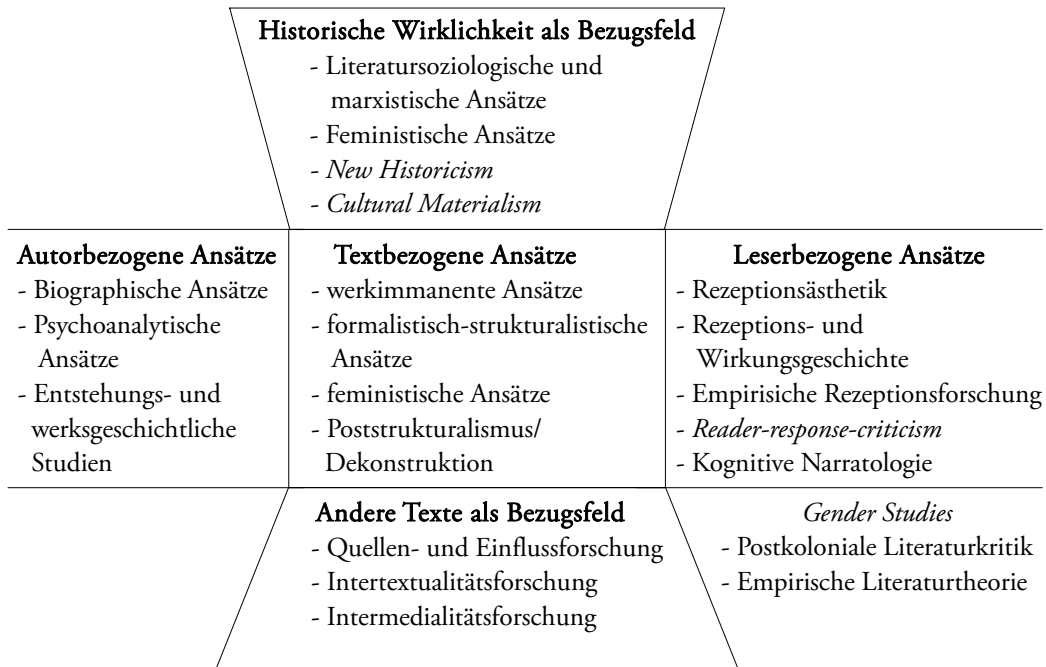


Abb. 21: Theoretische Ansätze

Lassen sich an Hand der vorliegenden Darstellung die theoretischen Ansätze der Literaturwissenschaft in unterschiedlichen Kategorien unterteilen, so wird im folgenden Abschnitt genaueres Augenmerk auf solche Ansätze gelegt, die durch die Nutzung des Internets eine medienbedingte Neuorientierung erfahren.

#### 6.2.5.1 Interdisziplinärer und interkultureller Ansatz

Wurde zuvor von der Tendenz der Theoriebildung in den Wissenschaften seit den 1960er Jahren gesprochen, so manifestierte sich in diesem Zeitraum gleichfalls eine interdisziplinäre Arbeitsweise bzw. ein interdisziplinärer Ansatz zur Lösung von wissenschaftlichen Problemen und Fragestellungen, der sich in den 1980er Jahren in die Richtung der Interkulturalität weiterentwickelte. Die Idee der Interdisziplinarität richtet sich aber nicht gegen einzelne Disziplinen, sondern nutzt die Spannung zwischen theorieorientierter Grundlagenforschung und probleminduzierter Anwen-

dungsorientierung; die Probleme mögen dabei stärker inner- oder außerwissenschaftlichen Kontexten entspringen.<sup>963</sup>

Diese Herangehensweise ist nicht weiter verwunderlich oder gar etwas gänzlich Neues, wird die wissenschaftliche Forschung doch schon immer durch arbeitsteilige Prozesse gekennzeichnet und stellt sich als eine Spezialisierung in den einzelnen Fächern dar, die untereinander kommunizieren, um zu Ergebnissen zu gelangen. Mit einer zunehmenden Globalisierung, auch in den Wissenschaften, wird eine interdisziplinäre Arbeitsweise jedoch immer wichtiger, da die Wirklichkeit, die die wissenschaftliche Forschung ja reflektiert, sich als immer vielschichtiger und komplexer offenbart. Es ist daher Daschkeit zuzustimmen, der Interdisziplinarität als

die geregelte Form der Kooperation verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen [bezeichnet; Anm. d.V.]. Die Themenzentrierung steht hier während des gesamten Forschungsprozesses im Mittelpunkt. Interdisziplinarität ist gekennzeichnet durch die Verschränkung von Sach- und Organisationsebene und erfordert einen überaus hohen Anteil an Kommunikation zwischen den Wissenschaften.<sup>964</sup>

Diese Kombinationsprozesse werden durch die Entwicklung und Anwendung der neuen Medien umso stärker dynamisiert, insbesondere durch die Hypertextstruktur des Internets. Sie durchbricht den Linearitätszwang klassischer Textstrukturen, löst die Trennung von Sach- und Organisationsebene auf und ermöglicht dadurch eine Kontextualisierung kompliziertester Sachverhalte.

Durch die Darstellung bzw. Problemlösung unterschiedlicher Sachverhalte mittels medialer Kommunikation, wie durch das Internet, wird zugleich die Möglichkeiten zum Austausch zwischen unterschiedlichen Kulturen gegeben, die sich gemeinsam an den verschiedenen Forschungsprojekten beteiligen. In Online-Portalen, Chatrooms und diversen Foren, können literaturwissenschaftliche Themen nun auch von Interessierten oder Fachgelehrten anderer Nationen diskutiert werden und garantieren somit vielfältige kulturelle Einflüsse und Ideen, die in die Forschungsarbeit einbe-

---

963 Vgl. Interdisziplinarität als Leitbild der Universität Bielefeld. [URL: <http://www.uni-bielefeld.de/Universitaet/Serviceangebot/Dokumente/leitbild.html>] Stand: 09.10.2008. Zugriff: 31.07.2009.

964 Achim Daschkeit: Interdisziplinarität und Umweltforschung. – Kiel: o.V. 1996. S. 12.

zogen werden können. Literaturwissenschaft ist somit nicht mehr national beschränkt oder muss den ‚langen‘ Weg der Printedition gehen; sie ist interkulturell geworden.

#### 6.2.5.2 *Intertextueller Ansatz*

Seit den 1970er Jahren ist der Begriff der Intertextualität zu einem zentralen Konzept der Literaturwissenschaft, speziell der Narratologie avanciert, bei deren Konzept sich grundsätzlich zweierlei Ansätze unterscheiden lassen. Folgt man Ersterem, so herrscht über den Begriff der Intertextualität die gängige Meinung vor, dass jeder Text, in all seinen Elementen schon intertextuell ist.<sup>965</sup> Denn Sprache stellt kein individuelles, sondern ein gesellschaftliches Phänomen dar und kann vom Individuum nur in einem stetigen Austausch mit anderen Individuen aufgebaut werden. Für einen literarischen Text bedeutet diese Auffassung, dass ein solcher aus einem „Mosaik von Zitaten“ besteht, da sich im „Raum eines Textes [...] mehrere Aussagen, die aus anderen Texten stammen und interferieren,“<sup>966</sup> überlagern. Diese Theorie, die durch Julia Kristeva und Michail Bachtin weite Verbreitung erfahren hat und den Begriff der Intertextualität als Zentralkategorie einer umfassenden Textwissenschaft ansieht, beschreibt also die generelle Eigenschaften aller Texte und nicht nur die vom Autor beabsichtigten Beziehung und Anspielungen auf andere literarische Werke.<sup>967</sup>

Auf den zuletzt genannten Aspekt geht jedoch Gérard Genette ein und verkörpert somit den zweiten Ansatz im Bereich der Intertextualitätstheorie. Hierbei versucht er konkret die Relationen verschiedener Texte zu systematisieren und die bestehenden Beziehungen herauszuarbeiten, bzw. zu erklären.<sup>968</sup> In seinem Werk *Palimpseste* fasst Genette den Begriff der Intertextualität in einem engeren Sinne auf und

---

965 Vgl. Ulrich Broich u. Manfred Pfister [Hrsg.]: Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. – Tübingen: Niemeyer 1985 (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35). S. 31.

966 Julia Kristeva: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman. – In: Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart. Hrsg. v. Dorothee Kimrich, Rolf Renner [u.a.]. – Stuttgart: Reclam 1996 [1972] (= RUB 9414). S. 334-348. Hier S. 337.

967 Vgl. Michail Bachtin: Die Ästhetik des Wortes. Hrsg. u. eingeleitet v. Rainer Grübel. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1979 (= es 967).

968 Vgl. Gérard Genette: Paratexte: das Buch vom Beiwerk des Buches. Mit einem Vorw. v. Harald Weinrich. Aus dem Franz. v. Dieter Hornig. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001 (= stw 1510). u. Ders.: Palimpseste: die Literatur auf zweiter Stufe. Aus dem Franz. v. Wolfram Bayer u. Dieter Hornig. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1996 (= es 1683).

entwickelt, an Hand einer Reihe von zusätzlichen Begriffen, eine präzisere und vollständigere Terminologie, die zwischen Intertextualität, Paratextualität, Metatextualität, Hypertextualität und Architextualität unterscheidet. Mit dem Oberbegriff der Transtextualität fasst er dabei die fünf unterschiedliche Formen textübergreifender Beziehungen zusammen. Ein globales Konzept der Intertextualität, im Sinne von Kriteva, lässt dieses Modell jedoch nicht mehr zu, vielmehr stellt nun jeder Text einen potentiellen Hypotext, also einen vorhergehenden Text dar, der im aktuell vorliegenden Text, dem Hypertext, zitiert, transformiert und nachgeahmt werden kann.

Unabhängig der innerhalb der Intertextualitätstheorie existierenden Ansätze, sind sich diese jedoch in dem Punkt einig, dass speziell literarische Texte nie in einem „Vakuum existieren“, sondern stets „auf andere Texte bezogen“<sup>969</sup> werden. Die Tendenz, einem literarischen Text mittels des intertextuellen Zugang zu begegnen, sieht der Amerikanist Ansgar Nünning vor allem darin begründet, als dass

viele Werke des Modernismus und der Postmoderne mit einem so dichten Netzwerk von intertextuellen Bezügen auf die Klassiker der [...] Literatur durchzogen sind, dass sie ihre Wirkung nur dann entfalten, wenn der Rezipient bzw. Leser mit den entsprechenden Texten vertraut ist.<sup>970</sup>

Erst durch die Kontextualisierung eines Textes im Zusammenhang mit früheren oder anderen Texten, kann also die eigentliche Sinnggebung der Information erfolgen.

Hier spielt nun die Hypertextstruktur des Internets als Organisationsform literarischer Texte eine wichtige Rolle und kann diesen Texten eine medienbedingte Neuorientierung verschaffen. Um aber die Brücke zwischen Intertextualität und Hypertextstruktur zu schlagen, ist es nötig, die Grenze zur Einflussforschung zu ziehen: aus intertextueller Sicht ist das literarische Werk ja offen, es steht in einer flexiblen Beziehungen zu anderen Texten, die wiederum in viele Richtungen gehen. Die traditionelle Einflussforschung wirft ihren Blick hingegen nur in eine Richtung, blickt vom früheren zum späteren Text und liest *Ulysses* bspw. als einen von Homers *Odyssee* gespeisten Text. Eine intertextuelle Lektüre verortet dieses Werk jedoch in ein Netz, welches, unter anderem, mit der *Odyssee* in einem dialogischen Kontakt steht und un-

969 Ansgar Nünning [Hrsg.]: Metzler Lexikon. S. 241.

970 Ansgar Nünning u. Andreas Jucker: Orientierung Anglistik/Amerikanistik. Was sie kann, was sie will. – Reinbek b. Hamburg: Rowolth 1999 (= re 55614). S. 91.

tersucht zudem, inwiefern der frühe Text durch den späteren in einem neuen Lichte erscheint.

Fungiert das Internet, frei nach Roland Barthes, als die utopische Vision eines ahistorischen Textraumes,<sup>971</sup> so setzt es den in der Intertextualitätstheorie noch metaphorisch gebrauchten Begriff des Netztes in die Praxis um und lässt sich als eine Radikalisierung des intertextuellen Ansatzes deuten. Auf Grund unendlich vieler Links ist ein endloses Weiterlesen möglich und an die Stelle einer Hierarchisierung der Texte, tritt nun die dynamische Umkehrbarkeit der Einzeltexte im Hypertext. Die Darstellung des Primärwerkes und seiner Referenzwerke, mitsamt erläuternden Kommentaren ermöglicht nun, ohne aber den Einschränkungen einer Printedition zu unterliegen, intertextuelle Bezüge zu kennzeichnen und zeigt die Kumulation des gesamten Wissens auf. Dieses erweiterte Kommentierungsverfahren legitimiert zugleich die Wissenschaftlichkeit der Arbeit am Text und wahrt neben Konsistenz und Überprüfbarkeit, die Beständigkeit des literarischen Werkes.<sup>972</sup>

### 6.2.5.3 Stoffgeschichte und Thematologie

Themen und Motive sind seit jeher die Grundbausteine literarischer Werke und können das literarische Schaffen eines Autors oder auch einer ganzen Epoche prägen.<sup>973</sup> Durch die jeweilige Verwendung solcher Motive und Stoffe und den daraus entstehenden Variationen bzw. Wechselbeziehungen, wird ein weitläufiges Bezugssystem geschaffen, welches vordergründig nicht immer zu erkennen ist. Texte, die scheinbar keinerlei Beziehung zueinander besitzen, können durch einzelne Motive oder Motivreihen eine Verbindung miteinander eingehen und ungeahnte Bezüge untereinander herstellen.

Diese Verbindungen herauszuarbeiten macht sich die literaturwissenschaftliche Disziplin der Stoffgeschichte bzw. Thematologie zum Ziel und beschäftigt sich

---

971 Vgl. Roland Barthes: *De l'oeuvre au texte*. – In: Ders.: *Oevres completes*. Bd. 2. Hrsg. v. Eric Marty. – Paris: Ed. du Seuil 1994. S. 1211-1217.

972 Eine digitalisierte Version von James Joyce *Ulysses* gibt es bspw. von der Trent University in Kanada, jedoch mit Passwortschutz versehen. [URL: <ftp://ftp.trentu.ca/pub/jjoyce/ulysses>].

973 Als zentrales Symbol der Romantik verstehen wir heute z.B. die ‚Blaue Blume‘ aus Novalis' *Heinrich von Ofterdingen*. Sie steht für Sehnsucht, Liebe und dem metaphysischen Streben nach dem Unendlichen einer ganzen Epoche.

mit dem inhaltlichen Material der Dichtung und seinen explizit literarischen Umsetzungen. Zwischen den Begriffen des Stoffes und des Motives muss aber unterschieden werden, da das Motiv als die kleinere Einheit des Stoffes angesehen werden kann; als situationsgebundener „Bestandteil eines stofflichen Komplexes“, der „keine Handlungskontinuität“ und „keinen erzählbaren inhaltlichen Verlauf besitzt“<sup>974</sup>:

Der Stoff bietet eine ganze Melodie, das Motiv schlägt nur einen Akkord an. Der Stoff ist an feststehende Namen und Ereignisse gebunden und läßt nur gewisse weiße Flecken im bunten Ablauf des Plots stehen, jene Rätsel oder Lücken entfaltungs-fähiger Stoffe, die immer wieder neue Autoren zu Lösungsversuchen locken, während das Motiv mit seinen anonymen Personen und Gegebenheiten lediglich einen Handlungsansatz bezeichnet, der ganz verschiedene Entfaltungsmöglichkeiten in sich birgt.<sup>975</sup>

Im Sinne dieser soeben zitierten Definition sind Stoffe z.B. Agamemnons Tod, Don Juan, Jungfrau von Orleon oder Romeo und Julia. Motive hingegen sind der verliebte Alte, der herkunftsbedingte Liebeskonflikt oder Liebe, Eifersucht, Verführung und Hass im Allgemeinen. Der Stoff ist im Gegensatz zum Motiv an feste Elemente gebunden, die ihn dadurch unverwechselbar und als bestimmten Stoff erkennbar machen. Die festen Elemente des Stoffes sind wiederum Motive: So ist bspw. der Don Juan-Stoff an die Motive der Verführung und Bestrafung gebunden, die aber nicht selbst mit diesen speziellen Stoff verhaftet sind.

Die Themen- und Motivforschung erhält nun bei den Untersuchungen der Stoffe und Motive in einzelnen Werken oder im Vergleich zu anderen literarischen Texten durch den Einsatz der neuen Medien eine veränderte Dynamik. Werden gegenwärtig zahlreiche Primärtexte digitalisiert und in Online-Volltextdatenbanken angeboten, so ermöglichen die elektronischen Textbestände nicht nur neue Zugänge seitens des Users, sondern eröffnen neue empirische Fragestellungen.<sup>976</sup> Neben ihrer Funktion als Lesestoff oder als Grundlage einer Printedition, bieten sie mit Hilfe eingebauter Suchmaschinen, Gelegenheit zu einer schnellen Recherche, bei der nach

974 Helmut Weidhase: Stoff. – In: Metzler-Literatur-Lexikon: Begriffe und Definitionen. Hrsg. v. Günther u. Irmgard Schweikle. Überarb. Aufl. – Stuttgart: Metzler <sup>2</sup>1990. S. 445.

975 Elisabeth Frenzel: Motive der Weltliteratur: Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte. Überarb. und erg. Aufl. – Stuttgart: Kröner <sup>4</sup>1992 (= Kröners Taschenausgabe 301). S. VI.

976 Vgl. LiMoST. Datenbank für literarische Motive, Stoffe und Themen. [URL: <http://zs.gbv.de/motive/index.html>]. Stand: 06.02.2004. Zugriff: 31.07.2009.

Konkordanzen, einzelnen Textpassagen und dem Vorkommen bestimmter Worte gesucht werden kann.

Ein gutes Beispiel für eine Volltextdatenbank mit integrierter Suche, die das Vorkommen bestimmter Wörter im Text messen kann, ist das literarische Textarchiv *Corpus*<sup>977</sup>. Diese Datenbank enthält die vollständige Hamburger Goethe Ausgabe und zeigt die gefundenen Ergebnisse immer in ihrem jeweiligen Kontext an. Möchte man bspw. das Vorkommen der Wörter wie ‚Kunst‘, ‚Natur‘ und ‚Liebe‘ in Goethes Werken untersuchen, so ermöglicht die Datenbank einen schnellen Zugriff auf diese Information, ohne dass der Rezipient das gesamte Werk lesen muss. Die Trefferquote zeigt die gefundenen Wörter an und gibt Auskunft zur Häufigkeit des Vorkommens. Interessante Optionen eröffnen sich durch diese Verfahrensweise bei einem Vergleich von unterschiedlichen Autoren und ihren Werken bzw. der innewohnenden Thematik. Durch die Möglichkeit in Sekundenschnelle die Häufigkeit von Wörtern oder auch Motiven herauszufiltern, lassen sich nun ohne Probleme Gesamtwerke von zwei Autoren, nach zuvor bestimmten Suchkriterien, gegenüberstellen. Exemplarisch wurden dazu die Kalendergeschichten Johann Peter Hebels und das Werk Goethes nach den Begriffen ‚Natur‘, ‚Kunst‘ und ‚Liebe‘ untersucht.<sup>978</sup> Dabei ergibt sich eine prozentuale Verteilung der Begriffe, die in einem Kreisdiagramm anschaulich gegenübergestellt werden können:

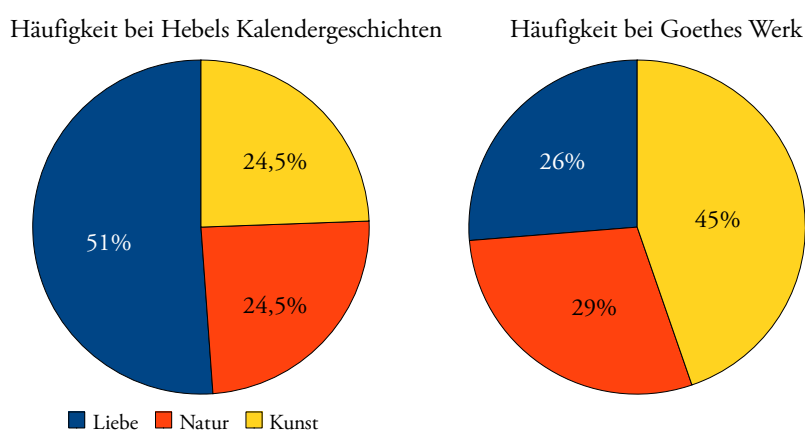


Abb. 22: Häufigkeit der Begriffe von Liebe, Natur und Kunst

977 Vgl. Corpus. [URL: <http://corpus.en.kyushu-u.ac.jp/>]. Stand: 01.04.1999. Zugriff: 31.07.2009.

978 Das Gesamtwerk Hebels kann hierbei nicht einer vergleichenden Untersuchung unterzogen werden, da bis dato nur die Kalendergeschichten elektronisch ediert sind.

War Goethe ein steter Bewunderer der Hebelschen Arbeit,<sup>979</sup> so tragen statistischen Analysen zu einer differenzierteren Arbeitsweise in der Stoff- und Motivforschung bei und können Parallelen bzw. Unterschiede zwischen den beiden Gesamtwerken in kürzester Zeit herausarbeiten. Durch digitalisierte Hypertext-Editionen lässt sich demnach ein reichhaltiges Material für die Stoff- und Motivforschung zum Werk eines Schriftsteller herausfiltern. Ebenso einfach ließe sich innerhalb einer digitalen Volltextdatenbank herausfinden, in welcher Häufigkeit bestimmte Personen in einem Werk auftreten oder welche szenischen Anteile ein Protagonist in einem Drama besitzt. All dies wäre mittels einer reinen Printedition schwer zu realisieren und mit einem erheblich kostenintensivem sowie zeitlichem Arbeitsaufwand verbunden.

#### 6.2.5.4 Rezeptions- und wirkungsorientierter Ansatz

Der letzte theoretische Ansatz, der im Rahmen einer medienbedingten Neuorientierung der Literaturwissenschaft erläutert werden soll, ist die Rezeptions- und Wirkungsästhetik. Denn seit Hans Robert Jauß<sup>980</sup> im Jahre 1967 feststellte, dass Literaturgeschichte und akademische Literaturinterpretation eine wesentliche Instanz, nämlich den Leser, nicht berücksichtigen, hat das Interesse an diesem stetig zugenommen.<sup>981</sup> Der Sinn eines Werkes wird nun nicht mehr in der bloßen Widerspiegelung gesellschaftlicher Realität dingfest gemacht oder allein aus den Textstrukturen abgeleitet; vielmehr entsteht der ästhetische Gehalt erst durch den Akt des Lesens und in einem dialogischen Kommunikationsprozess zwischen Text und Leser. Jauß plädiert in diesem Sinne für eine hermeneutische Rekonstruktion der historisch und sozial unterschiedlichen Voraussetzungen und Erfahrungen der Leser, also für eine

979 Goethe, der sich selbst einmal als Alemmanischer Mundartdichter versuchte, lobt in seinen Schriften zur Literatur insbesondere die *Allemannischen Gedichte* Hebels. Er habe, so Goethe, auf die naivste, anmutigste Weise durchaus das Universum verbauert. – Vgl. Johann Wolfgang Goethe: Werke. Hamburger Ausgabe. Hrsg. v. Erich Trunz. Bd. 12. – München: Beck<sup>10</sup>1982. S. 262.

980 Vgl. Hans Robert Jauß: Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft. – In: Rainer Warning [Hrsg.]: Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis. – München: Funck<sup>4</sup>1994 (= UTB 303). S. 126-162.

981 Eine der gegenwärtig bekanntesten Verfechter dieser Theorie ist Umberto Eco. – Vgl. Umberto Eco: Lector in fabula. Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten. – München: dtv 1990 (= dtv Wissenschaft 4531).



Rekonstruktion solcher Fragen, „auf die der Text eine Antwort gab“<sup>982</sup>. Damit stellt er die Erforschung historischer Rezeptionsbedingungen eines Werkes in den Vordergrund und fasst die Rezeption eines solchen Textes als „geschichtsbildende Energie“<sup>983</sup> auf, die durch „fortgesetzte Horizontstiftung und Horizontveränderung“<sup>984</sup> über die ästhetische Erfahrung hinausreicht.

Im Gegensatz zu Jauß klammert sein Kollege Wolfgang Iser diese Aspekte aus und legt sein Augenmerk auf den so genannten ‚impliziten Leser‘.<sup>985</sup> Hierbei steht nicht das Werk, sondern der kommunikative Akt des ästhetischen Gegenstandes im Vordergrund, der aber wiederum von der Textstruktur gelenkt wird und somit eine dem Text eingeschriebene Leserrolle offenbart. Diese Dialogstruktur fordert den Rezipienten zu jedem Zeitpunkt der Lektüre auf, neue Hypothesen und Erwartungen an den Fortgang der Geschichte zu formulieren, die im weiteren Verlauf des Lesens entweder bestätigt oder zurückgewiesen werden:

Der Leser reagiert im Rezeptionsvorgang fortwährend auf das, was er selbst hervorgebracht hat, denn er nimmt bestimmte Ausgleichsoperationen vor, welche die Tendenzen, die der gebildeten Konsistenz abträglich sind, zu integrieren versuchen.<sup>986</sup>

Durch die Einbeziehung spezifischer Erfahrungen des Lesers und seinem Kombinationsvermögen, ist er in der Lage, die im Text ausgesparten Anschlussmöglichkeiten und so genannte Leerstellen auszufüllen. Der Erwartungshorizont des Lesers kann sich im Text aber nicht problemlos durchsetzen, sondern stößt auf den ‚Widerstand‘ des Textes, der eben diese Erfahrungshorizonte des Lesers auf Grund seines ‚Widerstandes‘ erweitert; sei es in Bezug auf literarische Verfahren oder auf das Wissen des Lesers.<sup>987</sup>

---

982 Jauß: Literaturgeschichte. S. 136.

983 Ebd. S. 127.

984 Ebd. S. 131.

985 Vgl. Wolfgang Iser: Die Appellstruktur der Texte. – In: Warning [Hrsg.]: Rezeptionsästhetik. S. 228-252.

986 J. E. Müller: Literaturwissenschaftliche Rezeptions- und Handlungstheorien. – In: K.-M. Bogdal [Hrsg.]: Neue Literaturtheorien. – Opladen: Westdt. Verl. 1990. S. 176-200. Hier S. 185/186.

987 Vgl. Pflug: Rezeptions- und Wirkungsästhetik. [URL: <http://www.uni-due.de/einladung/Vorlesungen/methoden/rezwirk.htm>] Stand: o.A. Zugriff: 03.08.2009.

Die Ausführungen von Jauß' Rezeptions- und Iser's Wirkungsästhetik, oftmals als *Konstanzer Schule* zusammengefasst, können durch die Bezugnahme auf digitale Medien neu erschlossen werden. Da durch das Internet neue Formen der Wissensverknüpfung für den Nutzer entstehen, bedingt dies auch eine Veränderung der Rezeption insofern, als dass ihm nichtsequentielles Lesen ermöglicht wird. Hypertextstrukturen sind dabei nicht gänzlich neu, folgen doch Fußnoten oder die Struktur von Lexika einem ähnlichen Prinzip. Selbst bei einem Buch stellen Inhaltsverzeichnisse oder Quellenvermerke einen Ausbruch aus der üblichen Linearität einer Printedition dar.

Der Unterschied liegt jedoch in der Dringlichkeit, mit welchem der Leser aufgefordert wird, sich entweder an der linearen Struktur des Textes zu halten oder den spezifischen Verweisstrukturen der Links zu folgen. Durch dieses interaktive Verhalten ist der Leser aber nicht mehr auf die rein ‚passive‘ Rolle des Rezipienten beschränkt, sondern beteiligt sich am Schreibprozess – er wird selbst zum Produzenten. Gleichzeitig eröffnen Hypertextstrukturen die Möglichkeit bestehende literarische Werke, entweder im Kollektiv oder aber individuell, aus- und weiterzubauen; sei es die interaktive Beteiligung des Lesers an einer Schreibwerkstatt, bei der er die Handlung der Geschichte beeinflussen kann oder die Auswahl von unterschiedlichen Erzählsträngen innerhalb einer Geschichte. So oder so wäre ein einheitliches Ganzes des Textes nicht mehr gegeben – veränderte Ausgangspositionen würden auf diese Weise ständig neu geschaffen.

Die dadurch bedingte Autonomie des Lesers gegenüber dem Text sowie gegenüber dem Autor, überführt die Maximen des ‚reader-response-criticism‘<sup>988</sup> gleichsam in die Praxis und betont die vielfältigen Optionen der neuen Medien. Gleichzeitig werden die theoretischen Postulate der Postmoderne durch die Nutzung der neuen technischen Möglichkeiten, speziell der Hypertextstruktur, konkretisiert und in der Praxis vollzogen.

---

988 = die engl. Umschreibung für Rezeptionsästhetik.

## 6.2.6 Nachteile von Hypertext-Editionen

Das Internet und die Erstellung einer Hypertext-Editionen wurden schon in zahlreichen Abhandlungen, hinsichtlich ihrer Auswirkungen auf den bestehenden Buchmarkt und den sich damit veränderten Zugangsmöglichkeiten der Informationsbeschaffung untersucht.<sup>989</sup> Unabhängig der Möglichkeiten, die das Internet für geisteswissenschaftliche Forschung, gerade auch im Bereich der Hypertext-Edition darstellt, bestehen dennoch gewisse Nachteile, die im Folgenden erläutert werden.

### 6.2.6.1 Finanzierung der Technik

Zwar wurde die ‚Einführung‘ des Internets – zwecks des ihm innewohnenden revolutionären Demokratisierungspotentiales – begrüßt, da es angeblich einen gleichberechtigten Zugang zu Informationen gewährleiste und sich ein jeder an dem gesammelten Wissen bedienen könne. Die Wirklichkeit sieht jedoch anders aus: Keineswegs kann ein jeder das gesamte Potential des Internets nutzen.

Im Vordergrund stehen für den Informationsanbieter sowie für den Informationssuchen zunächst einmal die Beschaffung der erforderlichen technischen Voraussetzungen, um das Internet überhaupt nutzen zu können. Dazu gehören der teils recht kostspielige Kauf geeigneter Hard- und Software sowie der Abschluss eines Vertrages mit einem geeigneten Internetdienstleister bzw. Provider.<sup>990</sup> Durch die rasanten Entwicklungen im technischen Bereich, unterliegen diese einmal angeschafften Komponenten aber einem steten Wandel und müssen fortlaufend konfiguriert bzw. auf den neuesten Stand gebracht werden, um eine kontinuierliche Informationsbeschaffung zu gewährleisten.

---

989 Vgl. Helmut Schanze [Hrsg.]: Handbuch der Mediengeschichte. – Stuttgart: Kröner 2001 (= Kröners Taschenausgabe 360). u. Roland Kamzelak [Hrsg.]: Computergestützte Text-Edition. – Tübingen: Niemeyer 1999 (= Editio 12).

990 Bedenkt man hierbei, dass der durchschnittliche Anschaffungspreis für einen PC bei circa 500-600 Euro liegt, wobei monatliche Kosten für den Internetzugang von ca. 25 Euro hinzukommen, so ist dies mit einem durchschnittlichen Monatsbrutto-Einkommen von 3105 Euro eine nicht unbedeutende Ausgabe. – Vgl. Was Deutschland verdient. [URL: [http://www.focus.de/finanzen/news/einkommen-was-deutschland-verdient\\_aid\\_357604.html](http://www.focus.de/finanzen/news/einkommen-was-deutschland-verdient_aid_357604.html)] Stand: 22.12.2008. Zugriff: 03.08.2009.

Dies bedeutet aber auch, dass nicht nur der Nutzer dem Diktum der technischen Entwicklung unterworfen ist, sondern gleichfalls der Anbieter der Information. Parallel zu den technischen Innovationen muss die Infrastruktur des Internets weiterhin funktionsfähig gehalten werden, wobei ein weiterer Nachteil für den Anbieter entsteht: Die aufwendige Erstellung und Präsentation der Informationen sowie die Pflege der relevanten Datenbanken, erfordert die Anstellung von fachspezifischem Personal, wie Programmierern und Informatikern und vollzieht sich unter großem kostenintensiven Aufwand.<sup>991</sup>

#### 6.2.6.2 *Technische Inkompetenz und Probleme*

Auch der Anwender des Internets sieht sich, unabhängig der zu finanzierenden Hard- und Software, einigen Problemen gegenübergestellt. Vereint das Internet zwar Forschungswerkzeug, Präsentationsmedium und Datenbank in einer Umgebung, so stellt es doch zugleich neue Qualifikationsanforderungen an den Wissenschaftler. Denn um das Internet überhaupt nutzen zu können, muss der jeweilige User über spezifisches Fachwissen verfügen; er muss komplexe Zusammenhänge überblicken und aus der Informationsflut des Internets systematisch die benötigten Informationen analysieren. Hinsichtlich diesen gewandelten Bedingungen der Wissensbeschaffung im sogenannten ‚Informationszeitalter‘ kann Antonio Ribeiro zugestimmt werden, der seine Bedenken folgendermaßen ausführt:

Das Subjekt als Mittelpunkt und Träger des Wissens verschwindet von der Bildfläche; was bleibt, ist das Archiv als hypertextuell konstruiertes Netz, ein Labyrinth, wo jeder seinen Faden nicht von einer Ariadne empfängt, sondern selbst mitbringen muß, ohne jemals sicher sein zu können, daß er ausreichend lang sein wird.<sup>992</sup>

Gleichzeitig bedarf es spezieller medialer Fertigkeiten um das gesamte Angebot einer Internetpräsenz wahrzunehmen, deren sich manche Anwender überhaupt nicht be-

---

991 Allein die Weiterentwicklung der Programmiersprachen führte von einer sehr einfach strukturierten HTML-Seite zu einem komplexen Gebilde, bestehend aus PHP- und SQL-Elementen, die wiederum mit anderen Programmiersprachen verknüpft werden. Ungeschultes Personal kann diesen Programmieraufwand nicht mehr leisten.

992 Antonio Sousa Ribeiro: Information oder Wissen? Die Kulturwissenschaften im digitalen Zeitalter. – In: Trans. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften. 3/1998. [URL: <http://www.Inst.at/trans/3Nr/ribeiro.htm>] Stand: 18.11.1999. Zugriff: 03.08.2009.

wusst sind und sie daher nicht effektiv einsetzen können. Ribeiro spricht bei dieser Inkompetenz, hinsichtlich dem Umgang mit den neuen Medien, von dem Risiko einer so genannten „sozialen Ausgrenzung“<sup>993</sup>, die zur Folge hat, dass eine Schere im Bereich der Wissensaneignung entsteht; denn meist beträfe die fehlende Kompetenz nur die weniger Privilegierten. Häufig sei es gerade die gebildete Schicht, welche ja ohnehin schon einen Wissensvorsprung besitze, die das Spektrum der Informationsbeschaffung vollständig ausnutzen könne. Um diese Wissensklüfte zu beheben ist es demnach unbedingt notwendig, einen egalitären Zugang im Bereich der Informationsbeschaffung zu ermöglichen, damit das vorhandene Wissen demokratisch ‚verteilt‘ werden kann.

Neben den individuellen Problemen mit dem Umgang der neuen Medien bestehen gegenwärtig auch häufig noch technisch induzierte Probleme, auf Grund der Inkompatibilität der verschiedenen Hard- und Software Angebote auf dem Markt. Der Datenaustausch kann durch die Verwendung von unterschiedlicher Software bzw. deren unterschiedlichen Versionen und Betriebssystemen, auf den jeweiligen Rechnern nicht immer garantiert werden. Gleichzeitig führt eine eingeschränkte Funktionsfähigkeit von Webseiten zu weiteren Problemen. Der Grund hierfür liegt darin, dass Geisteswissenschaftler oftmals überfordert sind und nicht über die nötigen Qualifikationen verfügen, die für die Programmierung eines digitalen Projektes erforderlich wären. Auch lange Ladezeiten während der Datenübertragung oder eine nur unzureichende Geschwindigkeit des Internetzugang, erschweren den Zugriff auf die Informationswelt.

#### 6.2.6.3 Sprachliche Veränderungen

Die Kommunikation in den Sphären des Internets hat mittlerweile ein erhebliches Ausmaß an Veränderungen in der sprachlichen Kommunikation bewirkt, die sich durch eine deutliche Verknappung und Entformalisierung auszeichnet. Liegt das Motiv der Verknappung bzw. für den verkürzten Sprachstil, in einer angestrebten Kostenökonomie begründet, so handelt es sich bei der Entformalisierung um eine dem

---

993 Ebd.

Medium gemäße Neuentwicklung spezieller Kommunikationsformen, wie folgende Erläuterungen veranschaulichen.

Zwar gehören Abkürzungen und Akronyme „zu einem der ältesten Phänomene im Bereich der Kommunikation in Computernetzwerken“<sup>994</sup>, doch liegt dies in der Tatsache begründet, dass zu Beginn des Internetzeitalters die Übertragungskapazitäten des Computer wesentlich geringer waren als heute. Einerseits sollten die Netze nicht durch unnötigen Text aufgebläht werden, andererseits waren Netzwerkverbindungen oft so teuer, dass ein ausschweifender Erzählstil mit enormen Kosten verbunden gewesen wäre.<sup>995</sup> Die damals bestehende Notwendigkeit, Ausdrücke abzukürzen, findet sich jedoch auch im heutigen Sprachgebrauch der Nutzer, vor allem im IRC und Usenet.<sup>996</sup>

Eine Unterart der Abkürzungen stellen die häufig gebrauchten Akronyme dar, die zumeist aus dem englischen Sprachgebrauch übernommen wurden, wie etwa das englische ‚lol‘ für ‚laughing out loud‘ oder ‚afk‘ für ‚away from keyboard‘. Deutsche Entsprechungen können dabei ‚hdl‘ für ‚hab dich lieb‘, ‚dau‘ für ‚dümmster anzunehmender User‘ oder ‚mfg‘ für ‚Mit freundlichen Grüßen‘ sein.<sup>997</sup> Gerade Akronyme wie ‚hdl‘ und ‚dau‘ legen aber den Verdacht nahe, dass diese nicht nur für eine Steigerung der Schreibeffizienz verwendet werden. Vielmehr offenbart sich hier die Herausbildung eines internen Sprachcodes, der den ‚In-Group‘ Charakter bestimmter Foren, etc. herausstellt und eine Stärkung der subkulturellen Identität der jeweiligen Nutzer zur Folge hat.<sup>998</sup>

994 Martin Hasse, Michael Huber [u.a.]: Internetkommunikation und Sprachwandel. – In: Rüdiger Weingarten [Hrsg.]: Sprachwandel durch Computer. – Opladen: Westdeutscher Verlag 1997. S.51-85. Hier S. 71.

995 Vgl. Ebd.

996 IRC bedeutet Internet Relay Chat und bezeichnet ein rein textbasiertes Chat System. Usenet bezeichnet hingegen ein weltweites Netzwerk, das Diskussionsforen aller Art bereitstellt, am ehesten mit der Machart von ‚Schwarzen Brettern‘ vergleichbar.

997 Vgl. für eine ausführliche Liste der im Netz bestehenden Akronyme und Abkürzungen Netzjargon. [URL: [http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Liste\\_von\\_Abk%C3%BCrzungen\\_\(Netzjargon\)&stable=1](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Liste_von_Abk%C3%BCrzungen_(Netzjargon)&stable=1)] Stand: 2008. Zugriff: 03.08.2009. u. Miguel Dittmann: Sprachverwendung im Internet, Untersuchungen zur Nutzung des Internet Relay Chat (ICR) in Deutschland und Frankreich. – Norderstedt: BoD 2001 (= Editions Indoles). [URL: <http://books.google.de/books?id=fm8akWqZEI8C&printsec=frontcover#v=onepage&q=&f=false>] Stand: 2001. Zugriff: 20.06.2009. S. 73.

998 Vgl. Sherry Turkle: Leben im Netz. Identität in Zeiten des Internet. Aus. d. Engl. übers. v. Thors-

Eine spezielle Form von Kommunikationsmustern hat sich im Internet durch die Akzeptanz der so genannten ‚Netiquette‘ und durch die Verwendung von vereinfachten Zeichen, wie ‚Emoticons‘ und ‚Smileys‘, herausgearbeitet. Die Netiquette stellt hierbei den Versuch einer Selbstregulierung dar, die die Online-Kommunikation durch freiwillige Absprachen, welche sich im Lauf der Jahre herausgebildet haben, reglementiert, um das Zusammenspiel der unterschiedlichsten Nutzer funktionieren zu lassen. Die unter dem Begriff der Netiquette zusammengefassten Regeln und Konventionen enthalten

sowohl allgemeine als auch dienstspezifische Benehmensregeln [...]. Sie dienen generell dazu, die Ressourcen anderer (Zeit, Speicherplatz u.a.) nicht unangemessen zu beanspruchen und die Privatsphäre und die Rechte der Beteiligten zu schützen.<sup>999</sup>

Obwohl die Netiquette kein offiziell beschlossenes Regelwerk darstellt und rein rechtlich gesehen keinerlei Gültigkeit besitzt, sondern nur Appell- und Informationscharakter, werden Verstöße gegen die herrschenden Umgangsformen doch hart geahndet. Die Notwendigkeit eines solchen Regelwerkes ist nicht weiter verwunderlich, eröffnet doch die Anonymität des Nutzers, in Foren oder Chatrooms, die Möglichkeit, zu beinahe jedem erdenklichen Thema die individuelle Meinung darzulegen. Hierbei stellen Angriffe auf fremde Beiträge und das so genannte ‚Off-Topic‘<sup>1000</sup> keine Seltenheit dar. Palm erläutert die Verhaltens- und Umgangsweisen auf solchen Seiten treffend, wenn er folgendes ausführt:

Das politisch unkorrekte Statement wird zum fröhlichen Rülpsen wider die Ordnung da draußen, die Freud mit dem Unbehagen an der Kultur be-

---

ten Schmidt. – Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1998.

999 Paul Alpar: Kommerzielle Nutzung des Internets. Unterstützung von Marketing, Produktion, Logistik und Querschnittsfunktionen durch Internet, Intranet und kommerzielle Online-Dienste. Überarb. u. erw. Auflg. – Berlin [u.a.]: Springer<sup>2</sup>1998. S. 225.

1000 Off-Topic. Wikipedia. [URL: <http://de.wikipedia.org/wiki/Off-Topic>] Stand: 2008. Zugriff: 03.08.2009. – „Der Begriff Off-Topic, auch Offtopic, off topic oder Out of topic, kurz auch OT, kommt aus dem Englischen und bedeutet etwa so viel wie abseits des eigentlichen Themas, oder ohne Bezug zum Thema. Vor allem bei der Kommunikation im Internet dient er als Hinweis dafür, dass ein Beitrag oder eine E-Mail ganz oder auch in Teilen nicht auf das eigentliche Thema Bezug nimmt. Hierdurch können die anderen Leser bereits vor dem Öffnen eines Beitrages erkennen, dass sich dieser nicht mit dem eigentlichen Thema befasst. Somit können sie Zeit sparen, indem sie diesen Beitrag überspringen.“

schrieb und der Kultur später mit dem Etikett „Null Bock“ auf die hohe Stirn geklebt wurde.<sup>1001</sup>

Der in der heutigen Gesellschaften zumeist standardisierte Verhaltenskodex wird also gerade durch Onlineforen in Frage gestellt und außer Kraft gesetzt, sobald kein Administrator vorhanden ist, welcher die verschiedenen Diskussionen in geeignete Bahnen lenkt. Daher stellen Sanktionsmaßnahmen, die von Beschwerden beim Verursacher, bis hin zu Beschwerden beim Postmaster – die für das System verantwortliche Person – reichen können und mitunter zum Ausschluss des betreffenden Users führen, ein wirksames Mittel zur Ahndung der Verstöße gegen die Netiquette dar.

Ein weiterer wichtiger Aspekt bezüglich der neuen Kommunikationsformen, die durch das Internet geprägt werden, sind die so genannten ‚Emoticons‘. Diese Ideogramme besitzen die Aufgabe, die fehlende nonverbale Kommunikation des vornehmlich textbasierten Mediums zu kompensieren. Durch die symbolische Darstellung von Mimik und Gestik, die bei face-to-face Dialogen in das Gespräch mit eingebunden werden und das Gesagte verdeutlichen, können die Nutzer des Internets unterschiedliche Stimmungen und Gefühle mittels Emoticons simulieren und diese dem jeweiligen Dialogpartner verdeutlichen:

Die erwähnten Ideogramme befinden sich nahe an der konzeptionellen Mündlichkeit und zwar in einem Bereich, in dem die eigentliche Schriftsprache als unzureichend empfunden wird. Ideogramme sind an das schriftliche Medium gebunden und finden in der Schriftsprache schon seit ältester Zeit Verwendung; neu ist jedoch ihr Einsatz im Sinne konzeptioneller Mündlichkeit.<sup>1002</sup>

Eine Auswahl der gängigen Symbole, die die unterschiedlichen Gefühle darstellen und den Text der Online-Kommunikation anreichern, ist im Folgenden zusammengestellt. Die Bedeutungen der einzelnen Ideogramme werden aber teils in Nuancen, teils aber auch in ihrer Gesamtbewertung unterschiedlich interpretiert. So stellt nachfolgende Beschreibung nur eine der möglichen Bedeutungsoptionen dar:<sup>1003</sup>

---

1001 Goedart Palm: Ich poste, also bin ich. Zu den klammheimlichen bis lautstarken Freuden des Telepolis-Forums. [URL: <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/7/7188/1.html>] Stand: 21.03.2001. Zugriff: 20.04. 2009.

1002 Haase: Internetkommunikation. S. 73.

1003 Dirk Reichhardt: Kommunikation im Netz. – Norderstedt: BoD – Books on Demand 2001. [URL: [http://books.google.de/booksid=lyidv2UOsDIC&printsec=frontcover&source=gbs\\_v2\\_su](http://books.google.de/booksid=lyidv2UOsDIC&printsec=frontcover&source=gbs_v2_su)



- :-) Das bekannteste Symbol, auch „Smiley“ genannt. Es drückt Freude aus, kann den vorangehenden Text als Scherz kennzeichnen und unterstreicht eine positive Stimmung.
- :-( Bedeutung: sauer, enttäuscht, ärgerlich oder traurig
- ;-) Bedeutung: ein Augenzwinkern wird versucht darzustellen. Der vorangegangene Satz ist dann eher ironisch aufzufassen.
- :-/ Skeptisch, nicht ganz glücklich mit der beschriebenen Situation, leicht frustriert.  
Auch: böse
- :-\* Ein Küßchen.
- :-)) Eine Steigerung des Smiley. Ganz, ganz glücklich!
- :( Weinen
- :-I Desinteresse, kein Kommentar

An Hand der dargestellten Veränderungen der sprachlichen Kommunikation bzw. der Veränderung konventioneller Schreibgewohnheiten im Internet, stellt sich nun die Frage, inwiefern sich wissenschaftliche Texte in der neuartigen Netzkultur behaupten können. Die farbenfrohe hypertextuelle Welt steht hierbei im krassen Gegensatz zur trockenen und im Vergleich recht zäh wirkenden Sprache der Wissenschaft. Wie also soll sich Forschung und anspruchsvolle Edition in Bereichen des Hypertextes präsentieren? Muss sie doch auch wettbewerbsfähig bleiben, den Vergleich mit anderen Webseiten bestehen und darf nicht auf Grund eines akademischen Sprachgebrauchs der Missachtung anheim fallen. Zwar kann sich Forschung und philologische Betrachtung nicht in den ‚Untiefen‘ einer Sprachverkürzung und der Darstellung von Emoticon verlieren, jedoch muss sie in der Lage sein, auch komplizierteste Sachverhalte der Allgemeinheit zugänglich zu machen und dementsprechend das Sprachniveau, im Verhältnis zu anderen Webtexten, zu nivellieren. Interessant wäre nun zu beobachten, welche sprachlichen Veränderungen die Konvertierung einer gewohnt wissenschaftlichen Printedition in die digitale Textwelt nach sich zieht.

#### 6.2.6.4 Informationsüberfluss und Wissenschaftlichkeit des Netzes

Einerseits Vorteil, andererseits eines der größten Nachteile des Internets ist jedoch die Unmenge an Daten, die den Nutzer vor das Problem stellt, aus dieser Fülle diejenigen

---

mmary\_r&cad=0#v=onepage&q=&f=false] Stand: 2001. Zugriff: 04.08.2009. S. 109.

relevanten Informationen herauszufinden, welche er tatsächlich benötigt. Durch die dehierarchisierte Struktur des Netzes bedingt, existiert aber keinerlei zentrale Anlaufstelle um Informationen zu erhalten, geschweige denn eine systematische Aufbereitung. Die beliebig verknüpfbaren Datenmengen führen zu einer Inkohärenz in der Darstellung von Informationen und fördern die Verständnisschwierigkeiten des Nutzers, welche schlussendlich zu einem Aufmerksamkeitsdefizit führen können. Gleichzeitig leistet eine mittlerweile so breite wie unübersichtlich gewordene Palette von Serviceangeboten, der Desinformation und Orientierungslosigkeit Vorschub, verwirrt den User umso mehr und führt schließlich zu einem ‚lost in hyperspace‘:

The user not having a clear conception of the relationships within the system, or knowing his present location in the system relative to the display structure, and finding it difficult to decide where to look next within the system.<sup>1004</sup>

Um also die Recherche nach den gewünschten Informationen so sinnvoll und nutzbringend wie möglich zu gestalten bedarf es, neben einer grundlegenden Medienkompetenz, ausgefeilten Such- und Erschließungsstrategien sowie einer analytischen Fähigkeit zur Extraktion und Filterung der gewaltigen Informationsmenge.

Parallel hierzu erschwert die offene und hypertextuelle Konzeption des Internets die Zuverlässigkeit und Überprüfbarkeit von Zitaten und Informationen, sobald ein jeder Texte verfassen kann und diese ins Netz stellt; bspw. in Informationsdatenbanken wie *Wikipedia*<sup>1005</sup>. Die dort publizierten Texte enthalten keinerlei Angaben über den Autor und lassen häufig die notwendigen Quellenangaben vermissen, wodurch der Text an Glaubwürdigkeit einbüßt. Einhergehend mit diesem Umstand mangelt es zudem an einer langfristigen Bestandssicherung, die die Nachprüfung der vereinzelt angegebenen Quellen erschwert; die wissenschaftliche Zitierbarkeit eines Werkes ist dabei nicht mehr gewährleistet.

Ein weiteres Argument, dass die Glaubwürdigkeit der Hypertexte in Frage stellt, ist dessen Entmaterialisierung. War doch bis dato die Grundlage eines Textes dessen Materialität, so bedeutet die Konvertierung zur digitalen Publikation einen

---

1004 Ray McAleese: *Hypertext: theory into praxis*. – Oxford: Blackwell 1989. S. 105.

1005 Vgl. Wikipedia. Die freie Enzyklopädie. [URL: [www.wikipedia.de](http://www.wikipedia.de)] Stand: 17.06.2009. Zugriff: 04.08.2009.

Verlust derselben. Lediglich digitale Schriftzeichen erscheinen auf dem Bildschirm, der Rezipient hält keineswegs mehr ein ‚vertraueneinflößendes‘ Buch in den Händen, dass Wissenschaftlichkeit verbürgen könnte. Bei diesem „Mangel an Materialität“<sup>1006</sup> lässt sich laut Jochum und Wagner folgendes Verhängnis erkennen:

Indem die Digitalisierung der Wissenschaft ihr Sicherheit und Vertrauen verbürgendes Fundament entzieht, bringt sie diese um ihre Wissenschaftlichkeit. Denn die Gewinnung von Wahrheit ist an ein materielles Substrat sowie an die Beteiligung der Sinne der Wissenschaftler gebunden. Beides wird aber durch die Einführung der neuen Informationstechnologie aus der Wissenschaft verabschiedet.<sup>1007</sup>

Mit der Einführung von Hypertext-Editionen müssen demnach neue Strategien entwickelt werden, die den Garant von Wissenschaftlichkeit, innerhalb der hypertextuellen Struktur selbst bieten, ohne auf ein Druckerzeugnis angewiesen zu sein.

#### 6.2.7 Neue Editionspraxis durch Hypertext-Edition

An Hand der dargestellten Informationen ist offensichtlich, dass Hypertext-Editionen eine neuartige Editionspraxis erfordern, die sich den Kodierungsmöglichkeiten stellt und die damit verbundenen Probleme löst. Hierbei besteht gleichfalls die Notwendigkeit, dass durch eine ausgefeiltere Navigationstechnik, stärker auf die verschiedenen Typen von Rezipienten eingegangen wird. Die Entwicklung unterschiedlicher Navigations- und Suchtechniken ist dabei keine rein technische Angelegenheit, sondern gleichfalls eine Aufgabe, die sich auch dem Editor stellt. In Anlehnung an graphentheoretische Überlegungen haben sich Pfadtypen etabliert, die die unterschiedlichen Navigationstypen beschreiben:<sup>1008</sup>

---

1006 Uwe Jochum u. Gerhard Wagner: Cyberscience oder vom Nutzen und Nachteil der neuen Informationstechnologie für die Wissenschaft. – In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie. – Frankfurt a.M.: Klostermann 1996 (=ZfBB 43/6). S. 579-594. [URL: [http://www.digi.zeitschriften.de/no\\_cache/home/jkdigitools/loader/?tx\\_jkDigiTools\\_pi1\[IDDOC\]=419390](http://www.digi.zeitschriften.de/no_cache/home/jkdigitools/loader/?tx_jkDigiTools_pi1[IDDOC]=419390)] Stand: 27.05.2009. Zugriff: 30.06.2009.

1007 Ebd.

1008 Vgl. David Canter, Rob River u. Graham Storrs: Characterizing user navigation through complex data structures. – In: Behaviour & Information Technology. An international journal on the human aspects of computing. Vol. 4 Issue 2. – London: Taylor & Francis 1985. S. 93-102. Hier S. 96.

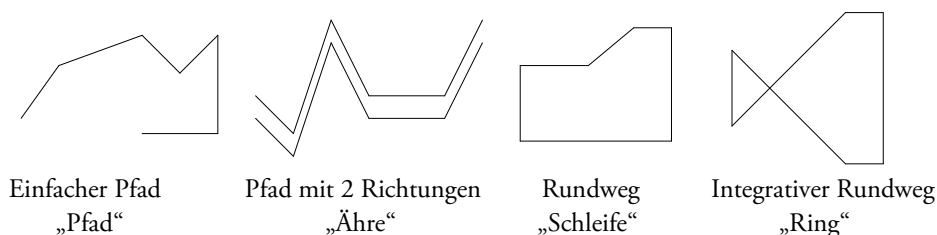


Abb. 23: Pfadtypen

Mit der Beherrschung des Computers, als Werkzeug für die Editionsarbeit, geht demnach auch die Überlegung einher, inwiefern das Anbringen von Kodierungen im Text vollzogen wird bzw. die Wissensorganisation in diesen Texten verläuft. Unabhängig von der Wahl des Navigationstyps ist eine konsequent durchdachte Auszeichnung des Textes also unabdingbar, da Navigation und Retrieval bzw. Suche, auf diese aufbauen und erst dadurch eine Möglichkeit gegeben wird, die Datenmassen, die Offline oder Online publiziert werden, zu kontrollieren und für den einzelnen Nutzer überschaubar zu machen.

Bezüglich der zuvor erwähnten Wissensorganisation in Hypertext-Editionen ist zu bedenken, dass die Metastruktur der Hyper-Links eine zusätzliche intellektuelle Leistung darstellen, da die „komplexen Verknüpfungen adäquat abgebildet und effektiver als im Printtext genutzt werden können“<sup>1009</sup>. Sie besitzen für den Nutzer einen informationellen Mehrwert. Neben den Erschließungswegen wie Inhaltsverzeichnis, Register, Kommentar und Variantenverzeichnis, können auch komplexere Sachverhalte, wie biographische Bezüge und Hintergründe eines Werkes oder kontextbezogene historische bzw. kulturelle Ereignisse, als weiterführende Informationen verlinkt oder parallel dargestellt werden.<sup>1010</sup>

Ein gelungenes Beispiel für die Konvertierung eines Druckerzeugnisses in eine Hypertext-Edition, stellt die experimentelle Umsetzung des Variantenapparates zu Goethes Gedicht *Geständnis* aus dem ersten Buch des *West-östlichen Divans* dar, welche durch die Erweiterungen der digitalen Funktionen überzeugt. Denn neben den

1009 Robert Peters u. Herbert Wender: Variantenapparate als Hypertext im Internet. Perspektiven einer Computer-Edition. – In: Dagmar Knorr u. Eva-Maria Jakobs [Hrsg.]: Textproduktion in elektronischen Umgebungen. – Frankfurt a.M. [u.a.]: Lang 1997 (= Textproduktion und Medium 2). S. 141-154. Hier S. 145.

1010 So genannten ‚Framesets‘ erlauben bspw. eine parallele Darstellung von Informationen.

globalen Hypertextverweisen zwischen ediertem Text und zugehörigem Apparatteil, wird in dieser Publikation jede einzelne Varianz dargestellt. Darüber hinaus ist es möglich, vom Apparat aus auch auf die Beschreibungen der Textzeugen zuzugreifen, auf die bei den Lesarten durch eine Sigle referenziert wird. Bezogen auf jede einzelne Lesart werden also drei unterschiedliche Fenster angezeigt, die entweder Apparatinformationen, den edierten Text oder die Varianz im Kontext eines Zeugen synoptisch darstellen:<sup>1011</sup>

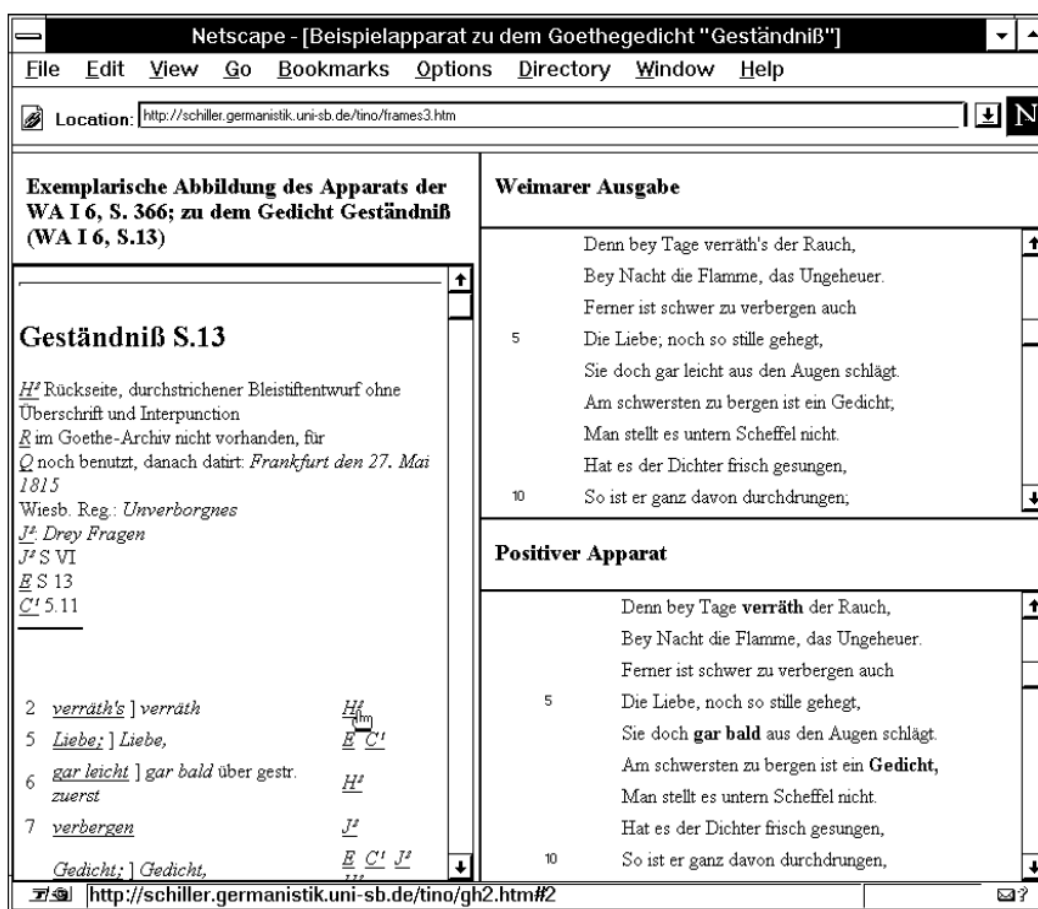


Abb. 24: Hypertext-Edition zu Goethes Gedicht „Geständniß“

Zudem erhält der Nutzer die Möglichkeit, auch die handschriftliche Fassung des Gedichtes parallel zur Reinschrift zu betrachten. Durch einen Mausklick auf die betreffende Textzeile des Faksimiles, bzw. auf den betreffenden Bildausschnitt, wird

1011 Peters u. Wender: Variantenapparate. S. 146.

durch so genannte ‚clickable maps‘<sup>1012</sup> die Darstellung der Transkription in einem anderen Fenster ausgelöst.

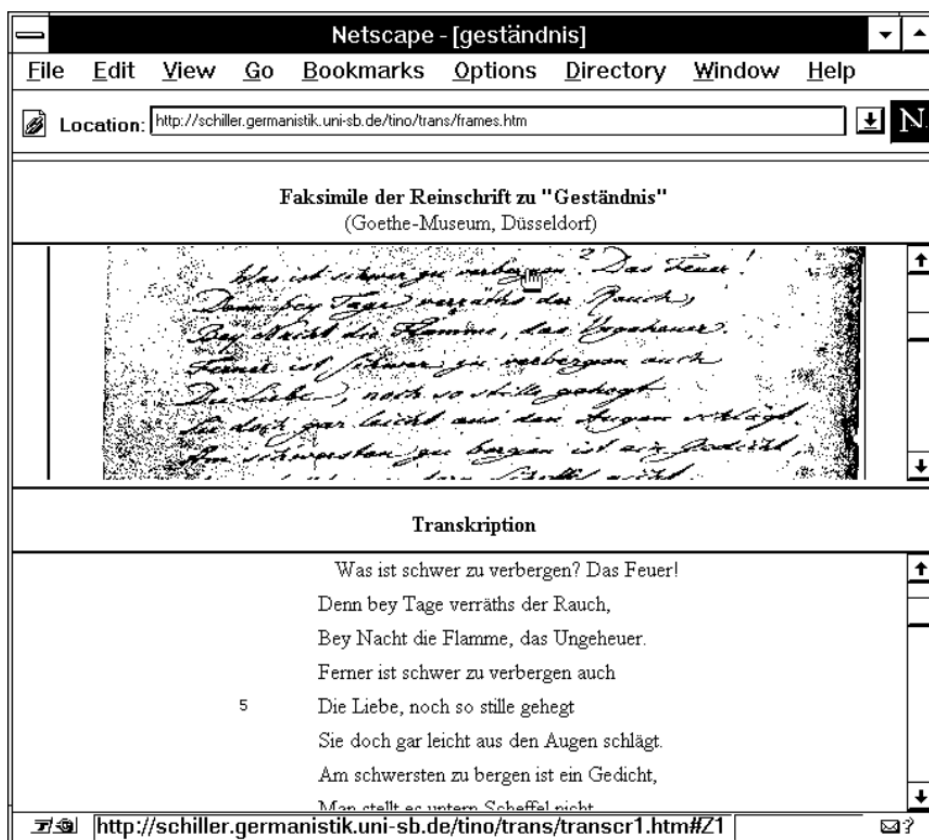


Abb. 25: Transkription zu Goethes Gedicht „Geständnis“

Aus der Integration von Handschriftenfaksimiles und deren Transkriptionen in einem hypertextuellen Raum, ergibt sich nun ein offener Zugang zu den so genannten paläographischen Studien, die bis dato nur einem kleinen Gelehrtenkreis vorbehalten blieben. Durch die Digitalisierung solcher Texte und Faksimiles wird nun auch ein neuer Umgang mit Handschriften der einzelnen Autoren möglich.

Ein weiterer Aspekt bezüglich der neuen Editionspraxis in Hypertext-Editionen, besteht in der Möglichkeit der Kooperation unterschiedlichster medialer Webseiten. Subtexte, die an anderer Stelle im Netzwerk schon einmal erläutert worden sind, können direkt in die eigene Edition eingebunden werden; Sachverhalte lassen sich von serverfremden Webseiten erklären, indem ein externer Link auf sie verweist. Gleichzeitig können dadurch offene Konzepte in der Art einer work-in-progress-Edi-

<sup>1012</sup> Bei ‚clickable maps‘ oder auch ‚verweis-sensitiven Grafiken‘ fungieren bestimmte abgegrenzte Bereiche eines Bildes als Anker für verschiedene Links, die wiederum verschiedene Verweise ausführen.

tion realisiert werden, bei der kein einzelner Herausgeber die alleinige Entscheidungsbefugnis über Lesart, Kommentierungsbedürftigkeit oder Interpretation besitzt. Vielmehr wird die gesamte Forschungsgemeinschaft dazu aufgerufen, bestimmte Teile eines Textes zu bearbeiten und ihr jeweiliges Fachwissen zur Verfügung zu stellen.

Hinsichtlich dieser Vorgehensweise ist es erforderlich, Übereinkünfte und Standards zu konzipieren, die die Zitierfähigkeit solcher Editionen gewährleisten und dadurch auch von Wissenschaft und Forschung anerkannt werden. Diese Standards würden Hypertext-Editionen auch rasch vom Makel des ‚Experiments‘ befreien und das Prestige solcher Editionen anheben. Gleichzeitig müssten aber auch die rechtlichen Fragen rasch geklärt werden, damit die Verbreitung solcher Inhalte geregelt werden kann, ohne dass eine ständige Angst vor Raubkopien oder Urheberrechtsverletzungen herrscht.

Ungeklärt bleibt aber auch die Frage, wer die Redaktion bzw. Programmierung solcher Hypertext-Dokumente übernehmen kann.<sup>1013</sup> Denn ob Herausgeber oder Lektorate in den Verlagen schon in der Lage sind, hinter die Bildschirmoberfläche zu blicken und die Kodierungen der einzelnen Textinhalte einer genauen Überprüfung zu unterziehen, bleibt weiterhin ungeklärt. Möglichkeiten für die Realisation solcher Hypertext-Editionen sind in der Anwendung so genannter Content-Management-Systeme gegeben, die ein allgemeingültiges Stylesheet bzw. eine Formatvorlage liefern, in der der betreffende Autor lediglich seinen Text einfügt; die Formatierung wird übernommen.<sup>1014</sup> Auch die Übereinkunft auf standardisierte Programmiersprachen wie SGML/XML und TEI bieten die Möglichkeit, die technischen Bedingungen zu schaffen, die zur modernen Redaktion nötig sind.

---

1013 Ein gutes Beispiel liefert hierbei das 1998 gegründete Kompetenzzentrum „Neue Publikationsformen und Erschließungsverfahren für geisteswissenschaftliche Grundlagenwerke“ der Universität Trier, welche alle zur Erstellung einer EDV-basierten Publikation notwendigen Arbeitsschritte durchführt. Vgl. Kompetenzzentrum [URL: [http://germazope.uni-trier.de/Projects/KoZe2/\\_start](http://germazope.uni-trier.de/Projects/KoZe2/_start)] Stand: 2004. Zugriff: 04.05.2009.

1014 Vgl. Kap. 6.3.3.2 der vorliegenden Arbeit.

### 6.3 HEBELS KALENDERGESCHICHTEN ALS HYPERTEXT-EDITION

Im folgenden Kapitel werden die grundlegenden Fragen bezüglich der inhaltlichen, der visuellen und der technologischen Konzeption der vorliegenden Hypertext-Edition diskutiert und beantwortet. Ziel dieser Konzeptionsphase ist es, durch das abgestimmte Miteinander von Inhalt, Navigation und Gestaltung, den Bedürfnissen des Anwenders gerecht zu werden und eine qualitativ hochwertige Webseite zu planen und schließlich prototypisch umzusetzen.

#### 6.3.1 Inhaltliches Konzept der Hypertext-Edition

Wurde zuvor schon erläutert, inwiefern Hypertext-Editionen und die Nutzung des Internets eine Erweiterung der Geisteswissenschaft bedingen, so eröffnet die Anwendung einer hypertextuellen Struktur, mit deren Hilfe die digitale Edition konzipiert wird, neue mediale Möglichkeiten, Sachverhalte überzeugend darzustellen und zu vermitteln. Die vorliegende Hypertext-Edition stellt sich aber nicht nur die Aufgabe, die Hebelschen Kalendergeschichten von der Buchform in eine digitale Version zu übertragen, sondern möchte darüber hinaus noch erweiternde Funktionen und unterschiedliche Inhalte anbieten. Da die inhaltlichen Leistungen in verschiedenen Rubriken sortiert werden, ergibt sich für die Hebel-Edition ein Modell mit insgesamt fünf tragenden Säulen, die sowohl eigenständig, als auch kooperativ, die Funktion von Information und Publikation übernehmen:

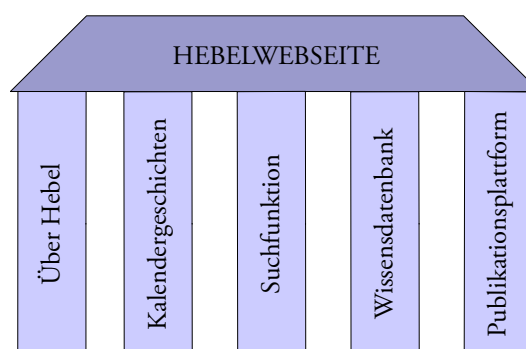


Abb. 26: Säulenmodell der Hypertext-Edition



### 6.3.1.1 *Über Hebel*

Diese Sichtweise auf einen Text im Allgemeinen und den Autor im Speziellen hat gerade in den letzten Jahrzehnten durch die Veröffentlichungen von Roland Barthes und Umberto Eco an Tragweite zugenommen.<sup>1015</sup> Wird doch durch diese Theorie, einen Text als Intertext zu behandeln, die Unsicherheit einer Intention des Autors innerhalb der Trias ‚intentio auctoris‘, ‚intentio operis‘ (Textebene) und ‚intentio lectoris‘ (Rezeption), ausreichend belegt.

Zwar ist für eine Textanalyse und -interpretation, nach den Auffassungen dieser literaturtheoretischen Strömung, der empirische Autor nicht absolut primär, jedoch darf er als Urheber des Werkes nicht völlig außer Acht gelassen werden. Durch ihn erfährt der Leser die Umstände zu den Bedingungen und dem historischen Kontext, in dem das Werk geschaffen wurde. Hierbei darf aber nicht der Fehler gemacht werden, bei der Interpretation auf eine Einheit von Leben und Werk hinarbeiten, doch sollte dem Leser der kulturelle und sprachliche Hintergrund eines Autors bewusst sein, um zu einer ergiebigen Analyse zu gelangen.

Der empirische Autor muss also nicht zwingend mit der ‚Geburt des Lesers‘ sofort dem Tode anheim fallen, wie Barthes behauptet, sondern kann auch über dem Prozess des Schreibens hinaus für Irritationen und Missverständnisse sorgen. In Bezug auf Hebel erscheint dies wichtig, da er ohne weiteres als Paradeexemplar eines solchen Schriftstellers gilt. Zu provozieren, herauszufordern, das Gewöhnliche bzw. intertextuelle Verständnis in Frage zu stellen und die Verwendung ungewöhnlicher Textkonstruktionen, ist ein herausstechendes Merkmal seiner Werke. Auf Grund dieser Argumente beschäftigt sich die erste tragende Säule der vorliegenden Hypertext-Edition denn auch mit dem Leben des Autors und seiner Zeit und trägt den Titel *Über Hebel*. Die Rubrik offeriert dabei unterschiedliche Herangehensweisen sich diesen biographischen Details zu nähern.

---

1015 Vgl. Umberto Eco: Die Grenzen der Interpretation. – München, Wien: Hanser 1992. u. Roland Barthes: Der Tod des Autors. – In: Fordis, Jannidis [Hrsg.]: Texte zur Theorie der Autorschaft. – Stuttgart: Reclam 2000 (= RUB 18058). S. 185-193.

Die schnellste und bekannteste Herangehensweise vollzieht sich in der Betrachtung des Hebelschen Lebens in Form einer Biographie, die unter dem Menüpunkt *Biographie* zu erreichen ist. Hierbei werden in Aufsatzform die wichtigsten Eckdaten Hebels erläutert und zusammengestellt, wobei auf eine tabellarische Form der Darstellung verzichtet wird, da diese Form der Präsentation in dem so genannten Menüpunkt *Timeline* realisiert werden könnte.<sup>1016</sup>

Diese dort erstellte Zeitschiene würde eine Übersicht von Leben, Werk und Zeitgeschehen liefern und dem Nutzer einen erlebnisorientierten Zugang zum Wissen ermöglichen. Im Gegensatz zur rein statischen Darstellung einer Tabelle könnte der User durch die Verwendung seiner Computermaus, aktiv das Geschehen bestimmen und über Hebels Leben hinaus durch die gesellschaftspolitischen Strukturen und soziologischen Prozesse der Jahre 1760-1826 streifen. Hierzu müsste er lediglich auf eines der verfügbaren Buttons klicken, woraufhin in einem speziell dafür vorgesehenen Frame die gewünschte Information präsentiert würde. Die Zeitschiene bliebe aber immer im aktiven Fenster vorhanden, um dem Benutzer zu jedem Zeitpunkt die größtmögliche Orientierung zu gewährleisten. Ein gutes Beispiel für eine gelungene, interaktive Timeline kann auf der Webseite der Literaturplattform *Xlibris* betrachtet und genutzt werden:<sup>1017</sup>

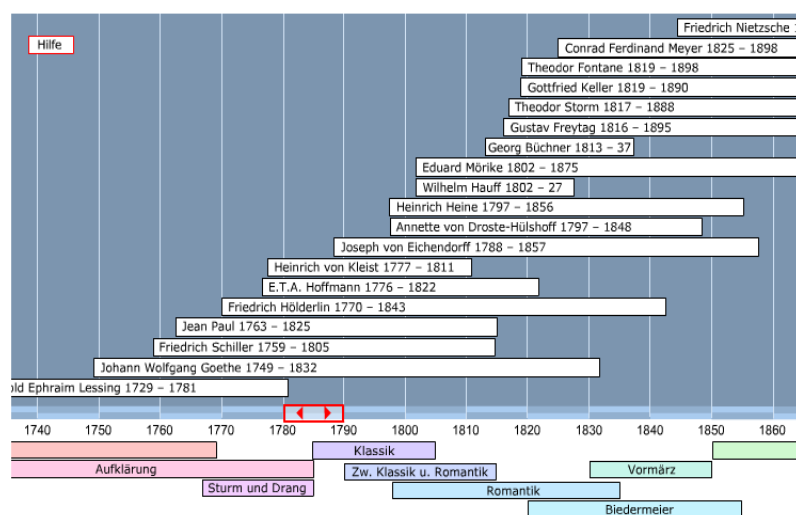


Abb. 27: Interaktive Epochenübersicht

1016 In der vorliegenden Edition kann keine vollständig realisierte Zeitschiene geboten werden, da dies ein zu hoher Arbeitsaufwand wäre.

1017 Interaktive Epochen- und Autorenübersicht. Xlibris. [URL: <http://www.xlibris.de/Epochen-Uebersicht>]. Stand: 2008. Zugriff.: 10.08.2009.

Der letzte Menüpunkt, *Bilder*, dokumentiert die wichtigsten Lebensstationen Hebels, in Form einer integrierten Bildergalerie, in der sich zahlreiche Ortsaufnahmen, handschriftliche Notizen von Hebel und Darstellungen seiner Selbst bzw. seinen Begleitern befinden. Die Einrichtung der Bilddatenbank wird mittels der frei verfügbaren Komponente *Phocagallery*<sup>1018</sup> umgesetzt, da diese alle wichtigen Funktionen, wie Thumbnail-Erstellung und automatische Slideshow, mit verschiedenen Überblendungen beinhaltet. Das Design der Bildergalerie lässt sich über den Administratorenbereich bzw. dem Backend sehr genau den eigenen Wünschen anpassen und ermöglicht so eine perfekte Einbindung in das bereits vorhandene, gestalterische Konzept der Webseite.

#### 6.3.1.2 *Kalendergeschichten*

Die zweite tragende Säule und zudem der Hauptinhalt der Hebel-Webseite, ist die Hypertext-Edition der Kalendergeschichten Johann Peter Hebels aus dem *Badischen Landkalender* und dem *Rheinländischen Hausfreund* sowie aus dem Nachlass und aus den Manuskripten.<sup>1019</sup> Klickt der Nutzer auf den Menüpunkt *Kalendergeschichten*, so öffnen sich im linken Frame die einzelnen Untermenüs mit den Bezeichnungen *Edition Chronologisch*, *Edition Alphabetisch*, *Kommentar* und *Zeitgenössische Drucke*, die wiederum in einzelne Rubriken unterteilt sind.

Im Bereich *Edition* kann der Nutzer zwischen einer chronologischen Darstellung – die nach den jeweils erschienen Jahrgängen unterteilt ist – und einer alphabetischen Darstellung wählen, die die gezielte Suche an Hand der Titel erleichtern soll. Parallel zur ausgewählten Kalendergeschichte, welche bei Mausklick auf den entsprechenden Titel im rechten Hauptframe angezeigt wird, ist der dazugehörige Kommentar jeweils im unteren Bildschirmbereich angesiedelt. Dadurch ist es dem Nutzer möglich, Informationen, wie Textgrundlage, Publikationsort des Erstdruckes, Veränderungen im Text bzw. dessen Varianten und die adäquaten Erläuterungen zu einzel-

---

<sup>1018</sup> Vgl. Phocagallery. [URL. <http://www.phoca.cz/phocagallery>]. Stand: 2009. Zugriff: 01.08.2009.

<sup>1019</sup> Da die digitale Edition nur prototypisch realisiert wird, sind lediglich die Texte aus dem *Badischen Landkalender* von 1803 bis 1807 sowie die Texte des *Rheinländischen Hausfreundes* von 1808 und das Kalendarium aufgenommen.

nen Textpassagen, synchron zum Haupttext nachzuvollziehen. Auf die übliche Konzeption solcher Editionen, die zu kommentierende Stelle mit einem entsprechenden Link zu kennzeichnen, der den Kommentar dann in einem neuen Fenster öffnet, wird der Übersichtlichkeit halber verzichtet.

Die hypertextuelle Struktur zeigt hier im vollem Maße seinen Nutzen, da der Rezipient nun Haupttext und Apparat auf einen Blick betrachten kann und das übliche Umherblättern einer Printedition entfällt. Durch die Verwendung zweier unterschiedlicher Frames können Erzählung und Kommentar unabhängig voneinander betrachtet und durch so genannte ‚Scrollbalken‘<sup>1020</sup> in die gewünschten Positionen gebracht werden. Es ist daher nicht nötig, dass der Nutzer bis zum Ende der jeweiligen Kalendergeschichte gelangen muss, um den anschließenden Kommentar lesen zu können; dies kann nun zeitgleich geschehen, da Text und Kommentar autark zu navigieren sind. Aus Gründen der Benutzerfreundlichkeit wird jedoch ein extra Menüpunkt, gekennzeichnet als *Kommentar*, einerseits den gesamten Stellenkommentar beinhalten, andererseits Erläuterungen zu dessen Benutzung anbieten.<sup>1021</sup> Diese Vorgehensweise bleibt der klassischen Darstellung einer Printedition verhaftet und bietet so dem, hinsichtlich einer Hypertext-Edition ungeübten Rezipienten, die Möglichkeit, den klassischen Verfahrensweisen einer Druckedition zu folgen.

Der letzte Menüpunkt, *Zeitgenössische Drucke*, in der Kategorie *Kalendergeschichten*, bietet die Option, ausgewählte Erstdrucke und Originalholzstiche der betreffenden Kalendergeschichten sowie den *Rheinländischen Hausfreund* von 1808, als digitale Faksimiles zu betrachten. Diese werden wiederum durch die zuvor schon erwähnte *Phocagallery* anschaulich präsentiert. Eine Detailansicht des jeweiligen Faksimiles öffnet sich durch Klick auf das entsprechende Thumbnail.

---

1020 Vgl. Bildlauf. Wikipedia [URL: <http://de.wikipedia.org/wiki/Scrollbalken>] – „Als Bildlauf wird das Verschieben von Bildschirmhalten (sowohl Text als auch Grafik) bezeichnet. Zweck ist die Darstellung umfangreicher Inhalte auf begrenztem Platz (Bildschirm, Fenster, ListBox etc.). Zur Bedienung des Bildlaufs befindet sich meist am Fensterrand ein Schieber auf einer so genannten Bildlaufleiste, dem ‚Scrollbalken‘.“

1021 Für einen User, der die Anwendung einer Hypertext-Edition gewöhnt ist, finden sich die Erläuterungen zur Benutzung des Portals in der gewohnten Hilfeseite, die in der Kopfnavigation angesiedelt ist.

Die Werktitel der Erstdrucke sind in alphabetischer Reihenfolge verzeichnet und verzichten auf eine chronologische Darstellung, da, bedingt durch die großen Datenmengen der einzelnen Faksimiles, zunächst nur eine begrenzte Auswahl an Drucken angeboten werden kann. Einhergehend mit den bibliographischen Angaben wird aber in der Detailansicht durch einen Link auf die jeweilige Kalendergeschichte in der bestehenden Hypertext-Edition verwiesen.<sup>1022</sup> Der Benutzer kann somit auf den entsprechenden Textteil in der Hypertext-Edition zugreifen und dadurch die chronologische Ordnung der Faksimiles nachvollziehen, sei es nun Erstdruck oder der betreffende Holzstich einer Kalendergeschichte. Innerhalb der Holzstiche wird jedoch einer chronologischen Ordnung Rechnung getragen, da hierbei der Gesamtumfang der Bilder digitalisiert werden konnte.

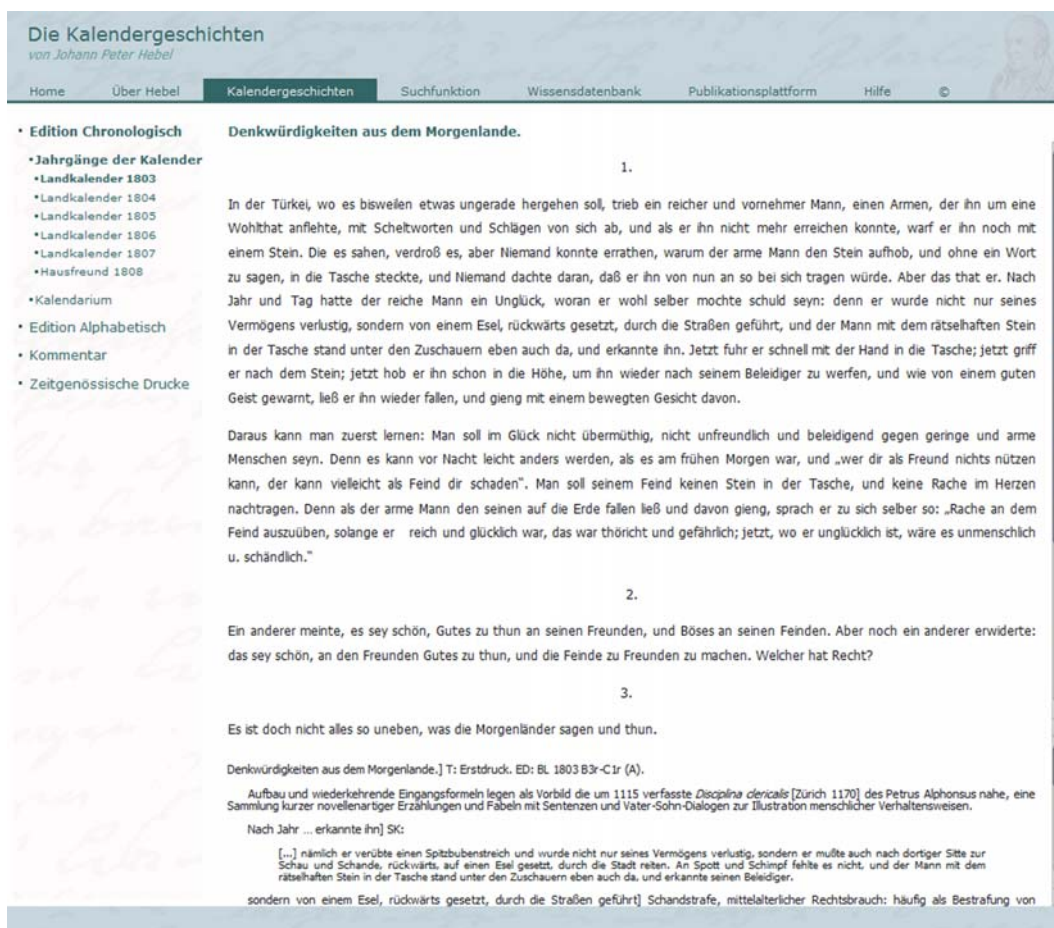


Abb. 28: Screenshot Menüpunkt „Kalendergeschichten“

<sup>1022</sup> Da in diesem Menüpunkt auch Texte aus Jahrgängen aufgenommen wurden, die noch nicht als digitale Edition vorliegen, wird dementsprechend nur bei bereits bestehenden Hypertexten auf die jeweilige Kalendergeschichte verlinkt.

### 6.3.1.3 Suchfunktion

Ein weiterer Aspekt, der Hypertext-Editionen wesentlich von Printeditionen unterscheidet, ist die Einrichtung einer internen Volltextsuche, welche sich als die dritte tragende Säule der vorliegenden Webseite erweist. Hierbei hat der Nutzer die Möglichkeit, mittels einer editionsübergreifenden Suchmaschine den gesamten Textkorpus zu untersuchen und in Sekundenschnelle verschiedene Suchanfragen an den Rechner zu starten. Gleichzeitig erlauben die unterschiedlichen Suchmodi – bspw. Boolesche Operatoren, Kontextualisierungen, Phrasierungen, etc.<sup>1023</sup> – eine ausgefeiltere Recherche nach bestimmten Stichwörtern, die mittels einer Profisuche weiter spezifiziert werden können. Im Gegensatz zur traditionellen Printedition, in der man an Hand von Registern meist nur eindimensional nach Autoren oder einem bestimmten Schlagwort suchen kann, ermöglicht die digitale Struktur also eine mehrdimensionale Suche nach verschiedenen Kriterien und Themenkomplexen.

Der Aufbau der Suchmaschine orientiert sich dabei an der Suchmaschine des Heinrich-Heine-Portals, das nicht nur eine allgemeine Volltextsuche anbietet, sondern durch die Möglichkeit, verschiedene Parameter schon vor Suchbeginn einzustellen, auch eine Detailsuche offeriert:



Abb. 29: Screenshot der Suchfunktion im Heinrich-Heine-Portal

<sup>1023</sup> Vgl. hierzu die Ausführungen in Kap. 6.2.3.1 der vorliegenden Arbeit.

Durch die Implementierung einer solchen Detailsuche kann der Nutzer also schon im Vorfeld seine Suchkriterien einschränken und spezifizieren, so dass die Trefferquote nicht zu unübersichtlich wird. In Bezug auf die Kalendergeschichten Hebels wäre es durchaus sinnvoll diesem Beispiel zu folgen und eine Suchmaschine zu entwerfen, die in der Lage ist, verschiedene Kategorien als Vorauswahl anzubieten, bspw. die Beschränkung auf einzelne Jahrgänge oder die Unterscheidung von Kommentar und Haupttext.

Die Realisation einer solchen Suchmaschine wäre durch die Verwendung eines so genannten ‚Content Management Systems‘<sup>1024</sup> und der Installation des Plugins der Firma *Jxtended* möglich, die für das CMS *Joomla!* eine ausgefeilte Suchmaschine, namens *Finder*, anbietet. Hierbei kann einerseits der Anwender nach verschiedenen Parametern den vorhandenen Textkorpus durchsuchen, andererseits erhält der Administrator die Möglichkeit, einzelne Kategorien festzulegen. Die gefundenen Ergebnisse (recalls) werden auf dem Bildschirm nach Relevanz geordnet dargestellt und bieten eine Sprungmöglichkeit zu den betreffenden Seiten.<sup>1025</sup>

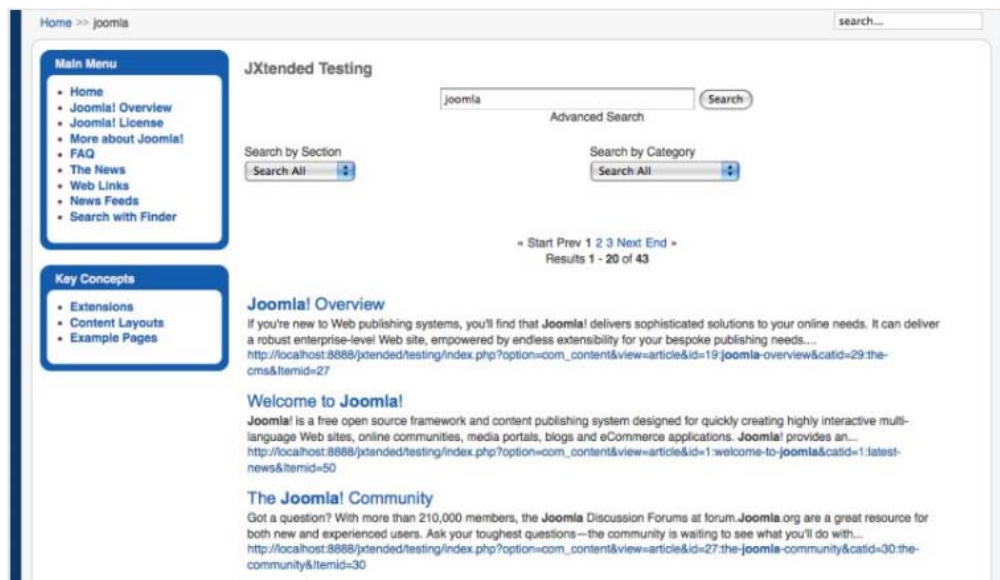


Abb. 30: Screenshot der Suchmaschine der Firma *Jxtended*

1024 Vgl. Kap. 6.3.3.2 der vorliegenden Arbeit.

1025 Die vorliegende Hypertext-Edition verwendet hingegen die interne Suchmaschine von *Joomla!*, da das Plugin der Firma *Jxtended* einerseits kostenintensiv ist, andererseits seinen vollen Funktionsumfang erst bei einer vollständigen Digitalisierung sämtlicher Kalendergeschichten offenbart. Die digitalisierten Datensätze der prototypischen Edition sind jedoch nicht zahlreich genug, als dass sich diese Investition rechtfertigen lassen würde. Auch lassen sich die einzelnen Kalendertexte noch ohne Schwierigkeiten durch das interne Suchmodul von *Joomla!* auffinden.

#### 6.3.1.4 Wissensdatenbank

Konnte sich der Nutzer durch die bereits erwähnten Menüpunkte einen Überblick über Hebels Leben und Werk verschaffen, so ermöglicht die vierte Säule des Hebels-Portals, die *Wissensdatenbank*, eine eingehende Beschäftigung mit der Geschichte des Kalenders im Allgemeinen und der Kalendergeschichte im Speziellen.<sup>1026</sup>

Als Einstieg in die Thematik bietet sich zunächst ein Überblick über die Geschichte des Kalenders an, der sich im Menüpunkt *Kalender als Medium* befindet und entsprechend gegliedert ist. Der Rezipient erhält dabei die Möglichkeit die Geschichte der Zeitrechnung nachzuvollziehen, dem Überblick über den deutschen Kalenderdruck zu folgen und sich über die typischen Inhalte der Kalender zu informieren.

Weiterhin besteht die Option durch den zweiten Menüpunkt, *Badischer Kalender*, die Entwicklung der badischen Kalenderlandschaft nachzuvollziehen. Hierbei wird der Kalenderdruck in Baden sowie die Umgestaltung vom *Landkalender* zum *Rheinländischen Hausfreund* und Hebels Mitarbeit an dieser Umgestaltung erläutert. Schließlich kann der Nutzer sich im Kapitel *Beschrieb des Rheinländischen Hausfreundes* genauer über dessen Aufbau und Inhaltsstruktur informieren.

Eine weitere Unterkategorie der *Wissensdatenbank* beschäftigt sich unter dem Menüpunkt *Texte & Medium*, mit den Kalendergeschichten in ihrem Medium und geht der Frage nach, inwiefern Kalendergeschichten überhaupt als literarische Gattung anzusehen sind. Einhergehend mit dieser Fragestellung kann sich der Nutzer in einem weiteren Menüpunkt mit der Literarisierung des Kalender und der daraus entstehenden Kalendergeschichtenkultur auseinandersetzen und im Anschluss daran die Erläuterungen zu unterschiedlichen Kalendergeschichten-Autoren, wie Grimmlshausen und Beer, genauer betrachten.

Das letzte Kapitel der Wissensdatenbank untersucht schließlich die Kalenderbeiträge Johann Peter Hebels selbst und analysiert diese nach verschiedenen Gesichtspunkten. Einer der wesentlichen Aspekte bildet dabei die Auseinandersetzung mit den Berührungspunkten des Autors und dessen Erzählungen mit der zeitgeschichtli-

---

<sup>1026</sup>Die einzelnen Unterpunkte der Wissensdatenbank folgen im Wesentlichen der jeweiligen Gliederung des entsprechenden Kapitels in der Dissertation. – Vgl. Inhaltsverzeichnis S. ix-xx.



chen Strömung der Aufklärung und die populär-aufklärerische Zielsetzung der Hebelschen Kalenderarbeit. Gleichzeitig kann sich durch die Lektüre des Kapitels *Merkmale der Texte*, hinsichtlich der Figur des Hausfreundes, dem Prinzip des Dialogischen oder die Verwendung von Moral und Sprichwort, in den betreffenden Erzählungen informiert werden. Die Untersuchungen zu *Sprache und Stil* der Kalendergeschichten bilden den letzten Menüpunkt und damit den Abschluss der *Wissensdatenbank*.

#### 6.3.1.5 Publikationsplattform

Bietet die *Wissensdatenbank* im Hebel-Portal eine Fülle von Informationen, so ist sie in ihrer Reichhaltigkeit doch Beschränkungen unterworfen und kann keineswegs sämtliche Publikationen im Bereich der Hebel-Forschung berücksichtigen. Um diesem Manko aber entgegenzuwirken, wird in die vorliegende Hypertext-Edition eine Publikationsplattform etabliert, die die wichtigsten Beiträge im Bereich der Hebel-Forschung auflistet und dem Nutzer durch diese Angaben den Zugang zu weiterführender Literatur ermöglicht.

Hierbei ist eine Gliederung erforderlich, die zwischen Primär- und Sekundärliteratur unterscheidet, wobei Erstere die Schriften von Hebel verzeichnet. Der Menüpunkt *Zeitgenössische Quellen* gibt hingegen einen Überblick über die Literatur, auf die Hebel entweder selbst in seinen Kalendergeschichten verweist oder die als Vorlage dienten. Die Sekundärliteratur, im Portal als *Forschungsliteratur* gekennzeichnet, verzeichnet entsprechende Sekundärliteratur bzw. Forschungsbeiträge, die für ein Verstehen des Hebelschen Oeuvre von Belang sind.

Innerhalb der einzelnen Menüpunkte ermöglicht ein Banner, welches die Buchstaben des Alphabets enthält, ein leichtes Auffinden der unterschiedlichen Autoren. Klickt man bspw. auf den Buchstaben ‚B‘, so navigiert das Portal automatisch zu den Beiträgen, deren Autoren-Nachnamen mit ‚B‘ beginnen. Mittels so genannten ‚Ankern‘, die innerhalb des Dokumentes gesetzt werden, kann dies problemlos realisiert werden.

### 6.3.2 Visuelles Konzept der Hypertext-Edition

Bei der Entwicklung eines visuellen Konzeptes steht die Frage nach einer optimalen Benutzbarkeit bzw. Benutzerfreundlichkeit der Webseite im Vordergrund, da eine klar strukturierte und transparent gehaltene Gestaltung der Benutzeroberfläche und eine übersichtliche inhaltliche Struktur, die wesentlichen Bestandteile für Akzeptanz und Verständnis der aufbereiteten Hypertext-Edition darstellen.<sup>1027</sup> Eine zu komplex gestaltete Oberfläche birgt die Gefahr einer kognitiven Überlastung des Anwenders und kann schnell zum Scheitern führen; typographische und graphische Feinheiten sind daher ein wichtiges Werkzeug, um die Orientierungslosigkeit des Anwenders zu überwinden und das gesamte Informationsmaterial des Hebel-Portals effektiv nutzen zu können. Demnach gebührt einer homogenen Darstellung des Inhaltes oberste Priorität, indem die theoretischen Grundlagen der Gestaltung den Bestimmungen und Richtlinien von Usability-Guidelines folgen.<sup>1028</sup>

Gerade in der Erstellung des Layouts unterscheidet sich jedoch die Aufmachung eines wissenschaftlichen Portals erheblich von einer kommerziellen Webseite, da der verkaufsorientierte Aspekt in den Hintergrund tritt. Vielmehr ist es nötig, ein leichtes Auffinden der gewünschten Information in Form einer übersichtlichen und ansprechenden Darstellung zu gewährleisten; mithin den Mehrwert der multimedialen Visualisierungstechniken zu offenbaren. Demnach liegen einem wissenschaftlichen Portal andere Kriterien der Benutzerfreundlichkeit zu Grunde, da die Intention des Rezipienten, eine solche Webseite zu besuchen, ohnehin nicht auf einer Lust am Surfen im Netz beruht, sondern in der gezielten Informationsrecherche.

Bunte Farben und entsprechende Animationen, sind daher kein Kriterium der Layoutgestaltung. Eher orientiert sich das visuelle Konzept des Hebel-Portals an pragmatischen Gesichtspunkten, die sich auf die Gestaltungskriterien der Inhaltstruktur, der Navigationsstruktur und dem Seitenaufbau bzw. des Corporate Designs auswirken.

---

<sup>1027</sup> Vgl. Kap. 6.2.4 der vorliegenden Arbeit.

<sup>1028</sup> Vgl. Jakob Nielsen: 113 Design Guidelines for Homepage Usability. [URL: <http://www.useit.com/homepageusability/guidelines.html>] Stand: 2001. Zugriff: 15.08.2009. u. Kap. 6.2.4.1 der vorliegenden Arbeit. u. Kap. 6.2.4 der vorliegenden Arbeit.

### 6.3.2.1 Inhaltsstruktur

Wie schon angedeutet, sollte der inhaltlichen Struktur einer Webseite ein stringentes gedankliches Modell zu Grunde liegen, das dem Nutzer eine leichte Anwendung garantiert und Übersichtlichkeit gewährleistet. Demzufolge muss das inhaltliche Konzept der Hypertext-Edition, welches zuvor ausführlich erläutert wurde,<sup>1029</sup> nach der folgenden Organisationsstruktur – hier dargestellt bis zur dritten Ebene – gegliedert werden, da dies die geforderte Benutzerfreundlichkeit weiter untermauert.

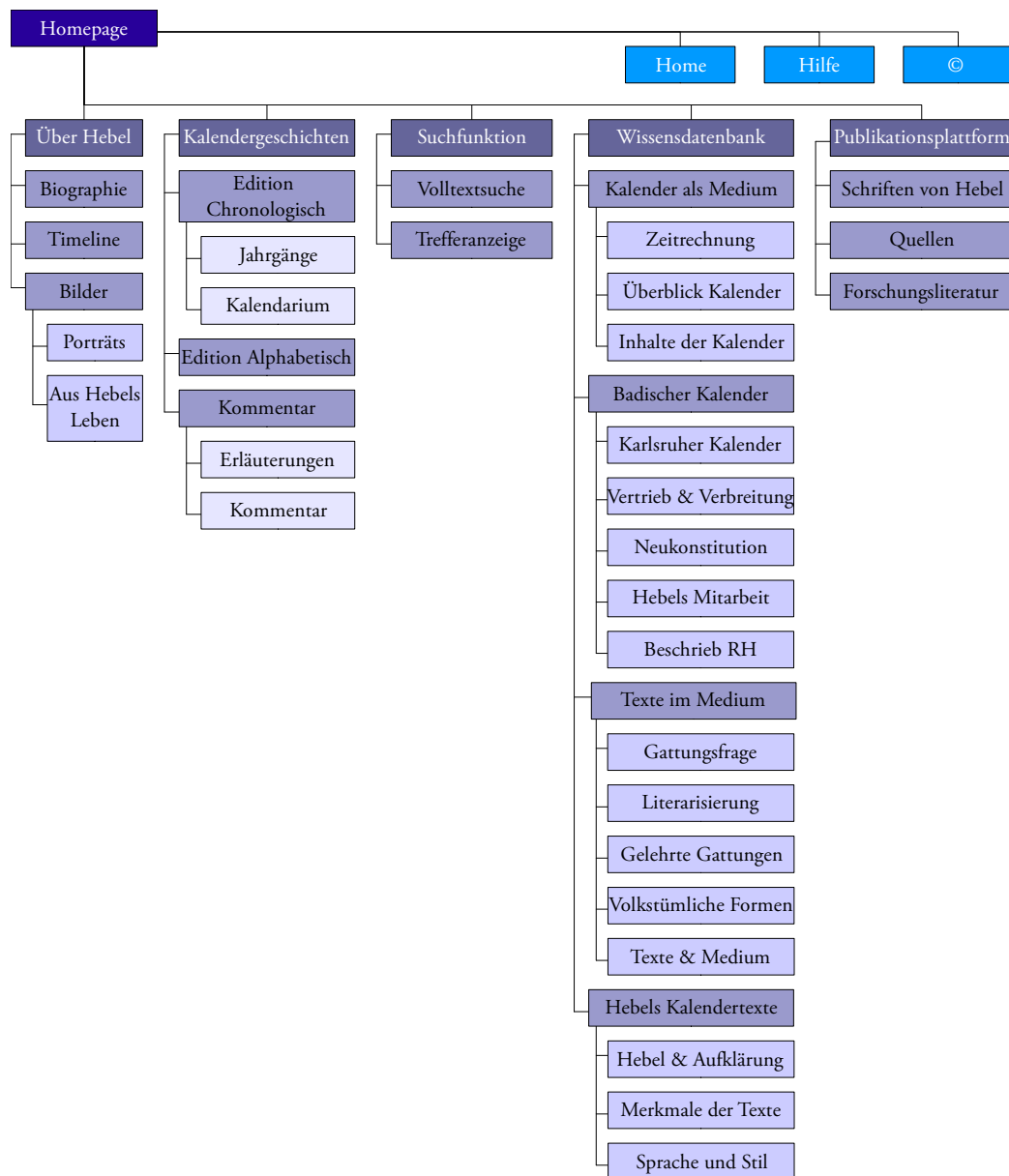


Abb. 31: Inhaltsstruktur der Hypertext-Edition

<sup>1029</sup> Vgl. Kap. 6.3.1 der vorliegenden Arbeit.

Dem Organigramm zufolge ist die Inhaltsstruktur – entsprechend der logischen Aufteilung der fünf Säulen des Hebel-Portals – nach verschiedenen thematischen Gesichtspunkten gegliedert und ermöglicht dem Anwender dadurch einen schnellen Zugriff auf Informationen. Gleichzeitig sind die notwendigen organisatorischen Informationen, wie Hilfe-Link und Impressum, durch die Einbettung im Header, dem ‚Kopfteil‘ der Webseite, jederzeit auffindbar:

### *6.3.2.2 Navigationsstruktur*

Gleich den Anforderungen an die Inhaltsstruktur, für Benutzerfreundlichkeit und Handhabbarkeit zu sorgen, ist es erforderlich, dass die Navigationsstruktur einer Hypertext-Edition, ebenfalls diese Aspekte beachtet. Zumal auch hier dem Nutzer, durch die Mischung von Datenüberschuss und Orientierungslosigkeit, ein ‚lost in hyperspace‘ droht. Um diesem Erleben aber entgegenzuwirken ist es unbedingt notwendig, die Wege bzw. die Zugangsmöglichkeiten zu den einzelnen Informationsseiten und Inhalten, so einfach und logisch wie möglich zu gestalten.

Denn konzeptionelle Mängel der Navigationsstruktur rächen sich nachhaltig und können die Leistungsfähigkeit des Systems erheblich mindern; spätestens sobald der Nutzer die Seite frustriert verlässt, da er die gewünschten Inhalte nicht finden kann. Die wichtigste Voraussetzung ist demnach eine klare Linkstruktur, die sich einheitlich präsentiert und Transparenz sowie schnelle Erreichbarkeit realisieren kann. Durch die elektronische Verweisstruktur, mittels Hypertext, kann ein solches Vorhaben umgesetzt und die Suche in der betreffenden Hypertext-Edition erleichtert werden. Andererseits ermöglicht es dem Anwender einen selbständig gewählten Weg der Informationsaneignung zu beschreiten, der sich fernab jeglicher Linearität vollzieht. Vergleichbar mit den unterschiedlichen literaturtheoretischen Ansätzen, seien sie Text-, Autor- oder Leserorientiert, erhält die Informationseinheit im Netz durch die nun frei wählbaren Zugänge, auch unterschiedliche Gewichtungen und individualisiert die Informationsaneignung. Navigationsinstrumente sind also wichtige Werkzeuge der Wissensvermittlung und müssen mit Bedacht eingesetzt werden.<sup>1030</sup>

---

1030 Vgl. Sharon McDonald u. Rosemary Stevenson: Navigation in hyperspace: an evaluation of the

Unter Berücksichtigung dieser Prämissen sollen in der vorliegenden Hypertext-Edition diverse Zugangsmöglichkeiten zu den Inhalten geschaffen werden. Dreh- und Angelpunkt bildet dabei die Kopfnavigation, die als horizontale Menüleiste auf jeder Seite erscheint und infolge einer Gliederung in Rubriken, zu allen dargebotenen Informationsangeboten führt. Durch Mausklick auf die jeweilige Rubrik öffnet sich die so genannte Hauptnavigationsleiste im linken Bildschirmbereich, in der dem Nutzer die jeweiligen Unterkapitel angeboten werden, die dieser nun deduktiv erschließen kann. Die einzelnen Informationen erscheinen durch einen Mausklick auf den entsprechenden Link im linken Inhalts-Fenster und können dort betrachtet werden, ohne dass Kopf- oder Navigationsleiste verschwinden. Verringert sich zwar durch die ständige Präsenz dieser Navigationsleisten der Bildschirmanteil des Hauptinhaltes, so gewährleistet eine solch ‚einfach‘ organisierte Navigationsstruktur, doch die größtmögliche Orientierung des Nutzers und Nachvollziehbarkeit der Linkstruktur. Auch eine unterschiedliche Gestaltung der einzelnen Buttons – der aktive Menüpunkt wird bspw. in Fettschrift gehalten, während die inaktiven Buttons in regulärer Schriftdicke gestaltet sind – fördert die Orientierung deutlich.<sup>1031</sup>

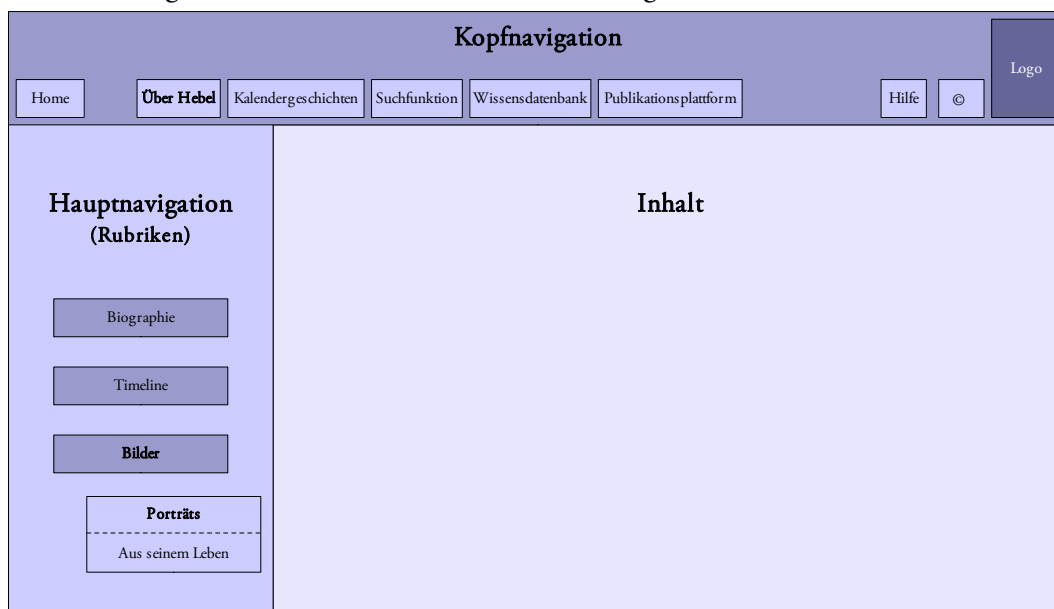


Abb. 32: Navigationsstruktur der Hypertext-Edition

effects of navigational tools and subject matter expertise on browsing and information retrieval in hypertext. – In: Special issue HCI and information retrieval Hrsg. v. Chris. W. Johnson.– Amsterdam [u.a]: Elsevier 1998 (= Interacting with Computers 10/3). S. 129-142.

1031 Vgl. zur farblichen Gestaltung der Buttons Kap. 6.3.2.2 der vorliegenden Arbeit.

### 6.3.2.3 Seitenaufbau und Corporate Design

Der letzte Schritt in der Erstellung eines Basis-Layouts besteht im Aufbau einer Seitenstruktur, die durch den formalen Rahmen der visuellen, inhaltlichen, funktionellen und technischen Anforderungen bestimmt wird und den Seitenaufbau, die Textgestaltung und die Entwicklung eines Corporate Designs wesentlich beeinflussen.

Dem Seitenaufbau einer Hypertext-Edition sollte dabei höchste Priorität eingeräumt werden und so konzipiert sein, dass der Nutzer die einzelnen Bildschirmhalte auf einen Blick erfassen kann. Dadurch sind die Richtlinien der so genannten Scannability gegeben, die Nielsen hinsichtlich des Rezeptionsverhaltens des Anwenders folgendermaßen erläutert:

How users read in the web? – They don't. [...] People rarely read Web pages word by word; instead, they scan the page, picking out individual words and sentences.<sup>1032</sup>

Kaum jemand ‚liest‘ also eine Webseite im eigentlichen Sinne, sondern scannt die betreffende Homepage bezüglich der eigenen und dabei auch möglichst schnellen Informationssuche. Entscheidend ist daher die Granularität bzw. die Knotenlänge eines Textes, der bezüglich der Benutzerfreundlichkeit nicht mehr als eine Seitenlänge des Bildschirms umfassen sollte.<sup>1033</sup> Einerseits wird dadurch ein umständliches scrollen – also das zeilenweise Verschieben von Bildschirmhalten mittels so genannter Bildlaufleisten – verhindert, andererseits die Übersichtlichkeit der dargebotenen Inhalte gewährleistet.<sup>1034</sup>

Um nun einen klar strukturierten Seitenaufbau zu erhalten ist es ratsam, eine Unterteilung der Webseite in Form von Frames vorzunehmen. Ermöglicht diese Methode doch, einzelne Inhalte in unterschiedlichen Bildschirmbereichen eines Browserfensters anzuzeigen. Vorteile einer solchen Präsentation sind vor allem in der unabhängigen Darstellungsweise der einzelnen Frames gegeben, da Elemente wie die Navi-

---

1032 Vgl. Jakob Nielsen: How users read on the web. [URL: <http://www.useit.com/alertbox/9710a.html>] Stand: 01.10.1997. Zugriff: 18.08.2009.

1033 Unter Granularität versteht man in der Informatik die Feinheitstufe einer Gliederung mit der Funktionen und Aktivitäten in Bezug auf die gesamte Aktion unterteilt sind.

1034 In der Hypertext-Edition ist es manchmal jedoch unumgänglich die genannten Scrollbalken einzuführen, da Editionen sehr textlastig sind.

gationsleiste immer im Blickfeld des Betrachters bleiben. In einem Einzeldokument befinden sich Navigation und Inhalt hingegen in einem einzigen ‚Frame‘ und können gegebenenfalls aus dem Blickfeld des Betrachters geraten, etwa wenn er durch die Länge des Inhaltes gezwungen wird die Scroll-Funktion zu verwenden. Dies wiederum führt beim Anwender zu Irritationen und zur Orientierungslosigkeit.

Der Seitenaufbau mittels Frames kann sich jedoch auch nachteilig auswirken, da eine solche Strukturierung schnell dazu verleitet, Unmengen an Inhalten auf der Startseite zu positionieren und dadurch zu einer kognitiven Überlastung des Rezipienten führen kann. Um dieser Gefahr vorzubeugen, wird auf der Startseite des Hebel-Portals lediglich die erste Ebene der Navigationsstruktur angezeigt, die bei Mausklick eine weitere Ebene in der so genannten Hauptnavigation öffnet; auf der Inhaltsseite, der dritte Frame des Framesets, erscheint nun der dazugehörige Text. Aus Gründen der Benutzerfreundlichkeit und des Erscheinungsbildes, welches sich nach den Gewohnheiten unserer westlichen Kultur richtet, erfolgt die Platzierung der Hauptnavigation im oberen linken Bereich, die Kopfnavigation als durchgehend horizontale Linie und die Inhaltsseite im rechten Bildschirmbereich.

Die Präsentation des gesamten Framesets ist hingegen so zu realisieren, dass bei einer minimalen Auflösung von 1280x1024 Pixel, ein horizontales Scrollen nicht notwendig ist. Hierbei wird garantiert, dass auch Benutzer mit älteren technischen Geräten bzw. Bildschirmen, ein ansprechenden Layout erhalten, welches die Anwendung in seiner gesamten Breite darstellen kann.

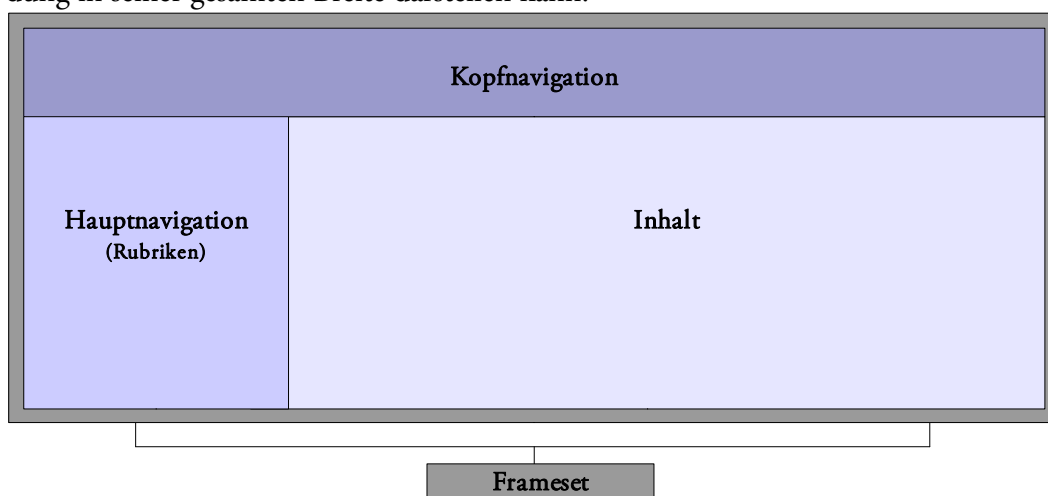


Abb. 33: Aufbau des Framesets der Hypertext-Editoren

Ist der Seitenaufbau der Webseite geklärt, so ist es nun an der Zeit ,sich über die Textgestaltung des Portals Gedanken zu machen, da für sämtliche Schrift Darstellungen Fonts verwendet werden sollten, die einerseits gut auf dem Bildschirm lesbar sind, andererseits auf allen erwarteten Zielplattformen erkannt werden. Eingebürgert und bewährt haben sich dafür die Schrifttypen *Times New Roman* und *Helvetica* oder auch *Arial* als proportionaler und *Courier* als nichtproportionaler Font.<sup>1035</sup> Sind diese Schriftarten vor allem durch Textverarbeitungsprogramme von MS Office bekannt und werden vom Nutzer meist ohne größere Probleme akzeptiert, so haben die Fontdesigner Matthew Carter und Tom Rickner spezielle Schriften für den Bildschirm entwickelt: *Verdana* als serifenloser Linear-Antiqua-Typ und *Georgia* als Serifenschrift.<sup>1036</sup> Durch eine große x-Höhe, weite Proportionen, großzügige Buchstabenabstände und ausgeprägten Unterschieden zwischen ähnlich geformten Buchstaben, ist *Verdana* ein optimaler Webfont, der zu einer guten Lesbarkeit, auch bei kleineren Schriftgrößen, auf dem Bildschirm beiträgt. Daher wird *Verdana* als Schriftbild für die Überschriften der vorliegenden Edition verwendet und *Tahoma*, als verwandte Schriftart zu *Verdana*, für die einzelnen Inhalte des Portals.

Die einheitliche Darstellung von Schrifttypen und ein stringenter Seitenaufbau, sind also die wesentlichen Bestandteile, die die Übersichtlichkeit einer Webseite ausmachen und für die Realisierung eines erfolgreichen Corporate Designs (CD) unerlässlich sind. Die Konsistenz des CDs, als Teilbereich einer durchdachten Corporate Identity, spielt wiederum eine wichtige Rolle für den Wiedererkennungswert einer solchen Homepage und plant die Gestaltung der Kommunikationsmittel unter einheitlichen Gesichtspunkten, um diesen Effekt zu erreichen. Dies bedeutet zunächst, dass Farben, Navigationsleisten, ebenso wie Logos, Schriftarten oder geometrische Grundmotive, auf allen Ebenen des Internetauftrittes, in einer zumindest ähnlichen Anordnung und Position Verwendung finden müssen. Corporate Design umfasst demnach die gesamte visuelle Darstellung eines Projektes und ist Bestandteil der

---

1035 Im Gegensatz zu einer proportionalen Schriftart besitzt eine nichtproportionale Schrift eine feste Zeichenbreite bzw. -dicke.

1036 Vgl. Daniel Will-Harris: *Georgia & Verdana. Typefaces designed for the screen (finally)*. [URL: <http://www.will-harris.com/verdana-georgia.htm>]. Stand: 2003. Zugriff: 18.08.2009.



strategisch geplanten und operativ eingesetzten Selbstdarstellung und Verhaltensweise eines Unternehmens nach innen und außen auf Basis einer festgelegten Unternehmensphilosophie, einer langfristigen Unternehmenszielsetzung und eines definierten (Soll-)Images – mit dem Willen, alle Handlungsinstrumente des Unternehmens in einheitlichem Rahmen nach innen und außen zur Darstellung zu bringen.<sup>1037</sup>

Auf Grund dieser Prämissen wird für die vorliegende Hypertext-Edition ein eigenes Corporate Design gestaltet, welches sich nach den ästhetischen Aspekten der aktuell vorherrschenden Design-Trends im Weblayout richtet. Die Entwicklung der Design-Vorlagen umfasst dabei die Konzeption eines Logos, bzw. eines Headers und einer durchdachten Farbgebung im Bildschirmbereich.

Die Kriterien zur Layoutierung des Banners gründen sich auf der Idee, den Autor Johann Peter Hebel und dessen Kalendergeschichten in ein Portal einzubinden und dies der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Hierzu wird ein Portrait Hebels, nach der Zeichnung von Christian Friedrich Müller aus dem Jahre 1810, am rechten Headerbereich verankert. Der mit dem Hintergrund als Ton in Ton konzipierte Titel des Portals – *Die Kalendergeschichten/Johann Peter Hebel* – befindet sich am linken Bildschirmbereich und folgt somit den Lesegewohnheiten des Publikums. Für eine gelungene Konzeption des Logos wird aus dem handschriftlichen Manuskript *Die Gewehrfabrik*<sup>1038</sup> ein Teil des Textes kopiert und für den gesamten Header als Hintergrund verwendet, um dadurch der Eintönigkeit eines lediglich einfarbigen Hintergrundes zu entgehen. Eine blaue Linie am unteren Bereich bildet den Abschluss des Banners und einhergehend damit, den Abschluss der Kopfnavigation, womit sich diese strikt von den restlichen Inhalten der Edition abgrenzt.



Abb. 34: Konzeption des Banners

Text und Portrait werden grundsätzlich mit einer hohen Transparenz formatiert und mit einer hellblauen Farbe unterlegt, um einerseits als diskreter Hintergrund der Navigationsleiste zu dienen, andererseits aber die Lesbarkeit der Links in der

1037 Klaus Birkigt, Marinus M. Stadler und Hans J. Funck: Corporate Identity. – Landsberg: Verlag Moderne Industrie 2000. S.18.

1038 Vgl. 318 *Die Gewehrfabrik* in der vorliegenden Arbeit.

Kopfnavigation nicht zu gefährden. Der Leser der Kalendergeschichten soll schließlich nicht durch aufdringliche Buttons oder effekthaschende Logos von der eigentlichen Rezeption der Erzählungen abgelenkt werden. Titel, Logo und farblicher Hintergrund befinden sich zudem auf jeder Seite der Homepage und fördern somit die Gestaltung eines Corporate Designs, welches in der Hauptnavigation ebenfalls durch die Farbgebung der betreffenden Links und Beibehaltung der Schriftart fortgeführt wird.

Ein weiteres Kompositionselement, unabhängig der Konzeption von Logos, ist demnach der Faktor der Farbgebung, auf den zuvor schon ansatzweise eingegangen wurde. Die Auswahl der Farben geschieht unter Berücksichtigung des Vorder- und Hintergrundes, der Schrift- und Navigationsleisten, sowie aller weiteren graphischen Elemente. Eine diskrete und einheitliche Farbgebung in Blautönen ist dabei vorherrschend und wird zudem als Orientierungsmittel in den einzelnen Navigationsleisten verwendet. In der dargestellten Hauptnavigationsleiste, sind die aktiven Menüpunkte in der gleichen Schriftfarbe wie in der Kopfnavigation gehalten, werden aber in Fettschrift dargestellt; die inaktiven Menüpunkte verbleiben in der regulären Schriftart. So kann der Nutzer also schon an Hand der Schriftdicke nachvollziehen, auf welcher Ebene der Homepage er sich gerade befindet. Um die geforderte Einheitlichkeit des Portals auch im Bereich der Farbgebung zu gewährleisten und das so genannte GIF-Format verwenden zu können, welches sich durch seine verlustfreie Komprimierung besonderes auszeichnet, wird auf eine websichere Farbpalette mit 216 vordefinierten Farben zurückgegriffen. Aus Rücksicht auf farbenblinde User und aus Gründen der Benutzerfreundlichkeit wird auf eine Kombination von Rot und Grün sowie auf die Verwendung von Mischfarben verzichtet. Stattdessen ist durch die Auswahl von Blautönen im Layout der Menüpunkte und durch schwarze Farbwahl der Schrift, in den textlastigen Bereichen der *Kalendergeschichten* und *Wissensdatenbank*, eine klare Farbtrennung gegeben, die die Lesbarkeit steigert und die Anwenderfreundlichkeit erhöht.

### 6.3.3 Technisches Konzept der Hypertext-Edition

Bei der Planung des Hebel-Portals ist, neben der Erstellung des inhaltlichen und visuellen Konzeptes, die Untersuchung und Festlegung der technischen Randbedingungen ein maßgebliches Kriterium für ein erfolgreiches Gelingen der digitalen Edition. Da aber die Zielgruppe einer solchen Edition durch Heterogenität bestimmt ist, wird es schwierig werden, für die unterschiedlichen Systeme der Anwender die perfekte Präsentationsform zu entwickeln und jedem Nutzer eine individuelle Passform zu garantieren. Um daher eine Systemunabhängigkeit zu gewährleisten, wird die vorliegende Edition für die Präsentation im Internet konzipiert.

Aus zweierlei Gründen ist die Publikation jedoch nicht im Hyperspace, sondern lediglich auf CD-Rom möglich: Einerseits muss der Zugriff zum Portal auch ohne Internetanbindung für die Gutachter gewährleistet werden, andererseits sind die Texte der Edition Bestandteil einer größeren Buchpublikation, die noch nicht erschienen ist. Sobald diese jedoch veröffentlicht wird, steht einer digitalen Präsentation im Internet nichts mehr im Wege.

Die Verwendung einer CD-Rom als Speichermedium büßt dabei aber in keiner Weise die Funktionsfähigkeit der Edition ein, da der für die Anzeige benötigte Browser – hier *Portable Firefox* – auf der CD-Rom implementiert wird. Legt der Anwender nun die CD in das Laufwerk ein und öffnet die Startdatei, wird diese Datei durch den auf dem Speichermedium vorhandenen Browser ausgeführt. Zudem ergeben sich keine Kompatibilitätsprobleme hinsichtlich der verwendeten Programmiersprache HTML, da der Browser diesen Sprachstandard unterstützt und die entsprechende Farbpalette von 256 Farben problemlos erkennt.

Lediglich die Bildschirmauflösung, welche bei der Konzeption des Portals dem VGA-Standard von 1280x1024 Pixel entspricht, kann zu Schwierigkeiten führen. Denn sollte der Anwender eine niedrigere Auflösung in seinem Betriebssystem aktiviert haben, so ist eine vollständige Ansicht der Homepage nur mittels vertikaler und horizontaler Scrollbalken möglich, wodurch die Benutzerfreundlichkeit erheblich eingeschränkt wird. Der Rezipient muss demnach in der Lage sein, für eine voll-

ständige Ansicht der Webinhalte, ohne Bildlaufleisten und für eine grafisch ideale Präsentation, die entsprechende Auflösung manuell anzupassen.<sup>1039</sup>

### 6.3.3.1 Serverausstattung

Wie schon erläutert, benötigt die Realisierung der Hypertext-Edition einige Vorüberlegungen hinsichtlich der technischen Konzeption. Ein besonderes Augenmerk muss dabei auf die so genannte Serverausstattung gelegt werden, da das zur Programmierung verwendete Content-Management-System (CMS) *Joomla!*, ein serverseitiges CMS ist, aber zugleich auf einer CD-Rom funktionieren soll.<sup>1040</sup> Serverseitig bedeutet hierbei, dass dem Programm ein Client-Server-Modell zu Grunde liegt, welches die Möglichkeit besitzt, Aufgaben und Dienstleistung innerhalb eines Netzwerkes zu verteilen. Der Client, oder auch der Nutzer, stellt je nach Wunsch eine bestimmte Anfrage zur Benutzung eines Dienstes an den Server, also der Ort an dem die Verwaltungssoftware hinterlegt ist. Dieser reagiert wiederum auf die Anfrage, wertet sie aus und übermittelt das Ergebnis an den Client. Die Dienste, die von einem Server zur Verfügung gestellt werden sind bspw. die Übertragung von Webseiten, die Bereitstellung von Datenbankzugriffen oder die Übermittlung von E-Mails.<sup>1041</sup>

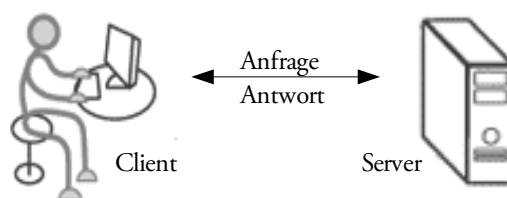


Abb. 35: Client-Server-Modell

Normalerweise ist eine Serverumgebung in den digitalen Welten des Internets eine Grundvoraussetzung für die Funktionsfähigkeit der Darstellung dynamischer Webinhalte und immer gegeben. Werden dynamische Inhalte erst im Moment ihrer Anforderung durch den Client erzeugt, bspw. die Ergebnisse aus einer Suchanfrage innerhalb der Webseite mittels Suchmaske, so wird vom Webserver ein dafür vorgese-

<sup>1039</sup> Die Anpassung erfolgt unter Windows Vista bspw. innerhalb der Systemsteuerung im Bereich Anpassung → Anzeige, bei der die Änderung der Bildschirmauflösung möglich ist.

<sup>1040</sup> Vgl. zur Erklärung des CMSs das nachfolgende Kapitel.

<sup>1041</sup> Vgl. zur ausführlicheren Darstellung der Serversituation Kap. 6.3.4 der vorliegenden Arbeit.

henes Programm ausgeführt, dass diese Daten zusammenträgt, ein entsprechendes HTML-Dokument erstellt, dieses an den Webserver übermittelt, der wiederum das Dokument an den Browser weiter gibt und schließlich beim Benutzer anzeigt.

Da das für die Konzeption der Webseite benutzte CMS auf einem solchen System basiert, es verwendet PHP und MySQL für die Erstellung der dynamischen Inhalte, ist das Vorhandensein eines Webserver also unbedingt notwendig. Durch die Fixierung der Homepage auf einem invariablen Speichermedium und fehlendem Online-Zugang ist ein Webserver jedoch nicht vorhanden. Demnach muss ein eine Möglichkeit gefunden werden, einen virtuellen Server auf der CD-Rom zu implementieren, um die Funktionsfähigkeit der Seiten zu gewährleisten. Der selbstkonfigurierende Webserver *Server2go* wurde speziell für diese Art von Problemen entwickelt und bietet durch die Unterstützung von PHP, SQLite und MySQL-Datenbanken, die Option, auch dynamische Webseiten von einer CD-Rom aus zu starten und zu präsentieren. Der Nutzer kann dadurch die vollständigen Inhalte betrachten und PHP-Anwendungen problemlos aktivieren, wie Timo Haberkern auf der Entwicklungsseite der Software versichert:

Using a web browser, a user can run php programs as well as view html files on the CD-ROM. He only needs to insert a CD with Server2Go. The server software starts automatically and a browser is opened with the Website of the CD-ROM.<sup>1042</sup>

Das Zusammenspiel von *Server2go* mit dem auf der CD-Rom integrierten Browser *Portable Firefox* wird bei Klick auf die Startdatei der CD aktiviert und generiert die entsprechenden Systemvoraussetzungen vollautomatisch und ‚unsichtbar‘ im Bildschirmhintergrund. Während sich also das Browserfenster mit den Inhalten der Webseite öffnet, startet unterdessen *Server2go* und erschafft einen virtuellen Webserver innerhalb des jeweiligen Betriebssystems, ohne dass der Anwender dies überhaupt bemerkt. Wird demnach ein komplizierte Vorgang in Gang gesetzt, der den reibungslosen Ablauf der Webseitenpräsenz erst ermöglicht, so geschieht dies ohne ein Zutun

---

1042 Timo Haberkern: What is Server2go [URL: <http://www.server2go-web.de/>]. Stand: 21.06.2009. Zugriff: 20.08.2009.

des Nutzers. Ein einfacher und bedienerfreundlicher Zugang, der keinerlei technisches Know-How seitens des Users erfordert, wird gewährleistet.

### 6.3.3.2 *Content Management Systeme*

Die Verwendung eines Web-Content-Management-Systems bietet sich bei der Größe des Hebel-Portales geradezu an, da es möglich ist, eine optimale und einfache Aufbereitung der digitalen Inhalte zu bewerkstelligen. Inhalte können bequem und schnell erstellt, bearbeitet und schließlich veröffentlicht werden, ohne dass der Administrator über tiefgehende Programmierkenntnisse verfügen muss. Auch die technische und inhaltliche Konzeption mittels eines CMS ist relativ einfach, da durch den Aufbau des Systems in einer Client/Server-Architektur, eine klare Trennung von Datenbank, Anwendung und Benutzeroberfläche herrscht.

Layoutvorlagen, durch so genannte Cascading Style Sheets (CSS) in entsprechenden Templates realisiert, regeln hingegen das einheitliche Erscheinungsbild der Webseite. Die dynamischen Inhalte werden automatisch in diese Vorlagen eingefügt, aber dabei strikt vom Layout getrennt; erst beim Publikationsprozess führt das CMS Inhalt und Layout zusammen. Die Vorteile der Verwendung eines solchen Programms liegen also in der starken Vereinfachung und Beschleunigung der Veröffentlichung multimedialer Inhalte. Gleichzeitig kann ein einheitliches Layout durch die erstellten Templates gesichert werden.<sup>1043</sup>

Die große Vielfalt von Produkten, die mittlerweile in allen Preissegmenten den Markt bevölkern, erschwert jedoch die Auswahl eines geeigneten Content-Management-Systems, welches in der Lage ist, die obig erläuterten inhaltlichen und visuellen Konzepte zu realisieren. Allein angesichts der enormen Menge von Informationen bzw. der Textlastigkeit der Hyertext-Edition, wird ein einfaches CMS nicht die nötigen Anforderungen befriedigen oder gar verschiedene Anwendungen umsetzen können. Dass diese Anwendungen sich durch eine intuitive, schnelle und einfache Bedienung auszeichnen und das CMS zudem als ein erweiterbares und skalierbares System

---

<sup>1043</sup> Templates sind installierte Designvorlagen, die innerhalb eines CMS ein einheitliches Layout einer jeden Seite vollautomatisch generieren.

mit universellen Schnittstellen konzipiert sein sollte, welches die Kompatibilität zu weiteren Anwendungen wie etwa Flash-Animationen garantiert, schränkt die Auswahl an geeigneten Programmen erheblich ein. Plattformunabhängigkeit und ein Codierungssystem, das die Darstellung aller gängigen Schriftarten gewährleistet, sind weitere Bedingungen, die das CMS erfüllen müsste, um auch in Zukunft funktionsfähig zu sein.

Die bekanntesten Beispiele für serverseitige Content-Management-Systeme, die die geforderten Funktionen beinhalten, sind *Typo3*, *Drupal* und *Joomla!*, wobei *Typo3* auf Grund seiner intensive Einarbeitungszeit, welche sich über mehrere Wochen und Monate hinziehen kann, als ungeeignet verworfen wird. Die Entscheidung zwischen *Drupal* und *Joomla!* basiert hingegen auf subjektiven Gesichtspunkten und gibt *Joomla!* in der Programmierung der vorliegenden Hypertext-Edition den Vorzug, da es als benutzerfreundlicher und intuitiver, hinsichtlich der Bedienung, angesehen wird.<sup>1044</sup>

Unabhängig der Erfolgsquote richtet sich jedes der drei genannten Programme jedoch nach den Richtlinien der *GNU General Public license*, oftmals als GPL bezeichnet und wird im Netz als freies CMS bzw. als Open-Source-Projekt<sup>1045</sup> angeboten. Somit ist der Quelltext der Software einerseits öffentlich zugänglich und fördert andererseits, durch die von der so genannten *Open Source Initiative (OSI)* anerkannten Lizenzen, eine Weiterentwicklung des Programms, an der sich ein jeder Entwickler beteiligen kann. Einhergehend mit den Bestimmungen der GPL, eine von der *Free Software Foundation* herausgegebene Lizenz mit Copyleft, für die Lizenzierung

---

<sup>1044</sup> Der Name *Joomla!* folgt der englische Lautschreibung, leitet sich von dem Wort „Jumla“ aus der Swahili-Sprache ab und bedeutet soviel wie „das Ganze“ oder auch „als ganzes“ und betont damit die Rolle der Entwickler-Gemeinschaft. Vgl. zur Geschichte und Entwicklung von *Joomla!* Anja Ebersbach, Markus Glaser u. Radovan Kubani: *Joomla! 1.5 für Einsteiger*. – Bonn: Galileo Press 2008. S. 18/19.

<sup>1045</sup> Open Source bezeichnet dabei nicht nur die Quelloffenheit eines Textes, sondern ist als fast deckungsgleich mit dem Begriff der Freien Software anzusehen. Mittlerweile findet die Begriffsdefinition auch Eingang in die Welt außerhalb der IT-Branche und wird auf Wissen und Information allgemein angewendet. Ein gutes Beispiel ist dabei das von dänischen Studenten entwickelte, erste Open-Source Bier namens *Vores Øl*, dessen Rezeptangaben öffentlich sind und frei verändert werden dürfen. Vgl. Spiegel Online: *Studenten brauen Open-Source-Bier*. [URL: <http://www.spiegel.de/netzwelt/web/0,1518,365818,00.html>]. Stand: 20.07.2005. Zugriff: 20.08.2009.

freier Software, folgen die unterschiedlichen Softwares den vier ‚Freiheiten‘, die als Bestandteile der Lizenz gewährt werden:

- (1) Kommerzielle Nutzung und jedwede andere Nutzung des Programms sind erlaubt.
- (2) Kopien des Programms dürfen kostenpflichtig oder auch kostenlos verbreitet werden, wobei der Quellcode öffentlich sein muss. [...] Lizenzgebühren sind nicht erlaubt.
- (3) Die Arbeitsweise eines Programms darf studiert und den eigenen Bedürfnissen angepasst werden.
- (4) Gemäß Regel 2 dürfen veränderte Versionen des Programms unter den Regeln von Freiheit 1 vertrieben werden, wobei der Quellcode des Programms der veränderten Version verfügbar sein muss.<sup>1046</sup>

Durch diese ‚Freiheiten‘, hauptsächlich auf Grund der dritten Regel, die eine Veränderung des Programmcodes explizit erlaubt, existieren im Web mittlerweile tausende so genannter ‚Tools‘, von Usern entwickelte Erweiterungen und Komponenten, die wiederum die Arbeit vereinfachen und Prozesse automatisieren. Auf diese Weise bietet ein CMS, allen voran *Joomla!*, einen beachtlichen Funktionsumfang, das praktisch jede der üblichen Anwendungen abdeckt. Die Fülle verschiedener Templates, die ein jeder Anwender herunterladen und modifizieren kann und dadurch in der Lage ist, die eigene Internetpräsenz mit einer individuellen Note zu versehen, stellt nur einen kleinen Ausschnitt dieser Weiterentwicklungen dar.<sup>1047</sup>

Ausgehend von dem Funktionsumfang der Tools, der einfachen Handhabung des Programms und dessen Stabilität sowie die kostenfreie Nutzung der Software, ist *Joomla!* ein ausgezeichnetes Programm für die Erstellung der Hypertext-Edition. Bedenkt man dabei, dass es in der Basisversion zunächst ein Redaktionssystem darstellt, welches es einem oder mehreren Autoren erlaubt, Texte und Bilder auf einfachste Art und Weise, mittels Upload- und Editierwerkzeugen und einem WYSIWYG-Editor, online zu stellen, so ist die Verwendung des Programms für das vorliegende Projekt im besonderen Maße geeignet.

---

1046 Vgl. GNU General Public License. Aus d. Engl. Übers. v. Peter Gerwinski. [URL: <http://www.gnu.de/documents/gpl.de.html>] Stand: 05.07.2007. Zugriff: 21.08.2009.

1047 Für die vorliegende Hypertext-Edition wurde jedoch kein vorgefertigtes Template verwendet, sondern mittels HTML und CSS ein eigenes entworfen.



Innerhalb der unterschiedlichen Versionen, in denen *Joomla!* inzwischen zu erwerben ist, hat sich die Version 1.5.9 durchgesetzt und bietet eine Fülle von Eigenschaften an. Nicht nur für den Anwender nachvollziehbare Änderungen im Bereich der Menüführung und im Screendesign wurden durchgeführt, auch der Quellcode hat sich im Gegensatz zur 1.0.x Serie, die noch auf dem Vorgänger *Mambo* basierte, erheblich geändert. Daher stellt die Version 1.5.9 einen Entwicklungssprung in der Programmierung des CMS dar, welches auf Grund des neuartigen Aufbaus oft auch als so genanntes Framework<sup>1048</sup> gehandelt wird.

Der Code wurde dabei vollständig objektorientiert ausgelegt und die Komponenten folgen neuerdings einem Model-View-Controller-Entwurfsprinzip, der eine strikte Trennung von Layout/Design und funktionalem Quelltext vorsieht. Die eingegeben Daten werden hierbei in einer Datenbank gespeichert und bei einem Seitenaufruf mittels der Skriptsprache PHP dynamisch generiert und durch HTML, als Auszeichnungssprache für die Ausgabe, erstellt. Gleichzeitig bietet die Version die Möglichkeit einer eingebauten Volltext-Suchfunktion, zahlreiche Templates, unterschiedliche Spracheinstellungen und die Integration von Ajax-Features durch das JavaScript-Framework *MooTools*. Hierbei wird bei Bedarf und mittels einer asynchronen Datenübertragung, lediglich ein gewisser Teil der HTML-Seite aktualisiert, ohne dass die Webseite vollständig nachgeladen werden muss. Dies ist für die Erstellung einer textlastigen Hypertext-Edition natürlich von großem Vorteil, da die Ladezeiten erheblich verringert werden.<sup>1049</sup>

Alle diese Innovationen und die enormen Möglichkeiten, die sich durch die Einbindung bestehender Erweiterungen und Komponenten offenbaren, vereinfachen die Programmierung der digitalen Edition erheblich und ermöglichen durch den internen Aufbau von *Joomla!* als Redaktionssystem, eine schnelle und unkomplizierte Datenerstellung. Die Absage an typische HTML-Editoren ist daher nur allzu ver-

---

1048 Ein Framework gibt lediglich die Anwendungsarchitektur vor und ist selbst noch kein fertiges Programm. Vielmehr stellt es den Rahmen, innerhalb dessen der Programmierer eine Anwendung konzipiert, zur Verfügung, wobei durch die in dem Framework verwendeten Entwurfsmuster auch die Strukturen der individuellen Anwendungen beeinflusst werden.

1049 Vgl. zur genaueren Funktionsweise von *Joomla!* und der Serverausstattung Kap. 6.3.4 der vorliegenden Arbeit.

ständig; ermöglicht ein CMS doch die transparente Gestaltung und eine auch für den Nutzer nachvollziehbare Strukturierung der Webseite, wie folgendes Kapitel genauer ausführt.

#### 6.3.4 Erstellung der Hypertext-Edition mittels *Joomla!* & *Server2go*

Da *Joomla!* eine Webapplikation darstellt, muss, bevor dieses Programm überhaupt gestartet werden kann, für eine geeignete Umgebung innerhalb des Betriebssystems gesorgt werden, die sich durch die Etablierung eines lokalen Webservers realisieren lässt. Hierzu wird die Software *Server2go* auf dem jeweiligen Rechner installiert, welches dadurch einen virtuellen Webserver imitiert und die Funktionsfähigkeit von *Joomla!* ermöglicht. Wenn nun eine Anfrage des Clients an den Webserver formuliert wird, so sendet dieser normalerweise eine HTML-Seite an den Client. Der Server stellt dabei ein Programm dar, der *Joomla!* ausführt und mit einem Client-Rechner kommunizieren kann. Je nachdem was angefordert wird, sendet der Server nun eine entsprechende Seite aus dem Frontend oder eine Oberfläche des Backends an den Client zurück.<sup>1050</sup>

Im Falle einer Webapplikation erkennt ein solcher Webserver aber durch die Endung ‚.php‘, dass es sich um ein Skript handelt, welches gesondert ausgeführt werden muss. Daher wird das PHP-Skript von *Joomla!* gestartet und einhergehend damit, die Verarbeitung des Content-Management-Systems, welches die Seite aus den einzelnen Komponenten ‚zusammenbaut‘. Einerseits sind diese Komponenten im Backend selbst vorgegeben, andererseits werden sie vom System direkt erstellt. Zunächst müssen jedoch die unterschiedlichen benötigten Inhalte aus einer Datenbank wie MySQL herausgefiltert und an der entsprechenden Stelle in der HTML-Vorlage platziert werden. Daraufhin erfolgt ein Abrufen der einzelnen Module, die zusätzliche Ausgaben produzieren, wie bspw. das Erstellen eines Menüs. Das PHP-Skript platziert auch diese Elemente wieder in die entsprechende Position der HTML-Seite und initiiert die Ausgabe der vom Anwender angeforderten Inhalte an einer einzelnen, vordefiniert-

---

<sup>1050</sup> Vgl. Ebersbach: *Joomla!*. S. 25/26. ‚Frontend‘ bezeichnet dabei die normale Oberfläche der Webseite, wie sie sich dem Benutzer präsentiert, ‚Backend‘ hingegen den Administratorbereich.

ten Stelle auf der Webseite, dem Main-Content-Bereich. Die jeweiligen Elemente der Seite werden nun dahingehend ‚zusammengebaut‘, als dass ein vollständiger HTML-Code entsteht, der an den Webserver übergeben wird und der diese Daten wiederum an den Client-Rechner versendet:

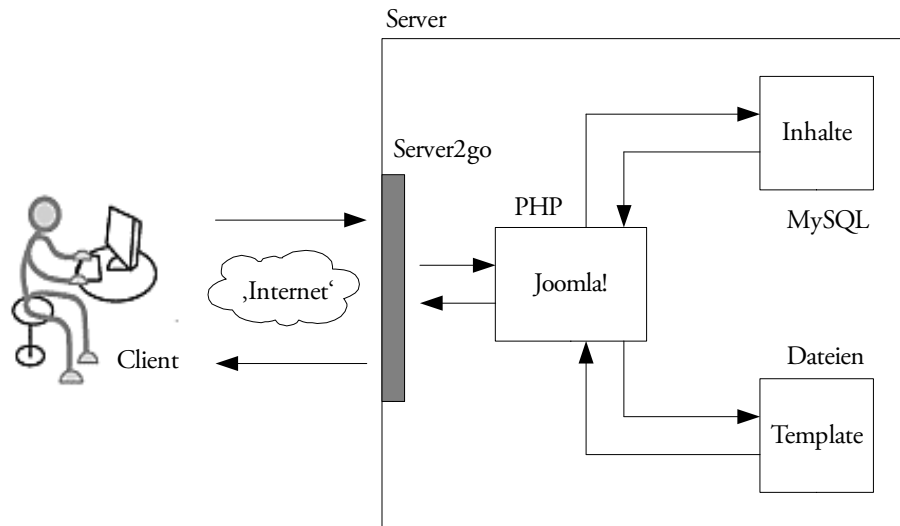


Abb. 36: Client-Server-Modell bei CMS

Ist nun *Joomla!* erfolgreich installiert und läuft unter zu Hilfenahme des lokalen Webservers stabil auf dem Rechner, so wird, entsprechend dem visuellen Konzept<sup>1051</sup> der Hypertext Edition, zuerst das Design der Webseite erstellt und in einem Template umgesetzt. Die ist eine HTML-Vorlage, die an bestimmten Stellen der Webseite Platzhalter enthält, in die später die dynamischen Inhalte eingefügt werden können.

Gleichzeitig wird nach den Bestimmungen des inhaltlichen Konzeptes<sup>1052</sup> eine Seitenstruktur angelegt, die in *Joomla!* etwas gewöhnungsbedürftig ist. Im Gegensatz zu gewöhnlichen HTML-Editoren, die einer einfachen Baumstruktur folgen, besteht die Gliederung in *Joomla!* hinsichtlich der dynamischen Inhalte nämlich aus drei Stufen. Die oberste Hierarchiestufe bilden dabei die so genannten ‚Bereiche‘, die eine oder mehrere ‚Kategorien‘ enthalten, in denen wiederum mehrere unterschiedliche ‚Inhalte‘ bzw. ‚Beiträge‘ zusammengefasst werden. Das eigentliche Menü, dass als Navigationsleiste den zentralen Orientierungspunkt der Webseite darstellt, ist von dieser

1051 Vgl. Kap. 6.3.2 der vorliegenden Arbeit.

1052 Vgl. Kap. 6.3.1 der vorliegenden Arbeit.

Struktur jedoch nicht betroffen und wird nicht automatisch aus der bestehenden Gliederung erzeugt. Vielmehr ist die Kopfnavigation im Frontend davon unabhängig und kann mehr als drei Hierarchieebenen erzeugen. Diese müssen aber mit den entsprechenden Menüpunkten im Frontend verlinkt werden, damit eine Anzeige möglich ist. Innerhalb des Backends stellt diese Gliederung also lediglich ein Organisationsprinzip dar, welches helfen soll, die einzelnen Inhalte einzuteilen und zugreifbar zu machen, nicht aber den jeweiligen Menüaufbau im Frontend festzulegen, wie folgende Abbildung aufzeigt:

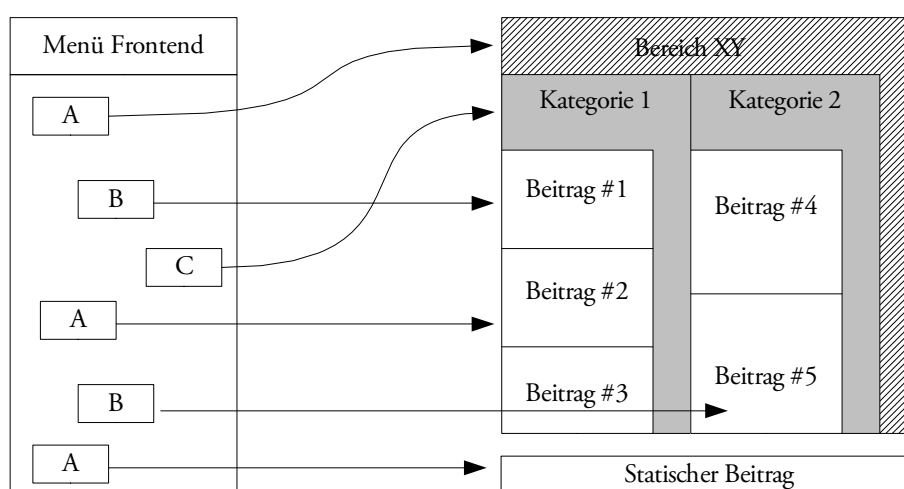


Abb. 37: Organisationsstruktur Backend/ Frontend

Nachdem also die unterschiedlichen Kategorien und Bereiche gemäß der Inhaltsstruktur<sup>1053</sup> festgelegt wurden, erfolgt die Verlinkung und Erstellung der einzelnen Menüpunkte und deren Anordnung auf der Webseite. Gleichzeitig sollten nun die Zusatzfunktionen, die auf der Seite erwünscht sind, über Erweiterungen eingebunden werden. Im vorliegenden Projekt betrifft dies lediglich die Implementierung der *Phocagallery*, welche eine ausgefeilte Bildergalerie anbietet. Diese Komponente muss nun installiert, konfiguriert und getestet werden; da es sich bei diesen Tools zumeist um Betaversionen handelt, Programme in der Testphase, ist besondere Aufmerksamkeit gefordert und eine Überprüfung der Funktionsfähigkeit unumgänglich.

Sind all diese ‚organisatorischen‘ Aufgaben erst einmal erledigt, kann sich nun ausgiebig mit der Erstellung der Inhalte beschäftigt werden. Diese werden nicht etwa

<sup>1053</sup> Vgl. Kap. 6.3.1 der vorliegenden Arbeit.

mit Hilfe von HTML-Tags oder anderen Kürzeln formatiert, sondern mittels eines graphischen Textverarbeitungsprogrammes namens *TinyMCE*, das nachfolgend dargestellt ist:

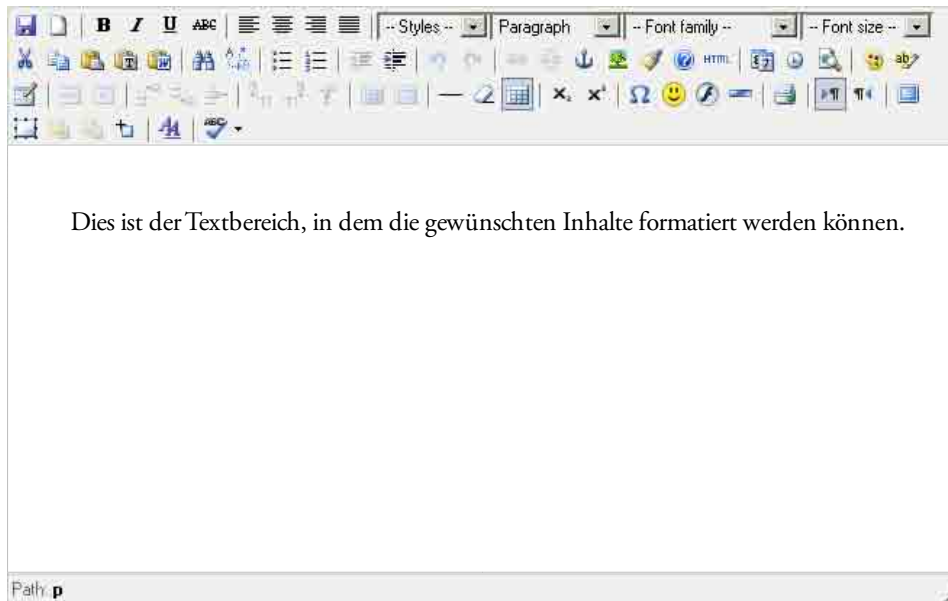


Abb. 38: TinyMCE

Ohne die Kenntnis von HTML oder anderen Programmiersprachen ermöglicht dieser WYSIWYG-Editor eine intuitive Formatierung, wie es aus gängigen Textverarbeitungsprogrammen bekannt ist. Hierbei muss der Programmierer lediglich den jeweiligen Text eingeben und wie gewünscht formatieren. Abschließend erfolgt eine Speicherung aller Inhalte und Änderungen und eine Publikation derselben im Frontend. Ist jedoch eine HTML-Formatierung gewünscht, so kann der Editor auch ohne Probleme in diesen Modus wechseln.

Nach der Erstellung und Verlinkung der Inhalte mit den Menüpunkten in den entsprechenden Navigationsleisten, wird die Webseite zu guter Letzt einem umfassenden Browsertest unterzogen und hinsichtlich Kompatibilitätsproblemen oder Schwierigkeiten bei der graphischen Darstellung geprüft. Sobald alle eventuell auftretenden Komplikationen behoben sind und das Projekt problemlos auf dem eigenen Rechner läuft, ist die digitale Hypertext-Edition für das Brennen auf CD vorbereitet. Hierzu werden SQL-Datenbank und die einzelnen Inhalte der Homepage exportiert und einhergehend mit einem installationsfreiem Browser wie *Portable Fire-*

*fox* und dem Webserver *Server2go* in einem Verzeichnis angelegt und schließlich gebrannt.

Möchte der Nutzer nun das Projekt von CD-Rom aus starten, so klickt er lediglich auf die Anwendung ‚start.exe‘ im Stammverzeichnis der CD-Rom, woraufhin sich Webserver und integrierter Browser mit den Inhalten der Startseite öffnen. Einer ausgiebigen Nutzung und Betrachtung der Edition steht jetzt nichts mehr im Wege.

7.1 BADENSCHER LANDKALENDER AUF DAS JAHR 1803

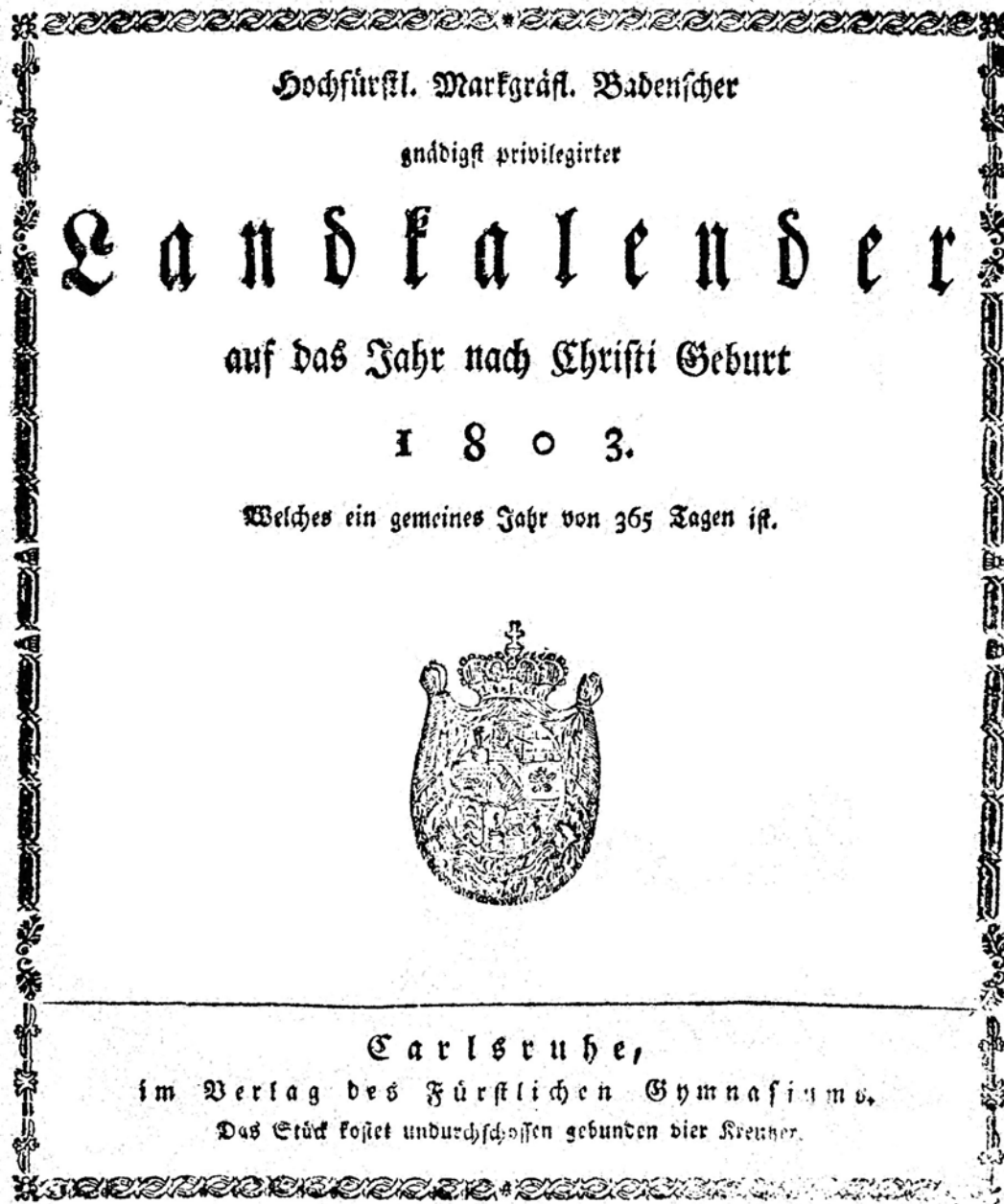


Abb. 39. Titelvignette 1803

1 DENKWÜRDIGKEITEN AUS DEM MORGENLANDE.

1.

In der Türkei, wo es bisweilen etwas ungerade hergehen soll, trieb ein reicher und vornehmer Mann, einen Armen, der ihn um eine Wohlthat anflehte, mit Scheltworten und Schlägen von sich ab, und als er ihn nicht mehr erreichen konnte, warf er ihn noch mit einem Stein. Die es sahen, verdroß es, aber Niemand konnte errathen, warum der arme Mann den Stein aufhob, und ohne ein Wort zu sagen, in die Tasche steckte, und Niemand dachte daran, daß er ihn von nun an so bei sich tragen würde. Aber das that er. Nach Jahr und Tag hatte der reiche Mann ein Unglück, woran er wohl selber mochte schuld seyn: denn er wurde nicht nur seines Vermögens verlustig, sondern von einem Esel, rückwärts gesetzt, durch die Straßen geführt, und der Mann mit dem rätselhaften Stein in der Tasche stand unter den Zuschauern eben auch da, und erkannte ihn. Jetzt fuhr er schnell mit der Hand in die Tasche; jetzt griff er nach dem Stein; jetzt hob er ihn schon in die Höhe, um ihn wieder nach seinem Beleidiger zu werfen, und wie von einem guten Geist gewarnt, ließ er ihn wieder fallen, und gieng mit einem bewegten Gesicht davon.

Daraus kann man zuerst lernen: Man soll im Glück nicht übermüthig, nicht unfreundlich und beleidigend gegen geringe und arme Menschen seyn. Denn es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war, und „wer dir als Freund nichts nützen kann, der kann vielleicht als Feind dir schaden“. Man soll seinem Feind keinen Stein in der Tasche, und keine Rache im Herzen nachtragen. Denn als der arme Mann den seinen auf die Erde fallen ließ und davon gieng, sprach er zu sich selber so: „Rache an dem Feind auszuüben, solange er reich und glücklich war, das war thöricht und gefährlich; jetzt, wo er unglücklich ist, wäre es unmenschlich u. schändlich.“

2.

Ein anderer meinte, es sey schön, Gutes zu thun an seinen Freunden, und Böses an seinen Feinden. Aber noch ein anderer erwiderte: das sey schön, an den Freunden Gutes zu thun, und die Feinde zu Freunden zu machen. Welcher hat Recht?

3.

Es ist doch nicht alles so uneben, was die Morgenländer sagen und thun.

Einer, Namens Lockmann, wurde gefragt, wo er seine feinen und wohlgefälligen Sitten gelernt habe. Er antwortete: Bei lauter unhöflichen und groben Menschen; ich habe immer das Gegentheil von demjenigen gethan, was mir an ihnen nicht gefallen hat.



4.

Ein anderer entdeckte seinem Freund das Geheimniß, durch dessen Kraft er mit den zanksüchtigen Leuten immer im guten Frieden ausgekommen sey. Er sagte so: Ein verständiger Mann und ein törichter Mann können nicht einen Strohalm miteinander zerreißen. Denn wenn der Tor zieht, so läßt der Verständige nach, und wenn je- 40  
ner nachläßt, zieht dieser. Aber wenn zwei Unverständige zusammenkommen, so zerreißen sie eiserne Ketten.

2 EIN MERKWÜRDIGES RECHNUNGSEXEMPEL.

Man sollte nicht glauben, daß ein Mensch, der sich dem Spielen ergiebt, mit lauter Gewinnen immer verlieren, und zuletzt um Habe und Vermögen dabey kommen kann. Aber die Sache hat ihre Richtigkeit. Man erzählt, daß ein Mensch, der sich lieber im Müßiggang durch schlechte Mittel, als durch Fleiß und Arbeit ernähren wolte, 5  
einen Bund mit dem bösen Geist gemacht habe. Daß dieses nicht möglich sey, sieht zwar jeder Vernünftige wohl ein, aber im Erzählen sagt man bisweilen so. Der Mann wohnte an einem Wasser, und der Böse versprach ihm, alles bare Geld, das er im Hause habe, zu verdoppeln, wenn er damit über die Brücke gehe, und verlange nichts dafür, als daß er ein 24 Kreuzer Stück davon ins Wasser werfe, wenn er wieder über 10  
die Brücke zurückgehe, und das dürfe er wiederholen, seinetwegen sooft er wolle. Der Einfältige schlägt mit Freuden ein, sucht alles baare Geld im Hause zusammen, macht die erste Probe, und dißmal scheint der schwarze Feind ehrlich zu sein, denn er hält Wort, und der andere natürlicher Weise auch.

Wie oft und lange mag nun der Glückliche seinen Gang über die Brücke hin 15  
und her wiederholen? Solange es gut thut, solange er etwas hinüber zu tragen hat, dreymal in allem. Denn als er zum drittenmal mit seiner verdoppelten Barschaft zurückkehrte; und das drittemal den ausbedungenen Brücken Zoll ins Wasser warf; so hatte der böse Feind sein Geld alles rein und baar bis auf den letzten rothen Heller, und der arme Betrogene gieng leer nach Haus, und hatte nichts mehr in den Strom 20  
zu geben, wenn er über die Brücke gieng, als Thränen um seine letzte verlorrne Barschaft. – Wer rechnen kann, wirds bald heraushaben, wie viel der Betrogene zum erstenmal Geld über den Strom zu tragen hatte, und daß alles natürlich zugienge. Und mancher, den die Erfahrung klug gemacht hat, wird denken, accurat so gehts! Wer es nicht erräth, dem wird es der künftige Jahrgang sagen. 25

## 3 VON DEN PROCESSIONSRAUPEN.

Oft fürchten wir, wo nichts zu fürchten ist, ein andermal sind wir leichtsinnig nahe bei der Gefahr. In unsern Eichwäldern hält sich eine Art von graufarbigem haarigen Rauppen auf, die sich in sehr großer Anzahl zusammenhalten, und in ganzen großen Zügen dicht aneinander und aufeinander von einem Baum auf den andern wandern, deswegen nennt man sie ProceßionsRaupen. Oft sieht man sie langsam auf der Erde fort kriechen, oder an den Eichenstämmen hinauf ziehn; sie theilen sich bisweilen wie ein Strom in zwey u. mehrere Arme, ziehn eine Strecke weit so fort, vereinigen sich dann wieder und schließen einen leeren Raum in der Mitte, wie eine Insel zwischen sich ein, oft sieht man an der Länge eines ganzen Stammes hin eine unzählige Menge leere Bälge, welche sie bei der Häutung hängen ließen. Wer im Sommer oft in Eichenwäldern kommt, wird sich erinnern, dieses schon gesehen zu haben, daß solche ganze Züge von gefräßigen Rauppen an den Blättern der Bäume, wo sie hinkommen, große Verwüstungen anrichten, und das Gedeihen und die Gesundheit der Bäume hindern können, ist leicht zu erachten; doch ist das nicht das schlimmste, sondern sie können sogar dem menschlichen Körper sehr gefährlich werden, wenn man ihnen zu nahe kommt, sie muthwillig beunruhigt, oder gar aus Unvorsichtigkeit mit einem entblößten Theil des Körpers berührt und drückt. Sie dulden es nicht ungestraft, wenn sie sich rächen können. Man hat schon einige traurige Beyspiele an Leuten erlebt, denen solches wiederfahren ist. Sie bekamen bald starke Geschwulst, heftige u. schmerzhafte Entzündungen an der Stelle des Körpers, wo sie diese Rauppen mit bloßer Haut berührten, und nach dem Zeugnis erfahrner Ärzte könnte daraus noch größeres Unheil entstehen, wenn man nicht mit zweckmäßigen Heilmitteln zuvor käme. Aber wie das zugehen mag? Die Raupen lassen augenblicklich ihre kurzen, steifen, stechenden Haare gehn, und würcken und schießen sie gleichsam die Pfeile ihrem Feind in die zarte Haut des Körpers. Diß ist das Mittel, welches die Natur auch diesen verachteten Thieren zu ihrer Verteidigung gegeben hat. Mehrere andere Arten von HaarrRaupen thun es auch. Aber bei den ProceßionsRaupen ist die Menge gefährlich. Der Körper bekommt unzählig viele kleine unsichtbare Wunden; in jeder bleibt der feine reizende Pfeil stecken, und viel kleine Ursachen zusammen thun eine grose Wirkung, was man auch sonst im menschlichen Leben so oft erfährt, und doch so wenig bedenkt. Man soll also mit diesen Thieren keinen unnöthigen Muthwillen treiben; wenn man Ursache hat, an einem Baum hinaufzuklettern, soll man aufschauen, was daran ist; man soll in der Nähe von Eichbäumen halb nackte Kinder nicht auf den Boden setzen, ohne ihn zuerst zu besichtigen, und sie warnen, daß sie es nicht selber thun. Es ist leichter, den Schaden zu verhüten, als wieder gut zu machen.

## 1.

Man kann sich nicht genug über die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen verwundern, mit welchen die Natur alle Jahre die Erde bekleidet. In dem kleinen Raum, den das Auge auf einmal überschauen kann, welch eine Vielfachheit der Gestalten, 5  
welch ein Spiel der Farben, welche Fülle in der Werkstätte der reichsten Kraft und der unerforschlichen Weisheit? Nicht weniger muß man sich wundern über die Geschwindigkeit, mit welcher die Natur jede leere Stelle auf öden Feldern, verlassenem Wegen, kahlen Felsen, Mauern und Dächern, wo nur eine handvoll fruchtbarer Erde hingefallen ist, ansäet und mit Gras, Kräutern, Stauden, und Buschwerk besetzt. Das 10  
sieht man oft und achtets nicht, eben weil man es von Kindheit an so oft sieht; die größte Weisheit verrathet sich in der einfachen und natürlichen Einrichtung der Dinge, und man erkennt sie nicht, eben weil alles so einfach und natürlich ist.

## 2.

Die meisten Pflanzen haben eine wunderbare Vermehrungskraft, wie jeder aufmerk- 15  
same Landwirth wohl weiß. Tausend Samenkerne von einer einzigen Pflanze, solange sie lebt, ist zwar schon viel gesagt, nicht jede trägtts, aber es ist auch noch lange nicht das höchste. Man hat schon an einer einzigen Tabakspflanze 40,000 Körnlein gezählt, die sie in einem Jahre zur Reife brachte. Man schätzt einer Eiche, daß sie 500 Jahre leben könne. Aber wenn wir uns nun vorstellen, daß sie in dieser langen Zeit nur 50 20  
mal Früchte trage, und jedesmal in ihren weit verbreiteten Ästen und Zweigen nur 500 Eicheln, so liefert sie doch 25000 wovon jede die Anlage hat, wieder ein solcher Baum zu werden. Gesetzt, daß dieses geschehe, und es geschehe bei jeder von diesen wieder, so hätte sich die einzige Eiche in der zweiten Abstammung schon zu einem Walde von 625 Millionen Bäumen vermehrt. Wie viel aber eine Million oder 1000 25  
mal 1000 sey, glaubt man zu wissen, und doch erkennt es nicht jeder. Denn wenn ihr ein ganzes Jahr lang vom 1. Jenner bis zum 31. Dec. alle Tage 1000 Striche an eine große Wand schreibt, so habt ihr am Ende des Jahrs noch keine Million, sondern erst 365 000 Striche, und das zweite Jahr noch keine Million, sondern erst 730 000 Striche, und erst am 26. December des dritten Jahrs würdet ihr zu Ende kommen. 30  
Aber unser Eichenwald hätte 625 solcher Millionen, und so wäre es bey jeder andern Art von Pflanzen nach Proportion in noch viel kürzerer Zeit, ohne an die zahlreiche Vermehrung durch Augen, Wurzelsprossen und Knollen zu gedenken. Wenn man sich also einmal über diese grose Kraft in der Natur gewundert hat, so hat man sich über den großen Reichthum an Pflanzen aller Art nicht mehr zu verwundern. Ob- 35  
gleich viele 1000 Kerne und Körnlein alle Jahre von Menschen und Thieren verbraucht werden, viele Tausend im Boden ersticken, oder im Aufkeimen durch un- günstige Witterung und andere Zufälle wieder zu Grunde gehen, so bleibt doch Jahr

aus Jahr ein, ein freudiger und unzerstörbarer Überfluß vorhanden. Auf der ganzen  
 40 weiten Erde fehlt es nirgends an Gesäme, überall nur an Platz und Raum.

3.

Aber wenn jeder reife Kern, der sich von seiner Mutterpflanze ablöset, unter ihr zur  
 Erde fiele und liegen bliebe; alle lägen aufeinander, keiner könnte gedeihen, und wo  
 vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin! das hat die Natur vor uns bedacht,  
 45 und nicht auf unsern guten Rath gewartet. Denn einige Kerne, wenn sie reif sind,  
 fliegen selbst durch eine verborgene Kraft weit auseinander, die meisten sind klein  
 und leicht, und werden durch jede Bewegung der Luft davongetragen, manche sind  
 noch mit kleinen Federlein besetzt, wie der Löwenzahn (Schlenke, Kettenblume)  
 Kinder blasen sie zum Vergnügen auseinander, und thun damit der Natur auch einen  
 50 kleinen Dienst, ohne es zu wissen, andere gehen in zarte breite Flügel aus, wie die Sa-  
 menkerne von Nadelholzbäumen. Wenn die Sturmwinde wehen, wenn die Wirbel-  
 winde, die im Sommer vor den Gewittern hergehen, alles von der Erde aufwühlen  
 und in die Höhe führen, dann säet die Natur aus, und ist mit einer Wohltat beschäf-  
 tigt, während wir uns fürchten, oder über sie klagen und zürnen; dann fliegen und  
 55 schwimmen und wogen eine Menge von unsichtbaren Keimen in der bewegten Luft  
 herum, und fallen nieder weit und breit, und der nachfolgende Staub bedeckt sie,  
 bald kommt der Regen und befeuchtet ihn, und so wirds auf Flur und Feld, in Berg  
 und Thal, auf First und Halden auch wahr, daß etliches auf dem Weg von den Vögeln  
 des Himmels gefressen wird, etliches unter den Dornen zu Grund geht, etliches auf  
 60 trockenem Felsengrund in der Sonnenhitze erstirbt, etliches aber gut Land findet,  
 und hundertfältige Frucht bringt. Weiter sind manche Kerne für den Wind zu groß  
 und zu schwer, aber sie sind rund und glatt, rollen auf der Erde weiter, und werden  
 durch jeden leichten Stoß von Menschen oder Thieren fortgeschoben. Andere sind  
 mit umgebogenen Spitzen oder Häcklein versehen, sie hängen sich an das Fell der  
 65 Thiere, oder an die Kleider der Menschen an, werden fortgetragen, und an einem an-  
 dern Orte wieder weggestreift, oder abgelesen und ausgesäet, und der es thut, weiß es  
 nicht, oder denkt nicht daran. Viele Kerne gehen unverdaut und unzerstört durch  
 den Magen und die Gedärme der Thiere, denen sie zur Nahrung dienen sollen, und  
 werden an einem andern Ort wieder abgesetzt. So haben wir ohne Zweifel durch  
 70 StrichVögel schon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen, die jetzt bei  
 uns daheim ist, und guten Nutzen bringt; so gehen auf hohen Gemäuren und Tür-  
 men Kirschbäume und andere auf, wo gewiß kein Mensch den Kern hingetragen hat.  
 Noch andere fallen von den überhangenden Zweigen ins Wasser, oder sie werden,  
 durch den Wind und Überschwemmungen in die Ströme fortgerissen und weiterge-  
 75 führt, und an andern Orten durch neue Überschwemmungen wieder auf dem Lande  
 abgesetzt. Ja einige schwimmen auch wohl auf den Strömen bis ins Meer, erreichen  
 das jenseitige Gestade, und heimen sich alsdann in einer landesfremden Erde ein. Es

sind da und dort schon Pflanzen als Unkraut aufgegangen, von denen man wohl wissen kann, daß der Samen dazu auf diese Art über das Meer gekommen sey. Also müssen alle Kräfte und Elemente die wohltätigen Absichten des Schöpfers befördern, 80  
Schnee und Regen, Blitz und Hagel, SturmWinde die seine Befehle ausrichten.

## 4.

Aber das ist ja eben die Plage des Landmannes! daher kommt also das viele Unkraut im GartenGelände und auf den AckerFurchen, das der schönen gereinigten Saat Raum und Nahrung stiehlt, soviel Mühe macht, und doch mit aller Geduld und 85  
Sorgfalt nicht vertilgt werden kann! Die Sache ist nicht so schlimm, wie sie scheint. Denn zum *ersten*, so ist der Mensch nicht *allein* auf der Erde da. Viele 1000 Thiere aller Art, von mancherley Natur und Bedürfnissen wollen auch genährt seyn, und warten auf ihre Speise zu seiner Zeit. Manche davon sind uns unentbehrlich und wir wissens wohl, manche schaffen uns großen Nutzen, und wir wissens nicht; und es 90  
muß doch wahr bleiben, woran wir uns selber so oft erinnern, daß sich eine milde Hand aufthut, und sättiget alles, was da lebet mit Wohlgefallen. Zum *andern*, so hat doch der Mensch auch schon von manchem Kräutlein Nutzen gezogen, das er nicht selber gesäet und gepflanzt, und im Frühlingsfrost gedeckt, und in der Sommerhitze begossen hat. Und eine einzige unscheinbare und verachtete Pflanze, deren Kraft dir 95  
oder deinen Kindern, oder auch nur deinem Vieh eine Wunde heilt, einen Schmerz vertreibt oder gar das Leben rettet, bezahlt die Mühe und den Schaden reichlich, den tausend andere verursachen. Aber wer stellt den Menschen zufrieden? Wenn die Natur nicht so wäre, wie sie ist, wenn wir *Baldrian* und *Wohlgemuth*, *Ehrenpreis* und *Augentrost*, und alle Pflanzen in Feld und Wald, die uns in gesunden und kranken Tagen 100  
zu mancherley Zwecken nützlich und nöthig sind, selber ansäen, warten und pflegen müßten, wie würden wir alsdann erst klagen über des viel bedürftigen Lebens Mühe und Sorgen!

## 5 VON DEN SCHLANGEN.

Noch immer glauben Leute, daß die giftigen Schlangen mit der Zunge stechen. Allein es ist schon lange ausser Zweifel gesetzt, daß sie an der obern Kinnlade zwey Giftzähne haben, die sie in eine Scheide zurückziehen und wieder hervorstossen können. Diese Zähne sind hohl, und haben an den Spitzen eine feine Öffnung, hinter je- 5  
dem derselben befindet sich eine Drüse, in welcher das Gift bereitet wird, und wenn das Thier beißt, so tritt das Gift aus der Drüse in den Zahn und durch die Öffnung in die Wunde. Es ist also eine Fabel, daß die Schlangen, ehe sie ins Wasser gehen, das Gift unter einen Stein ablegen und wenn ein solches Thier im Wasser nicht giftig ist, so hat es auch kein Gift ausser demselben. An jenen Zähnen hätte man also wohl ein 10

Kennzeichen, die gefährlichen Thiere dieser Art von den unschuldigen zu unterscheiden. Aber wie kann man ihnen, solange sie leben, in den Mund schauen, und wer wirds thun. Lieber geht man ihnen zur Sicherheit aus dem Wege, oder schlägt sie todt. Allein so wird doch auch manches unschädliche und sogar nützliche Thier ge-  
 15 tödtet. Denn die Schlangen verzehren viel sogenanntes Ungeziefer, und helfen also uns vor der schädlichen Menge desselben bewahren. Und ein guter und besonnener Mensch will doch lieber erhalten, als ohne Zweck und Noth zerstören, lieber leben lassen als tödten, wär es auch nur ein Thier im Staube. Und die Schlange, ob sie  
 20 gleich mit dem Bauch auf der Erde schleicht, ist doch ein merkwürdiges und wirklich ein schönes Thier. Schon das verdient ja unsere Bewunderung, daß dieses Geschöpf ohne Füße nur durch seine zahlreichen Muskeln sich so leicht fortbewegen kann. Ihre Gestalt ist so einfach, und doch fehlt ihnen nichts, was ihnen zur Erhaltung und zum Genusse ihres Lebens nöthig ist. Mit welcher Geschwindigkeit und Gewandheit gleiten sie in den mannigfaltigsten Wendungen ihres schlanken Körpers nach allen Rich-  
 25 tungen dahin, und ereilen ihre fliehende Beute, oder retten ihr verfolgtes Leben? Mit welcher leichten Biegsamkeit wenden sie sich zwischen und über und unter den tausend Hindernissen durch, die ihrem Laufe überall im Wege liegen? Wer hat über den ganzen Körper hinab Schild an Schild und Schuppe an Schuppe gereiht und übereinander gelegt, daß sie bey jeder Bewegung in der größten Geschwindigkeit ausweichen, nachgeben, sich über einander schieben, und doch den zarten Körper bedecken, und allemal wieder in ihre vorige Lage zurückkehren? Wer hat sie mit der  
 30 Schönheit und Mannigfaltigkeit ihrer Farben geziert? In Amerika wird eine Schlange mit rothen, schwarz eingefassten Flecken, und citronengelben Querstreifen wegen ihrer ausnehmenden Schönheit zum Staat als Halsschmuck getragen, oder in die Haare geflochten. Auch von unsern Schlangen sind manche, zumal wenn sie sich noch nicht  
 35 lange gehäutet haben, an Farbe und Zeichnungen schön, wenn man sie nur ohne Furcht und Abscheu betrachten kann.

2.

Aber wenn wir nur erst die gefährlichen unter ihnen kennten! Ein gelehrter Beobachter dieser Thiere hat folgende allgemeine Kennzeichen angegeben, die leicht zu merken sind. Wenn der Kopf breit, und mit dünnen Schuppen besetzt ist, so ist die Schlange verdächtig; wenn er aber mehr rund ist, so ist sie's nicht. Ferner, wenn sich das Ende des Körpers fein zuspitzt, so ist nicht zu trauen; ist es aber stumpf und abgerundet, so hat man keine Gefahr. Doch giebt er diese Kennzeichen selber nicht für  
 40 ganz untrüglich aus, und das beste an der Sache ist das, daß wir nur sehr wenige giftige Schlangen haben, die leicht zu kennen sind, und daß diese nicht muthwillig den Menschen angreifen, sondern nur sich selber verteidigen, wenn sie beunruhigt, gereizt, gedrückt oder verletzt werden.

Zum Beyspiel, die sogenannte Otter hat einen fast herzförmigen Kopf, eine Länge von 1 bis 2 Fuß und ein spitziges Ende. Die Farbe ist nach den verschiedenen Häutungen, oben grau oliven braun, oder schwärzlich, unten hellgrau auch bläulich. Auf dem Kopfe steht ein großer herzförmiger brauner Fleck, auf dem Halse dergleichen Punkte, ein Zickzack, dann Streifen und von der Mitte an noch einzelne größere und kleinere Flecken, hie und da, die ebenfalls braun sind. Die Kupferschlange, auch Kreuzotter hat einen platten, eyrunden Kopf, dünnen Hals, eine Länge von 6, 8 bis 12 Zoll und einen zugespitzten Schweif. Oben ist sie rostfarbig, bald stärker bald schwächer. Sie hat auf dem Kopfe zwei voneinander abgekehrte Halbzirkel ). Über den Rücken hinab läuft ein dunkelbrauner Streifen im Zickzack, und an den Seiten hin liegen braune Punkte. Der Unterleib ist aschgrau mit weißen Querbinden, auf welchem wieder schwärzliche Punkte stehn, und die Endspitze ist braun.

Auch findet man hie und da noch eine giftige Schlange, die am ganzen Körper schwarz ist, und deswegen auch die schwarze Otter genennt wird.

Alle halten sich gern in einsamen, waldigen, düstern und verwilderten Gegenden auf.

Jede Art von giftigen Schlangen bringt durch ihren Biß andere, aber allemal schmerzhaft, traurige, bisweilen sehr gefährliche Folgen hervor. Auch ist der Biß von der nämlichen Schlangenart nicht immer gleich furchtbar. Es ist gefährlicher, wenn das Thier alt, als wenn es jung ist, gefährlicher in der heißen und schwülen Witterung, als in der kühlen, und desto gefährlicher, je mehr der Feind gereizt und erbost ist. Auf alle Fälle soll man nicht säumen, oder sich auf Segensprechen und Sympathie verlassen, wenn man gebissen worden ist, sondern so geschwind als möglich einen erfahrenen Arzt oder Wundarzt zu Rate ziehn.

Unterdessen soll man zum wenigsten die Wunde unterbinden, wenn es sein kann, erweitern, mit Salzwasser auswaschen. Man empfiehlt auch, ein Loch in die Erde zu graben, und das verwundete Glied hinein zu stecken. Jäger haben schon Schießpulver auf die Wunde gestreut, und angezündet, und haben die Wirkung gerühmt.

Auch mit den getödteten Schlangen von giftiger Natur muß man gar behutsam seyn. Man hat Beyspiele, daß unvorsichtige Personen durch die Giftzähne noch am abgeschnittenen Kopf einer Schlange gefährlich verwundet worden sind. Aber verschlucken könnte man solches Gift ohne Gefahr, wenn man nur innerlich gesund und unverletzt ist, denn es schadet nur, wenn es unmittelbar ins Blut kommt. Auch das Fleisch dieser Thiere ist unschädlich. Schon manche Schlange ist gegessen worden, ja man bereitet von dem Fleische der gemeinen giftigen Otter für gewisse Kranke eine sehr nahrhafte und heilsame Brühe.

Aber an allen unsern Schlangen, die nicht Giftzähne haben, ist auch sonst nichts furchtbares, und ihre Größe macht sie nicht gefährlich. Ob man gleich nicht

genau sagen kann, wie alt sie werden, so hat man doch Ursache zu glauben, dass sie lange wachsen, und die ungewöhnliche Größe mancher Schlangen bewiese also nur,  
 90 daß ihr der Zufall viel Zeit gelassen hat, sich zu strecken.

3.

Es ließe sich noch viel Merkwürdiges von diesen Thieren, besonders aus fremden Ländern, erzählen, z. B. die giftige Klapperschlange in Amerika giebt mit mehreren beweglichen Gelenken am Schweif einen zischenden oder rauschenden Laut von sich,  
 95 ehe sie angreift. Wer es hört, ist gewarnt, und kann sich in Acht nehmen. Aber Eichhörnchen und andere Thiere, die zu ihrer Nahrung bestimmt sind, werden durch diesen Laut ordentlich herbeygelockt und liefern sich selber zur Beute und die jungen Amerikaner, wenn sie Eichhörnchen fangen wollen, sind so keck, daß sie sich irgendwo im Gebüsch verbergen, das Rauschen der Klapperschlange nachmachen, die  
 100 Eichhörnchen damit locken, und sich alsdann ihrer zu bemächtigen suchen.

Es giebt auch ungeheure große Schlangen in Afrika, Ostindien etc. die größte soll mehr als Mannsdicke und eine Länge von 40 Fuß auch drüber erreichen. Sie ist nicht giftig, aber durch ihre Größe und Stärke selbst dem grausamsten Raubthier, dem Tiger, gefährlich; sie umwindet ihn, und drückt ihm die Knochen im Leibe ent-  
 105 zwey. Sie schlingen Thiere ganz hinab, die dicker als sie selbst sind, weil der Körper nachgibt, und sich über seine gewöhnliche Dicke ausdehnen läßt, werden aber alsdann träge und unbehülflich.

Man erzählt, daß ein Vater eben dazukam, als eine grosse Schlange sein Kind verschluckte. Augenblicklich und glücklich soll er sie getödet, ihr den Bauch aufgeschnitten, und sein Kind lebendig und unversehrt herausgezogen haben. Es gehört  
 110 Glauben dazu, aber als ein äußerst glücklicher Zufall scheint es wenigstens möglich zu seyn.

Wenn die Neger in Afrika einer großen Schlange die Haut abstreifen wollen, so ziehn sie dieselbe mit einem Strick an den Ast eines hohen Baumes auf, Einer klet-  
 115 tert alsdenn mit einem Messer hinauf, geht auf den Ast hervor, läßt sich an das Ungeheuer hinab, löst ihm die Haut unter dem Kopf, streift sie ab, und gleitet alsdann sachte mit der Haut, die er von oben nachzieht, an dem glatten Körper zur Erde hinab.

Große Schlangen wurden bey den Alten auch Drachen genannt. Aber wer dabei an geflügelte und feuerspeiende Unthiere denkt, oder an sogenannte Basilisken, der denkt an eine Fabel. Und es ist nur so viel an der Sache, daß es in fremden Welttheilen auf den Bäumen Eidexen gibt, die durch sogenannte Flughäute auf dem Rücken und am Hals, oder an den Seiten zwischen den vordern und hintern Beinen sich in der Luft schwebend erhalten und weite Sprünge machen können.

125 Man kennt auch eine Schlange, die auf dem Kopfe zwey bewegliche Auswüchse wie Hörner hat, und nennt sie deßwegen die Gehörnte. Sie weiß sich sehr geschickt im



Grase zu verbergen, so daß nur diese Auswüchse hervorschauen. Vögel, die es sehen, haltens für Würmer, fliegen herzu und wollen anbeißen, werden aber augenblicklich von der Schlange erhascht, und gefressen.

So begegnet wohl auch manchem Menschen gerade dasjenige selber, was er <sup>130</sup> aus Eigennutz oder Schadenfreude einem andern bereitet.





Abb. 40: Titelvignette 1804

6 WAS IST SCHLIMMER – GEIZ ODER VERSCHWENDUNG?

Der *Geizige* rafft Geld und Gut zwecklos zusammen; der *Verschwender* bringt es zwecklos durch.

Der Geizige hat keinen, der Verschwender hat einen unnützen Genuß von dem Seinigen.

Der Geizige kann auf die goldene Mittelstraße zurückkehren, sobald er will; dem Verschwender wird es immer schwerer, je weiter er sich davon entfernt.

Der Geizige kann, aber er will es selten; der Verschwender möchte oft, aber er kann nicht mehr.

Der eine macht sich Feinde; der andere erwirbt Freunde, die schlimmer sind als ein Feind.

Jenen peinigt der Wunsch, immer weiter zu kommen; diesen die Reue, daß er schon so weit gekommen ist.

Geiz ist die Wurzel alles Übels; Verschwendung ist ein Baum voll bitterer Früchte.

Den Geizigen verzehrt die Sorge; den Verschwender die Ausschweifung. Jenen lohnt am Ende die Furcht; diesen der Kummer.

Nicht selten wird der jugendliche Verschwender noch ein geiziger Greis.

Sehr oft kommt das Vermögen geiziger Sammler an verschwenderische und im eigentlichen Sinne lachende Erben.

7 KINDESDANK UND UNDANK.

Man findet gar oft, wenn man ein wenig aufmerksam ist, daß Menschen im Alter von ihren Kindern wieder ebenso behandelt werden, wie sie einst ihre alten und kraftlosen Eltern behandelt haben. Es geht auch begreiflich zu. Die Kinder lernen von den Eltern; sie sehens und hörens nicht anders, und folgen dem Beyspiel. So wird es auf die natürlichsten und sichersten Wege wahr, was gesagt wird und geschrieben ist, daß der Eltern Segen und Fluch auf den Kindern ruhe und sie nicht verfehle.

Man hat darüber unter andern zwey Erzählungen, von denen die erste Nachahmung und die zweite große Beherzigung verdient.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und frohen Landmann an dem Ackergeschäft an, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigentum sei, sondern daß er als Tagelöhner täglich um 15 kr. arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sey, täglich mit 15 kr. auszureichen, und noch so frohen Muthes dabey zu seyn, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im

Zwilchrock erwiderte ihm: „es wäre mir übel gefehlt, wenn ich *so viel* brauchte. Mir muß ein Drittheil davon genügen; mit einem Drittheil zahle ich meine Schulden ab, und den übrigen Drittheil lege ich auf Capitalien an.“ Das war dem guten Fürsten ein neues Räthsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort, und sagte: „Ich theile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden.“ War das nicht artig gesagt, und noch schöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

Aber ein Anderer gieng mit seinem Vater, welcher durch Alter und Kränklichkeit freilich wunderlich geworden war, so übel um, daß dieser wünschte, in ein Armenspital gebracht zu werden, das im nemlichen Orte war. Dort hoffte er wenigstens bey dürftiger Pflege von den Vorwürfen frei zu werden, die ihm daheim die letzten Tage seines Lebens verbitterten. Das war dem undankbaren Sohn ein willkommenes Wort. Ehe die Sonne hinter den Bergen hinabgieng, war dem armen alten Greis sein Wunsch erfüllt. Aber er fand im Spital auch nicht alles, wie er wünschte. Wenigstens ließ er seinen Sohn nach einiger Zeit bitten, ihm die letzte Wohlthat zu erweisen, und ihm ein paar Leintücher zu schicken, damit er nicht alle Nacht auf blosem Stroh schlafen müßte. Der Sohn suchte die 2 schlechtesten, die er hatte, heraus, und befahl seinem zehnjährigen Kind, sie dem alten Murrkopf ins Spital zu bringen. Aber mit Verwunderung bemerkte er, daß der kleine Knabe vor der Thür eines dieser Tücher in einen Winkel verbarg, und folglich dem *Großvater* nur eines davon brachte. „Warum hast du das gethan?“ fragte er den Jungen bey seiner Zurückkunft. – „Zur Aushülfe für die Zukunft,“ erwiderte dieser kalt und bösherzig, „wenn ich Euch, o Vater! auch einmal in das *Spital* schicken werde.“

Was lernen wir daraus? – Ehre Vater und Mutter, auf dass es dir wohlgehe!

## 8 DAS WOHLFEILE MITTAGESSEN.

Es ist ein altes Sprüchwort: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selber darein. – Aber der Löwenwirth in einem gewissen Städtlein war schon vorher darinn. Zu diesen kam ein wohlgekleideter Gast. Kurz und protzig verlangte er für *sein Geld* eine gute Fleischsuppe. Hierauf forderte er auch ein Stück Rindfleisch und ein Gemüs, für sein Geld. Der Wirth fragte ganz höflich, ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe? O freilich ja, erwiderte der Gast, wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld.

Nachdem er sich alles wohl hatte schmecken lassen, zog er einen abgeschliffenen Sechser aus der Tasche und sagte: „Hier, Herr Wirth, ist *mein* Geld. Mehr hab ich  
 10 nicht, und mehr hab ich Euch nicht versprochen.“ Dieser Einfall war eigentlich nicht weit her. Es gehörte nur Unverschämtheit dazu und ein unbekümmertes Gemüth, wie es am Ende ablaufen werde. Aber das Beste kommt noch. „Ihr seyd ein durchtriebener Schalk,“ erwiderte der Wirth, „und hättet wohl etwas anders verdient. Aber ich schenke Euch das Mittagessen und hier noch ein Vierundzwanzig-Kreuzerstück dazu.  
 15 Nur seyd stille zur Sache, und geht zu meinem Nachbarn, dem Bärenwirth, und macht es im eben so.“ Das sagte er, weil er mit seinen Nachbarn, dem Bärenwirth, aus Brodneid im Unfrieden lebte, und einer dem andern jeglichen Tott und Schimpf gern anthat und erwiderte. Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Geld, mit der andern vorsichtig nach der Thüre, wünschte  
 20 dem Wirth einen guten Abend, und sagte: „Bey Euerm Nachbarn, dem Herrn Bärenwirth, bin ich schon gewesen, und eben der, und kein anderer, hat mich zu Euch geschickt.“

So waren im Grunde beyde hintergangen, und der dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich noch obendrein einen schönen Dank von  
 25 beyden verdient, wenn sie eine gute Lehre daraus gezogen, und sich miteinander ausgesöhnt hätten. Denn Frieden ernährt, aber Unfrieden verzehrt.

9 VOLKSLIED.

Weiht der Arbeit eure Sorgen,  
 Eh' das stille Grab euch deckt,  
 Wo uns einst ein goldner Morgen  
 5 Zu der reichsten Ernte weckt.  
     Zögert nicht!  
     Zögert nicht!  
 Bis das Herz im Tode bricht

2

10 Säumen wir, ach dann – dann sehnen,  
 Wir vergebens uns nach Glück,  
 Und mit späten, schweren Thränen  
 Wünschen wir die Zeit zurück;  
     Doch entflohn  
 15 Ist sie schon,  
 Ist auf ewig uns entflohn.

3.

Unser Morgens frohe Stunden,  
 Wo dem Knaben alles lacht,  
 Ach, wo sind sie hingeschwunden? 20  
 O wie bald, wie bald wird's Nacht!  
     Jahre ziehn,  
     Rosen blühn,  
 Rosen welken schnell dahin.

4.

Freude lächelt nur dem Weisen, 25  
 Der sein Tagewerk vollbringt;  
 Freude lächelt noch dem Greisen,  
 Der nach höherm Lohne ringt:  
     Still und schön, 30  
     Still und schön  
 Sieht man Weise schlafen geh'n.

10 AUFLÖSUNG DER RECHNUNGSAUFGABE VOM VORIGEN JAHR, UND EINE NEUE DAZU.

Wie groß mag denn nun wohl die Baarschaft des betrogenen Mannes anfänglich gewesen seyn, den wir vorhin drey mal über die Brücke gehen ließen? Jedesmal verdoppelte sich sein Geld, jedesmal mußte er auf dem Heimweg dem bösen Feind ein 24 Kreuzerstück zum Opfer bringen. – Antwort: 21 Kreuzer war seine Baarschaft, mit 5  
 welcher er anfieng. Denn als sie sich das erstemal verdoppelte, hatte er 42 kr. und 24 kr. davon, bleiben 18 kr. Das zweytemal 36 kr. und 24 kr. davon, bleiben 12 kr. Das drittemal 24 kr., und gerade so viel mußte er noch haben, um dem listigen Feind zum leztenmal Wort zu halten. Das war leicht zu errathen; aber folgende Aufgabe wird etwas mehr Nachdenken erfordern. 10

Um die Osterzeit, wo jede Mutter ihren Kindern gerne mit ein paar gefärbten Eyern eine Freude macht, verkauft eine Händlerin an ihre Nachbarsfrau die Hälfte von allen Eyern, die sie hatte, und noch ein halbes Ey dazu. Aber wohlverstanden! es darf keins zerbrochen oder getheilt werden. Es kommt die zweyte, diese kauft vom Rest wieder die Hälfte, und ein halbes dazu. So die dritte und die vierte, jedesmal 15  
 vom Rest die Hälfte, und ein halbes mehr. Am Ende hatte die Händlerin noch ein einziges Ey übrig. Jetzt ist die Frage: wie groß war ihr Vorrath vom Anfang? – Im künftigen Kalender wird die Antwort erfolgen.

11 ABENDLIED.

Gute Nacht!

Unser Tagwerk ist vollbracht,  
Sanfter Schlummer stärkt die Müden,

5 Ruhet all' im süßen Frieden!

Nur das scheue Laster wacht,

Gute Nacht!

2.

Nah und fern

10 Glänzt der schöne Abend-Stern!

Könnt ihr ihn vor Schlafengehen

Ohne Vorwurf schimmern sehen?

Edle weilen bei dir gern,

Abendstern!

15 3.

Tranket ihr

Aus dem Freudenbecher hier:

Faltet dankbar eure Hände,

Daß euch Gott mehr Segen spende:

20 Preis, Allgnädiger, sey dir

Auch von mir!

4.

Thränenreich

War vielleicht der Tag für euch:

25 Trauert nicht, denn jedes Leiden

Führt zu hohen Engelfreuden:

Alles droben ist für euch

Wonnereich.

5.

30 Weinete nicht,

Nach der Trennung schweren Stunden

Bluten sie aus keinen Wunden

Sonnen sich am ew'gen Licht!

Weinete nicht!

35 6.

Gute Nacht!



Geht, ein treuer Hüter wacht!  
Einst sind die Entschlafnen munter,  
Ihre Sonne geht nicht unter.  
Keiner spricht – ist er erwacht– 40  
Gute Nacht!

12 GRABSCHRIFT.

In einem gewissen! Dorf starb eine Frau, die in ihrem Leben viel ausgestanden hatte.  
Der Schulmeister des Dorfs, der mit ihr seine große Wohlthäterin verlor, wollte ihr  
aus Dankbarkeit eine Grabschrift in Versen machen. Allein, da er nichtsweniger als 5  
ein Poet war, kostete es ihm Zeit und Schweiß, bis er endlich folgendes Gedicht auf  
sie zur Welt brachte:

„Hier liegt begraben Frau Martha,  
„In ihrem Leben giens ihr hart a,  
„Hat gelebt achtzig Jahra –  
„Trarara.“ 10

(Das war nun freylich wohl gemeynt, aber sehr schlecht gemacht.)

13 FRIEDENS- UND GESELLSCHAFTS-LIED.

1.

Ohne Störung ruhen wir  
In dem Schoß der Freundschaft hier,  
heiter sonnen wir uns all' 5  
An dem milden Friedens-Stral.

2.

Lang entbehrten wir des Glücks;  
Viele sehn noch, nassen Blicks  
Und mit wundgerungner Hand, 10  
In die Zeit, die vor uns schwand.

3.

Ach, die Länder weinten sehr,  
Die Palläste standen leer,  
Und es herrschte weit und breit 15  
In den Hütten Traurigkeit.

4.

Trüb und von Gewittern schwer  
Hieng der Himmel um uns her;  
20 Blutig schien der Sterne Schein  
Und die Welt – ein Grab zu seyn.

5.

Todtenopfer ohne Zahl  
Dampften hier und überall,  
25 Und so mancher Edle fiel  
In dem wilden Schlachtgewühl.

6.

Doch aus Kampf und Sturm und Nachtragen  
Führt uns, der für alle wacht;  
30 Traure, Menschheit, traure nicht,  
Denn er sprach: es werde Licht!

7.

Seht, die müden Völker ruhn,  
Froher athmen alle nun,  
35 Und in die gepreßte Kraft  
Dringt ein voller Strom der Luft.

8.

Lieblicher und schöner brennt  
jetzt die Sonn' am Firmament,  
40 Und – wie dort im Paradies –  
Wird uns nun das Leben süß.

9.

Singt des guten Fürsten Preis,  
Wünscht im trauten Freundschafts-Kreis  
45 Nach des Krieges Ungestümm  
Einen stillen Abend ihm.

10.

Seines Volkes Luft ist Er!  
Reicht die Freudenbecher her,  
50 Leeret auf sein Leben sie:  
Gute Fürsten sterben nie.



Abb. 41: Titelvignette 1805

## 14 AUFLÖSUNG DES ZWEITEN RECHNUNGSEXEMPELS.

Das Räthsel von den Eyern wird schon lange errathen seyn. Man muß nemlich auf eine Zahl denken, die selber ungerade ist, und nach dem Abzug der gekauften Eyer allemal eine ungerade Zahl zum Rest zurückläßt. Und das ist hier die Zahl *Ein und dreyßig*. Denn die Hälfte davon ist *Fünfzehn und ein halbes*, und noch ein halbes Ey dazu sind *Sechszehn*. Soviel Eier kauft die erste Nachbarinn, und folglich bleiben Fünfzehn im Rest. Die Hälfte davon sind *Sieben und ein halbes* und noch ein halbes dazu sind *Acht*. Und so bleiben noch *Sieben*. Von diesen wieder die Hälfte und ein halbes dazu sind *Vier*, und es bleiben *Drey*, und die Hälfte von drei mit einem halben mehr ist *Zwey*, und so bleiben alle Eier ganz, und die Händlerin behält *Eins* im Rest.

## 15 NEUE AUFGABEN.

## 1.

Zwey Schäfer begegnen sich mit Schafen auf der Straße. Hans sagte zu Fritz: „Gib mir eines von deinen Schafen! Alsdann hab ich noch einmal soviel als du.“ Fritz sagt zu Hans: „Nein, gib du mir eins von deinen! Alsdann hab ich ebensoviel als du.“ Nun ist zu errathen, wieviel ein jeder hatte.

Diese Aufgabe ist klein und leicht. Folgende ist auch nicht schwer, aber artig. Nur muß man richtig rechnen, und nicht irre werden, was leicht möglich ist.

## 2.

Ein Mann hatte sieben Kinder zu einem Vermögen von 4900 Gulden. Da giengen ihn die jüngern Kinder öfters an, eine Verordnung darüber zu machen, damit sie in der Theilung nach seinem Absterben mehr bekommen sollten, als die Ältern. Das kam dem guten Vater hart an, weil er eines von seinen Kindern liebte wie das andere, und weil er glaubte, Gott werde den jüngern, wenn sie fleißig und gut gesittet seyen, nach seinem Tode helfen, wie er den ältern bey seinen Lebzeiten geholfen habe. Weil sie ihm aber keine Ruhe ließen, und die ältern Brüder es auch zufrieden waren, so machte er folgende Verordnung:

Der älteste Sohn soll von dem ganzen Vermögen 100 fl. zum Voraus haben, und von dem Übrigen den achten Theil.

Der zweyte soll alsdann 200 fl. wegnehmen, und von dem Übrigen wieder den achten Teil.

Der dritte soll 300 fl. von dem nachfolgenden voraus empfangen, und auch wieder den achten Theil vom Rest.

Und so soll jeder folgende 100 fl. mehr als der erste und dann von dem übrigen den Achtel erhalten, und der letzte bekommt, was übrig bleibt, wie überall.

Damit waren die Kinder zufrieden. Nach dem Tode des Vaters wurde sein letzter Wille vollzogen, und es ist nun auszurechnen, wie viel ein jeder bekommen habe.

16 MANCHERLEY GUTE LEHREN.

1.

Die Menschen nehmen oft ein kleines Ungemach viel schwerer auf, und tragen es ungeduldiger, als ein großes Unglück, und der ist noch nicht am schlimmsten daran; der viel zu klagen hat, und alle Tage etwas anders. Erfahrung und Übung im Unglück 5 lehrt schweigen. Aber wenn ihr einen Menschen wißt, der nicht klagt, und doch nicht fröhlich seyn kann, ihr fragt ihn, was ihm fehle, und er sagts euch kurz und gut, oder gar nicht, dem sucht ein gutes Zutrauen abzugewinnen, wenn ihr es werth seyd, und rathet und helft ihm, wenn ihr könnt.

2.

Ist denn der Mensch deswegen so schlimm und so schlecht, weil die bösen Neigungen zuerst in seinem Herzen erwachen, und das Gute nur durch Erziehung und Unterricht bey ihm anschlägt? Euer bester Ackerboden trägt doch auch nur Gras und Unkraut aus eigener Kraft, und euer Leben lang keine Weizenerndte; und ein dürres Sandfeld, das nicht einmal aus eigener Kraft Unkraut treibt, wird auch euern Fleiß 15 und eure Hoffnung nie mit einer Fruchtgarbe erfreuen. Aber wenn ihr den guten Boden ansäet zu rechter Zeit, sein wartet und pflaget, wie sichs gebühret, so steigt im Morgenthau und Abendregen eine fröhliche Saat empor, und die Raden und Kornrosen und mancherley taubes Gras möchten gern, aber es kann nicht mehr emporkommen. Die gesunde Ähre schwankt in der Luft, und füllt sich mit kostbaren Körnern. 20 So ist es mit dem Menschen und mit seinem Herzen auch. Was lernen wir daraus? Man muß nicht unzeitig klagen und hadern und die Hoffnung aufgeben, ehe sie erfüllt werden kann. Man muß den Fleiß, die Mühe und Geduld, die man an eine handvoll Fruchthalmen gerne verwendet, an den eigenen Kindern sich nicht verdriesen lassen. Man muß dem Unkraut zuvorkommen, und guten Saamen, schöne Tu- 25 genden in das weiche zarte Herz hineinpflanzen, und Gott vertrauen, so wirds besser werden.

3.

Man vergißt im menschlichen Leben nichts so leicht, als das Multipliciren, wenn man es noch so gut in der Schule gelernt hat und kann. Und doch lernt man in der Schule für das Leben, und die Weisheit besteht nicht im Wissen, sondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon. 30

Es kann jemand einen Tag in den andern nur einen Groschen unnöthigerweise ausgeben. Mancher, der den Groschen übrig hat, thut es, und meynt, es sey nicht  
 35 viel. Aber in einem Jahre sind es 365 Groschen, und in dreyßig Jahren 10950 Groschen. Facit 547 fl. 30 kr. weggeworfenes Geld, und das ist doch viel.

Ein anderer kann einen Tag in den andern zwey Stunden unnütz und im Müßiggang zubringen, und meynt jedesmal, für heute lasse es sich verantworten. Das multiplicirt sich in einem Jahr zu 730 Stunden, und in dreyßig Jahren zu 21900  
 40 Stunden. Facit 912 verlohrene Tage des kurzen Lebens. Das ist noch mehr als 547 fl. wer's bedenkt. Die Erde hat 5400 deutsche Meilen oder 10800 Stunden im Umkreis. Das ist ein weiter Weg. Aber wenn man in gerader Linie fortgehen könnte, und es wollte jemand jeden Tag nur eine Stunde davon zurücklegen, so könnte er im dreyßigsten Jahr bei guter Zeit wieder daheym sein. Oder wenn er jeden Tag 10 Stunden  
 45 auf seine Reise verwenden wollte, so könnte er in 10 Jahren zehnmal um die ganze große Erde herum kommen. Daraus ist zu lernen, wie weit ein Mensch in seinem Leben es nach und nach bringen kann, wenn er zu einem nützlichen Geschäft jeden Tag nur eine Stunde anwenden will, und wie viel weiter noch, wenn er alle Tage dazu benutzt, besser und vollkommener zu werden, und sein eigenes Wohl und das Wohl der  
 50 Seinigen zu befördern. Aber wer nie anfängt, der hört nie auf, und wem Wenig auf einmal nicht genug ist, der erfährt nie, wie man nach und nach zu Vielem kommt.

4.

Zum Erwerben eines Glücks gehört Fleiß und Geduld, und zu Erhaltung desselben gehört Mäßigung und Vorsicht. Langsam und Schritt für Schritt steigt man eine  
 55 Treppe hinauf. Aber in einem Augenblick fällt man hinab, und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde.

17 ABENDLIED IM SOMMER.

Endlich sinkt der kühle Thau  
 Auf die Fluren nieder,  
 Und auf blumenreicher Au  
 5 Tönen Abendlieder.  
 Flötenton ergötzt das Ohr,  
 Abendglocken schallen;  
 Im Gebüsche singt ein Chor  
 Froher Nachtigallen.

10 Süße Ruhe winket nun  
 Fleißigen entgegen.

Nach der Arbeit darf man ruhn;  
 Gott giebt seinen Segen.  
 Wohnt die Unschuld in der Brust,  
 Schläft man ohne Sorgen, 15  
 Und zu neuer Freud und Lust  
 Weckt uns dann der Morgen.

Einst am letzten Abend gehen  
 Wir zur Ruhe nieder;  
 Sanft entschlummern wir und sehn 20  
 Uns dort oben wieder.  
 Seht, wie lieblich blinkt das Licht  
 Holder Abendsterne!  
 Ruft uns Gott, wir zittern nicht,  
 Nein, wir folgen gerne. 25

18 GUTER RATH.

Was ich jezt sagen will, wird manchem, der es liest, geringfügig und vielleicht lächerlich scheinen; aber es ist nicht so; und mancher, der es liest, wird meynen, ich habe ihn leibhaftig gesehen, und es wäre wohl möglich. Doch weiß ichs nicht, und will niemand besonders meynen. Es giebt Gegenden in unserm Vaterlande, wo die Männer und Jünglinge im Ganzen recht gesund und stark aussehen, wie es bey guter Arbeit und einfacher Nahrung möglich und zu erwarten ist. Sie haben eine gesunde Gesichtsfarbe, eine starke Brust, breite Schultern, guten Wuchs, kurz, der ganze Körperbau ist wohlproportionirt und tadellos, bis unter die Kniee. Da kommts auf einmal so dünn und so schwach bis zu den Füßen hinab, und man meynt, die armen Beine müssen zusammenbrechen unter der schweren Last, die sie zu tragen haben. Das wißt ihr wohl: Manchem, der sich vor dem Spiegel einbildet, ein hübscher Knabe zu seyn, geht es wie dem Pfau, wenn er auf seine Füße schaut, und deswegen zieht ihr die starken ledernen Riemen, mit welchen ihr die Strümpfe unter dem Knie zu binden pflegt, immer fester an, und setzt ihn in einen Rinken ein, wo er nie nachgeben kann, damit das Fleisch ein wenig anschwellen, sich herausheben, und etwas gleich sehen soll, und *eben daher kommts*. Denn der ganze menschliche Körper und alle seine Glieder erhalten ihre Nahrung von dem Blut. Deswegen läuft das Blut unaufhörlich von dem Herzen weg, zuerst in großen Adern, die sich nachher immer mehr in unzählige kleine Äderlein vertheilen und vervielfältigen, durch alle Theile des Körpers bis in die äußersten Glieder hinaus, und kehrt alsdann durch andere Äderlein, die wieder zusammengehen, folglich größer und an der Zahl weniger werden, zu dem Herzen

zurück, und das geht unaufhörlich so fort, solange der Mensch lebt, und auf diesem Wege giebt das Blut dem Fleisch, den Knochen und allen Theilen des Körpers ihre  
25 Nahrung, ihre Kraft und Ausfüllung, und wird selber wieder auf eine andere Art durch tägliche Speise und Trank erhalten und ersetzt. Es geht da fast so zu, wie bey einer wohleingerichteten Wasserleitung. Da wird das Wasser aus dem größeren Strom in kleinere Kanäle oder Teiche fortgeleitet. Aus diesen vertheilt es sich immer mehr in kleinere Bäche und Bächlein, dann in Rausen, und endlich findet es jeden Grashalm  
30 auf einer Matten, Klee und Habermark, Liebfrauen-Mantelein, und was darauf wächst, und giebt ihm seine Erquickung. Aber wo wenig Wasser hinkommt, da bleiben auch die Pflanzen klein und schlecht, und was kann davor seyn? So ist es mit dem menschlichen Körper ungefähr auch, und je weniger derselbe durch die Kleidung gedrückt oder eingeengt wird, desto freyer und reichlicher kann sich auch das  
35 Blut durch seine Adern bewegen, desto besser werden auch alle Theile des Körpers mit dem Wachsthum zu ihrer Kraft und Vollkommenheit gelangen und darinn erhalten werden; wenn ihr aber einen Arm oder ein Bein unterbindet und den Blutlauf aufhaltet, so wird auch diesem Glied seine Nahrung entzogen. Das geschieht nun, wenn man von früher Kindheit an, die Beine unter dem Knie mit einem ledernen  
40 Riemen durch eine Schnalle so fest bindet. Die feinen und größern Adern werden zusammengedrückt, es kann nicht so viel Blut ab- und aufsteigen als nöthig ist, die Knochen kommen daher kaum zu ihrer gehörigen Stärke und es setzt sich nicht genug Fleisch und Fett um dieselben an. Da zieht man nun den Riemen immer fester an, und das hilft ein wenig zum Schein, macht aber eigentlich nur das Übel ärger, wie es  
45 immer geht, wenn man nur auf den Schein sieht, und zur Abhülfe eines Fehlers oder Gebrechens die rechten Mittel nicht zu wissen verlangt, und mit den nächsten besten sich begnügt. Mein guter Rath wäre also der: Ihr solltet's machen wie andere vernünftige Leute auch. Man binde die Strümpfe mit geschmeidigem Bändern über dem Knie, oder wenn man bei der alten Weise bleiben will, so ziehe man wenigstens die  
50 Riemen nicht fester an als nöthig ist, um die Strümpfe oben zu erhalten. Man muß nie mehr Kraft anwenden, und mehr tun als nöthig ist, um seinen vernünftigen Zweck zu erreichen. Besonders müssen die Eltern sogleich darauf sehen, daß ihre Kinder die Strümpfe nicht zu fest binden. Alsdann wird das Blut seinen Weg schon finden, und den Gliedern die Nahrung und Stärke geben, die ihnen gebührt. Dieß ist  
55 mein guter Rath; und wer keinen Glauben daran hat, der frage nur einen Arzt oder den Herrn Pfarrer; die müßens auch wissen. Aber folgen muß man als dann. Denn, wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen.



## 1. [Das Mittagessen im Hof]

Man klagt häufig darüber, wie schwer und unmöglich es sey, mit manchen Menschen auszukommen. Das mag denn freylich auch wahr seyn. Indessen sind viele von solchen Menschen nicht schlimm, sondern nur wunderlich, und wenn man sie nur immer recht kennete, inwendig und auswendig, und recht mit ihnen umzugehen wüsste, nie zu eigensinnig und nie zu nachgebend, so wäre mancher wohl und leicht zur Besinnung zu bringen. Das ist doch einem Bedienten mit seinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen, und mußte vieles entgelten, woran er unschuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der Herr sehr verdrießlich nach Hause, und setzte sich zum Mittagessen. Da war die Suppe zu heiß oder zu kalt, oder keines von beyden; aber genug, der Herr war verdrießlich. Er faßte daher die Schüssel mit dem, was darinnen war, und warf sie durch das offene Fenster in den Hof hinab. Was that hierauf der Diener? Kurz besonnen warf er das Fleisch, welches er eben auf den Tisch stellen wollte, mir nichts, dir nichts, der Suppe nach, auch in den Hof hinab, dann das Brot, dann den Wein, und endlich das Tischtuch mit allem, was noch darauf war. „Verwegener, was soll das seyn?“ fragte der Herr, und fuhr mit drohendem Zorn von dem Sessel auf. Aber der Bediente erwiederte ganz kalt und ruhig: „Verzeihen sie mir, wenn ich ihre Meynung nicht errathen habe. Ich glaubte nicht anders, als Sie wollten heute in dem Hofe speisen. Die Luft ist so heiter, der Himmel so blau, und sehen sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht, und wie fröhlich die Bienen ihren Mittag halten!“ Dießmal die Suppe hinab geworfen, und nimmer! Der Herr erkannte seinen Fehler, heiterte sich im Anblick des schönen Frühlingshimmels auf, lächelte heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwärters, und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.

## 2. [Der kluge Richter]

Daß nicht alles so uneben sey, was im Morgenlande geschieht, das haben wir schon einmal gehört. Auch folgende Begebenheit soll sich daselbst zugetragen haben. Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dieß wirds wohl seyn! So nimm dein Eigenthum zurück!“ So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwinde nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte.

„Guter Freund,“ sprach er hierauf, „es waren eigentlich 800 Thaler in dem Tuch eingnähet. Ich finde aber nur noch 700 Thaler. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und Eure 100 Thaler Belohnung schon herausgenommen haben. Da habt ihr wohl daran getan. Ich danke euch.“ Das war nicht schön. Aber wir sind auch noch nicht am Ende. *Ehrlich währt am längsten*, und *Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn*. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Thlr. als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie ers gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beyde bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der *eine*, daß 800 Thlr. seyen eingnäht gewesen, der *andere*, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rath teuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des *einen* und die schlechte Gesinnung des *andern* zum Voraus zu kennen schien, grif die Sache so an: Er ließ sich von beyden über das was sie aussagten, eine feste und feyerliche Versicherung geben und that hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, und wenn der eine von euch 800 Thaler verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit 700 Thalern gefunden hat, so kann auch das Geld des letztern nicht das nemliche sein, auf welches der erstere ein Recht hat. *Du*, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Thaler verloren hat. Und dir da weiß ich keinen andern Rath, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine 800 Thaler findet.“ So sprach der Richter, und dabey blieb es.

## 20 DER OCHSENMÜLLER.

Wer ausgiebt, muß einnehmen, nach dem alten Sprichwort. In einem kleinen Städtlein wohnte neben dem Wirthshaus zum Ochsen ein Müller, den man deßwegen den Ochsenmüller nannte. Das gieng nun so im gemeinen Leben um der Kürze willen wohl an. Aber wenn man ihn so anredete: *Herr Ochsenmüller* oder *Meister Ochsenmüller*, so nahm er es doch übel, und eben deswegen that man's, wie muthwillige Leute es machen. Nun hörte einmal ein fremder davon, der auch einen Spaß mit ihm haben wollte. „Seyd ihr nicht der Ochsenmüller aus jenem Städtlein?“ so redete er ihn an. Da stellte sich der Mann, als ob er nicht wohl hörte, und bat den Fremden, er möchte doch näher kommen, und ihm ins Ohr sagen, was er mit ihm zu reden habe. Das that der Fremde und wiederholte seine Frage mit lauter Stimme und mit einem muthwilligen Blick auf die andern, die dabey waren. Als aber der listige Mann seinen Frager *neben* sich hatte, hielt er ihn am Arme fest, und sagte: „Nein, guter Herr, der Ochsenmüller bin ich nicht. Ich bin sonst und dießmal nur der Müller *neben* dem Ochsen. – Welcher von beyden mag wohl am meisten ausgelacht worden seyn?“

## 21 DER MENSCH IN KÄLTE UND HITZE.

Der Mensch kann nichts Nützlicheres und Besseres kennen lernen, als sich selbst und seine Natur; und manchem, der bey uns an einem heißen Sommertage schier verschmachten will, oder im kalten Jenner sich nicht getraut, vom warmen Ofen wegzugehen, wird kaum glauben können, was ich sagen werde, und doch ist es wahr. 5

Bekanntlich ist die Wärme des Sommers und die Kälte des Winters nicht in allen Gegenden der Erde gleich, auch kommen sie nicht an allen Orten zu gleicher Zeit, und sind nicht von gleicher Dauer. Es giebt Gegenden, wo der Winter den größten Theil des ganzen Jahres ausmacht, und ganz entsezlich hart ist, wo das Wasser in den Seen 10 Schuh tief gefriert, und die Erde selbst im Sommer nicht ganz, 10 sondern nur einige Schuh tief aufthaut, weil dort die Sonne etliche Monate lang gar nicht mehr scheint, und ihre Strahlen auch im Sommer nur schief über den Boden hingleiten. Und wiederum giebt es andere Gegenden, wo man gar nichts von Schnee und Eis und Winter weiß, wo aber auch das Gefühl der höchsten Sommerhitze fast unerträglich seyn muß, zumal wo es tief im Land an Gebürgen und großen Flüssen 15 fehlt, weil dort die Sonne den Einwohnern gerade über den Köpfen steht, und ihre glühenden Strahlen senkrecht auf die Erde hinabwirft. Es muß daher an beyderley Orten auch noch manches anders seyn, als bey uns, und doch leben und wohnen Menschen, wie wir sind, da und dort. Keine einzige Art von Thieren hat sich von selber so weit über die Erde ausgebreitet, als der Mensch. Die kalten und die heissen 20 Gegenden haben ihre eigenen Thiere, die ihren Wohnort freywillig nie verlassen. Nur sehr wenige, die der Mensch mitgenommen hat, sind imstande, die größte Hitze in der einen Weltgegend und die grimmigste Kälte in der andern auszuhalten. Auch diese leiden sehr dabey, und die andern verschmachten oder erfrieren, oder sie verhungern, weil sie ihre Nahrung nicht finden. Auch die Pflanzen und die stärksten Bäume 25 kommen nicht auf der ganzen Erde fort, sondern sie bleiben in der Gegend, für welche sie geschaffen sind, und selbst die Tanne und die Eiche verwandeln sich in den kältesten Ländern in ein niedriges unscheinbares Gesträuch und Gestrüppe auf dem ebenen Boden, wie wirs auf unsern hohen kahlen und kalten Bergen auch bisweilen wahrnehmen. Aber der Mensch hat sich überall ausgebreitet, wo nur ein lebendiges 30 Wesen fortkommen kann; ist überall daheim, liebt in den heißesten und kältesten Gegenden sein Vaterland und die Heimath, in der er geboren ist, und wenn ihr einen Wilden, wie man sie nennt, in eine mildere und schönere Gegend bringt, so mag er dort nicht leben und nicht glücklich seyn. So ist der Mensch. Seine Natur richtet sich allmählig und immer mehr nach der Gegend, in welcher er lebt, und er weiß wieder 35 durch seine Vernunft seinen Aufenthalt einzurichten, und so bequem und angenehm zu machen, als es möglich ist. Das muß der Schöpfer gemeynt haben, als er über das menschliche Geschlecht seinen Segen aussprach: „Seyd fruchtbar und mehret euch, und erfüllet (oder bevölkert) die Erde, und machet sie euch unterthan.“

40 Ich will jetzt einige Beyspiele anführen, was für hohe Kälte und Hitze die Menschen aushalten können.

Zu Jeniseisk in Siberien trat einst im Jenner des Jahres 1735 eine solche Kälte ein, daß die Sperlinge und andere Vögel todt aus der Luft herabfielen, und alles, was in der Luft gefrieren konnte, wurde zu Eis, und doch leben Menschen dort.

45 Zu Kraßnaiarsk, ebenfalls in Siberien, wurde im Jahr 1772 den 7. Dec. die Kälte so heftig, daß eine Schale voll Quecksilber, welches man in die freye Luft setzte, in ein festes Metall zusammengefror. Man konnte es wie Bley biegen und hämmern, und doch hielten es Menschen aus.

Eine ähnliche Kälte erlitten einst die Engländer in Nord-Amerika an der  
50 Hudsonsby. Da gefror ihnen, selbst in den geheizten Stuben, der Brantwein in Eis zusammen. Sie konnten ihn nicht flüßig erhalten. In den langen dunkeln Wintertagen erleuchtete man die Stuben mit glühenden Kanonenkugeln, und die starke Ofenhitze daneben konnte doch nicht hindern, daß nicht die Wände und Bettstätten mit Eis und Duft überzogen wurden.

55 Was für eine Hitze hingegen wieder die nemliche Menschen-Natur aushalten kann, das sehen wir schon an unsern Feuerarbeitern, zum Beyspiel in Glashütten, Eisenschmelzen, Hammerschmidten, wo die Leute sich durch schwere Arbeit noch mehr erhitzen müssen. In Breitlingen, das ist eine Erzgrube am Tammelsberg in Sachsen, mußte das feste Gestein unter der Erde durch Feuer mürbe gemacht werden. Da  
60 sind nun viele schweflichte Theile und Dünste, die in Entzündung gerathen, und eine so erstaunliche und unerträgliche Hitze verursachen, daß die Bergleute selbst noch den Tag nach der Löschung des Feuers nakt arbeiten, und alle Stunde innehalten und sich wieder abkühlen müssen.

Einzelne Personen, selbst in unserm Vaterlande, die in Krankheiten viel aufs  
65 Schwitzen halten, kriechen in einen heißdünstigen Backofen, wenn das Brod herausgenommen ist, lassen nur so viel Öffnung zu, als zum Athemholen nöthig ist, und schwitzen so nach Herzenslust. Das mag nun freylich nicht viel nütze seyn, und ein vernünftiger Arzt wird es nicht groß loben.

Wer das aber weiß, der wird nun folgende wahre Erfahrungen nicht mehr so  
70 unglaublich finden. Vier bekannte und berühmte Männer liessen einst ein kleines Zimmer so stark erhitzen, als nur möglich war. Da kam die Hitze der Luft fast der Hitze des kochenden Wassers gleich. Und doch hielten dieselben sie 10 Minuten lang aus, wiewohl nicht ohne große Beschwerden. Einer von ihnen trieb es noch weiter. In einer Hitze, wo frische Eyer in 10 Minuten in der Luft hart gebacken wurden, hielt er  
75 8 Minuten aus.

Das war nun freylich eine gemachte künstliche Hitze. Aber auch in der Natur geht es manchen Orten nicht viel besser. So weht bisweilen in heissen Gegenden auf einmal ein so trockener und heisser Wind von den Sandwüsten her, daß die Blätter

an den Bäumen, wo er durchzieht, augenblicklich versengt werden und abdorren. Menschen, die alsdann im Freyen sind, müssen sich freylich ohne Verzug mit dem 80 Gesicht auf die Erde niederlegen, damit sie nicht ersticken, und haben gleichwohl noch viel dabey auszustehen. Selbst in geschlossenen Zimmern kann man sich vor Mattigkeit fast nicht mehr bewegen. Aber gleichwohl übersteht man es, wenn man vorsichtig ist und Erfahrungen benutzt.

Wenn man so etwas liest oder hört, so lernt man doch zufrieden seyn daheim, 85 wenn man es schon nicht immer hat, wie man gerne möchte.



## 7.4 BADISCHER LANDKALENDER AUF DAS JAHR 1806

22 LIED FÜR UNTERTHANEN.

Ehre gern die Obrigkeit,  
wie der Herr der Welt gebeut.  
Sey ein guter Unterthan,  
5 weil nicht jeder herrschen kann.

Ungleich ist der Menschen Loos,  
dieser niedrig, jener groß:  
aber jeder Stand hat Werth,  
wo man Recht und Tugend ehrt.

10 Zur gemeinen Wohlfahrt sey  
dem Gesetze stets getreu.  
Wer ihm froh gehorchen lernt,  
ist von Mißmuth stets entfernt.

Irrt der Herrscher, strauchelt er;  
15 denkt: herrschen ist so schwer.  
Sey von Lästung fern und sprich:  
Er ist auch ein Mensch, wie ich.

Was du schuldig bist, gib gern;  
gib, als gäbst du's Gott dem Herrn,  
20 Ihm, der durch die Obrigkeit  
Schutz und Ruhe dir verleiht.

O wie blüht das Vaterland,  
wie beglückt ist jeder Stand,  
wenn sich alle treu bemühn,  
25 Unrecht, wie die Pest, zu fliehn!

Völker, Fürst und Unterthan!  
Betet Gott den Herren an.  
Hörts: gerecht ist sein Gericht.  
Fürchtet ihn – und sündigt nicht.



## 23 MANCHERLEY REGEN.

Der beste Regen, ist immer noch der, mit welchem der Himmel unsere Felder und Weinberge tränkt, und den Segen fruchtbarer Zeiten sendet. Aber was sagen wir dazu, wenn Schwefel oder Blut regnet, wenn Frösche, Steine oder gar Soldaten-Hüte regnen?

## 1.

5

## Schwefelregen.

Nach den Gewittern im Frühjahr, wenn sie mit starken Regengüssen verbunden waren, sieht man oft am Rande der Lachen, die vom stehenden Regenwasser entstanden sind, ein gelbes Pulver, das wie klein-geriebener Schwefel aussieht. Nun meynen ohnehin noch viele Leute, daß die Gewitter von schweflichten Dünsten entstehen, die sich in den Wolken erzeugen, und bilden sich alsdann fest ein, es sey mit dem Regen solcher Schwefel vom Gewitter herabgefallen, und denken daran, daß ja auch schon einmal Feuer und Schwefel vom Himmel regnete auf Sodom und Gomorra. Allein fürs erste wohnen wir Gottlob nicht in Sodom und Gomorra. Für das andere kann manchmal etwas so oder so aussehen, und es ist doch etwas anders, wie man schon oft mit Schaden erfahren hat. Und so ist auch das gelbe Pulver auf den Regenpfützen kein Schwefel; auch wenn es sich am Feuer entzündet, nicht, sondern Blütenstaub von den Bäumen. In den Tulipanen stehen inwendig im Ring herum sechs kleine Säulen, auf deren Spitzen ein schwarzer Staub sitzt. Wer daran riecht, bekommt daher eine schwarze Nase. Auf den Lilien ist er schon gelb, und wer an eine weisse Lilie oder Jilge riecht, bekommt davon eine gelbe Nase. Das ist Blütenstaub. Er findet sich in allen Blumen und in allen Blüthen, denn er ist unentbehrlich und nothwendig, wenn aus der Blüthe Frucht und Samen entstehen soll. Wenn es nun im Frühjahr, wo die Bäume blühen, starke Regengüsse giebt, so schwemmt der Regen diesen Staub von den Blüthen ab, und dieß ist auch eine Hauptursache, warum kein gutes Obstjahr zu erwarten ist, wenn es viel in die Blüthen geregnet hat. Wo nun viel solcher blühenden Bäume beysammen stehen, da schwemmt auch der Regen viel solchen Blüten-Staub herab. Dieser sammelt sich alsdann wieder auf der Erde, und bleibt liegen, wenn das Wasser verdunstet, und das ist der vermeyntliche Schwefelregen. Im Sommer und Spätjahr, wo doch die Gewitter meistens heftiger sind, wird niemand mehr etwas von Schwefelregen sehen, weil dann das Blühen ein Ende hat. Da regnen Äpfel, Nüsse, Eicheln etc. von den schweren Ästen der Bäume herab, aber kein eingebildeter Schwefel mehr.

## 2.

## Blutregen.

30 Im Frühjahr und im Sommer kann es wohl geschehen, daß man hie und da viel rothe Tropfen, wie Regentropfen, noch naß oder vertrocknet auf dem Laub oder auf Gegenständen von hellerer Farbe wahrnimmt, die auf der Erde liegen, z. B. auf Tuch, das zum Bleichen in Grasgärten ausgebreitet wird. Und weil man nicht begreifen kann, woher das kommen mag, und weil man lieber etwas unglaubliches, als etwas  
35 natürliches glaubt, so faßt mans kurz, und sagt: es habe Blut geregnet, und das bedeute Krieg.

Allein, wie nicht alles Schwefel ist, was gelb aussieht, so ist auch nicht alles Blut, was eine rothe Farbe hat. Dießmal geht die Sache so zu. Aus einem kleinen Ey, das den Winter über irgendwo an einer Hecke oder an einem Baumzweig klebte, brü-  
40 tet im Frühjahr die Sonnenwärme ein kleines lebendiges Räuplein aus. Nach wenig Wochen, wenn sich die Raupe groß und rund gefressen hat, kriecht sie irgendwo in die Höhe, wenn sie nicht schon oben ist, hängt sich mit dem Hintertheil des Körpers fest, mit dem Kopfe abwärts, streift die Raupenhülle ab, und verwandelt sich in eine eckige Gestalt, die man Puppe nennt, ohne Kopf, ohne Füße und Flügel. Man sieht  
45 dem Ding nicht an, was es seyn und werden soll. Aber wieder nach kurzer Zeit spaltet sich die Haut, und es kommt etwas mit kleinen zusammengeschrumpften Flügeln und einem dicken unförmlichen Hinterleib hervor, dem man wohl ansieht, daß es gern ein Schmetterling oder Sommervogel werden möchte. Nach wenigen Stunden, wo es stille sitzen bleibt, sind die schönen farbigen Flügel gewachsen und ausgebrei-  
50 tet. Aus dem Hinterleib gehen sechs bis acht rothe Tropfen ab, die auf die Erde herabfallen, alsdann ist der Sommervogel gemacht, und flattert leicht und fröhlich in der Luft herum, und von Blume zu Blume. Das kann der liebe Gott: aus einer häßlichen und verachteten Raupe einen schönen und fröhlichen Sommervogel machen. Wo nun ganze Hecken oder Bäume im Frühjahr mit Gespinst überzogen sind, in wel-  
55 chem viele Tausend solcher Eyer verborgen seyn können, da brütet auch die Sonnenwärme alle auf einmal aus. Alle, die davon kommen, können daher auch, wenn sie reichliche Nahrung haben, zu gleicher Zeit ihre Vollkommenheit erreichen, zu gleicher Zeit sich in Puppen verwandeln, und zu gleicher Zeit als Schmetterlinge wieder aus der Puppe zurückkehren. Wo nun viele dergleichen nahe beysammen sind, da ge-  
60 ben sie auch viele rothe Tropfen von sich, ehe sie davonfliegen. Hundert in einem Garten können schon 6-800 Tropfen geben, und das ist alsdann der eingebildete Blutregen.

## 3.

## Froschregen.

Man spricht auch von einem Froschregen. Aber das wird noch niemand gesehen ha- 65  
 ben, daß es Frösche aus der Luft herab regnete. Die Sache verhält sich ganz kurz so:  
 Im Sommer bey anhaltend trockner Hitze zieht sich eine Art von Landfröschen in be-  
 nachbarte Wälder und Buschwerke zurück, weil sie dort einen kühlern und feuchtern  
 Aufenthalt haben, und verhalten sich ganz stille und verborgen, so daß sie niemand  
 bemerkt. Wenn nun ein sanfter Regen fällt, so kommen sie in zahlreicher Menge wie- 70  
 der hervor, und erquicken sich in dem nassen, kühlen Gras. Wer alsdann in einer sol-  
 chen Gegend ist und auf einmal so viele Fröschlein sieht, wo doch kurz vorher kein  
 einziges zu sehen war, der kann sich nicht vorstellen, wo auf einmal so viele Frösche  
 herkommen; und da bilden sich einfältige Leute ein, es habe Frösche geregnet. Denn  
 aus lieber Trägheit läßt man eher die unvernünftigsten Dinge gelten, als daß man sich 75  
 die Mühe giebt, über die vernünftigen Ursachen dessen nachzudenken oder zu fra-  
 gen, was man nicht begreifen kann.

## 4.

## Steinregen.

Aber mit dem Steinregen ist es etwas anders Das ist keine Einbildung. Denn man hat 80  
 darüber viele alte glaubwürdige Nachrichten und neue Beweise, daß bald einzelne  
 schwere Steine, bald viele mit einander von ungleicher Größe, mir nichts, dir nichts,  
 aus der Luft herabgefallen sind. Die älteste Nachricht, welche man von solchen Ereig-  
 nissen hat, reicht bis in das Jahr 462. vor Christi Geburt. Da fiel in Thracien, oder in  
 der jetzigen türkischen Provinz Rumili, ein großer Stein aus den Lüften herab, und 85  
 seit jener Zeit bis jezt, also in 2267 Jahren, hat es, soviel man weiß, 38mal Steine ge-  
 regnet. Z. B. im Jahr 1492. am 4. November fiel bey Ensisheim ein Stein, der 260 Pf.  
 schwer war. Im Jahre 1672. bey Verona in Italien zwey Steine von 200 und 300 Pf.  
 Nun kann man denken, von alten Zeiten sey gut etwas erzählen. Wen kann man fra-  
 gen, obs wahr sei? Aber auch ganz neue Erfahrungen geben diesen alten Nachrichten 90  
 Glauben. Denn im Jahr 1789. und am 24. July 1790. fielen in Frankreich, und am  
 16. Juny 1794. in Italien viele Steine vom Himmel, das heißt, hoch aus der Luft her-  
 ab. Und den 26. April 1803. kam bey dem Ort l'Aigle im Orne-Departement in  
 Frankreich ein Steinregen von 2000-3000 Steinen auf einmal mit großem Getöse aus  
 der Luft. Es wurde ein Gelehrter von Paris dahin gesendet, der Zeugnisse darüber ab- 95  
 hörte, die Steine sah und untersuchte, und alles richtig erfand und bezeugte. Woher  
 nun solche Steine kommen, oder wie sie sich in der Luft, wo doch keine Berge und  
 Steinbrüche sind, erzeugen können, darüber können die Gelehrten bis auf diese Stun-  
 de noch keine sichere Auskunft geben. Denn auch diese wissen freylich noch lange

100 nicht alles. Einige vermutheten sogar, daß solche Steine aus dem Mond herab zu uns kommen. Was wohl für ein muthwilliger Schleuderer dort sitzen mag!

## 5.

## Hutregen.

Am unbegreiflichsten ist es, daß es einmal Soldatenhüte soll geregnet haben. Ein Bürger aus einem kleinen Landstädtchen irgendwo in Sachsen soll eines Nachmittags  
105 nicht weit von einem Berg auf seinem Felde gearbeitet haben. Auf einmal ward der Himmel stürmisch; er hörte ein entferntes Donnern; die Luft verfinsterte sich; eine große schwarze Wolke breitete sich am Himmel aus, und ehe der gute Mann es sich versah, fielen Hüte über Hüte rechts und links und um und an aus der Luft herab.  
110 Das ganze Feld ward schwarz, und der Eigenthümer desselben hatte unter vielen hundert die Wahl. Voll Staunen lief er heim, erzählte was geschehen war, brachte, zum Beweis davon, so viel Hüte mit, als er in den Händen tragen konnte, und der Hutmacher des Orts mag keine große Freude daran gehabt haben. Nach einigen Tagen erfuhr man aber, daß hinter dem Berg in der Ebene ein Regiment Soldaten exerzirt hatte.  
115 Zu gleicher Zeit kam ein heftiger Wirbelwind oder eine sogenannte Windsbraut, riß den meisten die Hüte von den Köpfen, wirbelte sie in die Höhe über den Berg hinüber, und ließ sie auf der andern Seite wieder fallen. So erzählt man. Ganz unmöglich wäre wohl die Sache nicht. Indessen gehört doch eine starke Windsbraut und folglich auch ein starker Glaube dazu.

## 24 AUFLÖSUNG DER RECHNUNGS-EXEMPEL DES VORIGEN JAHRES.

Ich werde wohl zu spät kommen, und alle, welche sich um das erste Rechnungs-Exempel des vorigen Jahres bekümmerten, werdens heraus haben, daß Hanns 7 Schafe hatte. Fritz aber hatte 5. Wenn nun der letztere dem ersten Eins von den seinen gab,  
5 so hatte Fritz noch 4, Hanns aber hatte 8; folglich noch einmal soviel. Giebt aber der erste dem letzten Eins, so behält Hanns noch 6 und Fritz bekommt 6. Und also lautete die Aufgabe.

So ein Schaf hin oder her zu geben, wenn man selber nur 5 oder 7 Stücke hat, ist nun freylich keine Kleinigkeit. Sonst aber und wo es angeht, ist es immer besser, gute Freunde haltens miteinander so, daß die Theile gleich werden, als daß einer viel hat und der andere wenig. Denn Mehrhaben macht leicht übermüthig und gewaltthätig, und Wenighaben macht mißgünstig; und wo einmal Übermuth und Mißgunst sich einnisten, da hat es mit der guten Freundschaft bald ein Ende. Das muß  
5 der verständige Vater wohl überlegt haben, der im zweyten Exempel sein Vermögen unter seine 7 Kinder vertheilte. Denn wer es ausgerechnet und keinen Fehler dabey

begangen hat, der wird bald gefunden haben, daß jedes Kind 700 Gulden bekommen habe, keinen Kreuzer mehr und keinen minder. 10

Wenn alle Eltern so vernünftig wären, und ihren Kindern, die gleiche Liebe verdienen, gleiche Liebe bewiesen, wieviel Unfrieden und Unheil könnte dadurch verhütet werden, und wie manches Stündlein könnten die Herren Advokaten doch auch ein wenig spazieren gehen und frische Luft schöpfen.

## 25 ZWEY ERZÄHLUNGEN.

Wie leicht sich manche Menschen oft über unbedeutende Kleinigkeiten ärgern und erzürnen, und wie leicht die nemlichen oft durch einen unerwarteten spaßhaften Einfall wieder zur Besinnung können gebracht werden, das haben wir im alten Kalender an dem Herrn gesehen, der die Suppenschüssel aus dem Fenster warf, und an seinem witzigen Bedienten. Das nemliche lehren folgende zwei Beispiele. 5

Ein Gassenjunge sprach einen gut und vornehm gekleideten Mann, der an ihm vorbeiging, um einen Kreutzer an, und als dieser seiner Bitte kein Gehör geben wollte, versprach er ihm, um einen Kreutzer zu zeigen, wie man zu Zorn und Schimpf und Händeln kommen könne. Mancher, der dieß liest, wird denken, das zu lernen sey keinen Heller, noch weniger einen Kreutzer werth, weil Schimpf und Händel etwas Schlimmes und nichts Gutes sind. Aber es ist mehr werth, als man meynt. 5 Denn wenn man weiß, wie man zu dem Schlimmen kommen kann, so weiß man auch, vor was man sich zu hüten hat, wenn man davor bewahrt bleiben will. So mag dieser Mann auch gedacht haben, denn er gab dem Knaben den Kreutzer. Allein dieser forderte jezt den zweyten, und als er den auch erlangt hatte, den dritten und vier- 10 ten, und endlich den sechsten. Als er aber noch immer mit dem Kunststück nicht herausrücken wollte, gieng doch die Geduld des Mannes aus. Er nannte den Knaben einen unverschämten Burschen und Betteljungen, drohte, ihn mit Schlägen fortzujagen, und gab ihm am Ende auch wirklich ein paar Streiche. „Ihr grober Mann, der Ihr seyd, schrie jezt der Junge, schon so alt und noch so unverständlich! hab ich euch nicht versprochen zu lehren, wie man zu Schimpf und Händeln kommt? habt ihr mir nicht sechs Kreutzer dafür gegeben? Das sind ja jetzt Händel, und so kommt man dazu. Was schlagt Ihr mich denn?“ So unangenehm dem Ehrenmann dieser Vorfall war, so sah er doch ein, daß der listige Knabe Recht und er selber Unrecht hatte. Er besänftigte sich, nahm sichs zur Warnung, nimmer so aufzufahren, und glaubte, die 15 20 gute Lehre, die er da erhalten habe, sey wohl sechs Kreutzer werth gewesen.

In einer andern Stadt gieng ein Bürger schnell und ernsthaft die Straße hinab. Man sah ihm an, daß er etwas Wichtiges an einem Ort zu thun habe. Da gieng der vornehme Stadtrichter an ihm vorbei, der ein neugieriger und dabei ein gewaltthäti-

25 ger Mann muß gewesen seyn, und der Gerichtsdienner kam hinter ihm drein. Wo geht  
Ihr hin so eilig? sprach er zu dem Bürger. Dieser erwiderte ganz gelassen: Gnädiger  
Herr, das weiß ich selber nicht. – Aber Ihr seht doch nicht aus, als ob Ihr nur für  
Langeweile herumgehen wolltet. Ihr müßt etwas Wichtiges an einem Orte vorhaben.  
Das mag seyn! fuhr der Bürger fort; aber wo ich hingehge, weiß ich wahrhaftig nicht.  
30 Das verdroß den Stadtrichter sehr. Vielleicht kam er auch auf den Verdacht, daß der  
Mann an einem Ort etwas Böses ausüben wollte, das er nicht sagen dürfe. Kurz, er  
verlangte jetzt ernsthaft, von ihm zu hören, wo er hingehge, mit der Bedrohung, ihn  
sogleich von der Straße weg in das Gefängnis führen zu lassen. Das half alles nichts;  
und der Stadtrichter gab dem Gerichtsdienner zuletzt wirklich den Befehl, diesen wi-  
35 derspenstigen Menschen wegzuführen. Jezt aber sprach der verständige Mann: Da se-  
hen Sie nun, hochgebietender Herr, daß ich die reine lautere Wahrheit gesagt habe.  
Wie konnte ich vor einer Minute noch wissen, daß ich in den Thurn gehen werde, –  
und weiß ich denn jezt gewiß, ob ich drein gehge? – Nein, sprach jezt der Richter, das  
sollt Ihr nicht. Die witzige Rede des Bürgers brachte ihn zur Besinnung. Er machte  
40 sich stille Vorwürfe über seine Empfindlichkeit, und ließ den Mann ruhig seinen Weg  
gehen.

Es ist doch merkwürdig, daß manchmal ein Mensch, hinter welchem man  
nicht viel sucht, einem andern noch eine gute Lehre geben kann, der sich für erstau-  
nend weise und verständig hält.

## 26 NÜTZLICHE LEHREN.

### 1.

Es sagt ein altes Sprichwort: *Selber essen macht fett*. Ich will noch ein paar dazu setzen:  
*Selber Achtung geben macht verständig. Und selber arbeiten macht reich*. Wer nicht mit  
5 eigenen Augen sieht, sondern sich auf andere verläßt, und wer nicht selber Hand an-  
legt, wo es nöthig ist, sondern andere thun läßt, was er selber thun soll, der bringts  
nicht weit, und mit dem Fettwerden hat es bald ein Ende.

### 2.

Ein anderes Sprichwort heißt so: *Wenn man den Teufel an die Wand mahlt, so kommt*  
10 *er*. Das sagt mancher, und verstehts nicht. Den bösen Geist kann man eigentlich  
nicht an die Wand mahlen, sonst wäre es kein Geist. Auch kann er nicht kommen.  
Denn er ist mit Ketten der Finsterniß in die Hölle gebunden. Was will denn das  
Sprichwort sagen? Wenn man viel an das Böse denkt, und sich dasselbe in Gedanken  
vorstellt, oder lang davon spricht, so kommt zuletzt die Begierde zu dem Bösen in das  
15 Herz, und man thuts. Soll der böse Feind nicht kommen, so mahl' ihn nicht an die

Wand! Willst du das Böse nicht thun, so denke nicht daran wo du gehst und stehst, und sprich nicht davon, als wenn es etwas Angenehmes und Lustiges wäre.

## 3.

*Einmal ist Keinmal.* Dieß ist das verlogenste und schlimmste unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechnungsmeister oder ein Boshafter. *Einmal* ist wenigstens *Einmal*, und daran läßt sich nichts abmarkten. Wer *Einmal* gestohlen hat, der kann sein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gut vergriffen; und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist *Einmal* nicht *Keinmal*. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: *Einmal ist Zehnmal und Hundert- und Tausendmal.* Denn wer das Böse Einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gern B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprichwort ein, *daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.*

## 4.

Nun kommen zwey Sprichwörter und die sind beyde wahr, wenn sie schon einander widersprechen. Von zwey unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Muth etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hineinregnete. Er sagte immer: *Wo nichts ist, kommt nichts hin.* Und so war es auch. Er blieb sein Leben lang der arme Bruder *Wonichtsist*, weil es ihm nie der Mühe werth war, mit einem kleinen Ersparniß den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größern Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: *Was nicht ist, das kann werden.* Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zu Theil worden war, zu Rath, und vermehrte es nach und nach durch eigenes Ersparniß, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: *Was nicht ist, kann werden,* gab ihm immer Muth und Hoffnung. Mit der Zeit gieng es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann, und ernährt jezt die Kinder des armen Bruders *Wonichtsist*, der selber nichts zu beissen und zu nagen hat.

## 27 DIE SPINNEN.

## 1.

Die Spinne ist ein verachtetes Thier, viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beyspiel die Spinne hat nicht zwey Augen, sondern *acht*. Mancher wird dabey denken, da sey es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hängen bleiben, so geschwind erblickt und zu erhaschen weiß. Allein das machts nicht

aus. Denn eine Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkündigen *viele hundert* Augen, und nimmt doch das Netz nicht in acht und ihre Feindinn, die groß genug darinn sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verborgenen Fallstricke gerathen will. – Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß. Und doch versichern abermal die Naturkündigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßen Augen sieht, wohl sechstausendfach zusammen gesetzt seyn könne. Das bringen sie so heraus: Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehn. Aber jede von diesen Drüsen hat wohltausend feine Öffnungen, von welchen keine umsonst da seyn wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Öffnungen ein solcher Faden herausgeht, so ist an der Zahl *sechstausend* nichts auszusetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest seyn könne, daß das Thier mit der größten Sicherheit daran auf- und absteigen, und sich in Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man ihnen an ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für alles sorgt, und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

## 2.

Das mag alles gut seyn, denkt wohl mancher, wenn sie nur nicht giftig wären, und läuft davon, oder zertritt sie mit den Füßen, wo er eine findet. Aber wer sagt denn, daß unsere Spinnen giftig seyen? Noch kein Mensch ist in unsren Gegenden von einer Spinne vergiftet worden. Gibt es nicht hie und da Leute, die sie aufs Brod streichen und verschlucken? Wohlbekomm's, wem es schmeckt! Auch sonst thun diese Thierlein, die nur für die Erhaltung ihres eigenen Lebens besorgt sind, keinem Menschen etwas zuleide. Im Gegentheile leisten sie in der Natur einen großen Nutzen, den man aber, wie es oft geschieht, nicht hoch anschlägt, weil jede einzelne wenig dazu beyzutragen scheint. Es ist das geringste, daß sie hie und da einer Stubenfliege den Garaus machen. Für diese wäre noch anderer Rath. Aber sie verzehren auch jährlich und täglich eine große Anzahl anderer sehr kleinen Mücklein, die uns durch ihre Menge erstaunend beschwerlich und schädlich werden, und gegen welche man sich nicht erwehren könnte, wenn sie überhand nähmen. Sind nicht manchmal ganze Ackerfurchen mit Spinnengewebe überzogen und glänzen im Morgenthau? Da geht manches Mücklein zu Grunde, das die aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte. Ein Gefangener machte einst in seinem einsamen Kerker eine Spinne so zahm, daß sie seine Stimme kannte, und allemal kam, wenn er sie lockte und etwas für sie hatte. Sie verkürzte ihm an einem Ort, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige Stunde. Aber als der Kerkermeister es merkte, brachte er sie



ums Leben. Was ist verabscheuungswürdig? Ein solches Thier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann? oder ein solcher Mensch, der dem Unglücklichen auch dieses Vergnügen mißgönnt und zerstört? Ein anderer Gefangener, der sonst nichts zu thun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen acht, und merkte, daß sie auch Wetterpropheten seyen. Bald ließen sie sich sehen und arbeiteten, bald nicht. Einmal spannen sie träg, ein andermal hurtig, lange Fäden oder kurze, einmal näher zusammen, ein andermal weiter auseinander, so oder so, und endlich konnte er daran erkennen, was für Wetter kommt, Sturm, Regen oder Sonnenschein, anhaltend oder veränderlich. Also auch dazu sind sie gut, und wenn sich jemand verwundet hat, und findet geschwind ein Spinnengewebe, das er auf die blutende Wunde legen kann, so ist er doch auch froh darüber. Wenn es rein ist, so kann es Blut und Schmerzen stillen. Wenn es aber voller Staub ist, so schmerzt es noch mehr, weil der unreine Staub in die Wunde kommt.

## 3.

Daß es mancherley Thiere dieser Gattung gebe, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freyen Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahr und noch vielmehr im trockenen warmen Nachsommer sieht man oft gar viele weisse Fäden in der Luft herumfliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht errathen, wo diese Fäden und Flocken herkommen, und machte sich allerley wunderliche Vorstellungen davon. Jezt weiß man gewiß, daß es lauter Gespinst ist von unzählig viel kleinen schwarzen Spinnen, welche deßwegen die Spinnen des fliegenden Sommers genennt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das nemliche thun. –

Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem untersten heissen Italien. Sie ist unter dem Namen *Tarantel* bekannt. Diese soll wohl die Menschen beissen und durch den giftigen Biß krank und schwermüthig machen. Ein Mittel dagegen soll ein gewisser Tanz seyn, die *Tarantata* genannt. Wenn die Kranken die Musik dazu hören, so fangen sie an zu tanzen, bis sie vor Müdigkeit umfallen, und sind alsdann genesen. Es liesse sich wohl begreifen, daß durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde. Allein es ist doch, wie man für gewiß weiß, viel Einbildung und Übertreibung dabey, und wohl auch Betrug.

Ein anderes merkwürdiges Thier dieser Art lebt in einer Gegend von America und heißt *Buschspinne*. Diese nimmt nicht mit Stubenfliegen und Mücklein vorlieb. Nein, einer gewissen Art von Vögeln geht sie nach, greift sie an und zwingt sie, tödtet sie und saugt ihnen das Blut und die Eyer aus. Worüber soll man sich am meisten verwundern, über die große Spinne oder über die kleinen Vögel?



## 7.5 BADISCHER LANDKALENDER AUF DAS JAHR 1807

Ein Husar im letzten Kriege wußte wohl, daß der Bauer, dem er jetzt auf der Straße entgegen gieng, 100 Gulden für geliefertes Heu eingenommen hatte, und heimtragen wollte. Deswegen bat er ihn um ein kleines Geschenk zu Taback und Branntwein.

5 Wer weiß, ob er mit ein Paar Batzen nicht zufrieden gewesen wäre. Aber der Landmann versicherte und betheuerte bey Himmel und Hölle, daß er den eigenen letzten Kreutzer im nächsten Dorfe ausgegeben, und nichts mehr übrig habe. „Wenns nur nicht so weit von meinem Quartier wäre, sagte hierauf der Husar, so wäre uns beyden zu helfen; aber wenn du hast nichts, ich hab nichts, so müssen wir den Gang zum

10 heil. Alfonsus doch machen. Was er uns heute beschert, wollen wir brüderlich theilen. Dieser Alfonsus stand in Stein ausgehauen in einer alten, wenig besuchten Capelle am Feldweg. Der Landmann hatte anfangs keine große Lust zu dieser Wallfahrt. Aber der Husar nahm keine Vorstellung an, und versicherte unterwegs seinen Begleiter so nachdrücklich, der heil. Alfonsus habe ihn noch in keiner Noth stecken lassen,

15 daß dieser selbst anfieng, Hoffnung zu gewinnen. Vermuthlich war in der abgelegenen Capelle ein Camerad und Helfershelfer des Husaren verborgen? Nichts weniger! Es war wirklich das steinerne Bild des Alfonsus, vor welchem sie jetzt niederknieten, während der Husar gar andächtig zu beten schien. „Jetzt, sagte er seinem Begleiter ins Ohr, jetzt hat mir der Heilige gewunken.“ Er stand auf, gieng zu ihm hin, hielt die

20 Ohren an die steinerne Lippen, und kam gar freudig wieder zu seinem Begleiter zurück. „Einen Gulden hat er mir geschenkt: in meiner Tasche müsse er schon stecken.“ Er zog auch wirklich zum Erstaunen des Andern einen Gulden heraus, den er aber schon vorher bey sich hatte, und theilte ihn versprochenermaßen brüderlich zur Hälfte. Das leuchtete dem Landmann ein, und es war ihm gar recht, daß der Husar die

25 Probe noch einmal machte. Alles gieng das zweytemal wie das erste. Nun kam der Kriegsmann diesmal viel freudiger von dem Heiligen zurück. „Hundert Gulden hat uns jetzt der gute Alfonsus auf einmal geschenkt. In deiner Tasche müssen sie stecken.“ Der arme Bauer wurde todesblaß, als er dieß hörte, und wiederholte seine Versicherung, daß er gewiß keinen Kreutzer habe. Allein der Husar redete ihm zu, er

30 sollte doch nur Vertrauen zu dem heil. Alfonsus haben, und nachsehen. Alfonsus habe ihn noch nie angeführt. Wollte er wohl oder übel, so mußte er seine Taschen umkehren und leer machen. Die hundert Gulden kamen richtig zum Vorschein, und hatte er vorher dem schlauen Husaren die Hälfte von seinem Gulden abgenommen, so mußte er jetzt auch seine *hundert* Gulden mit ihm theilen, da half kein Bitten und

35 kein Flehen. Das war fein und listig, aber eben doch nicht recht, zumal in einer Capelle.

29 LIED.

Blaue Berge!

Von den Bergen strömt das Leben.  
Reine Luft für Mensch und Vieh;  
Wasserbrünnlein spat und früh  
müssen uns die Berge geben.

5

Frische Matten!

Grüner Klee und Dolden schiessen;  
an der Schmehle schlank und fein  
glänzt der Thau wie Edelstein,  
und die klaren Bächlein fließen.

10

Schlanke Bäume!

Muntre Vögel Melodeien  
tönen im belaubten Reiß,  
Singen laut des Schöpfers Preis.  
Kirsche, Birn und Pflaum gedeihen.

15

Grüne Saaten!

Aus dem zarten Blatt enthüllt sich  
Halm und Ähre, schwanket schön,  
wenn die milden Lüfte wehn,  
und das Körnlein wächst und füllt sich.

20

An dem Himmel

strahlt die Sonn im Brautgeschmeide,  
weisse Wölklein steigen auf,  
ziehn dahin im stillen Lauf.  
Gottes Schäflein gehn zur Waide.

25

Herzensfrieden,

woll ihn Gott uns Allen geben!  
O, dann ist die Erde schön.  
In den Gründen, auf den Höh'n  
Wacht und singt ein frohes Leben.

30

Schwarze Wetter

überziehn den Himmelsbogen,  
und der Vogel singt nicht mehr.  
Winde brausen hin und her,

35

Und die wilden Wasser wogen.

Rote Blitze  
zücken hin und zücken wider,  
leuchten über Wald und Flur.  
40 Bange harrt die Creatur.  
Donnerschläge stürzen nieder.

Gut Gewissen,  
wer es hat, und wers bewachtet,  
in den Blitz vom Weltgericht  
45 schaut er und erbebet nicht,  
wenn der Grund der Erde krachet.

30 ABENDLIED WENN MAN AUS DEM WIRTHSHAUS HEIMGEHT.

Jetzt schwingen wir den Hut.  
Der Wein, der war so gut.  
Der Kaiser trinkt Burgunder Wein,  
5 sein schönster Junker schenkt ihm ein,  
und schmeckt ihm doch nicht besser,  
nicht besser.

Der Wirth, der ist bezahlt,  
Und keine Kreide mahlt  
10 den Namen an die Kammerthür,  
und hintendran die Schuldgebühr.  
Der Gast darf wieder kommen,  
ja kommen.

Und wer sein Gläslein trinkt,  
15 ein lustig Liedlein singt  
im Frieden und mit Sittsamkeit,  
und geht nach Haus zu rechter Zeit,  
der Gast darf wiederkehren  
mit Ehren

20

Des Wirths sein Töchterlein  
ist züchtig, schlank und fein,

die Mutter hält in treuer Hut,  
und hat sie keins, das ist nicht gut,  
mußt eins in Straburg kaufen, 25  
ja kaufen.

Jetzt Brüder, gute Nacht!  
Der Mond am Himmel wacht;  
und wacht er nicht, so schläft er noch.  
Wir finden Weg und Hausthür doch, 30  
und schlafen aus in Frieden,  
ja Frieden.

31 DER MAULWURF.

Unter allen Tieren, die ihre Jungen säugen, ist der Maulwurf oder die Schermaus das einzige, das seiner Nahrung allein in dunkeln Gängen unter der Erde nachgeht.

*Und an dem einen ists zuviel*, wird mancher sagen, der an seine Matten denkt, wie sie mit Scheerhaufen bedeckt sind, wie der Boden verwühlt und durchlöchert wird, wie die Gewächse oben absterben, wenn das heimtückische Thier unten an den Wurzeln weidet. 5

Nun, so wollen wir denn Gericht halten über den Missethäter.

Wahr ist es, und nicht zu läugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge hin und wieder den Boden durchwühlt, und ihm etwas von seiner Festigkeit raubt. 10

Wahr ist es ferner, daß durch die herausgestossenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt, und die darunter liegenden Keime im Wachsthum gehindert, ja erstickt werden können. Dafür ist einer fleißigen Hand der Rechen gut.

Aber wer hats gesehen, frage ich, daß der Maulwurf die Wurzeln abfrißt? wer kanns behaupten? 15

Nun, man sagt so: Wo die Wurzeln abgenagt sind und die Pflanzen sterben, wird man auch Maulwürfe finden; und wo keine Maulwürfe sind, geschieht das auch nicht. Folglich thuts der Maulwurf. – Der das sagt, ist vermuthlich der nemliche, der einmal so behauptet hat: Wenn im Frühling die Frösche zeitlich quacken, so schlägt auch das Laub beyzeiten aus. Wenn aber die Frösche lange nicht quacken wollen, so will auch das Laub nicht kommen. Folglich quaken die Frösche das Laub heraus. – Ey, seht doch, wie man sich irren kann! 20

Aber da kommt ein besserer Advokat des Maulwurfs als ich bin, ein erfahrener Landwirth und Natur-Beobachter, der sagt so: „Nicht der Maulwurf frißt die Wurzeln ab, sondern die Quadten oder Engerlinge, die unter der Erde sind, aus welchen 25

hernach die Maikäfer und anderes Ungeziefer kommen. Der Maulwurf aber frißt die Quadten, und reinigt den Boden von diesen Feinden.“

Jetzt wird es also begreiflich, daß der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil die Quadten da sind, denen er nach-  
30 geht und die er verfolgt. Und dann muß *ers* getan haben, was *diese* anstellen, und bekommt für eine Wohlthat, die er euch erweisen will, des Teufels Dank.

Das hat wieder einer in der Stube erfunden, oder aus Büchern gelernt, werdet ihr sagen, der noch keinen Maulwurf gesehen hat. –

Halt, Camerad! der das sagt, kennt den Maulwurf besser als ihr alle, und eure  
35 besten Scher-Mauser, wie ihr sogleich sehen werdet. Denn ihr könnt zweyerley Proben anstellen, ob er die Wahrheit sagt.

„Erstlich, wenn ihr dem Maulwurf in den Mund schauet.“ Denn alle vierfüßigen oder Säugthiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerk bestellt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwey einzige, und zwar scharfe Vorder-  
40 zähne, und gar keine Eckzähne, sondern eine Lücke bis zu den Stockzähnen. Alle Raubthiere aber, welche andere Thiere fangen und fressen, haben sechs und mehr spitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beyden Seiten, und hinter diesen zahlreiche Stockzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, so werdet ihr finden: Er hat in der obern Kinnlade sechs und in der untern acht spitzige Vorderzähne  
45 und hinter denselben Eckzähne auf allen vier Seiten, und daraus folgt: Er ist kein Thier, das an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubthier, das andere Thiere frißt.

„Zweitens, wenn ihr einem getödteten Maulwurf den Bauch aufschneidet, und in den Magen schaut.“ Denn was er frißt, muß er im Magen haben; und was er im Magen hat, muß er gefressen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen  
50 wollt, nie Wurzelfasern oder so etwas in dem Magen des Maulwurfs finden, aber immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderm Ungeziefer, das unter der Erde lebt.

Wie siehts *jezt* aus?

Wenn ihr also den Maulwurf recht fleißig verfolgt, und mit Stumpf und Stiel  
55 vertilgen wollt, so thut ihr euch selbst den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können sie alsdann ohne Gefahr eure Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Frühjahr kommt alsdann der Maykäfer, frißt euch die Bäume kahl wie Besenreis, und bringt euch zur Vergeltung auch des Teufels Dank und Lohn.

60 So siehts aus.



Zwey Tagdiebe, die schon lange in der Welt miteinander herumgezogen, weil sie zum arbeiten zu träg, oder zu ungeschickt waren, kamen doch zuletzt in große Noth, weil sie wenig Geld mehr übrig hatten, und nicht geschwind wußten, wo nehmen? Da geriethen sie auf folgenden Einfall: Sie bettelten vor einigen Hausthüren Brod zusammen, das sie nicht zur Stillung des Hungers genießen, sondern zum Betrug mißbrauchen wollten. Sie knetteten nemlich und drehten aus dem Weichen, lauter kleine Kügelein oder Pillen, und bestreuten sie mit Wurmmehl aus altem zerfressenem Holz, damit sie völlig aussahen wie die gelben Arzney-Pillen. Hierauf kauften sie für ein paar Batzen einige Bogen rothgefärbtes Papier bey einem Buchbinder (denn eine schöne Farbe muß gewöhnlich bey jedem Betrug mithelfen.) Das Papier zerschnitten sie alsdann und wickelten die Pillen darein, je sechs bis acht Stücke in ein Päcklein. Nun gieng der eine voraus in einen Flecken, wo eben Jahrmarkt war, und in den *rothen Löwen*, wo er viele Gäste anzutreffen hoffte. Er forderte ein Glas Wein, trank aber nicht, sondern saß ganz wehmüthig in einem Winkel, hielt die Hand an den Backen, winselte halblaut für sich, und kehrte sich unruhig bald so her, bald so hin. Die ehrlichen Landleute und Bürger, die im Wirthshaus waren, bildeten sich wohl ein, daß der arme Mensch ganz entsetzlich Zahnweh haben müsse. Aber was war zu thun? Man bedauerte ihn, man tröstete ihn, daß es schon wieder vergehen werde, trank sein Gläslein fort, und machte seine Marktaffaires aus. Indessen kam der andere Tagdieb auch nach. Da stellten sich die beyden Schelme, als ob noch keiner den andern in seinem Leben gesehen hätte. Keiner sah den andern an, bis der Zweyte durch das Winseln des Erstern, der im Winkel saß, aufmerksam zu werden schien. „Guter Freund, sprach er, ihr scheint wohl Zahnschmerzen zu haben?“ und gieng mit großen, aber langsamen Schritten auf ihn zu. „Ich bin der Doktor Staunzius Rapunzia von Trafalgar“, fuhr er fort. Denn solche fremde volltönige Namen müssen auch zum Betrug behülflich seyn, wie die Farben. „Und wenn ihr meine Zahnpillen gebrauchen wollt, fuhr er fort, so soll es mir eine schlechte Kunst seyn, euch mit einer, höchstens zweyen, von euern Leiden zu befreien.“ – „Das wolle Gott“, erwiederte der andere Halunk. Hierauf zog der saubere Doktor Rapunzia eines von seinen rothen Päcklein aus der Tasche, und verordnete dem Patienten ein Kügelein daraus auf den bösen Zahn zu legen und herzhaft darauf zu beißen. Jetzt streckten die Gäste an den andern Tischen die Köpfe herüber, und einer um den andern kam herbey, um die Wunderkur mit anzusehen. Nun könnt ihr euch vorstellen, was geschah. Auf diese erste Probe wollte zwar der Patient wenig rühmen, vielmehr that er einen entsetzlichen Schrey. Das gefiel dem Doktor. Der Schmerz, sagte er, sey jezt gebrochen, und gab ihm geschwind die zweyte Pille zu gleichem Gebrauch. Da war nun plötzlich aller Schmerz verschwunden. Der Patient sprang vor Freuden auf, wischte den Angstschweiß von der Stirne weg, obgleich keiner daran war, und that dergleichen, als ob er seinem Ret-

40 ter zum Danke etwas Nahmhaftes in die Hand drückte. – Der Streich war schlau angelegt, und that seine Wirkung. Denn jeder Anwesende wollte nun auch von diesen vortrefflichen Pillen haben. Der Doktor bot das Päcklein für 24 Kreuzer, und in wenig Minuten waren alle verkauft. Natürlich giengen jetzt die zwey Schelmen wieder einer nach dem andern weiters, lachten, als sie wieder zusammenkamen, über die  
45 Einfalt dieser Leute, und liessen sichs wohl sein von ihrem Geld.

Das war theures Brod. So wenig für 24 Keutzer bekam man noch in keiner Hungersnoth. Aber der Geldverlust war nicht einmal das Schlimmste. Denn die Weichbrod-Kügelein wurden natürlicherweise mit der Zeit steinhart. Wenn nun so ein armer Betrogener nach Jahr und Tag Zahnweh bekam, und in gutem Vertrauen  
50 mit dem kranken Zahn einmal und zweymal darauf biß, da denke man an den entsezlichen Schmerz, den er, statt geheilt zu werden, sich selbst für 24 Kreuzer aus der eigenen Tasche machte.

Daraus ist also zu lernen, wie leicht man kann betrogen werden, wenn man den Vorspiegelungen jedes herumlaufenden Landstreichers traut, den man zum erstenmal in seinem Leben sieht, und vorher nie, und nachher nimmer; und mancher,  
55 der dieses liest, wird vielleicht denken: „So einfältig bin ich zu meinem eigenen Schaden auch schon gewesen.“

### 33 NÜTZLICHE LEHREN. (FORTSETZUNG VOM VORIGEN JAHR.)

#### 5.

„Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet.“ Das muß zweymal wahr seyn. Fürs erste kann gar wohl der einfältigste Mensch eine Frage thun, worauf auch der  
5 weiseste keinen Bescheid zu geben weiß. Denn Fragen ist leichter als Antworten, wie Fordern oft leichter ist, als Geben, Rufen leichter, als Kommen. Fürs andere könnte manchmal der Weise wohl eine Antwort geben, aber *er will nicht*, weil die Frage einfältig ist, oder wortwitzig, oder weil sie zur Unzeit kommt. Gar oft erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menschen am Fragen und den verständigen am Schweigen. Da  
10 heißt es alsdann: „Keine Antwort ist auch eine Antwort.“ Von dem Doktor Luther verlangte einst jemand zu wissen, was wohl Gott vor Erschaffung der Welt die lange, lange Ewigkeit hindurch gethan habe. Dem erwiderte der fromme und witzige Mann: in einem Birkenwald sey der liebe Gott gesessen und habe zur Bestrafung für solche Leute, die unnütze Fragen thun, Ruthen geschnitten.

#### 6.

15 „Rom ist nicht in Einem Tage erbaut worden.“ Damit entschuldigen sich viele fahrlässige und träge Menschen, welche ihr Geschäft nicht treiben und vollenden mögen,

und schon müde sind, ehe sie recht anfangen. Mit dem *Rom* ist es aber eigentlich so zugegangen. Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdrossen daran gearbeitet, und nicht abgelassen, bis es fertig war und der Hahn auf dem Kirchthurm stand. So ist *Rom* entstanden. Was du zu thun hast, machs auch so!

7.

„Frisch gewagt ist halb gewonnen.“ Daraus folgt: „Frisch gewagt ist auch halb verloren.“ Das kann nicht fehlen. Deßwegen sagt man auch: „Wagen gewinnt, Wagen verliert.“ Was muß also den Ausschlag geben? Prüfung, ob man auch die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Überlegung wie es anzufangen sey, Benutzung der günstigen Zeit und Umstände, und hintennach, wenn man sein muthiges A gesagt hat, ein besonnenes B, und ein bescheidenes C. Aber soviel muß wahr bleiben: Wenn etwas Gewagtes soll unternommen werden, und kann nicht anders seyn, so ist ein frischer Muth zur Sache der Meister, und der muß dich durchreissen. Aber wenn du immer willst, und fangst nie an, oder du hast schon angefangen, und es reut dich wieder, und willst, wie man sagt, auf dem trockenen Lande ertrinken, guter Freund, dann ist „schlecht gewagt ganz verloren.“

8.

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt.“ Mancher, der nicht an dieses Sprichwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergessen: „Manches glänzt nicht und ist doch Gold,“ und wer das nicht glaubt, und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe kann viel Geld stecken, und eine fleißige Hand weiß es zu finden, und ein ruhiges Herz dazu und ein gutes Gewissen glänzt just auch nicht, und ist noch mehr als Goldes werth. Oft ist gerade da am wenigsten Gold, wo der Glanz und die Prahlerey am größten ist. Wer viel Lerm macht, hat wenig Muth. Wer viel von seinen Thalern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simri (Sester) Dukaten daheim. Als er sie zeigen sollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines rundes Schächtelein voll zum Vorschein, das man mit der Hand decken konnte. Doch half er sich mit einer guten Ausrede. Das Dukaten-Maaß, sagte er, sey kleiner als das Frucht-Maaß.





Abb. 42: Titelvignette 1808

Bis jetzt haben wir in unsern Betrachtungen über das Weltgebäude unsern Wohnplatz, die Erde, dann die Sonne, und endlich den Mond näher kennen gelernt. Jetzt erheben wir unser Auge zu den leuchtenden Sternen des Himmels, an denen sich so oft das Auge des nächtlichen Wanderers ergötzt. Wer etwa lange in einer großen Hauptstadt oder in der Näher derselben gelebt hat, der kann wissen, was eine Illumination ist, und wie herrlich es aussieht, wenn zu Ehren eines großen Herrn in der ganzen Stadt viele tausend kleine Lampen zu gleicher Zeit angezündet werden und brennen. Das Auge kann sich nicht satt schauen, und überall erblickt es etwas anderes und schöneres. Aber alle diese irdische Herrlichkeit ist in gar keine Vergleichung zu setzen mit der großen himmlischen Illumination, die in jeder wolkenlosen Nacht zur Ehre des großen Weltbeherrschers aus unermeßlicher Höhe herabflimmert.

Fürs erste müssen wir uns nun wieder aus dem Kalender des Jahres 1805 erinnern, daß es zweyerley Arten der Sterne gibt. Denn so sehr sie alle, groß und klein, in der größten Unordnung unter einander zu stehen scheinen, so behalten doch die meisten derselben Jahr aus Jahr ein ihre nämliche Stellung gegen einander, gehen Jahr aus und Jahr ein in der nämlichen Ordnung mit und nach einander auf und unter, keiner kommt dem andern näher, keiner entfernt sich von dem andern. Jeder von uns, der auch nur Ein Gestirn kennt, den Heerwagen oder den Jakobsstab, der wirds an ihm wissen. Wie diese Sterne in seiner Jugend standen, so stehen sie noch, und wo er sie im Sommer oder Winter, Nachts um 8 Uhr oder in der Mitternacht zu finden wusste, dort findet er sie in der nämlichen Jahrszeit wieder. Und diese Sterne heißen *Fixsterne*.

Nur mit sehr wenigen andern, welche man Irrsterne oder Planeten nennt, hat es auch eine andere Bewandniß. Diese behalten nicht ihre gleichförmige Stellung gegen die andern. Wenn der Planet, *Jupiter* genannt, heute Nacht zwischen zwey gewissen Sternen steht, so steht er von heute übers Jahr nicht mehr zwischen den nämlichen, sondern an einem anderen Ort.

Es ist, als ob diese Sterne für Kurzweil bey den andern herum spazierten, ihnen gute Nacht oder guten Morgen brächten, und sich um die Zeit und Stunde nicht viel bekümmerten. Aber sie haben ihre Ordnung so gut wie die übrigen, nur eine andere. Die mehresten von ihnen kennt jeder Leser aus den Kalendern, besonders aus dem 100jährigen. Diese Planeten haben nun folgende Eigenschaften mit einander gemein.

1) Sie sind unter allen Sternen unsrer Erde am nächsten, viel näher als irgend ein Fixstern.

2) Sie bewegen sich in großen Kreisen und in ungleich langen Zeiten um die Sonne, welches die andern nicht thun. Und aus diesem Grunde verändert sich unaufhörlich ihre Stellung am Himmel.

3) Es sind von Natur dunkle Weltkörper. Sie empfangen ihr Licht wie unsre 40  
 Erde von der Sonne. Was wir in der Nacht an ihnen glänzen sehen, ist Sonnenschein,  
 der wie aus einem Spiegel zu uns zurückstrahlt, so daß wir auch in der finstersten  
 Sternennacht doch nicht ganz von diesem fröhlichen Lichte verlassen sind. Jeder Pla-  
 net ist eine ungeheuer große Kugel, die sich immer und ohne Ruhe herumdreht. Nur  
 diejenige Hälfte, die alsdann gegen der Sonne steht, hat Licht, die andere ist finster. 45  
 Sie haben daher auch ihres Theils Tag und Nacht.

4) Ein Planet steht nicht immer in gleicher Entfernung und Richtung gegen  
 die Sonne. Sie haben daher, wie unsre Erde, verschiedene Jahreszeiten in ihrer Art,  
 Sommer und Winter.

Falsch ist es also, wenn man glaubt, die Sonne sey selber ein Planet. Denn 50  
 sonst müsste sie sich selber in einem großen Kreis um die Sonne bewegen, sie müsste  
 Tag haben, wenn sie von sich selber beschienen wird, und Nacht, wenn sie nicht von  
 sich selber beschienen wird. Sie müsste Sommer und Winter haben, wenn sie näher  
 oder weiter von sich selber absteht, und das ist lauter Widerspruch. Hingegen haben  
 die Weltweisen entdeckt, daß in dem unermesslichen Weltraum, und unter den un- 55  
 zähligen Weltkugeln desselben, unsere Erde selber ein Planet sey, weil sie alle Eigen-  
 schaften der andern Planeten hat, und wer auf einem andern Planeten stünde, und  
 aus einer Weite von Millionen Meilen nach der Erde schaute, dem würde sie eben so  
 als ein kleiner glänzender Stern erscheinen, wie uns der Abendstern erscheint. Denn  
 es ist die Entfernung von den Sternen zu uns gerade so weit, als von uns zu den Ster- 60  
 nen.

Mißlich muß es daher auch um die Behauptung stehen, daß unsere Erde ab-  
 wechselnd von den Planeten regiert werden, oder daß Witterung, Fruchtbarkeit und  
 andere Dinge von ihnen herrühren, ob man gleich die Erfahrung haben kann, daß je  
 nach sieben Jahren manches wieder so kommt, wie es sieben Jahre früher war. Denn 65

1) sonst müsste ein Planet den andern regieren, weil ja unsere Erde selber ein  
 Planet ist, und solche Unordnung wird in dem Reich der Weltkörper nicht statuirt.

2) so müsste unsere Erde auch die andern Planeten hinwiederum regieren,  
 und das kann nicht seyn, sonst müßten wir auch etwas davon wissen.

3) So sind nicht *sieben* Hauptplaneten, sondern es sind, wie man mit guten 70  
 Fernröhren entdeckt hat, bis jetzt *elf*, und folglich kann nicht alle sieben Jahre wieder  
 der nämliche regieren. Wie siehts *jezt* aus?

Also ist auch der Mond kein Planet, wie schon aus dem Kalender 1807 er-  
 sichtlich ist, sondern er ist der Mond und bleibt der Mond. Von den wahren Planeten  
 aber sind einige schon lange bekannt, nämlich 75

Der *Mercurius*, aber diesen wird keiner von euch leicht gesehen haben. Denn  
 er umläuft die Sonne in einem so kleinem Kreis, und steht immer so nahe bey ihr,  
 daß er Morgens nur kurz vor ihr aufgeht, und bald in dem anbrechenden Tag erblaßt,

oder Abends bald nach ihr untergeht, und also nicht überall zu sehen ist. Er ist unge-  
fähr zwey- und ein halbmal näher bei der Sonne als wir, welches doch 8 Millionen  
80 Meilen beträgt. Ein Jahr währt auf diesem Planeten nur 88 Tage, denn in so viel Zeit  
läuft er einmal um die Sonne herum, und vollendet seine Jahreszeit. Dafür ist er auch  
einer von den kleinen Planeten, und 16mal kleiner als die Erde.

Die *Venus* ist der zweyte Planet, und diesen kennen wir alle unter einem an-  
85 dern Namen, als Abendstern oder Morgenstern. Denn wenn sie aus ihrem Lauf um  
die Sonne, welcher 224 Tage beträgt, gegen uns betrachtet vorne an der Sonne steht,  
so geht er auch früh ein Paar Stunden lang vor ihr auf, und das ist alsdann der schöne  
*Morgenstern*. In diesem Jahr 1808 wird er bis in den August, und vorzüglich schon im  
April erscheinen, wo er zwischen 2 und 4 Uhr aufgeht.

90 Aber wenn er zu einer andern Zeit in seinem Umlauf so steht, daß er erst  
nach der Sonne aufgehen kann, so können wir wegen der Tageshelle und dem Son-  
nenglast ihn nicht mehr sehen. Unsichtbar folgt er den ganzen Tag der Sonne, wie ein  
Kind seiner Mutter nach, und erst wenn die Sonne untergegangen ist, wenn auf der  
Erde die Lichter bald angezündet werden und die Betglocken in die Dämmerung läu-  
95 ten, wird er am Abendhimmel sichtbar. Dieser Stern ist der einzige unter allen, der  
nicht aus der Ferne uns seinen Schimmer zeigt, sondern sogar einige Helle auf der  
Erde verursacht, und daher auch einen Schatten wirft. Dieß rührt von der Nähe des-  
selben her, die bisweilen nur 6 Millionen Meilen beträgt, da die Sonne selbst 21 Mil-  
lionen weit entfernt ist.

100 Auch ist das Licht des Abendsterns nicht immer gleich. Oft strahlt er im  
schönsten Glanze, oft wieder blasser, und scheint sogar kleiner zu seyn. Aber die  
Sternkundiger haben schon lange durch ihre Ferngläser die Ursache davon entdeckt.  
Die *Venus* hat nämlich , von der Erde aus betrachtet, ihr zu- und abnehmendes Licht  
wie der Mond, und dieß ist sehr begreiflich. Denn da sie eine große Kugel ist, und  
105 also nur die eine Hälfte derselben von der Sonne erleuchtet seyn kann, während es  
auf der andern Nacht und stockfinster ist, so kann es oft geschehen, daß sich nur die  
Hälfte, ja weniger, von ihrer erleuchteten Seite gegen die Erde kehrt.

Aber etwas noch viel merkwürdigeres haben die Sternkundiger durch die Hül-  
fe der stärksten Ferngläser in dem Abendstern entdeckt. Er ist nämlich so wenig als  
110 unsere Erde eine ganz glatte Kugel, und hat eben so wie sie seine Berge und Thäler,  
und ob er gleich etwas kleiner als sie ist, so hat er doch Berge, welche den höchsten  
Berg unsers Weltkörpers um das vier- bis fünffache an Höhe übertreffen, welches die  
Astronomen aus dem Schatten derselben mit Genauigkeit zu berechnen wissen.

O das muß ein wundersames Vergnügen seyn, mit einem solchen Fernrohr in  
115 der finstern Erden-Nacht 6 Millionen Meilen weit in eine fremde erleuchtete Welt  
hineinzuschauen, wenn man bedenkt, wie viel Vergnügen es schon macht, wenn wir  
von einem erstiegenen Berg nur in das Thal hinüber schauen können, welches unsre



Augen noch nie gesehen haben. Noch heimlicher und lieblicher aber müßte der Blick in einen solchen Stern hinein seyn, wenn wir auch sehen könnten, was aus seinen Bergen wächst, was für Thiere darauf weiden, was für Menschen die Thiere hüten, und was sie sonst thun und treiben in ihrer lichten, luftigen Höhe. 120

Das hat die menschliche Neugierde. So viel man weiß, gerne wüßte man noch mehr.

*Merkurius* und *Venus* sind die zwey einzigen bekannten Planeten, welche zwischen der Sonne und der Erden stehen. Weiter über die Erde hinaus kreisen um die Sonne noch die drey längst bekannten, *Mars*, *Jupiter* und *Saturn*, nebst fünf neuentdeckten, *Pallas*, *Ceres*, *Juno*, *Vesta* und *Uranus* genannt, welche im Kalender des nächstkünftigen Jahres sollen beschrieben werden. 125

### 35 WARMER WINTER.

Der warme Winter von dem Jahr 1806 auf das Jahr 1897 hat viel Verwunderung erregt, und den armen Leuten wohl gethan; und der und jener, der jetzt noch fröhlich in den Knabenschuhen herumspringt, wird in sechzig Jahren einmal als alter Mann auf den Ofenbank sitzen, und seinen Enkeln erzählen, daß er auch einmal gewesen sey, wie sie, und daß man Anno 6, als der Franzos in Polen war, zwischen Weihnacht und Neujahr Erdbeeren gegessen und Veielein gebrochen habe. Solche Zeiten sind selten, aber nicht unerhört, und man zählt in den alten Chroniken seit 700 Jahren 28 dergleichen Jahrgänge. 5

Im Jahr 1289, wo man von uns noch nichts wußte, war es so warm, daß die Jungfrauen um Weihnacht und am Dreykönigtage Kränze von Veilchen, Kornblumen und andern trugen. 10

Im Jahr 1420 war der Winter und das Frühjahr so gelind, daß im Merz die Bäume schon verblüheten. Im April hatte man schon zeitige Kirschen, und der Weinstock blühte. Im May gab es schon ziemliche Trauben-Beerlein. Davon konnten wir im Frühjahr 1807 nichts rühmen. 15

Im Winter 1538 konnten sich auch die Mädchen und Knaben im Grünen küssen, wens nur mit Ehren geschehen ist; denn die Wärme war so ausserordentlich, daß um Weihnacht alle Blumen blühten.

Im ersten Monat des Jahrs 1572 schlugen die Bäume aus, und im Februar brüteten die Vögel. 20

Im Jahr 1585 stand am Ostertage das Korn in den Aehren.

Im Jahr 1617 und 1659 waren schon im Jänner die Lerchen und die Trosteln lustig.

Im Jahr 1722 hörte man im Jänner schon wieder auf, die Stuben einzuheizen. 25

Der letzte, ungewöhnlich warme Winter, war im Jahr 1748.

Summa, es ist besser, wenn am St. Stephanstag die Bäume treiben, als wenn am St. Johannistag Eiszapfen daran hängen.

36 DAS WOHLBEZAHLTE GESPENST.

In einem gewissen Dorfe, das ich wohl nennen könnte, geht ein üblicher Fußweg über den Kirchhof, und von da durch den Acker eines Mannes, der an der Kirche wohnt, und es ist ein Recht. Wenn nun die Ackerwege bey nasser Witterung schlüpf-  
5 rig und ungangbar sind, gieng man immer tiefer in den Acker hinein, und zertrat dem Eigenthümer die Saat, so daß bey anhaltend feuchter Witterung der Weg immer breiter und der Acker immer schmaler wurde, und das war kein Recht. Zum Theil  
10 wußte nun der beschädigte Mann sich wohl zu helfen. Er gab untermits, wenn er sonst nichts zu thun hatte, fleißig acht, und wenn ein unverständiger Mensch diesen Weg kam, der lieber seine Schuhe als seines Nachbars Gerstensaar schonte, so lief er  
15 schnell hinzu und pfändete ihn oder thats mit ein Paar Ohrfeigen kurz ab. Bey Nacht aber, wo man noch am ersten einen guten Weg braucht und sucht, wars nur desto schlimmer, und die Dornenäste und Rispen, mit welchen er den Wandernden verständlich machen wollte, wo der Weg sey, waren allemal in wenigen Nächten niedergerissen oder ausgetreten, und Mancher thats vielleicht mit Fleiß. Aber da kam dem  
20 Mann etwas anders zu statten. Es wurde auf einmal unsicher auf dem Kirchhofe, über welchen der Weg gieng. Bey trockenem Wetter und etwas hellen Nächten sah man oft ein langes weisses Gespenst über die Gräber wandeln. Wenn es regnete oder sehr finster war, hörte man im Beinhaus bald ein ängstliches Stöhnen und Winseln, bald  
25 ein Klappern, als wenn alle Totenköpfe und Totengebeine darinn lebendig werden wollten. Wer das hörte, sprang bebend wieder zur nächsten Kirchhofthüre hinaus, und in kurzer Zeit sah man, sobald der Abend dämmerte und die letzte Schwalbe aus der Luft verschwunden war, gewiß keinen Menschen mehr auf dem Kirchhofwege, bis ein verständiger und herzhafter Mann aus einem benachbarten Dorfe sich an diesem Ort verspätete und den nächsten Weg nach Haus doch über diesen verschrieenen  
30 Platz und über den Gerstenacker nahm. Denn ob ihm gleich seine Freunde die Gefahr vorstellten und lange abwehrten, so sagte er doch am Ende: „Wenn es ein Geist ist, geh ich mit Gott als ein ehrlicher Mann den nächsten Weg zu meiner Frau und zu meinen Kindern heim, habe nichts Böses gethan, und ein Geist, wens auch der schlimmste unter allen wäre, thut mir nichts. Ists aber Fleisch und Bein, so habe ich zwey Fäuste bey mir, die sind auch schon dabey gewesen.“ Er gieng. Als er aber auf den Kirchhof kam, und kaum am zweyten Grab vorbeý war, hörte er hinter sich ein klägliches Aechzen und Stöhnen, und als er zurückschaute, siehe, da erhob sich hinter

ihm, wie aus einem Grabe heraus, eine lange weisse Gestalt. Der Mond schimmerte blaß über die Gräber. Todtenstille war rings umher, nur ein Paar Fledermäuse flatterten vorüber. Da war dem guten Mann doch nicht wohl zu Muthe, wie er nachher selber gestand, und wäre gerne wieder zurückgegangen, wenn er nicht noch einmal an dem Gespenst hätte vorbeugehen müssen. Was war nun zu thun? Langsam und stille ging er seines Weges zwischen den Gräbern und manchem schwarzen Todtenkreuz vorbei. Langsam und immer ächzend folgte zu seinem Entsetzen das Gespenst ihm nach, bis an das Ende des Kirchhofs, und das war in der Ordnung, und bis vor den Kirchhof hinaus, und das war dumm.

Aber so geht es. Kein Betrüger ist so schlaue, er verrathet sich. Denn sobald der verfolgte Ehrenmann das Gespenst auf dem Acker erblickte, dachte er bey sich selber: Ein rechtes Gespenst muß wie eine Schildwache auf seinem Posten bleiben, und ein Geist, der auf den Kirchhof gehört, geht nicht aufs Ackerfeld. Daher bekam er auf einmal Muth, drehte sich schnell um, faßte die weisse Gestalt mit fester Hand, und merkte bald, daß er unter einem Leintuch einen Burschen am Brusttuch habe, der noch nicht auf dem Kirchhof daheim sey. Er fieng daher an, mit der andern Faust auf ihn loszutrommeln, bis er seinen Muth an ihm gefühlt hatte, und da er vor dem Leintuch selber nicht sah, wo er hinschlug, so mußte das arme Gespenst die Schläge annehmen wie sie fielen.

Damit war nun die Sache abgethan, und man hat weiter nichts mehr davon erfahren, als daß der Eigenthümer des Gerstenackers ein Paar Wochen lang mit blauen und gelben Zierrathen im Gesicht herum gieng, und von dieser Stunde an kein Gespenst mehr auf dem Kirchhof zu sehen war. Denn solche Leute, wie unser handfester Ehrenmann, das sind allein die rechten Geisterbanner, und es wäre zu wünschen, daß jeder andere Betrüger und Gaukelhans eben so sein Recht und seinen Meister finden möchte.

### 37 DER VORSICHTIGE TRÄUMER.

Es gibt doch einfältige Leute in der Welt. In dem Städtlein Witlisbach im Canton Bern war einmal ein Fremder übernacht, und als er ins Bett gehen wollte und ganz bis auf das Hemd ausgekleidet war, zog er noch ein Paar Pantoffeln aus dem Bündel, legte sie an, band sie mit den Strumpfbändeln an den Füßen fest, und legte sich also in das Bette. Da sagte zu ihm ein anderer Wandersmann, der in der nämlichen Kammer übernachtet war: „Guter Freund, warum thut ihr das?“ Darauf erwiederte der Erste: „Wegen der Vorsicht. Denn ich bin einmal im Traum in eine Glasscherbe getreten. So habe ich im Schlaf solche Schmerzen davon empfunden, daß ich um keinen Preis mehr barfuß schlafen möchte.“

38 ERSTES RÄTHSEL.

Mein Kopf ist klein  
 Und lang das Bein.  
 Der Fuß ist spitzig,  
 5 Macht Manchen witzig.  
 Bey Mädchen fein  
 Da will ich seyn.  
 Der ernste Mann  
 Mich mangeln kann.

39 GROSSE SCHNEEBALLEN.

Wenn in sehr hohen und gähen Schneegebirgen durch den Wind, oder durch einen Vogel, oder auch nur durch den Schall eine kleine handvoll Schnee los wird, und anfängt, den Berg herab zu rollen, so wird die Balle natürlicherweise immer größer, aber  
 5 bis sie in ein Thal herabkommt, wird sie endlich so groß, daß sie Wagen, Pferd und Mann auf der Straße erdrücken und bedecken, ja ganze Häuser zerschmettern kann, und viele hundert Centner Schnee schiessen von oben herab ihr nach. Ein solcher Schneeschuß heißt eine Lavine, und es wäre an einer einzigen genug. Aber Dienstags am 11. Februar des Jahres 1807, Abends um 7 Uhr, stürzten bey dem Orte *Stuben* am  
 10 Arlberg vier solcher Lavinen von vier verschiedenen Orten herab, auf einmal mit einem fürchterlichen Tosen und Krachen zusammen. Das mag auch ein großer Schrecken und Jammer für die armen Einwohner gewesen seyn. Vier Häuser und acht Ställe wurden fortgerissen und überschüttet. Von 18 Personen, welche in diesen Häusern aßen und tranken, spinneten und haspelten, sind nur Drey lebendig gerettete worden.  
 15 Dreyzehn sind todt hervorgegraben worden, oder doch bald an ihren Verwundungen gestorben, und zwey Männer hat man gar nicht mehr gefunden. Dabey gingen 10 Pferdte, 36 Stücke Rindvieh, 20 Geißen, 11 Schaafe und eine Sau verloren, und der Schaden beläuft sich nach einer gerichtlichen Schätzung auf 12,977 fl. In wenigen Minuten war alles richtig.

20 Da ists doch besser in der Ebene zu leben, und in den anmuthigen Thälern zwischen den kleinen Bergen, wenn schon auch nicht alles ist, wie mans wünscht, und kommt manchmal etwas ungerades, bald von oben herab, bald von der Seiten, rechts oder links.

## 40 VORBEREITUNG DES GETRAIDES ZUR AUSSAAT.

Erfahrne Landwirthe in Sachsen verstehen sich eine Zeitlang vor der Saat mit frischgebranntem Kalk, so frisch als man ihn von dem Ziegelofen bekommen kann, und lassen ihn ungelöscht in einem Faß und an einem trockenen Ort, wo wenig Luft und Feuchtigkeit hinzu kommt, stehen, bis sich derselbe in dem Faß von selber zu Pulver 5 aufgelöst und gelöscht hat. Je länger, desto besser.

Aber den Tag zuvor, ehe man das Getraide einsäen will, wird die Saatfrucht in einen Zuber gethan und mit Mistlache begossen, so daß die Lache über den Körnern steht. In diesem Zustand läßt man sie die Nacht über stehen, am frühen Morgen aber breitet man die Körner aus, an einem Ort, wo man Platz dazu hat, übersiebt sie mit 10 oben beschriebnem Kalchmehl, und rührt sie hierauf so durcheinander, daß alle Körner aussehen wie überzuckert. Der Kalch darf im Maaß den 16ten Theil von dem Korn ausmachen. Und wenn alsdann diese Körner ziemlich getrocknet sind, aber doch noch nicht ganz, so werden sie eingesäet, wie jede andere Frucht. Und das soll sehr vortheilhaft seyn. 15

Man muß zwar nie zu viel versprechen, weil man sonst den Glauben verliert. Etwas kann freylich an einem Ort gelingen, am andern aber nicht. Bisweilen gerathet es auch nicht aufs erstemal, wenn mans nicht recht macht, oder kommt sonst etwas dazwischen. Deßwegen will ich verständige Landleute, welche diese Art, das Saatkorn vorzubereiten, noch nicht kennen, ermahnt haben, eine Probe im Kleinen und an 20 verschiedenen Plätzen damit anzustellen. Schlagts alsdann fehl, so ist der Schaden nicht groß; trifftts zu, so verlohnt es sich reichlich der Mühe, wenn mans im Großen fortsetzt. Denn der Vortheil bey einer solchen Aussaat soll seyn:

- 1) Es kommt kein Brand in das Getraide.
- 2) Der Saame wird nicht von Vögeln, Mäusen und Ungeziefer angegriffen 25 und gefressen.
- 3) Man braucht weniger Dung auf den Acker.
- 4) Es giebt viel besser aus.

Man muß nie aus Trägheit oder Misstrauen einem Versuch aus dem Weg gehen. Man muß nicht immer nur sagen: „*Wir wollens machen wie unsre Vorfahrer,*“ 30 sondern man muß es auch thun. Denn der Ackerbau und jede Vorsicht und Beobachtung dabey ist gewiß nicht auf einmal so erfunden worden, wie er jetzt ist; sondern unsere Vorfahren haben gewiß lang und vielerley probirt, und guten Rath nicht verachtet. Manches ist mißlungen, etliches gerathen und immer besser geworden, und kann in Zukunft noch vieles besser werden, wenn wir nur Wort halten, was wir 35 sagen, und es so machen wie die Vorfahren.

41 MIßVERSTAND.

Im 90ger Krieg, als der Rhein auf jener Seite von französischen Schildwachen, auf dieser Seite von schwäbischen Kreis-Soldaten besezt war, rief der Franzos zum Zeitvertreib zu der deutschen Schildwache herüber: Filu! Filu! Das heißt auf gut deutsch:  
 5 Spitzbube. Allein der ehrliche Schwabe dachte an nichts so Arges, sondern meynte, der Franzose frage: Wie viel Uhr? Und gab gutmüthig zur Antwort: *halber vieri*.

42 DIE EIDEXEN.

Daß viele Menschen sich vor den Schlangen fürchten, davon springen oder sie des Lebens berauben, das ist noch wohl begreiflich, weil man sie für gefährlich hält, und im zweifelhaften Fall lieber eine ungiftige todtschlägt, als von einer giftigen sich beissen läßt. Aber warum sind viele Leute sogar den Eidexen feind, diesen unschuldigen  
 5 Thieren, die niemand beleidigen, niemand schaden, vielmehr dem Landmann nützlich werden, indem sie von allerley kleinen Insekten oder sogenanntem Ungeziefer sich nähren; höchstens können sie euch ein wenig erschrecken, wenn ihr so in euren stillen Gedanken dahin wandelt, und auf einmal etwas im Laub rauscht. Aber wer ein  
 10 gutes Gewissen hat, muß sich gewöhnen, nicht vor allem zu erschrecken. Wer ein böses Gewissen hat, dem ist freylich in diesem Punkt übel rathen.

„Der Wind im Wald, das Laub am Baum  
 saußt ihm Entsetzen zu.“

Nun, da alle Leute sind so furchtsam freylich auch nicht, und im Frühjahr, wenn  
 15 man wieder ins Feld und ins Grüne geht, und überall in der manchfaltigsten Gestalt das frohe Leben hervorwimmelt und laut wird, bleibt auch wohl ein verständiger Mann einen Augenblick vor einer Eidexe stehen, betrachtet ihr grünes Gewand, wenn es schöner als Smaragd an der Sonne schimmert, bewundert ihre unnachahmliche Geschwindigkeit, und sieht mit Vergnügen ihren unschuldigen Spielen zu. Dann  
 20 geht er mit guten Gedanken seines Weges weiter, riecht an seinem Frühlingsstrauss, und kann sich nicht genug erschauen an den blühenden Bäumen und farbigen Matten umher.

Gott sorgt auch für diese Thiere. Sie haben nicht genug Wärme in sich, um den Winter über dem Boden zu auszuhalten, auch würde es ihnen an Nahrung und  
 25 Gebüsch zum verborgenen Aufenthalt fehlen. Sie verkriechen sich daher, und bringen den Winter im Schlaf zu. Ohne Calender wissen sie ihren Monat. Aber wie im Frühjahr das Volk der kleinen Mücken lebendig wird, und alle Keime in Gras und alle Knospen im Laub aufgehen, ruft die tiefer dringende Frühlingssonne auch dieses Geschöpf aus seinem Schlaf und Winterquartier, und wenn es erwacht, ist schon für al-  
 30 les gesorgt, was zu seines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört. – Bekanntlich ha-

ben nicht alle diese Thiere einerley Farbe; aber eine Art derselben muß um ihrer Nahrung willen sich am meisten aus dem dunkeln Gebüsch heraus ins Grüne wagen. Darum ist auch ihre Farbe grün. In dieser Farbe wird sie im Gras weder von den Thieren, welchen sie nachstellt, so leicht entdeckt, noch von dem Storch, der ihr selber aufs Leben geht.

35

## 2.

Es giebt auch zweyerley Eidexen im Wasser, nur nennt man sie anders, und diese sind zum Schwimmen abgerichtet. Selbst auf dem Grund der klaren Brunnenquellen findet man sie oft, und darf sich deßwegen vor dem Wasser nicht scheuen. Auch diese sind nicht giftig und theilen dem Wasser keine Unreinheit mit. Vielmehr loben es viele Brunnenmeister als ein gutes Zeichen. Solch ein Thierlein in seiner verschlossenen Brunnenstube hat ein geheimliches Leben und Wesen, sieht nie die Sonne auf oder unter gehen, erfährt nichts davon, daß die französische Revolution ein Ende hat, und jezt Krieg in Polen ist; weiß nicht, obs noch mehr solche Brunnenstuben in der Welt giebt, oder ob die seinige die einzige ist, und ist doch in seinem nassen Element des Lebens froh, und hat keine Klage und keine Langeweile.

40

45

An der großen schwarz- und gelb-gefleckten warzigen und schmutzig-feuchten Eidexe, die man den Salamander oder den gelben Molch nennt, hat niemand Freude. Noch weniger aber freut es *ihn*, wenn er einen Menschen erblickt. Denn selten kommt er unangefochten davon. Er hält sich nur an dunkeln, feuchten und kühlen auch modrigen Orten auf, und das beste ist, daß man ihn dort sitzen lasse. Wer aber Lust hat, darf ihn herzlich in die Hände nehmen. Er thut euch gewiß nichts Leides.

50

## 3.

Wer sich aber mit Recht vor den Eidexen fürchten oder eine Heldenthat durch die Erlegung derselben vollziehen will, der muß nach Afrika oder Asien oder Amerika gehen.

55

Das fürchterliche Krokodill ist nichts anders als eine 20 bis 50 Fuß lange Eidexe. Davor muß jeder mann Respekt haben. Oben braun oder schwarzgefleckt, unten weißlichgelb. Durch die schuppige Rückenhaut geht kein Flintenschuß; am Bauch ist sie weich. In jedem Kiefer des großen Rachens stehen 50 scharfe Zähne. Der Schwanz beträgt mehr als die Hälfte von der ganzen Länge. Damit wirft es im Wasser kleine Schiffe um, und tödtet einen Menschen mit einem Schlag. Es lebt im Wasser, z.B. im Nilfluß in Egypten, und geht an's Land, frißt Fische und andere Thiere, Buben und Mägdlein, auch erwachsene Egypter. Schnell wie ein Pfeil geht es in gerader Linie auf seinen Raub, kann sich aber nur langsam umdrehen. Mit einem glücklichen Seitensprung ist man ausser Gefahr. Das Weibchen legt 100 häutige Eyer, so groß wie die Gänse-Eyer, und verscharrt sie in den Sand. Die Sonnenwärme brütet

60

65

sie aus. Die meisten werden aber, ehe es dazu kommt, von einer egyptischen Ratze ge-  
 70 fressen. Auch von Menschen werden sie aufgesucht und zerstört oder gegessen. Wohl  
 bekomms!

Daß es nicht nur auf der Erde und im Wasser, sondern auch in der Luft Eide-  
 xen gebe, nemlich solche die da fliegen, wird Mancher nicht gerne glauben. Aber  
 wenn ihm ein Fabelhans von Drachen spricht, die auf hohen Felsen und in alten zer-  
 75 störten Bergschlössern hausen, und feuerspeyend durch die Luft schiessen, Brunnen  
 vergiften, den Reiter und das Roß mit Sporn und Hufeisen Schluck und Druck ver-  
 schlingen, das findet man schon glaublicher, weil einem der kalte Schauer vom Kopf  
 bis zum Nagel des Zehens über die haut lauft, wenn man's hört.

Bey allem dem muß so viel wahr bleiben, daß es in Asien und andern Weltt-  
 80 heilen Eidexen von ein- bis anderthalb Fuß Länge giebt, die auf Bäumen leben, wie  
 bey uns der Laubfrosch, und durch Hülfe von häutigen Auswüchsen auf beyden Sei-  
 ten große Sprünge in der Luft machen, und von einem Baum auf den andern schie-  
 ßen können. Einige haben dabey nur zwey, andere vier Füße, sind unschädlich, und  
 leben wie andere Eidexen von Insekten. Andere Basilisken und Drachen giebt es in  
 85 Asien nicht, ausser unter den Menschen, wenn einer den andern gern mit dem Blick  
 vergiften oder durchbohren möchte, und giftige Verläumdungen und Scheltworte  
 über ihn ausgießt, wie man denn dergleichen auch schon in Europa und am Rhein  
 will viele gesehen haben.

43 UNGLÜCK DER STADT LEIDEN.

Diese Stadt heißt schon seit undenklichen Zeiten *Leiden*, und hat noch nie gewußt,  
 warum, bis am 12. Jän. des Jahres 1807. Sie liegt am Rhein in dem Königreich Hol-  
 land, und hatte vor diesem Tag eilftausend Häuser, welche von 40,000 Menschen be-  
 5 wohnt waren, und war nach Amsterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreich.  
 Man stand an diesem Morgen noch auf, wie alle Tage; der Eine betete sein: „*Das walt  
 Gott*“ der Andere ließ es seyn, und niemand dachte daran, wie es am Abend aussehen  
 wird, obgleich ein Schiff mit siebenzig Fässern voll Pulver in der Stadt war. Man aß  
 zu Mittag, und ließ sich schmecken, wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer  
 10 da war. Aber als Nachmittags der Zeiger auf dem großen Thurn auf halb fünf stand –  
 fleißige Leute saßen daheim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen,  
 Kaufleute giengen ihren Geschäften nach, Kinder waren beysammen in der Abend-  
 Schule, müßige Leute hatten lange Weile, und saßen im Wirthshaus beim Kartenspiel  
 und Weinkrug, ein Bekümmerter sorgte für den andern Morgen, was er essen, was er  
 15 trinken, womit er sich kleiden werde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen  
 falschen Schlüssel in eine fremde Thüre, – und plötzlich geschah ein Knall. Das



Schiff mit seinen 70 Fässern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft, und in einem Augenblick (ihr könnt nicht so geschwind lesen, als es geschah), in einem Augenblick waren ganze lange Gassen voll Häuser mit allem, was darin wohnte und lebte, zerschmettert und in einen Steinhauften zusammengestürzt oder entsezlich beschädigt. Viele hundert Menschen wurden lebendig und todt unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet. Drey Schulhäuser gingen mit allen Kindern, die darin waren, zu Grunde; Menschen und Thiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert, und kamen in einem kläglichen Zustand wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wüthete, und konnte fast nimmer gelöscht werden, weil viele Vorrathshäuser voll Öl und Tran mit ergriffen wurden. Achthundert der schönsten Häuser stürzten ein oder mußten niedergerissen werden. Da sah man denn auch, wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit einem schwachen Menschen, sondern auch mit einer großen und volkreichen Stadt. Der König von Holland sezte sogleich ein namhaftes Geschenk auf jeden Menschen, der noch lebendig gerettet werden konnte. Auch die Todten, die aus dem Schutt hervorgegraben wurden, wurden auf das Rathhaus gebracht, damit sie von den Ihrigen zu einem ehrenvollen Begräbnis konnten abgeholt werden. Viele Hülfe wurde geleistet. Obgleich Krieg zwischen England und Holland ist, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Hülfsmittel und große Geldsummen für die Unglücklichen, und das ist schön, – denn der Krieg soll nie ins Herz der Menschen kommen.

Es ist schlimm genug, wenn er außen vor allen Thoren und vor allen Seehäven donnert.

44      ZWEYTES RÄTHSEL.

Dreystöckig steht ein Haus.  
 Wer einmal drinnen wohnt,  
 Der zieht so bald nicht aus.  
 Sehr hohe Fenster hat's, doch schaut er nicht hinaus.  
 Sie glänzen nie im Sonnenschein,  
 Kein Hagel schlägt die Schieben ein;  
 Kein Ziegel von dem Dache fällt;  
 Das Haus wird stehn im weiten Feld.

## 45 FLIEGENDE FISCHE.

Im Meere giebt es Fische, welche auch aus dem Wasser gehen und in der Luft fliegen können. Man sollte meynen, es sey erdichtet, weil bey uns so etwas nicht geschieht. Aber wenn ein Mensch auf einer Insel wohnte, wo es keinen andern Vogel, als Mai-  
 5 sen, Distelfinken, Nachtigallen und andere dergleichen lustige Musikanten des Waldes könnte kennen lernen, so würde er es eben so unglaublich finden, wenn er hörte, daß es irgendwo ein Land gebe, wo Vögel auf dem Wasser schwimmen und darinn untertauchen; und doch können wir dieses auf unserm Gewässer alle Tage sehen, und wir müssen daher auch nicht glauben, daß alle Wunder der Natur nur in andern Län-  
 10 dern und Welttheilen seyen. Sie sind überall. Aber diejenigen, die uns umgeben, achten wir nicht, weil wir sie von Kindheit an und täglich sehen.

Was nun die Fische und Vögel betrifft, so schwimmt eine Ente freylich nicht eben so wie ein Fisch, und ein Fisch fliegt nicht wie ein Storch, sondern damit hat es folgende Bewandtniß. Die Floßfedern an der Brust dieser Thiere sind sehr lang und  
 15 mit einer weiten Haut überzogen. Durch deren Hülfe kann sich der Fisch eine Zeitlang in der Luft erhalten. Aber *erstlich* das thut nicht länger gut, als diese Haut naß ist. So bald sie trocknet, fällt der Fisch ins Wasser zurück. *Zweytens*, er geht nicht aus dem Wasser ohne Noth, fliegt nicht spazieren für Kurzweil oder um seine Kunst zu zeigen, sondern wenn ihn ein Raubfisch verfolgt, und kann ihm nicht mehr anders  
 20 entrinnen, und darinn ist er klüger als mancher Mensch, der schon Hals und Bein gebrochen hat. Denn der Fisch sagt; Man muß seiner Natur und seinem Stand getreu bleiben, so lang man kann, kein Wagstück treiben, wenns nicht seyn muß, nicht oben zum Fenster hinaus springen, wenn die Thüre offen steht.

Solch fliegende Fische geben nun den Schiffahrenden, die viele Wochen lang  
 25 nicht als Himmel und Wasser um sich haben, auf ihrer langweiligen Reise manchmal Kurzweil, besonders wenn der Raubfisch, welcher sie verfolgt, ebenfalls fliegen kann und ihnen naheilt. Da sieht man eine seltsame Fischjagd in der Luft. Oft erhascht der Raubfisch seine Beute, und zieht sie wieder in das Wasser hinab. Oft entgeht sie durch Geschwindigkeit oder Glück. Manchmal ist noch ein ganz anderer Spaß zu se-  
 30 hen. Denn gewisse Vögel fliegen über dem Wasser her und hin, und stellen den Fischen nach, können ihnen aber nichts anhaben, so lang diese daheim im Wasser bleiben, wohin sie gehören. Wenn aber ein solcher Luftkrieg zwischen ihnen angeht, so wird bald der Fliehende, bald der Feind, bald beyde von dem Vogel, der das Fliegen besser versteht, erhascht, und kommen ihr Lebenlang nimmer ins Wasser. Und dazu  
 35 lachen die Schiffer.

Merke: Solcher Spaß, bey dem man aber oft lieber weinen als lachen möchte, ist manchmal auch mitten auf dem trockenen Lande zu sehen, wenn zwey Brüder oder Verwandte oder Bundesgenossen Prozeß und Streit miteinander führen, und kommt ein Dritter dazu, und beraubt beyde des Vortheils, den jeder von ihnen allein

haben wollte und keiner dem andern gönnte. Merke: Wann die Fische im Meer Händel haben, ists lauter Freude für die losen Vögel in der Luft. 40

46 DRITTES RÄTHSEL.

Der arme Tropf  
 Hat keinen Kopf;  
 Das arme Weib  
 Hat keinen Leib; 5  
 Die arme Kleine  
 Hat keine Beine;  
 Sie ist ein langer Darm,  
 Doch schlägt sie einen Arm  
 Bedächtig in den andern ein. 10  
 Was mag das für ein Weiblein seyn?

47 SCHLECHTER GEWINN.

Ein junger Kerl that vor einen Juden gewaltig groß, was er für einen sichern Hieb in der Hand führe, und wie er eine *Stecknadel* der Länge nach spalten könne mit Einem Zug. Ja gewiß, Mauschel Abraham, sagte er: „Es soll einen Siebzehner gelten, ich haue dir in freyer Luft vom Nagel weg auf ein Haar ohne Blut. Die Wette galt, denn 5 der Jude hielt so etwas nicht für möglich, und das Geld wurde ausgesetzt auf den Tisch. Der junge Kerl zog sein Messer und hieb, und verlor's, denn er hieb dem armen Juden in der Ungeschicklichkeit das Schwarze vom Nagel und das Weisse vom Nagel und das vordere Gelenk mit Einem Zug rein von dem Finger weg. Da that der Jude einen lauten Schrey, nahm das Geld und sagte: „*Au weih, ich habs gewonnen!*“ 10

An diesen Juden sollte jeder denken, wenn er versucht wird, mehr auf einen Gewinn zu wagen, als derselbe werth ist.

Wie mancher Prozeßkrämer hat auch schon so sagen können! Ein General meldete einmal seinem Monarch den Sieg mit folgenden Worten: „Wenn ich noch einmal so siege, so kome ich *allein* heim.“ Das heißt mit andern Worten auch: O 15 weih, ich habs gewonnen!

48 VIERTES RÄTHSEL.

- Mein Vater ist ein harter Mann,  
Die Mutter Asche. Jedermann  
Hat einst das Schicksal zu erfahren.
- 5 Ich selber bin ein räthselhaftes Kind,  
Wohlthätig schon seit vielen Jahren.  
Ich bringe Licht in düstre Hallen,  
Bin gern dabey, wo frohe Menschen sind,  
Und muntere Gesänge schallen.
- 10 Dem Kranken bring ich heilende Arzney;  
O seht, er athmet wieder frey!  
O seht, der arme Mann gesundet!  
Doch trat mir nicht. Schon oft hab ich verwundet.  
Und lügen kann ich, trotz den wohlbekanntem
- 15 Frau Baasen beym Caffé und Stricken.  
Aus Elephanten mach ich Mücken,  
Und aus den Mücken Elephanten.

49 DER WOHLBEZAHLTE SPAßVOGEL.

- Wie man in den Wald schreyt, so schreyt es wieder heraus. Ein Spaßvogel wollte in den neunziger Jahren einen Juden in Frankfurt zum Besten haben. Er sprach also zu ihm: „Weißt du auch, Mauschel, daß in Zukunft die Juden in ganz Frankreich auf
- 5 Eseln reiten müssen?“ Dem hat der Jude also geantwortet: „Wenn das ist, artiger Herr, so wollen wir Zwey auf dem deutschen Boden bleiben, wenn schon Ihr kein Jude seyd.“

50 EINE SONDERBARE WIRTHSZECHÉ.

- Manchmal gelingt ein muthwilliger Einfall, manchmal kostets den Rock, oft sogar die Haut dazu. Dießmal aber nur den Rock. Denn obgleich einmal drey lustige Studenten auf einer Reise keinen rothen Heller mehr in der Tasche hatten, alles war ver-
- 5 jubelt, so giengen sie doch noch einmal in ein Wirthshaus, und dachten, sie wollten sich schon wieder hinaus helfen, und doch nicht wie Schelmen davon schleichen, und es war ihnen gar recht, daß die junge und artige Wirthin ganz allein in der Stube war. Sie aßen und tranken gutes Muthes, und führten mit einander ein gar gelehrtes Gespräch, als wenn die Welt schon viele tausend Jahre alt wäre, und noch eben so

lange stehen würde, und daß in jedem Jahr, an jedem Tag und in jeder Stunde des 10  
 Jahrs alles wieder so komme und sey, wie es am nemlichen Tag und in der nemliche  
 Stunde von sechstausend Jahren auch gewesen sey. Ja, sagte endlich einer zur Wirthin  
 – die mit einer Stickerey seitwärts am Fenster saß und aufmerksam zuhörte, – „ja,  
 Frau Wirthin, das müssen wir aus unsern gelehrten Büchern wissen.“ Und Einer war  
 so keck und behauptete, er könne sich wieder dunkel erinnern, daß sie vor sechstau- 15  
 send Jahren schon einmal da gewesen seyen, und das hübsche und freundliche Ge-  
 sicht der Frau Wirthin sey ihm noch wohl bekannt. Das Gespräch wurde noch lange  
 fortgesetzt, und je mehr die Wirthin alles zu glauben schien, desto besser liessen sich  
 die jungen Schwenkfelder den Wein und Braten und manche *Bretzel* schmecken, bis  
 eine Rechnung von 5fl.16kr. auf der Kreide stand. Als sie genug gegessen und getrun- 20  
 ken hatten, rückten sie mit der List heraus, worauf es abgesehen war.

„Frau Wirthin, sagte einer, es steht dießmal um unsere Batzen nicht gut, denn  
 es sind der Wirthshäuser zu viele an der Straße. Da wir aber an euch eine verständige  
 Frau gefunden haben, so hoffen wir als alte gute Freunde hier Credit zu haben, und  
 wenns euch recht ist, so wollen wir in 6000 Jahren, wenn wir wieder kommen, die 25  
 alte Zeche samt der neuen bezahlen.“ Die verständige Wirthin nahm das nicht übel  
 auf, war's vollkommen zufrieden, und freute sich, daß die Herren so vorlieb genom-  
 men. Zu gleicher Zeit aber stellte sie sich vor die Stubenthüre und bat, die Herren  
 möchten nur so gut seyn, und jezt die 5fl.16kr. bezahlen, die sie vor 6000 Jahren  
 schuldig geblieben seyen, weil doch alles schon einmal so gewesen sey, wie es wieder 30  
 komme. Zum Unglück trat eben der Vorgesetzte des Ortes mit ein Paar braven Män-  
 nern in die Stube, um mit einander ein *Glas* Wein in Ehren zu trinken. Das war den  
 gefangenen Vögeln gar nicht lieb. Denn jezt wurde von Amts wegen das Urtheil ge-  
 fällt und vollzogen: „Es sey aller Ehren werth, wenn man 6000 Jahre lang geborgt  
 habe. Die Herren sollten also augenblicklich ihre alte Schuld bezahlen, oder ihre 35  
 noch ziemlich neue Oberröcke in Versatz geben.“ Dieß letzte mußte geschehen, und  
 die Wirthin versprach, in 6000 Jahren, wenn sie wieder kommen und besser als jezt  
 bey Batzen seyen, ihnen alles, Stück für Stück, wieder zuzustellen.

Dieß ist geschehen im Jahr 1805 am 17ten April im Wirthshause zu Segrin- 40  
 gen.

## 51 SELTSAMER SPAZIERRITT.

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Haus und läßt seinen Buben zu Fuß neben her  
 laufen. Kommt ein Wanderer und sagt: das ist nicht recht, Vater, daß ihr reitet und  
 lasst euern Sohn laufen; ihr habt stärkere Glieder. Da stieg der Vater vom Esel herab  
 und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und sagt: Das ist nicht 5

recht Bursche, daß du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere Beine. Da saßen beyde auf und ritten eine Strecke. Komt ein dritter Wandersmann und sagt: Was ist das für ein Unverstand, zwey Kerle auf Einem schwachen Thier. Sollte man nicht einen Stock nehmen, und euch beyde hinabjagen? Da stiegen beyde  
 10 ab und giengen selb Drittt zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn, und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann und sagt: Ihr seyd drey kuriose Gesellen. Ists nicht genug, wenn Zwey zu Fuß gehen? Geht's nicht leichter, wenn Einer von euch reitet? Da band der Vater dem Esel die vordern Beine zusammen, und der Sohn band ihm die hintern Beine zusammen, zogen einen starken Baumpfahl durch,  
 15 der an der Straße stand, und trugen den Esel auf der Achsel heim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

52 MITTEL, DIE BAUM- UND REBPFÄHLE (REBSTECKEN) DAUERHAFT ZU MACHEN.

Wenn die Pfähle hinreichend ausgetrocknet sind, so stellt so stellt man sie drey Tage lang zwey bis drey Fuß tief in frisches Kalkwasser, das ist ein solches Wasser, welches über frisch gelöschtem Kalk stehen bleibt, hernach löset man Vitriol in gemeinem  
 5 Brunnen-, Regen- oder Flußwasser auf, ein Pfund Vitriol in 8 Pfund Wasser. Nachdem nun die Pfähle wieder dem Kalkwasser genommen und an der Sonne wohl getrocknet sind, werden sie mit diesem Vitriol-Wasser bestrichen. Das Pfund Vitriol kann kosten 30 kr.

53 DREY WÜNSCHE.

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beysammen, und hatte den einzigen Fehler, der in jeder menschlichen Brust daheim ist: Wenn man's gut hat, hätt' man's gerne besser. Aus diesem Fehler entstehen so viele thörichte Wünsche, woran es unserm *Hans* und seiner *Lise* auch nicht fehlte. Bald wünschten sie des  
 5 Schulzen Acker, bald des Löwenwirths Geld, bald des Meyers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hundertausend Millionen baierische Thaler kurz weg. Eines Abends aber, als sie friedlich am Ofen saßen und Nüsse aufklopften, und schon ein tiefes Loch in den Stein hineingeklopft hatten, kam durch die Kammerthür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als einer Ehle lang, aber wunderschön von Gestalt  
 10 und Angesicht, und die ganze Stube war voll Rosenduft. Das Licht löschte aus, aber ein Schimmer wie Morgenroth, wenn die Sonne nicht mehr fern ist, stralte von dem Weiblein aus, und überzog alle Wände. Ueber so etwas kann man nun doch etwas erschrecken, so schön es aussehen mag. Aber unser gutes Ehepaar erholte sich doch

bald wieder, als das Fräulein mit wunderschöner silberreiner Stimme sprach: „Ich bin eure Freundin, die Bergfey, *Anna Fritze*, die im kristallinen Schloß mitten in den Bergen wohnt, mit unsichtbarer Hand Gold in den Rheinsand streut, und über siebenhundert dienstbare Geister gebietet. Drey Wünsche dürft ihr thun; drey Wünsche sollen erfüllt werden.“ Hans drückte den Ellenbogen an den Arm seiner Frau, als ob er sagen wollte: Das lautet nicht übel. Die Frau aber war schon im Begriff, den Mund zu öffnen und etwas von ein paar Dutzend goldbestickten Kappen, seidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergfey sie mit aufgehobenem Zeigefinger warnte: „Acht Tage lang, sagte sie, habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl, und übereilt euch nicht.“ Das ist kein Fehler, dachte der Mann, und legte der Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verschwand. Die Lampe brannte wie vorher, und statt des Rosenduft's zog wieder wie eine Wolke am Himmel der Oeldampf durch die Stube. 15 20 25

So glücklich nun unsere guten Leute in der Hoffnung schon zum Voraus waren, und keinen Stern mehr am Himmel sahen, sondern lauter Baßgeigen; so waren sie jezt doch recht übel dran, weil sie vor lauter Wunsch nicht wußten, was sie wünschen wollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu sprechen, aus Furcht, es möchte für gewünscht passiren, ehe sie es genug überlegt hätten. Nun sagte die Frau: Wir haben ja noch die Zeit bis am Freytag. 30

Des andern Abends, während die Grundbirn zum Nachtessen in der Pfanne prasselten, standen beyde, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beysammen, sahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an der rußigen Pfanne hin und her züngelten, bald angingen, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihrem Künftigen Glück. Als sie aber die gerösteten Grundbirn aus der Pfanne auf das Plättlein anrichteten, und ihr der Geruch lieblich in die Nase stieg: – „Wenn wir jezt nur ein gebratenens Würstlein dazu hätten“, sagte sie in aller Unschuld, und ohne an etwas anders zu denken, und – o weh, da war der erste Wunsch schon gethan. – Schnell, wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wieder wie Morgenroth und Rosenduft untereinander durch das Kamin herab, und auf den Grundbirn lag die schönste Bratwurst. – Wie gewünscht, so geschehen. – Wer sollte sich über einen solchen Wunsch und seine Erfüllung nicht ärgern? Welcher Mann über solche Unvorsichtigkeit seiner Frau nicht unwillig werden? 35 40 45

„Wenn dir doch nur die Wurst an der *Nase angewachsen wäre*“, sprach er in der ersten Überraschung, auch in aller Unschuld, und ohne an etwas anders zu denken – und wie gewünscht, so geschehen. Kaum war das letzte Wort gesprochen, so saß sie Wurst auf der Nase des guten Weibes fest, wie angewachsen in Mutterleib, und hieng zu beyden Seiten hinab wie ein Husaren-Schnauzbart. 50

Nun war die Noth der armen Eheleute erst recht groß. Zwey Wünsche waren gethan und vorüber, und doch waren sie um keinen Heller und um kein Waizenkorn,

sondern nur um eine böse Bratwurst reicher. Noch war ein Wunsch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichthum und alles Glück zu einer solchen Nasenzierrath der Hausfrau? Wollten sie wohl oder übel, so mußten sie die Bergfey bitten, mit unsichtbarer Hand Barbiersdienste zu leisten, und Frau Lise wieder von der vermaledeyten Wurst zu befreyen. Wie gebeten, so geschehn, und so war der dritte Wunsch auch vorüber, und die armen Eheleute sahen einander an, waren der nemliche Hans und die nemliche Lise nachher wie vorher, und die schöne Bergfey kam niemals wieder.

60 *Merke:* Wenn die einmal die Bergfey also kommen sollte, so sey nicht geitzig, sondern wünsche

*Numero Eins:* Verstand, daß du wissen mögest, was du

*Numero Zwey:* wünschen solltest, um glücklich zu werden. Und weil es leicht möglich wäre, daß du alsdann etwas wähltest, was ein thörichter Mensch nicht hoch  
65 anschlägt, so bitte noch

*Numero Drey:* um beständige Zufriedenheit und keine Reue.

Oder so:

Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wer den Verstand nicht hat, sie zu benutzen.

54 DER PREUSSISCHE KRIEG.

Weil ich hoffe, dem Leser des rheinischen Hausfreundes das nächstmal viel Erfreuliches vom Frieden zu sagen, so müssen wir dießmal auch etwas vom leidigen Krieg erwähnen. Denn ohne Krieg wird in der ganzen Welt kein Frieden geschlossen, und ein  
5 wohlgezogener Kalender soll seyn ein Spiegel der Welt.

Aber wir wollens kurz machen, und hoffen, die kriegführenden Mächte machen es auch so.

In der ganzen Welt ist jetzt, so viel wir wissen, nur ein einziger Krieg. Aber was für einer? Einer, woraus man zwölf machen könnte.

10 Auf der einen Seite stehen die Preussen, die Russen und so viel man jezt noch weiß, die Schweden. England ist auch auf dieser Seite und hilft mit Geld aus.

Auf der andern Seite stehen die Franzosen, die Deutschen vom rheinischen Bund, Italien, Holland, Spanien, der Türk. Alle diese Mächte und Staaten von beyden Seiten haben jezt Truppen im Feld und auf den Straßen. Von allen Enden und  
15 Orten her lauft gegen Polen. Die Polen haben mit der Hauptsache nicht viel zu thun. Sie geben nur den Platz her und was dazu gehört, wie wir in den vorherigen Kriegen auch, und helfen, in der Hoffnung, ihr Königreich wieder aufzurichten.

Kurz, ganz Europa ist im Krieg begriffen. Nur Oestreich nicht, die Schweiz nicht, Dänemark und Portugall nicht, der Pabst nicht. Die andern alle.



Dagegen halten wir die Perser in Asien, weit hinter Jerusalem, ferner, ein paar 20  
afrikanische Mächte, und der Kaiser von Marokko und Fez, herwärts dem Mohren-  
land. Diese halten es mit den Franzosen und mit dem rheinischen Bund etc.

Den Anfang dazu machte Preussen. Schon seit geraumer Zeit machten zwar  
beyde Theile, Franzosen und Preussen, solche Bewegungen, die nicht auf Frieden  
deuteten. Aber am 1ten Oktober 1806 erging von Preussen an den Kaiser Napoleon 25  
ein Schreiben, welches unter andern die Forderung enthielt, derselbe solle sogleich  
alle seine Truppen aus Deutschland heraus und über den Rhein nach Frankreich füh-  
ren. Das verstand der französische Kaiser unrecht. In der nemlichen Zeit, in welcher  
seine Truppen nach der preussischen Meynung sollten daheim seyn, standen sie, und  
noch viel dazu, an der preussischen Grenze, eine Heeresmacht der andern gegenüber. 30  
Am 14. Oktober war die Schlacht bei Jena. Durch diese Schlacht und ihre Folgen  
gieng die preussische Armee bis auf einen kleinen Ueberrest zu Grunde. Was nicht im  
Treffen selbst getödtet, verwundet oder gefangen wurde, oder unsoldatisch auseinan-  
der gieng, ward gesprengt, wußte nicht wo aus noch an, und wurde nach längern  
oder kürzern Märschen eingeholt, und mit oder ohne Widerstand gefangen. Die star- 35  
ke Festung Magdeburg und andere feste Plätze fielen dem Sieger in die Hände. Ein  
großer Theil der preussischen Monarchie stand ihm offen und wurde von ihm besetzt.  
Am 24. Okt. zog Napoleon in die preussische Haupt- und Residenzstadt Berlin ein.

Zum Andenken seines Sieges nahm er dort den Degen, mit welchem der Kö-  
nig Friedrich einst kommandirt und seinen Ruhm erfochten hatte, in Empfang, und 40  
schickte ihn nach Paris. Der alte, von allen europäischen Mächten anerkannte Ruhm  
der preussischen Waffen ist für jezt dahin. Kein Mensch schlägt mehr mit der Hand  
auf die Brust, wirft den Kopf in die Höhe, und sagt: Ich bin ein Preusse!

Man wußte es anfänglich gar nicht zu begreifen, wie eine so zahlreiche, ehe-  
mals so tapfere und seit langen Zeiten berühmte Kriegsmacht an den Grenzen ihres 45  
eigenen Landes, unter den Augen ihres edeln Königs, von einem fremden, weit herge-  
kommenen Heer schon am 5ten Tag nach dem Ausbruch des Krieges so geschlagen  
werden, auseinander laufen und sich verlieren konnte. Allein die jetzigen Preussen  
waren nicht mehr die alten. Sie verliessen sich auf den Ruhm ihrer Vorfahren, aber sie  
hatten nicht mehr ihren Anführer und ihre Eigenschaften. Es fehlte an zweckmäßigen 50  
Anstalten zum Krieg und Vorbereitungen zur Schlacht. Die Soldaten hatten schon  
drey Tage lang kein Brod, und der Hunger ist zwar nach dem alten Sprichwort ein  
guter Koch, aber ein gar schlechter Zelt-Kamerad, Mitstreiter und Bundesgenosse.  
Doch, es musste alles zum Unglück helfen. Kaiser Napoleon bot dem König noch  
dem Tag vor der Schlacht in einem eigenhändigen Brief den Frieden an. Der Brief 55  
wurde dem König erst nach der Schlacht übergeben, als es zu spät war.

Der ganze Krieg schien 5 Tage nach dem Ausbruch geendigt zu seyn, und es  
ist jammerschade, daß es nicht dabey blieb. Erstlich weil viel gutes liebes Menschen-

blut und Leben wäre geschont geworden. Zweytens, weil man wohl einen 7jährigen  
 60 Krieg hat und einen 30jährigen, aber noch keinen 5tägigen.

Allein eine russische Armee war den Preussen zu Hülfe auf dem Anmarsch. Der unglückliche König zog sich mit dem Rest seiner Truppen zu ihnen zurück. Aber Kaiser Napoleon bleibt nicht auf dem halben Wege stehen. Er zieht dem neuen Feind entgegen, und so spielt sich der Krieg aus Deutschland nach Polen. Auch hier wurde  
 65 noch, bis Jahrszeit und Witterung Stillstand geboten, viel Blut vergossen bey Pultusk, bey Ostrolenga und bey Eylau.

Unterdessen und während der Waffenruhe des Winters und Frühjahrs wurde in preussisch Schlesien eine Stadt nach der andern belagert und weggenommen. Langen Widerstand leistete auf einer andern Seite die große und berühmte Stadt und  
 70 Festung Danzig. Französische, Badische und Polnische Truppen setzen ihr zu. Den 24. May hat sie kapitulirt. Noch stehen die Schweden herwärts dem Kriegs-Theater in Stralsund. Doch schlossen sie nach einer mißlungenen Unternehmung einen Waffenstillstand mit dem Feind. So stand die Sache, und so lauteten die Nachrichten bis zum 5ten Juny 1807, als der Hofbuchdrucker Sprinzing sagte, jezt sey es Zeit, den  
 75 Kalender zu drucken.

Mögen alle in diesen Krieg verwickelten Mächte dem schwedischen Beyspiel folgen, und dann bald zu einem langen gedeihlichen Frieden sich die Hände bieten!

55 EINE MERKWÜRDIGE ABBITTE.

Das ist merkwürdig, daß an einem schlechten Menschen der Name eines ehrlichen Mannes gar nicht haftet, und daß er durch solchen nur ärger geschimpft ist.

Zwey Männer saßen in einem benachbarten Dorf zu gleicher Zeit im Wirths-  
 5 haus. Aber der eine von ihnen hatte bösen Leumund wegen allerley, und sah ihn und den Iltis niemand gern auf seinem Dorf. Aber beweisen vor dem Richter konnte man ihm nichts. Mit dem bekam der andere Zwist im Wirthshaus, und im Unwillen, und weil er ein Glas Wein zu viel im Kopf hatte, so sagte er zu ihm: *du schlechter Kerl!* – Damit kann einer zufrieden seyn, wenn ers ist, und braucht nicht mehr. Aber der war  
 10 nicht zufrieden, wollte noch mehr haben, schimpfte auch, und verlangte Beweis. Da gab ein Wort das andere, und es hieß: *du Spitzbub! du Felddieb!* – Damit war er noch nicht zufrieden, sondern gieng vor den Richter. Da war nun freylich derjenige, welcher geschimpft hatte, übel dran. Leugnen wollt' er nicht, beweisen konnt' er nicht, weil er für das, was er wohl wusste, keine Zeugen hatte, sondern er mußte einen Gul-  
 15 den Strafe erlegen, weil er einen ehrlichen Mann Spitzbub geheissen habe, und ihm Abbitte thun, und dachte bey sich selber: *theurer Wein!* Als er aber die Strafe erlegt hatte, so sagte er: „*Also einen Gulden kostet es, Gestrenger Herr, wenn man einen ehrli-*

chen Mann Spitzbub nennt? Was kostet's denn, wenn man einmal in der Vergeßlichkeit oder sonst zu einem Spitzbub sagt: Ehrlicher Mann!“ Der Richter lächelte und sagte: Das kostet nichts, und damit ist niemand geschimpft. Hierauf wendete sich der Be- 20  
 klagte zu dem Kläger um, und sagte: „Es ist mir leid, ehrlicher Mann! Nichts für ungut, ehrlicher Mann! Adies, ehrlicher Mann!“ Als der erboste Gegner das hörte, und wohl merkte wie es gemeynt war, wollte er noch einmal anfangen, und hielt sich jetzt für ärger beleidigt, als vorher. Aber der Richter, der ihn doch auch als einen verdächtigen Menschen kennen mochte, sagte zu ihm: Er könne jetzt zufrieden seyn. 25

## 56 DER GROSSE SANHEDRIN ZU PARIS.

Daß die Juden seit der Zerstörung Jerusalems, das heißt, seit mehr als 1700 Jahren, ohne Vaterland und ohne Bürgerrecht auf der ganzen Erde in der Zerstreung leben, daß die meisten von ihnen, ohne selber etwas Nützlichendes zu arbeiten, sich von den arbeitenden Einwohner eines Landes nähren, daß sie daher auch an vielen Orten als 5  
 Fremdlinge verachtet, mißhandelt und verfolgt werden, ist Gott bekannt und leid. – Mancher sagt daher im Unverstand: Man sollte sie alle aus dem Lande jagen. Ein Anderer sagt im Verstand: Man sollte arbeitsame und nützliche Menschen aus ihnen machen, und sie alsdann behalten.

Der Anfang dazu ist gemacht. Merkwürdig für die Gegenwart und für die 10  
 Zukunft ist dasjenige, was der große Kaiser Napoleon wegen der Judenschaft in Frankreich und dem Königreich Italien verordnet und veranstaltet hat.

Schon in der Revolution bekamen alle Juden, die in Frankreich wohnen, das französische Bürgerrecht, und man sagte frisch weg: Bürger Aaron, Bürger Levi, Bürger Rabbi, und gab sich brüderlich die Hand. Aber was will da herauskommen? Der 15  
 christlich Bürger hat ein anderes Gesez und Recht, so hat der jüdische Bürger auch ein anderes Gesez und Recht, und will nicht haben Gemeinschaft mit den Gojim. Aber zweyerley Gesez und Willen in Einer Bürgerschaft thut gut, wie ein brausender Strudel in einem Strom. Da will Wasser auf, da will Wasser ab, und eine Mühle, die darinn steht, wird nicht viel Mehl mahlen. 20

Das sah der große Kaiser Napoleon wohl ein, und im Jahr 1806, ehe er antrat die große Reise nach Jena, Berlin und Warschau, und Eylau, ließ er schreiben an die ganze Judenschaft in Frankreich, daß sie ihm sollte schicken aus ihrer Mitte verständige und gelehrte Männer aus allen Departementern des Kaiserthums. Da war nun jedermann in großem Wunder, was das werden sollte, und der Eine sagte das, der An- 25  
 dere jenes, z.B. der Kaiser wollte die Juden wieder bringen in ihre alte Heimath am großen Berg Libanon an dem Bach Egypti und am Meer.

Als aber die Abgeordneten und die Rabbiner aus allen Departementern, worinn Juden wohnen, beysammen waren, ließ bald der Kaiser ihnen gewisse Fragen vorlegen, die sie sollten bewegen in ihrem Herzen, und beantworten nach dem Gesez, und war daraus zu sehen, es sey die Rede nicht vom Fortschicken, sondern vom Da-  
 30 bleiben, und von einer festen Verbindung der Juden mit den andern Bürgern in Frankreich und in dem Königreich Italien. Denn alle diese Fragen giengen darauf hinaus, ob ein Jude das Land, worinn er lebt, nach seinem Glauben könne ansehen  
 35 und lieben als sein Vaterland, und die andern Bürger desselben als seine Mitbürger, und die bürgerlichen Gesetze desselben halten.

Das war nun fast spitzig, und wie es anfänglich schien, war nicht gut sagen: *Ja*, und war nicht gut sagen: *Nein*.

Allein die Abgeordneten sagen, daß der Geist der göttlichen Weisheit erleuchtet habe ihre Gemüther, und sie ertheilen eine Antwort, die war wohlgefällig in den  
 40 Augen des Kaisers.

Darum formirte die jüdische Versammlung aus sich, zum unerhörten Wunder unsrer Zeit, den großen *Sanhedrin*. Denn der große *Sanhedrin* ist nicht ein großer Jude zu Paris, wie er Riese Goliath, so aber ein Philister war, sondern – *Sanhedrin*, das  
 45 wird verdollmetscht *eine Versammlung*, und wurde vor alten alten Zeiten also genannt, der hohe Rath zu Jerusalem, so bestand aus 71 Rathsherren, die wurden für die verständigsten und weisesten Männer gehalten, ein ganzes Volk, und wie diese das Gesez erklärten so war es recht, und mußte gelten in ganz Israel.

Einen solchen Rath setzten die Abgeordneten der Judenschaft wieder ein und sagen, es sey seit 1500 Jahren kein großer *Sanhedrin* gewesen, als dieser unter dem  
 50 Schutz des erhabenen Kaisers Napoleon.

Dieß ist der Inhalt der Gesetze, die der große *Sanhedrin* aussprach zu Paris im Jahr 5567 nach Erschaffung der Welt im Monat *Adar* desselbigen Jahres am 22sten Tag des Monats.

1) Die jüdische Ehe soll bestehen aus *Einem* Mann und *Einer* Frau. Kein Israelite darf zu gleicher Zeit mehr haben, als Eine Frau.

2) Kein Rabbiner darf die Scheidung einer Ehe aussprechen, es sey dann, die weltliche Obrigkeit habe zuvor gesprochen, die Ehe sey nach dem bürgerlichen Gesez aufgelöst.

3) Kein Rabbiner darf die Bestätigung einer Ehe aussprechen, es sey dann, daß die Verlobten von der weltlichen Obrigkeit einen Trauschein haben.

Aber ein Jude darf eine Christentochter heyraten, und ein Christ eine jüdische Tochter. Solches hat nichts zu sagen.

4) Denn der große *Sanhedrin* erkennt, die Christen und die Juden seyen Brüder, weil sie Einen Gott anbeten, der die Erde und den Himmel erschaffen hat, und befiehlt daher, der Israelite soll mit dem Franzosen und Italiener und mit den Untert-  
 65

hanen jedes Landes, in welchem sie wohnen, so leben, als mit Brüdern und Mitbürgern, wenn sie denselben einigen Gott anerkennen und verehren.

5) Der Israelite soll die Gerechtigkeit und die Liebe des Nächsten, wie sie befohlen ist im Gesez Moses, ausüben, eben so gegen die Christen, weil sie seine Brüder sind, als gegen seine eigenen Glaubensgenossen, in und ausser Frankreich und dem Königreich Italien. 70

6) Der große Sanhedrin erkennt das Land, worinn ein Israelite gebohren und erzogen ist, oder wo er sich niedergelassen hat, und den Schutz der Gesetze genießt, sey sein Vaterland, und befiehlt daher allen Israeliten in Frankreich und in dem Königreich Italien, solches Land als ihr Vaterland anzusehen, ihm zu dienen, es zu vertheidigen etc. 75

Der jüdische Soldat ist in solchem Stand von den Ceremonien frey, die damit nicht vereinbar sind.

7) Der große Sanhedrin befiehlt allen Israeliten der Jugend Liebe zur Arbeit einzufloßen, sie zu nützlichen Künsten und Handwerken anzuhalten, und ermahnt sie, liegende Gründe anzukaufen, und allen Beschäftigungen zu entsagen, wodurch sie in den Augen ihrer Mitbürger könnten verhaßt oder verächtlich werden. 80

8) Kein Israelite darf von dem Geld, welches ein Israelitischer Hausvater in der Noth von ihm geliehen hat, Zins nehmen. Es ist ein Werk der Liebe; aber ein Capital, das auf Gewinn in den Handel gesteckt wird, ist verzinsbar. 85

9) Das nemliche gilt auch gegen die Mitbürger anderer Religionen. Aller Wucher ist gänzlich verboten, in und ausser Frankreich und dem Königreich Italien, nicht nur gegen Glaubensgenossen und Mitbürger, sondern auch gegen Fremde. 90

Diese neun Artickel sind publicirt worden den 2ten Merz 1807, und unterschrieben von dem Vorsteher des großen Sanhedrin, Rabbi d. Sinzheim von Strasburg und andern hohen Rathsherren.

57 DER SCHLAUE PILGRIM.

Vor einigen Jahren zog in Müßiggänger durch das Land, der sich für einen frommen Pilgrim ausgab, gab vor, er komme von Paderborn, und laufe geraden Wegs zum heil. Grab nach Jerusalem, fragte schon in Mühlheim an der Post: Wie weit ist es noch bis Jerusalem? Und wenn man ihm sagte: Siebenhundert Stunden; aber auf dem Fußweg über Mauchen ist es eine Viertelstunde näher, so gieng er, um auf dem langen Weg eine Viertelstunde zu ersparen, über Mauchen. Das wäre nun so übel nicht. Man muß einen kleinen Vortheil nicht verachten, sonst kommt man zu keinem großen. Man hat öfter Gelegenheit einen Batzen zu ersparen oder zu gewinnen, als einen Gulden. Aber 15 Batzen sind auch ein Gulden, und wer auf einem Wege von 700 Stun- 10

den nun allemal an 5 Stunden weiß eine Viertelstunde abzukürzen, der hat an der ganzen Reise gewonnen – Rechnet selber aus, wie viel? Allein unser verkleideter Pilgrim dachte nicht eben so, sondern weil er nur dem Müßiggang und guten Essen nachzog, so war es ihm einerley, wo er war. Ein Bettler kann nach dem alten Sprichwort nie verirren, muß in ein schlechtes Dorf kommen, wenn er nicht mehr drinn bekommt, als er unterwegs an den Sohlen zerreißt, zumal wenn er barfuß geht. Unser Pilgrim dachte doch immer darauf, so bald als möglich wieder an die Landstraße zu kommen, wo reiche Häuser stehen, und gut gekocht wird. Denn der Halunke war nicht zufrieden, wie ein rechter Pilgrim seyn soll, mit gemeiner Nahrung die ihm von einer mitleidigen und frommen Hand gereicht wurde, sondern wollte nichts fressen als nahrhafte Kieselstein-Suppen. Wenn er nemlich irgendwo so ein braves Wirthshaus an der Straße stehen sah, wie zum Exempel das Posthaus in Krotzingen, oder den Baselstab in Schliengen, so gieng er hinein und bat ganz demüthig und hungrig um ein gutes Wasser-Süpplein von Kieselsteinen, um Gotteswillen, Geld habe er keines. – Wenn nun die mitleidige Wirthin zu ihm sagte: „Frommer Pilgrim, die Kieselsteine könnten euch hart im Magen liegen!“ so sagte er: Eben deßwegen! Die Kieselsteine halten länger an, als Brod, und der Weg nach Jerusalem ist weit. Wenn ihr mir aber ein Gläslein Wein dazu bescheren wollt, um Gotteswillen, so könnt ichs freylich besser verdauen. Wenn aber die Wirthin sagte: „Aber, frommer Pilgrim, eine solche Suppe kann euch doch unmöglich Kraft geben!“ So antwortete er: Ey, wenn ihr anstatt des Wassers wolltet Fleischbrühe dazu nehmen, um Gotteswillen, so wärs freylich nahrhafter. Brachte nun die Wirthin ein solche Suppe und sagte: „Die Tünklein sind doch nicht so gar weich geworden,“ so sagte er: Ja, und die Brühe sieht gar dünn aus. Hättet ihr nicht ein Paar Gabeln voll Gemüß darein, oder ein Stücklein Fleisch, oder beydes, um Gotteswillen? Wenn ihm nun die mitleidige Wirthin auch noch Gemüß und Fleisch in die Schüssel legte, so sagte er: „Vergelts euch Gott! Gebt mir jetzt Brod, so will ich die Suppe essen.“ Hierauf streifte er die Ermel seines Pilgergewandes zurück, setzte sich, und grif an das Werk mit Freuden, und wenn er Brod und Wein und Fleisch und Gemüß und die Fleischbrühe aufgezehrt hatte bis auf den letzten Brosamen, Faser und Tropfen so wischte er den Mund am Tischtuch oder an dem Ermel ab, oder auch gar nicht, und sagte: „Frau Wirthin, eure Suppe hat mich recht-schaffen gesättigt, so daß ich die schönen Kieselsteine nicht einmal mehr zwingen kann. Es ist schad dafür! Aber hebt sie auf. Wenn ich wieder komme, so will ich euch eine heilige Muschel mitbringen ab dem Meeresstrand von Ascalon, oder eine Rose von Jericho.“

58 UNTREUE SCHLÄGT DEN EIGENEN HERRN.

(SIEHE DIE NEBENSTEHENDE VORSTELLUNG.)

Als in dem Krieg zwischen Frankreich und Preussen ein Theil der französischen Armee nach Schlesien einrückte, waren auch Truppen vom rheinischen Bundesheer dabey, und ein baierischer oder württembergischer Offizier wurde zu einem Edelmann einquartirt, und bekam eine Stube zur Wohnung, wo viele sehr schöne und kostbare Gemähld hiengen. Der Offizier schien recht große Freude daran zu haben, und als er etliche Tage bey diesem Mann gewesen und freundlich behandelt worden war, verlangte er einmal von seinem Hauswirth, daß er ihm eins von diesen Gemählden zum Andenken schenken möchte. Der Hauswirth sagte, daß er das mit Vergnügen thun wollte, und stellte seynem Gaste frey, dasjenige selber zu wählen, welches ihm die größte Freude machen könnte.

Nun, wenn man die Wahl hat, sich selber ein Geschenk von jemandem auszusuchen, so erfordern Verstand und Artigkeit, daß man nicht gerade das Vornehmste und Kostbarste wegnehme, und so ist es auch nicht gemeynt. Daran schien dieser Mann auch zu denken, denn er wählte unter allen Gemählden fast das schlechteste. Aber das war unserm schlesischen Edelmann nichts desto lieber, und er hätte ihm gern das kostbarste dafür gelassen. Mein Herr Obrist! (so sprach er mit sichtbarer Unruhe) warum wollen sie gerade das geringste wählen, das mir noch dazu wegen einer andern Ursache werth ist? Nehmen sie doch lieber dieses hier oder jenes dort. Der Offizier gab aber darauf kein Gehör, schien auch nicht zu merken, daß sein Hauswirth immer mehr und mehr in Angst gerieth, sondern nahm geradezu das gewählte Gemähld herunter. Jezt erschien an der Mauer, wo dasselbe gewesen war, ein großer feuchter Fleck. Was soll das seyn? sprach der Offizier, wie erzürnt, zu seinem todtblasen Wirth, that einen Stoß, und auf einmal fielen ein Paar frisch gemauerte und über-tünchte Backsteine zusammen, hinter welchen alles Geld und Gold und Silber des Edelmannes eingemauert war. Der gute Mann hielt nun freylich sein Eigenthum für verloren, wenigstens erwartete er, daß der feindliche Kriegsmann eine nahmhafte Theilung ohne Juventarium und ohne Commissarius vornehmen werde, ergab sich geduldig darein, und verlangte nur von ihm zu erfahren, woher er habe wissen können, daß hinter diesem Gemähld sein Geld in der Mauer verborgen war. Der Offizier erwiederte: Ich werde den Entdecker sogleich holen lassen, dem ich ohnehin eine Belohnung schuldig bin; und in kurzer Zeit brachte sein Bedienter – sollte man's glauben – den Maurermeister selber, den nemlichen, der die Vertiefung in der Mauer zugemauert und die Bezahlung dafür erhalten hatte.

Das ist nun einer von den größten Spitzbubenstreichen. Die der Teufel auf ein Sünde-Register setzen kann. Denn ein Handwerksmann ist seinen Kunden die

höchste Treue, und in Geheimnissen, wenn es nichts unrechtes ist, so viel Verschwiegenheit schuldig, als wenn er einen Eid darauf hätte.

40 Aber was thut man nicht um des Geldes willen! Oft gerade das nemliche, was man um der Schläge, oder um des Zuchthausen willen thut, oder für den *Galgen*, obgleich ein großer Unterschied dazwischen ist. So etwas erfuhr unser Meister Spitzbub. Denn der brave Offizier ließ ihn jetzt hinaus vor die Stube führen, und ihm von frischer Hand 100, sage *hundert* Prügel baar ausbezahlen, lauter gute *Valuta*, und war  
45 kein einziger falsch darunter. Dem Edelmann aber gab er unbetastet sein Eigenthum zurück. – Das wollen wir beydes gut heissen, und wünschen, daß jedem, der Einquartirung haben muß, ein so rechtschaffener Gast, und jedem Verräther eine solche Belohnung zu Theil werden möge.

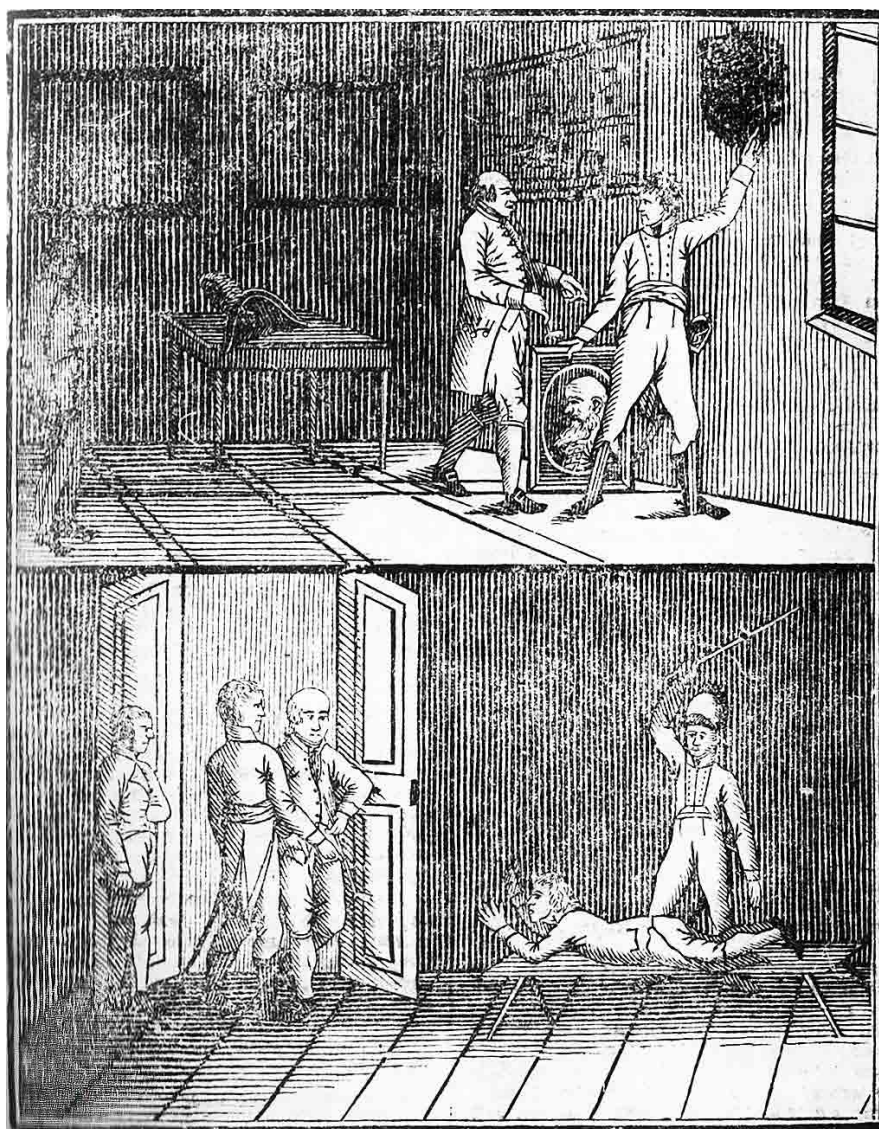


Abb. 43: Untreue schlägt den eigenen Herrn



59 FÜNFTES RÄTHSEL.

Dem Knaben bin ich oft zum Spielen gut;  
 Dem Zornigen dien' ich zur Kühlung seiner Wuth;  
 Den Angegriffnen kann ich schützen,  
 Den müden Greisen unterstützen. 5

60 MITTEL ZU EINEM EHRlichen AUSKOMMEN.

Goldmacherey und Lotterie,  
 Nach reichen Weibern freyen  
 Und Schätze graben, segnet nie;  
 Wird Manchen noch gereuen. 5  
 Mein Sprüchlein heißt: „Auf Gott vertrau!  
*Arbeite brav und leb genau.*“

61 JAKOB HUMBEL.

Jakob Humbel, eines armen Bauern Sohn von Boneschwyl im Schweizer-Canton Argau, kann jedem seines gleichen zu einem lehrreichen und aufmunternden Beyspiel dienen, wie ein junger Mensch, dem es Ernst ist, etwas Nützliches zu lernen und etwas Rechtes zu werden, trotz allen Hindernissen, am Ende seinen Zweck durch eigenen Fleiß und Gottes Hülfe erreichen kann. 5

Jakob Humbel wünschte von früher Jugend an ein Thierarzt zu werden, und in diesem Beruf seinen Mitbürgern viel Nutzen leisten zu können. Das war sein Dichten und Trachten Tag und Nacht.

Sein Vater gab ihn daher in seinem 16ten Jahr einem sogenannten Vieh-Doktor von Mumenthal in die Lehre, der aber kein geschickter Mann war. 10

Bey diesem lernte er zwey Jahre, bekam alsdann einen braven Lehrbrief, und wusste alles was sein Meister wusste, nemlich Tränklein und Salben kochen, auch Pflaster knetten für den bösen Wind, sonst nichts – und das war nicht viel.

Ich weiß Einen, der wäre damit zufrieden gewesen, hätte nun auf seinen Lehrbrief und seines Meisters Wort Salben gekocht, zu Pflaster gestrichen drauf und dran für den bösen Wind, das Geld dafür genommen und selber gemeynt, er sey's. 15

Jakob Hunbel nicht also. Er gieng zu einem andern Viehdoktor in Oberoltern im Emmenthal noch einmal in die Lehre, hielt abermal ein Jahr bey ihm aus, bekam abermal einen braven Lehrbrief, und wusste abermal – Nichts, weil auch dieser Meister die wichtige Kunst nicht verstand, keine Kenntniß hatte von der innern Beschaf- 20

fenheit eines Thieres in gesunden und kranken Zustand, und von der Natur der Arzneymittel.

Ich weiß Einen, der hätt's jetzt bleiben lassen, wär eben wieder heimgekommen wie er fortgegangen, und hätt' sich mit Andern getröstet, aus denen auch nichts hat werden wollen.

Fast sah es mit unserm armen Jakob Humbel eben so aus. Mit bösen Windsalben war wenig Geld, noch weniger Credit und Ehre zu verdienen. Was er verdiente, zog der Vater. Humbel wurde gemeiner Tagelöhner, gieng in armseliger Kleidung umher, ohne Geld und ohne Rath, und dennoch hatte er noch immer den Thierarzt – nicht im Kopf, denn das wäre schon recht gewesen, sondern im sehnsuchtsvollen Verlangen. Jetzt verdingte er sich als Hausbedienter bey Herrn Ringier im Klösterli zu Zofingen. Bey diesem Herrn war er drey Jahre, bekam einen guten Lohn, und wurde gütig behandelt, wie ein Kind.

Ich weiß Einen, der hätte die Güte eines solchen Herrn missbraucht, wäre meisterlos worden, den Lohn hätten bekommen der Wirth und der Spielmann.

Aber Jakob Humbel wusste mit seinem Verdienst etwas besseres anzufangen. Oft wann er bey dem Essen aufwartete, hörte er die Herren am Tisch französisch reden. Da kam er auf den Gedanken, diese Sprache auch zu lernen. Vermuthlich hoffte er dadurch auf irgend eine Art leichter zu seinem Zweck zu kommen, noch ein geschickter und braver Thierarzt zu werden. Er gieng mit seinem zusammengesparten Verdienst nach Nion in die Schulanstalt des Herrn Snell, und lernte so viel, als in 9 Monaten zu lernen war. Jetzt war sein Vorrath verzehrt, und ehe er seine Studien fortsetzen konnte, mußte er darauf denken, wie er wieder Geld verdiente.

Gott wird mich nicht verlassen, dachte er. Er gieng zu Herrn Landvogt Bucher in Wildenstein als Kammerdiener in Diensten, erwarb sich bey diesem und nachher bey einem andern Herrn wieder etwas Geld, und befand sich im Jahr 1798, als die Franzosen in die Schweiz kamen, in seinem Geburtsort zu Boneschwyl, und trieb mit seinem erworbenen Geld einen kleinen Kornhandel nach Zürich, der recht gut von Statten gieng, und seine Baarschaft nach Wunsch vermehrte. Jetzt war er im Begriff, ins Ausland zu gehen, und von dem ehrlich erworbenen Geld endlich seine Kunst rechtschaffen zu studieren. Da wurde ein Korps von 18,000 Mann helvetischer Hülfsstruppen errichtet. Die Gemeinde Boneschwyl mußte 8 Mann stellen. Die jungen Burschen müssen spielen, den guten Jakob Humbel trifft das Loos, Soldat zu werden.

Ich weiß Einen, der hätte gedacht: die Welt ist groß, und der Weg ist offen; wär mit seiner kleinen Baarschaft zum Teufel gangen, und hätte seine Mitbürger dafür sorgen lassen, wo sie statt seiner den 8ten Mann nehmen wollten.

Aber Jakob Humbel liebt sein Vaterland, und ist ein ehrliches Blut. Er stellte einen Mann, den er zwey Jahre lang auf seine Kosten unterhalten mußte. Das Beste

von seinem erworbenen Vermögen, wovon er noch etwas lernen wollte, gieng zu seinem unsäglichen Schmerzen drauf, und er dachte: Jetzt habe ich hohe Zeit, sonst ist Mathä am lezten. Mit diesem Gedanken nahm er den Rest seiner Habschaft in die Tasche, einen *Stecken* in die Hand, und lief eines Gangs, ohne sich umzusehen, nach Carlsruhe, und als er auf der Mühlburger Straße zwischen den langen Reihen der Pappelbäume die Stadt erblickte, da dachte er, Gottlob! Und Gott wird mir helfen. 65

Guter Jakob Humbel, Gott hilft jedem, der sich wie du von Gott will helfen lassen, und du hast es erfahren.

In Carlsruhe ist nämlich eine öffentliche Anstalt zum Unterricht in der Thierarzneykunst. Die Lehrstunden werden unentgeltlich ertheilt. Die sehr geschickten Lehrer geben sich Mühe, ihre Lehrjünger gründlich zu unterrichten. Schon mancher brave Thierarzt hat in dieser nützlichen Schule sich zu seinem Beruf vorbereitet und gebildet. 70

Hier war nun Humbel in seinem rechten Element, an der reichen Quelle, wo er seinen lang gehaltenen Durst nach Wissenschaft befriedigen konnte, lernte ein krankes Thier mit andern Augen anschauen als in Mummenthal und Emmenthal, konnte andere Sachen lernen als Wind machen und bösen Wind vertreiben, und war nicht viel im Bierhaus zur Stadt Berlin, oder im Wirthshaus zur Stadt Strasburg, oder in Klein-Carlsruhe im Wilhelm Tell zu sehen, ob er gleich sein Landsmann war, auch nicht einmal recht am Sonntag auf dem Paradeplatz, oder zu Mühlburg im Rappen, sondern vom frühen Morgen bis in die späte Nacht beschäftigte er sich zwanzig Monate lang unermüdet und unverdrossen mit seiner Kunst, und wenn er wieder etwas Neues, Schönes und Nützliches gelernt hatte, so machte ihn das am Abend vergnügter, als der Zapfenstreich mit der schönsten türkischen Musik; zumal wenn ihm bey derselben sein Kostgänger einfiel bey den helvetischen Hülfsstruppen. 80 85

Endlich kehrte er als ein ausgelernter Thier-Arzt, mit den schönsten Zeugnissen seiner Lehrer aus Carlsruhe, freudig in sein Vaterland zurück, wurde von dem Sanitätsrath in dem Canton Argau geprüft, legte zu Jedermanns Erstaunen und Freude die weitläufigsten und gründlichsten Kenntnisse an den Tag, erhielt mit wohlverdienten Lobsprüchen und Ehren das Patent auf seine Kunst – und ist nun nach allen ausgestandenen Schwierigkeiten und Mühseligkeiten am schönsten Ziel seiner lebenslänglichen Wünsche, einer der geschicktesten und angesehensten Thier-Ärzte in dem ganzen Schweizerlande. 90

Jetzt weiß ich Vier, die denken: Wenn solcher Muth und Ernst dazu gehört, etwas Braves zu lernen, so ists kein Wunder, daß aus mir nichts hat werden wollen. 95

Weißt du was? Nimm Gott zu Hülfe, und probire es noch!

62 ZAHLREICHE MORDTHATEN.

Die Stadt Neapel ist die Hauptstadt des Königreichs Neapel; und der Theil des Landes, worinn dieselbe steht, heißt Terra di Lavoro. Obgleich diese Stadt noch nicht die größte in der Welt ist, so hat sie doch gegen viermal-hunderttausend Einwohner, von  
 5 welchen der zehnte Theil ohne Dach und Fach, ohne eigenen Stuhl oder Tisch, Tag und Nacht Jahr aus und ein auf den Straßen lebt und schläft. In dieser Stadt und in der umliegenden Landschaft Terra die Lavoro wurden vor hundert Jahren jährlich 70 Mordthaten begangen, im ganzen Königreich aber 230. So schrecklich dieses ist, so ist es noch nicht das höchste. Nein, das Uebel stieg von Jahr zu Jahr so fürchterlich,  
 10 daß sich im Jahr 1780 die Zahl aller Mordthaten im ganzen Königreich schon auf 1200 belief. Im Jahr 1805 aber wurden in der Stadt allein 1522 Mordthaten und andere Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit verübt. Man sollte meynen, ein solcher Ort könne nur im wilden blinden Heidethum liegen; aber er liegt in einer der schönsten Gegenden von Europa, und hat 71 Kirchen. Im Jahr 1806 aber, seitdem  
 15 das Reich eine andere Regierung hat, hat sich die Summe solcher Verbrechen in der Hauptstadt doch schon wieder bis auf 617 vermindert. So etwas muß man lesen oder hören, damit man doch einsehen lernt, wie viel der Schutz einer guten Obrigkeit, und weise Gesetze, Ruhe und Ordnung in einem Land werth seyen.

63 SECHSTES RÄTHSEL.

Viel nutzen kann ich euch in eurem ganzen Leben.

Doch wer mich neunmal will, der muß mich einmal geben.

64 FRANZ IGNAZ NAROCKI.

(SIEHE DIE NEBENSTEHENDE ABBILDUNG.)

Man erfährt doch durch den Krieg allerley, unter vielem Schlimmen auch manchmal etwa Gutes, und es heißt da wohl: Die Berge kommen nicht zusammen, aber die  
 5 Leute. So wird wohl zum Beypiel ein Polak, Namens Franz Ignaz Narocki, im Jahr 1707 auch nicht daran gedacht haben, daß nach 100 Jahren der französische Kaiser Napoleon noch zu ihm nach Polen kommen, und ihm ein sorgenfreyes Alter verschaffen werde; und doch ists geschehen in den ersten Wochen des Jahr 1807. Er ist geboren im Jahr 1690 (Tausend sechshundert und neunzig), und lebt noch, und ich  
 10 will glauben, daß er in seiner Jugend sich nicht oft betrunken und nicht ausschweifend gelebt habe, denn er hat in seinem hundert siebenzehnten Lebensjahr noch kein Gebrechen, ob er gleich in seiner Jugend Kriegsdienste that, als Gefangener von den

Russen nach Asien geführt wurde, und nachher auch nicht lauter gute Tage hatte. Diesem Mann hat es in 117 Jahren manchmal auf den Hut geschneit, und er kann wohl von manchem Grabe sagen, wer darinn liegt. In seinem 70sten Jahr, wenn Andere bald an's Sterben denken, hat er zum erstenmal geheyratet, und vier Kinder gezeugt. Im 86sten Jahr nahm er die zweyte Frau und zeugte mit ihr sechs Kinder. Aber von allen ist nur noch ein Sohn aus der ersten Ehe am Leben. Der König von Preussen ließ diesem polnischen Methusalem bisher alle Monate ein Gehalt von 24 polnischen Gulden bezahlen. Das ist doch auch schön. Ein polnischer Gulden aber beträgt nach deutschem Geld ungefähr 15 kr. Als nun Kaiser Napoleon in seinem siegreichen Feldzug in die Gegend seiner Heimat kam, wünschte ihn der alte Mann auch noch zu sehen. Es geschah, und er überreichte ihm ein sehr artiges Bittschreiben, welches er noch selber mit eigener Hand recht leserlich geschrieben hatte. Der Kaiser nahm es mit Wohlgefallen auf, und machte ihm ein schönes Geschenk vom hundert Napoleonsd' or. Ein Napoleonsd' or ist eine Goldmünze von 9fl. 18kr. unseres Geldes.

Auf nebenstehender Figur sieht man

- 1) den alten Narocki an seinem *Stab*. Er sieht noch recht gut aus für sein Alter.
- 2) Seinen einzigen Sohn, der ihn mit kindlicher Liebe begleitet.
- 3) Den Kaiser Napoleon, der ihn freundlich ansieht und ihm das Schreiben abnimmt, nebst einem General und einem Adjutanten.
- 4) Einige Polacken und Soldaten, die den alten Mann neugierig betrachteten. Mancher von ihnen, der selber schon einen engen Athem hat, und mehr Leid erfahren, als ihm lieb ist, der denkt: So alt möchte ich nicht werden. Ein junges Blut daneben denkt so: Das möchte ich auch in hundert Jahren (Anno 1907) meinen Enkeln noch erzählen können. Aber der klügste zwischen beyden sagt:  
„Froher Muth, gutes Blut!  
Leb', so lang es Gott gefällt,  
Fromm und redlich in der Welt.“



Abb. 44: Franz Ignaz Narocki

65 DER FECHTENDE HANDWERKSBURSCHE IN ANKLAM.

Im August des Jahres 1804 stand in der Stadt Anklam in Pommern ein reisender Handwerksbursche an einer Stubenthüre, und bat um einen Zehrpfennig ganz fleißig. Als sich niemand sehen ließ noch rührte, öffnete er leise die Thüre und gieng  
 5 hinein. Als er aber eine arme und kranke Witwe erblickte, die da sagte, sie habe selber nichts, so gieng er wieder hinaus.

Lieber Leser, denke nicht, der hats lassen drauf ankommen, ob jemand in der Stube ist, hat seinen Zehrpfennig selber wollen nehmen. Sonst musst du dich schämen, und in deinem Herzen einem edlen Menschen Abbitte thun. Denn der Hand-  
 10 werksbursche kam nach ungefähr 5 Stunden wieder. Die Frau rief ihm zwar entgegen: „Mein Gott! Ich kann euch ja nichts geben. Ich selbst lebe von anderer Menschen Milde, und bin jetzt krank.“ Allein der edle Jüngling dachte bey sich selber: „Eben deßwegen.“ Anständig und freundlich trat er bis vor den Tisch, legte aus beyden Taschen viel Brod darauf, das er unterdessen gesammelt hatte, und viele auf gleiche Art  
 15 gesammelte Geldstücke. „Das ist für Euch, arme kranke Frau, sagte er mit sanftem Lächeln, gieng wieder fort, und zog leise die Stubenthüre zu.

Die Frau war die Witwe eines ehemaligen braven Unteroffiziers, Namens Laroque, bey dem preussischen Regiment von Schönfeld.

Den Namen des frommen Jünglings aber hat ein Engel im Himmel für ein andermal aufgeschrieben. Ich kann nicht sagen, wie er heißt.

20

## 66 MISVERSTAND.

Bekanntlich klagte einst ein alter Schulz von Wasselnheim seiner Frau, daß ihn sein *Französisch* fast unter den Boden bringe. Er sollte nämlich einem französischen Soldaten, der ausgeritten war, den Weg zeigen, verstand ihn nicht recht, antwortete ihm verkehrt, und bekam für die beste Meynung Schläge genug zum Dank, oder vielmehr zum Undank. Anderst sah ein Wegweiser an der Württembergischen Gränze die Sache an. Er sollte nämlich im letzten Krieg einem Zug Franzosen den Weg über das Gebirg zeigen, wusste aber kein Wort von ihrer Sprache, als Oui, welches so viel heißt als Ja, und Bougre, welches ein Schimpf-Name ist. Diese zwey Worte hatte er oft gehört, und lernte sie nachsagen, ohne ihren Sinn zu verstehen. Anfänglich gieng alles gut, so lange die Franzosen nur unter sich sprachen, und ihn mit keiner Laterne und drey oder vier Tornistern, die sie ihm angehängt hatten, voraus oder neben her gehen liesen. Da er aber der Spur nach allemal mitlachte, wenn sie etwas zu lachen hatten, so fragte in Einer französisch: ob er auch verstünde was sie miteinander redeten? Er hätte herzlich sagen dürfen: Nein! Aber eben, weil er es nicht verstand, so kam es ihm nicht darauf an, was er antwortete. Er nahm daher all sein Französisch zusammen, und antwortete: „Oui Bougre“, (Ja Ketzer!) Mit einem ehlenlangen französischen Fluche riß der Soldat den Säbel aus der Scheide, und ließ ihm denselben um den Kopf herum und nahe an den Ohren vorbey laufen. „Wie? Sagte er, du willst einen französischen Soldaten schimpfen?“ Oui Bougre! war die Antwort. Die Andern hatten die höchste Zeit, den erbosten Cameraden in den Arm zu fallen, daß er dem Wegweiser, ohne welchen sie in der finstern Nacht nicht konnten weiter kommen, nicht auf der Stelle den Kopf spaltete; doch gaben sie ihm mit manchem Fluch und Flintenstoß rechts und links zu verstehen, wie es gemeynt sey, und fragten ihn alsdann, ob er jezt wolle manierlicher seyn. Oui Bougre, war die Antwort. Nun wurde er jämmerlich zerschlagen, und alle seine Bitten um Verzeihung und alle seine Bitten um Schonung legte er ihnen mit lauter Oui Bougre, ans Herz. Endlich kamen sie auf die Vermuthung, er sey verrückt; (denn daß er französisch verstehe, hatte er bejaht.) Sie nahmen daher auf einem Hof, wo noch ein Licht brannte, einen andern Führer, jagten diesen fort, und er erwiederte den Abschied des Einen, daß er sich zum Henker packen sollte, richtig mit Oui Bougre. Als er aber so bald wieder nach Haus kam, und sich seine Frau verwunderte, die ihn erst auf den andern Mittag wieder erwarten konnte, so er-

30

zählte er, wie die Soldaten unterwegs viel Spaß mit ihm gehabt hätten, so daß es ihm fast sey zu arg worden, und wie sie hernach auf dem Zirnhäuser Hof einen Andern  
 35 genommen, und ihn wieder heimgeschickt hätten. Die Franzosen (setzte er treuherzig hinzu) sind nicht so schlimm als man meynt, wenn man nur mit ihnen reden kann.

67      BRODLOSE KUNST.

In der Stadt Achen ist eine Fabrike, in welcher nichts als Nähadeln gemacht werden. Das ist keine brodlose Kunst. Denn es werden in jeder Woche zweyhundert Pfund Nadeln verfertigt, von denen 5000 Stück auf ein Pfund gehen, *Facit*: Eine Million,  
 5 und der Meister Schneider und die Näherin und jede Hausmutter weiß wohl, wie viel man für einen Kreuzer bekommt, und es ist nicht schwer, auszurechnen, wieviel Geld an den Aachner Nadeln in der Fabrike selbst, und durch den Handel jährlich verdient und gewonnen wird. Das Werk geht durch Maschinen, und die meisten Arbeiter sind Kinder von 8-10 Jahren.

10          Ein Fremder besichtigte einst diese Arbeiten, und wunderte sich, daß es möglich sey, in die allerfeinsten Nadeln mit einem noch feinern Instrument ein Loch zu stechen, durch welches nur der allerfeinste, fast unsichtbare Faden kann gezogen werden.

Aber ein Mägdlein, welchem der Fremde eben zuschaute, zog sich hierauf ein  
 15 langes Haar aus dem Kopfe, stach mit einer der feinsten Nadeln ein Loch dadurch, nahm das eine Ende des Haares, bog es um, und zog es durch die Oeffnung zu einer artigen Schleife, oder wie mans sonst nennt, Schlupf oder Letsch.

Das war so brodlos eben auch nicht. Denn das Mägdlein bot dieses künstlich geschlungene Haar dem Fremden zum Andenken und bekam dafür ein artiges Ge-  
 20 schenk, und das wird mehr als einmal im Jahr geschehen seyn. Solch ein kleiner Nebenverdienst ist einem fleißigen Kinde wohl zu gönnen.

Aber während ehrliche Eltern und Kinder aller Orten etwas Nützliches arbeiten und ihr Brod mit Ehren verdienen, und mit gutem Gewissen essen, zog zu seiner Zeit ein Tagdieb durch die Welt, der sich in der Kunst geübt hatte, in einer ziemlich großen  
 25 Entfernung durch ein Nadelöhr kleine Linsen zu werfen. Das war eine brodlose Kunst. Doch lief es auch nicht ganz leer ab. Denn als der Linsenschütz unter anderm nach Rom kam, ließ er sich auch vor dem Pabst sehen, der sonst ein großer Freund von seltsamen Künsten war, hoffte ein hübsches Stück Geld von ihm zu bekommen, und machte schon ein paar wunderfreundliche Augen, als der Schatzmeister des heili-  
 30 ge Vaters mit einem Säcklein auf ihn zuging, und bückte sich entsezlich tief, als ihm der Schatzmeister das ganze Säcklein anbot.



Allein was war darinn? Ein halber Becher Linsen, die ihm der weise Pabst, zur Belohnung und Aufmunterung seines Fleißes, übermachen ließ, damit er sich in seiner Kunst noch ferner üben und immer größere Fortschritte darinn machen könne.

## 68 GLÜCK UND UNGLÜCK.

Auf eine so sonderbare Weise ist Glück im Unglück, und Unglück im Glück noch selten beysammen gewesen, wie in dem Schicksal zweyer Matrosen in dem letzten Seekrieg zwischen den Russen und Türken. Denn in einer Seeschlacht, als es seht hitzig zugien, die Kugeln sausten, die Bretter und Mastbäume krachten, die Feuerbrände flogen, da und dort brach auf einem Schiff die Flamme aus und konnte nicht gelöscht werden. Es muß schrecklich seyn, wenn man keine andere Wahl hat, als dem Tod in's Wasser entgegen zu springen, oder im Feuer zu verbrennen. Aber unsern zwey russischen Matrosen wurde diese Wahl erspart. Ihr Schiff fieng Feuer in der Pulverkammer, und flog mit entsetzlichem Krachen in die Luft. Beyde Matrosen wurden mit in die Höhe geschleudert, wirbelten unter sich und über sich in der Luft herum, fielen nahe hinter der feindlichen Flotte wieder ins Meer hinab, und waren noch lebendig und unbeschädigt, und *das war ein Glück*. Allein die Türken fuhren jetzt wie Drachen auf sie heraus, zogen sie wie nasse Mäuse aus dem Wasser, und brachten sie in ein Schiff; und weil es Feinde waren, so war der Willkomm kurz. Man fragte sie nicht lange, ob sie vor ihrer Abreise von der russischen Flotte schon zu Mittag gegessen hätten oder nicht, sondern man legte sie in den untersten feuchten und dunkeln Theil des Schiffes an Ketten, und *das war kein Glück*. Unterdessen sausten die Kugeln fort, die Bretter und Mastbäume krachten, die Feuerbrände flogen, und paf! sprang auch das türkische Schiff, auf welchem die Gefangenen waren, in tausend Trümmern in die Luft. Die Matrosen flogen mit, kamen wieder neben der russischen Flotte ins Wasser herab, wurden eilig von ihren Freunden hineingezogen, und waren noch lebendig, und *das war ein großes Glück*. Allein für diese wiedererhaltene Freyheit und für das zum zweytenmal gerettete Leben, mussten diese guten Leute doch ein theures Opfer geben, nemlich die Beine. Diese Glieder wurden ihnen beym Losschnellen von den Ketten, als das türkische Schiff auffuhr, theils gebrochen, theils jämmerlich zerissen und mussten ihnen, sobald die Schlacht vorbei war, unter dem Knie weg abgenommen werden, und *das war wieder ein großes Unglück*. Doch hielten beyde die Operation aus, und lebten in diesem Zustande noch einige Jahre. Endlich starb doch einer nach dem andern, und das war nach allem, was vorhergegangen war, nicht das Schlimmste.

Diese Geschichte hat ein glaubwürdiger Mann bekannt gemacht, welcher beyde Matrosen ohne Beine selber gesehen, und die Erzählung davon aus ihrem eigenen Munde gehört hat.

69 TEXT FÜR EIN ZUFRIEDNES LEBEN.

Genieße. Was dir Gott beschieden,  
Entbehre gern, was du nicht hast:  
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,  
5 Ein jeder Stand hat seine Last.

70 AUFLÖSUNG DER RÄTHSEL.

*Das erste Räthsel* findet man aufgelöst in der Erzählung: *Schlechter Gewinn*, in der 3ten und 4ten Zeile.

*Das zweyte* in der Erzählung: *Untreue schlägt den eigenen Herrn*, auf der zwey-  
5 ten halben Seite in der 18ten Zeile.

*Das dritte* in der Erzählung: *Sonderbare Wirthszeche*, in der 34sten Zeile.

*Das vierte* ebendaselbst in der 57sten Zeile.

*Das fünfte* in der Erzählung: *Franz Ignaz Narocki*, in der 46sten Zeile.

*Das Sechste* ebenfalls in der Erzählung: *Schlechter Gewinn*, in der 16ten Zeile.

71 DER COMMANDANT UND DIE BADISCHEN JÄGER IN HERSFELD.

(SIEHE DIE NEBENSTEHENDE ABBILDUNG.)

Folgende Begebenheit verdient, daß sie im Andenken bleibe; und wer keine Freude daran hat, den will ich nicht loben.

5 Im verflossenen Winter, als die französische Armee und ein großer Theil der bundesgenossischen Truppen in Polen und Preussen stand, befand sich ein Theil des Badischen Jägerregiments in Hessen und in der Stadt Hersfeld auf ihren Posten. Denn dieses Land hatte der Kaiser im Anfang des Feldzugs eingenommen, und mit Mannschaft besetzt. Da gab es nun von Seiten der Einwohner, denen das Alte besser  
10 gefiel, als das Neue, mancherley Unordnungen, und es wurden besonders in dem Ort Hersfeld mehrere Widersetzlichkeiten ausgeübt, und unter andern ein französischer Offizier getödtet. Das konnte der französische Kaiser nicht geschehen lassen, während er mit einem zahlreichen Feind im Angesicht kämpfte, daß auch hinter ihm

Feindseligkeiten ausbrachen, und ein kleiner Funke sich zu einer großen Feuersbrunst entzündete. Die armen Einwohner von Hersfeld bekamen daher bald Ursache, ihre unüberlegte Kühnheit zu bereuen. Denn der französische Kaiser befahl, die Stadt Hersfeld zu plündern, und alsdann an vier Orten anzuzünden und in die Asche zu legen. Dieses Hersfeld ist ein Ort, der viele Fabriken, und daher auch viele reiche und wohlhabende Einwohner und schöne Gebäude hat; und ein Menschenherz kann wohl empfinden, wie es nun den armen Leuten, den Vätern und Müttern zu Muthe war, als sie die Schreckenspost vernahmen; und der arme Mann, dem sein Haab und Gut auf einmal auf den Arm konnte weggetragen werden, war jetzt so übel dran, als der Reiche, dem man es auf vielen Wagen nicht wegführen konnte; und in der Asche sind die großen Häuser auf dem Platz und die kleinen in den Winkel auch so gleich, als die reichen Leute und die armen Leute auf dem Kirchhof. Nun zum Schlimmsten kam es nicht. Auf Fürbitte der französischen Commandanten in Cassel und Hersfeld wurde die Strafe so gemildert: Es sollten zwar nur vier Häuser verbrannt werden, und dieß war glimpflich; aber bey der Plünderung sollte es bleiben, und das war noch hart genug. Die unglücklichen Einwohner waren auch, als sie diesen letzten Bescheid hörten, so erschrocken, so alles Muthes und aller Besinnung beraubt, daß sie der menschenfreundliche Commandant selber ermahnen mußte, statt des vergeblichen Klagens und Bittens, die kurze Frist zu benutzen, und ihr Bestes noch geschwind auf die Seite zu schaffen. Die fürchterliche Stunde schlug, die Trommel wirbelte ins Klaggeschrey der Unglücklichen. Durch das Getümmel der Flüchtenden und Flihenden und Verzweifelten eilten die Soldaten auf ihren Sammelplatz. Da trat der brave Commandant von Hersfeld vor die Reihen seiner Badischen Jäger, stellte ihnen zuerst das traurige Schicksal der Einwohner lebhaft vor die Augen, und sagte hierauf: „Soldaten! die Erlaubniß, zu plündern, fängt jezt an. Wer dazu Lust hat, der trete heraus aus dem Glied.“ So sprach der Commandant; und wer jezt ein Glas voll Wein hat neben sich stehen, der trinke es aus, zu Ehren der Badischen Jäger. Kein Mann trat aus dem Glied. Nicht einer! Der Aufruf wurde wiederholt. Kein Fuß bewegte sich; und wollte der Commandant geplündert haben, so hätte er müssen selber gehen. Aber es war niemand lieber als ihm, daß die Sache also ablief, das ist leicht zu bemerken. Als die Bürger das erfuhren, war es ihnen zu Muthe, wie einem, der aus einem schweren Traum erwacht. Ihre Freude ist nicht zu beschreiben. Sie schickten sogleich eine Gesandtschaft an den Commandanten, liessen ihm für die Milde und Großmuth danken, und boten ihm aus Dankbarkeit ein großes Geschenk an. Wer weiß, was Mancher gethan hätte! Aber der Commandant schlug dasselbe ab, und sagte: er lasse sich keine gute That mit Geld bezahlen. Nur zum Andenken von Euch, setzte er hinzu, erbitte ich mir eine silberne Münze, auf welcher die Stadt Hersberg dargestellt ist, und der heutige Auftritt. Dieß soll das Geschenk seyn, welches ich meiner künftigen Gat-

tin aus dem Kriege mitbringen will. – Dieß ist geschehen im Februar des Jahres 1807; und so etwas ist des Lebens zweymal werth.



Abb. 45: Die Badischen Jäger in Hersfeld

72      PIEVE.

Jedermann kennt die Bilder- und Landkarten-Händler, die im Land herum ihre Waaren, Bildnisse von Heiligen, Bildnisse von Kaisern und Königen und Kriegsschauplätzen feil tragen. Aber für Manchen kommen sie wie die Storken ins Land, das heißt, er  
5 weiß nicht, woher sie kommen. Von Pieve kommen sie, im Canton Tesino, in welsch

Tyrol, und dieses Pieve dient zum Beweisthum, was aus einem armen Dorfe werden kann, wenn auf unverdrossene und sparsame Väter eben so brave Söhne und Enkel folgen. Und deßwegen ist an einem solchen Bildermann mehr zu sehen, als an seinen Bildern allen. *Pieve* hat eine unfruchtbare Gemarkung. Der Boden nährt seine Einwohner nicht. Lange behalfen sich daher die armen Leute mühsam und kümmerlich mit einem Handel von Feuersteinen, der eben nicht viel eintrug. Als aber der Besitzer der berühmten Buch- und Kupferstichhandlung, Remondini in Bassaro, sah, wie unverdrossen und fleißig diese Leute waren, so vertraute er ihnen anfangs schlechte, alsdann immer bessere Kupferstiche und Helgen an, um damit einen kleinen Handel zu treiben. Damit durchzogen sie nun Tyrol, die Schweiz und das angrenzende Deutschland, und es gieng schon besser. Sie hatten an den gemahlten Kaisern und Königen, Propheten und Aposteln selber mehr Freude, als an den plumpen Feuersteinen. Sie trugen auch leichter daran, und hatten mehr Gewinn. Bald brachten sie es so weit, daß sie den Kupferstichhandel aus den Fundamenten verstanden, und mit eigenem Gelde treiben konnten. Und, was fast unglaublich ist, sie bildeten in kurzer Zeit stehende Handelsgesellschaften in Augsburg, Strasburg, Amsterdam, in Hamburg, Lübeck, Kopenhagen, Stockholm, Warschau, und Berlin. In allen diesen und noch mehrern Städten sind sie Jahr aus Jahr ein mit großen Vorräthen von sehr kostbaren Kupferstichen und Landkarten zu finden. Ja eine Gesellschaft kam sogar bis nach Tobolst in Asien, und eine andere, welche aber mißglückte, bis nach Philadelphia in Amerika, lauter Leute aus dem armen Dörflein *Pieve*. Neben diesen stehenden Bilderhandlungen aber durchwandern noch viele andere von ihnen alle Länder von Europa, besonders Deutschland, Polen, Preussen, Holland, Dänemark, Schweden, Russland, England und Frankreich. Alle Mannsleute in *Pieve* kennen diesen Handeln und beschäftigen sich damit. Vor der französischen Revolution, als ihre Geschäfte am glücklichsten von statten giengen, war zur Zweit des Sommers, ausser Kindern und alten Greisen, keine männliche Person daheim, aber alle kamen mit wohl erworbenem Gewinn zurück. Die Weiber trieben unterdessen den Feldbau. Seit der Revolution und des Kriegs an allen Enden und Orten hat dieser lebhafteste Handel sehr gelitten. Dennoch hat noch jede Familie von *Pieve* unaufhörlich einen Mann auf einer Reise. Schon in der frühen Jugend begleitet der Sohn den Vater auf seinen Zügen, und wird dieser alt, so überlässt er dem Sohn das Geschäft, und bringt seine Jahre daheim in Ruhe und Wohlstand und mit Ehren zu.

Das sind nun die Bilderhändler von *Pieve*. Der rheinische Hausfreund kennt fast alle, die am Rhein auf und ab auf den Straßen sind, und zieht vor jedem den Hut ab.

## 73 DER PREUSSISCHE KRIEG. (NACHTRAG.)

Jezt wird jedermann gestehen müssen, daß der rheinländische Hausfreund mehr kann als nur Brod essen, und daß er nicht nur weiß, was geschehen ist, sondern auch was geschehen will. Denn was er am 5ten Juny 1807 vom preussischen Krieg geschrieben hat, ist jezt alles schon wieder vorüber und noch viel dazu; und wie er gehofft hat, die großen Herrn werden es kurz machen, also ists geschehen. Noch eine fürchterliche Schlacht geschah zwischen den Franzose und Russen am 14. Juny bey Friedland. Nicht weniger als 60,000 Mann von der russischen Armee giengen nach den französischen Berichten, innerhalb 10 Tagen verloren. Diese Schlacht war ohne Zweifel die fürchterlichste im ganzen Krieg, aber auch die wohlthätigste. Denn bald nach ihr wurden durch einen Waffenstillstand alle Feindseligkeiten eingestellt. Und jezt sah man ganz andere Dinge als vorher. Die drey kriegführenden Monarchen zogen jezt aus dem Feld friedlich zusammen in die Stadt Tilsit, und lebten mit einander als die besten Freunde, speisten bey einander zu Mittag, und ritten mit einander spazieren. Der Kaiser von Frankreich und der Kaiser von Rußland, vor wenigen Tagen noch Feind gegen Feind, wohnten jezt als gute Nachbarn nicht weit von einander in Einer Gasse, und jezt ist am ganzen vorigen Artikel, daß ein so erschrecklicher Krieg in der Welt sey, kein Wort mehr wahr. Vielmehr wurde zur allgemeinen Freude am 7ten und 9ten Julius zwischen Frankreich, Russland und Preussen, der Friede geschlossen, dem Gott eine lange Dauer verleihen wolle.

Das freut den rheinischen Hausfreund, und wenn nicht im ganzen Schaltjahr 1808 der Himmel voll Baßgeigen hängt, und nicht ein anderer Krieg ausbricht, in welchem an allen Enden und Orten, besonders aber am Rheinstrom, mit lauter Aepfelküchlein geschossen wird, und viele hunderttausend Bratwürste wie Kraut und Rübe zusammen gehauen und alle Tage Kriegsgefangene, nemlich Kronenthaler und Dublonen in Kisten und Kästen eingebracht werden, so kann der rheinländische Hausfreund nichts dafür.



Abb. 46: Titelvignette 1809

74 DER RHEINISCHE HAUSFREUND SPRICHT MIT SEINEN LANDSLEUTEN UND LESERN,  
UND WÜNSCHT IHNEN DAS NEUE JAHR.

Eigentlich aber ist nicht viel daran zu wünschen, denn es kommt wieder, wie allemal, von selbst den 31. December 1808, Nachts um 12 Uhr, wenn lose Vögel neben dem  
 5 Durlacher Hofwirthshaus zu Karlsruhe Petarden legen, und fast sehr laut sind, die nicht wissen, daß das neue Jahr kommt wie ein Geist, der nicht gern will beschrieen seyn, wenn er soll viel Gutes bringen. Andre Leute aber schlafen im Schutze Gottes und merken nicht viel davon, wenn die zwey großen Schildwachen sich ablösen in der Mitternacht und geben einander Parole, die niemand versteht. Dagegen streckt  
 10 der rheinländische Hausfreund seinen Lesern ins neue Jahr hinein, das selber kommt, die Hand entgegen, und wünscht gesunden Leib, gut Gewissen und Zufriedenheit, und sagt, daß er dieß Jahr seinen Lesern einen Tag abbrechen muß, nemlich den 29. Februar, weil sonst der Zeug für diesen Monat nicht zureicht, oder aber die Tage zu kurz ausfallen könnten, wenn 29 wollten daraus gemacht werden. Dagegen verspricht  
 15 er, künftig keine fernern Subtractions-Exempeln mehr an der Zeit zu statuiren, sondern alle Jahre 365 Tage ungeschmälert zu liefern, und richtig einzuhalten, bis bessere Zeiten kommen, die wieder einen Schalttag ertragen können, und will von Jahr zu Jahr auf allerley Lehrreiches zu Spaß und Ernst, auch schöne Figuren ferner bedacht seyn, untereinander, wie es in der Welt auch zugeht. Einer lacht, der Andere weint.  
 20 Heute Regen, Morgen Sonnenschein, und unaufhörlich läutet hie und da die Glocke, dem Einen zur Hochzeit, dem Andern ins Grab. Und so will der rheinländische Hausfreund thun zur Erkenntlichkeit, weil er gesehen und große Freude gehabt, daß sein Kalender schon zum erstenmal und fast an allen Orten ist fleißig gelesen worden, und hat hie und da Einer gesagt: „Der meynts nicht schlimm mit uns,“ und hat in einer  
 25 Erzählung etwas wie ein kleines Goldkörnlein gefunden und nicht verschmäht. Denn der rheinländische Hausfreund geht fleißig am Rheinstrom auf und ab, schaut zu manchem Fenster hinein, man sieht ihn nicht; sitzt in manchem Wirthshaus, und man kennt ihn nicht; geht mit manchem braven Mann einen Sabbatherweg oder zwey, wie es trifft, und läßt nicht merken, daß ers ist. Zum Exempel, er hats wohl mit  
 30 angehört und ist dabey gestanden, im letzten Herbst, als die Schwäbin, so ohne Beine auf einem Rößlin in der Welt herumreitet, herwärts der Schorenbruck, zwischen Basel und Haltingen an der Straße saß und prophezeihte einer braven Markgräferin, die von Basel kam und bey ihr stand, viel dummes Zeug, was der Comet bedeute. Die Frau hörte zwar aufmerksam zu was die Hexe sagte, wird aber hoffentlich nichts geglaubt haben. Denn selbiger Wadelstern mit seinem silbernen Haar hatte nichts mehr  
 35 zu bedeuten, sondern sollte in Berlin und Pohlen das große Kriegs-Unglück und die blutigen Schlachten ankündigen, – kam aber zu spät, wie manchmal ein Feuerreiter, wenn das Häußlein schon verbrannt ist. Denn der Kayser Napoleon ist so schnell in



seinen Unternehmungen und macht so kurzen Prozeß, daß selbst ein Comet nicht geschwind genug zur Sache thun kann, wenn er noch zu rechter Zeit will da seyn, und ist dem Hausfreund auch so gangen, hat den preußischen Krieg auch erst angezündet, als er schon vorbeý war. Doch wäre dies noch zu verschmerzen, wenn er nur nicht beklagen müßte, daß es mit dem andern Krieg, nemlich wo mit Aepfelküchlein geschossen, und kriegsgefangene Cronenthaler eingebracht werden, noch nicht recht hat wollen in Gang kommen. Doch wirds mit Gottes Hülfe und unserm eigenen Fleiß etwas besser werden von Jahr zu Jahr, und hat schon dießmal nicht überall gefehlt, wo viel guter Wein gewachsen ist *Anno* Eintausend Achthundert und sieben, und ein schön Stück Geld daraus gelöst worden. Der rheinländische Hausfreund weiß auch davon zu sagen, und hat je ein Schöplein gekauft, oder etwas zu Constanz im Adler, zu Waldshut im Rebstock, zu Lörrach im goldenen Ochsen (hat nichts gekostet), zu Schopfheim im Pflug, zu Utzenfeld in der Mühle, zu Freyburg im Schwerdt zu Offenburg in der Fortuna, zu Kehl im Lamm, zu Ulm bey Lichtenau im Adler, zu Rastatt im Creutz, zu Durmersheim beym Herr Schlick. In dieser Landschaft ist der Vorfahrer des Hausfreunds so zu sagen vogelfrey gewesen, und der Rastatter hinkende Both hat allein das Privilegium gehabt, den Leuten die Wahrheit zu erzählen, der arme Teufel auf seinem hölzernen Bein. Jetzt sind der Hausfreund und er rechte gute Freunde und halten friedliche Nachbarschaft, hängen in mancher Stube neben einander am nemlichen Nagel, und so sie sich auf der Straße begegnen oder in einer Herberge, reden sie miteinander. Aber den Reutlinger, wenn er ihnen zwischen Licht auf einem Feldweg begegnet, grüßen sie nicht sehr, sondern sagen: „Bleib du in deinem Land, wenn man nicht nach dir schickt, und komm nicht selber, sonst druckt man dir einen Stempel auf das Brusttuch, so 12 Kreuzer kostet. – So weit geht der Vorbericht, – und nun setzt der rheinische Hausfreund die Betrachtungen über das Weltgebäude fort, so man aber auch ordentlich lesen muß, wenn man wissen will, was drinn steht. Denn der Nürnberger Trichter ist schon vor dem 7jährigen Krieg zerbrochen.

75 FORTGESETZTE BETRACHTUNGEN ÜBER DAS WELTGEBÄUDE.

Der rheinländische Hausfreund stellt sich seinem Leser gegenüber und fragt: Weist du auch noch, geneigter Leser, wovon im vorigen Jahr ist geredt worden?

*Leser.* Ja! von den Planeten ist geredt worden.

*Hausfreund.* Weist du auch noch, was man Planeten nennt?

*Leser.* Ja! Planeten nennt man eilf Sterne, so mit den andern nicht gleichen Schritt halten, denn sie laufen in großen Kreisen um die Sonne herum, und kommen der eine heut der andere morgen, aber jeder zu seiner Zeit.

*Hausfreund.* Weist du denn auch noch, welche Planeten sind in der Betrachtung des  
10 Weltgebäudes voriges Jahr betrachtet worden?

*Leser.* Ja! der Mercurius ist betrachtet worden, und die Venus, das ist der  
Abendstern.

Der Hausfreund kann sich nicht genug darüber verwundern, daß der geneigte  
Leser alles so wohl begriffen, und ein ganzes Jahr lang im Kopf behalten hat; und  
15 fährt nun also fort:

Der nächste Planet nach der Venus, oder der dritte von der Sonne weg, ist un-  
sere Erde selber mit ihrem Beyläufer dem Mond. Sie hat 5400 deutsche Meilen im  
Umfang. Sie ist 21 Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt, und bekommt  
doch von ihr ein so schönes Tages-Licht und so kräftige Wärme. Sie läuft um die Son-  
20 ne herum in 365 Tagen und 6 Stunden, und legt in dieser Zeit einen Raum von mehr  
als 131 Millionen Meilen zurück, ohne ein einzigesmal auszuruhen. Was aber sonst  
noch von der Erde zu sagen ist, und wie ihre Einwohner thäten, was dem Herrn übel  
gefiel, bisweilen aber doch auch etwas, das ihm wohl gefiel, siehe das ist geschrieben  
in den vorigen Jahrgängen des Calenders.

25 Nach der Erde kommt der wunderschöne Planetstern *Mars*, der nicht wie die  
andern ein gelbes oder weisses, sondern ein röthliches Licht hat, als wenn unaufhör-  
lich ein großes Freudenfeuer dort brennte. Er erscheint uns, wie die andern Planeten,  
nicht immer gleich, weil seine Weite von uns weg nicht immer die nemliche ist. Er ist  
größer und schöner, wenn er näher bey der Erde ist; unscheinbar und klein, wenn er  
30 weit wegsteht. Merke: Wenn du in diesem Jahr 1809. im Monat April einmal nicht  
schlafen kannst, und schaust zum Fenster hinaus nach der Gegend des Himmels wo  
am Tag die Sonne läuft, oder du stehst Schildwache oder bist der Nachtwächter, und  
siehst auf einmal einen schönen röthlichen Stern, und meynst das sey ein nagelneuer,  
und so einen habest du noch nie gesehn, das ist der *Mars*, von dem die Rede ist.  
35 Nachher gegen den Sommer kommt er alle Nacht etwas früher, verliert aber immer  
mehr von seiner Schönheit, weil er wieder höher steigt. Er ist übrigens von der Sonne  
fast 32 Millionen Meilen weit entfernt, braucht doch nur ein Jahr und 322 Tage zu  
seinem Umlauf um dieselbe, und durchläuft in solcher Zeit eine Bahn von 200 Mil-  
lionen Meilen. Dagegen ist er 5mal kleiner als die Erde und fast 10mal leichter, und  
40 kann also schon flähtiger fortkommen.

Für den nächsten Planeten nach dem Mars hat man von den ältesten Zeiten  
an bis vor wenig Jahren den Jupiter gehalten, und war mit keiner Lieb zwischen ih-  
nen noch ein anderer zu entdecken. Die Sternseher aber behaupteten herzhafft, zwi-  
schen ihnen fehle einer, ob ihn gleich noch kein sterblicher Mensch gesehen habe.  
45 Entweder, sagten sie, ist er so klein, daß wir ihn nicht sehen können, oder er hat sei-  
nen jüngsten Tag und die Auferstehung seiner Todten schon erlebt, und ist nachher  
im Feuer aufgegangen, aber sonst verkommen.

Dieß brachten sie folgendermaßen heraus: Wenn man sich von der Sonne weg bis zu dem Planeten Saturn, so für den letzten gehalten wurde, in einer geraden Linie, gleichweit voneinander hundert Pünklein vorstellt, so steht von der Sonne weg auf dem vierten Pünklein der Planet Mercurius, und kann Niemand etwas dafür, daß er dort steht und an keinem andern Ort. Wenn man aber weiter zählt *drey*, dort steht die Venus. Zählt man weiter zweymal *drey* ist *sechs*, dort steht unsere Erde; zählt man weiter zweymal *sechs* ist *zwölf*, dort steht der Mars und fehlt sich nicht. Zählt man weiter zweymal *zwölf* gibt *vier und zwanzig*, dort sah man Nichts; und doch, wenn man wieder weiter fortfährt und sagt: zweymal vier und zwanzig ist *acht und vierzig*, so steht daselbst wieder der Planet Jupiter; und zweymal acht und vierzig ist *sechs und neunzig*, dort ist der Saturn. Sechs und neunzig aber addirt mit den vier ersten Punkten von der Sonne weg bis zum Mercurius thut hundert, so, daß also der Saturnus richtig auf dem hundertsten Pünklein steht. Weil nun alle diese Planeten in einer so sichtbaren Proportion und Ordnung von einander abstehn, und doch auf dem Pünklein 24 nichts zu sehen war, deßwegen sagten die Sternkundigen, dort müsse auch noch einer stehen, wenn er nicht schon wieder verschwunden sey. So etwas erzählt der Hausfreund nicht allen Leuten; aber seinen Lesern kann er nichts vorenthalten, damit sie sehen was wir Sternseher und Calendermacher für respectable Leute sind, so die Sterne des Himmels überschauen, wie ein Hirt seine Schäflein oder ein Schulherr seine Kinder, und merkt gleich, wenn eins fehlt. Wie gewiß wir aber unserer Sache sind, das hat sich vor einigen Jahren zu großer Freude gezeigt. Denn als der berühmte Mann, Namens Herschel, laut dem Calender von 1805, vor mehreren Jahren eine neue Art von Fernröhren oder Perspectives erfunden hatte, die noch viel weiter tragen als die alten, so hat man einen kleinen Planeten auf Nro. 24 richtig entdeckt, und sich etwas rechtschaffenes darauf eingebildet. Allein das ist noch nicht alles. Denn da dieser Planet so klein erschien, so hatte man das Herz, zu behaupten, er sey nimmer ganz, sondern nur ein Stück von einem Ganzen. Auch diese Vermuthung scheint durch die Erfahrung bestätigt zu seyn, indem man nachher in kurzer Zeit nacheinander noch drey Sternlein ungefähr in der nemlichen Weite von der Sonne weg entdeckte, so, daß man jetzt statt einem, der zu fehlen schien, vier auf einmal hat. Es ist daher fast nicht mehr zu zweifeln, daß einmal ein großer Planetstern an seiner Stelle gewesen, und schon vor undenklichen Zeiten in diese vier Stücke zer-sprungen sey, und muß ein rechtes Betrübnis gewesen seyn, wenn ein Vater oder eine Mutter auf einem Stück geblieben ist, und die Kinder auf einem andern, und konnten hernach nichts mehr von einander erfahren, und einander durch niemand grüßen lassen.

Da jeder Stern einen Namen haben muß, wenn man von ihm reden will, so nannte man diese vier: die Pallas, die Juno, die Ceres und die Vesta. Drey davon sind durch deutsche Männer entdeckt worden.

Nach diesem kommt nun 108 Millionen Meilen von der Sonne weg der neunte Planet, *Jupiter* genannt. Ob er gleich in unsern Augen nicht größer als ein brabanter Thaler aussieht, so ist er doch 1474mal größer als die Erde, und der größte  
 90 unter allen Planeten. Er vollendet seine Laufbahn um die Sonne in 12 Jahren nur einmal, und um ihn selbst bewegen sich in ungleichen Entfernungen 4 Monde, so schön aussehen muß, wenn sie in einer Nacht alle zugleich am Himmel stehen. Auch laufen mehrere veränderliche graue Streifen über ihn weg, und man weiß nicht recht, was man davon halten soll.

95 Der zehnte Planet ist der *Saturn*. Dieser ist von der Sonne fast noch einmal so weit entfernt als der Jupiter, nemlich 199 Millionen Meilen. Sein Weg um die Sonne umfaßt mehr als 1280 Millionen Meilen, wozu er 29 ½ Jahr vonnöthen hat. Da er so entsetzlich weit von der Sonne entfernt ist, so muß auf ihm das Licht derselben 90-  
 100 mal schwächer als auf unsrer Erde seyn, und muß einer schon gute Augen haben, wenn er dabey eine Nadel will einfäden.

Dafür hat er aber sieben Monde, die ihm seine trüben Tage erfreulich machen, und seine langen Nächte erheitern. Ueberdieß hat dieser Planet noch etwas, was kein anderer hat, einen Ring, so aber doppelt ist. Dieser Ring zieht sich in einer nicht gar großen Entfernung um den Saturn ringsherum, ist sehr breit, nicht gar  
 105 dick, und wird ebenfalls von der Sonne erleuchtet. Ohne Zweifel wirft er sein Licht eben so wie die Monde auf den dunklen Körper des Planeten zurück, und hilft zu seiner Erhellung. Sonst weiß man von ihm nicht viel zu sagen.

Lange hat man geglaubt, dieser Saturn sey nun der letzte Planet, an den die Sonne scheinete, und jetzt sey man fertig, bis der berühmte Herschel, von welchem  
 110 oben Erwähnung geschah, ebenfalls ein gebohrner Deutscher, am 13. May 1781. zur großen Verwunderung und Freude der Gelehrten, noch einen neuen entdeckte, welcher nun an der Zahl der eilfte ist, und vielleicht noch nicht der letzte. Denn der schwache Mensch kommt der göttlichen Allmacht nie an das Ende, und man muß nie sagen: Wo ich nichts mehr sehe, dort ist nichts mehr. Dieser neue Planet heißt  
 115 *Uranus*, wird aber ohne Zweifel der älteste seyn. Er ist noch einmal so weit von der Sonne entfernt, als der Saturn, nemlich 400,000,000 Meilen. Er muß in einem Kreis von 2,514,000,000 Meilen um die Sonne herumgehen. Ein Jahr auf diesem Planeten währt so lang als bey uns 83 Jahre oder ein langes Menschenleben, und ein hundert-  
 120 jähriger Calender thut daselbst 8300 Jahre lang gut. Wegen der großen Entfernung ist daselbst die Wirkung der Sonne 361mal schwächer als bey uns. Dagegen wird er von sechs, und vielleicht noch mehrern Monden erleuchtet, die um ihn herum aufgehen und untergehen, jeder zu seiner Stunde, und muß der Calendermacher allda ein ganzer Mann seyn, und ein recht Stück Arbeit haben, bis er fertig ist, wenn er für jeden Tag des langen Jahres jedes Mondes Aufgang und Untergang, und ihre Brüche aus-  
 125 rechnen und anzeigen soll.

Das sind nun die Planetsterne, welche man bis jezt kennt und entdeckt hat, nach ihrer Reihe, Maßen und Zeiten. Weil man aber so eine Zahl von ein paar hundert Millionen Meilen leicht weglieft, und nicht daran denkt, wie viel sie ausweist, so merke: Eine losgeschossene Canonen-Kugel kommt schnell an Ort und Stelle. Wenn aber eine solche in diesem Augenblick von der Sonne nach der Erde abgefeuert würde, und sie flöge in der nemlichen Geschwindigkeit immer fort und fort, und der Constabler in der Sonne hätte auf keinen andern Menschen gezielt, als auf dich, so dürftest du deßwegen herzhaft noch ein neues Haus anfangen zu bauen, und drinnen essen und trinken und schlafen, oder eine Frau nehmen, und Kinder erzeugen und in die Schule schicken, und ein Handwerk lernen lassen, und sie wieder verheyrathen, und vielleicht noch Enkel erleben; und die Canonen-Kugel flöge noch immer und immer im unermeßlichen Raum, und käme erst nach 25 Jahren auf der Erde an, wenn der Constabler vielleicht schon lange gestorben wäre. In dem Merkur aber langte eine solche Kugel an ungefähr nach 10 Jahren; in der Venus nach 18, auf dem Mars nach 38, auf dem Jupiter nach 130, bis zu dem Saturnus aber hätte sie zu fliegen 238, und zu dem Uranus 479 Jahre aus und ein und ohne Unterlaß Tag und Nacht. So weit sind diese 11 Sterne einer nach dem andern von der Sonne entfernt, die gleichsam ihre Mutter und Säugamme ist; und sie verbreitet doch rings um sich bis zu dem letzten, so viel Licht und Wärme und Segen als jedem nöthig ist, und der unsichtbare Gott, der sie erschaffen hat, ist mit seiner Allmacht und Güte überall zugegen, und sättiget und erfreut alles was da lebet, mit Wohlgefallen.

## 76 KANNITVERSTAN.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen, so gut als in Amsterdam Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herum fliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt, voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen, gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Duttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieß kostbare Gebäude, die 6 Camine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund, redete er ihn an, könnt ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipa-

nen, Sternenblumen und Levkoiem?“ – Der Mann aber, der vermuthlich etwas wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nemlich Nichts, sagte kurz und schnauzig: *Kannitverstan*; und schnurrte vorüber. Dieß war nun ein holländisches  
20 Wort, oder drey, wenn mans recht betrachtet, und heißt auf deutsch soviel, als: *Ich kann euch nicht verstehn*. Aber der gute Fremdling glaubte, es sey der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann seyn, der Herr Kannitverstan, dachte er, und gieng weiter. Gaß aus Gaß ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff  
25 an Schiff, und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwey einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war, und jezt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am  
30 Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Caffee voll Reis und Pfeffer, und salveni Maudreck darunter. Als er aber lange zugesehn hatte, fragte er endlich einen der eben eine Kiste auf der Achsel heraus trug, wie der glückliche Mann heisse, dem das Meer alle diese Waaren an das Land bringe. „*Kannitverstan*,“ war die Antwort. Da dachte er: Haha, schauts da heraus? Kein Wunder,  
35 wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherley Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jezt gieng er wieder zurück, und stellte eine recht traurige Betrachtung bey sich selbst an, was er für ein armer Teufel sey unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ichs doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser  
40 Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel, und stumm. In der Ferne läutete  
45 ein einsames Glöcklein. Jezt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den Lezten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um 10 Gulden aufschlüge, ergriff  
50 ihn sachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Excüse. „Das muß wohl auch ein guter Freund von euch gewesen seyn, sagte er, dem das Glöcklein läutet, daß ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht.“ *Kannitverstan!* War die Antwort. Da fielen unserm guten Duttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. Armer Kannitverstan, rief er aus, was hast

du nun von allem deinem Reichthum? Was ich einst von meiner Armuth auch be- 55  
 komme: ein Todtenkleid und ein Leintuch, und von allen deinen schönen Blumen  
 vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute. Mit diesen Gedanken  
 begleitete er die Leiche als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeynten  
 Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte, und ward von der holländi-  
 schen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher 60  
 deutschen, auf die er nicht acht gab. Endlich gieng er leichten Herzens, mit den an-  
 dern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem  
 Appetit ein Stück Limburger Käse, und, wenn es ihm wieder einmal schwer fallen  
 wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seyen, und er so arm, so dachte er nur  
 an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches 65  
 Schiff, und an sein enges Grab.

## 77 SCHLECHTER LOHN.

Als im letzten Krieg der Franzos nach Berlin kam, in die Residenzstadt des Königs  
 von Preußen, da wurde unter anderm viel königliches Eigenthum weggenommen,  
 und fortgeführt oder verkauft. Denn der Krieg bringt nichts, er holt. Was noch so gut  
 verborgen war, wurde entdeckt und manches davon zur Beute gemacht; doch nicht 5  
 alles. Ein großer Vorrath von königlichem Bauholz blieb lange unverrathen und un-  
 versehrt. Doch kam zuletzt noch ein Spitzbube von des Königs eigenen Unterthanen,  
 dachte, da ist ein gutes Trinkgeld zu verdienen, und zeigte dem französischen Com-  
 mandanten mit schmunzlicher Miene und spitzbübischen Augen an, was für ein  
 schönes Quantum von eichenen und tannenen Baustämmen noch da und da beysam- 10  
 men liege, woraus manch tausend Gulden zu lösen wäre. Aber der brave Comman-  
 dant gab schlechten Dank für die Verrätherey, und sagte: „Laßt ihr die schönen Bau-  
 stämme nur liegen wo sie sind. Man muß dem Feind nicht sein Nothwendigstes neh-  
 men. Denn wenn euer König wieder ins Land kommt, so braucht er Holz zu neuen  
 Galgen für so ehrliche Unterthanen wie Ihr einer seyd.“ 15

Das muß der rheinländische Hausfreund loben, und wollte gern aus seinem  
 eigenen Wald ein paar Stämmlein auch hergeben, wenss fehlen sollte.

## 78 DER KANN DEUTSCH.

Bekanntlich giebt es in der französischen Armee viele Deutschgebohrne, die es aber  
 im Feld und im Quartier nicht immer merken lassen. Das ist alsdann für einen Haus-  
 wirth, der seinen Einquartirten für einen Stockfranzosen hält, ein groß Creuz und

5 Leiden, wenn er nicht französisch mit ihm reden kann. Aber ein Bürger in Salzwedel, der im letzten Krieg einen Sundgauer im Quartier hatte, entdeckte von ohngefähr ein Mittel, wie man bald dahinter kommt. Es gieng so zu: der Sundgauer parlirte lauter *Foutre Diable*, forderte mit dem Säbel in der Faust immer etwas anders, und der Salzwedler wußte nie, was? Hätts ihm gern gegeben, wenn er gekonnt hätte. Da  
 10 sprang er in der Noth in seines Nachbarn Haus, der sein Gevatter war und ein wenig Französisch kann, und bat ihn um seinen Beystand. Der Gevatter sagte: Er wird aus der Dauphine seyn, ich will schon mit ihm zurecht kommen. Aber weit gefehlt. Wars vorher arg, so wars jezt ärger. Der Sundgauer machte Forderungen, die der gute Mann nicht zu befriedigen wußte, so, daß er endlich im Unwillen sagte: Das ist ja der  
 15 vermaledeyteste Spitzbube, mit dem mich der Bolettenschreiber noch heimgesucht hat. Aber kaum war das unvorsichtige Wort heraus, so bekam er von dem vermeynten Stockfranzose eine ganz entsetzliche Ohrfeige. Da sagte der Nachbar: „Gevattermann! Nun laßt euch nimmer Angst seyn, *der kann Deutsch*.

79 GROSSE FEUERSBRUNST.

Aus Italien wird berichtet: Am 5. April 1808. zündet ein Bauer aus dem Dorfe Bevra, nahe bey dem Dorf an einer Berghalde, das Gesträuch an, damit hernach das Vieh besser weiden könne. Solches ist da und dort schon oft geschehen, und hat gut  
 5 gethan. Aber dießmal wehete ein starker Wind; das Feuer griff schnell und unwiderstehlich um sich. Immer höher prasselte die Flamme, immer heftiger wehete der Wind; und in wenig Stunden brannten in der ganzen Landschaft, in einer Strecke von mehrern Stunden, alle Gesträuche, alle Wälder, alle fruchtbare Obstbäume, alle Ställe, alle Wohnungen. Das Flammenspiel an allen Enden und Orten, die entsetzlichen  
 10 Rauchwolken, das Noth- und Jammergeschrey der unglücklichen Menschen war entsetzlich; und so weit man laufen und hören konnte, läuteten die Sturmglocken. Zwar eilten die Einwohner aus der ganzen Nachbarschaft und aus weiten Gegenden her, zur Hülfe. Aber der immer heftigere Wind, und der große Umfang der Feuersbrunst machten alle Mühe und Anstrengungen lange zunichte. Erst am 10.  
 15 vermochte man das Feuer zu löschen. Da sah erst alles recht jammervoll aus. Die ganze Gegend war eine schauerliche Verwüstung Wo vorher fröhliche Heerden weideten, sah man jezt halb verbrannte Leichname. Wo noch vor wenig Tagen muntere Hirten sangen, und der emsige Landmann mit Hoffnung seine Arbeit verrichtete, standen jezt die Unglücklichen trostlos und händeringend auf der Brandstätte ihrer Woh-  
 20 nungen und ihres Eigenthums.



Wie muß es da dem unverständigen Mann zu Muthe gewesen seyn, der durch seine Unvorsicht solches Unglück über sich selbst, seine Mitbürger und Landsleute gebracht hat!

## 80 DER FREMDLING IN MEMEL.

Oft sieht die Wahrheit wie eine Lüge aus. Das erfuhr ein Fremder, der vor einigen Jahren, mit einem Schiff aus Westindien, an den Küsten der Ostsee ankam. Damals war der russische Kayser bey dem König von Preußen auf Besuch. Beyde Potentaten standen in gewöhnlicher Kleidung, ohne Begleitung, Hand in Hand, als zwey rechte 5 gute Freunde, bey einander am Ufer. So etwas sieht man nicht alle Tage. Der Fremde dachte auch nicht dran, sondern gieng ganz treuherzig auf sie zu, meynte es seyen zwey Kaufleute, oder andere Herren aus der Gegend, und fieng ein Gespräch mit ihnen an, war begierig allerley Neues zu hören, das seit seiner Abwesenheit sich zugetragen habe. Endlich, da die beyden Monarchen sich leutselig mit ihm unterhielten, 10 fand er Veranlassung, den Einen auf eine höfliche Art zu fragen, wer er sey. „Ich bin der König von Preußen,“ sagte der eine. Das kam nun dem fremden Ankömmling schon ein wenig sonderbar vor. Doch dachte er, es ist möglich, und machte vor dem Könige ein ehrerbietiges Compliment. Und das war vernünftig. Denn in zweifelhaften Dingen muß man immer das Sicherste und Beste wählen, und lieber eine Höflichkeit 15 aus Irrthum begehen, als eine Grobheit. Als aber der König weiter sagte, und auf seinen Begleiter deutete: „Dieß ist Se. Majestät der russische Kayser,“ da wars doch dem ehrlichen Mann, als wenn zwey lose Vögel ihn zum Besten haben wollten, und sagte: Wenn ihr Herren mit einem ehrlichen Mann euern Spaß haben wollt, so sucht einen andern als ich bin. „Bin ich deßwegen aus Westindien hierher gekommen, 20 daß ich euer Narr sey?“ – Der Kayser wollte ihn zwar versichern, daß er allerdings derjenige sey. Allein der Fremde gab kein Gehör mehr. „Ein russischer Spaßvogel möget ihr seyn,“ sagte er. Als er aber nachher im grünen Baum die Sache erzählte, und andern Bericht bekam, da kam er ganz demüthig wieder, bat fußfällig um Vergebung, und die großmüthigen Potentaten verziehen ihm, wie natürlich, und hatten 25 hernach viel Spaß an dem Vorfall.

## 81 DAS SELTSAME RECEPT.

Es ist sonst kein großer Spaß dabey, wenn man ein Recept in die Apotheke tragen muß; aber vor langen Jahren war es doch einmal ein Spaß. Da hielt ein Mann von einem entlegenen Hof eines Tages mit einem Wagen und zwey Stieren vor der Stadt-

5 apotheker still, lud sorgsam eine große tannene Stubenthüre ab, und trug sie hinein. Der Apotheker machte große Augen, und sagte: Was wollt ihr da, guter Freund, mit eurer Stubenthüre? Dem sagte der Mann, der Doctor sey bey seiner kranken Frau gewesen, und habe ihr wollen ein Tränklein verordnen, so sey in dem ganzen Haus keine Feder, keine Dinte, und kein Papier gewesen, nur eine Kreide. Da habe der Herr  
10 Doctor das Recept an die Stubenthüre geschrieben; und nun soll der Herr Bachin so gut seyn, und das Tränklein kochen.

Item, wenn es nur gut gethan hat. Wohl dem, der sich in der Noth zu helfen weiß.

## 82 EINFÄLTIGER MENSCH IN MAYLAND.

Ein einfältiger Mensch in Mayland wollte sein Haus verkaufen. Damit er nun um so eher davon los werden möchte, brach er einen großen Stein aus demselben heraus, trug ihn auf den großen Marktplatz, wo viel Verkehr und Handel getrieben wird, und  
5 setzte sich damit unter die Verkäufer. Wenn nun ein Mann kam, und fragte ihn: „Was habt Ihr denn feil? so sagte er: Mein zweystöckiges Haus in der Capuzinergasse. Wenn ihr Lust dazu habt, – hier ist ein Muster.

Der Nemliche sagte einmal bey einer Gelegenheit, als von der Kinderzucht die Rede war: „Es ist ein Glück für meine Kinder, daß ich keine habe. Ich könnte so  
10 zornig werden, daß ich sie alle todt schlüge.“

## 83 DER BARBIERJUNGE VON SEGRINGEN.

Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spätjahr kam in dem Wirthshause zu Segringen ein Fremder von der Armee an, der einen starken Bart hatte, und fast wunderlich aussah, also, daß ihm nicht recht zu  
5 trauen war. Der sagt zum Wirth, eh' er etwas zu essen oder zu trinken fordert: „Habt ihr keinen Barbier im Ort, der mich rasiren kann?“ Der Wirth sagt Ja, und holt den Barbierer. Zu dem sagt der Fremde: „Ihr sollt mir den Bart abnehmen, aber ich habe eine kitzliche Haut. Wenn ihr mich nicht ins Gesicht schneidet, so bezahl ich euch 4 Kronenthaler. Wenn ihr mich aber schneidet, so stech ich euch todt. Ihr wäret nicht  
10 der Erste.“ Wie der erschrockene Mann das hörte, (denn der fremde Herr machte ein Gesicht, als wenn es nicht vexirt wäre, und das spitzige, kalte Eisen lag auf dem Tisch,) so springt er fort und schickt den Gesellen. Zu dem sagt der Herr das Nemliche. Wie der Gesell das Nemliche hört, springt er ebenfalls fort, und schickt den Lehrjungen. Der Lehrjunge läßt sich blenden von dem Geld, und denkt: „Ich wag's.

Gerathet es, und ich schneide ihn nicht, so kann ich mir für 4 Kronenthaler einen 15  
 neuen Rock auf die Kirchweihe kaufen, und einen Schnepfer. Gerathet's nicht, so  
 weiß ich, was ich thue;" und rasirt den Herrn. Der Herr hält ruhig still, weiß nicht,  
 in welcher entsetzlichen Todesgefahr er ist, und der verwegene Lehrjunge spazirt ihm  
 auch ganz kaltblütig mit dem Messer im Gesicht und um die Nase herum, als wenn's  
 nur um einen Sechser, oder im Fall eines Schnittes um ein Stücklein Zundel oder 20  
 Fließpapier darauf zu thun wäre, und nicht um 4 Kronenthaler und um ein Leben,  
 und bringt ihm glücklich den Bart aus dem Gesicht ohne Schnitt und ohne Blut, und  
 dachte doch, als er fertig war: „Gottlob!“

Als aber der Herr aufgestanden war, und sich im Spiegel beschaut und abge-  
 trocknet hatte, und gibt dem Jungen die 4 Kronenthaler, sagt er zu ihm: „Aber junger 25  
 Mensch, wer hat dir den Muth gegeben, mich zu rasiren, so doch dein Herr und der  
 Gesell sind fortgesprungen? Denn wenn du mich geschnitten hättest, so hätt' ich dich  
 erstochen.“ Der Lehrjung aber bedankte sich lächelnd für das schöne Stück Geld,  
 und sagte: Gnädiger Herr, Ihr hättet mich nicht verstoßen, sondern, wenn ihr ge-  
 zuckt hättet, und ich hätt' euch ins Gesicht geschnitten, so wär ich euch zugekom- 30  
 men, hätt' euch augenblicklich die Gurgel abgehauen, und wäre auf und davon ge-  
 sprungen. Als aber der fremde Herr das hörte, und an die Gefahr dachte, in der er ge-  
 sessen war, ward er erst blaß vor Schrecken und Todesangst, schenkte dem Burschen  
 noch 1 Kronenthaler extra, und hat seitdem zu keinem Barbier mehr gesagt: „Ich ste-  
 che dich todt, wenn du mich schneidest.“ 35

#### 84 MERKWÜRDIGE GESPENSTER-GESCHICHTE.

Verwichenen Herbst fuhr ein fremder Herr durch Schliengen, so ein schöner braver  
 Ort ist. Den Berg hinauf aber gieng er zu Fuß wegen den Rossen, und erzählte einem  
 Crenzacher folgende Geschichte, die ihm selber begegnet ist.

Als der Herr ein halbes Jahr vorher nach Dännemark reiste, kommt er auf den 5  
 späten Abend in einen Flecken, wo nicht weit davon auf einer Anhöhe ein sauberes  
 Schlößlein stand, und will übernacht bleiben. Der Wirth sagt, er habe keinen Platz  
 mehr für ihn, es werde morgen Einer gerichtet, und seyen schon drey Scharfrichter  
 bey ihm übernacht. So erwiedert der Herr: „Ich will denn dort in das Schlößlein ge-  
 hen. Der Zwingherr, oder wem es angehört, wird mich schon hinein lassen und ein 10  
 leeres Bett für mich haben.“ Der Wirth sagt: „Manch schönes Bett, mit seidenen Um-  
 hängen, steht aufgeschlagen in den hohen Gemächern; und die Schlüssel hab ich in  
 Verwahrung. Aber ich will es euch nicht rathen. Der gnädige Herr ist schon vor ei-  
 nem Vierteljahr mit seiner Frau und mit dem Junker auf eine weite Reise gezogen,  
 und seit der Zeit wüthen im Schlößlein die Gespenster. Der Schloßvogt und das Ge- 15

sinde konnten nimmer bleiben; und wer seitdem in das Schlößlein gekommen ist, der geht zum zweytenmal nimmer hinein.“ Darüber lächelt der fremde Herr; denn er war ein herzhafter Mann, der nichts auf die Gespenster hielt, und sagt: Ich wills probieren. Trotz aller Widerrede, mußte ihm der Wirth den Schlüssel geben; und nach-

20 dem er sich mit dem Nöthigen zu einem Gespenster-Besuch versehen hatte, gieng er mit dem Bedienten, so er bey sich hatte, in das Schloß. Im Schloß kleidete er sich nicht aus, wollte auch nicht schlafen, sondern abwarten was geschieht. Zu dem Ende stellte er zwey brennende Lichter auf den Tisch, legte ein paar geladene Pistolen dane-

25 ben, nahm zum Zeitvertreib den rheinländischen Hausfreund, so in Goldpapier eingebunden an einem rothen seidenen Bändelein unter der Spiegelrahme hieng, und beschaute die schönen Bilder. Lange wollte sich nichts spüren lassen. Aber als die Mitternacht im Kirchthurm sich rührte, und die Glocke 12 schlug, eine Gewitterwolke zog über das Schloß weg, und die großen Regentropfen schlugen an die Fenster, da klopfte es drey mal stark an die Thüre, und eine fürchterliche Gestalt, mit

30 schwarzen schielenden Augen, mit einer halbellenslangen Nase, fletschenden Zähnen, und einem Bocksbart, zottig am ganzen Leib, trat in das Gemach, und brummte mit fürchterlicher Stimme: „Ich bin der Großherr Mephistopholes. Willkomm in meinem Palast! und habt Ihr auch Abschied genommen von Frau und Kind?“ Dem fremden Herrn fuhr ein kalter Schauer vom großen Zehen an über den Rücken hinauf, bis un-

35 ter die Schlafkappe, und an den armen Bedienten darf man gar nicht denken. Als aber der Mephistopholes mit fürchterlichen Grimassen und hochgehobenen Knien gegen ihn herkam, als wenn er über lauter Flammen schreiten müßte, dachte der arme Herr: In Gottes Namen, jezt ist's einmal so, und stand herzhaft auf, hielt dem Ungethüm die Pistole entgegen, und sprach: „Halt, oder ich schieß!“ Mit so etwas

40 läßt sonst nicht jedes Gespenst sich schrecken, denn wenn man auch schießen will, so gehts nicht los, oder die Kugel fährt zurück und trifft nicht den Geist, sondern den Schütz. Aber Mephistopholes hob drohend den Zeigfinger in die Höhe, kehrte langsam um, und gieng mit eben solchen Schritten, als er gekommen war, wieder fort. Als aber der Fremde sah, daß dieser Satan Respekt vor dem Pulver hatte, dachte er: Jezt

45 ist keine Gefahr mehr, nahm in die andere Hand ein Licht, und gieng dem Gespenst, das langsam einen Gang hinabschritt, eben so langsam nach, und der Bediente sprang, so schnell er konnte, hinter ihm zum Tempel hinaus, und ins Ort, dachte, er wolle lieber bey den Scharfrichtern übernacht seyn, als bey den Geistern. – Aber auf dem Gang, auf einmal, verschwindet der Geist vor den Augen seines kühnen Verfol-

50 gers, und war nicht anderst, als wär er in den Boden geschlupft. Als aber der Herr noch ein paar Schritte weiter gehen wollte, um zu sehen, wo er hingekommen, hörte auf einmal unter seinen Füßen der Boden auf, und er fiel durch ein Loch hinab, aus welchem ihm Feuerglast entgegen kam, und er glaubte selber, jezt geh es an einen andern Ort. Als er aber ungefähr zehen Fuß tief gefallen war, lag er zwar unbeschädigt

auf einem Haufen Heu, in einem unterirdischen Gewölb. Aber sechs curiose Gesel- 55  
 len standen um ein Feuer herum, und der Mephistopholes war auch da. Allerley  
 wunderbares Geräthe lag umher, und zwey Tische lagen gehauft voll funkelnder Röß-  
 leins-Thaler, einer schöner als der andere. Da merkte der Fremde wie er daran war.  
 Denn das war eine heimliche Gesellschaft von Falschmünzern, so alle Fleisch und  
 Bein hatten. Diese benutzten die Abwesenheit des Zwingherrn, legten in seinem 60  
 Schloß ihre verborgene Münzstöcke an, und waren vermuthlich von seinen eigenen  
 Leuten dabey, die im Haus Bericht und Gelegenheit wußten; und damit sie ihr heim-  
 lich Wesen ungestört und unbeschrien treiben konnten, fiengen sie den Gespenster-  
 lärm an, und wer in das Haus kam, wurde so vergälstert, daß er zum zweytenmal  
 nimmer kam. Aber jezt fand der verwegene Reisende erst Ursache, seine Unvorsich- 65  
 tigkeit zu bereuen, und, daß er den Vorstellungen des Wirths im Dorf kein Gehör ge-  
 geben hatte. Denn er wurde durch ein enges Loch hinein in ein anderes finsternes Ge-  
 halt geschoben, und hörte wohl, wie sie Kriegsrecht über ihn hielten, und sagten: „Es  
 wird das Beste sein, wenn wir ihn umbringen, und danach verlochen.“ Aber Einer  
 sagte noch: „Wir müssen ihn zuerst verhören, wer er ist, und wie er heißt, und wo er 70  
 sich herschreibt.“ Als sie aber hörten, daß er ein vornehmer Herr sey und nach Kop-  
 penhagen zum König reise, sahen sie einander mit großen Augen an; und nachdem er  
 wieder in dem finstern Gewölb war, sagten sie: „Jezt steht die Sache letz. Denn wenn  
 er gemangelt wird, und es kommt durch den Wirth heraus, daß er ins Schloß gegan- 75  
 gen ist, und ist nimmer herausgekommen, so kommen über Nacht die Husaren, he-  
 ben uns aus, und der Hanf ist dieß Jahr wohl gerathen, daß ein Strick zum Henken  
 nicht viel kostet.“ Also kündigten sie dem Gefangenen Pardon an, wenn er ihnen  
 einen Eid ablegte, daß er nichts verrathen wolle, und drohten, daß sie in Koppenha-  
 gen wollten auf ihn Achtung geben lassen; er mußte ihnen auf den Eid hin sagen, wo  
 er wohne. Er sagte: Neben dem wildem Mann linker Hand in dem großen Haus mit 80  
 grünen Läden. Darnach schenkten sie ihm Burgunderwein ein zum Morgentrunck,  
 und er schaute ihnen zu, wie sie Rößlein-Thaler prägten bis an den Morgen. Als aber  
 der Tag durch die Kellerlöcher hinab schien, und auf der Straße die Geiseln knallten,  
 und der Kühhirt hürnte, nahm der Fremde Abschied von den nächtlichen Gesellen,  
 bedankte sich für die gute Bewirthung, und gieng mit frohem Muthe wieder in das 85  
 Wirthshaus, ohne daran zu denken, daß er seine Uhr und seine Tabackspfeife, und  
 die Pistolen habe liegen lassen. Der Wirth sagte: „Gottlob, daß ich Euch wieder sehe,  
 ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können. Wie ist es Euch gegangen?“ Aber der  
 Reisende dachte: Ein Eid ist ein Eid, und um sein Leben zu retten, muß man den  
 Namen Gottes nicht mißbrauchen, wenn mans nicht halten will. Deßwegen sagte er 90  
 nichts, und weil jezt das Glöcklein läutete, und der arme Sünder hinausgeführt wur-  
 de, so lief alles fort. Auch in Koppenhagen hielt er nachher reinen Mund, und dachte  
 selber fast nicht mehr daran. Aber nach einigen Wochen kam ab der Post ein Kistlein

an ihn, und waren darinn ein paar neue, mit Silber eingelegte Pistolen von großem  
 95 Werth, eine neue goldene Uhr mit kostbaren Demantsteinen besetzt, eine türkische  
 Tabakspfeife mit einer goldenen Kette daran, und eine seidene mit Gold gestickte Ta-  
 backsblase, und ein Brieflein drinn. In dem Brieflein stand: „Dieß schicken wir Euch  
 für den Schrecken, so Ihr bei uns ausgestanden, und zum Dank für Euere Verschwie-  
 genheit. Jetzt ist alles vorbey, und Ihr dürft es erzählen, wem Ihr wollt.“ Deßwegen  
 100 hats der Herr dem Crenzacher erzählt, und das war die nemliche Uhr, die er oben auf  
 dem Berg herauszog, als es in Hertingen Mittag läutete, und schaute, ob die Hertin-  
 ger Uhr recht geht, und sind ihm hernach im Storken zu Basel von einem französi-  
 schen General 75 neue Dublonen darauf geboten worden. Aber er hat sie nicht drum  
 geben.

85 GUTE ANTWORT.

Wer ausgiebt, muß auch wieder einnehmen. Reitet einmal ein Mann an einem  
 Wirthshaus vorbey, der einen stattlichen Schmerbauch hatte, also, daß er auf beyden  
 Seiten fast über den Sattel herunter hängte. Der Wirth steht auf die Staffel, und ruft  
 5 ihm nach: „Nachbar, warum habt ihr denn den Zwertsack vor euch auf das Roß ge-  
 bunden und nicht hinten. Dem rief der Reitende zurück: Damit ich ihn unter den  
 Augen habe. Denn hinten giebt es Spitzbuben. Der Wirth sagte nichts mehr.

86 DREY WÜNSCHE.

Dießmal ist aber die Frau Anna Fritze nicht dabey, auch riecht es nicht nach Rosen-  
 duft und Morgenroth, sondern nach Klingenger und nach Kalbfleisch in einer  
 sauren Brühe. Drey lustige Kameraden saßen beysammen zu Kehl im Lamm, und als  
 5 sie das Saueressen verzehrt hatten, und noch eine Flasche voll Klingenger mit ein-  
 ander tranken, sprachen sie von allerley, und fiengen zuletzt an zu wünschen. Endlich  
 wurden sie der Rede eins, es sollte jeder noch einen kernhaften Wunsch thun, und  
 wer den größten Wunsch hervorbringe, der soll frey ausgehen an der Zeche.

Da sprach der Erste: So wünsch ich dann, daß ich alle Festungsgräben von  
 10 ganz Strasburg und Kehl voll feiner Nähnadeln hätte, und zu jeder Nadel einen  
 Schneider, und jeder Schneider müßte mir ein Jahr lang lauter Malter-Säcke nähen,  
 und wenn ich dann jeden Malter-Sack voll doppelte Dublonen hätte, so wollte ich  
 zufrieden seyn.

Der Zweyte sagte: So wollt ich denn, daß das ganze Strasburger Münster bis  
 15 unter die Krone des Thurms hinauf voll Wechselbriefe vom feinsten Postpapier läge,

so viel darinn Platz haben, und wäre mir auf jedem Wechselbrief so viel Geld verschrieben, als in allen deinen Malter-Säcken Platz hat, und ich hätt's.

Der Dritte sagte: So wollt ich denn, daß ihr beyde hättet was ihr wünscht, und, daß euch alsdann beyde in Einer Nacht der Henker holte, und ich wär euer Erbe.

20

Der Dritte gieng frey aus an der Zeche, und die zwey andern bezahlten.

## 87 DER HUSAR IN NEISSE.

Als vor 18 Jahren die Preussen mit den Franzosen Krieg führten, und durch die Provinz Champagne zogen, dachten sie auch nicht daran, daß sich das Blättlein wenden könnte, und daß der Franzos noch im Jahr 1806 nach Preußen kommen, und den ungebetenen Besuch wett machen werde. Denn nicht Jeder führte sich auf, wie es einem braven Soldaten in Feindesland wohl ansteht. Unter andern drang damals ein brauner preußischer Husar, der ein böser Mensch war, in das Haus eines friedlichen Mannes ein, nahm ihm all sein baares Geld, so viel war, und viel Geldeswerth; zuletzt auch noch das schöne Bett mit nagelneuem Ueberzug, und mißhandelte Mann und Frau. Ein Knabe von 8 Jahren bat ihn knieend, er möchte doch seinen Eltern nur das Bett wieder geben. Der Husar stoßt ihn unbarmherzig von sich. Die Tochter läuft ihm nach, hält ihn am Dollmann fest, und fleht um Barmherzigkeit. Er nimmt sie, und wirft sie in den Sodbrunnen, so im Hofe steht, und rettet seinen Raub. Nach Jahr und Tagen bekommt er seinen Abschied, setzt sich in der Stadt *Neisse* in Schlesi-

en, denkt nimmer daran, was er einmal verübt hat, und meynt, es sey schon lange Gras darüber gewachsen. Allein, was geschieht im Jahr 1806? Die Franzosen rücken in *Neisse* ein; ein junger Sergant wird Abends einquartiert bey einer braven Frau, die ihm wohl aufwartet. Der Sergant ist auch brav, führt sich ordentlich auf, und scheint guter Dinge zu seyn. Den andern Morgen kommt der Sergant nicht zum Frühstück. Die Frau denkt: Er wird noch schlafen, und stellt ihm den Kaffe ins Ofenrohr. Als er noch immer nicht kommen wollte, gieng sie endlich in das Stüblein hinauf, macht leise die Thüre auf, und will sehen, ob ihm etwas fehlt.

Da saß der junge Mann wach und aufgerichtet im Bette, hatte die Hände in einander gelegt und seufzte, als wenn ihm ein groß Unglück begegnet wäre, oder als wenn er das Heimweh hätte, oder so etwas, und sah nicht, daß jemand in der Stube ist. Die Frau aber gieng leise auf ihn zu, und fragte ihn: „Was ist Euch begegnet, Herr Sergant, und warum seyd Ihr so traurig?“ Da sah sie der Mann mit einem Blick voll Thränen an, und sagte: die Ueberzüge dieses Bettes, in dem er heute Nacht geschlafen habe, haben vor 18 Jahren seinen Eltern in Champagne angehört, die in der Plünderung alles verlohren haben und zu armen Leuten geworden seyn, und jetzt

denke er an alles, und sein Herz sey voll Thränen. Denn es war der Sohn des geplünderten Mannes in Champagne, und kannte die Ueberzüge noch, und die rothen Namens-Buchstaben, womit sie die Mutter gezeichnet hatte, waren ja auch noch daran. Da erschrak die gute Frau, und sagte, daß sie dieses Bettzeug von einem braunen Husaren gekauft habe, der noch hier in Neisse lebe, und sie könne nichts dafür. Da stand der Franzose auf, und ließ sich in das Haus des Husaren führen, und kannte ihn wieder.

Denkt Ihr noch daran, sagte er zu dem Husaren, wie Ihr vor 18 Jahren einem unschuldigen Mann in Champagne Hab und Gut, und zuletzt auch noch das Bett aus dem Hause getragen habt, und habt keine Barmherzigkeit gehabt, als Euch ein achtjähriger Knabe um Schonung anflehte; und an meine Schwester? Anfänglich wollte der alte Sünder sich entschuldigen, es gehe bekanntlich im Krieg nicht alles wie es soll, und was der Eine liegen lasse, hole doch ein Anderer; und lieber nimmt mans selber. Als er aber merkte, daß der Sergant der nemliche sey, dessen Eltern er geplündert und mißhandelt hatte; und als er ihn an seine Schwester erinnerte, versagte ihm vor Gewissensangst und Schrecken die Stimme, und er fiel vor dem Franzosen auf die zitternde Knie nieder, und konnte nichts mehr heraus bringen, als: *Pardon!* dachte aber: Es wird nicht viel helfen.

Der geneigte Leser denkt vielleicht auch: „Jetzt wird der Franzos den Husaren zusammenhauen, und freut sich schon darauf.“ Allein das könnte mit der Wahrheit nicht bestehen. Denn wenn das Herz bewegt ist, und vor Schmerz fast brechen will, mag der Mensch keine Rache nehmen. Da ist ihm die Rache zu klein und verächtlich, sondern er denkt: Wir sind in Gottes Hand, und will nicht Böses mit Bösem vergelten. So dachte der Franzose auch, und sagte: „Daß du mich mißhandelt hast, das verzeihe ich dir. Daß du meine Eltern mißhandelt und zu armen Leuten gemacht hast, das werden dir meine Eltern verzeihen. Daß du meine Schwester in den Brunnen geworfen hast, und ist nimmer davon gekommen, das verzeihe dir Gott!“ – Mit diesen Worten gieng er fort, ohne dem Husaren das geringste zu leide zu thun, und es ward ihm in seinem Herzen wieder wohl. Dem Husaren aber war es nachher zu Muth, als wenn er vor dem jüngsten Gericht gestanden wäre, und hätte keinen guten Bescheid bekommen. Denn er hatte von dieser Zeit an keine ruhige Stunde mehr, und soll nach einem Vierteljahr gestorben seyn.

*Merke:* Man muß in der Fremde nichts thun, worüber man sich daheim nicht darf finden lassen.

*Merke:* Es gibt Unthaten, über welche kein Gras wächst.



## 88 WAS IN WIEN DRAUF GEHT.

Eine große Stadt hat einen großen Magen, und braucht im Winter einen großen Ofen. In Wien aber sind in einem Jahr vom 1. November 1806. bis dahin 1807. geschlachtet und verspeist worden, 66,795 Ochsen, 2133 Kühe, 75,092 Kälber, 47,000 Schaaf, 120,000 Lämmer, 71,800 Schweine. 5

*Viel Fleisch kostet viel Brod.* Daher wurden verbraucht 487,000 Zentner Weißmehl, 408,000 Zentner gemein Mehl.

*Zu einem guten Bissen gehört ein guter Trunk.* Also ist getrunken worden 522,400 Maas Wein, 674,000 Maas Bier.

*Etwas Gutes ißt und trinkt man gern in einer warmen Stube.* Sind verbrannt 10 worden 281,000 Klafter Holz, und 156,000 Meß Steinkohlen.

So viel kann drauf gehen in einer Stadt. Und wird doch noch hie und da Einer hungrig ins Bett gegangen, und an manchem Fenster Eiszäpflein gehangen seyn.

Und an manchem vollen Tisch ist Einer gesessen, und hat nicht essen mögen vor Betrübniß; und in manchem Becher voll köstlichen Ungar-Weins ist auch eine 15 Thräne gefallen.

## 89 EIN WORT GIEBT DAS ANDERE.

Ein reicher Herr im Schwabenland schickte seinen Sohn nach Paris, daß er sollte Französisch lernen, und ein wenig gute Sitten. Nach einem Jahr oder drüber kommt der Knecht aus des Vaters Haus auch nach Paris. Als der junge Herr den Knecht erblickte, rief er voll Staunen und Freude aus: Ey Hanns, wo führt dich der Himmel 5 her? Wie steht es zu Hause, und was giebt's Neues? – *Nicht viel Neues, Herr Wilhelm, als daß vor 10 Tagen Euer schöner Rabe krepirt ist, den Euch vor einem Jahr der Waidgesell geschenkt hat.*

O das arme Thier, erwiederte der Herr Wilhelm. Was hat ihm denn gefehlt?

*Drum hat er zu viel Luder gefressen, als unsere schönen Pferde verreckten, eins 10 nach dem andern. Ich hab's gleich gesagt.*

Wie! Meines Vaters vier schöne Mohrenschemmel sind gefallen? fragte der Herr Wilhelm. Wie gieng das zu?

*Drum sind sie zu sehr angestrengt worden mit Wasserführen, als uns Haus und Hof verbrannte, und hat doch nichts geholfen.* 15

Um Gottes willen! rief der Herr Wilhelm voll Schrecken aus. Ist unser schönes Haus verbrannt? Wann das?

*Drum hat man nicht aufs Feuer acht gegeben, an Ihres Herrn Vaters seliger Leiche, und ist bey Nacht begraben worden mit Fackeln. So ein Füncklein ist bald verzettelt.*

20 Unglückselige Botschaft! rief voll Schmerz der Herr Wilhelm aus. Mein Vater todt?  
Und wie gehts meiner Schwester?

*Drum eben hat sich Ihr Herr Vater seliger zu todt gegrämt, als Ihre Jungfer  
Schwester ein Kindlein gebar, und hatte keinen Vater dazu. Es ist ein Büblein.*

*Sonst gibts just nicht viel Neues,* setzte er hinzu.

90 MOSES MENDELSON.

Moses Mendelson war jüdischer Religion, und Handlungsbedienter bey einem Kaufmann, der das Pulver nicht soll erfunden haben. Dabey war er aber ein sehr frommer und weiser Mann, und wurde daher von den angesehensten und gelehrtesten Männern hochgeachtet und geliebt. Und das ist recht. Denn man muß um des Bartes willen den Kopf nicht verachten, an dem er wächst. Dieser Moses Mendelson gab unter anderm von der Zufriedenheit mit seinem Schicksal folgenden Beweis. Denn als eines Tages ein Freund zu ihm kam, und er eben an einer schweren Rechnung schwitzte, sagte dieser: „Es ist doch schade, guter Moses, und ist unverantwortlich, daß ein so  
5 verständiger Kopf wie ihr seyd, einem Manne ums Brod dienen muß, der euch das Wasser nicht bieten kann. Seyd ihr nicht am kleinen Finger gescheider, als er am ganzen Körper, so groß er ist.“ Einem andern hätt das im Kopf gewurmt, hätte Feder und Dintenfaß mit ein paar Flüchen hinter den Ofen geworfen, und seinem Herrn aufgekündet auf der Stelle. Aber der verständige Mendelson ließ das Dintenfaß stehen, steckte die Feder hinter das Ohr, sah seinen Freund ruhig an, und sprach zu ihm  
15 also: „Das ist recht gut, wie es ist, und von der Vorsehung weise ausgedacht. Denn so kann mein Herr von meinen Diensten viel Nutzen ziehn, und ich habe zu leben. Wäre ich der Herr, und er mein Schreiber, ihn könnte ich nicht brauchen.“

91 EIN KRIEGSSCHIFF.

Man kann sich nicht vorstellen, was zu einem großen Kriegsschiff gehört. Zu einem englischen Schiff, das 100 Canonen führt, gehören 1000 starke Eichen, also, daß man sagen kann, ein ganzer Wald; ferner 200,000 Pfund Eisen. Zu den Segeln sind  
5 erforderlich 6,500 Ellen Tuch; das Tauwerk oder die Seile haben ein Gewicht von 164,000 Pfund, und wenn sie mit Theer überzogen sind, wie es seyn muß, so wägen sie 200,000 Pfund. Das ganze Schiff hat ein Gewicht von 5 Millionen Pfund oder 50,000 Zentnern, ohne die Mannschaft und Lebensmittel, ohne das Pulver und Bley; und schwimmt doch so leicht und sicher auf dem Wasser dahin, und geht, wohin der  
10 Mensch es haben will.

Wenn ein einziger Mensch ein solch Kriegsschiff bauen müßte, und verstünde alle Handwerker, die dazu gehören, so hätte er daran zu arbeiten 480 Jahre. Wenn er angefangen hätte im Jahr 1333, als noch keine Türken in Europa waren, und man fast noch 200 Jahre lang nichts vom Doktor Luther wusste, und hätte seitdem Tag für Tag daran gearbeitet, und lebte noch, so wäre er noch nicht fertig. Wenn also 480 Menschen daran arbeiten, so werden sie fertig in einem Jahr. Daraus kann man sehen, was es für ein entsetzlicher Verlust seyn muß, wenn in einer Seeschlacht 8, ja 12 solcher Schiffe in die Gewalt des Feindes kommen oder untergehn, wenn sie auch etwas kleiner sind. Wenn aber auch solch einem Schiff kein weiteres Unglück begegnet, so dauert es höchstens doch nur 50 Jahre.

92 EIN THEURER KOPF UND EIN WOHLFEILER.

Als der letzte König von Polen noch regierte, entstand gegen ihn eine Empörung, was nichts seltenes war. Einer von den Rebellen, und zwar ein polnischer Fürst, vergaß sich so sehr, daß er einen Preis von 20,000 Gulden auf den Kopf des Königs setzte. Ja, er war frech genug, es dem König selber zu schreiben, entweder, um ihn zu betrüben oder zu erschrecken. Der König aber schrieb ihm ganz kaltblütig zur Antwort: „Euern Brief habe ich empfangen und gelesen. Es hat mir einiges Vergnügen gemacht, daß mein Kopf bey Euch noch etwas gilt. Denn ich kann Euch versichern: für den eurigen gäb ich keinen rothen Heller.“

93 THEURE EYER.

Als zu seiner Zeit ein fremder Fürst nach Frankreich reiste, wurde ihm unterwegs öd im Magen, und ließ sich in einem gemeinen Wirthshaus, wo sonst dergleichen Gäste nicht einkehren, drey gesottene Eyer geben. Als er damit fertig war, fordert der Wirth dafür 300 Livres. Der Fürst fragte, ob denn hier die Eyer so rar seyen. Der Wirth lächelte und sagte: Nein, die Eyer nicht, aber die großen Herren, die so etwas dafür bezahlen können. Der Fürst lächelte auch, und gab das Geld, und das war gut. Als aber der damalige König von Frankreich von der Sache hörte, (es wurde ihm als ein Spaß erzählt,) nahm ers sehr übel, daß ein Wirth in seinem Reich sich unterstand, solche unverschämte Ueberforderungen zu machen, und sagte dem Fürsten: Wenn Sie auf Ihrer Rückreise wieder an dem Wirthshaus vorbeifahren, werden Sie sehen, daß Gerechtigkeit in meinem Lande herrscht. Als der Fürst auf seiner Rückreise wieder an dem Wirthshaus vorbeifuhr, sah er keinen Schild mehr dran, aber die Thüren und Fenster waren zugemauert, und das war auch gut.

Der geneigte Leser wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieser Erzählung vorkommt. Doch ist sie in einem schönen Buch beschrieben, und zu Vers gebracht.

5 Der Zundel-Heiner und der Zundel-Frieder trieben von Jugend auf das Handwerk ihres Vaters, der bereits am Auerbacher Galgen mit des Seilers Tochter copulirt war, nemlich mit dem Strick; und ein Schulkamerad, der rothe Dieter, hielt auch mit, und war der Jüngste. Doch mordeten sie nicht, und griffen keine Menschen an, sondern visitirten nur so bey Nacht in den Hühnerställen, und wenns Gelegenheit gab, in den Küchen, Kellern und Speichern, allenfalls auch in den Geldtrögen, und auf den Märkten kauften sie immer am wohlfeilsten ein. Wenns aber nichts zu stehlen gab, so übten sie sich untereinander mit allerley Aufgaben und Wagstücken, um im Handwerk weiter zu kommen. Einmal im Wald sieht der Heiner auf einem hohen Baum einen Vogel auf dem Nest sitzen, denkt, er hat Eyer, und fragt die  
15 andern: „Wer ist im Stand, und holt dem Vogel dort oben die Eyer aus dem Nest, ohne daß es der Vogel merkt?“ Der Frieder, wie eine Katze, klettert hinauf, naht sich leise dem Nest, bohrt langsam ein Löchlein unten drein, läßt ein Eylein nach dem andern in die Hand fallen, flickt das Nest wieder zu mit Moos, und bringt die Eyer. – „Aber wer dem Vogel die Eyer wieder unterlegen kann,“ sagte jezt der Frieder, „ohne  
20 daß es der Vogel merkt!“ Da kletterte der Heiner den Baum hinan, aber der Frieder kletterte ihm nach, und während der Heiner dem Vogel langsam die Eyer unterschob, ohne daß es der Vogel merkte, zog der Frieder dem Heiner langsam die Hosen ab, ohne daß es der Heiner merkte. Da gab es ein groß Gelächter, und die beyden andern sagten: „Der Frieder ist der Meister.“ Der rothe Dieter aber sagte: „Ich sehe schon,  
25 mit euch kann ichs nicht zugleich thun, und wenns einmal zu bösen Häusern geht, und der Letzte kommt über uns, so ists mir nimmer Angst für euch, aber für mich.“ Also gieng er fort, wurde wieder ehrlich, und lebte mit seiner Frau arbeitsam und häuslich. Im Spätjahr, als die zwey andern noch nicht lang auf dem Roßmarkt ein Rößlein gestohlen hatten, besuchten sie einmal den Dieter und fragten ihn, wie es  
30 ihm gehe; denn sie hatten gehört, daß er ein Schwein geschlachtet, und wollten ein wenig acht geben, wo es liegt. Es hieng in der Kammer an der Wand. Als sie fort waren, sagte der Dieter: „Frau, ich will das Säulein in die Küche tragen, und die Mulde drauf decken, sonst ist es morgen nimmer unser.“ In der Nacht kommen die Diebe, brechen, so leise sie können, die Mauer durch, aber die Beute war nicht mehr da. Der  
35 Dieter merkt etwas, steht auf, geht um das Haus, und sieht nach. Unterdessen schleicht der Heiner um das andre Eck herum ins Haus bis zum Bett, wo die Frau lag, nimmt ihres Manns Stimme an, und sagt: Frau, die Sau ist nimmer in der Kammer. Die Frau sagt: Schwätz nicht so einfältig! Hast du sie nicht selber in die Küche unter die Mulde getragen? Ja so, sagte der Heiner, drum bin ich halber im Schlaf, und

gieng, holte das Schwein, und trug es unbeschrien fort, wußte in der finstern Nacht 40  
nicht, wo der Bruder ist, dachte, er wird schon kommen an den bestellten Platz im  
Wald. Und als der Dieter wieder ins Haus kam, und nach dem Säulein greifen will,  
„Frau, rief er, jezt habens die Galgenstricke doch geholt.“ Allein, so geschwind gab er  
nicht gewonnen, sondern setzte den Dieben nach, und als er den Heiner einholte,  
( es war schon weit vom Hause weg, ) und als er merkte, daß er allein sey, nahm er 45  
schnell die Stimme des Frieders an, und sagte: „Bruder, laß jezt mich das Säulein tra-  
gen, du wirst müde seyn.“ Der Heiner meynt es sey der Bruder, und gibt ihm das  
Schwein, sagt, er wolle vorausgehn in den Wald und ein Feuer machen. Der Dieter  
aber kehrte hinter ihm um, sagte für sich selber: Hab ich dich wieder, du liebes Säu-  
lein? und trug es heim. Unterdessen irrte der Frieder in der Nacht herum, bis er im 50  
Wald das Feuer sah, und kam, und fragte den Bruder: „Hast du die Sau, Heiner?“  
Der Heiner sagte: „Hast du sie denn nicht, Frieder?“ Da schauten sie einander mit  
großen Augen an, und hätten kein so prasselndes Feuer von buchenen Spänen ge-  
braucht zum Nachtkochen. Aber desto schöner prasselte jezt das Feuer daheim in  
Dieters Küche. Denn das Schwein wurde sogleich nach der Heimkunft verhauen, 55  
und Kesselfleisch über das Feuer gethan. Denn der Dieter sagte: „Frau, ich bin hun-  
gerig, und was wir nicht beyzeiten essen, holen die Schelmen doch.“ Als er sich aber  
in einen Winkel legte, und ein wenig schlummerte, und die Frau kehrte mit der eiser-  
nen Gabel das Fleisch herum, und schaute einmal nach der Seite, weil der Mann im  
Schlaf so ängstlich seufzte, kam eine zugespitzte Stange langsam durch das Camin 60  
herab, spießt das beste Stück im Kessel an, und zogs herauf; und als der Mann im  
Schlaf immer ängstlicher winselte, und die Frau immer emsiger nach ihm sah, kam  
die Stange zum zweytenmal und zum drittenmal; und als die Frau den Dieter weckte:  
„Mann, jezt wollen wir anrichten,“ da war der Kessel leer, und wär ebenfalls kein so  
großes Feuer nöthig gewesen zum Nachtkochen. Als sie aber beyde schon im Begriff 65  
waren, hungerig ins Bett zu gehen, und dachten: Will der Henker das Säulein holen,  
so können wirs ja doch nicht heben, da kamen die Diebe vom Dach herab, durch das  
Loch der Mauer in die Kammer, und aus der Kammer in die Stube, und brachten  
wieder, was sie gemaust hatten. Jezt gieng ein fröhliches Leben an. Man aß und trank,  
man scherzte und lachte, als ob man gemerkt hätte, es sey das letztemal, und war gu- 70  
ter Dinge, bis der Mond im letzten Viertel über das Häuslein weggieng, und zum  
zweytenmal im Dorf die Hahnen krächten, und von weitem der Hund des Metzgers  
bellte. Denn die Strickreiter waren auf der Spur, und als die Frau des rothen Dieters  
sagte: „Jetzt ists einmal Zeit ins Bett, kamen die Strickreiter von wegen des gestohle-  
nen Rößleins, und holten den Zundel-Heiner und den Zundel-Frieder in den Thurn 75  
und in das Zuchthaus.

95 SUWAROV.

Der Mensch muß eine Herrschaft über sich selber ausüben können, sonst ist er kein braver und achtungswürdiger Mensch, und was er einmal für allemal als recht erkennt, das muß er auch thun, aber nicht einmal für allemal, sondern immer. Der russische General Suwarov, den die Türken und Polaken, die Italiener und die Schweizer wohl kennen, der hielt ein scharfes und strenges Commando. Aber was das vornehmste war, er stellte sich unter sein eigenes Commando, als wenn er ein Anderer, und nicht der Suwarov selber wäre, und sehr oft mußten ihm seine Adjutanten dieß und jenes in seinem eigenen Namen befehlen, was er alsdann pünktlich befolgte. Einmal war er wüthend aufgebracht über einen Soldaten, der im Dienst etwas versehen hatte, und fieng schon an, ihn zu prügeln. Da faßte ein Adjutant das Herz, dachte, er wolle dem General und dem Soldaten einen guten Dienst erweisen, eilte herbey und sagte: „*Der General Suwarov hat befohlen, man solle sich nie vom Zorn übernehmen lassen.*“ Sogleich ließ Suwarov nach, und sagte: „*Wenns der General befohlen hat, so muß man gehorchen.*“

96 KLEIN UND GROß.

In Asien, in dem Gebirge Taurus und an andern Orten, lebt eine Art von wilden Schafen, *Argali* genannt, die sind sehr groß, stark und scheu, und haben sehr große Hörner. Wenn ein solches Thier im Kampf oder durch ein anderes Unglück ein Horn verliert, was jezuweilen geschieht, so kommt es den dortigen Füchlein zu gut. Diese haben alsdann nicht nöthig, einen Bau in die Erde zu graben, meynen, das Horn sey wegen ihnen da, schlupfen hinein, und wohnen darinn. Worüber muß man sich mehr verwundern, über die großen Hörner oder über die kleinen Füchse?

Die kleinsten Vögel, die man kennt, heißen Kolibri. Sie sind in Süd-Amerika daheim, haben wunderschöne Farben von Gold- und Silberglanz, legen Eylein, so nicht größer sind, als eine Erbse; und werden nicht mit Schrotten geschossen, sondern mit kleinen Sandkörnlein, weil sonst nichts Ganzes an ihnen bliebe. Neben ihnen wohnt eine Spinne, die ist so groß, daß sie diese armen Thierlein wie Mucken fängt und aussaugt. Doch das weiß der geneigte Leser schon aus einem der vorigen Jahrgänge dieses Calenders, denn er ist ein belesener Mann.

Andern Respekt flößt der Herr Lämmergeyer seiner Nachbarschaft ein, der in den Tyroler- und Schweizer-Gebirgen daheim ist. Denn mit seinen ausgespannten Flügeln bedeckt er eine Länge von 8 bis 9 Fuß, und ist stark genug, Gensen, Zigen und Rinder anzupacken, zu überwältigen und davon zu tragen.

Der größte unter allen Vögeln, die fliegen können, ist der Condur, ein Landsmann des Colibri. Dieser mißt mit ausgespannten Flügeln 16 Fuß; seine Flugfedern

sind vorne Fingersdick, also, daß man schön Fraktur damit schreiben könnte; und das Rauschen seiner Flügel gleicht einem fernen Donner.

Aber der allergrößte Vogel ist der Strauß in den Wüsteneyen von Asien und Afrika, der aber wegen seiner Schwere und wegen der Kürze seiner Fittige gar nicht fliegen kann, sondern immer muß auf der Erde bleiben. Doch trägt er seinen Kopf 9 bis 10 Fuß hoch in der Luft, kann weit herum schauen, und könnte, wie ein guter Freund neben einem Reiter auf seinem Roß herlaufen und mit ihm reden, wenn ihm nicht Vernunft und Sprache versagt wären.

In Asien lebt eine Art von Hirschen, Zwerghirschlein genannt, deren Füßlein sind Fingerslang, und so dünn, wie der Stiel einer kölnischen Tabackspfeife. Das Spitzmäuslein, ebenfalls in Asien, wiegt ein halbes Quintlein, und ist das kleinste unter allen bekannten Thieren, die auf 4 Beinen gehen und ihre Jungen säugen. Der Elephant aber ist 12 bis 14 Fuß hoch, 15 bis 17 Fuß lang, wiegt seine 7,000 Pfund; und ein fleißiger Schüler aus der zweyten Klasse soll mir ausrechnen: Wie viel Spitzmäuslein müßte man haben, die zusammen so schwer sind, als ein einziger Elephant?

Das kleinste Thierlein auf der Erde hat auch mit dem stärksten Vergrößerungsglas wohl noch kein Mensch gesehen. Aber das größte ist der Wallfisch, der bis zu einer Länge von 120 Fuß wachsen kann, und seine 1,000 Centner und drüber wiegt.

In den fabelhaften Zeiten hat man geglaubt, daß es eine ganze Nation von Menschen gebe, die von dem Boden weg nur 2 Fuß hoch seyen. Der Lügenprophet Mahomet aber behauptete einmal, er habe den Erzengel Gabriel gesehen, und es sey von seinem rechten Auge über den Nasenwinkel bis zum linken, ein Zwischenraum von 70,000 Tagreise

97 HOHES ALTER.

In Schottland giebt es Leute, welche sehr alt werden. Ein Reisender begegnete einmal einem betagten Sechziger, welcher schluchzte. Auf die Frage, was ihm fehle, sagte dieser: Der Vater habe ihm eine Ohrfeige geben. Das kam dem Fremden fast unglaublich vor, daß ein Mann von solchen Jahren noch einen Vater am Leben haben, und noch unter seiner Zucht stehen soll. Als er ihn aber nach der Ursache der Ohrfeige fragte, so sagte der Sechziger: Drum habe er den Großvater schier fallen lassen, als er ihm habe sollen ins Bett helfen. Als das der Fremde hörte, ließ er sich von dem Mann ins Haus führen, ob es auch so sey, wie er sagte. Ja, es war so. Der Bube war 62 Jahr alt, der Vater 96, und der Großvater 130. Und der Fremde sagte nachher, als er es wieder erzählte, es werde einem ganz curios zu Muthe, wenn man so 288 Jahre bey einander in Einem Stüblein sehe.

(SIEHE DIE NEBENSTEHENDE ABBILDUNG.)

Der große Kayser Napoleon brachte seine Jugend, als Zögling, in der Kriegsschule zu Brienne zu, und wie? Das lehrten in der Folge seine Kriege die er führte, und seine Thaten. Da er gerne Obst aß, wie die Jugend pflegt, so bekam eine Obsthändlerin  
5 daselbst manchen schönen Batzen von ihm zu lösen. Hatte er je einmal kein Geld, so borgte sie. Bekam er Geld, so bezahlte er. Aber als er die Schule verließ, um nun als kenntnißreicher Soldat auszuüben, was er dort gelernt hatte, war er ihr doch einige Thaler schuldig. Und, als sie das letztmal ihm einen Teller voll saftiger Pfirsiche oder  
10 süßer Trauben brachte, „Fraulein, sagte er, jezt muß ich fort, und kann euch nicht bezahlen. Aber ihr sollt nicht vergessen seyn.“ Aber die Obstfrau sagte: „O reisen Sie wegen dessen ruhig ab, edler, junger Herr. Gott erhalte Sie gesund, und mache aus Ihnen einen glücklichen Mann.“ – Allein auf einer solchen Laufbahn, wie diejenige war, welche der junge Krieger jezt betrat, kann doch auch der beste Kopf so etwas  
15 vergessen, bis zuletzt das erkenntliche Gemüth ihn wieder daran erinnert. Napoleon wird in kurzer Zeit General, und erobert Italien. Napoleon geht nach Egypten, wo einst die Kinder Israel das Ziegler-Handwerk trieben, und liefert ein Treffen bei Nazareth, wo vor 1800 Jahren die hochgelobte Jungfrau wohnte. Napoleon kehrt mitten durch ein Meer voll feindlicher Schiffe nach Frankreich und Paris zurück, und wird  
20 erster Consul. Napoleon stellt in seinem unglücklich gewordenen Vaterlande die Ruhe und Ordnung wieder her, und wird französischer Kayser, und noch hatte die gute Obstfrau in Brienne nichts, als sein Wort: „Ihr sollt nicht vergessen seyn!“ Aber ein Wort noch immer so gut, als baares Geld, und besser. Denn als der Kayser in Brienne einmal erwartet wurde, er war aber in der Stille schon dort, und mag wohl sehr  
25 gerührt gewesen seyn, wenn er da an die vorige Zeit gedachte, und an die jetzige, und wie ihn Gott in so kurzer Zeit, und durch so viele Gefahren unversehrt bis auf den neuen Kayserthron geführt hatte, da blieb er auf der Gasse plötzlich stille stehen, legte den Finger an die Stirne, wie einer der sich auf etwas besinnt, nannte bald darauf den Namen der Obstfrau, erkundigte sich nach ihrer Wohnung, so ziemlich baufällig  
30 war, und trat mit einem einzigen treuen Begleiter zu ihr hinein. Eine enge Thüre führte ihn in ein kleines, aber reinliches Zimmer, wo die Frau mit zwey Kindern am Kamin kniete, und ein sparsames Abendessen bereitete.

„Kann ich hier etwas zur Erfrischung haben?“ So fragte der Kayser. – Ey ja! erwiderte die Frau, die Melonen sind reif, und holte eine. Während die zwey Fremden Herren die Melone verzehrten, und die Frau noch ein paar Reiser an das Feuer  
35 legte, „Kennt ihr denn den Kayser auch, der heute hier seyn soll?“ fragte der eine. Er ist noch nicht da, antwortete die Frau, er kommt erst. Warum soll ich ihn nicht kennen? Manchen Teller und manches Körbchen voll Obst hat er mir abgekauft, als er



noch hier in der Schule war. – „Hat er denn auch alles ordentlich bezahlt?“ – Ja freylich, er hat alles ordentlich bezahlt. Da sagte zu ihr der fremde Herr: „Frau, ihr geht nicht mit der Wahrheit um, oder ihr müßt ein schlechtes Gedächtniß haben. Fürs erste, so kennt ihr den Kayser nicht. Denn ich bins. Fürs andere hab ich euch nicht so ordentlich bezahlt, als ihr sagt, sondern ich bin euch zwey Thaler schuldig oder etwas;“ und in diesem Augenblick zählte der Begleiter auf den Tisch ein tausend und zweyhundert Franken, Kapital und Zinnß. Die Frau, als sie den Kayser erkannte, und die Goldstücke auf dem Tisch klingeln hörte, fiel ihm zu Füßen, und war vor Freude und Schrecken und Dankbarkeit ganz ausser sich, wie man ihr auf nebenstehender Abbildung wohl ansehen kann; und die Kinder schauen auch einander an, und wissen nicht was sie sagen sollen. Der Kayser aber befahl nachher das Haus niederzureisen, und der Frau ein anderes an den nemlichen Platz zu bauen. „In diesem Hause, sagte er, will ich wohnen, so oft ich nach Brienne komme, und es soll meinen Namen führen.“ Der Frau aber versprach er, er wolle für ihre Kinder sorgen.

Wirklich hat er auch die Tochter derselben bereits ehrenvoll versorgt, und der Sohn wird auf kaysersliche Kosten in der nemlichen Schule erzogen, aus welcher der große Held selber ausgegangen ist.



Abb. 47: Die Obstfrau in Brienne

99 WELTBEGEBENHEITEN.

## FOLGEN DES TILSITER FRIEDENS.

In der Welt sieht es kurios aus. Gestern so, heute anders, und wer weiß was morgen kommt? Der Friede geht schwanger mit dem Krieg, der Krieg gebiert wieder den  
 5 Frieden, und ist nicht immer gut dabey Gevatter zu stehn. Wohl dem, der von weitem zuschauen kann, wie es manchmal drunter und drüber geht, und muß nicht dabey seyn, wenn die langen Messer drein hauen und die großen messingenen Orgelpfeifen brummen, oder wenn die alten Königsthronen schwanken und umfallen.

*Rußland* ist in dem letzten Frieden zu Tilsit recht gut weggekommen, hat  
 10 nichts verlohren, sondern noch ein ansehnliches Stück von Polen gewonnen, setzte sich in gute Freundschaft mit seinem vorigen Kriegsfeind Napoleon, und fieng Krieg an mit seinen vormaligen Bundesgenossen, dem König von England und dem König von Schweden.

*Preußen*, so zu gleicher Zeit Friede machte, hat noch nicht viel davon zu rüh-  
 15 men. Fürs erste hat es müssen hergeben, was sein Bundesgenosse und Mitstreiter der rußische Kayser in Polen gewonnen hat, und das große Herzogthum Warschau, hat außerdem verlohren das Fürstenthum Bayreuth in Deutschland, und alles Land herwärts des Elbstroms in Sachsen und Westphalen; muß viel bezahlen, und hat wenig; fragt niemand: wo nimmst du's? Armuth und Elend nimmt immer mehr überhand.  
 20 Der König konnte noch nicht wieder in seine Residenzstadt Berlin und in sein Schloß einziehen, weil die französische Generalität noch ihr Hauptquartier daselbst hat, sondern lebt still und eingezogen in Königsberg, schränkt sich ein, so sehr er kann, um seine armen Unterthanen zu erleichtern, und weiß doch nicht Rath noch Hülfe zu schaffen.

Aber der schlimmste Unfall war nach dem Frieden zu Tilsit über das König-  
 25 reich Dänemark verhängt. Wenn man über Frankfurt durch Deutschland fortgeht bis ans Ende, so kommt man endlich an eine Halbinsel im Meer, neben welcher rechts zwey große Inseln und mehrere kleine liegen, dieß zusammen ist Dänemark; und wer aus dem großen Meere mit Schiffen nach Schweden, Rußland oder Preußen will, der  
 30 muß an der königlichen Haupt- und Residenzstadt Kopenhagen, und an den dänischen Festungswerkern vorbey durch eine Meerenge. Dieses Königreich hatte während der ganzen stürmischen Zeit von 1792 durch seine Lage und durch die Weisheit seiner Regierung Frieden. Sie lebte niemand zu lieb und niemand zu leid, dachte nur darauf, den Wohlstand der Unterthanen zu vermehren, wurde deßwegen von allen  
 35 Mächten respektirt und in Ehren gehalten, und als der letzte Krieg ein Ende hatte, dachte man, jezt sey die größte Gefahr vorbey. Als aber der Engländer sah, daß Rußland und Preußen von ihm abgegangen sey, und mit dem Feind Frieden gemacht habe, und, daß die Franzosen in allen Häfen und festen Plätzen an der Ostsee Meister

sind, und die Sache schlimm gehen kann, wenn sie auch noch sollten nach Dänemark kommen, sagte er kein Wort, sondern ließ eine Flotte auslaufen, und niemand 40  
wußte wohin. Als aber die Flotte im Sund und an der dänischen Küste und vor der königlichen Haupt- und Residenzstadt Kopenhagen stand, und alles sicher und ruhig war, so machten die Engländer Bericht nach Kopenhagen hinein: „Weil wir so gute Freunde zusammen sind, so gebt uns gutwillig bis zum Frieden eure Flotte, damit sie nicht in des Feindes Hände kommt, und die Festung. Denn es wäre uns entsetzlich leid, wenn wir euch müßten die Stadt über dem Kopf zusammen schießen. 45  
Als wenn ein Bürgersmann oder Bauer mit einem andern einen Prozeß hat, und kommt in der Nacht mit seinen Knechten einem Nachbarn vor das Bette, und sagt: „Nachbar, weil ich mit meinem Gevattermann einen Prozeß habe, so müßt ihr mir bis Ausgangs der Sache eure Rosse in meine Verwahrung geben, daß mein Gegenpart 50  
nicht kann darauf nach Freyburg oder Rastatt zu den Advokaten reiten, sonst zünd ich euch das Haus an, und müßt mir erlauben, daß ich an der Straße mit meinen Knechten in euer Kornfeld stehe, auf daß, wenn der Gevattermann auf seinem eigenen Roß zum Hofgericht reiten will, so verrenn ich ihm den Weg.“ Der Nachbar sagt: „Laßt mir mein Haus unangezündet! Was gehn mich euere Händel an?“ Und so 55  
sagten die Dänemarker auch. Als aber der Engländer fragte: Wollt ihr gutwillig oder nicht? und die Dänemarker sagten: „Nein, wir wollen nicht gutwillig!“ so stieg er mit seinen Landungs-Truppen ans Ufer, rückte immer näher gegen die Hauptstadt, richtete Batterien auf, führte Canonen drein, und sagte am 2. September nach dem Frieden von Tilsit, jezt sey die letzte Frist. Allein alle Einwohner von Kopenhagen und 60  
die ganze Dänische Nation sagten: „Das Betragen des übermüthigen Feindes sey unerhört, und es wäre eine Schande, die der Belt nicht abwaschen könnte, sich durch Drohungen schrecken zu lassen, und in seine ungerechten Forderungen einzuwilligen. Nein! Da fieng das fürchterliche Gericht an, das über diese arme Stadt im Schicksal beschlossen war. Denn von Abends um 7 Uhr an hörte das Schiessen auf 65  
Kopenhagen, mit 72 Mörsern und schweren Canonen, die ganze Nacht hindurch 12 Stunden lang nimmer auf; und ein Teufelskind, Namens Congreve, war dabey, der hatte ein neues Zerstörungsmittel erfunden, nemlich die sogenannten Brand-Raketen. Das war ungefähr eine Art von Röhren, die mit brennbaren Materien angefüllt wurden, und vorne mit einem kurzen spitzigen Pfeil versehen waren. Im Schuß entzündete sich die Materie, und, wenn nun der Pfeil an etwas hinfuhr, wo er Habung 70  
hatte, so blieb er stecken, manchmal wo niemand zukommen konnte, und die Feuermaterie zündete an, was brennen konnte. Auch diese Brand-Raketen flogen die ganze Nacht in das arme Kopenhagen hinein. Kopenhagen hatte damals noch 4000 Häuser, 85,965 Einwohner, 22 Kirchen, 4 königliche Schlösser, 22 Krankenspitäler, 75  
30 Armenhäuser, einen reichen Handel und viele Fabriken. Da kann man denken wie mancher schöne Dachstuhl in dieser angstvollen Nacht zerschmettert wurde, wie

manches bange Mutterherz sich nicht zu helfen wußte, wie manche Wunde blutete, und wie die Stimme des Gebets und der Verzweiflung, das Sturmgeläute und der Canonendonner durch einander gieng. Am 3. September, als der Tag kam, hörte das Schießen auf; und der Engländer fragte, ob sie noch nicht wollten gewonnen geben. Der Commandant von Kopenhagen sagte: Nein. Da fieng das Schießen Nachmittags um 4 Uhr von neuem an, und dauerte bis den 4. September Mittags fort, ohne Unterlaß und ohne Barmherzigkeit. Und als der Commandant noch nicht wollte Ja sagen, fieng Abends das Feuer wieder an, und dauerte die ganze Nacht bis den 5. des Mittags. Da lagen mehr als 300 schöne Häuser in der Asche; ganze Kirchthürme waren eingestürzt, und noch überall wüthete die Flamme. Mehr als 800 Bürger waren schon getödtet und mehrere schwer verwundet. Ganz Kopenhagen sah hier einer Brandstätte, oder einem Steinhäufen, da einem Lazareth, und dort einem Schlachtfeld gleich. Als endlich der Commandant von Kopenhagen nirgends mehr Rettung noch Hülfe und überall nur Untergang und Verderben sah, hat er am 7. September kapitulirt, und der KronPrinz hats nicht einmal gelobt. Das erste war, die Engländer nahmen die ganze Seeflotte von Kopenhagen in Besitz und führten sie weg; 18 Linienschiffe, 15 Fregatten und mehrere kleinere bis auf eine Fregatte, welche der König von England ehemals dem König von Dänemark zum Geschenk gemacht hatte, als sie noch Freunde waren. Diese ließen sie zurück. Der König von Dänemark schickte sie ihnen aber auch nach, und will nichts geschenktes mehr zum Andenken haben. Im Land selbst und auf den Schiffen hausten die Engländer als böse Feinde, denn der Soldat weiß nicht, was er thut, sondern denkt: Wenn sie es nicht verdient hätten, so führte man keinen Krieg mit ihnen. Zum Glück dauerte ihr Aufenthalt nicht lange; denn sie schifften sich am 19. Oktober wieder ein, und fuhren am 21. mit der dänischen Flotte und dem Raub davon; und der Congreve ist unterwegs ertrunken und hat Frau und Kinder nimmer gesehn. Jezt haltens die Dänen gemeinschaftlich mit den Franzosen, und Kayser Napoleon will nicht eher mit den Engländern Friede machen, als bis sie die Schiffe wieder zurück gegeben, und Kopenhagen bezahlt haben. Dieß ist das Schicksal von Dänemark, und die Freunde der Engländer sagen, es sey nicht so schlimm gemeynt gewesen. Andre aber sagen, es hätte nicht können schlimmer seyn, und die Dänen meynens auch.

Unter allen Bundesgenossen der Engländer ist der König von *Schweden* allein standhaft geblieben, ob er gleich an dem Betragen derselben gegen Dänemark keine Freude kann gehabt haben. Darüber hat er schon im Krieg Stralsund und Pommern verlohren, und Rußland hat ihn unterdessen in seinem Land angegriffen und ihm in kurzer Zeit die ganze Provinz Finnland weggenommen, und mit den Dänen ists auf einer andern Seite auch schon losgebrochen, also, daß jezt Schweden in großer Gefahr und Bedrängniß ist. Aber der König bleibt unbeweglich seinem Grundsatz getreu, und sagt: er wolle lieber sterben, als nachgeben.

*England* selbst sitzt ruhig auf seiner Insel, sieht den Welthändeln auf dem festen Lande zu, und lacht. Denn es kann nicht angegriffen werden, weil das Meer keine Balken hat, und seinen Schiffen geht alles aus dem Weg. Deßwegen fangt es der Kayser Napoleon auf eine andere Art an. Weil England durch den Handel alles baare Geld aus dem festen Land herüber fischt, und seine ganze Macht in seinem ungeheuren Reichthum besteht, so versperrt man ihm den Handel. Fast alle Seehäven des festen Landes sind ihm verschlossen. Alle englischen Waaren sind verboten, wo man sie findet werden sie weggenommen, deßwegen ist der Zucker und der Caffee so theuer, und, wenn das feste Land es aushaltet in die Länge, so muß England noch ersticken in seinem eigenen Fett.

Auch in *Deutschland* endlich sind durch den preußischen Krieg und durch den Tilsiter-Frieden wichtige Veränderungen vorgegangen. Aus dem ehemaligen Kurfürstenthum Sachsen wurde ein Königreich, und der König bekam auch noch das Herzogthum Warschau, welches der König von Preußen in Polen verlohren hat. Auch aus der ehemaligen Landgrafschaft Hessen=Kassel und den preußischen Landen herwärts des Elbestroms ist ein neues Königreich Westphalen entstanden, und der König ist des Kaysers Napoleons sein Herr Bruder. Fast alle Länder, die zum ehemaligen deutschen Reich gehörten, sind dem rheinischen Bunde beygetreten; und der rheinische Bund reicht jetzt von Lörrach bis ans Meer. Das sind die wichtigsten und nächsten Folgen des Friedens von Tilsit bis zum Sept. 1808.

#### 100 FÜRCHTERLICHER KAMPF EINES MENSCHEN MIT EINEM WOLF.

Hierneben ist zu sehen ein Mensch, der mit einem grausamen Thiere kämpfte. Der Mensch wurde Meister und das Thier ist todt.

In Frankreich ist ein Departement, heißt Goldhügel. In diesem Departement befindet sich eine kleine Landschaft, genannt Saulieu, (muß lesen Soliö); diese Landschaft bekam im Merz des Jahrs 1807 einen schlimmen Besuch von einem reissenden Thier, wie man noch keines daselbst gesehen hatte, hier zu Land auch nicht. Es hatte Aehnlichkeit mit einem Wolf, wird auch einer gewesen seyn. Doch hatte es eine kürzere Schnautze als ein gemeiner Wolf, war lang und mager und mit langen dunkelgrünen Haaren besetzt. Diese grausame und blutgierige Bestie wüthete mehrere Tage lang zum Schrecken der Einwohner in dem Lande herum, grif Menschen und Thiere an, wagte sich sogar am 30. Merz am hellen Tag auf der Landstraße an die Reisenden, zerriß einen Conscribirten, zerfleischte zwey Mägdlein und einen Knaben und blieb selbige Nacht nahe bey dem Hause eines Landmannes, Namens Machin, im Gebüsch übernacht. Der gute Machin, der an eine solche Schildwache vor seinem Hause nicht dachte, gieng des Morgens früh um 3 Uhr, als es noch ganz finster war, aus dem

Hause. Da hörte er etwas rauschen im Gebüsch, glaubte es sey die Katze, die sich vor einigen Tagen verlaufen hatte, und rief seiner Frau, die Katze sey da. Aber in dem nemlichen Augenblicke springt das Unthier wüthend auf ihn los. Er wirft es zurück.  
 20 Es kommt wieder, stellt sich auf die Hinterfüße, drückt ihn zwey Schritte weit an die Wand zurück, und packt ihn mit einem Rachen voll scharfer starker Zähne wüthend an der linken Brust. Vergebens sucht er sich loszumachen. Das Thier sezt immer tiefer seine Zähne ein, und verursacht ihm die entsetzlichsten Schmerzen. Da umfaßt es der herz hafte und starke Machin mit beyden Armen, drückt es fest an sich, ringt  
 25 mit ihm bis er es im Hause hat, wirft sich mit ihm auf einen Tisch, so daß das Thier unten lag, und rief seiner Frau, daß sie ein Licht anzünde. Aber Frau und Kinder wagten es nicht, sich zu nähern, und das Thier biß sich immer tiefer und tiefer in die Brust des unglücklichen Mannes ein, bis endlich die älteste Tochter von 22 Jahren sich ermannte, und mit einem Licht und einem Messer herbeyeilte. Der Vater drückt  
 30 so stark er kann, mit seinem Körper auf das Thier, zeigt ihr mit der linken Hand wo sie hineinstechen müsse, daß das Ungeheuer sicher getödtet werde. Noch biß sich die Bestie immer tiefer und tiefer ein, während die Tochter den kühnen und glücklichen Stich that, und ein paar Mal das Messer in der Wunde umkehrte. Aber jezt schoß das heisse schwarze Blut wie ein Strom aus der tödtlichen Wunde hervor, das Best fieng  
 35 an die Augen zu verdrehen, und es war ihm nicht, als wenn es noch viele Buben und Mägdlein verreißen wollte. Aber erst nachdem es sich völlig verblutet hatte, war man im Stande die Brust des braven Machin von ihm los zu machen, so fest hatte es sich mit seinen mörderischen Zähnen eingehauen. Drauf wurde das Unthier vollends todgeschlagen und verlocht. Machin aber hatte doch lange an seiner Brust zu leiden  
 40 und zu heilen, und sagt, er wolle sein lebenslang dran denken.



Abb. 48: Kampf eines Menschen mit einem Wolf

## Portugall.

In dem verwichenen Jahr sind zwey Könige von ihren Thronen herabgestiegen; der König von Portugall und der König von Spanien.

Wenn man von Basel aus durch die ganze Schweiz reist bis nach Genf, so 5  
kommt man nach Frankreich. Wenn man quer durch ganz Frankreich die Reise fort-  
setzt, so kommt man nach Spanien. Wenn man weiters durch ganz Spanien reist bis  
an das andere End, so kommt man nach Portugall. Portugall aber ist gegen Sonnen-  
Untergang das letzte Land von Europa am Meer, und man kann von dort aus zu Fuß  
nimmer weiter. Portugall ist ein kleines, aber gesegnetes Land, und der König hatte 10  
noch andere reiche Besitzungen über dem Meere, zum Beyspiel das große Land Brasi-  
lien in Amerika, von wannen das Brasilienholz gebracht wird zu der rothen Dinte.  
Dieses kleine Königreich Portugall hat keinen andern Nachbar, als das große König-  
reich Spanien. Wenn es also mit diesem in guter Freundschaft steht, so hat es von  
dem Land her keinen Feind zu fürchten. Allein der schwächere Nachbar traut dem 15  
Mächtign nicht, und, wenn Portugall mit Spanien in Unfrieden kam, so hatte es  
auch nirgends der Hülfe zu erwarten, als vom Meer. Deßwegen hielt Portugall von je-  
her und bis auf die letzte Zeit gute Freundschaft mit England, erstlich weil England  
und Spanien nie die besten Freunde mit einander sind, zweytens weil England das  
mächtigste Volk ist auf dem Wasser. Da aber der Kayser Napoleon den großen Plan 20  
entworfen hatte, alle Mächte des festen Landes von den Engländern abwendig zu ma-  
chen, und ihren Schiffen und Waaren alle Seehäven zu verschliessen, und kurz, es  
sollte kein Mensch mehr etwas mit ihnen zu schaffen haben, wie wenn sie alle die  
Raude hätten, so verlangte er, die Portugiesen sollten auch mithalten, und als die Re-  
gierung nicht wollte, so schickte er eine Armee, unter dem Befehl des Generals Junot, 25  
durch Spanien nach Portugall. Der sollte der Regierung sagen, wie sie sich zu verhal-  
ten habe, und die Seehäven besetzen, und den Spaniern war es so weit recht. Das ist  
der nemliche General Junot, der vor wenig Jahren eine Schlacht bey Nazareth im ge-  
lobten Land kommandirte. Denn ein französischer General kommt heut zu Tag weit  
in der Welt herum. Da nun England seinen Bundsgenossen in der Noth sah, so kam 30  
es ihm mit seinen Schiffen zum Beystand; aber wie? Zur Flucht. Denn die königliche  
Familie wollte den Ausgang der Sache nicht abwarten, sondern verließ ihre Residenz-  
stadt Lissabon, ihr bisheriges Land und Europa, und schiffte sich nach Brasilien ein.  
Also kam der französische General Junot, und nahm dieses Königreich im Namen des  
Kaysers Napoleon in Besitz und in Verwaltung. Dieß ist das Schicksal von Portugall 35  
bis zum September 1808.

## Spanien.

Anders gieng es in Spanien selber zu. Dieß ist das Land, aus welchem sich unsere spanischen Schaafe her datiren, und wie warm und fruchtbar dort das Erdreich seyn muß, ist daraus zu erkennen, daß im schlechtesten Boden, wo wegen Wassermangel  
40 sonst nichts gedeihen will, ganze Stunden weit der Rosmarin und Lavendel wild wächst, und wenn den jungen Eselein das Futter nicht schmecken will, so gibt man ihnen Feigen oder Pomeranzen, freylich nicht die besten. Ein solches Land verdient von braven und glücklichen Leuten bewohnt zu werden. Allein der Prinz von Asturien, das ist der älteste Sohn des Königs, muß in seiner Kindheit einmal neben die  
45 Schule gegangen seyn, als das vierte Gebot zergliedert wurde. Denn schon vor einiger Zeit stiftete er eine Verschwörung gegen seinen Vater und gegen den Freund und Minister seines Vaters, den Friedensfürsten, und wollte sich des Throns bemächtigen. Das Vorhaben wurde noch zu rechter Zeit entdeckt. Der Prinz gestand, nannte die  
50 Mitschuldigen, und erhielt von seinem Vater Verzeihung. Seit dieser Zeit aber herrschte in Spanien keine rechte Sicherheit und Ruhe mehr, französische Kriegsvölker unter den Befehlen des Großherzogs von Berg rückten in das Land, und der Prinz von Asturien, nicht gewarnt durch die Erfahrung, ließ sich von Leuten, die es weder mit ihm noch mit seinem Herrn Vater können gut gemeyst haben, zum zweytenmal  
55 zu einer Verschwörung gegen den König locken.

Dießmal gieng die Sache weiter. Es kam zu einem völligen Aufruhr. Die königliche Leibwache und viel Volk schlug sich zu dem Prinzen. Der Friedensfürst wurde beschuldigt, er sey ein Verräther des Vaterlandes. Er wurde gefangen gesetzt, mußte viel Mißhandlungen ausstehen, und stündlich einen gewaltsamen Tod erwarten. Sein  
60 Vermögen wurde eingezogen, sein Pallast ausgeplündert, und alles zerschlagen. Um größeres Unglück zu verhüten und seine eigene Person zu retten, übergab der König die Krone seinem Sohn, und mußte sagen, daß er sie freywillig niederlege und wegen seiner Gesundheit sich in ein stilles Leben und in eine wärmere Gegend zurück ziehen wolle. Darauf wurde sein Sohn zum König erklärt. Allein so etwas kann keine  
65 lange Dauer haben und führt zu keinem guten Ende. Der französische Kaiser machte damals eine Reise in seinem Reich, und kam bis Bayonne, nahe an der spanischen Gränze. In dieser Stadt sollen vorzeiten die ersten Bayonette gemacht worden seyn, und daher haben sie ihren Namen. Als aber der alte König hörte, daß Napoleon in der Nähe sey, kam er selber nach Bayonne, begab sich in des Kaisers Schutz, sagte, er  
70 sey gezwungen worden, und protestire gegen alles. Da machte sich der Prinz von Asturien auf den nämlichen Weg, und sagte, er sey in der festen Meynung gewesen, sein Herr Vater habe die Krone freywillig niedergelegt, sonst hätte er sie nicht angenommen, und er gebe sie hiemit zurück. Allein damit war die Sache nicht abgethan. Denn eine verkehrte That ist geschwinder begangen, als wieder gut gemacht. In Spa-  
75 nien, und besonders in Madrit, gab es unruhige Bewegungen. Ein Theil wollte sich



dem alten König nimmer unterwerfen, so wollte der andere den Prinzen nicht anerkennen, und die französischen Truppen waren in der Stadt und rings umher, und eine Parthie machte gegen die andere curiöse Gesichter. Auf einmal bricht in Madrit ein neuer Aufruhr aus (der Bericht darüber lautet vom 2ten May 1808). Ganze Straßen und Marktplätze füllten sich mit mehr als 20,000 Menschen, die nichts Gutes verkündeten. Mehrere französische Militär-Personen werden angegriffen, der Großherzog von Berg läßt den Generalmarsch schlagen. Man schießt zuerst mit kleinem Gewehr, dann aus Canonen unter die wilden Haufen. Sie zerstreuen sich, andere fliehen in die Häuser und schiessen aus den Fenstern. Man bricht die Thüren ein, und haut zusammen, was mit Gewehr sich blicken läßt. Unterdessen bemächtigen sich die Empörer des Zeughauses und wollen 28 Canonen und 10,000 Flinten zu ihrer Bewaffnung holen. Ein französischer General kommt ihnen über den Hals, und wer im Zeughaus angetroffen wird, muß sterben. Mehrere tausend Bauern waren von den Dörfern zum Tumult beordert worden. Allein in solche Ernten muß man keine Sicheln tragen. Als sie sahen, die Sache geht schief, wollten sie wieder fliehen. Allein die Cavallerie paßte auf sie an den Thoren, viele wurden zerhauen, und was man mit den Waffen in der Hand gefangen bekam, wurde erschossen. Nach dem Bericht kamen in diesem Aufruhr mehrere 1000 Spanier ums Leben. Die Franzosen hatten 25 Todte, und gegen 50 Verwundete. Als die Nachricht nach Bayonne kam, war bey der königlichen Familie die Betrübniß groß. Der König und der Kronprinz mußten sich endlich durch die Erfahrung überzeugen, es sey der zerrütteten spanischen Monarchie nimmer anders zu helfen, als der Kayser Napoleon nehme sich ihrer an. Der Kayser wars zufrieden. Also legten der König und der Prinz die spanische Krone vor Napoleon nieder, entsagten allen ihren Rechten und Ansprüchen darauf. Der Großherzog von Berg wurde General-Lieutenant von ganz Spanien, und nach Bayonne hat der Kayser eine Versammlung von 150 Rittern, Geistlichen und Bürgern aus Spanien beordert, um mit ihnen über das Wohl und die neue Einrichtung von Spanien das Nöthige in Richtigkeit zu bringen. In dieser Versammlung wurde nun die neue Verfassung des Königreichs zu Stande gebracht, und der bisherige König von Neapel zum Regenten dieses Landes erklärt. Dem alten König aber und seiner Familie wurden in Frankreich anständige Palläste und Güter angewiesen, wo sie in vergnüglicher Ruhe ihr Leben zubringen können. So gieng es in Spanien zu, bis zu Ende des Augusts 1808.

102 UNGLÜCK IN KOPPENHAGEN.

Das sollte man nicht glauben, daß eine Granade, die in den unglücklichen September-Tagen 1807. nach Copenhagen geworfen wurde, noch im Juli 1808. losgehen werde. Zwey Knaben fanden sie unter der Erde. Einer von ihnen wollte sie mit einem  
 5 Nagel von dem anhängenden Grunde reinigen. Plötzlich gerieth sie in Brand, zersprang, tödtete den einen auf der Stelle, nahm dem andern die Beine weg, und zerquetschte der Mutter, die mit einem Säugling an der Brust sorglos zusah, den Arm. Dieß lehrt vorsichtig seyn mit alten Granaden und Bomben-Kugeln.

103 MERKWÜRDIGE SCHICKSALE EINES JUNGEN ENGLÄNDERS.

(SIEHE DIE HIERNEBENSTEHENDE ABBILDUNG.)

Eines Tages reiste ein junger Engländer auf dem Postwagen zum erstenmal in die große Stadt London, wo er von den Menschen, die daselbst wohnen, keinen einzigen  
 5 kannte, als seinen Schwager, den er besuchen wollte, und seine Schwester, so des Schwagers Frau war. Auch auf dem Postwagen war neben ihm Niemand, als der Condukteur, das ist, der Aufseher über den Postwagen, der auf alles Acht haben, und an Ort und Stelle über die Briefe und Pakete Red und Antwort geben muß; und die zwey Reise-Kameraden dachten damals auch nicht daran, wo sie einander das nächstmal wieder sehen würden. Der Postwagen kam erst in der tiefen Nacht in London  
 10 an. In dem Posthause konnte der Fremde nicht über Nacht bleiben, weil der Postmeister daselbst ein vornehmer Herr ist, und nicht wirthet, und des Schwagers Haus wußte der arme Jüngling, in der ungeheuer großen Stadt, bey stockfinsterner Nacht, so wenig zu finden, als in einem Wagen voll Heu eine Stecknadel. Da sagte zu ihm der  
 15 Condukteur: „Junger Herr, kommt ihr mit mir! Ich bin zwar auch nicht hier daheim, aber ich habe, wenn ich nach London komme, bey einer Verwandten ein Stüblein, wo zwey Better stehen. Meine Base wird euch schon beherbergen, und morgen könnt ihr euch alsdann nach eures Schwagers Haus erkundigen, wo ihrs besser finden werdet.“ Das ließ sich der junge Mensch nicht zweymal sagen. Sie tranken bey der Frau  
 20 Base noch einen Krug englisches Bier, das noch besser seyn soll, als das Donaueschinger oder Seckinger, so doch auch nicht schlecht ist, aßen eine Knackwurst dazu, und legten sich dann schlafen. In der Nacht kam den Fremden eine Nothdurft an, und muß hinaus gehn. Da war er übler dran, als noch nie. Denn er wußte in seiner dormaligen Nachtherberge, so klein sie war, so wenig Bericht, als ein paar Stunden vorher in der großen Stadt. Zum Glück aber wurde der Condukteur auch wach, und  
 25 sagte ihm wie er gehen müsse, links und rechts, und wieder links. „Die Thüre, fuhr er fort, ist zwar verschlossen, wenn ihr an Ort und Stelle kommt, und wir haben den Schlüssel verloren. Aber nehmt in meinem Rockelor-Sack mein großes Messer mit,

und schiebt es zwischen dem Thürlein und dem Pfosten hinein, so springt inwendig die Falle auf. Geht nur dem Gehör nach! Ihr hört ja die Themse rauschen, und zieht etwas an, die Nacht ist kalt.“ Der Fremde erwischte in der Geschwindigkeit und in der Finsterniß das Camisol des Condukteurs, statt des seinen, zog es an, und kam glücklich an den Platz. Denn er schlug es nicht hoch an, daß er unterwegs einmal den Rang zu kurz genommen hatte, so, daß er mit der Nase an ein Eck anstieß, und wegen dem hitzigen Bier, so er getrunken hatte, entsetzlich blutete. Allein, ob dem starken Blutverlust und der Verkältung bekam er eine Schwäche, und schlief ein. Der nachfertige Condukteur wartete und wartete, wußte nicht wo sein Schlafkamerad so lange bleibt, bis er auf der Gasse einen Lärm vernahm, da fiel ihm im halben Schlaf der Gedanke ein: „Was gilts, der arme Teufel ist an die Hausthüre kommen, ist auf die Gasse hinausgegangen, und *gepreßt* worden.“ Denn wenn die Engländer viel Volk auf ihre Schiffe brauchen, so gehen unversehens bestellte starke Männer Nachts in den gemeinen Wirthsstuben, in verdächtigen Häusern und auf der Gasse herum, und wer ihnen alsdann in die Hände kommt und tauglich ist, den fragen sie nicht lange: Landsmann, wer bist du? oder Landsmann, wer seyd ihr? sondern machen kurzen Prozeß, schleppen ihn, – gern oder ungern, – fort auf die Schiffe, und Gott befohlen! Solch eine nächtliche Menschenjagd nennt man *Pressen*; und deßwegen sagte der Condukteur: „Was gilts, der arme Teufel ist gepreßt worden!“ – In dieser Angst sprang er eilig auf, warf seinen Rokel um sich, und eilte auf die Gasse, um wo möglich den armen Schelm zu retten. Als er aber eine Gasse und zwey Gassen weit dem Lärmen nachgegangen war, fiel er selber den Pressern in die Hände, wurde auf ein Schiff geschleppt,– ungern– und den andern Morgen weiters. Weg war er. Nachher kam der junge Mensch im Hause wieder zu sich, eilte, wie er war, in sein Bett zurück, ohne den Schlafkameraden zu mangeln, und schlief bis in den Tag. Unterdessen wurde der Condukteur, um 8 Uhr, auf der Post erwartet, und als er immer und immer nicht kommen wollte, wurde ein Postbedienter abgeschickt, ihn zu suchen. Der fand keinen Condukteur, aber einen Mann mit blutigem Gewand im Bett liegen, auf dem Gang ein großes offenes Messer, Blut bis auf den Abtritt, und unten rauschte die Themse. Da fiel ein böser Verdacht auf den blutigen Fremdling, er habe den Condukteur ermordet und in das Wasser geworfen. Er wurde in ein Verhör geführt, und als man ihn visitirte und in den Taschen des Kamisols, das er noch immer an hatte, einen ledernen Geldbeutel fand, mit dem wohlbekanntem silbernen Petschaftring des Condukteurs am Riemen befestigt, da war es um den armen Jüngling geschehn. Er berief sich auf seinen Schwager,– man kannte ihn nicht– auf seine Schwester,– man wußte von ihr nichts. Er erzählte den ganzen Hergang der Sache, wie er selber sie wußte. Aber die Blutrichter sagten: „Das sind blaue Nebel, und *ihr werdet gehenkt*. Und wie gesagt, so geschehn, noch am nemlichen Nachmittag nach engländischem Recht und Brauch. Mit dem engländischen Brauch aber ist es so: Weil in London der

Spitzbuben viele sind, so macht man mit denen die gehenkt werden, kurzen Prozeß, und bekümmern sich nicht viele Leute darum, weil mans oft sehen kann. Die Missethäter, so viel man auf einmal hat, werden auf einen breiten Wagen gesetzt, und bis unter den Galgen geführt. Dort hängt man den Strick in den bösen Nagel ein, fährt alsdann mit dem Wagen unter ihnen weg, läßt die schönen Gesellen zappeln, und schaut nicht um. Allein in England ist das Hängen nicht so schimpflich wie bey uns, sondern nur tödtlich. Deßwegen kommen nachher die nächsten Verwandten des Missethätters, und ziehn so lange unten an den Beinen, bis der Herr Vetter oben erstickt. Aber unserm Fremdling that niemand diesen traurigen Dienst der Liebe und Freundschaft an, bis Abends ein junges Ehepaar, Arm in Arm, auf einem Spaziergang von ungefähr über den Richtplatz wandelte, und im Vorbeygehen nach dem Galgen schaute. Da fiel die Frau, mit einem lauten Schrey des Entsetzens, in die Arme ihres Mannes: „Barmherziger Himmel, da hängt unser Bruder!“ Aber noch größer wurde der Schrecken, als der Gehenkte bey der bekannten Stimme seiner Schwester die Augenlieder aufschlug, und die Augen fürchterlich drehte. Denn er lebte noch. Der Schwager aber, der ein entschlossener Mann war, verlor die Besinnung nicht, sondern dachte in der Stille auf Rettung; der Platz war entlegen, die Leute hatten sich verlaufen, und um Geld und gute Worte gewann er ein paar beherzte und vertraute Pursche, die nahmen den Gehenkten, mir nichts dir nichts, ab, als wenn sie das Recht dazu hätten, und brachten ihn glücklich und unbeschrien in des Schwagers Haus. Dort ward er in wenig Stunden wieder zu sich gebracht, bekam ein kleines Fieber, und wurde unter der lieben Pflege seiner getrösteten Schwester bald wieder völlig gesund. Eines Abends aber sagte der Schwager zu ihm: „Schwager! ihr könnt nun in dem Land nicht bleiben. Wenn ihr entdeckt werdet, so könnt ihr noch einmal gehenkt werden, und ich dazu. Und, wenn auch nicht, so habt ihr ein Halsband an eurem Hals getragen, das für euch und eure Verwandten ein schlechter Staat war. Ihr müßt nach Amerika. Dort will ich für euch sorgen. Das sah der gute Jüngling ein, gieng bey der ersten Gelegenheit in ein vertrautes Schiff, und kam nach 80 Tagen glücklich in dem Seehafen von Philadelphia an. Als er aber hier an einem landfremden Orte mit schwerem Herzen wieder an das Ufer stieg; und als er eben bey sich selber dachte: „Wenn mir doch Gott auch nur einen einzigen Menschen entgegen führte, der mich kennt;“ siehe, da kam in armseliger Schiffskleidung der Condukteur. Aber so groß sonst die Freude des unverhoften Wiedersehens an einem solchen fremden Orte ist, so war doch hier der erste Willkomm schlecht genug. Denn auf vorstehender Abbildung kann man sehen: Ziffer 1 den Condukteur, wie er mit geballter Faust auf den Ankömmling losgeht; er sagt zu ihm: „*Wo führt euch der Böse her, ihr verdammter Nachtläufer? Wißt ihr, daß ich wegen euch bin gepreßt worden?*“ Und Ziffer 2 sieht man den jungen Engländer, der die Hand auch nicht im Sack hat, der antwor-

tet: „*God dam! Ihr vermaledeyter Ueberall und Nirgends! wißt ihr, daß man wegen euch mich gehenkt hat?*“

Ziffer 3 aber sieht man das Wirthshaus zu den drey Kronen in Philadelpha. Dort kamen sie des andern Tages wieder zusammen, erzählten sich ihre Schicksale, und wurden wieder die besten Freunde; und der junge Engländer, der in einem Handlungshaus gute Geschäfte machte, ruhete nicht eher, als bis er seinen guten Freund loskaufen und nach London zurückschicken konnte. Er selbst wurde in Amerika ein reicher Kaufmann, und wohnt jetzt in der Stadt Washington, in der verlängerten neuen Herrengasse, Nro. 46.

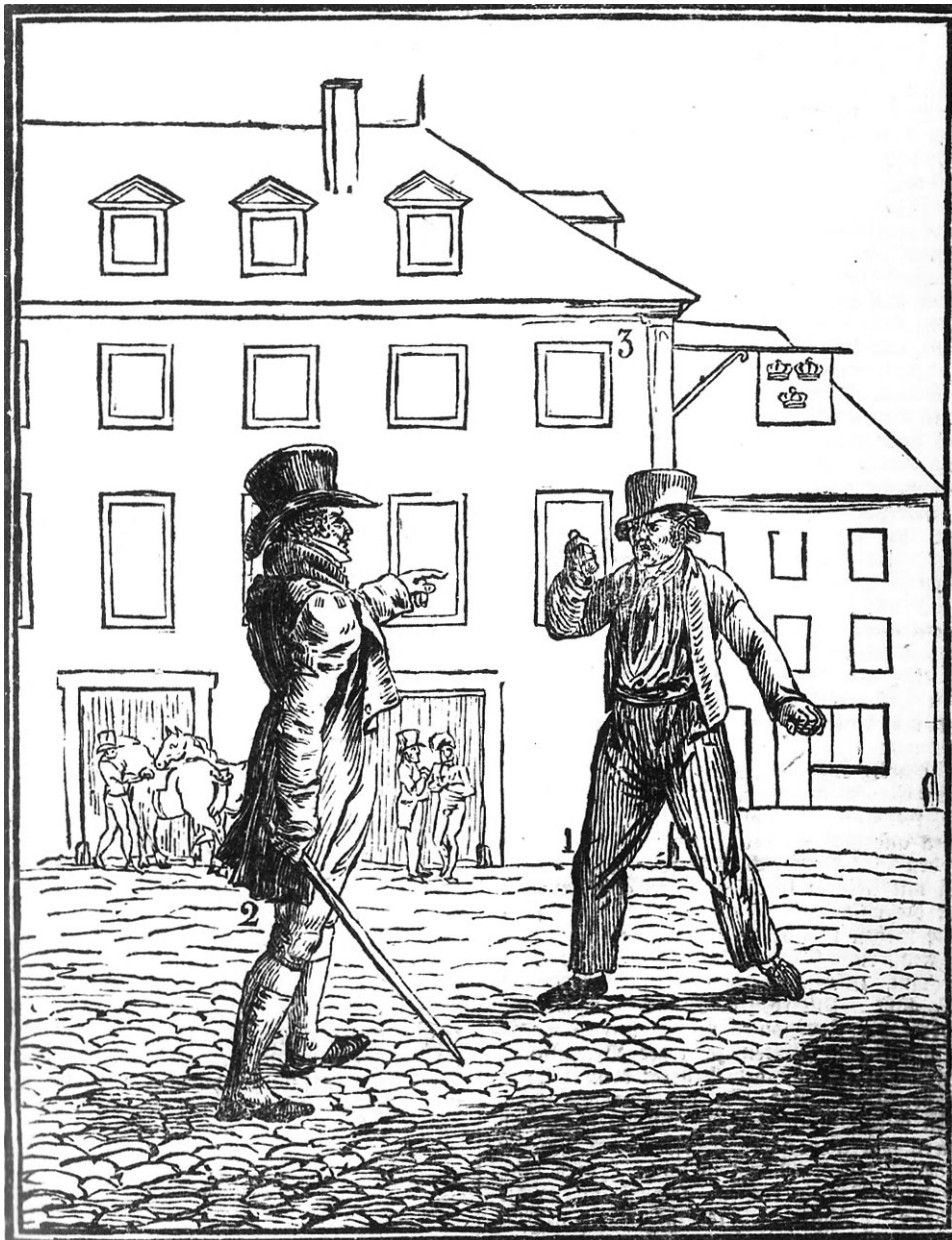


Abb. 49: Merkwürdige Schicksale

## 104 DER UNSCHULDIG GEHENKTE.

Folgende unglückliche Begebenheit hat sich auf dem Spessart zugetragen. Mehrere Knaben hüteten mit einander an einer Berghalde unten an dem Wald das Vieh ihrer Eltern oder Meister. In der Langweile trieben sie allerley, und ahmten unter einander, wie dieses Alter zu thun pflegt, die Handlungen und Geschäfte der erwachsenen Menschen spielend nach. Eines Tages sagte der Eine von ihnen: „Ich will der Dieb seyn.“ – „So will ich das Oberamt seyn,“ sagte der Zweyte. „Seyd ihr die Hatschiere,“ sagte er zum Dritten und Vierten, „und du bist der Henker,“ sprach er zum Fünften. Gut! der Dieb stiehlt einem seiner Kameraden heimlich ein Messer und setzt sich auf flüchtigen Fuß; der Bestohlene klagt bey Oberamt; die Hatschiere streifen im Revier, attrapiren den Dieb in einem hohlen Baum und liefern ihn ein. Der Richter verurtheilt ihn zum Tode. Unterdessen hört man im Wald einen Schuß fallen; Hundegebell erhebt sich. Man achtet's nicht. Der Henker wirft dem Malefikanten kurz und gut einen Strick um den Hals und henkt ihn im Unverstand und Leichtsinne an einen Aststumpen an einem Baumstamm, also daß er mit den Füßen nicht gar kann die Erde berühren, denkt, ein paar Augenblicke kann ers schon aushalten. Plötzlich rauscht es im dürren Laub im Wald; es knackt und kracht im dichten Gehörst; ein schwarzer wilder Eber bricht zottig und blitzend aus dem Wald hervor, und läuft über den Richtplatz. Die Hirtenbuben, denen es ohnehin halber zu Muth war, als ob es doch nicht ganz recht wäre, mit einer so ernsthaften und bedenklichen Sache Muthwillen zu treiben, erschrecken, meynen, es sey der Teufel, vor dem uns Gott behüte, laufen vor Angst davon, einer von ihnen ins Dorf, und erzählt, was geschehen sey. Aber als man kam, um den Gehenkten abzulösen, war er erstickt und todt. Dieß ist eine Warnung. Das Oberamt und die Hatschiere kamen nachher auf drey Wochen ins Zuchthaus, und der Henker auf sechs. Daß aber der Eber soll der Teufel gewesen seyn, hat sich nicht bestätigt. Denn er wurde von den nacheilenden Jägern erlegt und zum Forstamt geliefert; der Teufel aber befindet sich noch am Leben.

## 105 STEINREGEN.

Sonntags den 22. May 1808. sind in Mähren Steine vom Himmel gefallen. Der Kaiser von Oestreich ließ durch einen sachkundigen Mann Untersuchung darüber anstellen. Dieß ist der Erfund.

Es war ein heiterer Morgen, bis um halb sechs Uhr ein Nebel in die Luft einrückte. Die Filial-Leute von Stannern waren auf dem Weg in die Kirche, und dachten an nichts. Plötzlich hörten sie drey starke Knälle, daß die Erde unter ihren Füßen zitterte; und der Nebel wurde auf einmal so dicht, daß man nur 12 Schritte weit zu sehen vermochte. Mehrere schwächere Schläge folgten nach, und lauteten wie ein an-

haltend Flinten-Feuer in der Ferne, oder wie das Wirbeln großer Trommeln. Das Rollen und das Pfeiffen, das zwischen drein in der Luft gehört wurde, brachte daher einige Leute auf den Gedanken, jezt komme die Garnison von Telisch mit türkischer Musik. An das Canoniren dachten sie nicht. Aber während als sie vor Verwunderung und Schrecken einander ansahen, fieng in einem Umkreis von ungefähr 3 Stunden ein Regen an, gegen welchen kein Mantel oder Maltersack über die Achseln schützt. Eine Menge von Steinen, von der Größe einer welschen Nuß bis zu der Größe eines Kindskopfs, und von der Schwere eines halben Lothes bis zu 6 Pfund, fielen unter beständigem Rollen und Pfeifen aus der Luft, einige senkrecht, andere wie in einem Schwung. Viele Leute sahen zu, und die Steine, welche sogleich nach dem Fallen aufgehoben wurden, waren warm. Die ersten schlugen nach ihrer Schwere tief in die Erde. Einer davon wurde 2 Fuß tief herausgegraben. Die spätern ließen es beym nächsten bewenden; und fielen nur auf die Erde. Ihrer Beschaffenheit nach sind sie inwendig sandartig und grau, und von außen mit einer schwarzen glänzenden Rinde überzogen. Die Zahl derselben kann niemand angeben. Viele mögen in das Fruchtfeld gefallen seyn, und noch in der Erde verborgen liegen. Diejenigen, welche gefunden und gesammelt worden, betragen an Gewicht 2 ½ Centner. Alles dauerte 6 bis 8 Minuten, und nach einigen Stunden verzog sich auch der Nebel, so, daß gegen Mittag alles wieder hell und ruhig war, als wenn nichts vorgegangen wäre. Dieß ist die Begebenheit. Was es aber mit solchen Steinen, die vom Himmel fallen, für eine Bewandtniß habe, daraus machen die Gelehrten ein Geheimniß, und, wenn man sie fragt, so sagen sie, sie wissen es nicht.

## 106 DER REKRUT.

Zum schwäbischen Kreiscontingent kam im Jahr 1795. ein Rekrut, so ein schöner wohlgewachsener Mann war. Der Offizier fragte ihn, wie alt er sey. Der Rekrut antwortete: „Ein und zwanzig Jahr. Ich bin ein ganzes Jahr lang krank gewesen, sonst wär ich Zwey und zwanzig.“

## 107 BÖSER MARKT.

(SIEHE DIE NEBENSTEHENDE VORSTELLUNG.)

In der großen Stadt London und rings um sie her gibt es ausserordentlich viel gute Narren, die an anderer Leute Geld oder Sackuhren oder kostbaren Fingerringen eine kindische Freude haben, und nicht ruhen, bis sie dieselben haben. Dieß bringen sie zuweg manchmal durch List und Betrug, noch öfter durch kühnen Angriff, manch-

mal am hellen lichten Tag und an der offenen Landstraße. Einem gerathet es, dem andern nicht. Der Kerkermeister zu London und der Scharfrichter wissen davon zu erzählen. Eine seltsame Geschichte begegnete aber eines Tags einem vornehmen und  
10 reichen Mann. Der König und viele andere große Herren und Frauen waren an einem schönen Sommertage in einem großen königlichen Garten versammelt, dessen lange gewundene Gänge sich in der Ferne in einen Wald verloren. Viele andere Personen waren auch zugegen, denen es nicht auf einen Gang und auf ein paar Stunden ankam, ihren geliebten König und seine Familie froh und glücklich zu sehen. Man aß  
15 und trank; man spielte und tanzte; man gieng spatzieren in den schönen Gängen und zwischen dem duftenden Rosengebüsch paarweise und allein wie es sich traf. Da stellte sich ein Mensch, wohl gekleidet, als wenn er auch dazu gehörte, mit einer Pistole unter dem Rock, in einer abgelegenen Gegend an einen Baum, wo der Garten an den Wald gränzt, dachte, es wird schon jemand kommen. Wie gesagt, so geschehen,  
20 kommt ein Herr mit funkelndem Fingerring, mit klingenden Uhrenketten, mit diamantnen Schnallen, mit breitem Ordensband und goldnem Stern, will spatzieren gehn im kühlen Schatten, und denkt an nichts. Indem er an nichts denkt, kommt der Geselle hinter dem Baum hervor, macht dem guten Herrn ein bescheidenes Compliment, zieht die Pistole zwischen dem Rock und Camisol heraus, richtet ihr Maul auf  
25 des Herrn Brust, und bittet ihn höflich, keinen Lärm zu machen, es brauche niemand zu wissen, was sie mit einander zu reden haben. Man muß übel dran seyn, wenn man vor einer Pistole steht, weil man nicht weiß, was drinn steckt. Der Herr dachte vernünftig: „der Leib ist kostbarer als das Geld; lieber den Ring verloren, als den Finger; und versprach zu schweigen.“ Gnädiger Herr, fuhr jezt der Geselle fort: „Wären euch  
30 eure zwey goldenen Uhren nicht feil für gute Bezahlung? Unser Schulmeister richtet die Uhr alle Tage anderst, man weiß nie wie man dran ist, und an der Sonnenuhr sind die Zahlen verwischt.“ Will der reiche Herr wohl oder übel, so muß er dem Halunken die Uhren verkaufen für ein paar Stüber oder etwas, so man kaum ein Schöplein dafür kann trinken. Und so handelt ihm der Spitzbube Ring und Schnallen und  
35 Ordensstern und das goldne Herz, so er vorne auf der Brust im Hemd hatte, Stück für Stück ab um schlechtes Geld, und immer mit der Pistole in der linken Hand. Als endlich der Herr dachte: „Jezt bin ich absolvirt, Gottlob!“ fieng der Spitzbube von neuem an: „Gnädiger Herr, weil wir so gut miteinander zurecht kommen, wolltet ihr mir nicht auch von meinen Waaren etwas abhandeln?“ der Herr denkt an das Sprich-  
40 wort, daß man müsse zu einem bösen Markt ein gutes Gesicht machen, und sagt: „Laßt sehen!“ Da zog der Bursche allerley Kleinigkeiten aus der Tasche hervor, so er vom Zweybatzen-Krämer gekauft, oder auch schon auf einem ungewischten Bank gefunden hatte, und der gute Herr mußte ihm alles abkaufen, Stück für Stück um theures Geld. Als endlich der Spitzbube nichts mehr als die Pistole übrig hatte, und sah,  
45 daß der Herr noch ein paar schöne Dublonen in dem grünen seidenen Geldbeutel



hatte, sprach er noch: „Gnädiger Herr, wolltet ihr mir für den Rest, den ihr da in den Händen habt, nicht die Pistole abkaufen? Sie ist vom besten Büchschmied in London, und zwey Dublonen unter Brüdern werth.“ Der Herr dachte in der Ueberrasschung: „Du dummer Dieb!“ und kauft die Pistole. Als er aber die Pistole gekauft hatte, kehrte er den Stiel um, und sprach: Nun halt, sauberer Geselle, und geh augenblicklich voraus, wohin ich dich heissen werde, oder ich schieße dich auf der Stelle todt. Der Spitzbube aber nahm einen Sprung in den Wald, und sagte: Schießt herzhaft los, gnädiger Herr, sie ist nicht geladen. Der Herr drückte ab, und es gieng wirklich nicht los, wie nebenstehende Figur beweist; denn sonst müßte man Rauch sehen. Er ließ den Ladstock in den Lauf fallen, und es war kein Körnlein Pulver darinn. Der Dieb aber war unterdessen schon tief im Wald; und der vornehme Engländer gieng schamroth zurück, daß er sich also habe in Schrecken setzen lassen, und dachte an Vieles.



Abb. 50: Böser Markt



Der  
Rheinländische Hausfreund

oder  
Neuer Kalender

auf das Jahr 1810

mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen.



Carlsruhe, im Verlag des Großherzogl. Buchhandl.

Abb. 51: Titelvignette 1810

108 FORTGESETZTE BETRACHTUNGEN ÜBER DAS WELTGEBÄUDE.

Der geneigte Leser ist nun bereits ein ganz anderer Mann, als vor zwey Jahren um diese Zeit, und wenn jetzt einmal im *wilden Mann* oder in den *drey Königen* von den *Planeten* die Rede ist, und der *Mars* wird genannt, oder die *Juno*, oder der *Jupiter*,  
 5 oder der *Saturn*, oder der *Uranus*, so kann er auch ein Wort mitsprechen bey seinem Schöplein, und ist nicht schuldig zu gestehn, daß ers aus dem Hausfreund hat. Der *Hausfreund* verlangt nicht.

Jetzt kommen wir zu den *Cometsternen*.

Von den Cometsternen wäre nun viel zu sagen, weil man nicht viel von ihnen  
 10 weiß. Allein der Hausfreund hat nie damit umgehen können den Leuten etwas anzubinden, zum Exempel einen Bären, und will sich deswegen kurz fassen, und alles in Einem Jahrgang abtun, ob es gleich nicht nur eilf Cometsterne gibt, wie man nur von eilf Planeten weiß, sondern schon viel mehr als 400 seit undenklichen Zeiten entdeckt und beobachtet worden sind.

Ein solcher Cometstern ist nun allemal eine sehr merkwürdige Erscheinung, wenn er so auf einmal unangemeldet und unbescheiden am Himmel sichtbar wird, und da steht, und sagt kein Wort, zumal ein solcher, wie im Jahr 1806, der 4-mal so groß schien als der Abendstern, oder 146 Jahr vor Christi Geburt, der größer soll ausgesehen haben, als die Sonne, oder im Jahr 1769, dessen Schweif durch den 4. Theil  
 20 des Himmels reichte, oder wenn gar zwey zugleich erscheinen, was auch schon geschehen ist. Es ist alsdann allemal, als wenn der liebe Gott einen Sternseher, ich will sagen, den Rheinischen Hausfreund, also anredete: „Meinst du, daß du jetzt fertig seyst, und die Sterne des Himmels alle kennest? Sieh, da ist auch noch einer, den du noch nie gesehen hast, und wirst jetzt erst nicht wissen, was du daraus machen sollst.“  
 25 Andere Leute aber schauen das Wundergestirn auch mit Begierde und Staunen an, und die Mutter zeigt es dem Kind, und sagt: „Sieh, wie wunderbar die göttliche Allmacht ist!“

Solche Cometsterne nun, sind einander nicht alle gleich, auch der nämliche, solange man ihn beobachten kann, verändert oft sein Aussehen, sie sind bald heller  
 30 bald trüber, bald größer bald kleiner, rund und eckig, näher oder weiter von uns entfernt. Der Comet im Jahr 1770, war daheim 13-mal größer als der Mond, ob man ihn gleich wegen der weiten Entfernung hiezuland nicht dafür angesehen hat. Einer im J. 1680, war 160-mal näher bey der Sonne, als die Erde bey ihr ist. Einer im J. 1770, war 7-mal weiter von der Erde weg als der Mond. Einige sind so weit entfernt,  
 35 oder so klein, daß nur wir Sternseher und Kalendermacher mit unsern Perspektiven sie entdecken können, andere kann man ohne Zweifel gar nicht sehen, weil sie zu weit entfernt sind, oder bey Tag am Himmel stehen.

Die Cometsterne haben viel ähnliches mit den Planeten und drehen sich ebenso wie sie um die Sonne herum. Aber sie sind auch wieder sehr von den Planeten

verschieden. Sie werden nur selten sichtbar – sie haben keine so feste und kernhafte 40  
Masse als die Erde oder andere Planeten – sie sind mit einem schönen leuchtenden  
Schweif geziert. – Sie bedeuten ein großes Unglück.

Sage erstens, sie erscheinen viel seltener, als die Planeten, die alle Tage am  
Himmel auf- und untergehen, denn sie sind nicht immer so nahe bey der Sonne oder  
bey uns, wie die Planeten. Nein, sondern sie sind rechte Nachtläufer und scheuen 45  
sich nicht in die Fremde zu gehen, wie manches Mutterkind sich scheut. Wenn so ein  
Stern einmal um die Sonne herum ist, und hat sich an ihr erwärmt, und einen kräfti-  
gen Sommer gehabt, so zieht er in einer langen langen Linie hinweg und in seinen  
Winter hinaus, weiß niemand wohin. Wenn er alsdann 30 oder 100 oder viele hun-  
dert Jahre lang immer weiter und weiter hinweg gezogen ist, und es fällt ihm ein, so 50  
kehrt er wieder um, damit er sich wieder einmal an der lieben Sonne recht erwärmen  
kann, und braucht wieder ebensoviel Zeit zu seiner Herreise, und selten einer, der ihn  
zum erstenmal gesehen hat, wartets aus bis er wiederkommt, sondern legt sich schla-  
fen, und bekümmert sich nachher nichts mehr darum. Es ist aufgeschrieben, daß ein  
Comet im Jahr 1456, einer im Jahr 1531, einer im Jahr 1607, einer im Jahr 1682 ge- 55  
standen sey. Weil nun immer von einer Zeit zur andern ein Zwischenraum von unge-  
fähr 76 Jahren etwas mehr oder weniger verflossen war, so behauptete ein gelehrter  
Mann, namens *Halley*, es sey allemal der nämliche gewesen, und er müßte längstens  
bis Anno 1759 wiederkommen, was auch richtig geschehen ist, und so muß er unge-  
fähr im Jahr 1830 ebenfalls wieder erscheinen. Der Hausfreund wills seinem Nachfol- 60  
ger überlassen, den geneigten Leser bis dorthin wieder daran zu erinnern. Ebenso be-  
hauptete einst ein anderer Gelehrter, der Cometstern von 1532 und 1661 sey der  
nämliche und müsse deshalb im Jahr 1790 wiederkommen, ist aber doch ausgeblie-  
ben.

Sage zweytens, der Cometstern hat keine so feste Masse, wie die Erde, oder 65  
ein anderer Planet. Einige sehen aus, wie ein bloßer Dunst, also, daß man durch sie  
hindurch die andern Sternlein will sehen können, die hinter ihnen stehen. Andere  
sind zwar schon etwas dichter, haben aber doch das Ansehen, als wenn nicht alles dar-  
an recht an einander hienge, sondern viel leere Zwischenräume da wären. Einige Ge-  
lehrte wollen jedoch behaupten, daß ein solcher Comet auf seiner langen Reise, wenn 70  
ihm unterwegs kein Unglück begegnet, immer dichter werden, und zuletzt die völlige  
Natur und Eigenschaft eines Planeten annehmen könne. Unsere Erde könne wohl  
auch einmal eine bloße Dunstkugel von viel 1000 Meilen im Umfang gewesen seyn,  
hernach sey sie immer wässeriger worden, dann habe sich das feste Land angesetzt,  
das Land und das Wasser habe sich geschieden, und sey zuletzt das draus worden, was 75  
jetzt ist. Aus Respekt vor der himmlischen Allmacht mischt sich der Hausfreund  
nicht in diesen Streit.

Sage drittens, die Cometsterne sind mit einem schönen leuchtenden Schweif geziert, aber nicht alle. Einige zum Beyspiel haben rings um sich bloß einen Strahlenschein, als wenn sie mit leuchtenden Haaren eingefasst wären, wie in den großen Bibeln die Köpfe der heiligen Evangelisten und Apostel aussehen, und Johannes des Tüfers. Hat aber ein solcher Stern einen Schweif, so hat er allemal das Ansehen eines Dunstes, der von Strahlen erhellt ist. Man kann hinter ihm immer die Sterne sehen, an denen er vorbeizieht, er ist immer etwas gebogener, wird bald größer bald kleiner, heller und bleicher. Er ist nie auf der Seite des Cometen, die gegen der Sonne steht, sondern allemal auf der entgegengesetzten. Sonst weiß man noch nicht für gewiß, was es mit ihm für eine Bewandniß hat. Dem Hausfreund will manchmal vorkommen, es sey nur der Schein von Sonnenstrahlen die durch den dunstigen oder wässerigen Cometen hindurch fallen. Der geneigte Leser beliebe aber vorsichtig zu seyn, mit diesem Geheimniß, denn es wissens noch nicht viel Leute.

Sage viertens, der Comet bedeutet ein Unglück. Man darf sicher darauf rechnen, entweder es entsteht innerhalb Jahresfrist ein Krieg, oder ein Erdbeben, oder es gehen ganze Städte und Königreiche unter, oder es stirbt ein mächtiger Monarch, oder geschieht sonst etwas, woran niemand eine Freude haben kann. Dies ist aber nicht so zu verstehen, als wenn der Comet das Unglück herbey zöge, oder deswegen erschiene, um wie ein Postreuter es anzuzeigen. Nein, der Comet weiß nichts von uns. Er kommt wenn seine Stunde da ist. Man kann ihn auf den andern Planeten ebenso gut sehen als auf der Erde. Wir aber da unten, mit unsern Leiden und Freuden, mit unsern Herzen voll Furcht und Hoffnung, mit unsern Lustgärten und Kirchhöfen, sind in Gottes Hand. Allein es geschieht auf dem weiten Erdenrund, irgendwo, diesseits oder jenseits des Meeres, alle Jahre so gewiß ein großes Unglück, daß diejenigen, welche aus einem Cometen Schlimmes prophezeihen, gewonnen Spiel haben, er mag kommen, wann er will. Gerade als wenn ein schlauer Gesell in Gottlieben bey Costanz, oder in Tegern, oder in Auggen, oder in Herbolsheim oder Grötzingen in der Neujahrsnacht auf der Straße stünde und nach den Sternen schaute und sagte: „Ich sehe kuriose Sachen da oben, dieses Jahr stirbt jemand im Dorf.“ Der geneigte Leser darf nur an die letzten 20 Jahre zurückdenken, an die Revolutionen und Freiheitsbäume hin und wieder, an den plötzlichen Tod des Kaisers Leopolds, an das Ende des König Ludwigs des sechszehnten, an die Ermordung des türkischen Kaisers, an die blutigen Kriege in Deutschland, in den Niederlanden, in der Schweiz, in Italien, in Polen, in Spanien, an die Schlachten bey Austerlitz und Eylau, an das gelbe Fieber, an die Petechen und Viehseuchen, an die Feuersbrünste in Kopenhagen, Stockholm und Konstantinopel, an die Zucker- und Caffeetheuerung, leider, wenn von 1789 bis 1809 alle Jahre ein anderer Comet, ja sechs auf einmal am Himmel erschienen wären, es wäre keiner von ihnen mit Schimpf bestanden.

Soviel von den Cometen. Die Sterne, welche im künftigen Jahrgang sollen beschrieben werden, bedeuten insgesamt Frieden und Liebe und Gottes allmächtigen Schutz.

## 109 DER SILBERNE LÖFFEL.

In Wien dachte ein Officier: Ich will doch auch einmal im rothen Ochsen zu Mittag essen, und geht in den rothen Ochsen. Da waren bekannte und unbekante Menschen, Vornehme und Mittelmäßige, ehrliche Leute und Spitzbuben, wie überall. Man aß und trank, der eine viel, der andere wenig. Man sprach und disputirte von dem und jenem, zum Exempel von dem Steinregen bey Stannern in Mähren, von dem Machin in Frankreich, der mit dem großen Wolf gekämpft hat. Das sind dem geneigten Leser bekannte Sachen, denn er erfährt alles ein Jahr früher, als andere Leute. – Als nun das Essen fast vorbei war, einer und der andere trank noch eine halbe Maaß Ungarwein zum Zuspitzen, ein anderer drehte Kügelein aus weichem Brod, als wenn er ein Apotheker wär, und wollte Pillen machen, ein dritter spielte mit dem Messer oder mit der Gabel, oder mit dem silbernen Löffel. Da sah der Officier von ungefähr zu, wie einer, in einem grünen Rocke, mit dem silbernen Löffel spielte, und wie ihm der Löffel auf einmal in den Rockermel hineinschlüpfte und nicht wieder heraus kam.

Ein anderer hätte gedacht: *was gehts mich an?* und wäre still dazu gewesen, oder hätte großen Lermen angefangen. Der Officier dachte: Ich weiß nicht, wer der grüne Löffelschütz ist, und was es für ein Verdruß geben kann, und war maus still, bis der Wirth kam und das Geld einzog. Als der Wirth kam und das Geld einzog, nahm der Offizier auch einen silbernen Löffel und steckte ihn zwischen zwey Knopflöcher im Rocke, zu einem hinein zum andern hinaus, wie es manchmal die Soldaten im Kriege machen, wenn sie den Löffel mitbringen, aber keine Suppe. – Während dem der Officier seine Zeche bezahlte, und der Wirth schaute ihm auf den Rock, dachte er: „Das ist ein kurioser Verdienstorden, den der Herr da anhängen hat. Der muß sich im Kampf mit einer Krebsuppe hervor gethan haben, daß er zum Ehrenzeichen einen silbernen Löffel bekommen hat, oder ists gar einer von meinen eigenen?“ Als aber der Officier dem Wirth die Zeche bezahlt hatte, sagte er mit ernsthafter Miene: „Und der Löffel geht ja drein. Nicht wahr? Die Zeche ist theuer genug dazu.“ Der Wirt sagte: „So etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Wenn ihr keinen Löffel daheim habt, so will ich euch einen Patentlöffel schenken, aber meinen silbernen laßt mir da. Da stand der Officier auf, klopfte dem Wirth auf die Achsel und lächelte. „Wir haben nur Spaß gemacht, sagte er, ich und der Herr dort in dem grünen Rocke. Gebt ihr euren Löffel wieder aus dem Ermel heraus, grüner Herr, so will ich meinen

auch wieder hergeben. Als der Löffelschütz merkte, daß er verrathen sey, und daß ein  
 35 ehrliches Auge auf seine unehrliche Hand gesehen hatte, dachte er: Lieber Spaß als  
 Ernst, und gab seinen Löffel ebenfalls her. Also kam der Wirth wieder zu seinem Ei-  
 genthum und der Löffeldieb lachte auch – aber nicht lange. Denn als die andern Gä-  
 ste das sahen, jagten sie den verrathenen Dieb mit Schimpf und Schande und ein paar  
 Tritten unter der Thüre zum Tempel hinaus, und der Wirt schickte ihm den Haus-  
 40 knecht mit einer Handvoll ungebrannter Asche nach. Den wackern Officier aber be-  
 wirthete er noch mit einer Bouteille voll Ungarwein auf das Wohlseyn aller ehrlichen  
 Leute.

Merke: Man muß keine silbernen Löffel stehlen.

Merke: Das Recht findet seinen Knecht.

110 EINTRÄGLICHER RÄTHSELHANDEL.

Von Basel fuhren eilf Personen in einem Schiff, das mit allen Kommllichkeiten verse-  
 hen war, den Rhein hinab. Ein Jude, der nach Schalampi wollte, bekam die Erlaub-  
 niß, sich in einen Winkel zu setzen, und auch mitzufahren, wenn er sich gut auffüh-  
 5 ren, und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld geben wolle. Nun klingelte es  
 zwar, wenn der Jude an die Tasche schlug, allein es war doch nur noch ein Dreibat-  
 zenstück darin; denn das andere war ein messingener Knopf. Dessen ungeachtet  
 nahm er die Erlaubniß dankbar an. Denn er dachte: „Auf dem Wasser wird sich auch  
 noch etwas erwerben lassen. Es ist ja schon mancher auf dem Rhein reich worden.“  
 10 Im Anfang und von dem *Wirthshaus zum Kopf* weg war man sehr gesprächig und lus-  
 tig, und der Jude in seinem Winkel, und mit seinem Zwerchsack an der Achsel, den  
 er ja nicht ablegte, mußte viel leiden, wie mans manchmal diesen Leuten macht und  
 versündigt sich daran. Als sie aber schon weit an Hüningen und an der Schuster-In-  
 sel vorbeý waren, und an Märkt und an dem Isteiner Klotz und St. Veit vorbeý, wur-  
 15 de einer nach dem andern stille und gähnten und schauten den langen Rhein hinun-  
 ter, bis wieder einer anfang: „Mausche, fieng er an, weißt du nichts, daß uns die Zeit  
 vergeht? Deine Väter müssen doch auch auf allerley gedacht haben in der langen  
 Wüste.“ – Jetzt, dachte der Jude, ist es Zeit das Schäflein zu scheeren, und schlug vor,  
 man sollte sich in der Reihe herum allerley kuriose Fragen vorlegen, und er wolle mit  
 20 Erlaubniß auch mit halten. Wer sie nicht beantworten kann, soll dem Aufgeber ein  
 zwölf Kreuzerstück bezahlen, wer sie gut beantwortet, soll einen Zwölfer bekommen.  
 Das war der ganzen Gesellschaft recht, und weil sie sich an der Dummheit oder an  
 dem Witz des Juden zu belustigen hofften, fragte jeder in den Tag hinein, was ihm  
 einfiel. So fragte z. B. der *Erste*: Wie viel weichgesottene Eier konnte der Riese Go-  
 25 liath nüchtern essen? – Alle sagten, das sey nicht zu errathen und bezahlten ihre



Zwölfer. Aber der Jud sagte: „Eins, denn wer Ein Ey gegessen hat, ißt das Zweyte nimmer nüchtern. Der Zwölfer war gewonnen.

Der *Andere* dachte: Wart Jude, ich will dich aus dem *Neuen Testament* fragen, so soll mir dein Dreibätzner nicht entgehen. „Warum hat der Apostel Paulus den zweiten Brief an die Corinthen geschrieben? Der Jud sagte: „Er wird nicht bey ihnen gewesen seyn, sonst hätt' ers ihnen mündlich sagen können.“ Wieder ein Zwölfer. 30

Als der dritte sah, daß der Jude in der Bibel so gut beschlagen sey, fieng ers auf eine andere Art an: Wer zieht sein Geschäft in die Länge, und wird doch zu rechter Zeit fertig? Der Jud sagte: *Der Seiler*, wenn er fleißig ist.

Der *Vierte*. Wer bekommt noch Geld dazu, und läßt sich dafür bezahlen, wenn er den Leuten etwas weiß macht? Der Jud sagte: *Der Bleicher*. 35

Unterdessen näherte man sich einem Dorf, und einer sagte: das ist Bamlach. Da fragte der *Fünfte*: „In welchem Monat essen die Bamlacher am wenigsten?“ Der Jud sagte: „Im Hornung, denn der hat nur 28 Tage.“

Der *Sechste* sagt: „Es sind zwey leibliche Brüder, und doch ist nur einer davon mein Vetter.“ Der Jud sagte: Der Vetter ist eures Vaters Bruder. Euer Vater ist nicht euer Vetter. 40

Ein Fisch schnellte in die Höhe, so fragt der siebente: „Welche Fische haben die Augen am nächsten beysammen?“ Der Jud sagte: Die Kleinsten.

Der *Achte* fragt: „Wie kann einer zur Sommerszeit im Schatten von Bern nach Basel reiten, wenn auch die Sonne noch so heiß scheint?“ Der Jud sagt: Wo kein Schatten ist, muß er absteigen und zu Fuße gehn. 45

Fragt der *Neunte*: „Wenn einer im Winter von Basel nach Bern reitet, und hat die Handschuhe vergessen, wie muß ers angreifen, daß es ihn nicht an die Hand friert?“ Der Jud sagt: Er muß aus der Hand eine Faust machen. 50

Fragt der *Zehnte*: „Warum schlüpfet der Küfer in die Fässer?“ Der Jud sagt: Wenn die Fässer Thüren hätten, könnte er aufrecht hineingehen.

Nun war noch der *Eilfte* übrig. Dieser fragte: „Wie können fünf Personen fünf Eyer theilen, also daß jeder eins bekomme, und doch eins in der Schüssel bleibe?“ Der Jud sagte: Der Letzte muß die Schüssel sammt dem Ey nehmen, dann kann er es darin liegen lassen, so lang er will. 55

Jetzt war die Reihe an ihm selber, und nun dachte er erst einen guten Fang zu machen. Mit viel Complimenten und spitzbübischer Freundlichkeit fragte er: Wie kann man zwey Forellen in drey Pfannen backen, also daß in jeder Pfanne Eine Forelle liege. Das brachte abermal keiner heraus und einer nach dem andern gab dem Hebräer seinen Zwölfer. 60

Der Hausfreund hätte das Herz allen seinen Lesern, von Mayland bis nach Kopenhagen die nämliche Frage aufzugeben, und wollte ein hübsches Stück Geld daran verdienen, mehr als am Kalender selber, der ihm nicht viel einträgt. Denn als

65 die Eilfe verlangten, er sollte ihnen für ihr Geld das Räthsel auch auflösen, wand er sich lange bedenklich hin und her, zuckte die Achseln, drehte die Augen. „Ich bin ein armer Jüd,“ sagte er endlich. Die Andern sagten: Was sollen diese Präambeln? Heraus mit dem Räthsel! – Nichts für ungut! – war die Antwort, – aß ich gar ein armer Jüd bin. – Endlich nach vielem Zureden, daß er die Auflösung nur heraus sagen sollte, sie  
70 wollten ihm nichts daran übel nehmen, griff er in die Tasche, nahm einen von seinen gewonnenen Zwölfen heraus, legte ihn auf das Tischlein, so im Schiffe war, und sagte: „Daß ichs auch nicht weiß. Hier ist mein Zwölfer!“

Als das die andern hörten, machten sie zwar große Augen, und meinten, so seys nicht gewettet. Weil sie aber doch das Lachen selber nicht verbeißen konnten,  
75 und waren reiche und gute Leute, und der hebräische Reisegefährte hatte ihnen von Kleinen Kems bis nach Schalampi die Zeit verkürzt, so ließen sie es gelten, und der Jud hat aus dem Schiff getragen – das soll mir ein fleißiger Schüler im Kopf ausrechnen: Wie viel Gulden und Kreuzer hat der Jud aus dem Schiff getragen. Einen Zwölfer und einen mesingenen Knopf hatte er schon. Eilf Zwölfer hat er mit Errathen ge-  
80 wonnen, eilf mit seinem eigenen Räthsel, einen hat er zurück bezahlt, und dem Schiffer 18 Kreuzer Trinkgeld entrichtet.

111 DES SEILERS ANTWORT.

In Donauwörth wurde zu seiner Zeit ein Roßdieb gehenkt, und der Hausfreund hat schon manchmal gedacht: Wer heut zu Tag an den Galgen oder ins Zuchthaus will, wozu braucht der ein Roß zu stehlen? Kommt man nicht zu Fuß früh genug? Der  
5 Donauwörther hat auch geglaubt, der Galgen laufe ihm davon, wenn er nicht reite; und ist das Roß einem ungeschickten Dieb in die Hände gefallen, so fiel der Dieb einem ungeschickten Henkersknecht in die Hände. Denn als er ihm das hänfene Halsband hatte angelegt, und stieß ihn von der Leiter vom Seigel herunter, so zuckte er noch lange mit den Augen hin und her, als wenn er sich noch ein Rößlein aussuchen  
10 wollte in der Menge. Denn unter den Zuschauern waren viele zu Pferd und auf Leiterwägen und dachten: Man siehts besser. Als aber das Volk anfang, laut zu murren, und der ungeschickte Henker wußte sich nicht zu helfen, so warf er sich endlich in der Angst an den Gehenkten hin, umfaßte ihn mit beiden Armen, als wenn er wollte von ihm Abschied nehmen, und zog mit aller Kraft, damit die Schlinge fest zusammen  
15 gehen, und ihm den Athem tödten sollte. Da brach der Strick entzwei, und fielen beide mit einander auf die Erde hinab, als wenn sie nie wären droben gewesen. Der Missethäter lebte noch, und sein Advokat hat ihn nachher gerettet. Denn er sagte: „der Malefikant hat nur *Ein* Roß gestohlen, nicht *zwey*, so hat er auch nur *Einen* Strick verdient,“ und hat hinten dran viel lateinische Buchstaben und Zahlen gesetzt,

wie sie's machen. Der Henker aber, als er Nachmittags den Seiler sah, fuhr ihn ungeberdig an: „Ist das auch ein Strick gewesen? sagte er; man hätt euch selber dran hängen sollen.“ Der Seiler aber wußte zu antworten: „Es hat mir niemand gesagt, sagte der Seiler, daß er zwei Schelmen tragen soll. Für einen war er stark genug, du oder der Roßdieb.“

## 112 [DER GEHEILTE PATIENT]

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen Gottlob der arme Mann nichts weiß, denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern, und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener hautreiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnstuhl und rauchte Tabak, wenn er nicht zu faul war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so? – Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile bis an den Abend, also, daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und wo das Nachtessen anfieng. Nach dem Nachtessen legte er sich ins Bett, und war so müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen, oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war, wie ein Maltersack. Essen und Schlaf wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank, wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Aerzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm raten. Er verschluckte ganze Feuereymer voll Mixturen, und ganze Schaufeln voll Pulver, und Pillen wie Enteneyer so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alles Doktern half ihm nichts, denn er folgte nicht, was ihm die Aerzte befahlen, sondern sagte: Fouder, wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben, wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld? Endlich hörte er von einem Arzt, der 100 Stund weit wegwohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschauet, und der Tod geh' ihm aus dem Weg, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen, und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald was ihm fehle, nämlich nicht Arzney, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: Wart dich will ich bald kurirt haben. Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: Guter Freund, ihr habt einen schlimmen Umstand, doch wird euch zu helfen seyn, wenn ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Thier im Bauch, einen Lindwurm mit

sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erste so dürft ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Rappen, sonst schüttelt ihr den Lindwurm und er beißt  
35 euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs andere dürft ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüß, Mittags ein Bratwurstlein dazu, und Nachts ein Ey, und am Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch drauf. Was ihr mehr esset, davon wird nun der Lindwurm größer, also daß er euch die Leber verdrückt, und der Schneider hat euch nimmer viel anzumessen, aber  
40 der Schreiner. Dieß ist mein Rath, und wenn ihr mir nicht folgt, so hört ihr im andern Frühjahr den Gukuk nimmer schreien. Thut was ihr wollt!“ Als der Patient so mit ihm reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doctor befohlen hatte. Den ersten Tag gieng es so langsam, daß perfect eine Schnecke hätte können sein Vorreiter seyn, und wer  
45 ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heut, und der Thau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Feld so roth, und alle Leute die ihm begegneten sahen so freundlich aus, und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge  
50 ausgieng, wars schöner, und er gieng leichter und munterer dahin, und als er am 18ten Tage in der Stadt des Arztes ankam, und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschicktern Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Doctor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief mir.“ Als er zum Doctor kam, nahm ihn der  
55 Doctor bei der Hand, und sagte ihm: Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was euch fehlt. Da sagte er: Herr Doctor, mir fehlt Gottlob nichts, und wenn ihr so gesund seid wie ich, so solls mich freuen. Der Doctor sagte: „Das hat euch ein guter Geist gerathen, daß ihr meinem Rath gefolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber ihr habt noch Eyer im Leib, deßwegen müßt ihr wieder zu Fuß heim-  
60 gehen, und daheim fleißig Holz sägen, daß niemand sieht, und nicht mehr essen, als euch der Hunger ermahnt, damit die Eyer nicht ausschlüpfen, so könnt ihr ein alter Mann werden,“ und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doctor, ihr seid ein feiner Kauz, und ich versteh euch wohl, und hat nachher dem Rath gefolgt, und 87 Jahre, 4 Monate 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und  
65 hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geschickt.

113 WIE DER ZUNDELRIEDER UND SEIN BRUDER DEM ROTHEN DIETER ABERMAL EINEN  
STREICH SPIELEN.

Als der ZundelHeiner und der ZundelFrieder wieder aus dem Thurn kamen, sprach der Heiner zum Frieder: Bruder wir wollen doch den rothen Dieter besuchen, sonst meint er, wir sitzen ewig in dem kalten Hundsstall beim Herr Vater auf der Herberge. 5  
– „Wir wollen ihm einen Streich spielen sagte der Frieder zum Heiner, ob ers merkt, daß wir es sind.“ Also empfing der Dieter ein Brieflein ohne Unterschrift: „Rother Dieter, seid heute Nacht auf eurer Hut, denn es haben zwei Diebsgesellen eine Wette gethan: einer will eurer Frau das Leintuch unter dem Leibe weg holen, und ihr sollt es nicht hindern können.“ Der Dieter sagte: „Das sind zwei rechte Spitzbuben anein- 10  
ander. Der eine wettet, er wolle das Leintuch holen, und der andere macht einen Bericht, damit sein Kammerad die Wette nicht gewinnt. Wenn ich nicht gewiß wüßte, daß der Heiner und der Frieder im Zuchthaus sitzen, so wollt ich glauben sie seyens.“ In der Nacht schlichen die Schelmen durch das Hanffeld heran. Der Heiner stellte eine Leiter ans Fenster, also daß der rothe Dieter es wohl hören konnte, und steigt 15  
hinauf, schiebt aber einen ausgestopften Strohmännchen vor sich her, der aussah, wie ein Mensch.

Als inwendig der rothe Dieter die Leiter anstellen hörte, stand er leise auf, und stellte sich mit einem dicken Bengel neben das Fenster, denn das sind die besten Pistolen, sagte er zu seiner Frau, sie sind immer geladen; und als er den Kopf des 20  
Strohmännchens herauf wackeln sah, und meinte der sey es, riß er schnell das Fenster auf, und gab ihm eins auf den Kopf aus aller Kraft, also daß der Heiner den Strohmännchen fallen ließ und einen lauten Schrei that. Der Frieder aber stand unterdessen mausstill hinter einem Pfosten vor der Hausthüre. Als aber der rothe Dieter den Schrei hörte, und es war alles auf einmal still, sagte er: Frau, es ist mir, die Sache sey nicht gut, ich 25  
will doch hinunter gehen und schauen, wie es aussieht. Indem er zur Hausthür hinaus geht, schleicht der Frieder, der hinter dem Pfosten war, hinein, kommt bis vor das Bett, nimmt wieder, wie im vormjährigen Kalender, des rothen Dieters Stimme an, und es ist wieder eben so wahr. „Frau, sagte er mit ängstlicher Stimme, der Kerl ist maustodt, und denk nur, es ist des Schultheißen Sohn. Jetzt gib mir geschwind das 30  
Leintuch, so will ich ihn darin forttragen in den Wald, und will ihn dort einscharren, sonst gehts zu bösen Häusern. Die Frau erschrickt, richtet sich auf, und gibt ihm das Leintuch. Kaum war er fort, so kommt der rechte Dieter wieder und sagt ganz getröstet: Frau, es ist nur ein dummer Bubenstreich gewesen, und der Dieb ist von Stroh. Als aber die Frau ihn fragte, wo hast du denn das Leintuch, und lag auf dem bloßen 35  
Spreuersack, da giengen dem Dieter erst die Augen auf, und sagte: O ihr vermaledeiten Spitzbuben! Jetzt ists doch der Frieder gewesen und der Heiner, und kein anderer.

Aber auf dem Heimweg sagte der Frieder zum Heiner: Aber jetzt Bruder, wollen wirs bleiben lassen. Denn im Zuchthaus ist doch auch alles schlecht, was man bekommt,  
 40 ausgenommen die Prügel, und zum Fensterlein hinaus auf der Landstraße hat man etwas vor den Augen, das auch nicht aussieht, als wenn man gern dran hängen möchte. Also wurde auch der Frieder wieder ehrlich. Aber der Heiner sagte: Ich gebs noch nicht auf.

114 DER KLUGE SULTAN.

Zu dem Großsultan der Türken, als er eben an einem Freitag in die Kirche gehen wollte, trat ein armer Teufel von seinen Unterthanen mit schmutzigem Bart, zerfetztem Rock und durchlöcherten Pantoffeln, schlug ehrerbietig und kreuzweise die  
 5 Arme übereinander und sagte: „Glaubst du auch, großmächtiger Sultan, was der heilige Prophet sagt?“ Der Sultan, so ein gütiger Herr war, sagte: „Ja ich glaube, was der Prophet sagt.“ Der arme Teufel fuhr fort: „Der Prophet sagt im Alkoran: Alle Muselmänner (das heißt, alle Mahomedaner) sind Brüder. Herr Bruder, so sey so gut, und theile mit mir das Erbe.“ Dazu lächelte der Kaiser und dachte: das ist eine neue Art  
 10 ein Allmosen zu betteln, und gibt ihm einen Löwenthaler. Der Türke beschaut das Geldstück lang auf der einen Seite und auf der andern Seite. Am Ende schüttelt er den Kopf, und sagt: „Herr Bruder, wie komme ich zu einem schäbigen Löwenthaler, so du doch mehr Silber und Gold hast, als 100 Maulesel tragen können, und meinen Kindern daheim werden vor Hunger die Nägel blau, und mir wird nächstens der  
 15 Mund ganz zuwachsen. Heißt das getheilt mit einem Bruder?“ Der gütige Sultan aber hob warnend den Finger in die Höhe, und sagte: „Herr Bruder, sei zufrieden, und sage ja niemand, wie viel ich dir gegeben habe, denn unsere Familie ist groß, und wenn unsere andern Brüder alle auch kommen, und wollen ihr Erbtheil von mir, so wirds nicht reichen, und du must noch herausgeben.“ Das begriff der Herr Bruder,  
 20 gieng zum Beckermeister Abu Tlengi, und kaufte ein Laiblein Brod, der Kaiser aber begab sich in die Kirche, und verrichtete sein Gebet.

115 [WIE MAN AUS BARMHERZIGKEIT RASIRT WIRD]

In eine Barbierstube kommt ein armer Mann mit einem starken schwarzen Bart, und statt eines Stücklein Brodes bittet er, der Meister soll so gut seyn, und ihm den Bart abnehmen um Gotteswillen, daß er doch auch wieder aussehe wie ein Christ. Der  
 5 Meister nimmt das schlechteste Messer, wo er hat, denn er dachte: was soll ich ein gutes daran stumpf hacken für nichts und wieder nichts? Während er an dem armen

Teufel hackt und schabt, und er darf nichts sagen, weils ihm der Schinder umsonst thut, heult der Hund auf dem Hof. Der Meister sagt: Was fehlt dem Mopper, daß er so winselt und heult. Der Christoph sagt: ich weiß nicht. Der Hans Frieder sagt: ich weiß auch nicht. Der arme Teufel unter dem Messer aber sagt: „Er wird vermuthlich auch um Gotteswillen balbirt, wie ich.“ 10

## 116 DER ZIRKELSCHMIDT.

In einer schwäbischen Reichsstadt galt zu seiner Zeit ein Gesetz, daß, wer sich an einem verheiratheten Mann vergreift, und gibt ihm eine Ohrfeige, der muß 5 Gulden Buße bezahlen, und kommt 24 Stunden lang in den Thurn. Deswegen dachte am Andreastag ein verlumpfter Zirkelschmidt im Vorstädtlein: ich kann doch auf meinen Namenstag ein gutes Mittagessen im goldenen Lamm bekommen, wenn ich schon keinen rothen Heller hier und daheim habe, und seit 2 Jahren nimmer weiß, ob die bayrischen Thaler rund oder eckig sind. Darauf hin läßt er sich vom Lammwirth ein gutes Essen auftragen, und trinkt viel Wein dazu, also, daß die Zeche zwei Gulden fünfzehn Kreuzer ausmachte, was damals auch für einen wohlhabenden Zirkelschmidt schon viel war. Jetzt dachte er, will ich den Lammwirth zornig machen und in Jast bringen. „Das war ein schlechtes Essen, Herr Lammwirth, sagte er, für ein so schönes Geld. Es wundert mich, daß ihr nicht schon lang ein reicher Mann seid, wovon ich doch noch nichts habe rühmen hören.“ Der Wirth, so ein Ehrenmann war, antwortete auch nicht glimpflich, wie es ihm der Zorn eingab, und es hatte ihm schon ein paar mal im Arme gejuht. Als aber der Zirkelschmidt zuletzt sagte: „Es soll mir eine Warnung seyn, denn ich habe mein Leben lang gehört, daß man in den schlechtesten Kneipen, wie euer Haus eine ist, am theuersten gehalten wird.“ Da gab ihm der Wirth eine entsetzliche Ohrfeige, die allein zwei Dukaten unter Brüdern werth war, und sagte, er soll jetzt sogleich seine Zeche bezahlen, oder ich lasse euch durch die Knechte bis in die Vorstadt hinaus prügeln. Der Zirkelschmidt aber lächelte, und sagte: „Es ist nur mein Spaß gewesen, Herr Lammwirth, und euer Mittagessen war recht gut. Gebt mir nun für die Ohrfeige, die ich von euch baar erhalten habe zwei Gulden fünf und vierzig Kreuzer auf mein Mittagessen heraus, so will ich euch nicht verklagen. Es ist besser wir leben im Frieden mit einander als in Feindschaft. Hat nicht eure selige Frau meiner Schwester Tochter ein Kind aus der Taufe gehoben?! – Zu diesen Worten machte der Lammwirth ein paar couriose Augen, denn er war sonst ein gar unbescholtener und dabei wohlhabender Mann, und wollte lieber viel Geld verlieren, als wegen eines Frevels von der Obrigkeit sich strafen lassen, und nur eine Stunde des Thurnhüters Hausmann seyn. Deswegen dachte er: zwei Gulden und fünfzehn Kreuzer hat mir der Halunke schon mit Essen und Trin- 20 25 30

ken abverdient; ringer, ich gebe ihm noch zwei Gulden fünf und vierzig Kreuzer drauf, als daß ich das Ganze noch einmal bezahlen muß, und werde beschimpft dazu. Also gab er ihm die 2 fl. 45 kr., sagte aber: „Jetzt komm mir nimmer ins Haus!“

35 Drauf sagt man, habe es der Zirkelschmid in andern Wirthshäusern probirt, und die Ohrfeigen seyen noch ein oder zwei mal *al pari* gestanden, wie die Kaufleute sagen, wenn ein Wechselbrief so viel kr. gilt, als das baare Geld, wofür er verschrieben ist. Drauf seyen sie schnell auf 50 Procent herunter gesunken, und am Ende, wie die Assignaten in der Revolution so unwerth worden, daß man jetzt wieder durch das  
40 ganze Schwabenland hinaus bis an die bayrische Grenze so viele unentgeltlich ausgeben und wieder einnehmen kann, als man ertragen mag.

117 HEIMLICHE ENTHAUPUNG.

(MIT EINER AUF DER FOLGENDEN SEITE BEFINDLICHEN ABBILDUNG.)

Hat der Scharfrichter von Landau früh den 17. Juni seiner Zeit die sechste Bitte des Vater Unsers mit Andacht gebetet, so weiß ichs nicht. Hat er sie nicht gebetet, so  
5 kam ein Brieflein von Nanzig am geschicktesten Tag. In dem Brieflein stand geschrieben: „Nachrichter von Landau! Ihr sollt unverzüglich nach Nanzig kommen, und euer großes Richtschwert mitbringen. Was ihr zu thun habt, wird man euch sagen und wohl bezahlen.“ – Eine Kutsche zur Reise stand auch schon vor der Hausthüre. Der Scharfrichter dachte: „das ist meines Amts,“ und setzte sich in die Kutsche. Als er  
10 noch eine Stunde herwärts Nanzig war, es war schon Abend, und die Sonne gieng in blutrothen Wolken unter, und der Kutscher hielt stille und sagte: Wir bekommen Morgen wieder schön Wetter, da standen auf einmal drei starke, bewaffnete Männer an der Straße, die setzten sich auch zu dem Scharfrichter, und versprachen ihm, daß ihm kein Leids widerfahren sollte, aber die Augen müßt ihr euch zubinden lassen;  
15 und als sie ihm die Augen zugebunden hatten, sagten sie: „Schwager fahr zu.“ Der Schwager (das ist der Kutscher) fuhr fort, und es war dem Scharfrichter, als wenn er noch gute zwölf Stunden weiter wäre geführt worden, und konnte nicht wissen wo er war. Er hörte die Nachteulen der Mitternacht; er hörte die Hähne rufen; er hörte die Betglocken läuten. Auf einmal hielt die Kutsche wieder still. Man führte ihn in ein  
20 Haus und gab ihm eins zu trinken, und einen guten Wurstwecken dazu. Als er sich mit Speise und Trank gestärkt hatte, führte man ihn weiter im nämlichen Haus, Thür ein und aus, Treppe auf und ab, und als man ihm die Binde abnahm, befand er sich in einem großen Saal. Der Saal war zwar ringsum mit schwarzen Tüchern behängt, und auf den Tischen brannten Wachskerzen. Der Künstler aber, der nebenstehende  
25 Abbildung dazu verfertigt hat, sagt, es sey besser, er lasse das Tageslicht hinein, der Scharfrichter sehe alsdann auch besser zu seinem Geschäft. Denn in der Mitte saß auf



einem Stuhl eine Person mit entblößtem Hals und mit einer Larve vor dem Gesicht, und muß etwas in dem Mund gehabt haben, denn sie konnte nicht reden, sondern nur schluchzen. Aber an den Wänden standen mehrere Herren in schwarzen Kleidern und mit schwarzem Flor vor den Angesichtern, also daß der Scharfrichter keinen von ihnen gekannt hätte, wenn er ihm in der andern Stunde wieder begegnet wäre, und einer von ihnen überreichte ihm sein Schwert mit dem Befehl, dieser Person, die auf dem Stühllein saß, den Kopf abzuhaue. Da wards dem armen Scharfrichter, als wenn er auf einmal im eiskalten Wasser stünde bis übers Herz, und sagte, das soll man ihm nicht übel nehmen. Sein Schwert, das dem Dienst der Gerechtigkeit gewidmet sey, könne er mit einer Mordthat nicht entheiligen. Allein einer von den Herren hob ihm aus der Ferne eine Pistole entgegen, und sagte „Entweder, Oder! Wenn ihr nicht thut was man euch heißt, so seht ihr den Kirchthurn von Landau nimmermehr.“ Da dachte der Scharfrichter an Frau und Kinder daheim, und wenns nicht anders seyn kann, sagte er, und ich vergieße unschuldiges Blut, so komme es auf euer Haupt, und schlug mit einem Hieb der armen Person den Kopf vom Leibe weg. Nach der That, so gab ihm einer von den Herrn einen Geldbeutel, worin zwei hundert Dublonen waren. Man band ihm die Augen wieder zu, und führte ihn in die nämliche Kutsche zurück. Die nemlichen Personen begleiteten ihn wieder, die ihn gebracht hatten. Und als endlich die Kutsche stille hielt, und er bekam die Erlaubniß auszusteigen, und die Binde von den Augen abzulösen, stand er wieder, wo die drei Männer zu ihm eingesessen waren, eine Stunde herwärts Nanzig auf der Straße nach Landau, und es war Nacht. Die Kutsche aber fuhr eiligs wieder zurück.

Das ist dem Scharfrichter von Landau begegnet, und es wäre dem Hausfreund leid, wenn er sagen könnte, wer die arme Seele war, die auf einem so blutigen Weg in die Ewigkeit hat gehen müssen. Nein, es hat niemand erfahren wer sie war, und was sie gesündigt hat, und niemand weiß das Grab.



Abb. 52: Heimliche Enthauptung

## 118 DER STAAR VON SEGRINGEN.

Selbst einem Staaren kann es nützlich seyn, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menschen. – In einem respectabeln Dorf, ich will sagen, in Segringen, es ist  
5 aber nicht dort geschehen, sondern hier im Land, und derjenige, dem es begegnet ist, liest es vielleicht in diesem Augenblick, nicht der Staar, aber der Mensch. In Segringen der Barbier hatte einen Staar, und der wohlbekannte Lehrjung gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Staar lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte,  
10 zum Exempel: *Ich bin der Barbier von Segringen*. Sein Herr hatte sonst noch allerley Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: *So, so, la, la*; oder: *par Compagnie*, (das heißt so viel als: *in Gesellschaft mit andern*); oder: *wie Gott will*; oder: *du Dolpatsch*. So titulirte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt aufs Tuch, oder wenn er das Scheermesser am Rücken abzog, anstatt die Schneide, oder wenn er ein Gütterlein verheite.  
15 Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Staar auch. Da nun täglich viel Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Branntwein ausschenkte, so gabs manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste mit einander ein Gespräch führten, und der Staar warf auch eins von seinen Wörtern drein, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand  
20 davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrjung rief: Hansel, was machst du? antwortete er: du Dolpatsch! und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem Hansel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster war offen, und das Wetter schön, da dachte der Staar: Ich hab jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt kann fortkommen, und  
25 husch zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug gieng ins Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte: Sie wissen die Gelegenheit hier zu Land besser als ich. Aber sie flogen unglücklicher Weise alle miteinander in ein Garn. Der Staar sagte: Wie Gott will. Als der Vogelsteller kommt, und sieht was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er  
30 einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte, und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „*Ich bin der Barbier von Segringen*.“ Als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelsteller erschreck anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zugienge, nachher aber, als er sich  
35 erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Athem kommen; und als er sagte: Ey Hansel, hier hätt ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge? da antwortete der Hansel: „*par Compagnie*.“ Also brachte der Vogelsteller den Staar seinem Herrn wieder, und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch, denn jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen, und wer

jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Ader lassen, geht zum Balbierer von 40  
Segringen.

*Merke:* So etwas passirt einem Staaren selten. Aber schon mancher junge  
Mensch, der auch lieber herumflankiren, als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par  
Compagnie in die Schlinge gerathen, und nimmer heraus kommen.

119 WIE MAN IN DEN WALD SCHREIT, ALSO SCHREIT ES DARAUS.

Ein Mann, der etwas gleich sah, aber nicht viel Komplimente machte, kommt  
in ein Wirthshaus. Alle Gäste die da waren, zogen höflich den Hut oder die Kappe  
vor ihm ab, bis auf einen, der ihn nicht kommen sah, weil er gerade die Stiche zählte,  
die er im Mariaschen von seinem Nachbar gewonnen hatte. Und als er eben das 5  
HerzAß durch die Finger schob und sagte: zwey und fünfzig und eilf sind drei und  
sechzig, und bemerkte immer den Fremden noch nicht, der etwas gleich sah, fragte  
ihn der Fremde: „Herr, für was sehet ihr mich an?“ Der Gast sagte: „Für einen honet-  
ten Mann; was weiß ich von Euch?“ Der Fremde sagte: „das dank euch der Teufel.“  
Da stand der Gast vom Spieltisch auf und fragte: „für was sieht denn der Herr mich 10  
an?“ Der Fremde sagte: „für einen Flegel.“ Darauf sagte der Gast: „das danke dem  
Herrn auch der Teufel. Ich merke, daß wir einander beide für den Unrechten angese-  
hen haben.“ Als aber die andern Gäste merkten, daß doch auch in einem feinen Rock  
ein grober Mensch stecken könne, setzten sie alle die Hüte wieder auf, und der Frem-  
de konnte nichts machen, als ein andermal manierlicher seyn. 15

120 DIE FALSCHER SCHÄTZUNG.

Reiche und vornehme Leute haben manchmal das Glück, wenigstens von ihren Be-  
dienten die Wahrheit zu hören, die ihnen nicht leicht ein anderer sagt.

Einer, der sich viel auf seine Person und auf seinen Werth, und nicht wenig  
auf seinen Kleiderstaat einbildete, als er sich eben zu einer Hochzeit angezogen hatte, 5  
und sich mit seinen fetten, rothen Backen im Spiegel beschaute, dreht er sich vom  
Spiegel um und fragt seinen Kammerdiener, der ihn von der Seite her wohlgefällig  
beschaute: „Nun, Thadde, fragte er ihn, wie viel mag ich wohl werth seyn, wie ich da  
stehe?“ Der Thadde machte ein Gesicht, als wenn er ein halbes Königreich zu schät-  
zen hätte, und drehte lang die rechte Hand mit ausgestreckten Fingern so her, und so 10  
hin. „Doch auch fünfhundert und fünfzig Gulden, sagte er endlich, weil doch heut  
zu Tag alles theurer ist, als sonst.“ Da sagte der Herr: „Du dummer Kerl, glaubst du  
nicht daß mein Gewand, das ich an habe, allein seine fünfhundert Gulden werth ist?“

Da trat der Kammerdiener ein paar Schritte gegen die Stubenthüre zurück, und sagte:  
 15 „Verzeiht mir meinen Irrthum, ich habs etwas höher angeschlagen, sonst hätt ich  
 nicht so viel herausgebracht.“

121 [DAS LETZTE WORT]

Zwey Eheleute in einem Dorf an der Donau, herwärts Ulm, lebten miteinander, die  
 waren nicht für einander gemacht, und ihre Ehe ward nicht im Himmel geschlossen.  
 Sie war verschwenderisch, und hatte eine Zunge wie ein Schwerdt; er war karg, was  
 5 nicht etwa in den eigenen Mund und Magen gieng. Nannte er sie eine *Vergeuderin*, so  
 schimpfte sie ihn einen *Knicker*, und es kam nur auf ihn an, wie oft er seinen Ehrentitel  
 des Tags hören wollte. Denn wenn er hundertmal in einer Stunde *Vergeuderin* sagte,  
 sagte sie hundert und einmal: *du Knicker*, und das letzte Wort gehörte allemal ihr.  
 Einmal fiengen sie es wieder mit einander an, als sie ins Bett giengen, und sollens ge-  
 10 trieben haben bis früh um fünf Uhr, und als ihnen zuletzt vor Müdigkeit die Augen  
 zufielen, und ihr das Wort auf der Zunge einschlafen wollte, kneipte sie sich mit den  
 Nägeln in den Arm und sagte noch einmal: *du Knicker!* Darüber verlohr er alle Liebe  
 zur Arbeit und zur Häuslichkeit, und lief fort, so bald er konnte, und wohin? Ins  
 Wirthshaus. Und was im Wirthshaus? Zuerst trinken, danach spielen, endlich saufen,  
 15 anfänglich um baares Geld, zuletzt auf Borgs. Denn wenn die Frau nichts zu Rath  
 hält, und der Mann nichts erwirbt, in einer solchen Tasche darf schon ein Loch seyn,  
 es fällt nichts heraus. Als er aber im rothen Rößlein den letzten Rausch gekauft hatte,  
 und konnte ihn nicht bezahlen, und der Wirth schrieb seinen Namen und seine  
 Schuld, sieben Gulden ein und fünfzig Kreuzer, an die Stubenthür, und als er nach  
 20 Haus kam, und die Frau erblickte, „nichts als Schimpf und Schande hat man von dir,  
 du Vergäuderin,“ sagte er zu ihr. „Und nichts als Unehre und Verdruß hat man von  
 dir, du Säufer, du der und jener, du Knicker,“ sagte sie. Da stieg es schwarz und grim-  
 mig in seinem Herzen auf, und die zwey bösen Geister die in ihm wohnten, nemlich  
 der Zorn und der Rausch, sagten zu ihm: „Wirf die Bestie in die Donau.“ Das ließ er  
 25 sich nicht zweimal sagen. Wart ich will dir zeigen, du Vergeuderinn, (du Knicker sag-  
 te sie ihm drauf) ich will dir schon zeigen, wo du hingehörst, und trug sie in die Do-  
 nau. Und als sie schon mit dem Mund im Wasser war, aber die Ohren waren noch  
 oben, rief der Unmensch noch einmal, du Vergeuderin. Da hob die Frau noch einmal  
 die Arme aus dem Wasser empor, und drückte den Nagel des rechten Daumens auf  
 30 den Nagel des linken, wie man zu thun pflegt, wenn man einem gewissen Thierlein  
 den Garaus macht, und das war ihr Letztes. – Dem geneigten Leser, der auf Recht  
 und Gerechtigkeit hält, wird man nicht sagen dürfen, daß der unbarmherzige Mörder

auch nimmer lebt, sondern er gieng heim, und henkte sich noch in der nemlichen Nacht an einen Pfosten.

## 122 GUTES WORT, BÖSE THAT.

In Hertingen, als das Dorf noch rothbergisch war, trifft ein Bauer den Herrn Schulmeister im Felde an. „Ists noch euer Ernst, Schulmeister, was ihr gestern den Kindern zergliedert habt: So dich Jemand schlägt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar?“ Der Herr Schulmeister sagt: „Ich kann nichts davon und nichts dazu thun. Es steht im Evangelium.“ Also gab ihm der Bauer eine Ohrfeige, und die andere auch, denn er hatte schon lang einen Verdruß auf ihn. Indem reitet in einer Entfernung der Edelmänn vorbey und sein Jäger. „Schau doch nach Joseph, was die zwey dort miteinander haben.“ Als der Joseph kommt, gibt der Schulmeister, der ein starker Mann war, dem Bauer auch zwei Ohrfeigen, und sagte, es steht auch geschrieben: „Mit welcherley Maas ihr messet, wird euch wieder gemessen werden. Ein voll gerüttelt und überflüßig Maaß wird man in euern Schoß geben;“ und zu dem letzten Sprüchlein gab er ihm noch ein halbes Duzend drein. Da kam der Joseph zu seinem Herrn zurück und sagte: „Es hat nichts zu bedeuten, gnädiger Herr; *sie legen einander nur die heilige Schrift aus.*“

Merke: man muß die heilige Schrift nicht auslegen, wenn mans nicht versteht, am allerwenigsten so. Denn der Edelmann ließ den Bauern noch selbige Nacht in den Thurn sperren auf 6 Tage, und dem Herrn Schulmeister, der mehr Verstand und Respect vor der Bibel hätte haben sollen, gab er, als die Winterschule ein Ende hatte, den Abschied.

## 123 DER GEDULTIGE MANN.

Ein Mann, der eines Nachmittags müde nach Hause kam, hätte gern ein Stück Butterbrod mit Schnittlauch darauf gegessen, oder etwas von einem geräucherten Bug. Aber die Frau, die im Haus ziemlich der Meister war, und in der Küche ganz, hatte den Schlüssel zum Küchenkästlein in der Tasche, und war bey einer Freundin auf Besuch. Er schickte daher die Magd und den Knecht eins um das andere, die Frau soll heim kommen, oder den Schlüssel schicken. Sie sagte allemal: „Ich komm gleich, er soll nur ein wenig warten.“ Als ihm aber die Geduld immer näher zusammen gieng, und der Hunger immer weiter auseinander, trägt er und der Knecht das verschlossene Küchenkästlein in das Haus der Freundin wo seine Frau zum Besuch war, und sagt zu seiner Frau: „Frau sey so gut und schließ mir das Kästlein auf, daß ich etwas zum

Abendessen nehmen kann, sonst halt ichs nimmer aus.“ Also lachte die Frau, und schnitt ihm ein Stücklein Brod herab und etwas vom Bug.

124 DER SCHLAUE MANN.

Einem andern, als er das Wirthshaus sitzen bis nach Mitternacht anfieng, schloß einmal die Frau Nachts um 10 Uhr die Thüre zu, und gieng ins Bett, und wollt er wohl oder übel, so mußte er unter dem Imenstand im Garten über Nacht seyn. Den andern Tag, was thut er? Der geneigte Leser gebe acht! Als er ins Wirthshaus gieng, hob er die Hausthüre aus den Kloben und nahm sie mit, und früh um 1 Uhr, als er heim kam, hängt er sie wieder ein, und schloß sie zu, und seine Frau hat ihn nimmer ausgeschlossen und ist ins Bett gegangen, sondern hat ihn nachher mit Liebe und Sanftmuth gebessert.

125 DER HEINER UND DER BRASSENHEIMER MÜLLER.

(SIEHE DIE ABBILDUNG AUF DER FOLGENDEN SEITE.)

Eines Tages saß der Heiner ganz betäubt in einem Wirthshaus, und dachte daran, wie ihn zuerst der rothe Dieter und darnach sein eigener Bruder verlassen haben, und wie er jetzt allein ist. „Nein, dachte er, es ist bald keinem Menschen mehr zu trauen, und wenn man meint, es sey einer noch so ehrlich, so ist er ein Spitzbub.“ Unterdessen kommen mehrere Gäste in das Wirthshaus, und trinken Neuen; und wißt ihr auch, sagte einer, daß der Zundelheiner im Land ist, und wird morgen im ganzen Amt ein Treibjagen auf ihn angestellt, und der Amtmann und die Schreiber stehen auf dem Anstand? Als das der Heiner hörte, wurde es ihm grün und gelb vor den Augen, denn er dachte, es kenne ihn einer, und jetzt sey er verrathen. Ein anderer aber sagte: „Es ist wieder einmal ein blinder Lerm. Sitzt nicht der Heiner und sein Bruder zu Wollenstein im Zuchthaus?“ Drüber kommt auf einem wohlgenährten Schimmel der Brasseneheimer Müller mit rothen Pausbacken und kleinen freundlichen Augen daher geritten. Und als er in die Stube kam, und thut den Kameraden, die bei dem Neuen sitzen Bescheid, und hört, daß sie von dem Zundelheiner sprechen, sagt er: ich hab schon so viel von dem Zundelheiner erzählen gehört. Ich möcht ihn doch auch einmal sehen. Da sagte ein anderer: „Nehmt euch in Acht, daß ihr ihn nicht zu früh zu sehen bekommt. Es geht die Rede, er sey wieder im Land.“ Aber der Müller mit seinen Pausbacken sagte: „Pah! ich komm noch bei guter Tagszeit durch den Fridstädter Wald, dann bin ich auf der Landstraße, und wens fehlen will, geb ich dem Schimmel die Sporen.“ Als das der Heiner hörte, fragt er die Wirthin, was bin ich schuldig,

und geht fort in den Fridstädter Wald. Unterwegs begegnet ihm auf der Bettelfuhr ein lahmer Mensch. Gebt mir für ein Cäsperlein eure Krücke, sagte er zu dem lahmen Soldaten. Ich habe das linke Bein übertreten, daß ich laut schreien möchte, wenn ich drauf treten muß. Im nächsten Dorf, wo ihr abgeladen werdet, macht euch der Wagner eine neue. Also gab ihm der Bettler die Krücke. Bald darauf gehen zwey betrunkene Soldaten an ihm vorbei und singen das Reuterlied. Wie er in den Fridstädter Wald kommt, hängt er die Krücke an einen hohen Ast, setzt sich ungefähr sechs Schritte davon weg an die Straße, und zieht das linke Bein zusammen, als wenn er lahm wäre. Drüber kommt auf stattlichem Schimmel der Müller daher tritt, und macht ein Gesicht, als wenn er sagten wollte: „Bin ich nicht der reiche Müller, und bin ich nicht der schöne Müller, und bin ich nicht der witzige Müller?“ Als aber der witzige Müller zu dem Heiner kam, sagt der Heiner mit kläglicher Stimme: „Wolltet ihr nicht ein Werk der Barmherzigkeit thun an einem armen lahmen Mann. Zwey betrunkene Soldaten, sie werden euch wohl begegnet seyn, haben mir all mein Allmosengeld abgenommen, und haben mir aus Bosheit, daß es so wenig war, die Krücke auf jenen Baum geschleudert, und ist an den Aesten hängen geblieben, daß ich nun nimmer weiter kann. Wolltet ihr nicht so gut seyn, und sie mit eurer Peitsche herabzwicken?“ Der Müller sagte: „Ja sie sind mir begegnet an der Waldspitze. Sie haben gesungen: *So herzig wie mein Lisel, ist halt nichts auf der Welt!*“ Weil aber der Müller auf einem schmalen Steg über einen Graben zu dem Baum mußte, so stieg er von dem Roß ab, um dem armen Teufel die Krücke herab zu zwicken. Als er aber an dem Baum war, und schaut hinauf, schwingt sich der Heiner schnell wie ein Adler auf den stattlichen Schimmel, gibt ihm mit dem Absatz die Sporen und reitet davon. „Laßt euch das Gehen nicht verdrießen, rief er dem Müller zurück, und wenn ihr heim kommt, so richtet eurer Frau einen Gruß aus von dem Zundelheiner!“ So etwas muß man selber sehen, wenn mans glauben soll; deßwegen stehts hier neben abgebildet. Als er aber eine Viertelstunde nach Betzeit nach Brassenheim und an die Mühle kam, und alle Räder klapperten, daß ihn niemand hörte, stieg er vor der Mühle ab, band dem Müller den Schimmel wieder an der Hausthüre an, und setzte seinen Weg zu Fuß fort.



Abb. 53: Der Brassenheimer Müller

126 DER FALSCH EDELSTEIN.

In einem schönen Garten vor Straßburg vor dem Metzgerthor, wo jedermann für sein Geld hinein gehen und lustig und honett sein darf, da saß ein wohlgekleideter Mann, der auch sein Schöpplein trank, und hatte einen Ring am Finger mit einem kostbaren Edelstein, und spiegelte den Ring. So kommt ein Jude, und sagt: „Herr, ihr habt  
 5 Edelstein, und spiegelte den Ring. So kommt ein Jude, und sagt: „Herr, ihr habt einen schönen Edelstein in eurem Fingerring, dem wär ich auch nicht feind. Glitzert er nicht wie das Urim und Thummim in dem Brustschildlein des Aharons?“ Der wohlgekleidete Fremde sagte ganz kurz und trocken: „Der Stein ist falsch; wenn er gut wäre, steckte er wohl an einem andern Finger, als an dem meinigen.“ Der Jud bat  
 10 den Fremden, ihm den Ring in die Hand zu geben. Er wendet ihn hin, er wendet ihn her, dreht den Kopf rechts, dreht den Kopf links. „Soll dieser Stein nicht ächt seyn?“ dachte er, und bot dem Fremden für den Ring zwei neue Dublonen. Der Fremde sag-



te ganz unwillig: „Was soll ich euch betrügen? ihr habt es schon gehört, der Stein ist falsch.“ Der Jude bittet um Erlaubniß, ihn einem Kenner zu zeigen, und einer der dabei saß, sagte: „ich stehe gut für den Israeliten, der Stein mag werth seyn, was er will.“<sup>15</sup> Der Fremde sagte: „Ich brauche keinen Bürgen, der Stein ist nicht ächt.“

In dem nemlichen Garten saß damals an einem andern Tisch auch der Hausfreund mit seinen Gevatterleuten, und waren auch lustig und honett für ihr Geld, nemlich für das Geld der Gevatterleute, und einer davon ist ein Goldschmidt, der's versteht. Einem Soldaten, der in der Schlacht bei Austerlitz die Nase verlohren hatte,<sup>20</sup> hat er eine silberne angesetzt und mit Fleischfarbe angestrichen, und die Nase war gut. Nur einblasen einen lebendigen Odem in die Nase, das konnte er nicht. Zu dem Gevattermann kommt der Jude. „Herr, sagte er, soll dieses kein ächter Edelstein seyn? Kann der König Salomon einen schönern in der Krone getragen haben?“ Der Gevattermann, der auch ein halber Sternseher ist, sagte: „Er glänzt, wie am Himmel der Aldebaran. Ich verschaffe euch 90 Dublonen für den Ring. Was ihr ihn wohlfeiler bekommt, ist euer Schmuhs.“ Der Jud kehrt zu dem Fremden zurück. „Aecht oder unächt, ich gebe euch sechs Dublonen,“ und zählte sie auf den Tisch, funkel nagel neu. Der Fremde steckte den Ring wieder an den Finger, und sagte jetzt: „Er ist mir gar nicht feil. Ist der falsche Edelstein so gut nachgemacht, daß ihr ihn für einen rechten<sup>30</sup> haltet, so ist er mir auch so gut,“ und steckte die Hand in die Tasche, daß der lüsterne Israelit den Stein gar nicht mehr sehen sollte. – „Acht Dublonen.“ – Nein. – „Zehn Dublonen.“ Nein. – „Zwölf – vierzehn – fünfzehn Dublonen.“ Meinetwegen, sagte endlich der Fremde, wenn ihr mir keine Ruhe lassen, und mit Gewalt wollt betrogen seyn. Aber ich sage es euch vor allen diesen Herren da, der Stein ist falsch, und ich<sup>35</sup> gebe euch kein gut Wort mehr dafür. Denn ich will keinen Verdruß haben. Der Ring ist euer. Jetzt brachte der Jud voll Freude dem Gevattermann den Ring. „Morgen komm ich zu euch und hole das Geld.“ Aber der Gevattermann, den noch niemand angeführt hat, machte ein paar große Augen. „Guter Freund, das ist nicht mehr der nemliche Ring, den ihr mir vor zwei Minuten gezeigt habt. Dieser Stein ist zwanzig<sup>40</sup> Kreuzer werth zwischen Brüdern. So macht man sie bei Sanct Blasien im Eieli in der Glashütte.“ Denn der Fremde hatte wirklich einen falschen Ring in der Tasche, der völlig wie der gute aussah, den er zuerst am Finger spiegelte, und während der Jud mit ihm handelte, und er die Hand in der Tasche hatte, streifte er mit dem Daumen den ächten Ring vom Finger ab, und steckte den Finger in den falschen, und den bekam der Jud. Da fuhr der Betrogene, als wenn er auf einer brennenden Rakette geritten wäre, zu dem Fremden zurück: „Au weih, au weih! ich bin ein betrogener Mann, ein unglücklicher Mann, der Stein ist falsch.“ Aber der Fremde sagte ganz kaltblütig und gelassen: „Ich hab ihn euch für falsch verkauft. Diese Herren hier sind Zeugen. Der Ring ist euer. Hab ich euch ihn angeschwätzt, oder habt ihr ihn mir abge-<sup>45</sup>schwätzt?“ Alle Anwesenden mußten gestehen: „Ja er hat ihm den Stein für falsch ver-

kauft, und gesagt der Ring ist euer.“ Also mußte der Jud den Ring behalten, und die Sache wurde nachher vertuscht.

127 DAS SCHLAUE MÄDCHEN.

In einer großen Stadt hatten viele reiche und vornehme Herren einen lustigen Tag. Einer von ihnen dachte: „Könnt ihr heute dem Wirth und den Musikanten wenigstens 1500 Gulden zu verdienen geben, so könnt ihr auch etwas für die liebe Armuth  
 5 steuern.“ Also kam, als die Herren am fröhlichsten waren, ein hübsches und nett gekleidetes Mädchen mit einem Teller, und bat mit süßen Blicken und liebem Wort um eine Steuer für die Armen. Jeder gab, der eine weniger, der andere mehr, je nachdem der Geldbeutel beschaffen war und das Herz. Denn kleiner Beutel und enges Herz gibt wenig. Weiter Beutel und großes Herz gibt viel. So ein Herz hatte derjenige, zu  
 10 welchem das Mägdlein jetzt kommt. Denn als er ihm in die hellen schmeichelnden Augen schaute, gieng ihm das Herz fast in Liebe auf. Deßwegen legte er zwei Louisd'or auf den Teller und sagte dem Mägdlein ins Ohr: „Für deine zwey schönen blauen Augen.“ Das war nemlich so gemeint: „Weil du schöne Fürbitterin für die Armen, zwey so schöne Augen hast, so geb ich den Armen zwey so schöne Louisd'or, sonst  
 15 thäts eine auch.“ Das schlaue Mädchen aber stellte sich, als wenn es die Sache ganz anders verstünde. Denn weil er sagte: „Für deine zwey schöne Augen“ – nahm es ganz züchtig die zwey Louisd'or vom Teller weg, steckte sie in den eigenen Sack, und sagte mit schmeichlenden Geberden: „Schönen herzlichen Dank! aber seid so gut und gebt mir jetzt auch noch etwas für die Armen.“ Da legte der Herr noch einmal zwey  
 20 Louisd'or auf den Teller, kneipte das Mägdlein freundlich in die Backen, und sagte: „Du kleiner Schalk!“ Von den andern aber wurde er ganz entsetzlich ausgelacht, und sie tranken auf des Mägdleins Gesundheit, und die Musikanten machten Tusch.

128 EIN GUTES REZEPT.

In Wien der Kaiser Joseph war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß, aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist, und eine arme Frau kurirt hat. Eine arme kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind hol mir  
 5 einen Doktor, sonst kann ichs nimmer aushalten vor Schmerzen.“ Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten, aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war, oder heim, fuhr langsam

der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei; der Knabe hielt ihn wohl für 10  
einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte: Ich  
wills probiren. „Gnädiger Herr, sagte er, wollet ihr mir nicht einen Gulden schenken,  
seid so barmherzig!“ Der Kaiser dachte: „Der faßts kurz, und denkt, wenn ich den  
Gulden auf einmal bekomme, so brauch ich nicht sechzigmal um den Kreutzer zu  
betteln.“ „Thuts ein Cäsperlein oder zwey Vierundzwanziger nicht auch?“ fragt ihn 15  
der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein,“ und offenbarte ihm, wozu er das Geld benö-  
thigt sey. Also gab ihm der Kaiser den Gulden, und ließ sich genau von ihm beschrei-  
ben wie seine Mutter heißt, und wo sie wohnt, und während das Büblein zum dritten  
Doktor springt, und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie doch  
nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in sei- 20  
nen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht expreß  
darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und sah recht leer  
und betrübt darinn aus, meint sie, es ist der Doktor, und erzählt ihm ihren Umstand,  
und wie sie noch so arm dabey sey, und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte:  
„Ich will euch dann jetzt ein Rezept verschreiben“ und sie sagte ihm, wo des Bübleins 25  
Schreibzeug ist. Also schrieb er das Rezept, und belehrte die Frau, in welche Apothe-  
ke sie es schicken müsse, wenn das Kind heim kommt, und legte es auf den Tisch. Als  
er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwun-  
derte sich nicht wenig, als sie hörte, er sey auch der Dokter, und entschuldigte sich, es  
sey schon so einer da gewesen und hab ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr 30  
Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen woll-  
te, wer bei ihr gewesen sey und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet  
hat, erstaunte er auch nicht wenig, und sagte zu ihr: „Frau, sagte er, ihr seid einem  
guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat euch fünf und zwanzig Dublonen ver-  
ordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran steht: *Joseph*, wenn ihr ihn kennt. 35  
Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätt ich euch nicht ver-  
schreiben können.“ Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte  
nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und  
ohne Anstand von dem Zahlamt ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine  
Mixtur, und durch die gute Arzney und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt ver- 40  
schaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der  
Doktor die kranke Frau kurirt, und der Kaiser die arme, und sie lebt noch und hat  
sich nachgehends wieder verheirathet.

129 VEREITELTE RACHSUCHT. (EINE WAHRE GESCHICHTE.)

Der Amtmann in Nordheim ließ im Krieg in den neunziger Jahren fünf Jauner hennen, und waren in der ersten Viertelstunde so gut gewohnt, daß keiner mehr herab verlangte, und je nachdem der Wind gieng, exercirten sie miteinander zum Zeitvertreib, rechts um, links um, ohne Flügelmann. Aber einem seine Beiläuferin, die einen Buben von ihm hatte, sagte: „Wart Amtmann, ich will dirs eintränken.“ Ein paar Tage darauf reitet die österreichische Patrouille gegen das Städtlein am Galgen vorbei, da sagt einer zu dem andern: „Es lauft dir eine Spinne am Hut, so groß wie ein Taubeney.“ So zieht der andere vor den Gehenkten den Hut ab, und die Gehenkten, weil eben der Wind aus Westen gieng, drehten sich und machten Front. Indem schleicht von weitem ein Büblein von der Straße ab hinter eine Hecke, wie einer, der keine guten Briefe hat. Aber das Büblein hatte gar keine, weder gute noch schlechte. Denn als einer von den Dragonern auch um die Hecke ritt, fiel der Junge vor ihm auf die Knie, und sagte mit Zittern und mit Beben: „Pardon! Ich hab sie alle ins Wasser geworfen.“ Der Dragoner sagte: „Was hast du ins Wasser geworfen?“ – „Die Briefe.“ – „Was für Briefe?“ – „Die Briefe vom Amtmann an die Franzosen. Wenn Oestreicher ins Land kommen, sagte der Bursche, muß ich dem Amtmann Boten laufen ins französische Lager. Dießmal hatte ich drey Briefe, einen an den Dürermaier.“ Also holten die Dragoner, mir nichts, dir nichts, den Amtmann ab, wie er gieng und stand, und mußte in den Pantoffeln zwischen den Pferden im Koth mitlaufen, und spritzte die Rosse nicht sehr, aber die Rosse ihn, und der Bube mußte auch mit. Der Amtmann war so unschuldig, als der römische Kaiser selbst, hätte sich für die österreichischen Waffen lebendig schinden lassen, hatte sechs Kinder, eins schöner als das andere, und eine schwangere Frau. Aber das war die Rache, die ihm die Jaunerinn zgedacht hatte, als sie sagte: „Wart, Amtmann, ich will dir’s gedenken.“ Im Lager, als er zu dem General geführt wurde, und die Hohenzollerer Kürassiere und KaiserDragoner und Erdödi Husaren sahen ihn vorbeby führen, sagte einer von der Patrouille seinem Kameraden vom Pferd herab: „Es ist ein Spion.“ Der Kammerad sagte: „Strick ist sein Lohn.“ und der Officier, an den sie ihn ablieferten, war auch der Meinung, und bestellte spottweise schon bei ihm einen Gruß an des Teufels Großmutter. Dem Hausfreund ists aber bey dieser Geschichte nicht halb so angst, als dem geneigten Leser, denn ohne seinen Willen kann der Amtmann nicht sterben, sondern als er vor das Verhör geführt wurde, schaute ihn der Hauptm. Auditor mit Verwunderung und Bedauerniß an, und sagte: „Seyd ihr nicht der Nemliche, der mich vor einem Jahr drey Tage lang im Keller hinter der Sauerkrautstande vor den Franzosen verborgen hat, und habt Schläge genug von ihnen bekommen, und als sie euch oben den Speck verzehrten, aß ich unten das Sauerkraut dazu, sammt den GumbistAepfeln.“ Der Amtmann sagte: „Gott erkenntts, und ich bin so unschuldig als die Mutter Gottes in der Kirche, so doch von Lindenholz ist, und ihr Lebenlang noch keinen Buchstaben ge-

schrieben hat.“ Indem kamen auch mehrere gute Freunde und angesehene Bürger 40  
 von Nordheim ins Hauptquartier und bezeugten seine Rechtschaffenheit und Treue  
 und was er schon für Drangsalirung von den Franzosen habe ausstehen müssen, und  
 wie auf seine Anordnung der letzte Sieg der Oestreicher mit Katzenköpfen gefeiert  
 wurde, daß der Kirchthurm wackelte, und er selber habe keinen Rausch gehabt, aber  
 einen Stich. Der Hauptmann Auditor, der noch immer daran dachte, wie er drey 45  
 Tage lang in des Amtmanns Keller in der verborgenen Garnison lag, hinter dem  
 Schanzkorb, hinter der Sauerkrautstande, war geneigter, Ja zu glauben als Nein. Also  
 ließ er den Amtmann hinaus führen und den Buben herein, und that ein Paar ver-  
 fängliche Fragen an ihn, sagte ihm aber nicht, daß sie verfänglich sind. Deswegen war  
 der Bursche, so sehr er die Spitzbubenmilch an der Mutter Brüsten eingesogen hatte, 50  
 mit seinem Ja und Nein so unvorsichtig, daß er in wenig Minuten nimmer links,  
 nimmer rechts auszuweichen wußte und alles gestand. Also bekam er links und rechts  
 fünfzehn Hiebe vom Profos, und begleitete freywillig die Mutter ins Zuchthaus nach  
 Heiligenberg. Der Amtmann aber aß mit dem Hauptmann Auditor bey dem Gene-  
 ralFeldmarschall zu Nacht, und den andern Tag bey seiner Frau und Kindern zu Mit- 55  
 tag, und der Hausfreund that auch einen Freuden=Trunk, daß er wieder ein Exempel  
 der Gerechtigkeit statuirt hat. Das Doneschinger Bier dazu hat er geschenkt bekom-  
 men vom Herrn Kusel.

130 SCHRECKLICHE UNGLÜCKSFÄLLE IN DER SCHWEIZ.

(MIT EINER ABBILDUNG AUF DER FOLGENDEN SEITE.)

Der zwölfte December des vergangenen Winters brachte für die hohen Bergthäler der  
 Schweiz eine fürchterliche Nacht, und lehrt uns, wie ein Mensch wohl täglich Ursa- 5  
 che hat, an das Sprüchlein zu denken: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod um-  
 fangen.“ Auf allen hohen Bergen lag ein tiefer frisch gefallener Schnee. Der zwölfte  
 December brachte Thauwind und Sturm. Da dachte jedermann an großes Unglück,  
 und betete. Wer sich und seine Wohnung für sicher hielt, schwebte in Betrübniß und  
 Angst für die Armen, die es treffen wird, und wer sich nicht für sicher hielt, sagte zu  
 seinen Kindern: „Morgen geht uns die Sonne nimmer auf,“ und bereitete sich zu ei- 10  
 nem seligen Ende. Da riß sich auf einmal und an allen Orten von den Firsten der  
 höchsten Berge die Lavinen oder Schneefälle los, stürzten mit entsetzlichem Tosen  
 und Krachen über die langen Halden herab, wurden immer größer und größer, scho-  
 ßen immer schneller, toseten und krachten immer fürchterlicher, und jagten die Luft  
 vor sich her so durcheinander, daß im Sturm, noch ehe die Lavine ankam, ganze Wäl- 15  
 der zusammen krachten, und Ställe, Scheuren und Waldungen wie Spreu davon flo-  
 gen, und wo die Lavinen sich in den Thälern niederstürzten, da wurden Stunden lan-

ge Strecken, mit allen Wohngebäuden die darauf standen, und mit allem Lebendigen, was darin athmete, erdrückt und zerschmettert, wer nicht wie durch ein göttliches  
20 Wunder gerettet wurde.

Einer von zwei Brüdern in Uri, die mit einander hauseten, war auf dem Dach, das hinten an den Berg anstoßt, und dachte: „Ich will den Zwischenraum zwischen dem Berg und dem Dächlein mit Schnee ausfüllen und alles eben machen, auf daß, wenn die Lavine kommt, so fährt sie über das Häuslein weg, daß wir vielleicht“ –  
25 und als er sagen wollte: „daß wir vielleicht mit dem Leben davon kommen“ – da führte ihn der plötzliche Windbrauß, der vor der Lavine hergeht, vom Dach hinweg und hob ihn schwebend in der Luft, wie einen Vogel über einem entsetzlichen Abgrund. Und als er eben in Gefahr war in die unermessliche Tiefe hinab zu stürzen, und wäre seines Gebeins nimmer gefunden worden, da streifte die Lavine an ihm vor-  
30 bei, und warf ihn seitwärts an eine Halde. Er sagt, es habe ihm nicht wohl gethan, aber in der Betäubung umklammerte er noch einen Baum, an dem er sich fest hielt, bis alles vorüber war, und kam glücklich davon und gieng wieder heim zu seinem Bruder, der auch noch lebte, obgleich der Stall neben dem Häuslein wie mit einem Besen weggewischt war. Da konnte man wohl auch sagen: „Der Herr hat seinen En-  
35 geln befohlen über dir, daß sie dich auf den Händen tragen. Denn er macht Sturmwinde zu seinen Boten, und die Lavinen, daß sie seine Befehle ausrichten.“

Anders ergieng es im *Sturnen*, ebenfalls im Canton Uri. Nach dem Abendsegen sagte der Vater zu der Frau und den drei Kindern: „Wir wollen doch auch noch ein Gebet verrichten für die armen Leute, die in dieser Nacht in Gefahr sind.“ Und  
40 während sie beteten, donnerte schon aus allen Thälern der ferne Wiederhall der Lavinen, und während sie noch beteten, stürzte plötzlich der Stall und das Haus zusammen. Der Vater wurde vom Sturmwind hinweg geführt, hinaus in die fürchterliche Nacht, und unten am Berg abgesetzt und von dem nachwehenden Schnee begraben. Noch lebte er, als er aber den andern Morgen mit unmenschlicher Anstrengung sich  
45 hervorgegraben, und die Stätte seiner Wohnung wieder erreicht hatte, und sehen wollte was aus den Seinigen geworden sey, barmherziger Himmel! da war nur Schnee und Schnee, und kein Zeichen einer Wohnung, keine Spur des Lebens mehr wahrzunehmen. Doch vernahm er nach langem ängstlichem Rufen, wie aus einem tiefen Grab, die Stimme seines Weibes unter dem Schnee herauf. Und als er sie glücklich  
50 und unbeschädigt hervor gegraben hatte, da hörten sie plötzlich noch eine bekannte und liebe Stimme: „*Mutter, ich wäre auch noch am Leben, rief ein Kind, aber ich kann nicht heraus.*“ Nun arbeitete Vater und Mutter noch einmal und brachten auch das Kind hervor, und ein Arm war ihm gebrochen. Da ward ihr Herz mit Freude und Schmerzen erfüllt, und von ihren Augen flossen Thränen des Dankes und der Weh-  
55 muth. Denn die zwei andern Kinder wurden auch noch herausgegraben, aber todt.

In Pilzeig, ebenfalls im Canton Uri, wurde eine Mutter mit zwei Kindern fortgerissen, und unten in der Tiefe vom Schnee verschüttet. Ein Mann, ihr Nachbar, den die Lavine ebenfalls dahin geworfen hatte, hörte ihr Wimmern und grub sie hervor. Vergeblich war das Lächeln der Hoffnung in ihrem Antlitz. Als die Mutter halb nackt umher schaute, kannte sie die Gegend nicht mehr, in der sie war. Ihr Retter selbst war ohnmächtig niedergesunken. Neue Hügel und Berge von Schnee, und ein entsetzlicher Wirbel von Schneeflocken füllten die Luft. Da sagte die Mutter: „Kinder, hier ist keine Rettung möglich; wir wollen beten, und uns dem Willen Gottes überlassen.“ Und als sie beteten, sank die siebenjährige Tochter sterbend in die Arme der Mutter, und als die Mutter mit gebrochenem Herzen ihr zusprach, und ihr Kind der Barmherzigkeit Gottes empfahl, da verließen sie ihre Kräfte auch. Sie war eine 14 tägige Kindbetterinn, und sie sank mit dem theuern Leichnam ihres Kindes in dem Schooß, ebenfalls leblos darnieder. Die andere eilfjährige Tochter hielt weinend und händeringend bei der Mutter u. Schwester aus, bis sie todt waren, drückte ihnen alsdann, eh' sie auf eigene Rettung bedacht war, mit stummem Schmerz die Augen zu, und arbeitete sich mit unsäglicher Mühe und Gefahr erst zu einem Baum, dann zu einem Felsen herauf und kam gegen Mitternacht endlich an ein Haus, wo sie zum Fenster hinein aufgenommen, und mit den Bewohnern des Hauses erhalten wurde.

Kurz in allen BergCantonen der Schweiz, in Bern, Glarus, Uri, Schwitz, Graubündten, sind in Einer Nacht, und fast in der nemlichen Stunde, durch die Lavinen ganze Familien erdrückt, ganze Viehheerden mit ihren Stallungen zerschmettert, Matten und Gartenland bis auf den nackten Felsen hinab aufgeschürft und weggeführt, und ganze Wälder zerstört worden, also daß sie ins Thal gestürzt sind, oder die Bäume liegen übereinander zerschmettert und zerknickt, wie die Halmen auf einem Acker nach dem Hagelschlag. Sind ja in dem einzigen kleinen Canton Uri fast mit Einem Schlag 11 Personen unter dem Schnee begraben worden, und sind nimmer auferstanden, gegen 30 Häuser, und mehr als 150 Heuställe zerstört und 359 Häuptlein Vieh umgekommen, und man weiß gar nicht, auf wie viel mal hundert tausend Gulden soll man den Schaden berechnen, ohne die verlohrnen Menschen. Denn das Leben eines Vaters oder einer Mutter oder frommen Gemahls oder Kindes ist nicht mit Gold zu schätzen.



Abb. 54: Schreckliche Unglücksfälle

131 DAS WELSCHKORN.

Jedermann kennt das sogenannte Welschkorn; am besten hier zu Land kennens die Gänse, aber nicht jederman weiß, wo es herkommt, und wie viel man damit anfangen kann. Ein kräuterkundiger Mann, der Hausfreund hat schon manch Schöpplein  
5 mit ihm getrunken, und schon manch Paar Sohlen mit ihm durchgelaufen, der hats herausgebracht. Das Welschkorn ist nicht hier zu Land daheim, etwa wie der Baldrian, oder der gute Heinrich oder das TausendGuldenkraut, sondern in Amerika, in der neuen Welt. Eh Amerika entdeckt wurde, hat man in Europa nicht gewußt, daß es



Welschkorn gibt, und die Amerikaner haben nicht gewußt, daß es Dinkel und Roggen gibt. 10

Bisher hat man das Welschkorn fast bloß zur Mastung angebaut und benutzt. Aber das ist ein großer Fehler. Denn

*Erstlich*, so kann man aus dem Welschkorn, wenn mans ins Große anpflanzt, Zucker gewinnen, und hat ihn nicht mehr nöthig, dem Engländer abzukaufen. Die Pflanze, von welcher der Zucker kommt, sieht aus wie die Welschkornstaude. Sie hat ein lockeres saftiges Mark, wie die Welschkornstaude. Aus diesem Mark wird der Saft ausgepreßt, und der Zucker daraus gekocht. Das kann man nun mit dem Welschkorn eben so machen, wenn man die gehörigen Fabriken dazu anlegt, und die ersten Kosten nicht scheut. Gibts auch nicht so viel aus, wie vom Zuckerrohr, so kann der Zucker daraus doch wohlfeiler werden, und das Geld bleibt im Land. 15 20

*Zweitens*, die Körner, wenn man sie nicht an dem Stock hart werden läßt, sondern halb reif abnimmt, geben auch für die Menschen ein sehr gesundes, angenehmes und nahrhaftes Nahrungsmittel, das man durch Kochen auf allerlei Art zubereiten kann.

*Drittens*, man kann daraus ein gutes Bier brauen, item einen sehr starken Fruchteßig, item einen guten Brantewein, der ebenfalls demjenigen nahe kommt, welcher aus der Zuckerpflanze gebrannt wird. 25

*Viertens*, die trockenen dünnen Häute, welche den Welschkornkolben umgeben, diese geben ein sehr feines Postpapier. Item, wenn man sie gehörig verarbeitet, so können sie anstatt des theuren Roßhaars zu Ausfüllung von Sesseln, Matratzen etc. gebraucht werden. 30

Die gute Eigenschaft des Welschkorns ist überdiß, daß es keinen guten fetten Boden liebt, sondern einen vermischten sandigen, ferner daß es in guten Jahren fast tausenfältige Früchte bringt. Denn ein gesunder und großer Kolben hat etliche hundert Körner, und ein gesunder Stock kann seine drei Kolben tragen. 35

Wie nun das Welschkorn zu obigen Zwecken gepflanzt und behandelt werden muß, siehe das ist beschrieben in einem nagelneuen Buch, betitelt: *Ueber den Einfluß der Naturwissenschaft auf das gesamte Staatswohl, vorzüglich auf Land und Zeit berechnet, von D. C. C. Gmelin von Badenweiler. Karlsruhe be C. F. Müller 1809.*

In dem nemlichen Buch steht noch viel nützlich und neues über den Weinbau, über die Baumzucht, wie man die Waldungen behandeln soll, über den Getraidebau, über den Hanf- Flachs- Hopfen- und Tabacks-Bau, über die Bienenzucht, welches die besten Grasarten für Matten sind, über Bergwerke, Gypsgruben, und sonst noch viel. 40

*Merke*: Wenn du auf ein paar Batzen nicht zu sehen hast, so mußst du das Büchlein kaufen, und deinen Mitbürgern, die es nicht selber anschaffen können, auch guten Rath daraus ertheilen. 45

132 WIE EINE GRÄULICHE GESCHICHTE DURCH EINEN GEMEINEN METZGERHUND IST AN  
DAS TAGESLICHT GEBRACHT WORDEN.

(MIT EINER ABBILDUNG AUF DER FOLGENDEN SEITE.)

Zwei Metzger gehen miteinander aufs Gäu, kommen in ein Dorf, theilen sich, einer  
5 links an der Schwanen vorbei, einer rechts, sagen, in der Schwanen kommen wir wie-  
der zusammen. Sind nimmer zusammen kommen. Denn einer von ihnen geht mit ei-  
nem Bauer in den Stall, die Frau, so zwar eine Wasche in der Küche hatte, geht auch  
mit, so läuft das Kind für sich selber auch nach. Stoßt der Teufel die Frau an den El-  
lenbogen: „Sieh, was dem Metzger eine Gurt voll Geld unter dem Brusttuch hervor-  
10 schaut!“ Die Frau winkt dem Mann, der Mann winkt der Frau, schlagen im Stall den  
armen Metzger tod und bedecken den Leichnam in der Geschwindigkeit mit Stroh.  
Stoßt der Teufel die Frau noch einmal an den Ellenbogen: „Sieh, wer zuschaut!“ Wie  
sie umblickt, sieht sie das Kind. So gehen sie mit einander im Schrecken und Wahn-  
sinn ins Haus zurück und schließen die Thüre zu, als wenn sie im Feld wären. Da  
15 sagt die Frau, die kein Rabenherz, nein ein höllisches Drachenherz im Busen hatte:  
„Kind,“ sagte sie, „wie siehst du wieder aus? Komm in die Küche, ich will dich wa-  
schen.“ In der Küche steckt sie dem Kind den Kopf in die heiße Lauge, und brüht es  
zu todt. Jetzt meint sie sey alles geschweigt, und denkt nicht an den Hund des ermor-  
deten Metzgers. Der Hund des ermordeten Metzgers, der noch eine zeitlang mit dem  
20 Kameraden gelaufen war, witterte, während das Kind gebriht und geschwind in den  
Backofen gesteckt wurde, die Spur seines Herrn wieder auf, schnauft an der Stallthü-  
re, scharrt an der Hausthüre und merkt, hier sey etwas ungerades vorgefallen. Plötz-  
lich springt er ins Dorf zurück und sucht den Kameraden. Aber der Künstler, so die  
Abbildung hierneben geschnitzt hat, und kurz vorher durch jene Gegend gereist war,  
25 sagt: „Nein, sondern der Hund sey zu dem Metzger im Dorf gelaufen, der auch ein  
guter Bekannter von seinem Herrn war, und jetzt eben ein Kälblein stach. Kurz der  
Hund winselt und heult, zerrt den andern Metzger am Rock, und der Metzger merkt  
auch etwas. Also begleitet er den Hund an das Haus, und zweifelt nicht, daß hier et-  
was erschreckliches vorgefallen sey. Also winkt er zwei Männern die von ferne vorbei  
30 giengen. Man sieht auf der Abbildung, wie er voll Schrecken ist, und ihnen winket.  
Aber die Männer sieht man nicht, denn sie stehen noch neben dem Papier drausen in  
der Luft. Man muß den Kalender auf den Tisch legen, und sie mit Kreide neben dran  
mahlen, wenn man sie sehen will. Aber inwendig im Haus, und inwendig in der ver-  
ruchten Brust des Mörders und der Kindesmörderin gieng auch etwas vor, was man  
35 dem Papier nicht ansieht, und mit keiner Kreide auf den Tisch mahlen kann. Denn  
als sie drausen das Winseln des Hundes und das Rufen des Metzgers hörten, kams vor  
ihre Augen wie lauter Hochgericht, und in ihre Herzen wie lauter Hölle. Der Mann  
wollte zum hintern Fenster hinaus entspringen, die Frau hielt ihn am Rock und sagte:

„Bleib da!“ Der Mann sagte: „Komm mit!“ Die Frau antwortete: „Ich kann nicht, ich habe Blei an den Füßen. Siehst du nicht die erschreckliche Gestalt vor dem Fenster, mit blitzenden Augen und glühendem Othem?“  
 40  
 Unterdessen wurde die Thüre eingebrochen. Man fand bald die Leichname der Ermordeten. Die Missethäter wurden handfest gemacht und dem Richter übergeben. Sechs Wochen darauf wurden sie gerädert, und ihre verruchten Leichname auf das Rad geflochten, und die Raben sagen jetzt: „Das Fleisch schmeckt gut.“  
 45



Abb. 55: MetzgerHund

133

ROTHE DINTe ZU MACHEN.

Nimm ein halb Loth BrasilienHolz und einen Schoppen Wein, und thue es in einen Topf, schwenke aber den Topf sauber aus, wenn vorher Schnitze darin sind gekocht worden, oder sonst etwas, oder nimm lieber einen neuen. Laß darin das Brasilienholz und den Wein über Nacht stehen, und koche es den andern Tag bis auf die Hälfte  
 5  
 ein, lege alsdann ein wenig Gummi darein, rühre es fleißig um, und laß es kalt werden. Nimm alsdann eine neue Schreibfeder, schreibe damit zum erstenmal einen schönen Spruch, zum Beispiel: 1. Buch Mosis Kapitel 17, Vers der erste, so wird der Spruch roth werden, und so du ihn im Herzen behaltest, wird es dir wohl gehen.

134 BLAUE DINTE ZU MACHEN.

Geh in die Apotheke und kaufe darin ein halb Loth Lakmus und ein Quintlein arabischen Gummi, gieße dazu zwei Loth Wasser, schüttle solches eine zeitlang wohl miteinander. Alsdann kannst du damit schöne blaue Sprüchlein schreiben.

135 GRÜNE DINTE ZU MACHEN.

Nimm für ein paar Kreuzer ein halb Loth Grünspan und ein Viertels Loth oder etwas mehr gemeinen Weinstein. Reibe beides auf einem Stein wohl mit einander und durcheinander. Schütte es alsdann in ein Gütterlein, gieße ein halbes Glas voll Wasser  
5 daran und schüttle es bisweilen ein wenig herum. Wenn der Grünspan zergangen ist, so ist die Dinte fertig. Ist zu viel Wasser drin, so läßt man das Gütterlein offen stehen, bis ein wenig davon verdunstet ist. Ist die Dinte zu dick, so schüttet man noch ein wenig Wasser dazu.

*Merke:* Du must acht haben, daß dir von dieser Dinte nichts in den Mund  
10 kommt oder in die Augen spritzt, denn sie ist scharf.

*Anderst:* Nimm frische Holderblätter, stampfe sie und presse den Saft aus. Mische ein wenig Alaun dazu, so hast du auch eine grüne Dinte.

136 ANFRAGE.

Der Hausfreund hat schon vor Jahren in dem ehemaligen Badischen LandKalender den jungen Mannsleuten den guten Rath ertheilt: „Ihr sollt eure ledernen Strumpfriemen die ihr unter den Knien tragt, nicht so fest anziehen und einschnal-  
5 len. Denn ihr meint, die Beine sollen sich dadurch mehr heraus heben, und etwas stärker aussehen. Aber konträri, ihr preßt damit die Adern und Aederlein zusammen, und es kann nicht so viel Blut mehr durchlaufen, als zur Ernährung der Gliedmaßen nöthig ist. Daher kommt es, daß so mancher junge Mensch bei einem sonst so kräftigen und ansehnlichen Wuchs so dünne StorchenBeine hat, die ihn nicht freuen kön-  
10 nen, wenn er sie ansieht.“

Der Hausfreund fragt hiermit an, ob sein guter Rath befolgt worden ist, und wills noch einmal erinnert haben, eh' er kommt und selber nachsieht.



Abb. 56: Titelvignette 1811

## 137 DES HAUSFREUNDS VORREDE UND NEUJAHRSWUNSCH.

Der Hausfreund steht vor dem geneigten Leser mit aufrechtem Angesicht, und läßt sich beschauen um alles, was er in den vorjährigen Kalender geschrieben hat, und fürchtet nichts. Denn schon mancher Biedermann hat ihm freundlich die Hand da-  
 5 für gedrückt und gefragt: Wollt ihr kein Schöpplein trinken? Und in manchem Dorf, wenn er durchgeht, rufen ihm die Kinder nach: Guten Morgen Hausfreund, oder gu-  
 ten Abend Bildermann, und wenn ihn hie und da jemand nicht grüßt, oder dankt ihm nicht, so denkt er nur, wie ein großer Herr oder ein berühmter Gelehrter: *du kennst mich nicht*. Heringegen wird der geneigte Leser wohl auch entdeckt haben, daß  
 10 sonst der Calender des vorigen Jahrs ausgesehen hat fast wie ein Laiblein Brod, das et-  
 was zu früh aus dem Ofen kommt. Der Hausfreund kanns jezt nimmer länger ver-  
 hehlen, und will's also lieber aufrichtig gestehen, daß er den Calender nicht selber  
 druckt, sondern durch fremde Leute fertigen läßt, und muß ein hübsches Stück Geld  
 ausgeben alle Jahre für Papier, für Schwärze, für Ziegelmehl zu den rothen Feyertagen  
 15 und Sabbathern, denn es müßten besondere Ziegel dazu gebrannt werden, ferner für  
 die Druckerkosten, für die schönen Abbildungen, und hat blutwenig Profit daran,  
 wenn er die Sohlen dazu rechnet, die er am Rhein auf- und ab wegläuft und die  
 Wirthshäuser. Also ist auch nicht der Hausfreund Schuld daran, daß der Calender ein  
 wenig Noth gelitten hat, sondern der Buchdrucker, der auch wieder sich zu verant-  
 20 worten weiß.

Fürs *erste* sind die rothen Buchstaben ziemlich blaß, und manchmal fast nicht zu lesen. Der Drucker sagt, der Ziegler sey Schuld, er habe die Ziegel nicht genug gebrannt.

Fürs *zweyte* stehen hie und da die rothen und die schwarzen Buchstaben so  
 25 auf einander, daß man die Namen nicht recht lesen kann, und ist manchmal recht  
 betrübt anzusehen, wie so ein vornehmer Feyertag sich mit einem schlechten Werkta-  
 ge gemein machen mag, nicht anderst, als zur Zeit der Sündfluth die Söhne Gottes  
 mit den Töchtern der Menschen. Allein der Buchdrucker sagt, das sey mit Fleiß ge-  
 schehen, und er nehme die Sache anderst. Denn die rothe Farbe bedeute bey ihm  
 30 Freude, und die schwarze bedeute Leid, und er habe damit nur so viel sagen wollen,  
 daß das Jahr 1810. dem geneigten Leser Gutes und Schlimmes untereinander, und  
 manchmal auf den nemlichen Tag bringen werde, wie denn auch geschehen ist, und  
 im Jahr 1811. wieder geschehen wird, denn

„Mit der Freude zieht der Schmerz  
 35 „traulich durch die Zeiten.

*Drittens*, so ist der Judenkalendar hinter dem Dezembermonat ganz falsch ausgefallen, und es ist zum Beispiel nicht wahr, daß im Jahr 1810. der Tempel am 22ten Jul. verbrannt worden. Sondern nur in dem Jahr 1809. ist er am 22ten Jul. ver-

brannt worden, aber im J. 1810. am 9. August. Der Buchdrucker sagt, es sey auch nicht alles ein Evangelium, was der Hausfreund selber in den Kalender stiftet, auch habe er am Ende des Kalenders vornen an den Jahrmärkten den Fehler wieder gutgemacht, und dort den Tempel richtig am 9. Aug. verbrannt, und am 20ten Merz den Haman gehenkt. Wenn die Staatsbürger mosaischen Gesezes dem Hausfreund gute Worte geben, und wieder einmal schwarze baumwollene Strümpfe zum Neujahr schenken, wie Anno 93., so schreibt er ihnen auf das Jahr 5572. ihrer Rechnung einen eigenen Hausfreund, und der julianische und der gregorianische Kalender kommt dann auch nur so neben an, zuerst falsch, hernach recht.

Zum *vierten*, so ist der Druck in den schönsten Artikeln zum Lesen hie und da auch etwas blaß und unleserlich ausgefallen. Aber der Buchdrucker sagt, das sey auch mit Fleiß geschehen. Das Papier, sagt er, ist ohnehin ein wenig schwarz, wenn ich nun noch schwärzere Buchstaben darauf gesetzt hätte, so wäre der Calender zu dunkel ausgefallen für die trüben Wintertage.

*Fünftens*, so sind in den Jahrgang 1810 viele Druckfehler eingeschlichen. Von denjenigen die im Calender stehen, sollen hier nur folgende nahmhaft gemacht werden.

Der große Comet, der 4mal so groß schien als der Abendstern, ist nicht im Jahr 1806. erschienen wie der Drucker meynt, sondern im Jahr 1680. das ist zweyerley.

Ferner die Cometen werden nicht *unbescheiden* am Himmel sichtbar, wie manchmal ein ungezogener Mensch in einer wohlerzogenen Gesellschaft, sondern sie kommen *unbeschieden, das ist ungerufen*, weil sie selber wissen, wann ihre Zeit da ist, und wie lang sie zu bleiben haben, besser als ein unbescheidener Mensch.

Ferner in des *Seilers Antwort* soll es nicht heißen: *Wer heut zu Tag an den Galgen oder ins Zuchthaus* will; sondern: *Wer an den Galgen oder heut zu Tag ins Zuchthaus* will. Denn heut zu Tag hat ein Spitzbub von Glück zu sagen, wenn er nur noch ins Zuchthaus kommt. Von Hunderten bringts kaum einer so weit. Deswegen stiehlt einer und der andere ein Rößlein und reitet.

Ferner der Zundelheiner ist nicht *ganz betäubt* im Wirthshaus gesessen, denn er hat nur ein Schöplein getrunken, sondern ganz betrübt, weil sein Bruder ein Schelmenstück an ihm begangen hat, und wieder ehrlich worden ist.

Zu dem allem sagt der Buchdrucker weiter nichts, als der Hausfreund hätt's deutlicher schreiben sollen, so hätt' ers richtiger gedruckt.

*Sechstens* und endlich, so sieht das 1810er Aderlaßmännlein nicht aus wie ein anderes Menschenkind, das wohl auch einmal Herzklopfen oder Seitenstechen, oder die Milzsucht bekommt, sondern wie ein leibhafter Gnom oder Wechselbalg. Der Buchdrucker sagt, eben deswegen habe er ihm alle Adern öffnen lassen, damit es sich bald verblute. Der Barbier von Segringen habe ihm bereits ein neues versprochen.

Dies ist die Beicht und Rechtfertigung des Buchdruckers, die auf sein Verlangen hier eingerückt wird. In Zukunft hofft der Hausfreund und seine zwey Gehülfen  
80 wird es besser gehen, doch kann er nichts für gewiß versprechen, denn es haben andre Leute auch noch dazu zu reden.

Was aber die zwey Gehülfen betrifft, so hat der Hausfreund angenommen, erstlich einen braven Adjunktus, der schon weit in der Welt herumgereist ist, in Paris, in Amsterdam und in München. Der geneigte Leser wird ihn bald kennen, wenn er  
85 ihn sieht. Denn er ist hochgewachsen und breit, trägt statt der Schnallen Schnüre an den Beinkleidern, hat eine schwache leise Stimme, versteht alle Sprachen (der Hausfreund zwar auch) und in seiner Kindheit müssen die Schutzpocken noch nicht sehr im Schwang gewesen seyn.

Sodann hat er angenommen des Adjunkts seine Adjunktin, oder Schwiegermutter, die ist schon gewesen in Berlin, in Wien, in Italien, und auf dem RigiBerg in der Schweiz, hat schöne Liedlein dort gelernt, kann alle Leute ausspotten, und doch ist sie allen Leuten lieb und werth. Schon manchmal hat der Adjunkt den Hausfreund gefragt, ob es mit natürlichen Dingen zugeht, was sie versteht, und wie sie's treibt, und wie sie's den Leuten anthut, z. B. ihm.

95 Also wünschen der Hausfreund, der Adjunkt und die Schwiegermutter dem geneigten Leser insgesamt ein friedliches neues Jahr und einen blauen Freudenhimmel auf Erden, und nur soviel Wolken daran, als nöthig sind, das heisse Blut zu dämmen, wenns oben hinaus will vor Freude oder vor Uebermuth.

#### 138 FORTGESEZTE BETRACHTUNG DES WELTGEBÄUDES.

(FIXSTERNE.)

Der Hausfreund sieht jezt im Geiste zu, wie der verständige und wohlgezogene Leser geschwind noch einmal den Artikel von den Planeten im Jahrgang des Calenders  
5 1808 und 1809 durchgeht, damit er besser verstehen kann, was heuer von den Fixsternen will gesagt werden, und wie er jezt auswendig die Planeten an den Fingern abzählt, und den Uranus am grossen Zehen greifen muß, unten im Pedal, weil er zu eilf Planeten nur zehen Finger hat.

Für die Fixsterne zu zählen gibts nicht Finger genug auf der ganzen Erde, von  
10 Franz Ignaz Naroki an, der jezt 120 Jahre alt ist, und den geneigten Leser grüßen läßt, bis zum Büblein das in die Schule geht. Denn wenn nur unser einer (der Hausfreund will sich für diesmal auch dazu zählen) in einer schönen Sommer oder Winternacht im Freyen steht, oder durch das Fenster hinausschaut, welch eine unzählbare Menge himmlischer Lichter groß und klein strahlen uns freundlich und fröhlich entgegen,  
15 ganz anderst als wenn man ein paar Stunden nach SonnenUntergang von einer



Anhöhe herab gegen eine große Stadt kommt, oder hinein reitet, und aus allen Häusern und aus allen Fenstern schimmern einem die Lichter entgegen, was doch auch schön ist. Das Auge kann sich nicht genug ersehen an solchem himmlischen Schauspiel, und weiß nicht welchen Stern es zuerst und am längsten betrachten soll, und es ist, als wenn jeder sagte „*Schau mich an!*“ Unterdessen bewegen sie sich alle am Himmel fort, einige gehen schon am frühen Abend unter, und die ganze Nacht hindurch, und wenn früh schon die Morgenluft über die Erde weht, und von Dorf zu Dorf das Hahnengeschrey durch die Nacht zieht, gehn immer noch neue auf, und es nimmt kein Ende. Deswegen können wir auch nie alle sichtbaren Sterne des Himmels auf einmal sehen, nicht einmal die Hälfte, denn es ist ausgemacht, daß sie den Tag hindurch eben so wie bey Nacht ihren stillen Lauf am Himmel fortsetzen, nur daß wir sie nicht wegen der Tageshelle sehen können. Denn wer bey Nacht unter freyem Himmel ist, ich will sagen ein Nachtwächter, ein Feldschütz, ein Fuhrmann, und er gibt nur ein wenig acht, der wird finden, Abends wenn es dunkel wird, sind ganz andere Sterne am Himmel als früh, ehe es aufhörte dunkel zu seyn. Wo sind diese hingekommen? wo kommen jene her? Antwort: Sie sind den Tag hindurch untergegangen und auf. Also können wir in der schönsten reinsten Sternennacht kaum die Hälfte sehen, und sind doch so viel, und wenn wir sie geschwind ein wenig zählen wollten, bis wir fertig wären, wären nimmer die nemlichen da, sondern andere; deswegen heißt es mit recht: So jemand die Sterne des Himmels zählen kann, so wird er auch deine Nachkommen zählen, nemlich die Juden.

Damit nun wir Sternseher (der Hausfreund gehört jezt nimmer zu unser einem) damit wir die Anzahl der Sterne besser in Ordnung halten können, so haben wir gewissen merkwürdigen Sternen einen eigenen Namen gegeben, oder wir haben denen, welche zusammen eine Figur vorstellen, den Namen einer Figur gegeben, z. B. das Creutz, die Krone, oder wir haben um 20 bis 100 Sterne herum in Gedanken eine Linie gezogen, die bald aussieht wie ein Wolf oder ein Krebs, oder so, und nennen sie Sternbilder, z. E. die 12. himmlischen Zeichen, die Jungfrau, die Zwillinge, der Skorpion, und alle Sterne groß und klein, die in einem Sternbild stehen, gehören zum Sternbild, und wenn einmal einer von ihnen fehlte, oder zu spät käme, so wollten wir's bald merken, könnten's aber nicht wehren. Der Leser selber kennt ja einige dieser Sternbilder, den Jakobsstab, den Heerwagen, die Gluckhenne, oder das Siebengestirn, und sollte es auch bald merken, wenn einer von ihren Sternen nicht einhalten wollte.

Allein das ist alles noch nichts, sondern es gibt noch viel mehr Sterne, die wir nicht sehen, als die wir sehen. Wo zwischen zwey oder dreyen dem bloßen Auge alle öde und leer zu seyn scheint; schaut ihr durch ein rechtschaffenes Perspektiv, so funkeln euch noch mehr als 20 neue himmlische Lichtlein entgegen.

Kennen wir nicht alle die Milchstraße, die wie ein breiter flatternder Gürtel  
 55 den Himmel umwindet. Sie gleicht einem ewigen Nebelstreif, den eine schwache  
 Helle durchschimmert. Aber durch die Gläser der Sternseher betrachtet, löset sich  
 dieser ganze herrliche Lichtnebel in unzählige kleine Sterne auf, wie wenn man zum  
 Fenster hinaus an den Berg schaut, und nur grüne Farbe sieht, aber schon durch ein  
 gemeines Perspektiv erblickt man Baum an Baum, und Laub an Laub, und das Zählen  
 60 läßt man auch bleiben.

Ja es ist glaublich, daß wenn ein Sternseher auf den letzten obersten Stern sich  
 hinaufschwingen könnte, der von hier aus noch zu sehen ist, so würde er noch nicht  
 am Ende seyn, sondern ein neuer Wunderhimmel voll Sternen und Milchstraßen  
 würde sich vor seinen Augen aufthun, bis ins unendliche hinaus.

65 Was aber die Bewegung der Sterne betrifft, wenn man auch sagen will, sie ge-  
 hen auf und unter, so gehen sie doch nicht alle auf und unter, sondern wenn man  
 sich gegen Norden stellt, wo der Winter und die Russen herkommen, und halbwegs  
 am Himmel hinaufschaut, nicht gar weit vom großen Heerwagen, dort steht ein  
 Stern, der sich nicht sonderlich bewegt und der *Angelstern* heißt, der Herr Pfarrer  
 70 kennt ihn. Auf diesen schauen die andern Sterne bis zum Thierkreis oder den 12.  
 Zeichen hinaus, als auf ihren Flügelmann oder ihr Centrum, und drehen sich um ihn  
 herum. Die nähern drehen sich in kleinern Kreisen um ihn herum, also, daß sie auch  
 nie untergehen. Deswegen kann man z. B. den Heerwagen, Sommer und Winter die  
 ganze Nacht sehen, bald über bald unter dem Angelstern. Aber die entfernteren in ih-  
 75 ren großen Kreisen müssen schon unten um die Erde herumgehen, und auf der an-  
 dern Seite wieder hinauf. Also kann man z. B. das Siebengestirn nicht immer sehen.  
 Wenn es unten ist, kann man es nicht sehen. Stellt man sich aber gegen Süden, wo  
 der Sommer, die Mohren und die Storken herkommen, dem Angelstern gegenüber,  
 eben so tief unter uns, als dieser über uns, steht wieder so ein Angelstern, der sich gar  
 80 nicht bewegt. Auf den schauen die Sterne, die jenseits des Thierkreises stehen, und  
 bewegen sich auch um ihn herum, immer in kleinern Kreisen, je näher sie ihm kom-  
 men, ganz so, wie hier zu Land.

Allein das alles ist im Grunde doch nur Schein. In der That selbst aber ist es,  
 wie hier folgt. Von der Erde, die bekanntlich eine Kugel ist, und von ihrer Lage muß  
 85 man sich eine Vorstellung machen, als wenn mitten durch sie hindurch ein Draht  
 gienge, oder eine Axe, die mit ihren zwey Enden gegen die zwey Angelsterne schaut.  
 Als wenn sie an einer solchen Axe schwebte, dreht sie sich in 24 Stunden im uner-  
 meßlichen Raume im Wirbel um, nicht nach der Sonne, sondern gegen die Sonne  
 und der unermessliche Raum, ist in weiter Ferne von ihr unten und oben, und rings-  
 90 um mit Sternen besetzt, und die Sterne bewegen sich nicht, sondern sie stehen still.  
 Weil wir aber nicht fühlen, wie wir uns mit der Erde gegen die Sterne bewegen, und  
 wie uns dadurch einer nach dem andern ins Gesicht kommt, oder wieder aus dem

Gesicht verschwindet, so meynen wir, die Sterne bewegen sich gegen uns, und gehen auf und gehen unter. Gleicherweise, wie einer der auf dem Schiff fährt, und nicht in den fließenden Strom, sondern an das Ufer schaut, zuletzt meynt er auch, das Schiff stehe, und die Bäume und Dörfer kommen. Also ist es auch mit der Erde und den Sternen. Aber der geneigte Leser glaubts nicht. Ich weiß es schon. 95

(Der Beschluß folgt noch in diesem Jahrgang.)

139 SELTSAME EHESCHIEDUNG.

Ein junger Schweitzer aus Ballstall kam in spanische Dienste, hielt sich gut, und erwarb sich einiges Vermögen. Als es ihm aber zu wohl war, dachte er: Will ich, oder will ich nicht? – Endlich wollte er, nahm eine hübsche wohlhabende Spanierin zur Frau, und machte damit seinen guten Tagen ein Ende. Denn in den spanischen Haushaltungen ist die Frau der Herr, ein guter Freund der Mann, und der Mann ist die Magd. 5

Als nun das arme Blut der Slavery und Drangsalirung bald müde war, fieng er an, als wenn er nichts damit meinte, und rühmte ihr das fröhliche Leben in der Schweiz, und die goldenen Berge darinn, er meynte die Schneeberge im Sonnenglast jenseits der Clus; und wie man lustig nach Einsiedeln wallfahrten könne, und schön beten in Sasseln am Grabe des heiligen Bruders Niklas von der Flue, und was für ein großes Vermögen er daheim besize, aber es werde ihm nicht verabfolgt aus dem Land. Da wässerte endlich der Spanierin der Mund nach dem schönen Land und Gut, und es war ihr recht, ihr Vermögen zu Geld zu machen, und mit ihm zu ziehen in seine goldene Heimath. Also zogen sie miteinander über das große Pyrenäische Gebirg bis an den Gränzstein, der das Reich Hispania von Frankreich scheidet; sie mit dem Geld auf einem Esel, er nebenher zu Fuß. Als sie aber vorüber an dem Gränzstein waren, sagte er: Frau, wenss dir recht ist, bis hieher haben wirs spanisch mit einander getrieben, von jezt an treiben wir's deutsch. Bist du von Madrit bis an den Markstein geritten, und ich bin dir zu Fuß nachgetrabt den langen Berg hinauf, so reit ich jezt von hier weg bis gen Ballstall, Canton Solothurn, und das Fußgehen ist an dir. Als sie darüber sich ungeberdig stellte, und schimpfte und drohte, und nicht von dem Thierlein herunter wollte; „Frau das verstehst du noch nicht, sagte er, und ich nehme dirs nicht übel,“ sondern hieb an dem Weg einen tüchtigen Stecken ab, und las ihr damit ein langes Kapitel aus dem Ballstaller Ehe- und Männerrecht vor, und als sie alles wohl verstanden hatte, fragte er sie: Willst du jezt mit welsche Hexe und gut thun, oder willst du wieder hin wo du hergekommen bist? Da sagte sie schluchzend: wo ich hergekommen bin, und das war ihm auch das liebste. Also theilte mit ihr der ehrliche Schweizer das Vermögen, und trennten sich von einander an diesem *Gränzstein weib-* 30

*licher Rechte*, wie einmal ein bekanntes Büchlein in der Welt geheißten hat, und jedes zog wieder in seine Heimath. Deinen Landsmann, sagte er, auf dem du hergeritten bist, kannst du auch wieder mitnehmen.

Merke: Im Reich Hispania machens die Weiber zu arg, aber in Ballstall doch  
 35 auch manchmal die Männer. Ein Mann soll seine Frau nie schlagen, sonst verunehrt er sich selber. Denn ihr seyd *Ein Leib*.

140 DER LISTIGE STEYERMARKER.

In Steyermark, einwenig abhanden von der Straße, dachte ein reicher Bauer im letzten Krieg: Wie fang ichs an, daß ich meine Kronenthaler und meine Dukätlein rette in dieser bösen Zeit? Die Kaiserin Maria Theresia ist mir noch so lieb, tröst sie Gott,  
 5 und der Kaiser Joseph, tröst ihn Gott, und der Kaiser Franz, Gott schenk ihm Leben und Gesundheit. Und wenn man meynt, man habe die lieben Herrschaften noch so gut verborgen und geflüchtet, so riecht sie der Feind, sobald er die Nase ins Dorf streckt, und führt sie in die Gefangenschaft ins Lothringen oder in die Champagne; daß einem armen Unterthanen das Herz dabey bluten möchte vor Patriotismus. Jezt  
 10 weiß ich, sagte er, wie ichs anfangen, und trug das Geld bei dunkler blinder Nacht in den Krautgarten. Das Siebengestirn verrathet mich nicht, sagte er. Im Krautgarten legte er das Geld geradezu zwischen die Gelveieleinstöcke und die spanischen Wickken. Nebendran grub er ein Loch in das Weglein zwischen den Beeten, und warf allen Grund daraus auf das Geld, und zertrat rings herum die schönen Blumenstöcke  
 15 und das Mangoldkraut, wie einer, der Sauerkraut einstampft. Am Montag drauf streiften schon die Chasseurs im ganzen Revier, und am Donnerstag kam eine Parthie ins Dorf frisch auf die Mühle zu, und aus der Mühle mit weißen Ellenbogen zu unserm Bauern; und „Geld her Buur, rief ihm ein Sundgauer mit blankem Säbel entgegen, oder bet' dein letztes Vaterunser.“ Der Bauer sagte, sie möchten nehmen, was sie  
 20 in Gottes Namen noch finden. Er habe nichts mehr, es sey gestern und vorgestern schon alles in die Rapuse gegangen. Vor euch kann man etwas verbergen, sagt er, ihr seyd die rechten. Als sie nichts fanden ausser ein paar Kupferkreuzer und einen vergoldeten Sechser mit dem Bildniß der Kaiserin Maria Theresia und ein Ringlein dran zum Anhängen, Buur, sagte der Sundgauer, du hast dein Geld verlochert, auf der Stelle  
 25 zeig, wo du dein Geld verlochert hast, oder du gehst ohne dein letztes Vaterunser aus der Welt. Auf der Stelle kann ichs euch nicht zeigen, sagte der Bauer, so sauer mich der Gang ankommt, sondern ihr müßt mit mir in den Krautgarten gehn. Dort will ich euch zeigen, wo ich es verborgen hatte, und wie es mir ergangen ist. Der Herr Feind ist schon gestern und vorgestern da gewesen, und habens gefunden und alles  
 30 geholt. Die Chasseure nahmen den Augenschein im Garten ein, fanden alles, wie es

der Mann angegeben hatte, und keiner dachte daran, daß das Geld unter dem Grundhaufen liegt, sondern jeder schaute in das leere Loch und dachte: Wär' ich nur früher gekommen. Und hätten sie nur die schönen Gelveieleinstöcke und den Goldlack nicht so verderbt, sagte der Bauer, und so hintergieng er diese und alle, die noch nachkamen, und hat auf diese Art das ganze erzherzogliche Haus, den Kayser Franz, den Kaiser Joseph, die Kaiserin Maria Theresia, und den allerhöchstseltigen Herrn Leopold den ersten gerettet, und glücklich im Land behalten. 35

## 141 ETWAS AUS DER TÜRKKEY.

In der Turkey ist Justiz. Ein Kaufmannsdiener, auf der Reise von der Nacht und Müdigkeit überfallen, bindet sein Pferd, so mit kostbaren Waaren beladen war, nimmer weit von einem Wachthaus an einen Baum, legt sich selber unter das Obdach des Baums, und schläft ein. Früh als ihn die Morgenluft und der Wachtelschlag weckte, hatte er gut geschlafen, aber das Rößlein war fort. 5

Da eilte der Beraubte zu dem Statthalter der Provinz, nemlich zu dem Prinzen Carosman Oglu, der in der Nähe sich aufhielt und klagte vor seinem Richterstuhl seine Noth. Der Prinz gab ihm wenig Gehör. „So nahe bey dem Wachthaus, warum bist du nicht die fünfzig Schritte weiter geritten, so wärest du sicher gewesen. Es ist deines Leichtsinns Schuld.“ Da sagte der Kaufmannsdiener: „Gerechter Prinz, hab ich mich fürchten sollen, unter freyem Himmel zu schlafen in einem Lande wo du regierst?“ Das that dem Prinzen Carosman wohl und wurmte ihn zugleich. „Trink heute Nacht ein Gläslein türkischen Schnaps, sagte er zu dem Kaufmannsdiener, und schlafe noch einmal unter dem Baum.“ So gesagt, so gethan. Des andern Morgens als ihn die Morgenluft und der Wachtelschlag weckte, hatte er auch gut geschlafen, denn das Rößlein stand mit allen Kostbarkeiten wieder angebunden neben ihm, und an dem Baum hieng ein todter Mensch, der Dieb, und sah das Morgenroth nimmer mehr. 10 15

Bäume gäb' es noch an manchen Orten, große und kleine.

## 142 DAS BEQUEME SCHILDERHAUS.

Ein Schilderhaus hatte wie gewöhnlich auf beiden Seiten runde Oeffnungen zum Durchschauen, die etwas groß waren. Dem Rekruten der drin stand, war daher der Luftzug etwas zu lebhaft. Also ersuchte er nach der Ablösung den Unterofficier, obs nicht besser wäre, wenn man diese Oeffnungen mit ein paar Brettlein vernagelte. Der Unteroffizier strich den Bart und sagte: Nein das geht nicht an, wegen dem Winter. Im Winter kommen Ermel hinein, im Sommer ists ein Camisol. Also streckte der Re- 5

krut, als er wieder auf den Posten kam, die Hände hindurch, und sagte, jezt sey er erst gern Militär, weil er sehe, daß man doch auch für die Bequemlichkeit des Man-  
 10 nes Sorge.

143 WIE DER ZUNDELFRIEDER EINES TAGES AUS DEM ZUCHTHAUS ENTWICH UND  
 GLÜCKLICH ÜBER DIE GRÄNZEN KAM.

Eines Tages als der Frieder den Weg aus dem Zuchthaus allein gefunden hatte, und dachte: „ich will so spät den Zuchtmeister nimmer wecken,“ und als schon auf allen  
 5 Straßen Steckbriefe voran flogen, gelangte er Abends noch unbeschrien an ein Städtlein an der Gränze. Als ihn hier die Schildwache anhalten wollte, wer er sey, und wie er hieße, und was er im Schilde führe; „Könnt ihr polnisch?“ fragte herzhaft der Frieder die Schildwache. Die Schildwache sagt: „Ausländisch kann ich ein wenig, ja! Aber polnisches bin ich noch nicht darunter gewahr worden.“ „Wenn das ist,“ sagte der  
 10 Frieder, „so werden wir uns schlecht gegeneinander expliciren können. Ob kein Offizier oder Wachtmeister am Thor sey?“ Die Schildwache holt den Thorwächter, es sey ein Polack an dem Schlagbaum, gegen den sie sich schlecht expliciren könne. Der Thorwächter kam zwar, entschuldigte sich aber zum voraus, viel polnisch verstehe er auch nicht. „Es geht hie zu Land nicht stark ab, sagte er, und es wird im ganzen Städtel  
 15 schwerlich jemand seyn, der capabel wäre, es zu dollmetschen.“ „Wenn ich das wüßte,“ sagte der Frieder, und schaute auf die Uhr, die er unterwegs noch an einem Nagel gefunden hatte, „so wollte ich ja lieber noch ein paar Stunden zustrecken bis in die nächste Stadt. Um neun Uhr kömmt der Mond.“ Der Thorhüter sagte: „Es wäre unter diesen Umständen fast am besten, wenn ihr gerade durchpassirtet, ohne euch  
 20 aufzuhalten, das Städtel ist ja nicht groß,“ und war froh, daß er seiner los ward. Also kam der Frieder glücklich durch das Thor hinein. Im Städtlein hielt er sich nicht länger auf, als nöthig war, einer Gans, die sich auf der Gasse verspätet hatte, ein paar gute Lehren zu geben. „In euch Gänse,“ sagte er, „ist keine Zucht zu bringen. Ihr gehört, wenss Abend ist, ins Haus oder unter gute Aufsicht.“ Und so packte er sie mit  
 25 sicherm Griff am Hals, und mir nichts dir nichts unter den Mantel, den er ebenfalls unterwegs von einem Unbekannten geliehen hatte. Als er aber an das andere Thor gelangte, und auch hier dem Landfrieden nicht traute, drei Schritte von dem Schilderhaus als sich inwendig der Söldner rührte, schrie der Frieder mit herzhafter Stimme: *Wer da!* der Söldner antwortete in aller Gutmüthigkeit: *Gut Freund!* Also kam der  
 30 Frieder glücklich wieder zum Städtlein hinaus, und über die Gränzen.

## 144 DER REKRUT.

Ein Rekrut, dem schon in den ersten 14 Tagen das Schildwachestehen langweilig vorkam, betrachtete einmal das Schilderhaus unten und oben, und hinten und vornen, wie ein Förster, wenn er einen Baum schätzt, oder ein Metzger ein Häuptlein Vieh. Endlich sagte er, ich möchte nur wissen, was sie an dem einfältigen Kasten finden, daß den ganzen Tag einer da stehen und ihn hüten muß. Denn er meynte, er stehe da wegen dem Schilderhaus, nicht das Schilderhaus wegen ihm. 5

## 145 DIE LEICHTESTE TODESSTRAFE.

Man hat gemeynt, die Güllotine sey's. Aber nein, ein Mann, der sonst seinem Vaterland viele Dienste geleistet hatte, und bey dem Fürsten wohl angeschrieben war, wurde wegen eines Verbrechens, das er in der Leidenschaft begangen hatte, zum Tode verurtheilt. Da half nicht bitten nicht beten. Weil er aber sonst bei dem Fürsten wohl angeschrieben war, ließ ihm derselbe die Wahl, wie er am liebsten sterben wolle, denn welche Todesart er wählen würde, die sollte ihm werden. Also kam zu ihm in den Thurn der Oberamtsschreiber: „der Herzog will euch eine Gnade erweisen. Wenn ihr wollt gerädert seyn, will er euch rädern lassen; wenn ihr wollt gehenkt seyn, will er euch henken lassen, es hängen zwar schon zwey am Galgen, aber bekanntlich ist er dreischläferig. Wenn ihr aber wollt lieber Rattenpulver essen, der Apotheker hat. Denn welche Todesart ihr wählen werdet, sagt der Herzog, die soll euch werden. Aber sterben müßt ihr, das werdet ihr wissen.“ Da sagte der Malefikant: „Wenn ich denn doch sterben muß, das Rädern ist ein biegsamer Tod, und das Henken, wenn besonders der Wind geht, ein beweglicher. Aber ihr versteht doch nicht recht. Meines Orts, ich habe immer geglaubt, der Tod aus Altersschwäche sey der sanfteste, und den will ich denn auch wählen, und keinen andern,“ und dabey blieb er, und ließ sich nicht ausreden. Da mußte man ihn wieder laufen und fortleben lassen, bis er an Altersschwäche selber starb. Denn der Herzog sagte: Ich habe mein Wort gegeben, so will ichs auch nicht brechen. 10 15 20

Dies Stücklein ist von der Schwiegermutter, die niemand gerne umkommen läßt, wenn sie ihn retten kann.

## 1.

*Ende gut, alles gut.* Ist nicht so zu verstehen: Wenn du ein Jahr lang in einem Hause zu bleiben hast, so führe dich 364 Tage lang bengelhaft auf, und am 31sten Decem-  
 5 ber werde manierlich. Sondern es gibt Leute, die manierlich seyn können bis ans Ende, und wens nimmer lang währt, so werden sie ungezogen, trotzig, sagen: ich bin froh, daß es nimmer lang währt, und die andern denkens auch. Für diese ist das Sprichwort.

Item, es gibt Dinge, ob sie gut oder bös sind, kann erst das Ende lehren. Z. B.  
 10 du bist krank, möchtest gern essen, was dir der Arzt verbietet, gern auf die Gasse gießen, was du trinken muß, aber du wirst gesund – oder du bist in der Lehre, und meynst manchmal, der Lehrherr sey wunderlich, aber du wirst durch seine Wunderlichkeit ein geschickter Weißgerber oder Orgelmacher; – oder du bist im Zuchthaus, der Zuchtmeister könnte dir wohl die Suppe fetter machen, aber du wirst durch Was-  
 15 ser und Brod nicht nur gesättigt, sondern auch gebessert. Dann lehrt das gute Ende, daß alles gut war.

## 2.

*Gott grüßt manchen der ihm nicht dankt.* Z. B. wenn dich früh die Sonne zu einem neuen kräftigen Leben weckt, so bietet er dir: *Guten Morgen.* Wenn sich Abends dein  
 20 Auge zum erquicklichen Schlummer schliesset: *gute Nacht.* Wenn du mit gesundem Appetit dich zur Mahlzeit setzest, sagt er: *wohl bekomm's* Wenn du eine Gefahr noch zu rechter Zeit entdeckst, so sagt er: *Nimm dich in Acht junges Kind, oder altes Kind und kehre lieber wieder um.* Wenn du am schönen Maitag im Blüthenduft und Lerchengesang spazieren gehst, und es ist dir wohl, sagt er: *Sey willkommen in meinem*  
 25 *Schloßgarten.* Oder du denkst an nichts und es wird dir auf einmal wunderlich im Herzen, und naß in den Augen, und denkst: ich will doch anders werden, als ich bin, so sagt er: *Merkst du, wer bei dir ist?* Oder du gehst an einem offenen Grab vorbey, und es schauert dich, so denkt er just nicht daran, daß du lutherisch oder reformirt bist, und sagt: *Gelobt sey Jesus Christ!* Also grüßt Gott manchen, der ihm nicht antwortet  
 30 und nicht dankt.

## 3.

*Man muß mit den Wölfen heulen.* Das heißt: Wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun, wie sie. Merke: *Nein!* Sondern *erstlich*, du sollst dich nicht unter die Wölfe mischen, sondern ihnen aus dem Weg gehn. *Zwei-*  
 35 *tens*, wenn du ihnen nicht entweichen kannst, so sollst du sagen: Ich bin ein Mensch und kein Wolf. Ich kann nicht so schön heulen, wie ihr. *Drittens*: Wenn du meynst, es sey nimmer anders von ihnen loszukommen, so will dir der Hausfreund erlauben,



ein oder zweymal mit zu bellen, aber du sollst nicht mit ihnen beißen, und andrer Leute Schafe fressen. Sonst kommt zuletzt der Jäger, und du wirst mit ihnen erschossen.

40

## 147 DIE FIXSTERNE. (FORTSETZUNG.)

Was bisher über die Fixsterne gesagt worden ist, kann zum Theil mit dem leiblichen Auge gesehen und erkannt werden. Allein das Auge des Verstandes sieht mehr als das Auge des Leibes.

*Erstlich* die Fixsterne sind so weit von uns entfernt, daß gar kein Mittel mehr möglich ist, ihre ungeheure Entfernung auszurechnen. Merke: der nächste Fixstern bey uns ist ohne Zweifel der *Sirius* oder *Hundsstern*, den der Herr Pfarrer auch kennt. Man schließt es aus seiner Größe und aus seinem wunderschönen Glanz, mit dem er vor allen andern Sternen herausstrahlt. Dessen ungeachtet muß er doch zum allerwenigsten 27,664 mal weiter von uns entfernt seyn, als die Sonne, denn wenn er näher wäre, so könnte mans wissen, und eine Kanonenkugel im Sirius abgeschossen, müßte mit gleicher Geschwindigkeit mehr als 600,000 Jahre lang fliegen, ehe sie die Erde erreichte. Ja man könnte noch viel mehr sagen. Aber dies soll genug seyn, sonst glaubts der geneigte Leser nicht. Eben so weit als der Sirius von der Erde entfernt ist, eben so weit ungefähr ist er von der Sonne entfernt. Denn auf ein paar Millionen Meilen kömmts hier gar nicht an.

*Zweytens* der Sirius, der aus einer so unermesslichen Weite doch noch so groß aussieht, und so ein strahlendes Licht zu uns herab wirft, muß in seiner Heimath wenigstens eben so groß, nein er muß noch viel größer als die Sonne, und folglich selber eine glorreiche strahlende Sonne seyn. Das kann nicht fehlen. Haben wir aber, Ursache, für gewiß zu glauben, der Sirius sey daheim eine Sonne, so haben wir Ursache zu glauben, jeder andere Fixstern sey auch eine Sonne. Denn wenn sie uns auch noch so viel kleiner erscheinen, so sind sie nur noch so viel weiter von uns entfernt. Aber alle strahlen in ihrem eigenthümlichen ewigen Lichte, oder wo hätten sie's sonst her?

*Drittens* die Entfernung unserer Sonne von dem Sirius dient uns nun zu einem muthmaßlichen Maaßstab, wie weit eine himmlische Sonne oder ein Stern von dem andern entfernt sey. Denn wenn zwischen unserer Sonne und der SiriusSonne ein Zwischenraum ist, den eine Kanonenkugel in 600,000 Jahren nicht durchfliegen könnte, so kann man wohl glauben, daß die andern Sonnen auch eben so weit jede von der nächsten entfernt sey, bis zur obersten Milchstraße hinauf, wo sie so klein scheinen und so nahe beyeinander, daß uns ein paar hundert von ihnen zusammen kaum aussehen wie ein Nebelfleck, den man mit einem badischen Sechskreuzerstück bedecken könnte. Es gehört nicht viel Verstand dazu, daß er einem still stehe.

Wenn man nun

35 *viertens* das alles bedenkt, so will es nicht scheinen, daß alle diese zahllosen Sterne, zumal diejenigen, die man mit bloßem Auge nicht sehen kann, nur wegen uns erschaffen worden wären, und damit der Kalendermacher für des Lesers Geld etwas darüber schreiben könnte. Wie wenn man in der fremden Stadt auf einer Pilgerreise über Nacht ist, und sieht zum erstenmal durch das Fensterlein der Schlafkammer  
40 heraus, rechts und links und über 20 Häuser hinaus, sieht man noch viel solche Lichter abermal brennen, wie in dem Schlafstüblein auch eins schimmert. Geneigter Pilger! diese Lichter sind nicht wegen deiner angezündet, daß es in dem Schlafstüblein lustig aussehe, sondern jedes dieser Lichter erleuchtet eine Stube, und es sitzen Leute dabey und lesen die Zeitung, oder den Abendsegen oder sie spinnen und stricken,  
45 oder spielen Trumpfaus, und das Büblein macht ein Rechnungsexempel aus der Regel Detri.

Gleicherweise wollen verständige Leute glauben, wo in einer solchen Entfernung von uns, in einer solchen Entfernung von einander so unzählig prachtvolle Sonnenstrahlen, da müssen auch Planeten und Erdkörper zu einer jeden derselben gehören,  
50 welche von ihr Licht und Wärme und Freude empfangen, wie unsere Planeten von unserer Sonne, und es müssen darauf lebendige und vernünftige Geschöpfe wohnen, wie auf unserer Erde, die sich des himmlischen Lichtes erfreuen und ihren Schöpfer anbeten, und wenn sie etwa bey Nacht in den glanzvollen Himmel heraussehen, wer weiß, so erblicken sie auch unsere Sonne wie ein kleines Sternlein, aber  
55 unsere Erde sehen sie nicht, und wissen nichts davon, daß in Oestreich Krieg war, und daß die Türken die Schlacht bey Silistria gewonnen haben. Sie sehen nicht die Schönheit unserer Erde, wenn der Frühling voll Blüthen und Sommervögel an allen Bäumen und Hecken hängt und wir sehen die Schönheit ihres himmlischen Frühlings nicht. – Aber der ewige und allmächtige Geist, der alle diese Lichter angezündet  
60 hat, und alle diese Heere von Weltkörpern in den Händen trägt, sieht das Kindlein lächeln auf der Mutter Schoos, und die Braut weinen um des Bräutigams Tod, und umfaßt die Erde und den Himmel mit Liebe und Erbarmung. Seines Orts dem Hausfreund, wenn er den Sternenhimmel betrachtet, es wird ihm zu Muth, als wenn er in die göttliche Vorsehung hineinschaute, und jeder Stern verwandelt sich in ein  
65 Sprüchlein. Der erste sagt: *Deine Jahre währen für und für, du hast vorhin die Erde gegründet und die Himmel sind deiner Hände Werk.* Der zweyte sagt: *Bin ich nicht ein Gott der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott der ferne sey? Meynest du, daß sich jemand so heimlich verbergen könne?* Der Dritte sagt: *Herr du erforschest mich und kennest mich, und siehest alle meine Wege.* Der vierte sagt: *Was ist der Mensch, daß du sein*  
70 *gedenkest, und Adams Kind, daß du dich sein annimmst?* Der fünfte sagt: *Und ob auch eine Mutter ihres Kindes vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen spricht der Herr.*

Deswegen hat der Hausfreund im Kapitel von den Kometen geschrieben, unten am Ende: Die Sterne die im Jahrgang 1811 sollen erklärt werden, bedeuten insgesamt Friede und Liebe und Gottes allmächtigen Schutz. Er weiß noch wohl, was er geschrieben hat.

75

## 148 DIE BEKEHRUNG.

Zwey Brüder im Westphäliger Land lebten miteinander in Frieden und Liebe, bis einmal der jüngere lutherisch blieb, und der ältere katholisch wurde. Als der jüngere lutherisch blieb und der ältere katholisch wurde, thaten sie sich alles Herzeleid an. Zulezt schickte der Vater den katholischen als Ladendiener in die Fremde. Erst nach 5  
einigen Jahren schrieb er zum erstenmal an seinen Bruder. „Bruder,“ schrieb er, „es geht mir doch im Kopf herum, daß wir nicht Einen Glauben haben, und nicht in den nemlichen Himmel kommen sollen, vielleicht in gar keinen. Kannst du mich wieder lutherisch machen, wohl und gut, kann ich dich katholisch machen, desto besser.“ Also beschied er ihn in den rothen Adler nach Neuwied, wo er wegen einem 10  
Geschäft durchreiste. „Dort wollen wirs ausmachen.“ In den ersten Tagen kamen sie nicht weit miteinander. Schalt der lutherische: „der Pabst ist der Antichrist,“ schalt der katholische: „Luther ist der Widerchrist.“ Berief sich der katholische auf den heiligen Augustin, sagte der lutherische: „Ich hab nichts gegen ihn, er mag ein gelehrter Herr gewesen seyn, aber beim ersten Pfingstfest zu Jerusalem war er nicht dabey.“ 15  
Aber am Samstag aß schon der Lutherische mit seinem Bruder Fastenspeise. „Bruder,“ sagte er, „der Stockfisch schmeckt nicht giftig zu den durchgeschlagenen Erbsen;“ und Abends gieng schon der Katholische mit seinem Bruder in die lutherische Vesper. „Bruder, sagte er, „euer Schulmeister singt keinen schlechten Tremulant.“ Den andern Tag wollten sie miteinander zuerst in die Frühmesse, darnach in die lu- 20  
therische Predigt, und was sie alsdann bis von heut über acht Tage der liebe Gott vermahnt, das wollten sie thun. Als sie aber aus der Vesper und aus dem grünen Baum nach Hause kamen, ermahnte sie Gott, aber sie verstanden es nicht. Denn der Ladendiener fand einen zornigen Brief von seinem Herrn. „Augenblicklich sezt eure Reise fort. Hab ich euch auf eine Tridenter Kirchenversammlung nach Neuwied geschickt, 25  
oder sollt ihr nicht vielmehr die Musterkarte reiten?“ Und der andere fand einen Brief von seinem Vater: „Lieber Sohn komm heim sobald du kannst, du mußt spielen.“ Also giengen sie noch den nemlichen Abend unverrichteter Sachen auseinander, und dachten jeder für sich nach was er von dem andern gehört hatte. Nach sechs Wochen schreibt der jüngere dem Ladendiener einen Brief: „Bruder deine Gründe haben mich 30  
unterdessen vollkommen überzeugt. Ich bin jezt auch katholisch. Den Eltern ist es in sofern recht. Aber dem Vater darf ich nimmer unter die Augen kommen.“ Da ergriff

der Bruder voll Schmerz und Unwillen die Feder. „Du Kind des Zorns und der Un-  
gnade, willst du denn mit Gewalt in die Verdammniß rennen, daß du die seligma-  
35 chende Religion verläugnest? Gestrigs Tags bin ich wieder lutherisch worden.“ Also  
hat der katholische Bruder den lutherischen bekehrt, und der lutherische hat den ka-  
tholischen bekehrt, und war nachher wieder wie vorher, höchstens ein wenig schlim-  
mer.

Merke: du sollst nicht über die Religion grübeln und düfteln, damit du nicht  
40 deines Glaubens Kraft verlierst. Auch sollst du nicht mit Andersdenkenden darüber  
disputiren, am wenigsten mit solchen, die es eben so wenig verstehen als du, noch  
weniger mit Gelehrten, denn die besiegen dich durch ihre Gelehrsamkeit und Kunst,  
nicht durch deine Ueberzeugung. Sondern du sollst deines Glaubens leben, und was  
gerade ist, nicht krumm machen. Es sey dann, daß dich dein Gewissen selber treibt  
45 zu schanschieren.

149 DER FREMDE HERR.

Einem Schneider in der Stadt waren seit ein paar Jahren die Nadeln ein wenig verros-  
tet, und die Scheere zusammengewachsen, also nährt er sich, so gut er kann. Gevatter  
sagt zu ihm der Peruckenmacher, ihr tragt nicht gerne schwer; wollt ihr nicht dem  
5 Herrn Dechant von Brassenheim eine neue Perücke bringen in einer Schachtel? Sie  
ist leicht, und er zahlt euch den Gang. – Gevatter, sagt der Schneider, es ist ohnedem  
Jahrmarkt in Brassenheim. Leiht mir die Kleider, die euch der irrende Ritter im Ver-  
satz gelassen hat, der euch angeschmiert hat, so stell ich auf dem Jahrmarkt etwas vor.

Der Adjunkt hat die Tugend, wenn er auf drey Stunden im Revier einen  
10 Markt weiß, so ist ihm der Gang auch nicht zu weit, und ist er von dem Hausfreund  
wohl bezahlt, so giebt er dem Jahrmarkt viel zu lösen für neue weltliche Lieder und  
feine Damascener Maultrommeln. Also saß jezt der Adjunkt auch zu Brassenheim im  
wilden Mann und musterte die Lieder: Erstes Lied: *Ein Lämmlein trank vom frischen*  
etc. Zweites Lied: *Schönstes Hirschlein über die Massen* etc. Drittes Lied: *Kein schöner*  
15 *Leben auf Erden* etc. und probierte die Trommeln. Kommt auf einmal der Schneider  
herein mit rothem Rock, hirschledernen Beinkleidern, Halbstiefeln und Zotteln dar-  
an, und zwey Sporen. Der Wirth zog höflich die Kappe ab, die Gäste auch, und „hat  
euch, Herr Ritter, der Hausknecht das Pferd schon in den Stall geführt?“ fragt ihn der  
Wirth. „Mein Normänder, der Scheck?“ sagte der Schneider. „Ich hab ihn au Cerf  
20 eingestellt im Hirschen. Ich will hier nur ein Schöppllein trinken. Ich bin der be-  
rühmte Adelstan und reise auf Menschenkenntniß und Weinkunde; „Platz da!“ sagte  
er zum Adjunkt. „Holla,“ denkt der Adjunkt, „der meynt auch, grob sey vornehm.  
Was gilts er ist nicht weit her?“ Als aber der Schneider die Gerte breit über den Tisch

legte, und räusperte sich wie ein Kameel, und betrachtete die Leute mit einem Brennglas und den Adjunkt auch, steht der Adjunkt langsam auf und sagt dem Wirth etwas halblaut in das Ohr. Ein Ehninger der es hörte, sagt: „Herr Landsmann, ihr seyd auf der rechten Spur. Ich hab ihn gesehn die Stiefel am Bach abwaschen, und eine Gerte schneiden. Er ist zu Fuß gekommen.“ Ein Scheerenschleifer sagte: „Ich kenn ihn wohl, er ist einmal ein Schneider gewesen. Jezt hat er sich zur Ruh' gesetzt und thut Botengänge um den Lohn.“ Also geht der Wirth ein wenig hinaus und kommt wieder herein. „So kann denn doch kein hiesiger Markt ohne ein Unglück vorübergehen,“ sagt er im Hereinkommen. „Da suchen die Hatschirer in allen Wirthshäusern einen Herrn in einem rothen Rocke, der heute durch die Dörfer gallopirt ist, und ein Kind zu todt geritten hat.“ Da schauten alle Gäste den Ritter Adels-tan an, der sagte in der Angst: „Mein Rock ist eher gelb als roth.“ Aber der Ehninger sagte: „Nein, aber euer Gesicht ist eher blaß als gelb, und hat auf einmal viel Schweißtropfen darauf geregnet. Gestehts ihr seid nicht geritten.“ „Doch er ist geritten,“ sagte der Wirth; „ich hab ihm eben das Roß draußen angebunden. Es ist losgerissen im Hirsch, und sucht ihn. Hat nicht euer Normänder die Mähnen unten am Hals und gespaltene Hufe, und wenn er wiehert sollte man schier nicht meynen, daß es ein Roß ist? Zahlt euer Schöpplein und reitet ordentlich heim.“ Als er aber vor das Haus kam, und den Normänder sah, den ihm der Wirth an die Thüre gebunden hat, wollte er nicht aufsitzen, sondern gieng zu Fuß zum Flecken heraus, und wurde von den Gästen entsetzlich verhöhnt.

Merke: Man muß nie mehr scheinen wollen, als man ist, und als man sich zu bleiben getrauen kann, wegen der Zukunft.

#### 150 THEURES SPÄSSLEIN.

Man muß mit Wirthen keinen Spaß und Muthwillen treiben, sonst kommt man unversehens an den Unrechten. Einer in Basel will ein Glas Bier trinken, das Bier war sauer, zog ihm den Mund zusammen, daß ihm die Ohren bis auf die Backen hervor kamen. Um es auf eine witzige Art an den Tag zu legen und den Wirth vor den Gästen lächerlich zu machen, sagte er nicht, „das Bier ist sauer,“ sondern „Frau Wirthin, sagte er, könnt ich nicht ein wenig Salat und Oehl zu meinem Bier haben?“ Die Wirthin sagte: „in Basel kann man für Geld alles haben,“ strickte aber noch ein wenig fort, als wenn sie's wenig achtete, denn sie war eben am Zwickel. Nach einigen Minuten, als unterdessen die Gäste miteinander discurrirten, und einer sagte: „Habt ihr gestern das Kameel auch gesehen und den Affen?“ ein anderer sagte: „es ist kein Kameel, es ist ein Trampelthier,“ sagte die Wirthin „mit Erlaubniß“ und deckte eine schnee-weiße Serviette vom feinsten Gebilde auf den Tisch. Jeder glaubte, der andere habe

ein Bratwürstlein bestellt, oder etwas, und „es ist doch ein Kameel,“ sagte ein Dritter,  
 15 „denn es ist weiß, die Trampelthiere sind braun.“ Unterdessen kam die Wirthin wie-  
 der mit einem Teller voll zarter Cucümmerlein aus dem marggrävischen Garten, aus  
 dem Treibhaus, fein geschnitten, wie Postpapier, und mit dem kostbarsten genuesi-  
 schen Baumöhl angemacht, und sagte zu dem Gast mit spöttischem Lächeln: „Ists ge-  
 fällig?“ Also lachten die Andern nicht mehr den Wirth aus, sondern den Gast, und  
 20 wer wohl oder übel seinen Spaß mit zehen Batzen, fünf Rappen Basler Währung be-  
 zahlen mußte, war er.

151 DER GENERAL-FELDMARSCHALL SUWAROW.

Das Stücklein von Suwarow im Kalender 1809 hat dem geneigten Leser nicht übel  
 gefallen. Von ihm selber wäre viel anmuthiges zu erzählen.

Wenn ein vornehmer Herr nicht hochmüthig ist, sondern redet auch mit ge-  
 5 ringen Leuten, und stellt sich manchmal als wenn er nur ihres gleichen wäre, so sagt  
 man zu seinem Lob: er ist ein gemeiner Herr. Suwarow konnte manchen schimmern-  
 den Ordensstern an die Brust hängen, manchen Diamantring an die Finger stecken,  
 und aus mancher goldenen Dose Taback schnupfen. War er nicht Sieger in Polen und  
 in der Turkey, russischer GeneralFeldmarschall und Fürst, und an der Spitze von drei-  
 10 malhunderttausend Mann, so viel als seines gleichen ein anderer? Aber bey dem allen  
 war er ein sehr gemeiner Herr.

Wenn es nicht seyn mußte, so kleidete er sich nie, wie ein General, sondern  
 wie es ihm bequem war. Manchmal, wenn er kommandirte, so hatte er nur Einen  
 Stiefel an. An dem andern Bein hieng ihm der Strumpf herunter und die Beinkleider  
 15 waren auf der Seite aufgeknüpft. Denn er hatte einen Schaden am Knie.

Nicht einmal immer war er noch so gut gekleidet. Morgens, wenns noch so  
 frisch war, gieng er aus dem Bett oder von der Streue weg, vor dem Zelt im Lager  
 spazieren, nackt und bloß wie Adam im Paradies, und ließ ein paar Eimer voll kaltes  
 Wasser über sich herabgießen zur Erfrischung.

20 Er hatte keinen Kammerdiener und keinen Heiduck, nur einen Knecht, keine  
 Kutsche und kein Roß. In dem Treffen setzte er sich aufs nächste beste.

Sein Essen war gemeine Soldatenkost. Niemand freute sich groß, wenn man  
 von ihm zur Mittagsmahlzeit eingeladen wurde. Manchmal gieng er zu den gemeinen  
 Soldaten ins Zelt, und war wie ihres Gleichen.

25 Wenn ihn auf dem Marsch, oder im Lager, oder wo es war, etwas ankam, wo  
 ein anderer an einen Baum steht, oder hinter eine Hecke geht, da machte er kurzen  
 Prozeß. Seinetwegen durfte ihm jedermann zuschauen, wers noch nie gesehen hat.

Bei den vornehmsten Gelegenheiten, wenn er in der kostbarsten Marschalls-Uniform voll Ehrenkreuzen und Ordenssternen da stand, und wo man ihn ansah, von Gold und Silber funkelte und klingelte, trieb ers doch wie ein säuberlicher Bauer, 30 der wegwirft, was ein Herr in die Rocktasche steckt. Er schneutzte die Nase mit den Fingern, strich die Finger am Ermel ab, und nahm alsdann wieder eine Prise aus der goldenen Dose.

Also lebte der General und Fürst Italinsky Suwarow.

## 152 FEUERFÜNKLEIN.

Zu Bonndorf im Donaukreis warf eine Frau am 12ten April 1810. die heiße Asche in ein hölzernes Gefäß, stellte es auf den Hausgang und dachte an nichts. Aber in der nächsten Nacht früh um ein Uhr stand das Häuslein in Flammen. Nein, das ganze obere Dorf stand in Flammen, und die Nacht war so hell, wie der Tag. In kurzer Zeit 5 wars um zwanzig Firsten und Unserer lieben Frauenkapelle Nro. 16. so viel als geschehen. Sieben und zwanzig Haushaltungen verloren Wohnung und Habe. Man kommt aus einer nächtlichen Feuersbrunst heraus fast wie aus Mutterleib, nackt und arm und hülflos, und man weiß fast nicht, wer unglücklicher ist, der Reiche oder der Arme. Denn der Reiche kann *viel* verlieren, aber der Arme *alles*. 10

Merke: Man muß die heiße Asche nie in hölzernes Geschirr sammeln, wenn man nicht gern die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, und sein lebenslang ein unruhiges Herz haben will. Man muß auch die Tabackspfeifen nicht in Sägmehl oder so etwas ausleeren; denn das Holz tödtet das Feuer nicht, aber das Feuer frißt das Holz. Dem Hausfreund ist selber schon so etwas passirt, zur Zeit des Rastadter Congresses, und er thäts auch nimmer, wenn ers noch einmal zu thun hätte. Man 15 meint, das Wasser sey gefährlicher, als das Feuer. Nein, das Feuer ist gefährlicher, weil es an allem, was es frißt, neue Nahrung und Stärke gewinnt. Mit einem Glas voll Wasser kann man kein Haus ersäufen, keinen Gänsstall, kein Hühnernest. Aber mit einem Feuerfünklein kann man ein ganzes Dorf verbrennen, nicht allein aus Bosheit, 20 sondern auch aus Leichtsinne und Unverstand.

## 153 DIE FRANZÖSISCHE ARMEE.

In dem Jahr 1809. auf 1810. hat sich die Armee des französischen Kaisers belaufen auf 900,000 Mann zu Fuß, 100,000 Mann zu Pferd, und 50,000 Artillerie und Packpferde.

5 In diesem einzigen Jahre sind mehr als 200,000 Mann und 60,000 Pferde ausgehoben worden.

Der Kaiser hat 40,000 Kanonen.

In den Jahren 1806. und 1807. hat die Armee und der Krieg gekostet 600 Millionen.

10 Im Jahr 1808. aber 580 Millionen.

Im Jahr 1809 stiegen die Kosten auf 640 Millionen.

Viel Millionen!

154 DIE ZWEI POSTILLIONE. (SIEHE DIE NEBENSTEHENDE ABBILDUNG.)

Zwei Handelsleute reisten oft auf der Extrapost von Fürth nach Hechingen, oder von Hechingen nach Fürth, wie jeden sein Geschäft ermahnte, und gab der eine dem Postillion ein schlechtes Trinkgeld, so gab ihm der andere kein gutes. Denn jeder sagte:  
5 „Für was soll ich dem Postknecht einen Zwölfer schenken? ich trag' ja nicht schwer daran.“ Die Postillione aber, der von Dünkelsbühl und der von Ellwangen sagten: „Wenn wir nur einmal den Herren einen Dienst erweisen könnten, daß sie spendaschlicher würden!“ Eines Tages kommt der Fürther in Dünkelsbühl an, und will  
10 weiters. Der Postillion sagte zu seinem Cameraden: „Fahr du den Passagier.“ Der Camerad sagte: „Es ist an dir.“ Unterdessen saß der Reisende ganz geduldig in seinem offenen Eliaswagen, bis der Postillion aufsaß. Als er sah, daß der Postillion im Sattel recht saß und die Peitsche erhob, sagte er: „fahr zu Schwager! Werf er mich nicht um!“ Am nemlichen Nachmittag fuhr auch der Hechinger von Ellwangen ab, und der Postillion dachte bey sich selbst: „Wenn jezt nur mein Camerad von Dinkelsbühl  
15 mit dem Fürther auch auf dem Weg wäre!“ Indem er fährt, Berg auf Berg ab, nicht weit vom Segringer Zollhaus, wo dem Hausfreund und seinem Reisekumpan in München auch einmal die Haare geschnitten worden sind, begegnen sie einander; keiner will dem andern ausweichen. Jeder sagt: „Ich führe einen honetten Herrn, einen Schwitie, keinen Pfennigshaber, wie du, dem seine Sechsbatzenstücke ausse-  
20 hen wie Hildburghäuser Groschen.“ Endlich legte sich der Fürther auch in den Streit: „Gott's Wunder!“ sagte er; „sollen wir noch einmal vierzig Jahr in der Wüste bleiben?“ und schimpfte zuletzt den Ellwanger, daß ihm dieser mit der Peitsche einen Hieb ins Gesicht gab. Der Dünkelsbühler sagt: „du sollst meinen Passagier nicht hau-  
25 en, er ist mir anvertraut, und zahlt honett, oder ich hau' den deinigen auch.“ – „Untersteh' dich und hau mir meinen Herrn!“ sagte der Ellwanger. Also hieb der Dinkelsbühler des Ellwangers Passagier und der Ellwanger hieb des Dinkelsbühlers Passagier, und riefen einander in unaufhörlichem Zorn zu: „Willst du meinen Herrn in Frieden lassen oder soll ich dir den deinigen ganz zu einem Lungenmus zusammenhauen?“



und je schmerzlicher der eine Au, und der andere Weih schrie, desto kräftiger hieben die Postillione auf sie ein, bis sie des unbarmherzigen Spasses selber müde wurden. 30  
 Als sie aber auseinander waren und jeder wieder seines Weges fuhr, sagten die Postillione zu ihrem Reisenden so und so: „Nicht wahr ich hab' mich euer rechtschaffen angenommen? Mein Camerad wirds Niemand rühmen, wie ich ihm seinen Herren zerhauen habe. Aber diesmal kommt's euch auch auf ein besseres Trinkgeld nicht an. Wenn's der Fürst wüßte, sagte der Dinkelsbühler, es wäre ihm um einen Maxd'or 35  
 nicht leid.“ Er sieht darauf, daß man die Reisenden gut hält.

Merke: es ist kein Geld schlechter erhaust, als was man armen Leuten am Lohn und Trinkgeld vorenthält, und wofür man gehauen oder sonst verunehrt wird. Für ein paar Groschen kann man viel Freundlichkeit und guten Willen kaufen.

Merke: der Herr, der auf der Abbildung seitwärts steht, hat's mit angesehen und hat's dem Hausfreund vier Wochen hernach zu Karlsruhe am Mittagessen erzählt. 40



Abb. 57: Die zwei Postillione

## 155 DER BETROGENE KRÄMER.

Ein Rubel ist in Rußland eine Silbermünze, und beträgt 27 Batzen hin oder her, ein Imperial aber ist ein Goldstück und thut zehen Rubel, deswegen kann man wohl für einen Imperial einen Rubel bekommen, zum Beispiel, wenn man in den Karten neun Rubel verliert, aber nicht für einen Rubel einen Imperial. Allein ein schlauer Soldat in 5

Moskau sagte doch: „was gilts? morgen auf dem Jahrmarkt will ich mit einem Rubel einen doppelten Imperial angeln.“ Als den andern Tag in langen Reihen von Kaufläden der Jahrmarkt aufgieng, vor allen Ständen standen schon die Leute, lobten und tadelten, boten ab und boten zu, und die Menge gieng auf und gieng ab, und die Knaben grüßten die Mägdlein, kommt auf einmal der Soldat mit einem Rubel in den Händen. „Wem gehört dieser Kaiserthaler, dieser Rubel? gehört er euch?“ fragt er jeden Krämer an jedem Stand. Einer, der ohnehin nicht viel Geld löste, und lange zusah, dachte endlich: „wenn dich dein Geld an die Finger brennt, die meinigen sind nicht so blöde. Hieher Musketier, der Rubel ist mein.“ Der Soldat sagte: „wenn ihr mir nicht gerufen hättet, ich hätt' euch schwerlich gefunden unter der Menge, und gibt ihm den Rubel. Der Kaufmann betrachtet ihn hin und her, und klingelt daran, ob er gut sey; ja er war gut, und steckt ihn in die Tasche. „Seid so gut und gebt mir denn jezt auch meinen Imperial,“ sagte der Musketier. Der Kaufmann erwiederte: „ich habe keinen Imperial von euch, so bin ich euch auch keinen schuldig. Da habt ihr euren einfältigen Rubel wieder, wenn ihr nur Spaß wollt machen.“ Aber der Musketier sagte: „meinen zweifältigen Imperial gebt mir heraus, mein Spaß ist Ernst und die Marktwache, die Polizey wird zu finden seyn.“ Ein Wort gab das andere, das glimpfliche gab das trotzige, und das trotzige gab das schnöde, und es hängte sich an den Stand mit Leuten an, wie ein Bart an einem Bienenkorb. Auf einmal bohrt etwas wie ein Maulwurf durch die Menge. „Was geht hier vor?“ fragte der Polizeisergeant, als er sich mit seinen Leuten durch die Menge durchgebohrt hatte. „Was geht vor? frag ich?“ Der Krämer wußte wenig zu sagen, aber desto mundfertiger war der Musketier. Vor keiner Viertelstunde, erzählte er, hab' er diesem Mann für einen Rubel abgekauft, das und das. Als er ihn bezahlen wollte, in allen Taschen hatte er kein Geld gefunden, nur einen doppelten Imperial, den ihm sein Pathe geschenkt hatte, als er gezogen wurde. So habe er ihm den Imperial als Unterpfand zurückgelassen, bis er den Rubel bringe. Wie er mit dem Rubel wieder kommen sey, hab er den rechten Kaufladen nimmer gefunden, und an allen Ständen gefragt: „wem bin ich einen Rubel schuldig?“ so habe dieser da gesagt, er sey derjenige, und sey's auch, und habe ihm auch den Rubel abgenommen, aber von dem Imperial wolle er nichts wissen. „Wollt ihr ihn jezt gutwillig herausgeben oder nicht?“ Als aber der Polizeysergeant die Umstehenden fragte, und die Umstehenden sagten: ja der Musketier habe an allen Kaufläden gefragt, wem der Rubel gehöre, und dieser habe bekannt, er gehöre ihm, und habe ihn auch angenommen, und daran geklingelt, ob er probat sey. Als der Polizey-Hauptmann das hörte, so gab er den Bescheid: „habt ihr euern Rubel bekommen, so gebt dem Soldaten auch seinen Imperial zurück, oder man petschiert euch euren Stand mit Lattnägeln zusammen, und ihr werdet zwischen euren eigenen Brettern eingeschachtelt und eingeschindelt, und könnt ihr alsdann lang Hunger leiden, so

könnt ihr auch lang leben.“ Das sagte der Anführer der Polizeywache, und wer dem  
Musketier für einen Rubel einen Imperial herausgeben mußte, war der Kaufmann. 45

*Merke:* Fremdes Gut frißt das eigene, wie neuer Schnee den alten.

156 DER LISTIGE KAUFHERR.

Der Adjunkt, der dieses schreibt, hat allemal eine große Freude, wenn er auch ein Ge-  
schichtlein einmauren kann in den Kalender. Denn was er in gelehrte Bücher hinein-  
stiftet, lesen nicht viel Leute, am wenigsten die Gelehrten selber. Der Hausfreund  
aber hat nach den neuesten Zählungen 700,000 Leser, ohne die, welche umsonst zu 5  
hören. Diesmal aber freut er sich insbesondere zu erzählen, wie einmal ein großer  
Spitzbube auch hinter das Licht geführt worden ist; denn die Wölfe beißen bisweilen  
auch ein gescheites Hündlein, sagt Doktor Luther.

Ein französischer Kaufherr segelte mit einem Schiff voll großen Reichthums  
aus der Levante heim, aus dem Morgenland, wo unser Glaube, unsere Fruchtbäume 10  
und unser Blut daheim ist, und dachte schon mit Freuden daran, wie er jezt bald ein  
eigenes Schlößlein am Meer bauen, und ruhig leben und alle Abend dreierlei Fische  
zu Nacht speisen wolle. *Paff*, geschah ein Schuß. Ein algierisches Raubschiff war in  
der Nähe, wollte uns gefangen nehmen, und geraden Wegs nach Algier führen in die  
Sklaverei. Denn hat man zwischen Wasser und Himmel gute Gelegenheit, Luftschlös- 15  
ser zu bauen, so hat man auch gute Gelegenheit, zu stehlen. So denken die algier-  
schen Seeräuber auch. Hat das Wasser keine Balken, so hats auch keine Galgen. Zum  
Glück hatte der Kaufherr einen Ragusaner auf dem Schiff, der schon einmal in der al-  
gierschen Gefangenschaft gewesen war, und ihre Sprache und ihre Prügel aus dem  
Fundament verstand. Zu dem sagte der Kaufherr: „Nicolò, hast du Lust noch einmal 20  
algierisch zu werden? Folge mir, was ich dir sage, so kannst du dich erretten und uns.“  
Also verbargen wir uns alle im Schiff, daß kein Mensch zu sehen war, nur der Ragusa-  
ner stellte sich oben auf das Verdeck. Als nun die Seeräuber mit ihren blinkenden Sä-  
beln schon nahe waren, und riefen, die Christen hunde sollten sich ergeben, fieng der  
Ragusaner mit kläglicher Stimme auf algierisch an: *Tschamiana*, fieng er an, *tschamia-* 25  
*na halakna bilabai monaschid ana billah onzorun min almaut.* „Wir sind alle an der  
Pest gestorben bis auf die Kranken die noch auf ihr Ende warten, und ein deutscher  
Adjunkt und ich. Um Gotteswillen rettet mich.“ Dem algierer Seekapitän, als er hör-  
te, daß er so nah an einem Schiff voll Pest sey, kam's grün und gelb vor die Augen. In  
der größten Geschwindigkeit hielt er das Schnupftuch vor die Nase, hatte aber keins, 30  
sondern den Ermel; und lenkte sein Schiff hinter den Wind. *Lajonzork* sagte er, *Al-*  
*lah-orraman arrahim atabarra laka it schanat chall.* „Gott helfe dir der Gnädige und  
Barmherzige! Aber geh zum Henker mit deiner Pest! Ich will dir eine Flasche voll

KräuterEssig reichen.“ Drauf ließ er ihm eine Flasche voll KräuterEssig reichen an ei-  
 35 ner langen Stange, und segelte so schnell als möglich linksum. Also kamen wir glücklich aus der Gefahr, und der Kaufherr baute hernach in der Gegend von Marseille das Schloßlein, und stellte den Ragusaner als Haushofmeister an auf lebenslang.

157 RETTUNG EINER OFFICIERSFRAU. (SIEHE DIE NEBENSTEHENDE ABBILDUNG.)

Es muß manchmal recht wild und blutig in der Welt hergehen, daß die edle Denkungsart eines Menschen bekannt werde, den man nicht drum ansieht.

In Tyrol, wo es während des letzten Krieges recht wild und blutig hergieng, da  
 5 hatten sie eben einen baierischen Staabsofficier ermordet und mit noch blutigen Säbeln und Mistgabeln drangen sie in das Gemach, wo seine Gattin mit ihrem Kind in dem Schooß weinte, und ihr Leid Gott klagte, und wollten sie auch ermorden. „Ja,“ fuhr sie einer von ihnen wüthend an, und war der allerärgste, „für eurer Leben gibt es kein Lösegeld, und euer Bürschlein da hat auch baierisch Blut in den Adern. In einer  
 10 Stunde müßt ihr sterben, zuerst euer kleiner Sadrach, hernach ihr. Laßt ihr eine Stunde Zeit,“ sagte er zu den andern, „daß sie noch beten kann; sie ist eine katholische Christin.“

Nach einer Viertelstunde aber, als sie allein war und betete, kam er wieder und sagte: „Gnädige Frau, ihr kennt mich noch, so bitte ich euch, ihr wollt ob mir  
 15 nicht erschrecken und nicht in Bösem aufnehmen, was ich in guter Meinung gesagt habe. Gebt mir euer Kind unter den Mantel, so will ich es retten und zu meiner Mutter bringen, und zieht unterdessen dieses Plunder an, das er unter dem Mantel hervor- zog, so will ichs probiren, ob ich euch mit Gottes und unserer Frauen Hülfe auch kann retten.“ Als er das Kind in Sicherheit gebracht hatte, und wieder kam, stand sie  
 20 schon da angekleidet wie ein Tyroler. Da drückte er ihr den schlappen Hut recht ins Gesicht, richtete ihr den Hosenträger besser zurecht, und gab ihr seine Mistgabel in die Hand, als wenn sie auch ein Rebeller wäre, und zu den Leibgardisten und Hellebardieren des Sandwirth Hofers gehörte. „Kommt denn jezt,“ sagte er, „in Gottes Namen, und tretet herzhaft auf, wenn ihr hinaus kommt, und macht euch ein wenig  
 25 breit.“ Als sie aber miteinander die Treppe hinab giengen, kamen die andern wieder, und, „hast du ihr den Treff schon gegeben, Seppel?“ fragte ihn einer. Da sagte er: „nein, sie hat die Thüre zugeschlossen und gebetet. Jezt kann sie fertig seyn. Ich hab' sie durchs Schlüsselloch gesehen, und sie stand eben auf, als ich durchsah.“ Also gieng er mit ihr die Treppe hinab, und die andern stürmten an ihr vorbei, die Treppe hin-  
 30 auf, und während sie vor der verschlossenen Thüre lärmten und pochten, und in das leere Gemach hinein riefen: „seid ihr bald fertig? die Thüre soll bald eingetreten seyn,“ brachte er sie auch zu seiner Mutter, und gab ihr ihr Kindlein wieder, und das

Kindlein lächelte, aber sie weinte und drückte es brünstig an ihr Gesicht und an ihren Busen. Also hatte sie der edle Tyroler glücklich und mit Gottes Hülfe aus den Händen ihrer Mörder errettet, und hat sie hernach die Nacht hindurch auf heimlichen Wegen fortgeführt, und bis an ein baierisch Piquet gebracht, als eben die Sonne aufgieng. Auf nebenstehender Figur kann man sehen wie die Sonne eben aufgeht, indem er sie ihren Landsleuten übergibt und nichts annehmen will für seine Wohlthat und für seine Mühe, als ein Trünklein Bier. Nro. 1. ist der Seppel und Nro. 2. die Officiersfrau.

35

40



Abb. 58: Rettung einer Officiersfrau

## 158 BAUMZUCHT.

Der Adjunkt tritt mit schwarzen Lippen, ohne daß ers weiß, mit blauen Zähnen und herabhängenden Schnüren an den Beinkleidern, zu dem Hausfreund. „Die Kirschen,“ sagt er, „schmecken mir doch nie besser, als wenn ich selber frey und keck wie ein Vöglein auf dem luftigen Baum kann sitzen, und essen frische weg von den Zweigen die schönsten, – auf einem Ast ich, auf einem andern ein Spatz.“

5

„Wir nähren uns doch alle,“ sagt er, „an dem nemlichen großen Hausvaters-Tisch und aus der nemlichen milden Hand, die Biene, die Grundel im Bach, der Vogel im Busch, das Rößlein und der Herr Vogt, der darauf reitet.“

10 „Hausfreund,“ sagt der Adjunkt, „singt mir einmal in eurer Weise das Lied-  
lein vom Kirschbaum. Ich will dazu pfeifen auf dem Blatt.“

Der lieb Gott het zum Frühling gseit:  
Gang, deck im Würmli au si Tisch!  
Druf het der Chries-Baum Blätter treit,  
15 viel tausig Blätter grün und frisch.

Und's Würmli usem Ey verwachts,  
's het geschlofen in si'm Winterhuus,  
es streckt si, und sperrt's Müüli, uf,  
und ribt die blöden Augen us.

20 Und druf se hets mit stillem Zahn  
am Blättli g'nagt enander no  
und gseit: „Wie ist das Gmües so gut!  
Me chunnt schier nimme weg hervor.“

Und wieder het der lieb Gott gseit:  
25 „deck jez im Imli au si Tisch.“  
Druf het de Chriesbaum Blüethe treit,  
viel tausig Blüethe wiiß und frisch.

Und's Immli siehts und fliegt druf los,  
früeih in der Sunne Morge-Schin.  
30 Es denkt: „das wird mi Caffi sy,  
sie hen doch chosper Porzelin.

Wie suser sin die Chächeli gschwenkt!  
Es streckt si trochche Züngli dri.  
Es trinkt und seit: „Wie schmeckts so süeß,  
35 do mueß der Zucker wohlfel sy.“

Der lieb Gott het zum Summer gseit:  
„Gang, deck im Spätzli au si Tisch!“  
Druf het der Chriestbaum Früchte treit.  
Viel tausig Chriesi roth und frisch.

40 Und's Spätzli seit: „isch das der B'richt?  
do sizt me zu, und frogt nit lang.  
Das git mer Chraft in Mark und Bei',  
und stärkt mer d' Stimm zum neue Gsang.“

„Hausfreund,“ Sagt der Adjunkt, „hat euch auch manchmal der Feldschütz  
verjagt ab den Kirschbäumen in eurer Jugend? Und habt ihr, wens noch so dunkel 45  
war, den Weg doch gefunden auf die Zwetschenbäume im Pfarrgarten zu Schopfen,  
und Aepfel und Nüsse eingetragen auf den Winter, wie meiner Schwiegermutter ihr  
Eichhörnlein, das sie euch geschenkt hat? Man denkt doch am längsten dran, was ei-  
nem in der Jugend begegnet ist.“

Das geht natürlich zu, sagt der Hausfreund, man hat am längsten Zeit, daran 50  
zu denken.

Der lieb Gott het zum Spötlig gseit:

„Ruum ab! sie hen jez alli g'ha.“

Druf het e chüele Bergluft gweiht,

und 's het scho chleini Rife g'ha

55

Und d'Blättli werde gel und roth  
und fallen eis im andere no  
und was vom Boden absi chunnt,  
muß au zum Bode nidsi go

Der lieb Gott het zum Winter gseit:

60

„Deck weidli zu, was übrig ist.“

Druf het der Winter Flocke gstreut.

„Hausfreund“, sagt der Adjunkt, „ihr seid ein wenig heiser. Wenn ich die  
Wahl hätte ein eigenes Kühlein oder ein eigener Kirschbaum, oder Nußbaum, lieber  
ein Baum. 65

Der Hausfreund sagt: Adjunkt ihr seyd ein schlauer Gesell. Ihr denkt, wenn  
ich einen eigenen Baum hätte, so hätt' ich auch einen eigenen Garten, oder Acker, wo  
der Baum darauf steht. Eine eigene Haushüre wäre auch nicht zu verachten, aber mit  
einem eigenen Kühlein auf seinen vier Beinen könntet ihr übel dran seyn.

„Das ists eben“, sagt der Adjunkt, so ein Baum frißt keinen Klee und keinen 70  
Haber. Nein er trinkt still wie ein Mutterkind den nährenden Saft der Erde, und  
saugt reines warmes Leben aus dem Sonnenschein, und frisches aus der Luft, und  
schüttelt die Haare im Sturm. Auch könnte mir das Kühlein zeitlich sterben. Aber so  
ein Baum wartet auf Kinder und Kindeskind mit seinen Blüthen, mit seinen Vogel-  
nestern und mit seinem Segen. Die Bäume wären die glücklichsten Geschöpfe, meint 75  
der Adjunkt, wenn sie wüßten, wie frey und lustig sie wohnen, wie schön sie sind im  
Frühling und in ihrem Christkindleinsstaat im Sommer, und alles stehenbleibt und  
sie betrachtet und Gott dankt, oder wenn der Wanderer ausruht in ihrem Schatten,  
und ein Pfeiflein Tabak genießt, oder ein Stücklein Käs, und wie sie gleich dem Kay-

80 ser Wohlthaten austheilen können, und Jung und Alt froh machen umsonst, und im Winter allein nicht heimgehen. Nein sie bleiben draussen und weisen den Wandersmann zurecht, wenn Fahrwege und Fußpfade verschneyt sind: Rechts – jetzt Links – jetzt noch ein wenig links über das Berglein.

„Hausfreund“, sagt der Adjunkt, „wenn Ihr einmal Vogt werdet, Stabhalter seydt Ihr schon, oder gar Kreisrath, das Alter hättet Ihr, so müßt Ihr Euere Untergebenen fleißig zur Baumzucht und zur Gottseligkeit anhalten, und ihnen selber mit einem guten Beyspiel voranleuchten. Ihr könnt Euerer Gemeinde keinen größeren Segen hinterlassen. Denn ein Baum, wenn er gesetzt oder gezweigt wird, kostet nichts oder wenig, wenn er aber groß ist, so ist er ein Kapital für die Kinder, und trägt dankbare Zinsen.  
90 Die Gottseligkeit aber hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.“

Wenn ich mir einmal so viel bei Euch erworben habe, sagt der Adjunkt zum Hausfreund, daß ich mir ein eigenes Gütlein kaufen, und meiner Frau Schwiegermutter ihre Tochter heyrathen kann, und der liebe Gott beschert mir Nachwuchs, so setze ich jedem meiner Kinder ein eigenes Bäumlein, und das Bäumlein muß heißen wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette, und ist sein erstes eigenes Kapital und Vermögen, und ich sehe zu, wie sie miteinander wachsen und gedeihen, und immer schöner werden, und wie nach wenig Jahren das Büblein selber auf sein Kapital klettert und die Zinsen einzieht. Wenn mir aber der liebe Gott eines von meinen Kindern nimmt, so bitte ich den Herrn Pfarrer oder den Dekan, und begrabe es unter  
100 sein Bäumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkehrt, und alle Bäume stehen wie Auferstandene von den Todten in ihrer Verklärung da, voll Blüten und Sommervögel und Hoffnung, so lege ich mich an das Grab, und rufe leise hinab: „Stilles Kind, dein Bäumlein blüht. Schlafe du indessen ruhig fort! Dein Maytag bleibt dir auch nicht aus.

105 Er ist kein unwäger Mensch der Adjunkt.

159 UNVERHOFTES WIEDERSEHEN. (SIEHE DIE NEBENSTEHENDE ABBILDUNG.)

In Falun in Schweden küßte vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge hübsche Braut und sagte zu ihr: „Auf Sanct Luciä wird unsere Liebe von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Weib, und bauen uns ein  
5 eigenes Nestlein.“ – und Friede und Liebe soll darinn wohnen, „sagte die schöne Braut mit holdem Lächeln, dann du bist mein Einziges und Alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab seyn, als an einem andern Ort. Als sie aber von St. Luciä der Pfarrer zum zweytenmal in der Kirche ausgerufen hatte: *So nun jemand Hinderniß wüßte anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammenkommen.*“ Da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen  
10



Bergmannskleidung an ihrem Haus vorbeystieg, der Bergmann hat sein Todtenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenster, und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie saumte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rothem Rand für ihn zum Hochzeittag, sondern als er nimmer kam, legte sie es weg, und weinte um ihn und vergaß ihn nie. 15  
 Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugall durch ein Erdbeben zerstört, und der siebenjährige Krieg gieng vorüber, und Kayser Franz der erste starb, und der JesuitenOrden wurde aufgehoben und Polen getheilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet, Amerika wurde frey, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. 20  
 Die Türken schloßen den General Stein in der Veteraner Höle in Ungarn ein, und der Kayser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden eroberte russisch Finnland, und die französische Revolution und der lange Krieg fieng an, und der Kaiser Leopold der zweyte gieng auch ins Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardirten Kopenhagen, und die Ackerleute säeten und schnitten. 25  
 Der Müller mahlte, und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt. Als aber die Bergleute in Falun im Jahr 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwey Schachten eine Oeffnung durchgraben wollten, gute dreyhundert Ehlen tief unter dem Boden gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war; also daß man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben, oder ein wenig eingeschlafen wäre, an der Arbeit. Als man ihn aber zu Tag ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreundte und Bekannte waren schon lange todt, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. 30  
 Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüths erholt hatte, „es ist mein Verlobter,“ sagte sie endlich, um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte, und den mich Gott noch einmal sehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er auf die Grube gegangen und nimmer gekommen. Da wurden die Gemüther aller Umstehenden von Wehmuth und Thränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jezt in der Gestalt des hingewelkten kraftlosen Alters und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Brust nach 50 Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie sie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die einzige, die ihm 45

50 angehöre, und ein Recht an ihn habe, bis sein Grab gerüstet sey auf dem Kirchhof. Den andern Tag, als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhof und ihn die Bergleute holten, legte sie ihm das schwarzseidene Halstuch mit rothen Streifen um, und begleitete ihn in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeittag und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof ins Grab legte, sagte sie:  
 55 „Schlaf nun wohl, noch einen Tag oder zehen im kühlem Hochzeitbett, und laß dir die Zeit nicht lange werden. Ich habe nur noch wenig zu thun, und komme bald, und bald wirds wieder Tag. – Was die Erde einmal wieder gegeben hat, wird sie zum zweytenmal auch nicht behalten,“ sagte sie, als sie fortgieng, und noch einmal umschaute.



Abb. 59: Unverhofftes Wiedersehen

160 DREI WORTE.

Ein Jude in Endingen im Wirthshaus erblickte einen Kaufherrn, der ihm bekannt vorkam. „Seyd ihr nicht einer von den graußmüthigen Herrn, daß ich hab die Gnad gehabt mit ihnen von Basel nach Schalampi zu fahren auf dem Wasser. Der Gersauer  
 5 Kaufherr, er war von Gersau, sagte: hast du unterdessen nichts neues ausspintisirt, ReisCammerad? Der Jud antwortet: Habt ihr gute Geschäfte gemacht auf der Messe? Wenn ihr gute Geschäfte gemacht habt, – um einen Sechsbäzner, ihr könntnen mir drey Worte nicht nachsagen. Der Gersauer dachte: Ein paar Franken hin oder her.

Laß hören! Der Jud sagte: *Messerschmid*. Der Gersauer *Messerschmid*. *Dudelsack* – *Dudelsack*. Da schmunzelte der Jude und sagte: *Falsch!* – Da dachte der Gersauer hin und her, wo er könnte gefehlt haben. Aber der Jude zog eine Kreide aus der Tasche und machte damit einen Strich. „Einmal gewonnen.“ Noch einmal! sagte der Kaufherr: Der Jud sagte: Baumöhl: Der Kaufherr Baumöhl. Rothgerber – Rothgerber. Da schmunzelte der Hebräer abermal, und sagte: Falsch, und so trieben sie's zum sechstenmal. Als sie's zum sechstenmal so getrieben hatten, sagte der Kaufherr: Nun will ich dich bezahlen, wenn du mich überzeugen kannst, wo ich gefehlt habe. Der Jude sagte: Ihr habt mir das dritte Wort nie nachgesprochen. „Falsch“ war das dritte Wort, das habt ihr mir nie nachgesprochen, und also war die Wette gewonnen.

## 161 ZUSTAND VON EUROPA.

IM AUGUST 1810.

*Oestreich* ruht jezt im Frieden aus von den Wunden des lezten schrecklichen Kriegs, der vom Rhein bis nach Wien und von Italien bis ins Ungarland hinein gewüthet hatte. Eine Tochter des östreichischen Kaysers Franz ist jezt die Gemahlin des Kaysers Napoleon, und frisch von den blutigen Schlachten weg, erfolgte eine lange Reihe von Feyer- und Freudentagen von Wien bis nach Paris, und vom Merz bis an den Julius. Aber am lezten Freudentag in Paris gerieth der Tanzsaal, in welchem mehr als 1200 Menschen beysammen waren, plötzlich in Brand, und viele Menschen verunglückten. In Spanien und Portugall dauert der böse Krieg mit den Rebellen und Engländern bis jezt noch fort, und England ist noch immer mit Wasser umgeben. Dafür sind alle Seehäven des festen Landes seinen Schiffen verschloßen, und englische Waare ist Contreband, wo der Franzos sie findet. Der *römische Pabst* lebt in der Stille, seine Fürstenthümer gehören jezt zur französischen Monarchie, und Rom ist die zweyte Stadt des Reichs. Im Königreich Neapel stehen die Neapolitaner und Franzosen, und jenseits über der Meerenge in Sicilien die Engländer in feindlicher Rüstung. Aber bis in die Mitte des Augusts hat man nicht gehört, daß etwas vorgefallen sey. Während der furchtbaren Kriegsstürme um und um, stand die SchweizerEidgenossenschaft ruhig und fest, wie ihre Berge, und es ist ihr kein Verdruß, daß man nicht viel von ihr zu erzählen hat. In *Deutschland* ist unter anderm das neue Großherzogthum Frankfurt aufgerichtet worden. Der ehemalige Fürst Primas ist Großherzog. Aber nach seinem Tod solls erben der Vicekönig von Italien. Mit ein paar andern Veränderungen wars noch nicht im Reinen. Der König von Holland legte seine Krone freiwillig für seinen Sohn nieder. Aber der Kayser Napoleon sagte, Nein, sondern vereinigte das Königreich Holland auch mit der französischen Monarchie, und *Amsterdam* ist jezt die dritte Stadt des Reichs. Von *Dänemark* weiß man auch nicht viel zu sagen, aber in

*Schweden* ist der neue Kronprinz plötzlich des Todes verblichen, und man will nicht recht mit der Sprache heraus, an was. Aber als sein Leichnam nach Stockholm gebracht wurde, entstand unversehens ein Aufruhr, und der schwedische Graf Fersen wurde zu Tod gesteinigt. Die *Rußen* endlich und die *Türken* führten bisher mit einander Krieg, auf daß die Händel nicht ausgehen. Doch sollen die Rußen nicht aus allen Schlachten Lorbeere heimgebracht haben. Nein, der Türke wehrt sich um seine Haut, und die Engländer sind auch hier in dem Spiel.

So standen die Sachen im August des Jahres 1810, als der letzte Bogen dieses Kalenders gedruckt wurde. Wie es übers Jahr um diese Zeit aussehen wird, will der Hausfreund für sich behalten, damit die Leute das Vergnügen haben es selber zu erleben. Sonst könnt er's so gut voraus sagen, als das Wetter.

162    ANDREAS HOFER. (SIEHE DIE NEBENSTEHENDE ABBILDUNG.)

Als im letzten Krieg die Franzosen und Oestreicher in der Nachbarschaft von Tirol alle Händevoll miteinander zu thun hatten, dachten die Tiroler: Im Trüben ist gut fischen. Sie wollten nimmer bayrisch seyn. Viel Köpfe, viele Sinne, manchmal gar keiner. Sie wußten zuletzt selber nimmer recht was sie wollten. Unterdessen läuteten in allen Thälern die Sturmglocken. Von den Bergen herab kamen die Schützen mit ihren Stutzen. Jung und alt, Mann und Weib griff zu den Waffen. Die Bayern und Franzosen hatten harten Stand; besonders in den engen Pässen, wenn Felsenstücke wie Sauerkrautstanden und Schweinställe so groß auf sie herabflogen. Bald glücklich, bald unglücklich in ihren Gefechten, nahmen die Rebellen bald Inspruck ein, die Hauptstadt in Tirol; bald mußten sie sie wieder verlassen; bekamen sie wieder, und konnten sie doch nicht behalten. Ungeheure Grausamkeiten wurden verübt, nicht nur an den bayerischen Beamten und Unterthanen, nein auch an den eigenen Landsleuten; Vogel friß oder stirb. Wer nicht mitmachen wollte war des Lebens nicht sicher. Der Jäger Henny könnte davon erzählen, wenn er noch lebte. Endlich als manches schöne Dorf und Städtlein in der Asche lag, mancher wohlhabende Mann war ein Bettler, mancher Leichtsinne und Rasende verlor das Leben; jedes Dorf, fast jedes Haus hatte seine Leichen, seine Wunden und seinen Jammer, da dachten sie zuletzt, es sey doch besser, bayerisch seyn als sie im Anfang gemeynt hatten, und unterwarfen sich wieder. Unversucht schmeckt nicht. Nur einige Tollköpfe wollten lieber zuerst ein wenig erschossen oder gehenkt seyn; zum Beyspiel der Andreas Hofer.

Andreas Hofer Sandwirth in Passeyer und Viehhändler hatte bis übers ein 40stes Jahr bis der Aufstand ausbrach, schon manch Schöppllein Wein ausgeschenkt, manch Stücklein Kreide an bösen Schulden verschrieben, und schätzen konnte er ein Häuptlein Vieh trotz einem. Aber im Aufstand brachte er es zum Commandanten,

nicht bloß von einem Städtlein oder Thal, nein von der ganzen gefürsteten Grafschaft Tirol, und nahm sein Quartier nicht nur in einem Pfarrhof oder etwa in einem Amtshaus, sondern in dem großen Fürstlichen Residenzschloß zu Innsbruck. An fünfzigtausend Mann Landsturm stand in kurzer Zeit unter seinem Befehl. Wer keine Flinte hatte, präsentirte das Gewehr mit der Heugabel. Was verordnet und ausgefertigt wurde, stand *Andreas Hofer* darunter, das galt. Sein geheimer Kriegsminister war ein geistlicher Herr, Pater Joachim genannt, sein Adjutant war der Kronenwirth von Pludenz, sein Schreiber ein entlaufener Student. Unter seiner Regierung wurden für dreißigtausend Gulden eigene Zwanzigkreuzerstücke für Tirol geprägt, der Hausfreund hat auch einen Hutvoll davon. Ja, er legte eine eigene Stückgießerey an, aber wie? Die Kanonen wurden aus Holz gebohrt, und mit starken eisernen Ringen umlegt. Item es that gut, nur nicht dem, den's traf. In Innsbruck ließ er sich gut auftragen. Selber essen macht fett. Er sagte: ich bin lang genug Wirth gewesen. Jezt will ich auch einmal Gast seyn. Bey dem allem änderte er seine Kleidertracht nie. Er gieng einher wie ein gemeiner Tiroler, und trug einen Bart, so lang das Haar wachsen mochte. Nur im rothen Gürtel trug er ein Paar Terzerolen, und auf dem grünen Hut eine hohe Reiherfeder, und neben seinen schweren Regierungsgeschäften trieb er den Viehhandel fast, wie vorher. Jezt schickte er einen Adjutanten mit Befehlen an die Armee ab, jetzt kam ein Metzger: „Wie theuer die vier Stieren die ihr bei eurem Schwager eingestellt habt. Sonst war er kein ganz roher Mann: viel Unglück hat er verhütet, wo er wehren konnte. Einem gefangenen Offizier sagte er: Morgen werdet ihr erschossen. Den andern Tag sagte er: Ich habe gehört, daß ihr ein braver Mann seyd, ich will euch einen Paß geben daß ihr heim könnt. Aber größer war das Unglück, das er durch seine Hartnäckigkeit gegen alle Einladungen zum Frieden und durch seine Treulosigkeit verursachte. Jezt schrieb er an das Bayerische Commando. „Wir wollen uns unterwerfen und bitten um Gnad. Andere Hofer Oberkommandant in Diroll gewöster.“ Zugleich schrieb er an den Adjutant Kronenwirth: „Wehrt euch so lang ihr könnt. Trifts nicht, so gilts nicht.“ Als sich aber endlich das verblendete Volk der angebotenen Gnade seines großmüthigen Königs unterwarf, und alle welche sich nachher mit den Waffen des Aufruhrs noch blicken ließen, gehenkt wurden, mancher Baum trug solch ein Früchtlein, da war Andreas Hofer nicht daheim zu finden, und an keinem Baum; und es hieß er sey ein wenig spazieren gegangen über die Gränzen. Den Willen dazu mag er gehabt haben in seiner armen hölzernen Hirtenhütte auf dem hohen Berg im hintersten Passeyer Thal, wo er mit seinem Schreiber verborgen lag, und mit 6 Fuß hohem Schnee verschanzt war. Sein Haus und sein Vermögen war von den wüthenden Bauern geplündert. Dürftige Nahrung verschaffte ihm von Zeit zu Zeit seine Frau, die jezt selber mit ihren 5 Kindern von fremden Wohlthaten lebt. Da sah es anderst aus als in der Burg zu Innsbruck. Schlimmers Quartier wartete auf ihn. Einer von seinen guten Freunden verrieth für Geld seinen Aufenthalt. Ein französisches Kom-

65 mando umringte seine Hütte und nahm ihn gefangen. Man fand bey ihm vier gelade-  
ne Kugelbüchsen, viel Geld, wenig Nahrung. Er selbst war von Mangel Kummer und  
Angst abgezehrt. Auf der Abbildung ist alles zu sehen. So wurde er von einer starken  
militärischen Begleitung unter Trommelschlag durch das Land nach Italien nach  
Mantua ins Gefängniß gebracht, und daselbst erschossen. In solchen Wassern fangt  
70 man solche Fische.

Vorgethan und nachgedacht, hat manchen in groß Leid gebracht.



Abb. 60: Andreas Hofer

163   BERICHT.

Der Hausfreund hat unter dem Datum B. den 2ten May 1810 von einem unsichtba-  
ren Freund einen Brief bekommen mit einer recht schönen Erzählung für den Kalen-  
der. Guter Freund, der Kalender war damals schon zum Ueberlaufen voll, und es  
5 wurde schon fläthig daran gedruckt. Man muß gar zeitlich anfangen, weil jeder Bo-  
gen besonders gedruckt wird. Dagegen soll euere Erzählung im Jahrgang 1812. mit  
einer Abbildung geziert werden, und wenn ihr mir bis dorthin euer Bildniß schicken  
wollt, so sollt ihr auch einverleibt werden. Man darf die Geschichte nur um ein Jahr  
weiter herwärts datiren, so ist sie Anno 12. wieder so neu wie jetzt.



Abb. 61: Titelvignette 1812

Nachdem wir nun in einem Verlauf von neun Jahren das ganze Weltgebäude von der Erde und Sonne an bis zum letzten Sternlein hinter der Milchstraße betrachtet haben, so können wir nichts klügeres thun, als diese große Maschine noch einmal aufziehen, und wieder von vorne anfangen. Solches ist nicht nur bequem für den Hausfreund, sondern auch ersprießlich für den Leser. Denn fürs erste, und wenn der Hausfreund durch die Dörfer reitet, sieht er manches Mägdlein und manchen Knaben, die vor neun Jahren noch nicht viel werden im Calender gelesen haben, und denkt: „Wart du sollst auch hinein schauen in das große Buch voll goldner Buchstaben. Denn der Himmel voll Sterne ist ein großes Buch mit goldenen Buchstaben, über die göttliche Allmacht und Güte, und stehn bewährte Mittel darinn gegen den Aberglauben und gegen die Sünde. Fürs zweite ist diese Rückkehr vom Ende zum Anfang, und dieser Umlauf von neuem, ein lebendiges Contrefeit von der Natur und dem Gang der himmlischen Körper selbst. Denn alles bewegt sich und läuft in seinen ausgerechneten Kreisen, und kehrt zu seinem Anfang zurück, um seinen Lauf von neuem zu beginnen. Die Astronomen behaupten, daß nach einem Zeitverfluß von 26 000 Jahren, alles am ganzen Himmel, die Sonne, der Mond, die Planeten wieder in ihren alten Stand zurückkommen und von vornen beginnen. Eine solche Repetition des großen Uhrwerks ist nun gut für den ewigen Schöpfer des Weltalls. Aber unser einer muß es ein wenig kürzer fassen. Denn

*wir Menschen sind von gestern her, eh noch die Erde war, war er noch eher als der Himmel.*

Also will jetzt der Hausfreund von neuem eine Predigt halten: erstlich über die Erde und über die Sonne, zweitens über den Mond, drittens über die Sterne.

Die Erde und die Sonne.

Nach dem Augenschein und nach dem allgemeinen Glauben wäre die Erde mit allen ihren Bergen und Thälern eine große runde Fläche, gleich einer ungeheuer großen Scheibe. Am Rande derselben weiter hinaus kommt nichts mehr, dort ist gleichsam der Himmel an sie angefügt, der wie eine große hohle Halbkugel über ihr steht und sie bedeckt. Dort geht am Tag die Sonne auf und unter, bald früher, bald später, bald links an einem gewissen bekannten Berg oder Haus, bald rechts, und bringt Tag und Nacht, Sommer und Winter, und bei Nacht den Mond und die Sterne, und sie scheinen nicht gar entsezlich hoch über unsern Häuptern zu stehen.

Das wäre nun alles gut, wens niemand besser wüßte, aber wir Sternseher und Calendermacher wissens besser. Denn erstlich, wenn einer daheim weggeht, und will reisen bis ans Ende der Erde, an den Rand, wo man einen aufgehenden Stern mit der Hand weghaschen und in die Tasche stecken kann, und er geht am ersten April von Hause aus, so hat er den rechten Tag gewählt. Denn er kann reisen, wenn er will



durch Deutschland, durch Polen, durch Rußland, nach Asien hinein durch die Ma-  
homedaner und Heiden, vom Land aufs Wasser, und vom Wasser wieder aufs Land, 40  
und immer weiter. Aber endlich, wenn er ein Pfeiflein Taback einfüllt, und will daran  
denken, wie lang er schon von den Seinigen weg ist, und wie weit er noch zu reisen  
hat ans Ende der Erde und wieder zurück, auf einmal wirds ihm heimlich in seinem  
Gemüth, er hört seine Landessprache wieder sprechen, zuletzt erblickt er von weitem  
einen Kirchthurn, den er auch schon gesehen hat, und wenn er auf ihn hingeht, 45  
kommt er in ein wohlbekanntes Dorf, und hat nur noch 2 Stunden oder 3, so ist er  
wieder daheim, und hat das Ende der Erde nie gesehen. Nemlich er reist um die  
Erde, wie man einen Strich mit Kreide um eine Kugel herumzieht, und kommt zuletzt  
wieder auf den alten Fleck, von dem er ausgieng.

Es sind schon mehr als 20 solcher Reisen um die Erde nach verschiedenen 50  
Richtungen gemacht worden. In zwei bis vier Jahren, je nachdem, ist alles geschehen.  
Ist nicht der englische Seekapitän Cook, in einem Leben zweimal um die ganze Erde  
herum gereist, und von der anderen Seite her wieder heimgekommen, aber das dritte-  
mal haben ihn die Wilden auf der Insel Owai ein wenig totgeschlagen, und gegessen.

Daraus und aus mehrern sicheren Anzeigen erkennen die Gelehrten folgen- 55  
des: die Erde ist nicht bloß eine ausgebreitete, rund abgeschnittene Fläche, nein, sie  
ist eine ungeheure große Kugel.

*Weiters:* sie hängt und schwebt frei und ohne Unterstützung, wie seines Orts  
die Sonne und der Mond, in dem unermesslichen Raum des Weltalls unten und oben  
zwischen lauter himmlischen Sternen. 60

*Weiters:* sie ist rings um und um, wo sie Land hat, und wo die Hitze oder der  
bittere Frost es erlaubt, mit Pflanzen ohne Zahl besetzt, und von Thieren und ver-  
nünftigen Menschen belebt. Man muß nicht glauben, daß auf diese Art ein Theil der  
Geschöpfe mit dem Kopf abwärts hänge, und in Gefahr stehe, von der Erde weg, und  
in die Luft herabzufallen, dieß ist lächerlich. Überall werden die Körper durch ihre 65  
Schwere an die Erde angezogen, und können ihr nicht entlaufen. Überall nennt man  
unten, was man unter den Füßen hat, und Oben, was über dem Haupt hinaus ist.  
Niemand merkt oder kann sagen, daß er unten sey. Alle sind oben, solange sie die  
Erde unter sich, und den Himmel voll Licht oder Sterne über sich haben.

Aber der geneigte Leser wird nicht wenig erstaunen, wenn ers zum erstenmal 70  
hören sollte, wie groß diese Kugel sey. Denn der Durchmesser der Erde beträgt in ge-  
rader Linie von einem Punkt der Oberfläche durch das Centrum hindurch zum an-  
dern Punkt, eintausend siebenhundert und zwanzig deutsche Meilen. Der Umkreis  
der Kugel aber beträgt fünftausendvierhundert deutsche Meilen.

Ihre Oberfläche aber beträgt über neun Millionen Meilen ins Gevierte, und 75  
davon sind zwei Drittel Wasser, und ein Drittheil Land. Ihre ganze Masse aber beträgt  
mehr als zweitausend, sechshundert und zwei und sechzig Millionen Meilen in Klaf-

termaß. Das haben die Gelehrten mit großer Genauigkeit ausgemessen und ausge-  
 rechnet, und sprechen davon, wie von einer gemeinen Sache. Aber niemand kann die  
 80 göttliche Allmacht begreifen, die diese ungeheure große Kugel schwebend in der un-  
 sichtbaren Hand trägt, und jedem Pflänzlein darauf seinen Thau und sein Gedeihen  
 giebt, und dem Kindlein, das gebohren wird, einen lebendigen Adem in die Nase.  
 Man rechnet daß tausend Millionen Menschen zu gleicher Zeit auf der Erde leben,  
 und bei dem lieben Gott in die Kost gehen, ohne das Gethier. Aber es kommt noch  
 85 besser. Denn

*zweitens:* die *Sonne*, so nahe sie zu seyn scheint, wenn sie früh hinter den Ber-  
 gen in die frische Morgenluft hinauf schaut, so ist sie doch über zwanzig Millionen  
 Meilen weit von der Erde entfernt. Weil aber eine solche Zahl sich geschwinder aus-  
 sprechen, als erwägen und ausdenken läßt, so merke: wenn ein Vögelein aus der Son-  
 90 ne herab alle Tage 10 Meilen flöge oder 20 Stunden, so hätte es die Erde in 5000 Jah-  
 ren noch nicht erreicht.

Daß nun *weilers*, die Sonne auch nicht bloß eine glänzende Fensterscheibe des  
 Himmels, sondern wie unser Erdkörper eine schwebende Kugel sey, begreift man  
 schon leichter. Aber wer vermag mit seinen Gedanken ihre Größe zu umfassen, nach-  
 95 dem sie aus einer so entsezlichen Ferne solche Kraft des Lichts und der Wärme noch  
 auf die Erde ausübt, und alles segnet, was ihr mildes Antlitz bescheint? Der Durch-  
 messer der Sonne ist in der Länge 114mal größer als der Durchmesser der Erde. Aber  
 im Klaftermaß beträgt ihre Masse anderthalb Millionen mal so viel als die Erde.  
 Wenn sie hohl wäre inwendig, so hätte nicht nur unsere Erde in ihr Raum, auch der  
 100 Mond, der doch 50,000 Meilen von uns absteht, könnte darinn ohne Anstoß auf  
 und untergehn wie so. So groß ist die Sonne, und geht aus der nemlichen allmächtigen  
 Hand hervor, die auf der Erde das Magsaamen- oder Mohnsaamenkörnlein in  
 seiner Schaale bildet und zur Reife bringt, eins so unbegreiflich, wie das andere. Der  
 Hausfreund wüßte keine Wahl, wenn er eine Sonne oder ein Magsaamenkörnlein  
 105 machen müßte mit einem lebendigen Keim darinn. Lieber zehn Calender umsonst.

Lange nun glaubten selbst die gelehrtesten Sternforscher, diese ganze uner-  
 meßliche Sonnenmasse sey nichts anders, als eine glühende Feuerkugel durch und  
 durch. Nur konnte keiner von ihnen begreifen, wo dieses Feuer seine ewige Nahrung  
 faßt, daß es in tausend und aber tausend Jahren nicht abnimmt, und zuletzt, wie ein  
 110 Lämplein verlöscht; denn die gelehrten Leute wissen auch nicht alles, und reiten  
 manchmal auf einem fahlen Pferd. Wer alles wissen will, dem ist schlecht zu trauen,  
 sondern er treibts mit seinen Antworten, wie der Matheis, der das Eis bricht. „Hat er  
 keins, macht er eins“ nach dem Sprichwort. Deswegen will es nun heut zu tag den  
 Sternforschern und andern verständigen Leuten scheinen, die Sonne könne an sich  
 115 wohl wie unsere Erde ein temperirter, dunkler und bewohnbarer Weltkörper seyn.  
 Aber wie die Erde rings um mit erquickender Luft umgeben ist, so umgibt die Sonne

ringsum das erfreuliche Licht, und es ist nicht nothwendig, daß dasselbe auf dem Sonnenkörper selbst eine unausstehliche zerstörende Hitze verursachen müsse, sondern ihre Strahlen erzeugen die Wärme und Hitze erst, wenn sie sich mit der irrdischen Luft vermischen, und ziehen dieselbe gleichsam aus den Körpern hervor. Denn 120 daß die Erde eine große Masse von verborgener Wärme in sich selbst hat, und nur auf etwas warten muß, um sie von sich zu geben, das ist daran zu erkennen, daß zwei kalte Körper mitten im Winter durch anhaltendes Reiben zuerst in Wärme, hernach in Hitze, und endlich in Glut gebracht werden können. Und wie geht es zu, je weiter man an einem hohen Berg hinauf steigt, und je näher man der Sonne kommt, daß 125 man immer mehr in die Hände hauchen muß, und zuletzt vor Schnee und Eis nimmer weiter kommt, fragen die Naturkundigen, wenn die Sonne ein sprühendes Feuer seyn soll?

Also wäre es wohl möglich, daß sie an sich ein fester mit mildem Licht umflossener Weltkörper sey, und daß auf ihr Jahr aus, Jahr ein wunderschöne Pfingstblumen blühen und duften und statt der Menschen fromme Engel dort wohnen, und ist dort, wie im neuen Jerusalem keine Nacht und kein Winter, sondern Tag und zwar ein ewiger freudenvoller Sabath und hoher Feyertag. Schon Doktor Luther hat einmal so etwas verlauten lassen, und der gelehrige Leser begreifts ein wenig, aber doch nicht recht. 135

(Die Fortsetzung folgt.)

#### 165 DAS FREMDE KIND.

Durch den Schnee und durch die Tannen des Schwarzwalds kommt Abends am 5ten December 1807. ein achtjähriges Mägdlein halb baarfuß, halb nackt vor das Häuslein eines armen Tagelöhners im Gebirg, und gesellt sich, mir nichts, dir nichts, zu den Kindern des armen Mannes, die vor dem Hause waren, und gaukelt mit ihnen, geht 5 mit ihnen, mir nichts, dir nichts in die Stube, und denkt weiter nimmer ans Fortgehen. Nicht anderst als ein Schäflein, daß sich vor der Heerde verlaufen hat, und in der Wildniß herumirrt, wenn es wieder zu seines gleichen kommt, so hat es keinen Kummer mehr. Der Tagelöhner fragt das Kind, wo es herkomme. „Oben aben von Gutenberg.“ Wie heißt dein Vater? „Ich habe keinen Vater.“ – Wie heißt deine Mutter? – „Ich habe keine Mutter.“ – Wem gehörst du denn sonst an? – „Ich gehöre Niemand sonst an.“ – Aus allem, was er fragte, war nur so viel herauszubringen, daß das Kind von den Bettelleuten sey aufgelesen worden, daß es mehrere Jahre mit Bettlern und Jaunern sey herumgezogen, daß sie es zuletzt in St. Peter haben sitzen lassen, und daß es allein über St. Märgen gekommen sey und jezt da sey. Als der Tagelöhner mit 15 den Seinigen zu Nacht aß, setzte sich das fremde Kind auch an den Tisch. Als es Zeit

war zu schlafen, legte es sich auf den Ofenbank und schlief auch; so den andern Tag, so den dritten. Denn der Mann dachte, ich kann das arme Kind nicht wieder in sein Elend hinausjagen, so schwer es mich ankommt, eins mehr zu füttern. Aber am drit-  
 20 ten Tag sagte er zu seiner Frau: Frau, ich wills doch auch dem Herrn Pfarrer anzeigen. Der Pfarrherr lobte die gute Denkgungsart des armen Mannes, der Hausfreund auch; aber das Mägdlein, sagte der Pfarrherr, soll nicht das Brod mit euern Kindern theilen, sonst werden die Stücklein zu klein. Ich will ihm einen Vater und eine Mutter suchen. Also gieng der Pfarrherr zu einem wohlhabenden und gutdenkenden Mann in  
 25 seinem Kirchspiel, der selber wenig Kinder hat, und der Hausfreund weiß just nicht, wie ers dem Manne sagte: „Peter sagte er, wollt ihr ein Geschenk annehmen?“ – Nach dem's ist, sagte der Mann. – Es kommt von unserm lieben Herr Gott. – Wenns von dem kommt so ist's kein Fehler. Also bot ihm der Pfarrherr das verlassene Mägdlein an, und erzählte ihm die Geschichte dazu, so und so. Der Mann sagte: Ich will mit  
 30 meiner Frau reden. Es wird nicht fehlen. Der Mann und die Frau nahmen das Kind mit Freuden auf. Wenn's gut thut, sagte der Mann, so will ich's erziehen, bis es sein Stücklein Brod selber verdienen kann. Wenn's nicht gut thut, so will ich's wenigstens behalten bis im Frühjahr. Denn dem Winter darf man keine Kinder anvertrauen. Jezt hat ers schon viermal überwintert, und viermal übersommert auch. Denn das Kind  
 35 that gut, ist folgsam und dankbar und fleißig in der Schule, und Speise und Trank ist nicht der größte Gotteslohn, den das fromme Ehepaar an ihm ausübt, sondern die christliche Zucht, die väterliche Erziehung und die mütterliche Pflege. Wer das fremde Töchterlein unter den andern in der Schule sieht, sollt es nicht erkennen, so gut sieht es aus, und so sauber ist es gekleidet. So etwas thut dem Hausfreund wohl, und  
 40 er könnte den braven Tagelöhner und die braven Pfielgeltern des Kindes mit Namen nennen, wer sie sind und wie sie heissen. Aber über seinen Mund kommts nicht.

166    GESCHWINDE REISE.

Ein italienischer Kaufmann, der auf die Frankfurter Messe reisen wollte, hatte sich in Stuttgart um einen Tag verspätet. Also mußte er die Extrapost anspannen lassen. Wie fang ich's an, dachte er, daß ich geschwind aus dem Feld komme, und doch mit  
 5 geringen Kosten; Postillion, sagte er, als er in das Kaleschlein saß, fahr langsam, denn ich sitze nicht nur auf dem Kutschenkistlein, sondern auch auf einem Blutgeschwür, und meine entsezliche Kopfwunde da auf der linken Seite wirst du hoffentlich sehn. Eigentlich aber war sie nicht wohl zu sehen. Denn fürs erste war der Kopf mit einem Tüchlein verbunden, das zwar blutig aussah, fürs zweite hatte er unter dem Verband  
 10 keine Wunde. Wenn du recht langsam fahrst, sagte er, auf der Station soll's dich nicht reuen. Der Postillion dachte: solchen Gefallen kann ich den Rossen thun, und was

das Trinkgeld anbelangt, mir auch, und fuhr so langsam, daß die Pferde selber anfiengen, eins nach dem andern vor langer Weile zu gähnen, was doch selten geschieht. Nichts desto weniger schrie der Italiener unaufhörlich: Zetter und Mordio. O mein Kopf! o mein Bein! Fahr langsam! Der Postillion sagte: wollt ihr auf der Straße über-  
 nacht bleiben, so will ich euch abladen. Ich kann nicht gar fahren, als wenn ich etwas  
 anders ausführte auf den Acker. Thu ich nicht langsam genug. Aber der Passagier sag-  
 te: ich schieß dich tod, wenn du nicht gemacht fährst. Auf der Station in Ludwigs-  
 burg, als er dem Postillion das Trinkgeld gab, gab er ihm zwei schäbige Zwölfer, einen  
 Albus und ein Paar verrufene Kreuzerlein, bis es einen halben Gulden ausmachte. 20  
 Andere gaben sonst wenigstens acht und vierzig Kreuzer, auch einen Gulden und  
 drüber. Wenns recht pressirt und wenns recht in der Tasche klingelt, auch einen  
 Cronenthaler. Aber alle Vorstellung des Postillions und alles Protestiren half nichts.  
 Hab ich euch nicht schlecht genug geführt, fragte er. Nein du hast mich nicht lang-  
 sam genug geführt. Geh zum Henker. Der Postillion nahm das Geld und dachte: lie-  
 ber wenig als gar nichts. Aber wart nur, dachte er, du bist noch lange nicht zu Frank-  
 furt. Als der Ludwigsburger die Pferde einspannte, fragte er den Stuttgardter: ist der  
 Weg gut? Schlecht, antwortete der Stuttgardter, und winkte ihm ein wenig abseits.  
 Ein wenig abseits sagte er ihm, was er für einen wunderlichen und geitzigen Passagier  
 führe, wie ihm noch keiner vorgekommen sey. Fahr den Ketzer drauf los, sagte er, daß  
 die Räder davon fliegen. Er hat drei Bluteisen, drei Löcher im Kopf und eine gespal-  
 tene Kniescheibe. 30

Der Passagier, als der Postknecht aufsaß, sagte: fahr langsam Schwager. Es  
 kommt mir auf ein gutes Trinkgeld nicht an. Aber der Postillion dachte: Dein Trink-  
 geld kenn ich. Meine Pferde sind auf gesunde Herrn dressirt, sagte er, ich kann sie  
 nicht halten, wenn sie im Lauf sind, und fuhr drauf los, als wenn die ganze türkische  
 Armee hinter ihm drein käme. Der Passagier im Caleschlein bittet vor Gott und nach  
 Gott, lamentirt, flucht daß sich der Himmel mit Wolken überzieht. Alles vergeblich.  
 Auf der Station in Besigheim giebt er dem Postillion dreisig Kreuzer, wie dem ers-  
 tern. Was bringst du für einen presthaften Herrn, sagte der Besigheimer. Fahr ihn gar  
 tod, sagte der Ludwigsburger, es ist ohnedem nicht mehr viel an ihm, und so recom-  
 mandirte ihn einer dem andern, und einer fuhr mit ihm geschwinder davon als der  
 andere, so, daß er noch eine Stunde früher nach Frankfurt kam, als nöthig war. In  
 Frankfurt sprang er zur Verwunderung und zum Staunen des Postillions kerngesund  
 aus dem Kaleschlein heraus und gab ihm auch dreisig Kreuzer. 40  
 45

## 167 BRENNENDE MENSCHEN.

Zwar von feurigen Mannen hat man schon oft gehört, aber seltener von brennenden Frauen. Eine Apothekersfrau geht Nachts mit der Magd in den Keller und will etwas holen. Die Magd steigt mit dem Licht auf eine Stellasche, greift auf den Schaft, wirft  
5 eine große Flasche voll Brantwein um, worin ungefähr 6-8 Maas waren, und zerbricht sie, der Brantwein strömt plötzlich herab, so über die Magd, so über die Frau. Das Licht kommt der Magd an den Armel. Die Magd fangt an lichterloh zu brennen, roth mit gelbem Schein. Die Frau will ihr zu Hülfe eilen. Die Frau brennt auch an. Beide rennen brennend die Treppe hinauf in den Hof. Der Apothekerjung siehts und  
10 springt davon, meint, es woll ihn einer holen, mit dem man nicht gern geht, den der Hausfreund nicht nennen darf. Im Hof am Brunnen begießen sie sich mit Wasser. Das Wasser wird nicht Meister über den Brantwein. Endlich wirft sich die Magd auf den Dunghaufen im Hof, und wälzt sich darauf. Die Frau wirft sich ebenfalls auf den Dunghaufen und wälzt sich auch. Beide löschten aus; die Magd wurde noch geheilt,  
15 aber die Frau mußte sterben.

Merke: Wenn man brennt, muß man sich auf einem Misthaufen wälzen. Solches ist auch gut für die, welche den Brantwein inwendig im Leib haben. –

## 168 KÖNIG FRIEDRICHS LEIBHUSAR.

Der Leibhusar König Friedrichs von Preussen muß mit seinem Herrn in gutem Vernehmen gestanden haben. Denn einmal gab ihm der König wegen eines Versehens eine Ohrfeige, daß ihm die Haarlocke, wie man sie damals noch an den Seiten des  
5 Kopfes trug, auseinander fuhr, und der weiße Puder davon flog, also daß mans draussen ihm wohl ansehen konnte, wenn er hinaus kam. Der Leibhusar bat wegen seines Versehens um Verzeihung, stellte sich aber geradewegs vor des Königs großen Spiegel, der im Zimmer war, richtete seine Locke wieder zurecht, und stäubte mit dem Schnupftuch den Puder vom Kleid, welches unschicklich war. Dem König kams auch  
10 so vor, denn er sagte: was fällt dir ein? Willst du noch eine? Der Leibhusar sagte Nein, er habe genug an einer; aber die andern, sagte er, brauchen nicht zu wissen, wenn ich hinaus komme, was zwischen uns vorgefallen ist. Da lächelte der König wieder, und war nimmer böse über den Leibhusar. Item, einmal thut so etwas gut, ein andermal nicht.

169 ANDREAS HERTZEG.

Am 13. April, zwar schon vor 9 Jahren, gieng in Ungarn, in der Gespanschaft Neograd ein Mann verlohren Namens Andreas *Hertzeg*, und es war schade für ihn, denn er war rechtschaffen, ziemlich wohlhabend und noch nicht lange verheyrathet. Man erkundigte sich nach ihm in allen Dörfern, in allen Gespanschaften mündlich, 5 schriftlich im Wochenblättlein. Niemand wußte wo er hingekommen ist. Sein Bruder in einem andern Dorf sagte zwar, er sey selbigen Morgen bei ihm gewesen. Das wußte seine Frau auch, und als er gegen Mittag fortgieng, sagte er, jetzt wolle er heim. Also hielten ihn zuletzt die Seinigen für todt, legten Trauer an, nach ihrer Landes-Art, und veranstalteten ihm eine Seelenmesse. Er selber wußte, so wenig als die andern 10 Leute, wo er war, und wo er so lange blieb. Aber am 8ten August darauf zuckte etwas in einer Felsenhöhle und streckte sich, und es kam Empfindung in eine erwachte Brust und es richtete sich etwas auf, und als es auf den Beinen stand, sagte es zu sich selber: „bin ich der Andreas Hertzeg, der jüngere? Ich glaube.“ Als er aber schlaftrunken vor die Höhle heraus kam und sah den heitern blauen Himmel, und wie es zitterte 15 in der Luft vor Hitze; die Bäume hingen voll Laub und reifer Früchte, die Heuschrecken und Sommervögel machten sich lustig, ein Mägdlein in der Ferne griff an einem Weinstock nach den weichen Beeren; da sagte er zu sich selbst: „ich kann doch nicht der Andreas Hertzeg sein.“ Denn wenn ich der Andreas Hertzeg bin, so hats geschneit und gestöbert als ich in die Höhle gieng und einschlieff, sonst wär ich nicht 20 hineingegangen. Unterdessen kam er immer mehr zu sich, erkannte immer besser die Gegend, und als er in der Ferne den Kirchthurm erblickte, und die Häuser erkannte, und sein eigenes auch, dachte er: Jetzt will ich bald erfahren, wie ich dran bin, denn wenn ich der Andreas Hertzeg bin, so muß meine Frau mich kennen. Als er aber in der freien Luft sich in Bewegung wollte setzen, da war er so kraftlos und so matt, und 25 als er in die Tasche griff, ob er ein Pfeiflein Taback rauchen könne, blieb ihm die ganze Tasche in den Händen, denn auf der Seite, wo er gelegen war, waren seine Kleider mürb geworden und verfault. Doch kam er mit Noth und Mühe in das Dorf, und seine Frau saß vor der Thüre und schabte gelbe Rüben. Da warf sie, ihren Mann erblickend, in freudigem Schrecken das Messer weg, und sprang auf ihn zu, und als sie 30 ihn mit Thränen und Liebe umarmen wollte, sagte er: „Gemach! wirf mich nicht um!“ und erkannte, daß er doch der Andreas Hertzeg sei. Hierauf erzählte sie ihm, wie sie sich um ihn bekümmert und geweint und wie ihn jedermann für todt gehalten habe, und heute sei der 8te August, und fragte ihn, wo er unterdessen gewesen, und was ihm zugestoßen sei. Wenn heute der 8te August ist, sagte er, so hab ich weiter nichts als 16 Wochen lang geschlafen in der Felsenhöhle bei Berceßno. Und so 35 wars auch. Sechzehn Wochen hatte er geschlafen ohne Speise, ohne Trank, ohne Deckbett und ohne Pfulben, und war jezt wieder da. Dies ist ein merkwürdiges Ereignis, und beweist, daß die Gelehrten noch lange nicht genug die Natur des mensch-

40 lichen Körpers ausstudirt haben. Denn nicht jeder hätte Ja gesagt, wenn er wäre vorher gefragt worden, ob so etwas möglich sei.

Nunmehr aber wird sich der geneigte Leser freuen auf die Mahlzeit, und wie sich der ausgehungerte Mann eine Weinsuppe kochen läßt 22 Zoll im Durchmesser und 9 Zoll Tiefe, wie er ein paar Spanferkel schlachten läßt und ein Kalb und wie er  
45 jetzt hinwiederum 16 Wochen lang wachen, und dem Nachtwächter den Dienst abnehmen kann um eine Kleinigkeit. Nichts nutz! (pflügt der Präsident zu sagen, der mit dem Hausfreund das Gespenst gesehen hat) sondern er war vor großen Schmerzen in den Kinnladen nicht capable den Mund zum Essen zu öffnen, konnte nur etwas dünne kräftige Brühe zu sich bringen, ward täglich schwächer und elender und  
50 empfing am 4ten Tag das heilige Abendmahl, und schlief in Gottes Namen noch einmal ein, bis ihm nachher am dritten Tag ein böses Geschwür im Kopf aufgieng, und die Materie davon zu den Ohren herausfloß.

Als aber das Geschwür sich geöffnet und halber wieder gesäubert hatte, kam auch der Mann nach und nach wieder zu seinen völligen Kräften und in seine Ord-  
55 nung, hat unterdessen mehrere Kinder erzielt, lebt noch bis auf diese Stunde und ist gesund.

Der Hausfreund verlangt nicht, daß ihm der geneigte Leser diese seltsame Geschichte auf *sein* Wort glauben soll, maßen er selber nicht dabeigewesen ist. Aber die Sache ist hernach gerichtlich von den Herrn der Gespanschaft und von dem Physikat  
60 untersucht und als authentisch in die Akten gebracht worden, und ein rechtschaffener Herr daselbst hat sie voriges Jahr wieder aus den Akten herausgezogen und in der Stadt Wien durch den Buchdruck bekannt gemacht.

#### 170 DER REKRUT.

Ein junger schön gewachsener Bursche, mit krausen röthlichen Haaren und viel Laubflecken, sagte dem preußischen Officier, der ihn hinten auf sein Gefährt aufsitzen ließ, nicht wo er daheim sey, bis es Zeit war. Auf das Gefährtlein aber war er fol-  
5 gendergestalt gekommen. Als der Offizier an ihm vorbeifuhr auf der Straße, etwas langsam, weils bergan gieng, und bey solcher Gelegenheit ein Pfeifchen Taback stopfte, dachte der Rothkopf: „Fahren ist ringer als laufen, wens gerathet“, und zog auch sein hölzernes Pfeiflein aus der Tasche. „Wolltet Ihr nicht so gut sein, gnädiger Herr, und mir auch Taback geben zu einer Pfeife. Ich will Euch derweilen Feuer schlagen.  
10 Dem Offizier, der aus dem Urlaub zu seiner Garnison zurückkehrte, leuchtete das kräftige Alter und der schöne kecke Wuchs des Knaben nicht übel ein. Wo bist du her mein Sohn? – Von da und da. Ihr müßt ja durchgefahren seyn, vor etwa einer Stunde. Mein Vater ist der Schwanenwirth, eigentlich aber mein Stiefvater. – Was ist



dein Geschäft auf der Straße? – Drum will ich dem König dienen, und gehe auf den nächsten Werbplatz. – Wieviel Jahre hast du? – Neunzehn seit vorgestern, und nicht 15 viel gute darunter. Drum hat mir vorgestriges Tages die Mutter einen Kronentaler gegeben. Großer, hat sie gesagt, du wirst heute neunzehn Jahre alt, mach dir einen guten Abend dafür. Für einen Kronenthaler kann man mehr als Einen Rausch trinken, aber ich habe nur Einen dafür getrunken. Heute früh, vor zwey Stunden, als ich noch im Bett lag, ist der Vater mit dem Geißelstecken gekommen, und hat mich gewalkt. 20 Es ist nicht das erste mal. Und die Mutter hat er auch bearbeitet. Es ist auch nicht das erste mal. Willst du alles an den Lümmel henken, hat er gesagt, ,an den rothhärigen Galgenstrick? – Der Offizier gab ihm hierauf ein wenig Taback in die Hand, und sagte: Du kannst hinten aufsitzen, wenn wir auf der Höhe sind. Ich will dich mitnehmen. – Ich verlange kein Handgeld, sagte der Rothkopf, und schlug an die Tasche. 25

Kann man den Schwanenwirth zwingen, fragte er, daß er mir mein Väterliches verabfolgen läßt, wenn ich majorenn bin? Der Offizier sagte: Sobald du majorenn wirst, solls nicht fehlen. Auf der Station, wenn die Pferde gewechselt wurden, ließ er ihm gut einschenken, um ihm frohen Muth zu machen, und wenn er ausge- 30 trunken hatte, sagte er: es schmeckt, doch nicht recht, wies soll, wenn man den Tag vorher etwas zuviel gehabt hat. Unterwegs saß er bald auf dem Brett, bald stellte er sich wie ein Bedienter, der hinten aufsteht, erzählte dem Officier allerley, oder piff ein lustiges Stücklein. Der Offizier sagt: Du kannst Pfeifer-Major werden, bey des Königs Leibgarde. Solche giebs nicht viel in der Armee. – Ich kann auch die Orgel 35 spielen. – Gut! du kannst auch General-Feldorgelspieler werden. Aber zuerst muß du von unten herauf, als Regimentsblasbalgtreter dienen. Wart nur, dachte er, bis ich dich in Magdeburg habe. Das Orgelspielen wird dir vergehen. Aber gegen Abend als sie durch einen Wald fuhren, stellte sich der Rothkopf wieder auf die Beine, eigentlich aber nur auf eins, denn das andere hielt er auf den Sprung parat. Jetzt wenn Ihr um die Waldspitze herum seydt, gnädiger Herr, rechts erblickt Ihr in der Ferne ein 40 Dorf mit einem halben Kirchthurm, *dort* bin ich daheim. Ich bedanke mich, daß Ihr mich so weit habt lassen mitfahren. Aber als er die letzten Worte sagte, sprang er schon über dem Straßengraben, und husch in den Wald hinein, wie ein gejagter Hirsch; weg war er. Denn es war ihm nur ums Mitfahren zu thun.

Der Offizier schoß ihm zwar mit der Kugelbüchse nach. Aber die Kugel 45 konnte ihn im Wald zwischen den vielen Bäumen nimmer ausfindig machen. Der Postillon aber sagte: Es hat mich schon lang Wunder genommen, was Ihr mit dem Halunken hinten auf der Chaise thut. Ich kenne den rothen Spitzbuben wohl, sagte er.

171 HERR CHRISTIAN KUHMANN, DES GENEIGTEN LESERS LANDSMANN.

In Rohrbach, einem badischen Dorf bey Gochsheim, wurde vor 68 Jahren einem armen Tagelöhner ein Sohn geboren. Das ist derjenige, von welchem wir reden, und als er getauft wurde, dachten die Gevatterleute auch nicht daran, daß sie einen kaiserlich  
5 französischen Reichsbaron in die Kirche tragen. Schon in seiner Kindheit starb ihm der Vater, und man hielt es wohl für ein großes Unglück; aber der liebe Gott sagte: „Laßt mich nur machen“, und gab ihn vor der Hand einem rechtschaffenen Mann,  
einem Bildweber in Pflugschaft und nachher auch in die Lehre. Wie er aber als ausge-  
10 lernter Handwerksbursche nach Straßburg in die Fremde und zu einem Meister kam, da lachte ihm vor Freuden das Herz, wenn er die schönen Regimenter sah aufmarschiren, und hörte den lustigen Marsch, und wenn er wieder an seinen Webstuhl saß und das Schifflein und die Fäden durch den Zettel schoß, wenn ein Faden entzweybrach, rief er: Bataillon halt! Aber wenn der Faden angeknüpft war, commandirte er wieder: Vorwärts Marsch! Eines Tages aber dachte er auf einmal: Was hab ich das nö-  
15 thig? Ich geh zu Prinz Max Regiment Elsaß und nimm Handgeld. So gedacht, so geschehn. Merke: der Herr Baron Kuhmann war ein braver und geschickter Webersknecht, und ist nicht aus Leichtsinne, oder aus Faulheit, oder wegen eines liederlichen Streiches, Soldat worden, oder im Rausch, sondern es ist inwendig in ihm gessen, und die Montur hat sich nur herausgekehrt. Solches wird sich also bald offenbaren.  
20 Denn der Prinz Max, der damals ebenfalls nicht daran dachte, daß ein König in ihm stecke, nämlich der jetzige König von Bayern, ein gütiger Soldaten- und Menschenfreund, fand an ihm einen braven und ordnungsliebenden Soldaten und schenkte ihm bald seine Gunst. Eines Tags sagte er zu ihm: Kuhmann, sagte der Prinz, wenn du besser schreiben und rechnen könntest, lesen ohnehin, so sollte dir eine Unterofficiersstelle nicht fehlen. Da lernte Kuhmann bey einem Landsmann, der damals in  
25 Straßburg studirte, Schreiben und Rechnen, und brachts in kurzer Zeit bis zum Corporal, nein zum Sergeanten. Aber jetzt stand er an einem bösen Schlagbaum, über den er nicht springen konnte, weil er damals noch auf bürgerlichen Beinen stand. Denn wer damals bei dem Regiment Elsaß weiterkommen und Officier werden wollte, mußte von adelicher Geburt und Herkunft seyn, kein Webersknecht von Rohrbach. Als aber in derselbigen Zeit ein neues leichtes Dragonerregiment errichtet wurde, wo mans vermutlich im Anfang nicht so genau nahm, empfahl ihn der Prinz Max dem Innhaber desselben zu einer Officiersstelle; so gütig war der Prinz. Also wurde jetzt der Sergeant Kuhmann Officier bey dem DragonerRegiment von Cevennes.  
35 Drüber brach die Revolution aus, wo eine Kundschaft so gute Dienste leisten konnte, als ein Adelsbrief, und noch bessere. Kuhmann nahm keinen Antheil an den Unruhen und Unthaten, sondern sagte: „wenn alles revoluzionirt, so will ich meinem Commandanten getreu bleiben.“ Also gehorchte er seinem Commandanten, was er sagte und befahl, und half die Aristokraten fortjagen. In dieser Zeit also, und wäh-

rend des Kriegs, stieg er durch seine Tapferkeit von einer Ehrenstufe zur andern, und war unter Napoleons Anführung nicht der letzte bey der siegreichen Schlacht von Marengo, und Napoleon muß ihn wohl gesehen haben, wie er mit seinen Schwadronen in die österreichischen Kugeln hineinritt. Denn als er das VeteranenFest in Paris gab, der Herr Kuhmann war bereits schon ein bejahrter Mann, und hatte nimmer viel Haare im Zöpflein, da ernannte ihn der Kaiser zum Obristen, ja zum Commandanten der neuen Militärschule in Fontänebleau, ja zum französischen Reichsbaron, und schenkte ihm den Orden der Ehrenlegion. So weit hats der Landsmann des ge-  
neigten Lesers, der Herr Christian Kuhmann von Rohrbach, Bezirksamt Gochsheim gebracht, und starb als ein hochgeehrter Mann den 18ten Jänner 1811. Wenn er nicht ein edler Bidermann gewesen wäre, und nicht seine Untergebenen wie Kinder geliebt hätte, so hätten sie nicht gleich verlassenem Waisen an seinem Sarge geweint, und gesagt: Wir haben unsern Vater verlohren. So ein Wort auf den Weg in die Ewigkeit ist noch mehr werth, als der Titel Reichsbaron, meint der Hausfreund.

## 172 GUTE GEDULD.

MIT EINER ABBILDUNG.

Ein Franzos ritt eines Tages auf eine Brücke zu, die über ein Wasser gieng und fast schmal war, also daß sich zwey Reitende kaum darauf ausweichen konnten. Ein Engländer von der andern Seite her ritt auch auf die Brücke zu, und als sie auf der Mitte derselben zusammen kamen, wollte keiner dem andern Platz machen. „Ein Engländer geht keinem Franzosen aus dem Wege,“ sagte der Engländer, *Par Dieu*, erwiederte der Franzos, mein Pferd ist auch ein Engländer. Es ist schade, daß ich hier keine Gelegenheit habe, es umzukehren, und euch seinen Stumpfschweif zu zeigen. Also laßt doch wenigstens euern Engländer, auf dem Ihr reitet, meinem Engländer, wo ich darauf reite, aus dem Wege gehen. Euerer scheint ohnehin der jüngere zu seyn; meiner hat noch unter Ludwig dem vierzehnten gedient, in der Schlacht bei Käferolse Anno 1702.

Allein der Engländer machte sich wenig aus diesem Einfall, sondern sagte: Ich kann warten: Ich habe jezt die schönste Gelegenheit die heutige Zeitung zu lesen, bis es euch gefällt, Platz zu machen. Also zog er kaltblütig, wie die Engländer sind, eine Zeitung aus der Tasche, wickelte sie aus einander, wie eine Handzwehle, und las darin eine Stunde lang, auf dem Roß und auf der Brücke, und die Sonne sah nicht aus, als wenn sie den Thoren noch lange zusehen wollte, sondern neigte sich stark gegen die Berge. Nach einer Stunde aber, als er fertig war und die Zeitung wieder zusammen legen wollte, sah er den Franzosen an und sagte: *Eh bien!* Aber der Franzos hatte den Kopf auch nicht verloren, sondern erwiderte: Engländer, seyd so gut, und gebt mir jezt

eure Zeitung auch ein wenig, daß ich ebenfalls darin lesen kann, bis es *Euch* gefällt auszuweichen. Als aber der Engländer diese Geduld seines Gegners sahe, sagte er:  
 25 Wißt Ihr was, Franzos? Kommt, ich will Euch Platz machen. Also machte der Engländer dem Franzosen Platz.



Abb. 62: Gute Geduld

173 LANGE KRIEGSFUHR.

MIT EINER ABBILDUNG.

Dieß ist die Geschichte, die dem Hausfreund vor einem Jahr ein unsichtbarer Freund geschenkt hat, und der Freund sagt, er kenne die Abkömmlinge des Wirths, und die  
 5 Sache sey ganz gewiß.

Im dreyßigjährigen Krieg, der Schwed zog durch ein namhaftes Dorf im Wiesenkreis, und in dem Dorf durchs Wirthshaus, und im Durchziehen durch den Hof blieb der Knecht des Wirths mit einem Wagen und vier Pferden an der Colonne hängen. Denn er mußte Tornister führen, und Offizierskisten und Weibslente. Der Meis-  
 10 ter sagte: Komm bald wieder heim *Jobbi!* Der Jobbi dachte: An mir solls nicht fehlen. Die Meisterin weinte und lamentirte, aber ein schwedischer Corporal sagte: Man wird Roß nicht fressen. Tartar frißt Roß. Indessen gieng die erste Tags-Station nur bis nach Freyburg, die zweyte nur bis nach Kippenheim, die dritte nur bis nach Ortenberg, die vierte nur bis nach Hornberg, die fünfte nur bis nach Villingen im Schwarz-

wald. Dem armen Jobbi so hoch droben bei den Wolken, war schon das Leben feil, 15  
 und die Pferde hätten auch gern ins Gras gebissen, aber noch lieber in den Haber.  
 Und unter allen vieren beklagte der Jobbi am meisten sein Lieblingsroß den Jockli,  
 daß er schon in seinen besten Jahren ein Kriegsheld werden mußte. Aber das half alles  
 nichts. Wo man hinkam, waren keine Fuhren zu haben, so mußte der Jobbi und der  
 Jockli mit, ungefragt und ungebeten bis weit hinein ins Schwabenland und hinter 20  
 sich und für sich, und aus so viel Tagen wurden so viel Monate und mehr, bis er ein-  
 mal zwischen einem Montag und Dienstag Gelegenheit fand, eine Spazierfahrt für  
 sich zu machen ins Freye. Die österreichischen Vorposten riefen ihn an: Wer da? – Gut  
 Freund. – Wer ist gut Freund? Der Jobbi von da und da. *Bassa mallergi*, sagte der  
 Corporal, bist du Jobbi von da und da? Der Corporal hatte auch schon einen Schluck 25  
 Branntwein oder vierundzwanzig bey seinem Meister getrunken und kannte den Job-  
 bi, und der Vorpostenhauptmann war auch schon auf dem Jockli nach Waldshut ge-  
 ritten und kannt den Jockli. Also sagte der Hauptmann: Willst du einen Paß nach  
 Haus oder willst du bey uns bleiben und Geld genug verdienen? Da dachte der Jobbi:  
 Aufgegeben hat mich der Meister schon lang und einen andern Zug gekauft. Attra- 30  
 pirt mich unterwegs der Schwed, so gehts zu bösen Häusern oder gar zu bösen Bäu-  
 men, und der Mund stand ihm voll Wasser, wenn er sah, wie die österreichischen Du-  
 katen flogen, und auf den Boden fielen, und niemand buckte sich darnach. Denn der  
 österreichische Krieg hat Geld. Also blieb der Jobbi bei der Armee, hauderte hin und  
 her, bis nach Presburg hinein im Ungerland und wieder zurück, handelte auch ein 35  
 wenig und gewann Hüte voll Geld. Der Wagen zerbrach; er kaufte sich einen neuen.  
 Ein Pferd fiel nach dem andern, die Beute hatte andere. Nur der Jockli hielt aus Berg  
 auf und ab, durch dick und dünn. Gleichwohl dachte der alte Knabe oft an den  
 Meister und an die Meisterin daheim, und wie er auch wieder einmal zurückwolle,  
 wens sauber sey im Reich. Und der Meister und die Meisterin daheim dachten auch 40  
 manchmal an den Jobbi selig, und wie es ihm möge ergangen seyn bei den Schweden.  
 Eines Tags, als schon alle Canonen vom Rhein bis an die Donau und bis an die Ost-  
 see versaust hatten, die Meisterin schnitt die Suppe ein zum Mittagsessen und der  
 Wirth richtete den Zeiger an der Wand-Uhr, denn es schlug auf der Kirche, da seufz-  
 te die Frau, und sagte nichts. Der Meister fragt: „Was fehlt dir?“ – „He nichts, sagte 45  
 sie, ich hab an den Jobbi gedacht, Gott hab ihn selig, und an den schönen Zug, heut  
 jährt sichs wieder.“ – Es wird sich noch vielmal jähren, sagte der Mann. Gottlob daß  
 wieder Ruhe im Lande ist. Indem tritt der Hausknecht herein, und sagt: Meister, da  
 draußen haltet ein obsonater Gesell, ein Ungar mit schneeweißem Bart und 4 Rossen,  
 der aussieht wie ein Marketender und hat auch so ein Branntweinfäßlein auf dem 50  
 Wagen. Kommt mir der Sapperment frangschemang in den Stall und sagt: „an die-  
 sem Platz bin ich der Meister; drauf jagt er eure Pferde in den Hof hinaus und bindet  
 die seinigen an. Ist noch Krieg oder ist's Frieden? Indem der Meister hinaus will,

kommt der Ungar hinein und sagt: Gemach! – Der Wirth fragt: Woher des Landes?  
 55 Solche Gäste haben wir auch schon gehabt. „Eine Halbe will ich, sagte der Ungar,  
 von eurem Besten und zwey Gläser. – Das ist nicht von euerm Besten, sagte er nach-  
 her. Von dem Krenzacher will ich, im hintern Keller, oder von dem Laufemer hinter  
 der Brodbahre, wo die Katz darauf sitzt. Der Wirth sagt: Woher wißt ihr, was ich für  
 Wein im Keller habe? Der Ungar sagt: Von euerm alten Knecht dem Jobbi, und woll-  
 60 te sich noch lange verstellen. Als er aber seinen Namen hörte, wiewohl er ihn selber  
 aussprach, konnte er nimmer an sich halten, sondern ergriff die Hand des Meisters,  
 und die Thränen rannen ihm aus den Augen in den weißen Bart, wie der köstliche  
 Balsam, der herabfließt in den Bart Aarons, der herabfließt in sein Kleid und Lust  
 und Freude erregt. Ich bin ja der alte Jobbi, sagte der vermeinte Ungar, wo einmal  
 65 bey euch – Aber der Wirth und die Wirthin unterbrachen ihn mit einem lauten Freu-  
 dengeschrey, und den Jockli hab ich auch wieder mitbracht, sagte der Jobbi, die an-  
 dern sind neu. Jetzt gieng an ein Bewillkommen und an ein Fragen, der Wirth rief  
 die Kinder zusammen, der Jobbi sey wieder da, und die Mutter brachte die Kleinen  
 eins an der Hand, eins auf dem Arme; aber sie fürchteten sich und schrien vor dem  
 70 fremden Bart; und der Herr Schulmeister kam im Vorbeygehen auch hinein. Als aber  
 der Meister ein Glas zum Willkommen mit ihm getrunken hatte, und wollte ihm das  
 zweyte einschenken, sagte der Jobbi: das Fäßlein! Wir müssen zuerst das Fäßlein abla-  
 den. Drauf brachte der Wirth, der Jobbi und der Hausknecht ein Fäßlein; aber nicht  
 mit Brandtwein, nein voll kaiserlicher Thaler und Chremnitzer Dukaten ab dem Wa-  
 75 gen herein, so schwer, sie tragen konnten. Dieß ist euer Geld, sagte der Jobbi, das ich  
 euch ehrlich verdient habe. Ich verlange nichts als für die sechs Jahre meinen Lohn,  
 und für den Jockli den Ruhestand. Der Meister sagte: Du sollst keinen Lohn von mir  
 bekommen, sondern du sollst das Kind im Hause seyn und zwar das älteste. Aber der  
 Jobbi sagte: Ihr habt unterdessen, wie ich sehe, Kinder genug bekommen. Laßt mich,  
 80 wie ich bin, und gieng mit einem Mund voll Brod hinaus, um nach den Pferden zu  
 sehen, und seine alten Geschäfte zu verrichten wie vorher, als wenn er nie weg gewe-  
 sen wäre.

Also blieb er bis an sein Ende im Dienste seines Meisters, und vermachte ihm,  
 weil er keinen Erben hatte, noch sein Vermögen von 520 Pfund Basler Währung,  
 85 thut 416 Gulden rheinisch. Der Meister aber rührte das Geld nicht an, sondern stif-  
 tete es für die Armen.

Merke: der Hausfreund kann letzteres nicht für gewiß sagen. Aber er denkt  
 so: War der Jobbi ein guter Knecht, so war der Meister ein guter Mensch. Fromme  
 Herrschaft zieht frommes Gesinde. Grobheit, Fluchen und Geiz ist der falsche Weg  
 90 zu gutem Gesind, hinten herum. Ist also der Wirth ein so raisonnabler Mann gewe-  
 sen, hat er auch das Geld den Armen geschenkt.

Zwey Tage nach dem Jobbi starb auch der Jockli. Merke: die Kleidertracht auf der Abbildung ist nicht, wie man sie jetzt trägt, sondern wie sie im dreyßigjährigen Krieg getragen wurde, und der Mann mit dem freundlichen frohen Gesicht neben der Wirthin ist ohne Zweifel der Herr Schulmeister. Sieht er nicht aus fast wie ein Weihbischof? 95

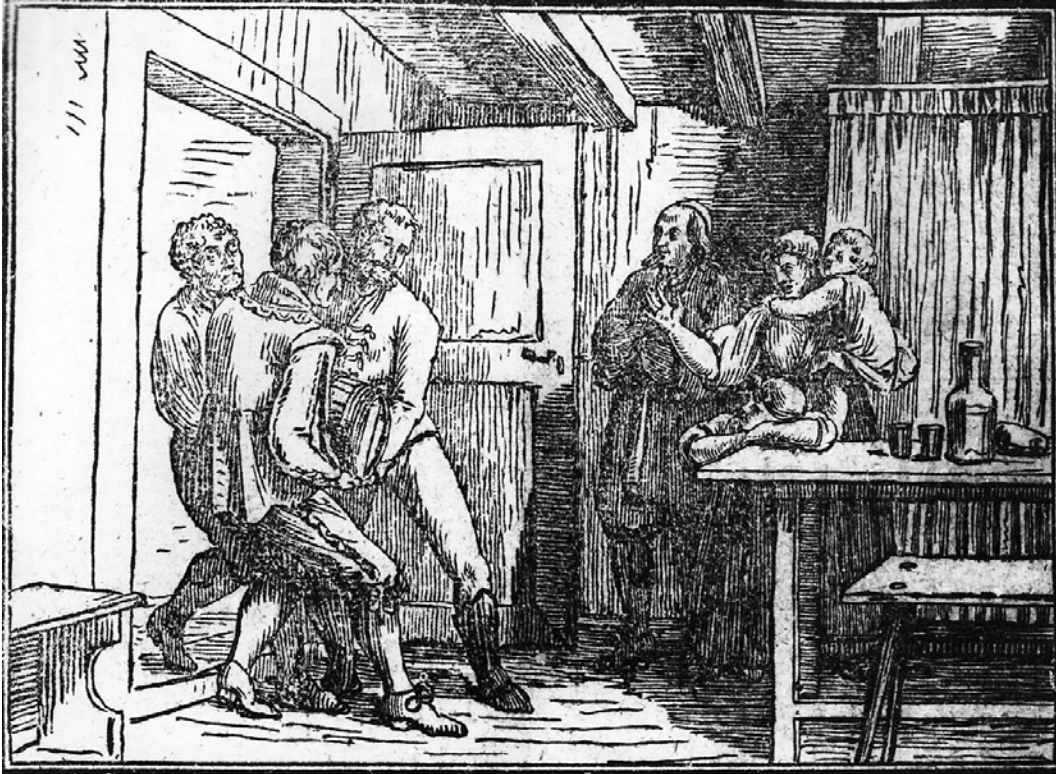


Abb. 63: Lange Kriegsfuhr

174 DER SCHWARZE MANN IN DER WEIßEN WOLKE.

Sonst hat der Hausfreund nie viel auf Gespenster gehalten, wenn einem die Gespenster erscheinen; diesmal zwar auch nicht. Denn als er eines Tages, es war aber Nacht, mit dem Adjunkt und mit dem Vicepräsident durch den Brasseneimer Wald nach Hause gieng; vornehme Herren schämen sich nicht, mit ihm zu gehen, und gut 5  
Freund zu seyn, absonderlich bey Nacht, wenn es niemand sieht, und wenn sie selber froh sind, daß sie jemand begleitet; denn als wir aus dem Wald kamen, schlug es 12  
Uhr in Brassenheim und die Mitternacht seufzte in den Bäumen. Ein schwacher Wind wehte durch die finstere Nacht und der Himmel war verhängt, nur bisweilen schimmerte der abnehmende Mond ein wenig durch die Wolken, wo sie am brü- 10  
chigsten waren. Adjunkt, sagte der Vicepräsident, wißt ihr nichts zu erzählen? Ja, sagte der Adjunkt: die Hirschauer wollten Anno 3 eine Brücke bauen, so stellten sie die Brücke der Länge nach in den Strom, denn sie sagten: Es sieht besser aus, und wenn

ein großes Wasser kommt, kann es besser an der Brücke vorbeigehen, und nimmt sie nicht  
 15 mit. Adjunkt, sagte der Hausfreund, sind wohl die Flinten zuerst erfunden worden,  
 oder die Ladstecken? Der Adjunkt sagte: die Ladstecken. Denn sonst wäre es nicht  
 der Mühe werth gewesen, die Flinten zu erfinden, weil man sie doch nicht hätte la-  
 den können. Als aber der Adjunkt niesen mußte, dreht er den Kopf seitwärts gegen  
 das Feld und nießt. Indem er den Kopf seitwärts dreht, drückt er sich auf einmal an  
 20 den Hausfreund. Habt ihr nichts gesehen, Hausfreund, sagte er ängstlich und leise.  
 Eine schneeweiße Wolke stieg aus der Erde auf und in der Wolke stand ein schwarzer  
 Mann, und hat mir gewinkt, ich soll kommen. Warum seyd ihr nicht gegangen, sagte  
 der Hausfreund. Es sind euch Funken aus den Augen gefahren, weil ihr habt niesen  
 müssen. Er hat das Feuer im Elsaß gesehen, sagte der Vicepräsident. Aber bald ver-  
 25 gieng uns der Spaß, und die Mitternacht schauerte allen durch Mark und Bein. Denn  
 im nemlichen Augenblick erscheint wieder die weiße Wolke, und in der weißen Wol-  
 ke die schwarze Gestalt und winkt. Weg wars wieder auf einmal. Habt ihrs jetzt ge-  
 sehen, fragte der Adjunkt, es ist gut, daß der Herr Präsident bey uns ist, mit uns  
 zweyen machte er kurzen Prozeß. Aber der Präsident dachte, es ist gut, daß der Haus-  
 30 freund bey mir ist, daß ich mich an ihm heben kann. Denn allen zitterten die Kniee  
 und der Muth stieg keinem sonderlich in die Höhe, aber das Haar. Der Hausfreund  
 wills einweilen dem geneigten Leser zu rathen geben, was es war. Denn als wir wie-  
 der ein wenig zur Besinnung gekommen waren, obgleich die Erscheinung wenigstens  
 siebenmal wieder kam, sagte endlich der Präsident: Hausfreund, ihr habt doch am  
 35 meisten getrunken in Neuhausen, so werdet ihr auch den meisten Muth haben; redet  
 den Geist an. Da rief der Hausfreund: „Alle guten Geister“ schwarze Gestalt der Mit-  
 ternacht, wer bist du? Da rief der Geist mit Zetergeschrey: Ich bin der Xaveri Tauben-  
 korn von Brassenheim. Um unsrer lieben Frauen willen verschont mich!

Merke: der Taubenkorn ist ein unbescholtener Gerichtsmann in Brassenheim  
 40 und wirthet; also kennt ihn der Hausfreund wohl, und ist ein lobenswerther Feld-  
 mann, dem keine Stunde in der Nacht zu spät oder zu früh ist für seinen Acker. Als  
 ihn nun der Hausfreund fragte: Xaveri, was treibt ihr für Blendwerk? seyd ihr mit  
 dem Bösen im Bund? – Sagte er: seyd ihrs Hausfreund? Nein, ich streue Ips auf mei-  
 nen Kleeacker. Der Wind ist gut, und es kommt bald ein linder Regen. Also wenn er  
 45 eine Hand voll Gyps auswarf entstand die Wolke ein wenig vom Mond erhellt, und  
 man sah darin den Xaveri wie einen Schatten, und wenn er die Hand zurückzog,  
 meinte man, er winke, aber wenn das Gypsmehl verflogen und gefallen war, sah man  
 nichts mehr. – Ihr habt mich rechtschaffen erschreckt, sagte der Xaveri zum Haus-  
 freund, denn ich habe nicht anders geglaubt, als es beschreit mich ein Gespenst. Ein  
 50 andermal laßt euere Possen bleiben.



175 DES ADJUNKTS STANDREDE ÜBER DAS NEUE MASS UND GEWICHT.

Als der Hausfreund dazu kam, im Rößlein zu Mühlburg, stand der Adjunkt auf einem Stuhl, und hielt eine Rede über das neue Maaß und Gewicht, welches in dem Lande soll eingeführt werden.

Ich meines Orts, fuhr der Adjunkt fort, habe gegen alles nichts, nur die neue Weinmaaß ist mir etwas zu klein ausgefallen. Zwar bin ich kein Kind, das erst heute auf die Welt kommt, und meint, wo die Maas am größten ist, da kann man für sein Geld am meisten trinken. Denn je größer die Maaß, desto theurer. Je kleiner die Maaß, desto wohlfeiler, und ein Rausch, wer Freude daran hat, ich nicht, kostet das nämliche Geld, nach wie vor. In Segringen auf meiner Flucht, fand ich die Maaß noch kleiner, in Bagdad am Flusse Tigris in der Turkey am kleinsten. Aber die Sache ist die: Eine halbe Maas war bisher für meinen Durst, wie abgemessen und gericht. Jetzt ist mir eine halbe Maaß zu wenig und eine ganze zu viel, und den Schoppen bin ich von jeher feind gewesen. Aber wer in der Welt will leben, muß sich nach den Umständen richten, und das gut heißen, was allgemeinen Nutzen bringt. *Das neue Gewicht und Maaß bringt allgemeinen Nutzen.* Denn

*Erstlich*, so wars bisher in jeder Herrschaft, in jedem Städtlein anders, andre Ellen, andre Schoppen, andre Simri oder Sester, anderes Gewicht. Jetzt wird alles gleich von Überlingen oder Constanz an, am großen See, bis nach Lörrach im Wiesenkreis und von da durch das ganze Land hinab bis nach Werthheim im Frankenthal. Niemand kann mehr irre geführt werden, wie bisher, wenn er an einen fremden Ort kommt und fragt: Wie theuer die Elle Tuch, oder der Vierling Käs? Der Wirth sagt: So und so viel. Wenn er nun meint, hier sey der Käs wohlfeil, und sagt: Wißt ihr was? bringt mir lieber ein halbes Pfund, so bekommt er leichteres Gewicht, und der Käs ist theurer als daheim. Das geht in Zukunft nicht mehr an. Ja es kann alsdann jeder Händler durch das ganze Land seine Elle und seinen Pfundstein selber mit sich führen, ist er in Überlingen probat, so ist ers auch in Wertheim. Ja man hat an einem fremden Ort gar nicht mehr nöthig zu fragen: „Wem gehört dieses Dorf?“ sondern nur: „Was hat man hier für Maaß und Gewicht?“ Sagt nun der Krämer oder der Wirth: „Badisches Maaß und Gewicht“; so merkt man gleich, daß man noch im Badischen ist; sagt er: Württembergisches, so ist man nimmer in Baden.

*Zweitens* so hatte man bisher sogar am nemlichen Ort, in der nemlichen Mühle, im nemlichen Wirtshaus, im nemlichen Kaufladen für verschiedene Sachen verschiedenerley Maaß und zwar herkömmlich, nicht ungerechter weise; ein anderes Maaß für Bier, ein anderes für Öl, ein anderes für Branntwein, ein anderer Sester für glatte Frucht, ein anderer für rauhe, und es ist ein Glück, daß man nicht auch verschiedenerley Geld haben mußte zum Zahlen, eine andere Gattung Kreuzer für den Schnupftaback, eine andere für den Rauchtaback, eine andere fürs Dintenpulver. In Zukunft gibts nur einerley Sester, einerley Maaß, einerley Pfund für das Hirsch-Un-

40 schlicht und für das Schweinenschmalz von Dan bis nach Bersaba. Vorher bey so großer Ungleichheit wars keine Kunst, einen einfältigen Menschen zu betrügen. In Zukunft ists eine Kunst, denn man kann alles mit dem nächsten besten Maaß wieder nachmessen, daheim oder beim Nachbar. Ja es ist nicht einmal einerley, ob das nämliche und richtige Fruchtmaaß ein wenig weiter ist, aber nicht so tief, oder ein wenig  
 45 tiefer aber nicht so weit, wegen den Schnitzen und andern Früchten die man *gehäuft* mißt. Das weite Maaß war profitabler beim Empfangen, das engere beim Geben. Aber wenn der arme Mann und Schuldner in den Händen des reichen Wucherers war, mußte er geben und nehmen wie dieser wollte. Künftig ist er nicht mehr in seinen Händen, was das betrifft. Das Maaß hat überall einerley Weite und einerley Tiefe.  
 50 fe. Es ist schade, daß man den Wein nicht auch häufen kann für das nemliche Geld. Es sparte dem Wirth manchen Gang und dem Gast manchen Kreuzer. Aber das Hübsche hat doch die neue Einrichtung auch noch, daß das Maaß für trockene und für flüssige Sachen durchgehends gleich ist. Ein *Malter* ist soviel als eine *Ohm*, ein *Sester* so viel als eine *Stütze*, ein Meßlein worinn man die Frucht mißt, soviel als eine  
 55 Maaß, worein man den Wein gießt, und der 4te Theil eines Meßleins soviel als ein Schoppen. Aber alle Fruchtmaße werden noch einmal so weit, als sie hoch sind, und alle Maaße für flüssige Sachen werden noch einmal so hoch als sie weit sind. Dies ist der einzige Unterschied.

„Hausfreund“, sagt der Adjunkt auf seinem Stuhl, und räuspert sich, „reicht  
 60 mir einen Schluck von Eurem Viertelsmeßlein Ellmendinger herauf. Mein Mund ist von der Rede trocken, und Ihr zwingts doch nicht ganz. Denn es ist nicht das erste, das ihr heute trinkt, auch nicht das zweite.“

Drittens und endlich, fährt der Adjunkt fort, so hat das neue Maaß den großen Vortheil, weil fast alles in zehen gleiche Theile geht; dieß ist aber die künftige  
 65 Einrichtung der Maaße und Gewichte:

	Ein Zuber (dies ist das größte Fruchtmaaß)	
	hat	10 Malter.
	Ein Malter hat	10 Simri oder Sester.
	Ein Sester hat	10 Meßlein.
70	Ein Meßlein hat	10 Becher.
	Item ein Fuder ist soviel als ein Zuber Fruchtmaß und hat 10 Ohm.	
	Eine Ohm (soviel als ein Malter)	
	hat	10 Stützen.
	Eine Stütze (soviel als ein Sester)	
75	hat	10 Maß.
	Eine Maß, (soviel als ein Meßlein)	
	hat	10 Glas.
	Item die Ruthe hat	10 Schuh.

Der Schuh            10 Zoll.  
 Der Zoll            10 Linien. 80

100 Ruten ins Gevierte machen ein Viertel Feldmaaß.  
 400 Ruten ins Gevierte sind ein Morgen oder Juchert;  
 denn der Juchert hat 4 Viertel.

Item eine Stunde Zeit bleibt wie sie war, aber eine Stunde Wegs wird nach dem neuen Maaß genau der Neuntausendste Theil vom Umkreis der ganzen Erdkugel seyn. Vorher wars nur der zehntausend und achthundertste Theil. 85

Item die Elle wird genau soviel als 2 Schuh nach dem neuen Maaß betragen. Man kann sagen, soviel als ein Paar neue Schuhe. Die Elle hat auch 10 Theile, und  $\frac{1}{2}$  Zehntel ist dann just 1 Zoll. –

Item das Klafter hat 6 Schuh, das Holzklafter 6 Schuh Länge, 6 Schuh Breite nach dem neuen Maas. Das Scheit Holz bekommt zu seiner Zeit die Länge von 4 Schuh. 90

Item der Centner hat überall 100 Pfund, nicht mehr wie bisher an einigen Orten 104, an andern 108.

Das Pfund hat            10 Zehning. 95

Der Zehning hat        10 Centaß.

Das Centaß hat        10 Pfennige.

Der Pfennig hat        10 Aß.

Aber kürzer ists so:

Der Centner hat        100 Pfund. 100

Das Pfund            100 Centaß.

Das Centaß            100 Aß.

Dabei wird freilich ein Maaß etwas größer, ein anderes etwas kleiner werden, wie es sich am besten schickt, und man wirds bald gewohnt seyn. Aber merke: deswegen wird ein neuer Rock, ein Stück Feld, ein Häuptlein Vieh nicht mehr und nicht weniger werth als vorher, weil nach dem größern oder kleinern Maaß auch der Preis desselben steigt oder fällt; und der Weg von Mühlburg nach Basel, wird nicht länger oder kürzer, ob er nach großen oder kleinen Stunden gemessen wird. 105

Der große Vortheil aber, der durch die neue *Eintheilung* der Maaße gewonnen wird, zeigt sich im Rechnen, weil alles in 10 Theile geht, und keine ungeraden Zahlen oder Brüche im Multipliciren oder Dividiren zu fürchten sind. Als nemlich noch keine Rechnungstafeln, kein Ein mal Eins, kein Schulmeister und kein Herr Provisor im Land war, zählten unsere Urältern *an den Fingern*. Einmal 10, zweimal 10, dreimal 10; – bis auf zehnmal zehn usw. Daher entstanden die Hauptzahlen 10. 20. 30. und bis auf 100. Item 10 mal 100 ist tausend; 10 mal 1000 ist 10000 und so weiter. 115  
 Demnach so ist diese Rechnungsart die natürlichste und ist dem Menschen schon im Mutterleib mit seinen Fingern angewachsen und angeboren und unsere Alten habens

wohl verstanden mit ihren 3 alten Zahlen, als da sind I und V und X. Solches kommt auch von den Fingern her.

120 Aber zur Abwechslung und damit ihr mir nicht einschlaft, sagt der Adjunkt, will ich euch jetzt ein Räthsel geben. Hernach wollen wir Exempel rechnen.

Ein armer Mann in meinem Land  
Hat zehen Finger an Einer Hand,  
Fünf und zwanzig an Füßen und Händen.

125 Wer kann mein Räthsel legen oder wenden?

Herr Wirt, fährt der Adjunkt fort, leihet mir jetzt eure Kreide, aber nicht die doppelte, die Wand könnt Ihr wieder abwischen.

16 Fuder wieviel Ohm? Setz eine Null dran! Sind 160 Ohm. Wieviel Stützen?  
setzt noch eine Null dran! Sind 1600. Wieviel Maaß? Setz noch eine Null dran! Sind  
130 16 000.

Item 16 Fuder, 9 Ohm, 7 Stützen, 8 Maaß, wie viel Maaß zusammen? Setz nur die Zahlen aneinander, *Facit*: 16978 Maaß. Denn 16 Fuder sind 160 Ohm und 9 dazu sind 169 nach Adam Riesens Rechenbuch, und so weiter.

Aber 16 Fuder 8 Maaß, wie viel Maaß zusammen? Sprich 16 Fuder, Null  
135 Ohm, Null Stütze 8 Maaß thut 16008. Allemal wo etwas fehlt, setz eine Null.

Aber wie die Eintheilung nicht von zehn zu zehn, sondern von hundert zu hundert geht, nemlich bei den Gewichten, da muß man zwei Nullen setzen, wenn etwas fehlt.

25 Centner wieviel Pfund? *Facit*: 2500. Wieviel Centaß? *Fazit*: 250000. – 25  
140 Centner und 56 Centaß, wie viel Centaß zusammen? Antwort: 250056.

Item 48273 Maaß, wieviel Fuder? Schreibe über die letzte Zahl 3, das Zeichen *Maaß*, über die nächste 7, setze *Stützen*, über die nächste 2, setze *Ohm*, über die nächste 8 setze *Fuder*; *Facit*: 48 Fuder 2 Ohm 7 St. 3 M.

Item die Maaß Klingenberger kostet in Oppenau im Engel, ich will sagen, 48  
145 Kreuzer. Was kostet die Stütze? Antwort 10mal soviel, thut 480 kr. oder 8 Gulden; was die Ohm? Antw. 80 Gulden, und das Fuder 800, ungefragt.

Item, im Addiren und Subtrahiren gehts ganz wie bei unbenannten Zahlen. 8 Maaß und 7 Maaß thun 15 Maaß, oder 1 Stütze 5 Maß *usw.*

So groß sind die Vortheile der neuen Einrichtung, heißt das im Rechnen, und  
150 unsre Kinder, ich will jetzt auch bald weiben, sagt der Adjunkt, unsere Schulkinder werdens erkennen. Auch sind wir nicht die einzigen und nicht die ersten. Ist nicht in Frankreich das zehntheilige Maaß und Gewicht, von einem Meer bis zum andern schon lange im Werk in allen Rechnungen, und wer in Zukunft über den Rhein hinüber einen Verkehr hat nach Hünningen, nach Colmar oder Strasburg, nach Speier,  
155 Worms oder Mainz, oder wer auf seinem Handwerk in die Fremde geht bis nach Burglüber hinein, oder Plobsheim, oder Hagenbach, oder Ockersheim oder gar nach Paris

und hat etwas mit ihnen abzurechnen, der wird bald mit ihnen zurechtkommen. Einem Württemberger oder Bayer wirds nicht so gut.

Noch eins: es wird im ganzen Lande auch nur Eine Manier seyn, die Frucht- und Weinmaße zu eichen, zu sinnen, zu fechten. Bisher machte es der eine so, der andere anders, und das verursachte viel Unterschied und Gunst. 160

Als aber der Adjunkt vom Stuhl herabgestiegen war, denn er sagte, jetzt seys Zeit nach Carlsruhe in die Komödie, denn er lebe wie der Vogel im Hanfsamen, fragte ihn der Wirth: Aber Herr Adjunkt, wenn mir nun ein Gast kommt, gesetzterweis und will eine Halbe oder einen Schoppen, und ich habe keinen, sondern nur eine Maaß und zehen Gläser. Wie dann? – Schafft euch einen an, sagte der Adjunkt, es wirds euch niemand wehren. Fünf Glas sind eine halbe Maaß, zwey und ein halbes Glas sind 1 Schoppen, die Hälfte davon ist ein halber Schoppen. Diese Eintheilung könnt ihr und eure Gäste untereinander forthalten, solange ihr wollt, aber nach der neuen Maaß, nicht nach der alten. Und mit Erlaubniß, sagte der Hausknecht, wenn einer einen halben Vierling Haber verlangt für das Roß, und ich habe keinen. Der Adjunkt sagt: der Meister soll Euch einen anschaffen. Hat vorher das Simri 16 Meßlein gehalten, und der Vierling 4, so haltet jetzt das Simri 10 Meßlein und der Vierling 2 ½. Denn viermal 2 und ein halbes ist zehen. – Aber das Rößlein wird keine große Sprünge mehr machen bei dem halben Vierling. Denn das neue Simri (oder Sester) ist kleiner als das alte, folglich auch der Vierling, folglich auch der Halbe. Man muß also etwas zulegen. Sonst wenn der Herr einmal reiten will, der die neuen Maße eingerichtet hat, nach Dattingen oder nach Zunzingen, so thut ihm das Rößlein einen Schabernack an, und läßt ihn entgelten. 165 170 175

Also kann auch der Krämer für den Käs, für den Schnupftaback, für den Coriander, für Zucker und Caffee, item für alles kann er in seinem Laden Vierling und Lothgewicht behalten, so lang er will, aber nach dem neuen Pfund, nicht nach dem alten. Hat er 32 Loth verkauft, so hat er 100 Centaß verkauft. Solches ist einerlei. 180

Herr Adjunkt, sagte zuletzt der Chirurgus, seyde so gut, und erklärt uns jetzt auch noch das Räthsel von eurem Landmann! Wir haben an unserm Tisch immer dran studirt, allweil ihr gepredigt habt. Wir bringens nicht heraus.– Ihr dürft nur die Worte recht absetzen, sagt der Adjunkt: 185

Ein armer Mann in meinem Land  
Hat zehen Finger (Comma) an einer Hand  
Fünf (Comma) und zwanzig an Füßen  
und Händen. (Punctum). 190

Habt ihr nicht auch zehen Finger, an einer Hand fünf, und zwanzig an Füßen und Händen?

Es gibt nichts zu operieren.

195 Da lächelte der Chirurgus und sagte: Adjunkt ihr seydt ein durchtriebener Kopf.

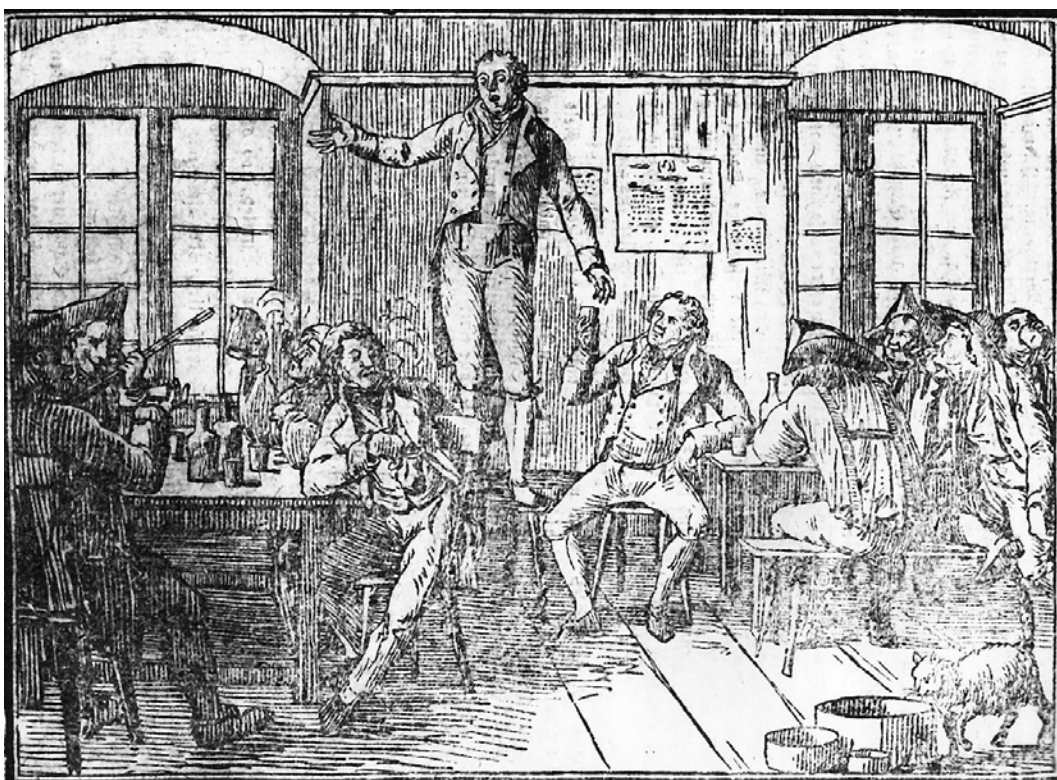


Abb. 64: Des Adjunkts Standrede

176 DAS BETTLERKIND.

Zu einem betagten Herrn, der zwar wohlthätig, aber fast wunderlich war, kommt ein freundliches Bettelkind und bittet ihn um ein Allmosen. Wir haben schon seit dem Samstag kein Weißbrod mehr, und das schwarze ist so theuer, weil die Laibe so groß  
 5 sind. Der Herr, der auf Ordnung hielt und das Betteln nicht wohl leiden konnte, sagte: Weil du sonst so bescheiden bist, ich habe dich noch nie gesehen, und heute zum erstenmal zu mir kommst, so will ich dir zwar ein Sechskreuzerlein schenken. Aber unterstehe dich nicht, daß du dich wieder bey mir blicken lassest, sonst gehts mit einem *Groschen* ab. Also holte das Kind in Zukunft den Groschen fast über jeden an-  
 10 dern Tag. Als er aber des Ueberlaufens müde war, sagte er: Jetzt bin ich müde. Wenn du dich noch einmal unterstehst, so setze ich dich auf einen *Kreutzer* herab. Also kam das Kind in Zukunft alle Morgen und holte den Kreutzer. Die Köchin rieth dem Herrn, er solle dem Kind gar nie mehr etwas geben, so wirts schon wegbleiben. So? sagte er, das ist mir ein sauberer Rath. Seht ihr nicht, je weniger man ihm gibt, desto  
 15 öfter kommts?

## 177 WASSERLÄUFER.

Bekanntlich will es Leute geben, die im Wasser nicht untergehen.

Einer erzählte in einem Wirthshaus, er sey in Italien, von der Insel Capri aus eine halbe Stunde weit aufrecht durch das mittelländische Meer gegangen, und das Wasser sey ihm nicht höher gegangen als an die Brust. Mit der linken Hand habe er Taback geraucht, nemlich die Pfeife gehalten, und mit der rechten nur ein wenig gerudert. 5

Ein anderer sagte: das ist eine Kleinigkeit. Im Krieg in den neunziger Jahren ist ein ganzes Bataillon Rothmäntler oberhalb Mannheim aufrecht über den Rhein marschirt, und das Wasser reichte keinem höher, als bis an die Knie. 10

Ein Dritter sagte: Solches war keine Kunst. Denn sie hatten selbigen Tag, als sie am Rhein ankamen, schon einen Marsch von 20 Stunden zurückgelegt. So haben sie davon solche Blasen an den Füßen bekommen, daß es ihnen nicht möglich war tiefer, als so, im Wasser zu sinken.

## 178 ZEITLOSE.

Eine sonst gesunde Frau von 53 Jahren, wohnhaft in Oberhausen, bekam das Fieber. Am fünften Tag kochte sie ein Tränklein von 3 Wurzelwibeln der *Zeitlose*, und trank das Tränklein.

Merke: den andern Tag darauf als am funfzehnten September war die Frau eine Leiche. Denn die *Zeitlose* ist Gift. 5

Was ist *Zeitlose*? *Zeitlose* ist die Blume, die im Spätjahr ohne Stengel, ohne grüne Blätter einsam auf den Matten aufgeht, wenn das letzte Gras schon abgemäht ist, und die Blumen des Sommers schon verwelkt sind. Die Farbe ist röthlich-blau, oft fast weiß. Sie hat Ähnlichkeit mit einer kleinen Tulpe, hat aber nicht 6 Blätter, sondern nur sechs Einschnitte. Oft erscheint sie auf einer Matte in großer Menge. 10

An einigen Orten heißt sie auch Herbstblume, Kühdutte, hie und da hat sie auch einen unehrbar Namen. Selbst dem Vieh ist sie schädlich. Es ist daher kein Fehler, wenn man sie mit den Wurzelwibeln austicht und die Matten davon zu reinigen sucht. Aber Tränklein davon kochen und dran sterben, das ist ein Fehler. 15

## 179 DAS VIVAT DER KÖNIGIN.

Nicht eben so gut als der Franzos, der dem Engländer auf der Brücke zu Pferd begegnete, kam ein anderer Franzos zu Königszeiten mit einem andern Engländer davon in einem Wirthshaus. Der Engländer saß schon über eine halbe Stunde still und stumm

5 in einer Ecke, und wartete auf einen Chirurgus, hätte gern die Zähne zusammenge-  
bissen vor Ungeduld, aber einer davon war hohl und that ihm von Zeit zu Zeit ent-  
setzlich weh, zum Exempel diesmal. Kommt auf einmal der Franzose, ein Perücken-  
macher oder so etwas an den Tisch, wo der Engländer saß, und wollte seinen Came-  
raden einen Spaß zum Besten geben. Denn er glaubte, der Engländer sey dumm,  
10 oder noch scheu dort zu Land. Also fing er ein langes Gespräch mit ihm an, worauf  
der Engländer wenig antwortete, rühmte ihm, was Frankreich für ein reiches und  
großes Land sey, und daß einer schon ein gutes Pferd haben müsse, wenn ers in drei  
Vierteljahren durchreiten wolle, und wie der König so gerecht sey, und die Königin  
so gut. Aber auf das Wohl der Königin, sagte er, trinkt ihr doch eins mit mir, und  
15 noch mehr? Als sie ausgetrunken hatten, zerriß der Franzos die Hemdkrause an sei-  
nem alten abgewaschenen Hemde und sagte: Es lebe die Königin! Gentelman, sagte  
er, ihr müßt eure Hemdkrause auch zerreißen auf das Wohlseyn der Königin. Ich hab  
meine auch zerrissen. Geht zum Henker, ihr Sapperment, sagte der Engländer, euer  
Hemd hat nimmer weit in die Papiermühle. Meins kommt nagelneu von der Näherin  
20 weg und ist an einigen Orten noch ganz heiß vom Durchzug der Nadel. Aber der Pe-  
rückenmacher sagte: Herr ich verstehe keinen Spaß! Entweder zerreißt ihr euer  
Hemd, oder ihr müßt euch mit mir stechen auf Leben und Tod. Wollte der fremde  
Engländer keinen Spektakel haben, so mußte er seine Hemdkrause zerreißen wie der  
Franzose. Aber jetzt wurde er auf einmal freundlich und redselig und erzählte dem  
25 Perückenmacher viel von England und von London, und von dem großen Kirch-  
thurm in London, und wie einer droben schon gute Augen haben müsse, wenn er  
unten die Stadt noch sehen wolle, bis der Chirurgus kam. Als der Chirurgus kam und  
fragte, was der fremde Herr befehle. „Seyd so gut, sagte der Engländer und zieht mir  
diesen Stockzahn da aus, den dritten aufs Wohlseyn der Königin von England! Herr,  
30 sagt er zu dem Perückenmacher, ihr bleibt da sitzen und rührt euch nicht. Als der  
Zahn glücklich heraus war, sagte er zu dem Zahnarzt, seyd so gut und zieht jetzt die-  
sem Herrn da ebenfalls einen Zahn aus, aufs Wohlseyn der Königin von England.  
Guter Freund, sagte er, ihr müßt euch auch einen ausreißen lassen, ich hab mir auch  
einen ausreißen lassen. Da vergieng dem Spaßmacher der Muthwillen und die rothen  
35 Backen, und protestirte zwar, die Sache sey nicht gleich. Euer Zahn da, sagte er, ist so  
hohl, daß eine Häsinn drin setzen könnte. Die meinigen sind alle so kerngesund, daß  
ich eine Bleikugel damit breit beißen kann. Wenn drei Lilien drauf wären, könnt ich  
Geld damit prägen. Aber der Andere gab darauf kein Gehör, sondern sagte: Herr, ich  
verstehe keinen Spaß! Entweder ihr laßt euch einen Zahn ausbrechen auf der Stelle,  
40 oder ihr könnt euch mit mir stechen, auf Leben und auf Tod, und ich bohr euch da  
an die Thür hinan, daß der Degen eine Elle weit in die Kammer hineingeht. Da  
dachte der Perückenmacher: Ein Zahn! – Ein Leben! – Neun Kinder hab ich daheim.  
– Lieber ein Zahn. Also ließ er sich wohl oder übel auch einen ausreißen, und schie-



den darauf in Frieden von einander. Aber zu seinen Cameraden sagte er nachher: „diesmal mit einem Fremden Muthwillen getrieben, den ich nicht kenne! Hört man 45  
mir nichts an, wenn ich rede?“

## 180 DER VERWEGENE HOFNARR.

Der König hatte ein Pferd, das war ihm so lieb, daß er sagte: Ich weiß nicht, was ich thue, wenn das Pferd mir stirbt. Aber den, der mir von seinem Tod die erste Nachricht bringt, den laß ich auch gewiß aufhenken. Item, das Rößlein starb doch, und Niemand wollte dem König die erste Nachricht davon bringen. Endlich kam der 5  
Hofnarr. Ach, gnädigster Herr, rief er aus, ihr Pferd! „Ach das arme, arme Pferd! Gestern war es noch so“ – da stotterte er, und der erschrockene König fiel ihm ins Wort und sagte: „Ist es gestorben? Ganz gewiß ist es gestorben, ich merks schon. „Ach gnädigster Herr, fuhr der Hofnarr mit noch größerm Lamento fort, das ist noch lange nicht das schlimmste. Nun was denn? fragte der König. – Ach daß Sie jetzt noch sich 10  
selber müssen henken lassen. Denn Sie habens zuerst gesagt, daß ihr Leibpferd tod sey. Ich habs nicht gesagt. Der König aber betrübt über den Verlust seines Pferdes, aufgebracht über die Frechheit des Hofnarren, und doch belustiget durch seinen guten Einfall, gab ihm augenblicklich den Abschied, mit einem guten Reisegeld. „Da Hofnarr, sagte der König, da hast du 100 Dukaten. Laß dich, statt meiner dafür hen- 15  
ken, wo du willst. Aber laß mich nichts mehr von dir sehen und hören. Sonst wenn ich erfahre, daß du dich nicht hast henken lassen, so thu ichs.

## 181 DIE BETROGENEN ZECHER.

Zwei Zechbrüder besuchten oft eine Stunde weit einen Freund aufs Mittagessen, weil er guten Jochem hatte, und ihm der Wein nicht überzwerch im Faß lag. An seinem Namenstag, als sie wieder kamen, und hatte jeder vorher einen Hering gegessen wegen dem Durst und schwitzten Tropfen wie Haselnuß, denn es war am 8ten August, 5  
Cyriak hieß er, da dachte der Herr Cyriak ich will doch sehen einmal, ob Ich der gute Freund bin, oder mein Wein. Also nahm er den einen vor dem Essen auf die Seite und sagte: Gevatter, thut mir den Gefallen, und helft mir den Apotheker (das war der andere) unter den Tisch trinken. Wir wollen gelbgefärbtes Wasser trinken, und Ihr müßt ihm fleißig anstoßen, auf den Cyriak, allemal *ex pleno*. Das war dem Gevatter 10  
recht. Drauf nahm er den Apotheker auch auf die Seite, und sagte: helft mir heute meinen Gevattermann zudecken, und that ihm den nämlichen Vorschlag. Dem Apotheker wars auch recht, und jeder dachte: Das giebt ein Spaß. Also tranken sie mit-

einander sieben Maaß Wasser Durlacher Eich über der Mahlzeit, und noch drei  
 15 Maaß stehendes Fußes auf viel nachfolgende. Als er ihnen die vierte einschenken  
 wollte, sagte der Gevattermann: Ich kann nimmer, er ist mir zu stark. Der Apotheker  
 sagte: Ich kann auch nimmer. Ich muß noch Bärendreck kochen, wenn ich heim-  
 komme. Doch nahmen sie noch eins zur schuldigen Danksagung. Unterwegs sagte  
 der Gevatter des Cyriaks: Apotheker, heut habt ihr ein Meisterstück gemacht. Ich  
 20 kann nicht begreifen, wie ihr noch aufrecht gehen könnt. Der Apotheker sagte: Mich  
 wunderts, daß ihr nicht blindhagel voll seyd. So, sagte der Gevattermann, drum hab  
 ich Wasser getrunken. Da giengen dem Apotheker die Augen auf, und sagte: Ich  
 auch; da giengen dem Gevattermann auch die Augen auf.

182 SCHRECKLICHE MORDTHAT.

In Biozat in Frankreich im Departement der Allier hat sich am 13. Jänner 1811 fol-  
 gende unmenschliche Tat ereignet.

Ein ehrlicher Bürger, namens Albert, war genöthigt, etwas von seinen Habse-  
 5 ligkeiten zu verkaufen, weil er Geldes bedürftig war. Abends sitzt er mit seiner Frau  
 und drei Töchtern am Feuer und wärmten sich; das Büblein war nicht dabey. Die äl-  
 teste Tochter von 23 Jahren fängt an, gottlose Reden gegen den Vater auszustoßen  
 und verlangt von ihm etwas von dem erlösten Geld. Als sie die gottlosen Reden aus-  
 stieß, dachte der böse Feind: „dich hab ich!“ wie es denn auch war, und nicht anders  
 10 seyn kann, wenn ein Kind einmal so verstockt ist, daß es Schimpf- und Scheltworte  
 gegen seine Eltern gebrauchen und über sie fluchen kann. Der Vater hatte lange Ge-  
 duld. Endlich gab er ihr Red und Antwort, aber wie? Mit einem Stecken nach Ge-  
 bühr und Recht, und befahl ihr jetzt, den Augenblick still zu seyn. Das that sie für  
 eine Zeitlang. Aber nach einer Viertelstunde sprang sie wieder auf, ergreift schnell  
 15 eine Axt, spaltet mit einem Hieb dem Vater die Hirnschale, darauf schlägt sie mit der  
 nämlichen Axt auch die Mutter todt, drauf auch denn eine Schwester ein Mägdlein  
 von 10 Jahren. Die andere, ein Kind von 3 Jahren warf sie lebendig in den Sodbrun-  
 nen. Der einzige Bruder, das Büblein, entkam und sprang ins Dorf. Zwar rief sie ihm  
 mit freundlichen Worten und Versprechungen zu, er soll dableiben, sie wolle ihm  
 20 nichts zu leide thun. Aber das Büblein gab ihr kein Gehör, sondern machte Lermen  
 im Dorfe. Als die Nachbarn herzu kamen, hatte sie ein langes Messer in der Hand,  
 gieng mit großen Schritten auf und ab, und drohte jeden niederzustecken, der sie an-  
 rühren würde. Aber der Schrecken über die gräuliche Unthat, und das Entsetzen bey  
 dem Anblick der mißhandelten Leichname lähmte den herzhaftesten Männern die  
 25 Glieder, daß sie keiner anrühren konnte; sondern sie öffnete in ihrer Gegenwart das

Kästlein ihrer ermordeten Eltern, nahm das Geld heraus, und gieng ohne Furcht und Zagen mitten zwischen den Leuten fort ins Freye.

Der Hausfreund wollte nicht viel dawider haben, wenn man sie nicht mehr bekommen hätte. Es giebt Verbrechen, welche die göttliche Vorsehung nicht läßt vor den menschlichen Richter kommen, weil sie vor ein anderes Gericht gehören, wie zum Exempel die Mordthat in Ordenbach im Jahr 1786. Solches ist auch noch nicht vergessen. Wann nun ein solcher Übelthäter dem weltlichen Arm entgangen ist, so meint er, jetzt habe es nichts mehr zu sagen. Doch! Es hat zu sagen. Mancher muß sich sein Recht selber anthun. Manchem kommt noch eine Zeit daß er bisweilen froh wäre, wenn Jemand die Barmherzigkeit an ihm ausübte und ihn erhenkte oder köpfte. Mancher kommt noch und meldet sich selber drum.

Allein diese Mörderin, von welcher wir reden, ist doch wieder eingebracht und vor das Gericht gestellt worden und die Gerechtigkeit hat sich ihrer angenommen und hat sie vom Leben zum Tod bringen lassen durch des Henkers Hand am 20sten März in Moulins.

#### 183 DER GEIZIGE.

Ein geitziger Mann hatte ein einträgliches Geschäft in einem Städtlein. Weil aber dort alles ein wenig theurer war, so wohnte er eine halbe Stunde davon in einem Dorf, und gieng alle Morgen hinein, und alle Abende wieder hinaus. Wenn ihn nun ein Nachbar um einen Gefallen ansprach: „Seyd so gut und richtet mir in der Stadt dies oder jenes aus, sonst muß ich den Gang selber tun“, so sagte er: Ists nicht genug, wenn ich die Schuhsohlen in meinen eigenen Geschäften ablaufe, soll ich die eurigen auch noch versehen. Wenn nun der Nachbar sagte: „Ihr müßt ja den Gang doch tun, ob Ihr mir daneben einen kleinen Dienst erweist oder nicht“, so erwiderte er, „Und wenn ich Euch den Dienst nicht erweise, so müßt Ihr doch auf euern eigenen Sohlen in die Stadt gehen, ob ich daneben den nämlichen Gang auch mache oder nicht.“ Sagte nun der Nachbar: „Wißt Ihr was? Ich will Euch meine Schuhe leihen“, so that er ihm den Gefallen. Lieh er aber ihm die Schuhe nicht, so that er ihm auch den Gefallen nicht.

#### 184 DER LEHRJUNGE.

Eines Tags wurde in Rheinfeldern ein junger Mensch wegen eines verübten Diebstahls an den Pranger gestellt, an das Halseisen, und ein fremder wohlgekleideter Mensch blieb die ganze Zeit unter den Zuschauern stehen und verwandte kein Auge von ihm.

5 Als aber der Dieb nach einer Stunde herabgelassen wurde von seinem Ehrenposten, und zum Andenken noch 20 Prügel bekommen sollte, trat der Fremde zu dem Hatschier, drückte ihm einen kleinen Thaler in die Hand, und sagte: Setzt ihm die Prügel ein wenig kräftig auf, Herr *Halt uns fest!* Gebt ihm die besten die ihr aufbringen könnt; und der Hatschier mochte schlagen, so stark er wollte, so rief der Fremde immer: *Besser! Noch besser!* und den jungen Menschen auf der Schranne fragte er bisweilen mit höhnischem Lachen: *Wie thuts Bürschlein? Wie schmeckt's?*

Als aber der Dieb zur Stadt war hinausgejagt worden, gieng ihm der Fremde von weitem nach, und als er ihn erreicht hatte auf dem Weg nach Degerfelden, sagte er zu ihm: Kennst du mich noch Gutschick? der junge Mensch sagte: Euch werde ich  
15 sobald nicht vergessen. Aber sagt mir doch, warum habt ihr an meiner Schmach eine solche Schadenfreude gehabt, und an dem Paß, den mir der Hatschier mit dem Weidenstumpen geschrieben hat, so ich doch euch nicht bestohlen, auch mein Lebenlang sonst nicht beleidiget habe. Der Fremde sagte: „Zur Warnung, weil du deine Sache so einfältig angelegt hattest, daß es nothwendig herauskommen mußte. Wer unser Me-  
20 tier treiben will, ich bin der Zundelfrieder sagte er, und er wars auch – „Wer unser Metier treiben will, der muß sein Geschäft mit List anfangen, und mit Vorsicht zu Ende bringen. Wenn du aber zu mir in die Lehre gehen willst, denn an Verstand scheint es dir nicht zu fehlen, und eine Warnung hast du jetzt, und so will ich mich deiner annehmen, und etwas rechtes aus dir machen.“ Also nahm er den jungen  
25 Menschen als Lehrjungen an, und als es bald darauf unsicher am Rhein wurde, nahm er ihn mit sich in die spanischen Niederlande.

185 DER WASSERTRÄGER.

In Paris holt man das Wasser nicht am Brunnen. Wie dort alles ins Große getrieben wird, so schöpft man auch das Wasser Ohmweise in den Strom der hindurch fließt in der *Seine*, und hat eigene Wasserträger, arme Leute, die Jahr aus, Jahr ein, das Was-  
5 ser in die Häuser bringen und davon leben. Denn man müßte viel Brunnen graben für fünfmal hunderttausend Menschen in Einer Stadt ohne das unvernünftige Vieh. Auch hat das Erdreich dort kein ander trinkbares Wasser, solches ist auch eine Ursache, daß man keine Brunnen gräbt.

Zwei solche Wasserträger verdienten ihr Stücklein Brod und tranken am  
10 Sonntag ihr Schöpplein mit einander manches Jahr, auch legten sie immer etwas weniges von dem Verdienst zurück und setzten in die Lotterie.

Wer sein Geld in die Lotterie trägt, trägt's in den Rhein. Fort ists. Aber bisweilen läßt das Glück unter viel Tausenden einen etwas namhaftes gewinnen, und trompetet dazu, damit die andern Thoren wieder gelockt werden. Also ließ es auch unsere

zwey Wasserträger auf einmal gewinnen, mehr als 100,000 Livres. Einer von ihnen, 15  
als er seinen Antheil heimgetragen hatte, dachte nach. Wie kann ich mein Geld sicher  
anlegen? Wie viel darf ich des Jahrs verzehren, daß ichs aushalte und von Jahr zu Jahr  
noch reicher werde, bis ichs nimmer zählen kann? Und wie ihn seine Ueberlegung er-  
mahnte, so that er, und ist jetzt ein steinreicher Mann, und ein guter Freund des  
Hausfreunds kennt ihn. 20

Der andere sagte: „Wohl will ich mirs auch werden lassen für mein Geld, aber meine  
Kunden geb ich nicht auf, dies ist unklug,“ sondern er nahm auf ein Vierteljahr einen  
an, einen Adjunkt, wie der Hausfreund, der so lang sein Geschäft verrichten mußte,  
als er reich war. Denn er sagte, in einem Vierteljahr bin ich fertig. Also kleidet er sich  
jetzt in die vornehmste Seide, alle Tage ein anderer Rock, eine andere Farbe, einer 25  
schöner als der andere, ließ sich alle Tage frisiren, sieben Locken über einander, zwey  
Finger hoch mit Puder bedeckt, miethete auf ein Vierteljahr ein prächtiges Haus, ließ  
alle Tage einen Ochsen schlachten, sechs Kälber, zwei Schweine für sich und seine gu-  
ten Freunde, die er zum Essen einladete und für die Musikanten. Vom Keller bis in  
das Speiszimmer standen zwey Reihen Bediente und reichten sich die Flaschen, wie 30  
man die Feuereimer reicht bey einem Brand, in der einen Reihe die leeren Flaschen,  
in der andern die vollen.

Den Boden von Paris betrat er nimmer, sondern wenn er in die Comödie fah-  
ren wollte, oder ins *Palais royal*, so mußten ihn sechs Bedienten in die Kutsche hin-  
eintragen und wieder hinaus. Ueberall war er der gnädige Herr, der Herr Baron, der 35  
Herr Graf, und der verständigste Mann in ganz Paris. Als er aber noch drey Wochen  
vor dem Ende des Vierteljahrs in den Geldkasten griff, um eine Hand voll Dublonen,  
ungezählt und unbeschaut herauszunehmen, als er schon auf den Boden der Kiste  
griff, sagte er: Gottlob, ich werde geschwinder fertig als ich gemeint habe. Also berei-  
tete er sich und seinen Freunden noch einen lustigen Tag, wischte alsdann den Rest 40  
seines Reichthums in der Kiste zusammen, schenkte es seinem Adjunkt und gab ihm  
den Abschied. Denn am andern Tag gieng er selber wieder an sein altes Geschäft,  
trägt jetzt Wasser in die Häuser, wie vorher, wieder so lustig und zufrieden, wie vor-  
her. Ja er bringt das Wasser selbst seinem ehemaligen Cameraden, nimmt ihm aus al-  
ter Freundschaft nichts dafür ab, und lacht ihn aus. 45

Der Hausfreund denkt etwas dabey; aber er sagt's nicht.

## 186 DIE TABACKSDOSE.

In einer niederländischen Stadt in einem Wirthshaus waren viele Leute beisammen,  
die einander eines theils kannten, zum Theil auch nicht. Denn es war ein Markttag.  
Den Zundelfrieder kannte niemand. „Gebt mir auch noch ein Schöpplein,“ sagte ein

5 dicker bürgerlich gekleideter Mann zu dem Wirth und nahm eine Prise Taback aus einer schweren silbernen Dose. Da sah der Zundelfrieder zu, wie ein windiger gewürfelter Gesell sich zu dem dicken Mann stellte, ein Gespräch mit ihm anfieng und ein paarmal, wie von ungefähr nach der Rocktasche schaute, in welche der Mann die Dose gesteckt hatte. Was gilts, dachte der Frieder, der führt auch etwas im Schild?

10 Anfänglich stand der Gesell. Hernach ließ er ein Schöpplein kommen, setzte sich auch auf den Bank und sprach mit dem Dicken allerley curiose Sachen, woran dieser Mann viel Spaß fand. Endlich kam ein Dritter. Excüse sagt der Dritte, kann man auch noch ein wenig Platz hier haben? Also rückte der windige Gesell ganz nahe an den dicken Mann hin, und diskurirte immer fort: Ja, sagte er, ich habe mich ein rech-

15 tes verwundert, als ich in dieses Land kam und sah, wie die Windmühlen so fläthig vom Winde umgetrieben werden. Bey mir zu Lande geht das ganze Jahr kein Lüftlein. Also muß man die Windmühlen anlegen, wo die Wachteln ihren Strich haben. Wenn nun im Frühjahr die Million tausend Wachteln kommen, vom Meer her aus Afrika, und fliegen über die Mühlenräder, so fangen die Mühlen an zu gehen und wer

20 in dieser Zeit nicht kann mahlen lassen hat das ganze Jahr kein Mehl im Haus. Darüber gerieth der dicke Mann so ins Lachen, daß ihm fast der Athem vergieng, und unterdessen hatte der schlaue Gesell die Dose. Aber jetzt hört auf, sagte der Dicke. Es thut mir weh im Creuz, und schenkte ihm von seinem Wein auch ein Glas ein. Als der Spitzbube ausgetrunken hatte, sagte er, der Wein ist gut. Er treibt. Excüse, sagte

25 er zu dem Dritten, der vorne an ihm saß, laßt mich einen Augenblick heraus! Den Hut hatte er schon auf. Als er aber zur Tür hinausgieng, und fort wollte, gieng ihm der Zundelfrieder nach, nahm ihn drausen auf die Seite, und sagte zu ihm: Wollt ihr mir auf der Stelle meines Herrn Schwagers seine silberne Dose herausgeben? Meint ihr, ich habs nicht gemerkt. Oder soll ich Lärmen machen? Ich hab euch schonen

30 wollen vor den vielen Leuten, die drin in der Stube sitzen. Als nun der Dieb sah, daß er verrathen sey, gab er zitternd dem Frieder die Dose her, und bat ihn vor Gott und nach Gott, stille zu seyn. Seht, sagte der Frieder, in solche Noth kann man kommen, wenn man auf bösen Wegen geht. Euer Lebenlang laßt es euch zur Warnung dienen. Unrecht Gut faselt nicht. Ehrlich währt am längsten. Den Hut hatte der Frieder auch

35 schon auf. Also gab er dem Gesellen noch eine Prise Taback aus der Dose, und trug sie hernach zu einem Goldschmied.

187 HAGENLOCH.

Bergauf, bergab ritt der Herzog Karl von Wirtemberg auf der Jagd, und wieder Berg auf. Als er oben war, jenseits hinab erblickte er ein Dörflein und fragte zwey Männer, die auf dem Berge standen: Wie heißt das Dorf da unten? Da bückten sich die zwey,

daß hinter ihnen die Tännlein in großer Gefahr waren, und „Hagenloch“ sagte der 5  
eine. Wem gehörts? fuhr der Herzog fort. Da stieß der zweyte den ersten mit dem  
Elnbogen in die Rippen, daß ihm der Athem verhielt. „Es gehört Euer Hochfürstli-  
chen Durchlaucht, sagte er gleichwohl. Ich bin der Weidgesell. Als aber der Herzog  
vorbey war, sagte der andere: Dumme Kuh, konntest du nicht sagen, es sei hechin-  
gisch, wenn ers nicht weiß. Bei dieser Gelegenheit hätten wir das Dörflein können 10  
frey machen.

Merke: Der Herzog hats doch erfahren.

188 ZWEY HONETTE KAUFLEUTE.

Zwey Besenbinder hatten neben einander feil in Hamburg. Als der eine schon fast al-  
les verkauft hatte, der andere noch nichts, sagte der andere zu dem einen: Ich begreife  
nicht, Camerad, wie du deine Besen so wohlfeil geben kannst. Ich stehle doch das  
Reis zu den meinigen auch, und verdiene gleichwohl den Taglohn kaum mit dem 5  
Binden. Das will ich dir wohl glauben, Camerad, sagte der erste, ich stehle die meini-  
gen, wenn sie schon gebunden sind.

189 DER LISTIGE QUÄCKER.

Die Quäcker sind eine Sekte zum Exempel in England, fromme, friedliche und ver-  
ständige Leute, wie hier zu Land die Wiedertäufer ungefähr und dürfen vieles nicht  
thun nach ihren Gesetzen, nicht schwören, nicht das Gewehr tragen, vor niemand  
den Hut abziehen, aber reiten, dürfen sie, wenn sie Pferde haben. Als einer von ihnen 5  
einmal Abends auf einem gar schönen stattlichen Pferd nach Haus in die Stadt wollte  
reiten, wartet auf ihn ein Räuber mit kohlschwarzem Gesicht ebenfalls auf einem  
Roß, dem man alle Rippen unter der Haut, alle Knochen, alle Gelenke zählen konn-  
te, nur nicht die Zähne, denn sie waren alle ausgebissen, nicht am Haber, aber am  
Stroh. „Kind Gottes, sagte der Räuber, ich möchte meinem armen Thier da, das sich 10  
noch dunkel an den Auszug der Kinder Israel aus Egypten erinnern kann, wohl auch  
ein so gutes Futter gönnen, wie das eurige haben muß dem Aussehen nach. Wenns  
euch recht ist, so wollen wir tauschen. Ihr habt doch keine geladene Pistole bey euch,  
aber ich.“ Der Quäcker dachte bey sich selbst: „Was ist zu thun? Wenn alles fehlt, so  
hab ich zu Haus noch ein zweytes Pferd, aber kein zweytes Leben.“ Also tauschten sie 15  
mit einander und der Räuber ritt auf dem Roß des Quäckers nach Haus, aber der  
Quäcker führte das arme Thier des Räubers am Zaum. Als er aber gegen die Stadt  
und an die ersten Häuser kam, legte er ihm den Zaum auf den Rücken und sagte:

Geh voraus, Lazarus, du wirst deines Herrn Stall besser finden, als ich. Und so ließ er  
 20 das Pferd vorausgehen und folgte ihm nach Gasse ein, Gasse aus, bis es vor einer  
 Stallthüre stehen blieb. Als es stehen blieb und nimmer weiter wollte, gieng er in das  
 Haus und in die Stube, und der Räuber fegte gerade den Ruß aus dem Gesicht mit  
 einem wollenen Strumpf. „Seyd ihr wohl nach Haus gekommen? sagte der Quäcker.  
 Wenns euch recht ist, so wollen wir jetzt unsern Tausch wieder aufheben, er ist ohne-  
 25 dem nicht gerichtlich bestätigt. Gebt mir mein Rößlein wieder, das eurige steht vor  
 der Thür.“ Als sich nun der Spitzbube entdeckt sah, wollte er wohl oder übel gab er  
 dem Quäcker sein gutes Pferd zurück. „Seyd so gut, sagte der Quäcker, und gebt mir  
 jetzt auch noch zwey Thaler Rittlohn; ich und euer Rößlein sind mit einander zu Fuß  
 spazirt.“ Wollte der Spitzbube wohl oder übel, mußte er ihm auch noch zwey Thaler  
 30 Rittlohn bezahlen. Nicht wahr das Thierlein läuft einen sanften Trab, sagte der Quä-  
 cker.

## 190 BLUTBAD IN NEUBURG AM RHEIN.

Als im dreißigjährigen Krieg der Schwed am Rhein war, stachen einmal die Neubur-  
 ger eine schwedische Patrouille todt, und sagten: Wenn wir nach Schweden kommen,  
 machts uns auch so. Darob entrüstete sich der schwedische General, dergestalt, daß er  
 5 einen hohen und theuren Schwur that. Auch kein Hund soll am Leben bleiben,  
 schwur er hoch und theuer, und hatte etwas im Kopf, ein Gläslein Norschinger zu  
 viel. Als solches die Neuburger hörten, schlossen sie die Thore zu. Aber am andern  
 Tag als der Zorn und der Wein von dem General gewichen war, da reute es ihn, denn  
 er war Vormittags ein gar menschlicher Herr, und bekam fast große Anfechtung in  
 10 seinem Gewissen, daß er mit viel unschuldigem Blut sein Wort und seinen Eid sollte  
 lösen. Also lies er den Feldprediger kommen und klagte ihm seine Noth. Der Feld-  
 prediger meinte zwar, maßen der Feldhauptmann einen Schwur gethan hätte, der  
 Gott leid sey, so sey *brechen* besser als *halten*. Das glaubte der Feldhauptmann nicht,  
 denn er hielt sein Wort und seinen Schwur über alles theuer. Aber nach langem Be-  
 15 sinnen kams auf einmal wie Sonnenschein in sein Angesicht, und sagte: Was ich ge-  
 schworen habe, das will ich auch halten, Punktum! Als aber die schwedischen Zim-  
 merleute das Stadtthor hatten eingehauen, und der Feldhauptmann ritt selber mit  
 drei Fähnlein hinein, befahl er alle Hunde im Städtlein zu tödten, aber die Menschen  
 ließ er leben, und wurden selbigen Tages neunzehn große Metzgerhunde, drei Schä-  
 20 ferhunde, vier und sechzig Pudel, acht Windspiele, zwölf Dachshunde und zwei gar  
 feine Möpperlein jämmerlich theils zusammengehauen, theils mit Büchsen zu tod ge-  
 schossen. Also hat der Feldhauptmann das menschliche Blut verschont, und doch sei-  
 nen Eid gehalten. Denn er hatte den Schwur gethan: kein Hund soll am Leben blei-  
 ben, und ist auch keiner daran geblieben.





Abb. 65: Titelvignette 1813

191 DER HAUSFREUND REDET ZUM DRITTENMAL DEN GENEIGTEN LESER AN, UND  
WÜNSCHT IHM DAS NEUE JAHR.

Es ist artig, daß der Hausfreund immer über das andere Jahr etwas besonders mit dem geneigten Leser zu reden hat, Anno Neun, Anno Eilf, und Anno Dreizehn.

5 Anno Eilf hat er gesagt, in Zukunft hoffe er, solls mit dem Kalender besser werden. Er hat nicht gesagt, „*im nächsten Jahr*“, sondern in Zukunft, nemlich von Anno Dreizehn an.

Denn der rheinländische Hausfreund hat sich jetzt seßhaft niedergelassen in *Lahr* im Breisgau, eine Stunde von Mietersheim, und hat mit dem Herrn Buchdrucker *Geiger* allda und mit dem Herrn Buchdrucker *Katz* in *Pforzheim* so zu sagen gemeine Sache gemacht von wegen des Kalenders, und hofft nun seiner Sache gewiß zu seyn, und dem Leser etwas versprechen zu können. Denn der Herr Buchdrucker *Geiger* sagt: er wolle den Hausfreund schon drucken und pressen, daß es eine Art habe, nicht anderst als wie sein eigenes Kind, nemlich den Lahrer hinkenden Boten, und  
15 der Herr Buchdrucker *Katz* will auch nichts ermangeln lassen.

Erstlich versprechen sie bei Verlust des Privilegiums, wieder jeden Bogen besonders zu drucken, wie es ehemals geschah, und in ihrer Druckerei sey es nie anderst üblich gewesen.

Zweitens sagt der Herr *Geiger*, man bekommt heutzutag kein gutes Ziegelmehl mehr, ich will lieber Zinnober nehmen.  
20

Drittens sieht er's zwar als eine sehr nützliche Uebung der Kinder im Buchstabiren an, wenn man zwei Zeilen in einander hineindruckt, eine mit rothen Buchstaben und eine mit schwarzen, damit die Kinder die rothen Feyertage aus den schwarzen Werktagen buchstabenweis herausklauben können, wie man die Erbsen  
25 und die Wicken auseinander liest. Ja er behauptet, wer gut mit der Schrift umgehen könne, habe überdies einen großen Vorthail dabei, daß er zwei Zeilen auf einmal lesen könne. Dessen ungeachtet sagt er, er sey kein Freund von Neuerungen, was auch löblich ist, und wolle lieber die Zeilen wieder eine unter die andere drucken, wenn man auch mehr Zeit dazu brauche, eine nach der andern zu lesen, als beide auf ein-  
30 mal.

Viertens will er die rothen Namen so drucken, daß man deutlich unterscheiden könne, obs *Esto mihi* oder *Trinitatis* heißt.

Fünftens will er dem Mond ein ordentliches Gesicht anmahlen, daß er nicht im Neulicht aussieht wie ein Mohr, an dem man auf drei Schritte keine Nase und  
35 keine Lippe unterscheiden kann, oder wie eine schwarze Mondsfinsterniß, und im Vollicht wie eine rothe.

Sechstens wenn der Herr *Katz* an die Abbildungen kommt, will er dem Papier den Model dazu nicht nur von weitem zeigen, sondern er will ihn wirklich darauf

drucken; ja wenn die Zeiten wieder besser werden, ist er im Stand, und läßt sie auch anstreichen. 40

Kurz dieser schöne nagelneue Jahrgang auf Tausend Achthundert Dreizehn, der jetzt dem Leser in die Hände geliefert wird, soll als ein Muster dienen für die Zukunft, und der Hausfreund will den geneigten Leser treulich ermahnt haben, diesen Kalender auf 1813. wohl zu betrachten, und sorgfältig aufzubewahren, damit er den Herrn *Geiger* und den Herrn *Katz* gleich am Ohr nehmen kann, wenn sie über kurz 45 oder lang nicht einhalten wollten, bis Anno 1843. Denn der Accord dauert dreißig Jahre.

Der Hausfreund, wenn er daran denkt, wie mancher geneigte Leser in dreißig Jahren nimmer fragen wird: „den wie vielten haben wir heut, oder wann geht der Mond auf“, und wie manches junge Blut im Kalender lesen wird, das noch nicht da ist, so könnte er darob fast ein wenig weichmüthig werden, zumal er selber kein heuriges Häslein mehr ist, und nicht weiß, wer heute oder morgen in seinen Accord mit dem Herrn *Geiger* und Herrn *Katz* eintreten wird. Man achtets just nicht groß, wie immer einer geht, und einer kommt, bis man sich zuletzt unter ganz andern Leuten befindet, als im Anfang. Nicht anderst als auf einem Jahrmarkt; den ganzen Tag ist 50 der Platz voll Menschen, absonderlich vor dem Stand des Zweibatzenkrämers, oder des Bildermanns, oder wo der Kalender verkauft wird, aber Nachmittag sind wieder ganz andere Leute da als Vormittags, und niemand hat gemerkt, daß die ersten fortgegangen, und die andern gekommen sind. Also auch auf dem großen Jahrmarkt der Welt und des Lebens. Alle Jahre gehet etwas, und etwas kommt, und einer, der sich 60 da und da in der Fremde gesetzt hat, wie der Hausfreund in *Labr*, wenn er nach dreißig Jahren zum erstenmal wieder in seine Heimath kommt, ein neues Geschlecht wohnt in den alten Häusern, andere Gesichter schauen zu den Fenstern heraus, andere Kinder spielen auf der Gasse. Oder er kommt an einem Sonntag. Andere Knaben läuten in die Kirche, ein anderer Pfarrherr tritt aus der Sakristei heraus auf die Kanzel, ein anderer Herr Schulmeister oder Provisor schlägt den Choral. Aber die Leute im Dorf kennen einander noch alle, und merken nicht sehr, daß sich fast alles geändert und gewechslet hat. 65

Wenn man das am 31. Dezember 1812 oder auch heute schon bedenkt, sollte man sich fast entschließen, den Leuten mit denen man zu leben hat, im neuen Jahr 70 viel Liebe und Freude zu beweisen, weil man nicht wissen kann, wie lange sie einem noch Zeit dazu lassen ja man sollte nicht vergessen, daß man auf der großen Scheibe selber immer weiter hinaus rücket an den Rand, weil auf der andern Seite immer neue nachrücken, die auch wollen Platz haben.

Der Hausfreund gefällt sich in solchen Betrachtungen bei dem Jahreswechsel, 75 will aber dißmal nicht fortfahren, weil er nur ein Wort von wegen dem Herrn *Geiger* und Herrn *Katz* zu reden hatte, und wünscht seinen Lesern zum neuen Jahr insge-

sammt, des Lieben und Guten so viel, als jeder ertragen kann, süße Lebküchlein den artigen Kindern, den unartigen Zucht und geschmeidige Ruthen, Sittsamkeit der Jugend, Freude und Trost dem Alter, allen ein frommes Herz, und denen die den Schluß des neuen Jahres nicht auszuwarten gedenken, noch viel warme schöne Tage, und weit hinten im Jahre ein sanftes Ende.

## 192 FORTSETZUNG ÜBER DIE ERDE UND SONNE.

Nachdem in dem vorigen Jahrgang zuerst von der Erde und hernach von der Sonne, jede für sich, geredet worden ist, so wollen wir nun noch mit wenigem hören, wie sie unter einander in guter Freundschaft leben, und wie aus ihrer Liebe zu einander Tag und Nacht, Merzveilchen, Erndtekränze, Wein und gefrorne Fensterschreiben entstehen.

Da die unermesslich große Sonne in einer unermesslich weiten Entfernung von uns entfernt ist, so hat es den Sternforschern schon lange nicht mehr einleuchten wollen, daß sie unaufhörlich und je in 24 Stunden um die kleine Erde herumspringen soll in einer unbegreiflichen Kraft und Geschwindigkeit, nur damit wir in diesem kurzen Zeitraum einmal Morgen und Mittag, Abend und Nacht bekämen, und wandelnde Sterne. Denn die Naturkündiger haben sich überzeugt, daß alles, was geschieht, auf eine viel einfachere und leichtere Art auch geschehen könnte. Allein ein rechtschaffner Sternseher, Copernikus genannt, hat bewiesen, daß es nicht nur so geschehen könnte, wie die Naturforscher denken, sondern daß es wirklich so geschieht, und die göttliche Weisheit hat früher daran gedacht, als die menschliche.

Der geneigte Leser wird jezt erfahren, was Copernikus behauptet und bewiesen hat, wird aber ersucht, zuerst alles zu lesen, ehe er den Kopf schüttelt, oder gar lacht.

20 *Erstlich* sagt Kopernikus: Die Sonne, ja selbst die Sterne haben gegen die Erde weiters keine Bewegung, sondern sie stehen für uns so gut als still.

*Zweitens*: Die Erde dreht sich in 24 Stunden um sich selber um. Nemlich, man stelle sich vor, wie wenn von einem Punkt der Erdkugel durch ihr Zentrum bis zum entgegengesetzten Punkt eine lange Spindel oder Axe gezogen wäre. Diese zwei Punkte nennt man die Pole. Gleichsam um diese Axe herum dreht sich die Erde in 24 Stunden, nicht *nach* der Sonne, sondern *gegen* die Sonne, von der Weltgegend welche wir Abend nennen, nach der Weltgegend hin, welche Morgen heißt, und wenn ein langer rother Faden ohne Ende, ich will sagen am 21sten Merz von der Sonne herab auf die Erde reichte, und Mittags um 12 Uhr, an einem Kirschbaum oder an einem Cruzifix auf dem Felde angeknüpft würde, so würde die Erdkugel diesen Faden in 24 Stunden einmal ganz um sich herum gezogen haben, und so jeden andern Tag.

Auf diese einfache Weise geschieht das Nemliche, was geschehen würde, wenn die Sonne in der nemlichen Zeit einen Kreisgang von 132 Millionen Meilen rings um die feststehende Erde herum wandeln müßte. Nemlich die eine Hälfte der Erdkugel ist gegen die Sonne gekehrt, und hat Tag, und eine Hälfte ist von der Sonne abgekehrt gegen die Sterne hinaus, und hat Nacht, aber nie die nemliche, sondern wie die Erdkugel sich gleichsam an ihrer Axe gegen die Sonne dreht, löst sich immer an dem einen Rand der finstern Hälfte ein wenig von der Nacht in die Dämmerung auf, bis man dort die ersten Strahlen der Sonne erblicken kann, und meint, sie gehe auf, und an der andern Hälfte wird's immer später und kühler, bis man die Sonne nicht mehr sieht, und meint sie sey untergegangen, und der Morgen und Mittag und Abend, das heilige Osterfest und sein Glockengeläute wandeln in 24 Stunden um die Erde herum, und erscheinen nie an allen Orten zur gleichen Zeit, in Wien zum Beispiel 24 Minuten früher als in Paris.

*Drittens*, sagt Copernikus, während die Erde, den Morgen und den Abend und zu seiner Zeit das heilige Osterfest in 24 Stunden gleichsam um sich herum spinnt, bleibt sie nicht an dem nemlichen Ort, im unermesslichen Weltraum stehen, sondern sie bewegt sich unaufhörlich, und mit unbegreiflicher Geschwindigkeit in einer großen Kreislinie, zwischen der Sonne und den Sternen fort, und kommt in 365 Tagen und ungefähr 6 Stunden um die Sonne herum, und wieder auf den alten Ort.

Deßwegen und weil alsdann nach 365 Tagen, und ungefähr 6 Stunden alles wieder so wird und alles wieder so steht, wie es vor eben so viel Zeit auch gestanden ist, so rechnet man 365 Tage zu einem Jahr, und spart die 6 Stunden vier Jahre lang zusammen, bis sie auch 24 Stunden ausmachen, denn man darf nichts von der kostbaren Zeit verlohren gehen lassen. Deßwegen rechnet man je auf das 4te Jahr einen Tag mehr, und nennt es ein Schaltjahr.

Die Sache fangt an, dem verständigen Leser einzuleuchten, und er wäre bald belehrt, wenn er nur auch etwas von dem Drehen und Laufen der Erdkugel verspüren könnte! Deßwegen und

*Viertens*, sagt der Hausfreund: Man kann die Bewegung eines Gefährtes, auf welchem man mitfährt, eigentlich nie an dem Gefährte selbst erkennen, sondern man erkennt sie an den Gegenständen: rechts und links, an den Bäumen und Kirchthürmen, welche stehen bleiben, und an denen man nach und nach vorbeikommt. Wenn ihr auf einem sanft fahrenden Wagen, oder lieber in einem Schiffelein auf dem Rhein fahrt, und ihr schließt die Augen zu, oder ihr schaut eurem Kameraden, der mit euch fahrt, steif auf einen Rockknopf, so merkt ihr nichts davon, daß ihr weiter kommt. Wenn ihr aber umschaute nach den Gegenständen, welche nicht selber bei euch auf dem Gefährte sind, da kommt euch das Ferne immer näher, und das Nahe und Gegenwärtige verschwindet hinter eurem Rücken, und daran erkennt ihr erst, daß ihr vorwärts kommt, also auch die Erde. An der Erde selbst und allem was auf ihr ist, so

weit man schauen kann, läßt sich ihre Bewegung nicht absehen; denn die Erde ist selbst das große Gefährte und alles was man auf ihr sieht, fährt selber mit, sondern man muß nach etwas schauen, das stehen bleibt, und nicht mitfährt, und das sind eben nach Nro. 1. die Sonne und die Sterne, zum Beispiel der sogenannte Thierkreis.

75 Dann 12 große Gestirne, welche man die 12 himmlischen Zeichen nennt, stehn am Himmel in einem hohen Kreis um die Erde herum. Sie heissen: der Widder, der Stier, die Zwillinge, der Krebs, der Löwe, die Jungfrau, die Waage, der Skorpion, der Schütz, der Steinbock, der Wassermann, die Fische.

Eins folgt auf das andere, und das letzte schließt an das erste wieder an, nemlich die Fische an den Widder. Diß ist der Thierkreis. Er steht aber von hieraus betrachtet noch viel weiter am Firmament hinaus als die Sonne, und sie befindet sich für unser Auge immer zwischen den Linien, die seinen Stand bezeichnen, und in einem Zeichen derselben. Denn ob sie gleich noch herwärts desselben steht, so meint man doch wegen der sehr großen Entfernung, sie befinde sich in dem Zeichen selbst.

85 Wenn sie aber heute in dem Zeichen des Steinbocks steht, so ist sie nach 30 Tagen immer in dem nächstfolgenden, und daran erkennt man, daß die Erde in ihrem Kreislauf unterdessen vorwärts gegangen sey. Es kann nicht fehlen. Zu dem allem sagt

*Fünftens* und *letzten* der Copernikus wieder, wenn gleichwohl die Axe der Erdkugel gegen die Sonne waagrecht läge, und die Erde drehte sich auch so, und sie bewegte sich waagrecht, in einer vollkommen runden Cirkellinie um die Sonne, also daß die Sonne genau im Mittelpunkt des Cirkelkreises stände, so müßte Jahr aus Jahr ein, und auf allen Orten der Erde Tag und Nacht gleich seyn. Ja es müßte mitten auf der Erde rechts und links um den rothen Faden ein ewiger Sommer glühn, weiterhin zu beiden Seiten am Abhang der Kugel milderte und kühlte sich die Hitze ein wenig , je schiefer die Sonnenstrahlen herab fielen, und näher gegen die Pole hin, herrschte ein Winter ohne Trost und Ende. Aber es ist nicht so, sagt der Sternseher. Die Axe der Erde liegt nicht waagrecht und nicht senkrecht gegen die Sonne, sondern schieft in einem Winkel von 67 Graden, wer's versteht. In dieser Richtung wandelt sie in einem Jahr um die Sonne ebenfalls nicht senkrecht, sondern schieft.

100 Wenn am 21sten Merz der geneigte Leser sich vor den rothen Adler stellt, vor das Wirthshaus, und sich mit dem Gesicht gegen Sonnenaufgang kehrt, so ist der Kreis, den an selbigem Tag der rothe Faden um die Erde zieht noch 1470 Stunden Wegs, aber 735 Meilen rechts hinaus von ihm entfernt, sein Pol aber, dem er am nächsten ist, ist 1230 Stunden oder 615 Meilen von ihm entfernt links hinaus. In solchem Standpunkt steht der geneigte Leser am 21sten Merz. Aber schon am 22sten legt sich der Faden nicht mehr ganz an das bewusste Cruzifix, und an seinen Anfang an, sondern er läuft etwas herwärts gegen uns davon vorbei, und so windet er sich von 24 Stunden zu 24 Stunden in einer Schraubenlinie fort, und kommt immer näher gegen uns bis zum 21sten Juni, und ist alsdann gleichwohl noch nicht bei uns,

sondern ist uns nur ungefähr um 705 Stunden oder 352½ Meile näher gekommen. 110  
 Aber vom 21sten Juni an kehrt der Faden in den nemlichen Windungen wieder zu-  
 rück, immer weiter von uns weg, bis er ungefähr am 21sten September in gleicher  
 Entfernung von beiden Polen wieder satt an dem Cruzifix vorbeistreift. Von dieser  
 Zeit an windet er sich jenseits gegen den andern Pol immer weiter und weiter von uns  
 weg, bis ungefähr zum 21sten Dezember, wo er 2175 Stunden weit, rechts hinaus 115  
 von uns entfernt ist, kehrt alsdann eben so zurück, und trifft am 21sten Merz wieder  
 richtig bey dem Cruzifix ein. Aber bis zu uns kommt er nie, weil wir so weit von ihm  
 weg wohnen, hinaus gegen den Pol.

Aus dieser figürlichen Vorstellung ist nun zu erkennen, was zwar der geneigte  
 Leser schon weiß, daß er während des Kreislaufs der Erde nicht immer in der nemli- 120  
 chen Richtung gegen die Sonne bleiben könne, aber die Astronomen haben daraus  
 berechnet, in welcher schiefen Linie die Erde binnen Jahresfrist die Sonne umlaufen  
 muß, damit diese Veränderungen und die 4 Jahreszeiten zu Stande kommen.

Der Frühling beginnt um den 21sten Merz, wann der Faden gerade auf das  
 Cruzifix herabreicht. Die Sonne steht gleich weit von beiden Polen über der Erde. 125  
 Tag und Nacht sind gleich. Die Sonne scheint immer näher zu kommen, und immer  
 höher am Himmel aufzusteigen, je mehr sich der rothe Faden nähert. Der Tag und  
 die Wärme nehmen zu, die Nacht und die Kälte nehmen ab.

Der Sommer beginnt um den 21sten Juni, wenn der Faden am weitesten von  
 dem Cruzifix entfernt und am nächsten bei uns ist. Alsdann steht die Sonne am 130  
 höchsten über dem Haupt des geneigten Lesers, und dieser Tag ist der längste. So wie  
 sich der Faden wieder hinauswindet, kommt die Sonne immer schief gegen uns zu  
 stehen, und die Tage werden kürzer.

Der Herbst beginnt am 21sten September. Tag und Nacht sind wieder gleich,  
 weil die Sonne, besage des Fadens wieder über dem Cruzifix steht. Aber je weiter er 135  
 alsdann jenseits hinläuft, gegen den andern Pol, desto tiefer stellt sich gegen uns die  
 Sonne. Tage und die Wärme nehmen immer mehr ab, die Nächte und die Kühle neh-  
 men zu.

Der Winter beginnt, wenn am 20sten Dezember der Faden am weitesten jen-  
 seits von uns entfernt ist. Der geneigte Leser verschläft alsdann die längste Nacht, 140  
 und die Sonne steht so tief, daß sie ihm noch früh um 9 Uhr durch des Nachbarn  
 Caminhut in das Stüblein schauen kann, wenn die Fensterscheiben nicht gefroren  
 sind.

Endlich wenn von diesem Tage an der Faden zurückkehrt, verlängern sich  
 auch die Tage wieder. Am 22sten Februar auf Petri Stuhlfeier kommt schon der 145  
 Storch in seine alte Heimath zurück, und ungefähr am 20sten Merz trifft der rothe Fa-  
 den wieder beim Cruzifix ein. Diß hat noch nie fallirt.

Hieraus ist zu gleicher Zeit zu erkennen, daß nie auf der ganzen Erde die nemliche Jahreszeit herrscht. Denn zu gleicher Zeit, und in gleichem Maaße, wie sich  
150 die Sonne von unserm Scheitelpunkt entfernt, oder wir von der Sonne, kommt sie höher über diejenige zu stehen, welche jenseits des Cruzifixes gegen den andern Pol hinauswohnen, und umgekehrt eben so.

Wenn hier die letzten Blumen verwelken, und das Laub von den Bäumen fällt, fängt dort alles an zu grünen und zu blühen. Wenn wir in unserm Winter die längste  
155 Nacht verschlafen, schimmert dort der längste Sommertag, und der Hausfreund kann sich nicht genug über die göttliche Weisheit verwundern, die mit Einer Sonne auf der ganzen Erde ausreicht, und in die winterlichsten Landschaften, noch einen luftigen Frühling, und eine fröhliche Erndte bringen kann.

Soviel für dießmal von der Erde. Gleichwohl wenn ein Mensch von derselben  
160 sich aufheben, und in gerader Linie langsam oder geschwind zum Abendstern aufsteigen könnte, der unter allen Sternen der nächste ist, so würde er noch merkwürdige Dinge sehen. Der Stern würde vor seinen Augen immer größer werden, zuerst wie der Mond, bald darauf wie ein großes Rad, zuletzt wie eine unübersehbare Kugel oder Fläche. Sein Licht würde ihm immer milder erscheinen, weil es sich immer über eine  
165 größere Fläche verbreitete, ja er würde in einer gewissen Entfernung davon schon Berge und Thäler entdecken, und allerlei, und zuletzt auf einer neuen Erde landen. Aber in der nemlichen Proportion müßte unter ihm die Erde immer kleiner werden, und glänzender ihr Licht, weil es sich auf einen kleinern Raum zusammen drängt. In einer gewissen Entfernung hätte sie für ihn noch den Umfang wie ein großes Rad,  
170 hernach wie eine Schützenscheibe, hernach wie der Mond, und endlich wenn er gelandet wäre, würde er sie weit draußen am Himmel, als einen lieblichen Stern unter den andern erblicken, und mit ihnen auf und untergehn sehen. „Sieh dort, würde er zu seinem ersten Bekannten sagen, mit dem er bekannt wird, sieh jenen lieblichen Stern, dort bin ich daheim, und mein Vater und meine Mutter leben auch noch dort.  
175 Die Mutter ist eine geborne so und so. Es müßte ein wundersames Vergnügen seyn, die Erde unter den Sternen des Himmels und ganz als ihres Gleichen wandeln zu sehen, und der Hausfreund hat dem geneigten Leser diese Freude in dem Artikel von den Planeten zgedacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

### 193 DIE SCHMACHSCHRIFT.

Als bekanntlich eine Pasquille oder Schmachschrift auf den König Friedrich in Berlin an einem öffentlichen Platz aufgeheftet wurde und sein Kammerdiener ihm davon die Anzeige machte: „Ihro Majestät,“ sagte der Kammerdiener, „es ist Ihnen heute



Nacht eine Ehre wiederfahren, das und das. Alles hab ich nicht lesen können; denn die Schrift hängt zu hoch. Aber was ich gelesen habe, ist nichts gutes“; da sagte der König: „Ich befehle, daß man die Schrift tiefer hinabhänge und eine Schildwache dazu stelle, auf daß jedermann lesen kann, was es für ungezogene Leute giebt.“ Nach der Hand geschah nichts mehr.

Nicht eben so dachte der Amtsschreiber von Brassenheim. Denn Brassenheim ist ein Amtsstädtlein. Als ihm eines Morgens eine Pasquille ins Haus gebracht wurde, die jemand mit Teig in der Nacht an die Hausthüre geklebt hatte, wurde er ganz erbost und ungeberdig, fluchte wie ein Türk in Haus herum und schlug der unschuldigen Katze ein Bein entzwei, daß die Frau Amtsschreiberin ganz entrüstet wurde und fragte: Bist du verrückt oder was fehlt dir? Der Amtsschreiber sagte: „Da lies! du hast deinen Theil auch darinn“. Als das die losen Vögel erfuhren, welche die Schandschrift angeklebt hatten, daß der Herr Amtsschreiber also im Harnisch sey, hatten sie ihre große Freude daran, und sagten: „Heutnacht thun wirs wieder“. Den zweiten Morgen, als ihm die neue Schandschrift gebracht wurde, und ein Rezept für lahmgeschlagene Katzen darinn, ward er noch viel wüthender, und warf Tische und Stühle zusammen, ja er schrieb mit eigener Hand einen zornigen Bericht darüber an den regierenden Graven, ob er gleich niemand nennen konnte, und als er ihm geschrieben hatte, und den Sand darauf streuen wollte, ergriff er in der Rasche statt der Sandbüchse das Dintenfaß und goß die Dinte über den Bericht, und über die weißtüchernen Amtshosen.

Am Abend aber sagte er zu seinem Bedienten: „Hansstoffel sagte er, vigilire heutnacht um das Haus herum bis der Hahn kräht, und wenn du den Cujonen attrappirst, so bekommst du einen großen Thaler Fanggeld. Ich will sehen, sagte er, ob ich mir soll auf der Nase herumtanzen lassen.“

Etwas nach eilf Uhr kam der Stoffel von seinem Posten herauf, und der Herr Amtsschreiber war auch noch auf, auf daß, wenn der Stoffel den Pasquillenmacher brächte, daß er ihn gleich auf frischer That erstechen könnte. „Herr Amtsschreiber, sagte der Stoffel, ich will nur melden, daß heute Nacht nichts passirt ist, wenn sie mir erlauben, jetzt ins Bett zu gehen. Alle Lichter im Städtlein sind ausgelöscht, die Wirthshäuser sind leer, die zwei letzten sind nach Haus gegangen und des Wagner-Mattheisen Hahn hat zweimal hintereinander gekräht, es wird wohl morgen auch wieder einmal regnen“. Da fuhr ihn der Amtsschreiber wie ein betrunkenener Heide an: „dummes Vieh, auf der Stelle begieb dich auf deinen Posten, bis der Tag aufgeht, oder ich schlage dir das Gehirn im Leib entzwei“, sagte er im unvernünftigen Zorn. Der geneigte Leser denkt: „Was gilts, während der Stoffel bei dem Amtsschreiber war, ist die dritte Pasquille auch angepappt worden, und wenn er herabkommt findet er sie jezt.“. Nichts weniger. Sondern als der Stoffel im Fortgehen bereits an der Stubenthür war, und der Amtsschreiber ihm noch einmal nachsah, „Hans-Stoffel, rief er ihm,

komm noch ein wenig daher!“ – Der Stoffel kam, „dreh dich um! Was hast du auf  
 45 dem Rücken?“ Wills Gott keinen Galgen, sagte der Stoffel. Nein vermaledeiter  
 Dummkopf, aber wahrscheinlich ein Pasquill. – Wie gesagt, so errathen, der Stoffel  
 trug das dritte Pasquill bereits auf dem Rücken geklebt, und standen darinn noch viel  
 muthwilligere Dinge als in dem ersten und zweiten und unter andern ein Rezept, für  
 Dintenflecke aus den Amtshosen zu bringen. Diß war so zugegangen. Als der Stoffel  
 50 noch vor dem Haus gesessen war, kamen zwei lose Gesellen heran, und einer von ih-  
 nen hatte schon die dritte Pasquille auf der flachen Hand liegen, also daß die be-  
 schriebene Seite des Papiers gegen die Hand hinein lag, die äußere Seite aber war mit  
 Teig bestrichen, daß er im Vorbeigehn die Schrift nur an die Thüre hätte drücken  
 dürfen. Als sie aber den Bedienten des Amtsschreibers vor der Thüre sitzen sahen,  
 55 und alle Leute kannten den Stoffel, aber nicht alle Leute kannte der Stoffel, „Ei guten  
 Abend sagte der eine, was schafft Er guts hier Herr Hansstoffel, was gilts Er kann  
 nicht hinein“, da erzählte er ihnen, warum er da sitzen müsse, und bis wann, und wie  
 ihm bereits die Zeit so lange sey, und es komme doch niemand. „Ei, sagte der eine,  
 die Lichter im Städtlein sind ausgelöscht, und die Wirthshäuser sind leer, und wir  
 60 zwei sind die lezten, die heimgehen. Also gehe Er in Gottes Namen ins Bett. Der an-  
 dere aber, der das Papier in der flachen Hand hatte, schlug ihn auf den Rücken, daß  
 das Papier am Rocke hängen blieb und sagte: Gute Nacht Herr Hansstoffel, schlaf Er  
 wohl! Ebenfalls! sagte der Stoffel, und als sie um das Eck herum waren, krähte einer  
 von ihnen zweimal, wie ein Hahn, oder wie der russische GeneralFeldmarschall Su-  
 65 warow Fürst Italinsky im Lager. Also brachte der Stoffel dem Amtsschreiber die Pas-  
 quille selber auf dem Rücken in die Stube, und der Herr Amtsschreiber prügelte zwar  
 den Stoffel im Zimmer herum, und schlug bei dem Ausholen ein paar Spiegel ent-  
 zwei, aber den Schimpf und Schaden und Zorn mußte er an sich selber haben, und  
 brachte nichts heraus. Denn die zwei Spaßvögel sagten: „der Klügste giebt nach. Jetzt  
 70 wollen wirs aufgeben, eh es zu bösen Häusern geht“, und jedermann der davon er-  
 fuhr, lachte den Amtsschreiber aus.

Merke: der König von Preussen hat sich in diesem Stücke klüger betragen als  
 der Herr Amtsschreiber von Brassenheim.

#### 194 DER PROZEß OHNE GESETZ.

Nur weil es unter allen Ständen einfältige Leute gibt, gibt es solche auch unter dem  
 achtungswerthen Bauernstand, sonst wär es nicht nöthig. Ein solcher schob eines  
 Morgens einen schwarzen Rettig und ein Stück Brod in die Tasche, und „Frau“, sagte  
 5 er, „gib Acht zum Haus, ich gehe jezt in die Stadt“. Unterwegs sagte er von Zeit zu  
 Zeit: „dich will ich bekommen. Mit dir will ich fertig werden“, und nahm allemal

eine Prise darauf, als wenn er den Taback meinte, mit ihm woll er fertig werden; er meinte aber seinen Schwager den Oelmüller. In der Stadt gieng er gerades Wegs zu einem Advokaten und erzählte ihm, was er für einen Streit habe, mit seinem Schwager, wegen einem Stück Reben im untern Berg, und wie einmal der Schwed am Rhein gewesen sey, und seine Voreltern darauf ins Land gekommen seyen, der Schwager aber sey von Enzberg im Wirtembergischen, und der Herr Advokat soll jetzt so gut seyn und einen Prozeß daraus machen. Der Advokat mit einer Tabackspfeife im Mund, sie rauchen fast alle, that gewaltige Züge voll Rauch, und es gab lauter schwebende Ringlein in der Luft, der Adjunkt kann auch machen. Dabei war er aber ein aufrichtiger Mann, als Rechtsfreund und Rechtsbeistand, natürlich. „Guter Mann“, sagte er, wenns so ist, wie ihr mir da vortragt, den Prozeß könnt ihr nicht gewinnen“, und holte ihm vom Schaft das Landrecht hinter einem porzellinen Tabackstopf hervor. „Seht da“ schlug er ihm auf, „Capitel so und so viel Numero Vier, das Gesetz spricht gegen euch unverrichteter Sachen.“ Zudem klopfte jemand an der Thüre, und tritt herein, und ob er einen Zwerchsack über die Schulter hängen hatte, und etwas drinn, genug der Advokat geht mit ihm in die Kammer abseits. „Ich komm gleich wieder zu euch.“ Unterdessen riß der Bauersmann das Blatt aus dem Landrecht, worauf das Gesetz stand, drückte es geschwind in die Tasche und legte das Buch wieder zusammen. Als er wieder bei dem Advokaten allein war, stellt er den rechten Fuß ein wenig vor, und schlotterte mit dem Knie ein paar Mal ein- und auswärts, theils weil es dort zu Land zum guten Vortrag gehört, theils damit der Advokat etwas sollte klingeln hören oben in der Tasche. „Ihr Gnaden“, sagte er zu dem Advokaten, „ich hab mich unterdessen besonnen. Ich meine, ich wills doch probiren, wenn Sie sich der Sache annehmen wollten“, und machte ein verschlagenes Gesicht dazu, als wenn er noch etwas wüßte, und sagen wollte: Es kann nicht fehlen. Der Advokat sagte: „Ich habe aufrichtig mit euch gesprochen, und euch klaren Wein geschenkt“; der Bauersmann schaute unwillkührlich auf den Tisch, aber er sah keinen. „Wenn ihrs wollt drauf ankommen lassen“, fuhr der Advokat fort, „so kommts mir auch nicht drauf an“. Der Bauersmann sagte: „Es wird nicht alles gefehlt seyn.“

Kurz, der Prozeß wird anhängig und der Advokat brauchte das Landrecht nicht mehr weiters dazu, weil er das Gesetz auswendig wußte, wie alle. Item was geschieht? Der Gegenpart hatte einen saumseligen Advokaten, der Advokat verabsäumt einen Termin, und unser Bauersmann gewinnt den Prozeß. Als ihm nun der Advokat den Spruch publizierte, „aber nicht wahr“ sagte der Advokat, „diesen schlechten Rechtshandel hab ich gut für euch geführt“? – „Den Gukuk hat er“, erwiderte der Bauersmann und zog das ausgerissene Blatt wieder aus der Tasche hervor, „Sieht er da“. Kann er gedruckt lesen?“ Wenn Ich nicht das Gesetz aus dem Landrecht gerissen hätte, Er hätt' den Prozeß lang verlohren. Denn er meinte, wirklich, der Prozeß sey dadurch zu seinem Vortheil ausgefallen, daß er das gefährliche Gesetz aus dem Land-

recht gerissen hatte, und auf dem Heimweg, so oft er eine Prise nahm, machte er allemal ein pfißiges Gesicht, und sagte: „Mit dir bin ich fertig worden, Oelmüller“.

Item: So können Prozesse gewonnen werden. Wohl dem, der keinen zu verlieren hat.

195 DIE GUTE MUTTER.

(MIT EINER ABBILDUNG.)

Im Jahr 1796, als die französische Armee nach dem Rückzug aus Deutschland jenseits hinab am Rhein lag, sehnte sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kind, das  
5 bey der Armee war, und von dem sie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr. „Er muß bey der Rhein-Armee seyn“, sagte sie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen“, und als sie auf dem Postwagen zum St. Johannisthor in Basel heraus, und an den Rebhäusern vorbei ins Sundgau gekommen war, treuherzig und redselig, wie alle Gemüther sind, die Theil-  
10 nehmung und Hoffnung bedürfen und die Schweizer ohnedem, erzählte sie ihren Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte. „Find ich ihn in Colmar nicht, so geh ich nach Straßburg, find ich ihn in Straßburg nicht, so geh ich nacher Mainz.“ Die andern sagten das dazu und jenes, und einer fragte sie: „Was ist denn euer Sohn bei der Armee? Major?“ Da wurde sie fast verschämt in ihrem Inwendigen.  
15 Denn sie dachte, „er könnte wohl Major seyn, oder so etwas, weil er immer brav war, aber sie wußte es nicht. Wenn ich ihn nur finde sagte sie, „so darf er auch etwas weniger seyn, denn er ist mein Sohn.“ Zwei Stunden herwärts Colmar aber, als schon die Sonne sich zu den elsässer Bergen neigte, die Hirten trieben heim, die Camine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in dem Lager nicht weit von der Straße standen Par-  
20 thieenweise mit dem Gewehr beim Fuß, und die Generale und Obersten standen vor dem Lager beisammen, diskutirten mit einander und eine junge weißgekleidete Person von weiblichem Geschlecht und feiner Bildung stand auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau im Postwagen sagte: „das ist auch keine gemeine Person, daß sie nahe bei den Herren steht. Was gilts, der wo mit ihr redet, ist ihr  
25 Mann.“ Der geneigte Leser fängt allbereits an, etwas zu merken, aber die Frau im Postwagen merkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte keine Ahndung so nahe sie an ihm vorbeigefahren war, sondern bis nach Colmar hinein, war sie still und redete nimmer. In der Stadt im Wirthshaus, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit saß, und die Reisegefährten setzten sich auch noch wo Plaz war, da war ihr Herz erst recht  
30 zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt, daß sie jezt etwas von ihrem Sohn erfahren könnte, ob ihn niemand kenne, und ob er noch lebe, und ob er etwas sey, und hatte doch den Muth nicht zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu thun,

wo man das *Ja* so gerne hören möchte, und das *Nein* ist doch so möglich. Auch meinte sie, jedermann merke es, daß es ihr Sohn sey, nach dem sie frage und daß sie hoffe, er sey etwas geworden. Endlich aber als ihr der Diener des Wirths die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich an dem Rocke fest, und fragte ihn: „Kennt ihr nicht einen bei der Armee, oder habt ihr nicht von einem gehört, so und so?“ Der Diener sagt: „Das ist ja unser General, der im Lager steht. Heute hat er bei uns zu Mittag gegessen,“ und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte es sey Spaß; der Diener ruft den Wirth. Der Wirth sagt: „Ja,“ so heißt der General.“ Ein Offizier sagte auch: „Ja so alt kann er seyn, und ja so sieht er aus, und ist von Geburt ein Schweizer“ Da konnte sie sich nicht mehr halten vor inwendiger Bewegung, und fragte: „Es ist mein Sohn, den ich suche;“ und ihr ehrliches Schweizergesicht, sah fast ein wenig einfältig aus vor unverhofter Freude und vor Liebe und Scham. Denn sie schämte sich, daß sie eines Generals Mutter seyn sollte, vor so vielen Leuten, und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirth sagte: „Wenn das so ist, gute Frau, so lasst herzhaft eure Bagage abladen ab dem Postwagen, und erlaubt mir, daß ich morgen in aller Frühe ein Caleschlein anspannen lasse, und euch hinausführe zu eurem Herrn Sohn in das Lager.“ Am Morgen, als sie in das Lager kam, und den General sah, ja so war es ihr Sohn, und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel. Und als der General seine Mutter erkannte, und seiner Gemahlin sagte, „das ist sie,“ da küssten und umarmten sie sich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe, und die Hoheit und die Demuth schwammen in einander und gossen sich in Thränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, fast weniger darüber, daß sie heute die Ihrigen fand, als darüber, daß sie sie gestern schon gesehen hatte. – Als der Wirth zurückkam, sagte er, „das Geld regne zwar nirgends durch das Camin herab, aber nicht 200 Franken nähme er darum, daß er nicht zugesehen hatte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte, und sein Glück sah; und der Hausfreund sagt: „Es ist die schönste Eigenschaft weit aus im menschlichen Herzen, daß es so gerne zusieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhobt wieder zusammenkommen, und daß es allemal dazu lächeln, oder vor Rührung mit ihnen weinen muß, nicht ob es will.“



Abb. 66: Die gute Mutter

## 196 DAS GUTE WERK.

Der sogenannte Lügenprophet Mahomed hat manches gesagt und gethan, was ein christliches Herz nicht gut heißen oder verantworten könnte. Aber alles ist auch nicht gefehlt, was Mahomed gesagt oder gethan hat. Einmal kommt ein Araber zu ihm.

5 „Gesandter Gottes, ich habe das Gesetz der Fasten gebrochen, das Fleisch ist schwach“. Der Prophet sagte: „Hast du ein böses Werk begangen, so must du es mit einem guten büßen. Es giebt keine schönern Bußen als gute Werke. Hast du einen

10 „Slaven“, fragte ihn der Prophet, den du freilassen kannst?“ Der Araber fing an zu lachen, und sagte: „Slaven freilassen, und ich! Wie komm ich mir vor!“ der Prophet fuhr fort: Kannst du die Fasten noch einmal von vorne anfangen. Der Araber erwiederte: „Ich bins nicht kapabel. Wer für Frau und Kinder arbeiten soll, muß auch gehörig essen.“ Der Prophet fuhr fort: „Kannst du sechzig Arme speisen?“ der Araber erwiederte: „Nicht sechzig Mäuse, auch nicht vierzig, auch nicht zwanzig“. Da brachte man dem Propheten seine Mahlzeit, Datteln und ein Stück Fleisch und er

15 sagte dem Araber: „So nimm dieses Stück Fleisch, und brings in deinem Namen einem Aermern, als du bist zum Almosen“. Der Araber erwiederte: „Gibts noch einen Aermern als ich bin? Ich weiß keinen“. Da fuhr der Prophet fort: „Weist du was, so

brings deinen Kindern, die sollen es essen. Deine Kinder sind noch ärmer als du bist“. – So hat Mahomed gesagt und gethan.

## 197 DAS LEZTE WORT.

Sonst sagt man, der Horcher an der Wand hört seine eigene Schand. Manchmal aber kann man auch sagen: „der Schreiber an die Wand schreibt seine eigene Schand“, zum Beispiel der weiland Herr Canzler Hans Kurz von Wirtenberg. Ob derselbe mit den Geschäften seiner Herrn Rätthe und Schreiber zufrieden war, oder nicht zufriede- 5 den, genug er ergrif eines Tages ein Stücklein Kreide und schrieb an die Thüre der Canzleistube:

„Allhier gehts wunderlich zue.“

Bald darauf als der Herzog selber diese Zeile erblickte, ob derselbe sonst mit dem Canzler zufrieden war oder nicht zufrieden, genug er suchte ebenfalls ein Stücklein Kreide, und schrieb darunter die zweite Zeile: 10

„Hans Kurz hilft auch dazue“.

Bald darauf, als wieder diese Worte der Canzler erblickte, ob er gemerkt hat, daß sie eine vornehmere Hand geschrieben hat, als die seinige war, oder ob ers nicht gemerkt hat, genug er ließ es darauf ankommen und setzte unter die zweite Zeile die dritte Zeile: 15

„Das hat eine ungewaschene Hand geschrieben.“

Und zum Trumphaus schrieb er seinen Namen darunter, „Hans Kurz“. – Jetzt komm! – als aber der Herzog wieder las, was der Canzler geschrieben hatte, dachte er: „Wart *Kurz*, dismal sollst du das letzte Wort haben“. Nemlich er netzte einen Finger, und löschte nur die zweite Zeile, die er selber geschrieben hatte wieder aus, also daß jetzt unter des Canzlers eigener Schrift die Worte standen: „*das hat eine ungewaschene Hand geschrieben*“. 20

Als hernach der Canzler wieder sah, was für eine Veränderung vorgegangen war, hatte er keine Wahl mehr, sondern er netzte ebenfalls einen Finger, und löschte 25 seine eigene zwei Zeilen auch wieder aus, und hat nachgehends keiner zum andern gesagt: das habt Ihr gethan, oder das hab Ich gethan, oder so.

*Merke:* Man muß sich nie an vornehmern, aber auch nicht an witzigern Leuten reiben wollen, als man selber einer ist, ausgenommen, wenn man eine Unehre davon tragen will. 30

*Merke:* Gemeine und grobe Naturen schlagen also gleich mit Scheltworten und Fäusten drein, wenn etwas gesagt wird, was auf sie will gemünzt scheinen. Verständige und feine Leute wissen den Muthwillen und die Grobheit auf eine spitzige

und witzige Art heim zu weisen, und ihren Respekt zu erhalten. Der Canzler hat dem  
 35 Herzog nichts mehr an die Thüren geschrieben.

198 DIE RABEN.

Zwei gute Freunde, ein Geistlicher und ein Kaufmann machten mit einander eine  
 Reise. Der Kaufmann nekte im Spaß den Geistlichen und der Geistliche nekte den  
 Kaufmann. Nicht weit von dem Hochgericht, als die Raben aufflatterten, und den  
 5 beiden um die Köpfe flogen, sagte der Kaufmann: „da haben wirs! Es ist kein Schick  
 dabei, wenn man mit einem Geistlichen reist“. – Denn manche Leute glauben sonst,  
 es bedeute ein Unglück, wenn einem die Raben über den Kopf fliegen.“ Der Geistli-  
 che sagte: „Glaubt doch nicht so einfältige Fabeln, ein Mann, wie Ihr seyd. Ich habe  
 in kurzer Zeit mehrere armen Sünder zum Tod begleitet. Jetzt meinen die dummen  
 10 Thiere, ich bringe wieder einen, und halten Euch für gute Beute.“ Der Kaufmann  
 sagte: „Herr Pfarrer Ihr seyd ein loser Vogel!

199 DAS HEIMLICHE GERICHT.

In der großen Stadt, wo unter mehr als 20,000 Dächern so viel Leid und so viel Freu-  
 de wohnt, und wo neben allen Tugenden alle Laster feil haben, schlug zu seiner Zeit  
 auch ein leichtfertiges und verdorbenes Herz und zwar unter dem seidenen Camisol  
 5 eines vornehmen jungen Manns, eines Barons. Das Schuldenmachen verstand er trotz  
 einem, und das Schuldigbleiben noch viel besser. Schön von Angesicht und Wuchs,  
 lieblich in seinem Thun und Wesen, glatt und einschmeichelnd in seinen Reden, ver-  
 schwenderisch mit dem eigenen reichen Geld und dem geborgten hatte er alle Mittel  
 in den Händen, die arme schwache Unschuld zu verführen, und sparte keines. Man-  
 10 che Thräne klagte ihn an. Manche Ehe und Familie hat er um ihre Ehre und um ih-  
 ren Frieden gebracht, und lachte dazu. Ja er war so frech und nannte die Namen tu-  
 gendhafter Personen, als wenn sie ihm zu Willen gelebt hätten, und war doch nicht  
 dem also. Aber wie lang geht der Krug zum Brunnen? Das Sprichwort gibt Auskunft.  
 Als er einmal auf gleiche Weise eine sehr vornehme Frau in der ganzen Stadt in ein  
 15 unehrbares Gerede gebracht hatte, – die Frau war edel und stolz – „das soll er nicht  
 umsonst gethan haben,“ sagte sie mit ernsthaftem Angesicht. Spät eines Abends, als  
 er in seinem Caleschlein ganz allein in eine lustige Nachtgesellschaft fahren wollte, –  
 man kannte seine Wege – da umringte ihn auf einmal ein Trupp von bewaffneten  
 Reitern, und man gab ihm mit Zeichen zu verstehen, daß er ihnen folgen solle,  
 20 wenn er nicht wolle, niedergestochen seyn auf der Stelle. Der junge Leichtsinn dach-



te: das sind ein Paar von meinen lustigen Cameraden, die wollen mir einen Spaß bereiten, und läßt willig einen von ihnen zu sich sitzen und das Leitseil in die Hand nehmen, läßt sich auch willig von ihm die Augen verbinden. „Ich merke schon, dachte er, ich soll nicht wissen, wo sie mich hinführen. Aber wenn sie mir die Binde wieder abnehmen, bin ich in einem Saal voll brennender Wachskerzen und duftender Blumen, voll ausgelesener Frauen und Jungfrauen und eine nach der andern fällt in meine Arme. Weit gefehlt. Vor der Stadt nahm man ihm die Binde wieder ab, aber er erkannte nicht mehr, wo er war. Stumm und ernsthaft ritten die andern Bewaffneten neben her. Endlich gieng auf einer Zugbrücke über einen tiefen Graben, es gieng zwischen hohen dicken Mauern durch ein enges Thor über einen öden Schlosshof nach einer alten festen Burg mit kleinen Fenstern und hohen Thürmen und Zinnen. Es gieng durch einen hohen Thurm eine schmale Wendeltreppe hinauf, bis vor eine starke eiserne Thüre und durch die Thüre hinein in ein ödes Gefängniß. Wie wurde da dem armen Schächer zu Muthe. Ein tannener Tisch, ein Stuhl ein dürftiges Lager und ein düstres Lämplein waren sein ganzes Geräthe, ein Todtenkopf auf dem Tisch seine einzige Gesellschaft. Niemand redete mit ihm oder antwortete ihm ein Wort oder eine Sylbe. Nur die Schlösser und Riegel rasselten ihm fürchterlich ins Ohr, als man die Zugbrücken hinter ihm aufzog und Thore und Thüren siebenfach verschloß. Nur ein vermummter Mann, wenn er ihm einen Krug voll Wasser und ein Laiblein schwarz Brod brachte, sprach zu ihm: „Geh in dich“. Nur die Fledermäuse zischten und die Eulen wehklagten vor dem hohen schmalen Fensterlein, und die Ratten und Mäuse besuchten, nicht ihn, sondern das Laiblein. Da fuhr es ihm auf einmal wie ein langer scharfer Messerstich durch das Herz, dieser *lustige Spaß* könne auf gut deutsch heißen *furchtbarer Ernst*. Gut getroffen. Den andern Tag holten ihn seine bewaffnete Begleiter wieder ab und führten ihn schweigend die schmale Treppe hinab, über den feuchten Hof, eine andere Treppe hinauf durch lange Gänge in eine große Halle zum Verhör, und statt der lieblichen Frauen und Jungfrauen erblickte er zwölf Männer in langen schwarzen Mänteln sitzend in einem halben Kreis, und der oberste von ihnen, nannte ihn mit Namen und Geschlecht und sagte, „Ihr seyd vor diesem heimlichen Gericht angeklagt auf Leben und Tod, als ein gefährlicher Verführer der Jugend und der Unschuld, als boshafter Verläumder der weiblichen Ehre und Tugend. Verantwortet euch, oder nicht, ihr seyd gerichtet.“ Dagegen machte der angstvolle Mensch zwar vielerlei Einwendungen, er wolle wissen vor wem er stehe, niemand habe über seinen Lebenswandel zu richten, er habe gethan, was viele andere auch, das sey nicht dem also und eines, Leichtsinns der Jugend sey kein Verbrechen zum Tode.“ Allein der Richter sagte: „Wißt ihr wo ihr steht, und wer über euer Leben zu sprechen hat, das heimliche Gericht, das im Namen der ewigen Gerechtigkeit versammelt ist, und schon andern Leuten als ihr seyd, das Urtheil gesprochen hat von Rechtswegen, und ließ ihm sein langes Sünden-Register vorlesen und sagte: „Euere Thaten richten euere

60 Worte“, und mit diesen Worten wurde er in sein Gefängnis zurückgeführt, und bis zur Nacht seiner Besinnung, seinem Gewissen und seiner Reue überlassen. Aber in der Nacht wurde er wieder vor das nemliche Gericht gebracht, und da mußte er an der Thüre niederknien und der Richter sprach: „der Stab ist gebrochen über euer Leben und über euere Sünden“, und kündete ihm an, daß er eine Stunde nach Mitternacht durch des Henkers Beil enthauptet und vom Leben zum Tod sollte gebracht werden; da war es ihm als ob der Himmel voll Gewitter über ihm herabfallen, und die Erde unter ihm versinken wollte, aber alles Flehen, alle Thränen und Verwünschungen seiner angstvollen Seele, giengen an taube Ohren und an kalte Herzen. Er wurde über den Hof, wo er seitwärts im Fackelschein schon sein Todtengerüste er-  
 65 blickte in eine schwach erleuchtete Capelle geführt, beichtete dort einem Priester, und empfing von ihm die Vorbereitung zum Tode und das letzte Sakrament, und neben der Thüre stand sein Sarg. Als aber die Glocke Ein Uhr in die schauerliche Nacht schlug, da wurde der Sarg erhoben und an das Todtengerüste getragen, und er mußte hinter seinem Sarg her und daran vorbei gehen und hörte kaum mehr die  
 70 Worte und den Segen des betenden Priesters und seine einsinkenden Knie brachten ihn kaum auf das Blutgerüstete. Aber als er mit verbundenen Augen und entblößtem Hals den Kopf auf dem Block gelegt hatte, und den Todesstreich erwartete, rief eine barmherzige Stimme: *Gnade!* Der geneigte Leser athmet wieder. Aber der arme Sünder war so weit hinweg, daß er das Wort *Gnade* vor dem Todesstreich nicht mehr un-  
 75 terscheiden konnte, sondern er glaubte, dieses Wort habe seinen Kopf vom Leibe getrennt, und es sey jetzt seine Schuldigkeit todt zu seyn. Denn er fiel in eine so schwere und tiefe Ohnmacht, daß er in der ersten Stunde nicht wußte, was mit ihm vorieng.

Als er aber nach einer Stunde wieder zu sich kam und die Augen aufschlug, es  
 85 muß einem sonderbarlich zu Gemüth seyn, wenn das letzte, dessen man sich besinnen kann, so viel ist, man sey vor einer Stunde geköpft worden, und weiß selber nicht anderst, als man sey tod, und lebt doch, – als aber wie gesagt, unser Malefikant die Augen aufschlug, – erstaunte er noch mehr, denn er befand sich jetzt in einem gar artigen Stüblein, auf einen weichen guten Bett. Zwei Aerzte saßen neben ihm und fragten ihm, wie ihm sey? Man ließ ihm zur Ader, man gab ihm mit Vorsicht stärkende  
 90 Mittel, er sank in einen süßen erquickenden Schlaf, und als er nach einigen Stunden aufwachte, war er völlig wieder hergestellt, und fühlte keine andere Schwachheit mehr, als einen leeren Magen. Man führte ihn zu einer wohlbereiteten schmackhaften Mahlzeit, und ein Paar verummte Bedienten, warteten ihm auf, wie er es nach sei-  
 95 nem Stand und nach seiner Herkunft gewohnt war. Nach der Mahlzeit kam der Gerichtsschreiber, und las ihm sein weites Urtheil vor, gabs ihm auch schriftlich mit: „*Der geheime Gerichtshof laßt euch zum letztenmal Begnadigung wiederfahren, und hoff er werde an euerem künftigen Lebenswandel keine Ursache mehr finden, euch vor seine*

*Schranken zu laden.*“ Siehe zu! Sündige hinfort nicht mehr, auf daß dir nicht etwas ärgeres wiederfahre. Als es endlich wieder Nacht geworden war, fuhr sein Caleschlein wieder vor. Die nemlichen Begleiter führten ihn auf die nemliche Art, auf dem nemlichen Weg in die Stadt zurück, auf welchem sie ihn geholt hatten, und als sie ihm früh um 2 Uhr die Binde von den Augen nahmen, befand er sich auf dem nemlichen Plaz, von welchem er die dritte Nacht vorher war weggeführt worden, wie zu seiner Zeit der Scharfrichter von Landau. 100

Solche Buße mußte der ausschweifende junge Mann für seine Sünden ausstehen. Aber wie hat *der* sich gebessert? Von Stund an lebte er so, daß in wenig Jahren sein eigenes Vermögen wieder in gutem Stande war, und nach und nach alle seine Schulden bezahlt werden konnten. Keine Unschuld war mehr durch seine Gelüsten, keine weibliche Ehre durch seine Verläumdung in Gefahr. Alle Sonntage gieng er in die Messe, nicht mehr um schöne Mägdlein auszusuchen, sondern seine Sünden zu versöhnen und schöne Gesinnungen in sein Herz zu pflanzen. 105 110

## 200 GUTE ANTWORT.

In Segringen im Wirthshaus klagte ein Krämer über seinen Sohn, daß er ihm so viel Geld durchbringe, und doch zu keinem Geschäft zu gebrauchen sey. „Ganz recht,“ sagte darauf der liederliche Zirkelschmied, dessen sich der Leser noch aus dem Kalender von 1810 erinnern wird, „so ein Einkommen,“ sagte er, „wie das eurige ist, braucht zwei Schelme, einen der es erwirbt, und einen, der's verthut.“ Dem antwortete der Krämer: „da macht ihr eine artige Bemerkung, Zirkelschmied! Es ist mir schon lange vorgekommen, in euern Schuhen gehe ein *zweifacher* Spitzbube, denn was ihr Vormittags in der Werkstatt verdient, das versauft ihr Nachmittags im Wirthshaus selber, und wenn mans euch giebt, noch mehr dazu. 5 10

## 201 GLIMPF GEHT ÜBER SCHIMPF.

Ein Hebräer, aus dem Sundgau, gieng jede Woche einmal in seinen Geschäften durch ein gewisses Dorf. Jede Woche einmal riefen ihm die muthwilligen Büblein durch das ganze Dorf nach: „*Jud! Jud! Judenmauschel!*“ Der Hebräer dachte: Was soll ich thun? Schimpf ich wieder, schimpfen sie ärger, werf ich einen, werfen sie zwanzig. Aber eines Tages brachte er viele neugeprägte, weißgekochte Baselrappen mit, wovon fünf so viel sind als zwei Kreuzer, und schenkte jedem Büblein, das ihm zurief: „*Judenmauschel!*“ einen Rappen. Als er wieder kam, standen alle Kinder auf der Gasse: „*Jud! Jud! Judenmauschel! Schaulem lechem!*“ Jedes bekam einen Rappen, und so noch etliche 5

10 Mal, und die Kinder freuten sich von einer Woche auf die andere und fingen fast an den gutherzigen Juden lieb zu gewinnen. Auf einmal aber sagte er: „Kinder, jetzt kann ich euch nichts mehr geben, so gern ich möchte, denn es kommt mir zu oft, und euer sind zu viel.“ Da wurden sie ganz betrübt, so daß einigen das Wasser in die Augen kam, und sagten: „Wenn ihr uns nichts mehr gebt, so sagen wir auch nicht  
15 mehr *Judenmausche*.“ Der Hebräer sagte: „Ich muß mir gefallen lassen. Zwingen kann ich euch nicht.“ Also gab er ihnen von der Stund an keine Rappen mehr und von der Stund an ließen sie ihn ruhig durch das Dorf gehen.

202 DER NACHTWÄCHTER VON NEUHAUSEN.

Bisweilen pflegte wohl der Nachwächter von Neuhausen, eine halbe Stunde herwärts Brassenheim, ein Räuschlein mitzubringen auf die Wachtstube. Brachte er es nicht mit, so wartete in der Wachtstube das Räuschlein auf ihn. Ob er in solchen Umstän-  
5 den je einmal die Mitternacht um eine Stunde zu früh oder zu spät ausrief, muß der Müller von Brassenheim wissen. Eines Abends reitet der Müller durchs Dorf und hatte auch etwas im Kopf, und der Wächter rief eben die Stunde an. „Wie? Was? Thomas,“ sagte der Müller, ihr ruft ja um eine ganze Stunde zu viel. Es ist noch nicht so spät.“ Darauf erwiderte der Wächter: „Herr Müller, ich hab nicht zu viel gerufen,  
10 aber ihr habt vielleicht zu viel gehört. *Denn euere Ohren sind ein wenig groß*, wie mans in den Mühlen wohl bisweilen antrifft.“ Der geneigte Leser versteht, was er meinte mit den großen Ohren.

203 DER VATER UND DER SOHN.

Der Vater stellte ein Gläslein voll Arznei in die Schublade, weil er glaubte, es sey nirgends besser verwahrt. Als aber der Sohn nach Hause kam, und die Schublade schnell aufziehn wollte, fiel das Gläslein um und zerbrach. Da gab ihm der Vater eine zornige  
5 Ohrfeige, und sagte: „*Kannst du nicht zuerst schauen, was in der Schublade ist, eh' du sie aufthust*“. Der Sohn erwiderte zwar: „Nein, das könne niemand.“ Aber der Vater sagte: „den Augenblick sey still, oder du bekommst noch eine.

*Merke:* Man ist nie geneigter, Unrecht zu thun, als wenn man Unrecht hat. Recht ist gut beweisen. Aber für das Unrecht braucht man schon Ohrfeigen und Dro-  
10 hungen zum Beweisthum.

204 WIE SICH DER ZUNDELFRIEDER HAT BERITTEN GEMACHT. (MIT EINER ABBILDUNG.)

Als der Zundelfrieder bald alle listigen Diebstreiche durchgemacht, und fast ein Ueberlei daran bekommen hatte, denn der Zundelfrieder stiehlt nie aus Noth, oder aus Gewinnsucht, oder aus Liederlichkeit, sondern aus Liebe zur Kunst und zur Schärfung des Verstandes; hat er nicht dem Brassenheimer Müller den Schimmel selber wieder an die Thüre gebunden? Was will der geneigte Leser oder des Hausfreunds Reisegefährte nach Lenzkirch mehr verlangen? Eines Abends, als er, wie gesagt fast alles durchgemacht hatte, dachte er: „Jetzt will ich doch auch einmal probiren, wie weit man mit der Ehrlichkeit kommt. Also stahl er in selbiger Nacht eine Geiß, drei Schritte von der Schaarwache, und ließ sich attrapiren. Den andern Tag im Verhör gestand er alles. Wie er aber bald merkte, daß ihm der Richter fünf und zwanzig oder etwas zum Andenken wollte mitgeben lassen, dachte er, „ich bin noch nicht ehrlich genug.“ Deswegen verschnappte er sich noch ein wenig in den Redensarten und gestand bei der weitem Untersuchung nach kurzem Widerstand, wie er von jeher ein halber Kackerlack gewesen sey, das heißt, ein Mensch, der bei Nacht fast besser sieht, als am Tag, und als ihn der Richter aufs Eis führen wollte, ob er nicht noch von ein Paar andern Diebstählen wisse, die kürzlich begangen worden, sagte er: „allerdings wisse er davon, und er sey derjenige.“ Als ihm den andern Morgen der Spruch publizirt wurde, er müsse ins Zuchthaus, und der Stadtsoldat der ihn begleiten solle, stand schon vor der Thür, denn es war zwanzig Stunden weit, sagte er ganz reumüthig: „Recht findet seinen Knecht. Was ich verdient habe, wird mir werden.“ Unterwegs erzählte er dem Stadtsoldaten, er sey auch schon Militär gewesen. „Bin ich nicht sechs Jahre bei Klebeck Infanterie in Dienst gewesen? Könnt ich euch nicht sieben Wunden zeigen, aus dem Scheldekrieg, den der Kaiser Joseph mit den Holländern führen wollte?“ Der treuherzige Begleiter sagte: „Ich hab's nie weiter bringen können, als zum Stadtsoldaten. Eigentlich wär' ich ein Nagelschmied. Aber die Zeiten sind schlimm.“ – „Im Gegentheil,“ sagte der Frieder, „ein Stadtsoldat ist mir respektabler als ein Feldsoldat. Denn Stadt ist mehr als Feld, deswegen avanzirt der Feldsoldat in seinem Alter noch zum Stadtsoldaten. Zudem der Stadtsoldat wacht für seiner Mitbürger Leben und Eigenthum, für eigen Weib und Kind. Der Kriegssoldat zieht ins Feld und kämpft, er weiß nicht für wen und nicht für was. Zudem,“ sagte er, „kann ein Stadtsoldat, wenn er nichts ungeschicktes begangen hat, mit Ehren sterben, wann er will. Unser einer muß sich schon drum todstechen lassen. Ich versichere euch,“ fuhr er fort, „ich und meine Feinde,“ er meinte die Strickreuter, „wir haben wenig Ehre davon, daß ich noch lebe.“ – Der Nagelschmied wurde über diese ehrenvolle Vergleichung so gerührt, daß er bei sich selbst dachte, einen so gütigen und herablassenden Arrestanten habe er noch nicht leicht transportirt, und der Frieder gieng immer mit großen Schritten voraus, um den Nagelschmied recht müde und trocken zu machen in der Sonnenhitze. „Darinn unterscheiden sich die Feldsoldaten von den

40 Stadtsoldaten,“ sagte er, „daß sie an einen weiten Schritt gewöhnt sind von dem Marsch.“ Abends um 4 Uhr, als sie in ein Dörflein kamen, und an ein Wirthshaus, „Camerad,“ sagte der Frieder, „wollen wir nicht einen Schoppen trinken?“ – „Herr Camerad,“ erwiderte der Nagelschmied, „was ihm recht ist, ist mir auch recht.“ Also tranken sie mit einander einen Schoppen, auch eine halbe Maß, auch eine Maß, auch  
45 zwei, und Brüderschaft ohnehin,“ und der Frieder erzählte immer fort von seinen Kriegsaffären, bis der Nagelschmied vor Schwere des Weins und Müdigkeit einschief. Als er nach einigen Stunden wieder aufwachte und den Frieder nimmer sah, war sein erster Gedanke: „Was gilts der Herr Bruder ist als gemacht vorausgegangen!“ Nein er stand nur ein wenig draussen vor der Thüre, denn der Frieder geht nicht leicht leer  
50 fort. Als er wieder herein kam, sagte er: „Herr Bruder der Mond will bald aufgehen. Wenns dir recht ist, so bleiben wir lieber hier über Nacht.“ Der Nagelschmied schläfrig und träge, sagte: „Wie der Herr Bruder meint.“ In der Nacht, als der Nagelschmied fest schlief und alle Töne aus dem Baß in den Diskant und wieder in den Baß durchschnarchte, der Frieder aber nicht schlafen konnte, stand der Frieder auf,  
55 visitirte für Zeitvertreib des Herrn Bruders Taschen, und fand unter andern das Schreiben, das wegen seiner dem Stadtsoldaten an den ZuchthausVerwalter war mitgegeben worden. Hierauf probirte er für Zeitvertreib des Herrn Bruders neue Monturstiefeln an. Sie waren ihm recht. Hierauf ließ er sich für Zeitvertreib durch das Fenster auf die Gasse herab und gieng des geraden Wegs fort, so weit ihm der Mond  
60 leuchtete. Als der Nagelschmied früh erwachte, und den Herr Bruder nimmer gewahr wurde, dachte er: „Er wird wieder ein wenig draussen seyn.“ Freylich war er wieder ein wenig draussen, und als er den Tag erlaufen hatte, im ersten Dorf, das ihm am Weg war, weckte er den Schulzen. „Herr Schulz es ist mir ein Unglück passirt. Ich bin ein Arrestant und der Stadtsoldat von da und da, der mich transportiren sollte, ist  
65 mir abhanden gekommen. Geld hab ich keins. Weg und Steg kenn ich nicht, also laßt mir auf gemeine Kosten eine Suppe kochen und verschafft mir einen Wegweiser in die Stadt ins Zuchthaus.“ Der Schulz gab ihm eine Bollete an den Gemeindswirth auf eine Mehlsuppe und einen Schoppen Wein, und schickte nach einem armen Mädchen. „Geh ins Wirthshaus, und zeige dem Mann der dort frühstückt, wenn er  
70 fertig ist, den Weg in die Stadt; er will ins Zuchthaus.“ Als der Frieder mit dem Mädchen aus dem Wald und über die letzten Hügel gekommen war, und in der Ebene von weitem die Thürme der Stadt erblickt hatte, sagte er zu dem Mädchen: „Geh jetzt nur nach Haus, mein Kind, jetzt kann ich nimmer verirren.“ In der Stadt bei den ersten Häusern fragte er ein Büblein auf der Gasse: „Büblein wo ist das Zuchthaus,“  
75 und als er es gefunden und vor den ZuchthausVerwalter gekommen war, übergab er ihm das Schreiben, das er dem Nagelschmied aus der Tasche genommen hatte. Der Verwalter las und las und schaute zuletzt den Frieder mit großen Augen an. „Guter Freund,“ sagte er, „das ist schon recht. Aber wo habt ihr dann den Arre-

stanten? Ihr sollt ja einen Arrestanten abliefern.“ Der Frieder antwortete ganz verwundert: „Ey, der Arrestant, der bin ich selber.“ Der Verwalter sagte: „Guter Freund, 80  
es scheint, Ihr wollt Spaß machen. Hier spaßt man nicht. Gestehts, Ihr habt den Arrestanten entwischen lassen! Ich seh es aus allem.“ Der Frieder sagte: „Wenn Sie es aus allem sehen, so will ichs nicht läugnen. Wenn mir aber Ihro Excellenz, sagte er zu dem Verwalter, einen Berittenen mitgeben wollen, so getrau ich mir den Vagabunden noch einzufangen. Denn es ist kaum eine Viertelstunde, daß er mir aus den Augen 85  
gekommen ist.“ „Einfältiger Tropf,“ sagte der Verwalter, „was nutzt dem Berittenen die Geschwindigkeit des Rosses, wenn er mit einem Unberittenen reiten soll. Könnnt Ihr reiten?“ Der Frieder sagte: „Bin ich nicht sechs Jahre Würtemberger Dragoner gewesen?“ – „Gut,“ erwiderte der Verwalter, „man wird für Euch ebenfalls ein Roß satteln lassen, und zwar für Euer eigen gutes Geld, ein andermal gebt Achtung, und verschaffte ihm in der Eile ein offenes Ausschreiben an alle Ortsvorgesetzte, auf daß, 90  
wenn er Mannschaft nöthig habe zum Streif. Also ritten der Strickreuter und der Zundelfrieder mit einander dahin, um den Zundelfrieder aufzusuchen, bis an einen Scheidweg. An dem Scheideweg sagte der Frieder dem Strickreuter, auf welchem Weg der Strickreiter reiten soll, und auf welchem er selber reiten wolle. „Am Rhein an der 95  
Fahrt kommen wir wieder zusammen.“ Als sie aber einander aus den Augen verloren hatten, wendete sich der Frieder wieder rechts, und machte mit seinem Ausschreiben in allen Dörfern Lärm, und ließ die Sturmglocken anziehen, der Zundelfrieder sey im Revier, bis er an der Gränze war. An der Gränze aber gab er dem Rößlein einen Vitzer und ritt hinüber. 100

So etwas könnte hier zu Land nicht passiren.

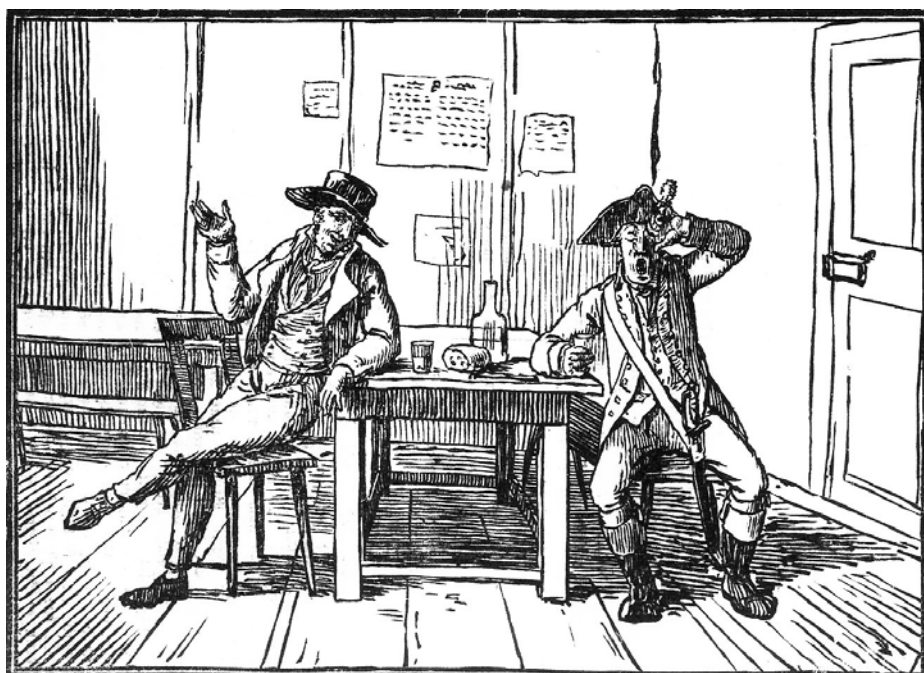


Abb. 67: Der berittene Zundelfrieder

205 DER COMET VON 1811.

Ohne Zweifel wird der geneigte Leser manchmal auch noch an den schönen Comet-Stern denken, der im Spätjahr 1811 den Himmel geziert hat, und es gern sehen, daß ihn der Hausfreund noch einmal will aufgehen lassen im Kalender.

5 Hat er nicht alle Nacht ausgesehen, wie ein heiliger Abendsegen, oder wie ein Priester, wenn er in der Kirche herumgeht und das Weihwasser aussprengt, oder zu sagen, wie ein vornehmer guter Freund der Erde, der eine Sehnsucht nach ihr hat, als wenn er hätte sagen wollen, ich bin auch einmal eine Erde gewesen, wie du, voll Schneegestöber und Gewitterwolken, voll Spitäler, und rumfordischer Suppenanstal-  
 10 ten und Kirchhöfe. Aber mein jüngster Tag ist vorüber und hat mich verklärt in himmlische Klarheit, und ich käme gern zu dir herunter, aber ich darf nicht, daß ich nicht wieder unrein werde an dem Blut deiner Schlachtfelder. Er hat nicht so gesagt, aber es schien so, denn er kam immer schöner und heller, je näher, immer freundlicher und fröhlicher, und als er sich entfernte, ward er wieder blaß und trübsinnig, als  
 15 ob es ihm selber zu Herzen gieng.

Fragt sich nun was hat der Comet bedeutet und was hat er auszuweisen gehabt? *Antwort:* Nichts als Gottes Allmacht, des Sternsehers Witz, einen reichen Herbst und einen langen schönen Nachsommer.

Schon am 26. März hat ihn ein französischer Sternseher in Vivieres in Frankreich ent-  
 20 deckt, als ein kleines fremdes Sternlein, noch in einer entsetzlichen Ferne, und gesagt: Es steht ein Comet am Himmel. Denn die *Franzosen* findens gleich, wenn etwas ist. Seit dieser Zeit kam er aus der Ferne heraus immer näher gegen die Sonne und gegen die Erde. Ungefähr in der Mitte des Septembers gieng er auf seinem Lauf am näch-  
 25 sten bei der Sonne vorüber, ungefähr in der Mitte des Oktobers war er am nächsten bei der Erde. Aber er war etwas weiter noch von der Erde entfernt, als die Erde selber von der Sonne ist.

Wär er aber 20 Wochen früher eingetroffen, so wäre er uns bis auf 8 Millionen Meilen nahe gekommen, und sein Licht hätte noch um zehnenmal heller geschienen. Vom 16. Oktober aber entfernte er sich wieder und zwar im November täglich  
 30 um 360,000 Meilen, im Dezember aber schon um 500,000 Meilen.

Ein geschwindes Gefährt, und wahrscheinlich doch kein leichtes. Man kann nicht recht sagen, wie groß die Cometen sind, weil ihr Körper in ihrem Lichtschein eingehüllt und verborgen ist. Nach der Ausrechnung eines Sternsehers in Dorpat wäre dieser 25,000 mal *größer* als die Erde, 1,448,000 mal größer als der Mond, und  
 35 nur etwas über 57 mal kleiner als die Sonne, und sein schöner strahlender Schweif, der doch auch mit mußte, hatte im September eine Länge von einer halben Million Meilen. Aber bei dieser Größe ist er doch selbst den Sternkundigen im Februar 1812 verloren gegangen, und der ihn erschaffen hat, weiß, wenn er wieder kommt. Wenn man demselben Sternseher glauben will, der ihn in Vivieres zuerst gesehen hat, so ist



es der nemliche Wunderstern, der im Jahr 1301 gestanden ist, weil beide einerlei Lauf hatten, und käme also ungefähr nach 510 Jahren wieder. Nach einer andern Berechnung aber braucht er wenigstens 3000 Jahre dazu. Aus diesem Unterschied aber ist zu schließen, daß man so eigentlich nicht sagen kann, wann er wieder kommt. 40

Aber jetzt weiß der geneigte Leser doch noch nicht was der Comet ist. Antwort: der Sternseher weiß es für ganz gewiß auch nicht. Was man an diesem theils nun herausgebracht, theils bestätigt gefunden hat, ist so viel, als folgt: 45

Erstlich: der Comet wird nicht allermåßen wie die Erde von der Sonne erleuchtet, sondern er hat in sich selber sein eigenes Licht. Diß ist auf folgende Art an den Tag gekommen. Wenn er von der Sonne erleuchtet wird, sagten die Sternforscher schon im August vorher, so muß er in der ersten Hälfte des Oktobers schon wieder an Helligkeit abnehmen, obgleich er gegen uns näher kommt, weil er sich weiter von der Sonne entfernt. Wenn er aber sein eigenes Licht in sich selber hat, so muß er noch in der ersten Hälfte des Oktobers an Helligkeit zunehmen, weil er näher zur Erde kommt, obgleich er sich weiter von der Sonne entfernt. Nun hat er sich aber im Oktober noch immer schöner und heller gezeigt und soll am 13ten sein schönstes Licht gehabt haben. 55

Zweitens, der Stern hatte nie einen reinen abgeschnittenen Umriß, etwa wie der Mond, sondern er löste sich an seinem Rand gleichsam in Dunst und Nebel auf. Er hat auch nie glänzend gestraht. Ja man will am 18. Oktober zwei gemeine Sterne, durch ihn hindurch gesehen haben, und daraus war zu erkennen, er ist nicht wie die Erde, ein fester und undurchsichtiger Körper, sondern er besteht aus einer lockern, wässerigen oder dünstigen und fast durchsichtigen leuchtenden Masse. 60

Drittens: durch seinen Schweif sah man noch deutlicher als durch ihn selbst andere Sterne hindurch schimmern, so daß er zu vergleichen war einem himmlischen Pfau, der statt der farbigen Augen Sterne auf den Federn hat. Aber es war kein eigentlicher Schweif, denn er fügte sich nicht hinten an ihn an, sondern es lag wie ein wandler Schleier um ihn herum, und wehte hinter ihm in die Nacht hinaus, bald heller, bald blasser, einmal etwas länger, dann wieder auf einmal kürzer, gewöhnlich mit zwei Enden aber auch mit drei und mit fünf, und es ist nicht zu zweifeln, daß es etwas von der Masse des Cometen selbst war, und in Lichtdunst aufgelöst unaufhörlich von ihm hinwegströmte, und es wollten Leute glauben, die Erde habe auch etwas davon bekommen, und schreiben dem Cometen den reichen Herbst und den schönen langen Nachsommer zu. Wer kann sich noch an so ein Jahr erinnern, wie das vergangene 1811 wo so viel ungewöhnliches sich ereignet hat? 70

Mit Blüthen war der Merz geschmückt, mit Blüthen der Oktober. 75

Als nach der Weinlese der Hausfreund und der Adjunkt an einem lauen Herbstabend nach Hause giengen, jedem Schritt begegnete eine Weinfuhr, bald eine vierräderige, bald eine zweibeinige, aus allen Wirthshäusern heraus sang schon der  
 80 Neue in luftigen Melodien, und der Adjunkt sang auch. Auf einmal ward er still und sagt: „Hausfreund, wißt ihr wie mir jetzt die ganze Erde vorkommt?“ Der Hausfreund fragte: „wie kommt sie euch vor?“ „Wie ein luftiges Wirthshäuslein, wo alles voll auf ist. Der Comet ist der ausgesteckte Strauß, und unser lieber Herr Gott wirthet.“ Der Hausfreund meinte, man müsse keinen solchen Spaß machen, aber der  
 85 Adjunkt sagte: „Ich mache keinen Spaß, es ist mein Ernst.“

Item es kamen im Oktober die Frühlingsblumen wieder. An manchen Orten blüthen die Bäume, ja die Reben, und setzten zum zweitenmal Früchte an, so daß der Frühling, der Sommer und der Herbst zu gleicher Zeit und neben einander feil hatten. Fremde Vögel aus warmen Ländern ließen sich sehen. Ja was will der geneigte Le-  
 90 ser weiter? Zu Türkheim im Elsaß, man darf den Ort nennen, ereignete sich den 16. Oktober ein Wolkenbruch und es regnete Kirschenwasser.

206 DER WOLKENBRUCH IN TÜRKHEIM.

Ein ehemalig guter Bekannter des Hausfreundes that im Oktober einen Streifzug auf Wein in das Elsaß. Wie er in Türkheim Abends in das Wirthshaus kommt, sitzt der Präsident da bei einem Schöpflein, und ißt zwei Bratwürste, eine nach der andern.  
 5 „Herr Präsident,“ sagte der gute Bekannte, „treff ich euch hier an? Eher hätte ich des Himmels Einfall vermuthet.“ Der Präsident lächelt, und sagte: „Es ist alles möglich.“ Sie bleiben beisammen, diskuriren allerlei miteinander, trinken auch allerlei mit einander, gehn mit einander in das Schlafgemach, jeder in ein Bett apart. Das Bett des guten Freundes hatte einen Umhang. Früh gegen Tag, wenn man anfängt sich zu stre-  
 10 cken, stemmte er sich mit den Füßen gegen das untere Brett der Bettlade. Das Brett gab nach, der Betthimmel gab auch nach. Ein Paar Bretter, ein Haspel, zwei Paar Schuh etc. Brastbergers Predigtbuch und eine große Flasche voll Kirschenwasser stürzten herunter. Aber die Flasche zerbrach unterwegs an dem Haspel und übergöß den guten Bekannten mit Kirschenwasser und Glasscherben. „Herr Präsident kommt  
 15 mir zu Hülfe!“ – „Was ist euch gegenet?“ fragte der Präsident. – „Ich glaube der Himmel der über dem Bett ist, sey eingefallen.“ Da lachte der Präsident, und sagte: „Es kommt mir auch so vor. Die Wolken hängen auch bis aufs Deckbett herunter. Sie sind von Tannenholz. Hab ich euch nicht gesagt, es sey alles, möglich?“

Was aber sonst noch von den Cometen gesagt werden könnte, das steht ge-  
 20 schrieben in dem Jahrgang des Kalenders 1810 und kann wieder kommen auf 1817, denn die Cometen halten in dem Calender einen Zeitlauf nur von sieben Jahren.

An vielen Orten pflegen die Mütter aus altem zerfressenem Holz das sogenannte Wurmmehl zu sammeln und herauszukratzen, auf daß, wenn die Kindlein in der Wiege sich aufliegen oder sonst wund werden, so bestreut man ihnen damit die wundgewordnen Stellen, und verschafft ihnen Linderung. Das wäre nun freilich gut, 5  
aber es gibt noch etwas Besseres.

Denn erstlich so kann man das Aufliegen und Wundwerden der Kinder gar oft verhüten, daß es gar nicht kommt, wenn man sie fleißig am ganzen Körper wascht, wenn man ihr Bettlein so reinlich hält, als möglich, und sie nicht länger in der Wiege liegen läßt, als zu ihrer Ruhe und Pflege nöthig ist. Reinlichkeit ist in allen 10  
Dingen für die Gesundheit der Meister. Zweitens und wenn sich diß Wundwerden nicht verhüten läßt, so ist das Wurmmehl noch nicht das zuträglichste Mittel dagegen. Denn das Wurmmehl ist noch nicht fein genug, für den zarten empfindlichen Körper eines solchen Kindes. Ein ungeschickter Wurm kann nicht so fein mahlen. Hiernach ist das Wurmmehl auch nicht reinlich genug, sondern es ist meistens mit 15  
Staub, mit kleinen Holzsplitterlein und mit den Unreinigkeiten des ekelhaften Wurms selbst vermischt, und anstatt dem armen Kind zu helfen, verursacht man ihm oft nur größeres Uebel. Leute die auf eine Kleinigkeit nicht zu sehen haben, gehen daher lieber in die Apotheke und kaufen für ein Paar Kreuzer *Streumehl*, sonst auch einfältiger Weise *HexenMehl* genannt. Dieses allein ist fein, rein und heilsam, denn es 20  
hats kein Wurm gemahlen und bereitet, auch nicht des Apothekers Hand, er läßt bleiben, auch keines Menschen Hand, auch keine Hexe, sondern es kommt aus den reinen gütigen Händen der Natur selbst, und der Apotheker verkaufts nur. Nun wäre es keine Sache, wenn man sagte: „Mutter, laß dich ein Paar Kreuzer für ein Schächtlein voll Streumehl um deines zarten Kindes willen nicht reuen, wenn du es hast, und spar' es lieber an dir selber wieder!“ Aber der Hausfreund weiß andern Rath. Er kann 25  
vielen von seinen Lesern mit einem beträchtlichen Vorrath davon unentgeltlich aus- helfen, und bietets hiermit an. Der Apotheker hört's nicht gern.

Es kommt nemlich dieses Streumehl von einer Pflanze, die überall in trockenen und bewachsenen Wald- und Heidegegenden vorkommt, und an verschiede- 30  
nen Orten ungleiche Namen hat, als da sind *Bärlappe*, *SanktJohannesgürtel*, *Drudenfuß*, *Wolfsklaue*, *Teufelsklaue*, *Neunheil* und so weiter. In der Gegend von Hausen zum Exempel auf dem Alzebühl, an dem Plassberg, im Wagengesper hat sie der Hausfreund in seiner Kindheit oft gesehen und um den Leib herumgegürtet, hernachmals auch in Brassenheim und in Segringen. Sollte aber der Leser dieses Gewächs an kei- 35  
nem von obigen Namen erkennen können, so sieht es eben deswegen ganz kurios und nicht wie andere Kräuter aus, damit man es desto sicherer beschreiben kann. Es hat nemlich einen gelblich grünen Stengel der sich mit seinen Aesten nicht in die Höhe treibt, sondern unter dem Graß und Laub links und rechts wie ein dünner

40 Strick oder eine dicke Schnur auf dem Boden liegend fortwindet, immer neue Würz-  
lein in die Erde hineintreibt, und ringsum mit viel tausend kleinen spitzigen anlie-  
genden Blättlein, als wie mit Schuppen umgeben ist. Der geneigte Leser fängt schon  
an, etwas zu merken. „Nicht wahr,“ sagt er, „im Sommer steigen aus dem Winkel der  
Aeste gerade, aufrecht stehende Stiele 3 bis 5 Zoll lang in die Höhe und auf jedem  
45 sitzen zwei auch drei kleine runde Aehren oder Würstlein, und man kann oben an ih-  
nen sehen, wo sich das Gewächs unter dem Gras und Laub hinwindet?“ – Ganz rich-  
tig! – „Und die Würstlein sind anfänglich auch mit fest anliegenden kleinen Blättlein  
oder Schuppen rings umgeben, aber im Spätjahr gehn die Blättlein oben los, und die  
Aehre öffnet sich in eben so viel kleine Fächlein?“ Ganz richtig! Und nun ist alles klar,  
50 und in diesen offenen Fächlein liegt alsdann das reife Streumehl oder sogenannte He-  
xenmehl, das der Hausfreund anbietet. Wers ihm abnehmen will, thut am besten,  
man gibt im Sommer Achtung, wo solche Pflanzen zu finden sind, und im Septem-  
ber oder Oktober früh Morgens, wenn die Würstlein noch feucht vom Nachtduft  
find, schickt man ein Paar Kinder hinaus, oder geht selber. Einer Mutter wird für ihr  
55 Kindlein kein Gang zu sauer. Hernach schneidet man mit einer Scheere die Aehren  
ab, und tragt sie sorgfältig heim. Daheim legt man sie auf ein Papier, läßt sie dürr  
und trocken werden, schüttelt alsdann das Mehl heraus, und hebt es zum Gebrauch  
gut auf.

Der Hausfreund hat allemal eine stille Freude, wenn er bedenkt, wie die Ein-  
60 wohner auf dem Land und in den luftigen Thälern so manches umsonst haben kön-  
nen, wenn sie wollen, was man in der Stadt bezahlen muß und oft für theures Geld  
nicht haben kann, als Bohnen, Kirschen, Habermark, Himbeeren und Heidelbeeren  
genug, kühles Wasser, item Gesundheit, item Zufriedenheit, item Kurzweil, item  
Streumehl für die armen Kinder.

## 208 RETTUNG VOM HOCHGERICHT.

Eines Tages sagte zu sich selbst ein einfältiger Mensch: „dumm bin ich; wenn ich  
mich nun auf pfiffige Streiche lege, so wird kein Mensch vermuthen, daß ichs bin.  
Also legte er sich aufs Stehlen. Aber schon nach dem ersten Diebstahl wurde er als der  
5 Thäter entdeckt und überwiesen, weil er die goldne Uhr die er gestohlen hatte, selber  
trug, und alle Augenblicke herauszog. Einige Rathsherrn meinten, man könnte wegen  
seiner Einfalt etwas glimpflicher mit ihm verfahren, als mit andern, und ihn auf ein  
Jahr oder etwas ins Zuchthaus schicken. „So?“ sagten die andern, „*ists nicht genug, daß*  
*so viele verschmitzte Halunken das saubere Handwerk treiben? Soll man für die dummen*  
10 *auch noch Prämien aussetzen, damit alles stiehlt,*“ und sechs gegen fünf sagten. Er muß  
an den Galgen. Auf der Leiter, als ihm der Henker den Hals visitirte, sagte er zu ihm:

„Guter Freund, ihr habts ziemlich dick da herum sitzen, noch dicker, als hinter den Ohren. Fast hätt ich einen längern Strick nehmen sollen.“ Denn wirklich war dem armen Schelm das Kinn ziemlich stark mit dem Hals verwachsen, und als der Henker den Strick ohnehin ungeschickt angebracht hatte und den armen Sünder von der Lei- 15 ter hinabstieß, glitschte dieser mit dem Kopf aus der Schlinge heraus und fiel unversehr herab, auf die Erde. Einige Zuschauer lachten, aber der größte Theil erschrack und that einen lauten Schrei, als ob sie fürchteten, es möchte dem Malefikanten, den sie doch wollten sterben sehn, etwas am Leben schaden. Aber der Henker stand einige Augenblicke, wie versteinert oben auf dem Seigel, und sagte endlich: „So etwas ist 20 mir in meinem Leben noch nie passiert.“ Da sagte der Malefikant unten auf der Erde kaltblütig und mit gequetschter Stimme: *Mir auch nicht,*“ und alle die es hörten, vergaßen die Ernsthaftigkeit einer Hinrichtung, und daß auf dem Weg über das Hochgericht ein armes verschuldetes Gewissen an seinen ewigen Richter abgeliefert wird, und mußten lachen. Der Blutrichter selber hielt das Schnupftuch vor den Mund, und 25 sah auf die Seite. Die glimpflichern Rathsherrn aber ermahnten die strengern: „Laßt jetzt den armen Ketzer laufen. Am Galgen ist er gewesen, und mehr habt ihr nicht verlangt, und Todesangst hat er ausgestanden.“ Also ließen sie den armen Ketzer laufen.

## 209 DER SCHIMMEL. (MIT EINER ABBILDUNG.)

Was gilts, der geneigte Leser, wenn er hieneben die Abbildung ansieht, so denkt er: „das ist eine Geistergeschichte!“ – Nichts nutz! – Der Herr in der weissen Gestalt den man für den Geist ansieht, hat Fleisch und Blut, wie andere Menschen hie zu Land. Die Mägdlein lassen sich von ihm küssen, und gern, und reiten kann er im Gallop 5 und Trab, trotz einem. Ist er nicht selbigen Abend auf seinem eigenen stattlichen Schimmel vor einem Wirthshaus angeritten, ich will nicht sagen wo, und „Herr Posthalter,“ sagte er, „kann ich hier über Nacht bleiben?“ Der Posthalter erwiederte: „Was Euer Gnaden befehlen.“ Also speißte er zu Nacht, verliebte sich in eine Bouteille Klingenbergers und ging ins Bett. Während er im ersten Schlaf war, fuhr eine Kutsche 10 nach der andern vorbei, und wechselte die Pferde. Endlich weckte der heranfahrende Postwagen sein Spitzhündlein zum Bellen und das Spitzhündlein weckte ihn, und er wollte nicht gleich wieder einschlafen, denn der Vollmond leuchtete freundlich in die Schlafstube hinein, und die Kühle der Nacht kam erquicklich vom Thurmberg her durch die offenen Fenster. „Was fangen wir jetzt an,“ sagte der eine Postknecht zu seinem 15 Camerad, „es fehlt uns ein Roß, und in der ganzen Stadt liegt alles im Bett.“ Der Camerad sagte: „*Spann den Schimmel ein!*“ Der Herr im Bett dachte: „Wills Gott nicht meinen.“ – „*Er merkts nicht,*“ fuhr der Camerad fort. Der Herr im Bett dachte:

„freilich merkt ers“ und fuhr wie eine brennende Rakete aus dem Bett und hinter  
20 das Fenster um im Mondschein zu sehen, was geschehen will. „*Bis er aufsteht, bist du  
schon lang wieder da,*“ fuhr der Camerad fort. Der Herr hinter dem Fenster dachte:  
„Nein, er ist schon auf, und kommt eh du fortgehst.“ Indem gieng der Postknecht in  
den Stall, um den Schimmel zu holen, aber es war nicht der Schimmel des Herrn ge-  
meint, der hinter dem Fenster steht, sonder der Posthalter hatte auch einen im Stall,  
25 der aber den Fuß übertreten hatte, und der Posthalter hatte dem Knecht befohlen,  
ihn ein Paar Tage zu schonen, bis er wieder hergestellt sey. Deswegen sagte der Came-  
rad zum Postknecht: „Er merkts nicht, und bis er aufsteht, bist du schon lange wieder  
da.“ Als aber der Herr hinter dem Fenster sah den Postknecht nach dem Stall gehn,  
sprang er wie er war, ohne Kleidung, ohne Schuhe und Stümpfe, blos in ein Paar lei-  
30 nern Unterhosen, wie er aus dem Bette gekommen war, auf die Straße hinab. „Wie?  
Was? Wer untersteht sich den Schimmel anzuspannen? Wer will todtgeschossen  
sey?“ Der Camerad des Postknechts sagte: „Guter Herr, Ihr habt den Nachtnebel,  
oder sonst einen, geht Ihr wieder in Euer Bett, und laßt uns gewähren.“ Unterdessen  
brachte der Postknecht den Schimmel angeschirrt, und stellte ihn vor die Deichsel, so  
35 daß der Herr ganz desperat wurde. „Meinen Gaul sollt ihr nicht anspannen, und so  
und so.“ Der Camerad des Postknechts sagte endlich: „Himmel Stern Batallion! Jetzt  
macht, daß Ihr fortkommt! Was bekümmern wir uns um Euern Gaul!“ – „So! Ihr  
Galgenstricke,“ sagte der Herr, „ich will euch zeigen, daß ihr euch um meinen Gaul  
zu bekümmern habt.“ Das Spitzhündlein nahm auch Antheil an dem Gespräch, und  
40 es kam zu ein Paar harten Redensarten, die man besser mit den Ellenbogen und Fäus-  
ten als mit den Fingern abschreiben und wieder erzählen kann, bis zuletzt der Posthal-  
ter herauskam, und fragte: „Was gibts da?“ Da riefen der Herr und die Postknechte  
fast unverständlich durcheinander, „wie die Spitzbuben da den Schimmel vor den  
Postwagen spannen wollten, und wie der kuriose Herr da nicht leiden wolle, daß sie  
45 den Schimmel vor den Postwagen spannen, und es sey doch kein ander Roß mehr da,  
und alle Leute in der Stadt liegen im Bett.“ Da konnte der Posthalter das Lachen fast  
nicht verwehren. „Gnädiger Herr,“ sagte der Posthalter, „das ist nicht Ihr Herr  
Schimmel! Ihr Herr Schimmel wird unangefochten im Stall stehen; es ist mein eige-  
ner und er hat seit ein Paar Tagen einen krummen Fuß. Sehen Sie da! Aber aus der  
50 Noth muß man eine Tugend machen.“ Da sagte der Herr: „Ja so! Wenn das ist!“ und  
gieng ganz still und betuches wieder in sein Bett. Dißmal, dachte er, bin ich ein cu-  
rioser Herr gewesen. Wenns nur nicht bekannt wird! –

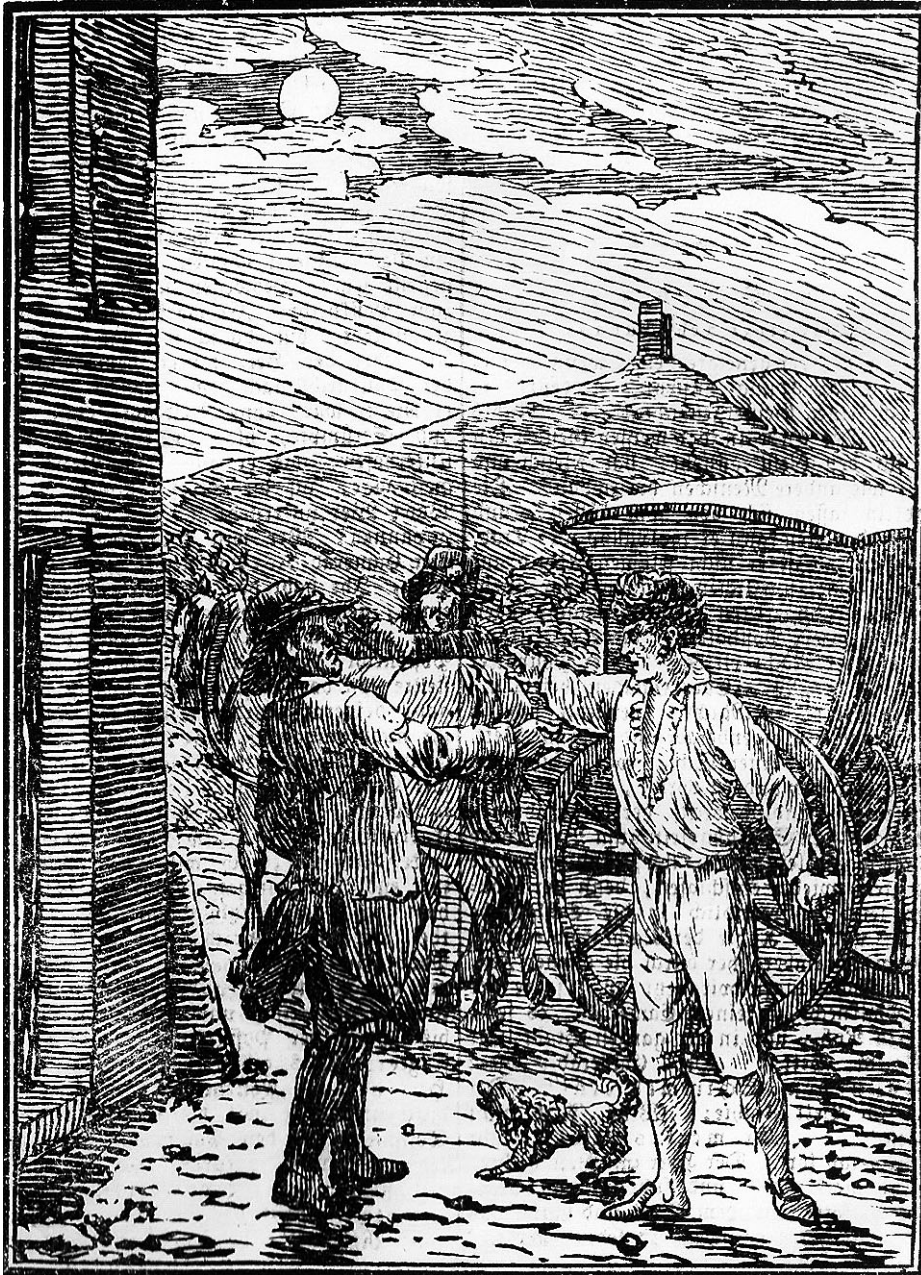


Abb. 68: Der Schimmel

210 DIE TREUE UND IHR DANK. (MIT EINER ABBILDUNG.)

Schon viel Wohlthat und Segen ist von dem glorreichen Thron ausgegangen, auf welchem einst Maria Theresia und Joseph der Zweite saßen. Aber Kaiser Franz der Zweite, Josephs Neffe und Zögling, bleibt auch nicht zurück. Hat er nicht vor kurzer Zeit eine neue *GesindeOrdnung* für die Stadt Wien ausgeben lassen, und zehen Belohnungen, jede zu Einhundert und Fünfzig Kaisergulden für eben so viel männliche oder weibliche Dienstboten ausgesetzt, welche Beweisthum ablegen können, daß sie fünf und zwanzig Jahre lang mit unbescholtener Ehrlichkeit und Treue gedient haben, und

in dieser Zeit zehn Jahre lang hintereinander in einem und dem nemlichen Dienst.  
 10 Im Monat Mai des Jahres 1811 wurden zum erstenmal diejenigen aufgefordert, sich  
 zu melden, welche sich getrauen konnten, sie seyen der Belohnung werth. Mancher  
 Leser denkt: Es werden nicht viel gekommen seyn.

*Doch!* Geneigter Leser! Es sind siebenhundert und ein und fünfzig gekom-  
 men, und mehr als zweihundert von ihnen haben nicht nur fünf und zwanzig Jahre,  
 15 sondern auch dreißig, aber auch ihre vierzig und fünfzig Jahre und drüber fromm in  
 ihrem Wandel und treu in ihrem Dienste ausgehalten. Das ist ein Respekt. Die Wahl  
 that weh, unter so viel achtungswerthen Menschen. Aber folgende zehen, der Haus-  
 freund will keinen verheimlichen, sind für die würdigsten erachtet worden:

1) *Johannes Brenner*. Er diente nur bei zwei Herrschaften, bei der ersten, fünf  
 20 und zwanzig, bei der andern dreißig, in allem fünf und fünfzig Jahrlein, ohne Vor-  
 wurf und ohne Tadel, und ist darüber fünf und siebenzig Jahre alt geworden. Macht  
 er nicht ein Gesicht, als wenn er schon das Sprüchlein hörte: „Du frommer und ge-  
 treuer Knecht, bist über Wenigem treu gewesen, ich will dich über viel setzen. Gehe  
 ein zu deines Herren Freude.“

2) *Adelbert Hamelton*. Acht und sechzig Jahre alt, ohne Vermögen, Vater von  
 25 vier unversorgten Kindern, ist zwei und vierzig Jahre lang im nemlichen Dienst gewe-  
 sen, als er die Belohnung des Kaisers empfing, und sagt: „Ich habe noch nie gesehen  
 den Gerechten verlassen, oder seinen Samen nach Brod gehn.“

3) *Anton Cares*. Diente schon sieben und dreißig Jahre in einem fort bei dem  
 30 Herrn VicePräsident von Sommerfels, und der Herr Präsident sagt: „er sey ihm noch  
 nicht feil.“

4) *Polixena Imhoferinn*. Ist seit fünf und fünfzig Jahren in Diensten, und hat  
 sechs und vierzig Jahre davon in dem nemlichen Hause mit unbescholtner Treue zu-  
 gebracht. Sie ist dort ganz wie daheim und sagt: „sie könnt's an einem andern Ort  
 35 nimmer aushalten.“

5) *Mariane Wurminn*. Diente sieben und funfzig Jahre in dem nemlichen  
 Haus, zuerst als Stubenmagd, darnach als Kindsmagd, darnach als Köchin, jetzt wie-  
 der als Stubenmagd, bis ins vier und achtzigste Jahre ihres Lebens. „Bleibe treu, bis in  
 den Tod, so will ich dir die Krone der Ehren geben.“

6) *Magdalena Zotterinn*. Sie hatte in acht und fünfzig Jahren nur drei Herr-  
 40 schaften und stand bei der letzten schon seit ein und dreissig Jahren.

7) *Marianna Radin*. Kränklich und gebrechlich, dient fünf und fünfzig Jahre  
 in dem nemlichen Hause, um dürftigen Lohn. „Ich will dich tragen bis ins Alter und  
 bis du grau wirst. Ich wills thun. Ich will heben, tragen und erretten“.

8) *Therese Höflingerin*. Ist seit acht und fünfzig Jahren Dienstmagd in dem  
 45 nemlichen Hause gewesen, hat geholfen die Kinder groß und fromm erziehen, und  
 war seit zwölf Jahren die treue Pflegerin einer kranken Frau.



9) *Elisabeth Obentraufn.* Wem dient die schon sieben und dreißig Jahre? Einem dürftigen, an einem Auge blinden, gichtkranken Mann, und ist seine einzige treue Stütze. 50

10) *Rosalie Swoboda.* Sie hat in neun und zwanzig DienstJahren ihre Herrschaft, eine jetzige Witwe, wohlhabend und arm gesehen. Als die Witwe den Mann verloren hatte, und arm wurde, und doch ohne Pflege nicht mehr leben konnte, sagte Rosalie Swoboda: „Ich verlasse euch nicht.“ Auch fragt sie weiter nicht, „wann bekomm ich meinen Lohn?“ sondern sucht durch Arbeiten für andere Leute außer dem Hause so viel neben her zu verdienen, daß sie ihrer Herrschaft auch noch ein wenig Gutes davon thun kann. Es wird alles seyn, ob die gute Seele nicht ihre hundert und fünfzig Gulden mit der armen Witwe theilt. 55

Diese drei *Nro.* 8. 9. und 10., besonders die letzte, wenn man sie recht drum beschaut, scheinen auch schon ein Sprüchlein von weitem zu hören: „Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters! Ich bin arm oder krank gewesen, und ihr habt mich gepflegt.“ 60

Diß sind die zehen gottesfürchtigen Dienstboten, welchen der Kaiser zur Erkenntlichkeit für ihre Rechtschaffenheit und Tugend zusammen eintausend fünfhundert KaiserGulden hat ausbezahlen lassen, und wer war dabei? Der Viertelsmeister und der Stadtbote von Wien? Nichts nutz! Aber S. Hochwohlgeboren der Herr Staatsrath von Lorenz, Se. Excellenz der Herr VicePräsident von Sonnenfels, Ihre Excellenz und Hochgeboren, die Frau Gräfin Mariane von Dietrichstein, im Namen der adelichen Frauen, Sr. Hochfürstliche Gnaden, der Fürst Erzbischof von Wien, viel Abgeordnete von allen Ständen, und noch Einer, den man nicht sehen kann. Denn Ehre und Gottes Dank geht noch über Geld. 70

Jetzt weiß ich, was der geneigte Leser zu diesem allen denkt. Er denkt: „So sollts an andern Orten auch seyn. Wer weiß, so bekäme man auch besseres Gesinde. Antwort: das ist so absolut just nicht nöthig. Vielmehr der Hausfreund hat schon gedacht: Wenns an ihm wäre der Kaiser zu seyn, ob er nicht schier auch eine Belohnung für Herrschaften aussetzen wollte, die gegen ihr Gesinde sich so betragen, daß es zehen Jahre lang bei ihnen aushalten kann. Halte du deine Dienstboten in Ehren und sey gütig gegen sie, denn sie sind auch mit Liebe und Thränen groß gezogen worden. Versorge sie christlich in Nahrung, Kleidung und Arbeit. Schone und pflege sie in der Krankheit! Sey nachsichtig oder streng gegen ihre Fehler, nachdem sie sind, ohne Scheltworte und ohne Fluch, und laß sie auch sonst ein wenig merken, daß du Gott fürchtest und die Menschen liebest. Das ist noch mehr, als hundert und fünfzig Gulden werth, und wird dir mehr als für hundert fünfzig Gulden Segen ins Haus und ins Herz bringen, meint seines Orts der rheinländische Hausfreund. Denn die Gottesfurcht hat sich noch nicht überall von den armen und geringen Menschen geschieden und bey den reichen und vornehmen einquartiert. Vielmehr, sie hat sich schon 85

an manchem Ort vor dem Reichthum und Uebermuth der Herrschaften in das Herz und in das Kämmerlein ihrer Dienstboten geflüchtet.



Abb. 69: Die Treue und ihr Dank

211 DIE BERÜHMTE SCHLACHT DER MARKOMANNEN.

Der geneigte Leser wird eine Freude daran haben, und sich etwas darauf einbilden, daß er in seinem Calender zum erstenmal eine ganz neue Zeittafel findet, welche statt der Sündfluth und statt der Errichtung der assyrischen Monarchie, die merkwürdigsten Begebenheiten der vaterländischen Geschichte von den ältesten Zeiten an ausweist, und in keinem andern Calender zu finden ist. Wer den Hausfreund nicht besitzt, hat keine Wahl. Wenn er etwas wissen will, muß er dem geneigten Leser gute Worte geben. Damit nun derselbe mit Red und Antwort nie stecken bleibt, und mit guter Gelegenheit selber erfährt, was ihm zu wissen vielleicht angenehm ist, so sollen von nun an alle diese Begebenheiten in dem Calender nach und nach umständlicher beschrieben werden.

Der Hausfreund bezahlte jetzt freilich hundert Thaler gern, wenn er vor eintausend achthundert und achtzig Jahren schon einmal zwischen dem Schwarzwald und dem Rheinstrom gelebt hätte, und jetzt wieder sagen könnte, wie alles damals ausgesehen hat. Fast alle Berge und luftigen Hügel waren bis an die Ebene hinab mit Eichen und Tannen, die Thäler mit Erlen bewachsen. Der Rhein und die wilden

Waldströme, damals viel größer und reissender als jetzt, hatten von einem Berg zum andern freien Lauf. Kein Faschinat, keine Brücke, und es gehörte manches Jahr und manche fleißige Hand dazu, bis unter unaufhörlichen Kriegszeiten, die Landschaft ihre jetzige Gestalt gewann, von einer Gränze zur andern prangend mit Weinbergen, fruchtbaren Saatfeldern und braven Wirthshäusern. Wildes Gethier das man jetzt nicht mehr sonderlich kennt, hauste und horstete in den Wäldern, auf den Felsen, in den Höhlen, und Völkerschaften andern Namens theilten mit ihnen die Erzeugnisse des Landes und das Leben; im Unterland die Vangionen, Nemeter, Tribocker, vom Bodensee herab die Lotobriger und Tulinger, im Schwarzwald, die Ortenau und das Breisgau hinauf über den Schiengener Berg, Markomannen, Ehrenvest hieß ihr König; ein ungeschlachtet und raues Geschlecht, aber noch nicht unsere Stammväter von deren Blut wir abstammen. Ihre Kleidung waren Felle. Ihre Wohnung selbst gemachte Hütten, ihre Beschäftigung Viehzucht und Jagd. Noch gieng kein Pflug ins Feld. In Utzenfeld stand noch keine Mühle. Kein Hausfreund fuhr mit der Dotnauer Diligence über den Castel. Es läutete noch kein Glöcklein in die Kirche und kein Tambour trommelte zur Parade. Aber ein unruhiger kriegerischer Geist wohnte in allen Herzen.

Zwei überrheinische Völker, in dem jetzigen Frankreich, damals Gallia genannt, führten miteinander blutige Kriege; die Anduer und die Sequaner begiengen einen dummen Streich; nemlich sie riefen den König Ehrenvest zu Hülfe. Der König ließ sich nicht zweimal rufen. Er gieng mit fünfzehntausend Mann über den Rhein, und aus den fünfzehntausend wurden hundert und zwanzigtausend, und die Anduer mußten den Deutschen gewonnen geben, aber die Sequaner auch. Denn das Land gefiel den Deutschen wohl, und ein Markomann sah den andern an, und sagten: „Wollen wir nicht da bleiben?“ Also bleiben sie dort, bis ins 14te Jahr, und wollten noch immer mehr nachkommen, und der Sequaner sah den Anduer auch an, und sagte: „Wir hätten uns fast ringer mit einander verglichen. Endlich suchten die Anduer Hülfe bei dem römischen Feldherrn Cajus Julius Cäsar, welcher selbiger Zeit mit einem tapfern und wohlgeübten römischen Kriegsheer in der Nähe stand, und Cäsar ließ sich auch nicht zweimal bitten, sondern er wollte den Deutschen befehlen: „Ihr sollt keine von euern Landsleuten mehr über den Rhein kommen lassen. Geht lieber selber heim.“ Aber der Deutsche sagte: „Wißt ihr was? Ihr habt uns nichts zu befehlen.“ Also kam es zu einer Schlacht nicht weit von Mömpelgard. Aber die wilde deutsche Kraft konnte gegen die geschlossenen Reihen und Glieder und gegen die römischen Waffen und Kriegskunst nichts anhaben. Sie wurden geschlagen, zuerst auf dem linken hernach auf dem rechten Flügel. Alles floh gegen den Rhein. König Ehrenvest band am Ufer ein Schiflein los, und brachte mit Mühe sein Leben wieder an das diesseitige Gestade, man glaubt zwischen Crenzach und Wiehlen. Wenige von seinen Landsleuten hatten vom nemlichen Glück zu sagen. Die meisten wurden auf

der Flucht von den römischen Reutern zusammengehauen. Zwei Weiber des Königs kamen um. Eine Tochter wurde ihm getödtet, eine gefangen genommen. Diß ist die berühmte Schlacht der Markomannen mit dem römischen Feldherrn Cajus Julius Cäsar, 58 Jahre vor Christi Geburt. Der Handel fängt nicht gut an.

60 Denn nach der mörderischen Schlacht vermehrten sich die Römer immer mehr an dem jenseitigen Rheinufer, und befestigten daselbst ihre Herrschaft, und die Markomannen und ihre Nachbarn disseits machten schlechte Geschäfte. Nach und nach verödete sich das Land, was noch da war zog davon, den Römern aus den Augen und viele Jahre lang vom Bodensee bis an den Isteiner Klotz, von Istein bis an die  
65 Kinzig, von der Kinzig bis an den Neckar brannte kein Feuer mehr auf einem Heerd, kein Mensch begegnete dem andern.

Als aber die Gallier jenseits Rheins an dem schweizerischen und Elsässer Ufer lange hinüber geschaut hatten, in die menschenleere Gegend, mancher von ihnen hatte nicht viel zu beißen und zu nagen, da zogen viele von ihnen herüber mit Sack  
70 und Pack und siedelten sich an; mehrere folgten nach, wie heut zu Tag arme Leute nach Polen und Rußland oder in die neue Welt auswandern, und die Landschaft bekam nach und nach ein Aussehen, als wenn noch etwas draus werden könnte. Aber die Römer, stets begierig, ihre Herrschaft auszubreiten, als sie auch sahen, daß aus der Landschaft etwas werden konnte und schon war, zogen sie ebenfalls herüber mit  
75 Schild und Schwert, mit Zimmerleuten und Maurern, machten sich das Land bis an den Main hinab und weit in Schwaben hinein unterthan und steuerbar, befestigten es durch Wälle, Thürme und Schlösser, und verschönerten es durch Straßen, Wohnplätze und Bäder, also daß mancher schöne Ort der noch steht, ohngefähr in diesem Zeitlauf seinen ersten Ursprung bekam, als Constanz, Pfullendorf, Badenweiler, Sulz-  
80 burg mit einem Castell oder Schloß auf dem jetzigen Castelberg, Stadt Baden, Durlach, Pforzheim, und andere. An manchen Orten sieht man noch die letzten Ueberreste von altem römischen Bau, heidnische Götzenbilder und Altäre. Aber schon mancher Schnee ist darauf gefallen – in mehr als anderthalb tausend Jahren. Ueber manche Stätte geht schon Jahrhunderte lang der Pflug. Schon mancher Rausch ist seitdem  
85 auf den Bergen gewachsen, wo die römischen Kriegsschlösser standen. Also waren die Welteroberer, die Römer, 200 Jahre lang nach Christi Geburt im ruhigen Besitz des Landes bis ein neues deutsches Volk, die Allemannen einbrachen, von welchen im künftigen Jahrgang der geneigte Leser ein mehreres erfahren wird.

## 212 DER GROSSE SCHWIMMER.

Vor dem leidigen Krieg, als man noch unangefochten aus Frankreich nach England reisen und in Dover ein Schöpplein trinken, oder Zeug kaufen konnte zu einem

Westlein, gieng wöchentlich zweimal ein großes Postschiff von Calais nach Dover durch die Meerenge und wieder zurück. Denn dort ist das Meer zwischen beiden 5  
Ländern nur wenige Meilen breit. Aber man mußte kommen, eh' das Schiff abfuhr, wenn man mitfahren wollte. Diß schien ein Franzos aus Gaskonien nicht zu wissen, denn er kam eine Viertelstunde zu spät, als man schon die Hühner einthat in Calais, und der Himmel überzog sich mit Wolken. „Soll ich jetzt ein Paar Tage hier sitzen bleiben, und Maulaffen feil haben, bis wieder eine Gelegenheit kommt? Nein, dachte 10  
er, ringer, ich gebe einem Schiffsmann ein 12 Sousstücklein und fahre dem Postschiff nach.“ Denn ein kleines Boot fährt geschwinder als das schwere Postschiff und holt es wohl ein. Als er aber in dem offenen Fahrzeuge saß, „wenn ich daran gedacht hätte,“ sagte der Schiffmann, „so hätt' ich ein Spanntuch mitgenommen;“ denn es fieng an zu tröpfeln, aber wie? In kurzer Zeit strömte ein Regenguß aus der hohen Nacht her- 15  
ab, als wenn noch ein Meer von oben, mit dem Meer von unten sich vermählen wollte. Aber der Gaskonier dachte: „das gibt einen Spaß.“ – „Gottlob,“ sagte endlich der Schiffsmann, „ich sehe das Postschiff.“ Als er nun an demselben angelegt hatte, und der Gaskonier war hinaufgeklettert und kam mitten in der Nacht und mitten im Meer auf einmal durch das Thürlein hinein zu der Reisegesellschaft die im Schiff saß, 20  
wunderte sich jeder wo er herkomme, so spät, so allein und so naß. Denn in einem solchen Meerschiff sitzt man wie in einem Keller und hört vor dem Gespräch der Gesellschaft, vor dem Geschrei der Schiffsleute, vor dem Getöse, vor dem Rauschen der Segel und Brausen der Wellen, nicht was draußen vorgeht, und keinem dachte das Herz daran, daß es regnete. „Ihr seht ja aus,“ sagte einer, „als wenn ihr wäret gekiel- 25  
holt, das heißt, unter dem Schiff durchgezogen worden.“ – „So? Meint ihr,“ sagte der Gaskonier, „man könne trocken schwimmen? Wenn *das* noch einer erfindet, so will ich's auch lernen, denn ich bin der Bote von Oleron, und schwimme alle Montage mit Briefen und Bestellungen nach dem festen Lande, weil's geschwinder geht. Aber jetzt hab ich etwas in England zu verrichten. Wenns erlaubt ist,“ fuhr er fort, „so will 30  
ich nun vollends mitfahren, weil ich euch glücklicher Weise angetroffen habe. Es kann den Sternen nach nimmer weit seyn nach Dover.“ – „Landsmann,“ sagte einer, und stieß eine Wolke von Tabacksrauch aus dem Mund, (es war aber kein Landsmann, sondern ein Engländer,) „wenn ihr von Calais bis hierher geschwommen seyd durch das Meer, so seyd ihr noch über den schwarzen Schwimmer in London.“ – „Ich 35  
gehe keinem aus dem Weg,“ sagte der Gaskonier. – „Wollt ihrs mit ihm versuchen,“ erwiderte der Engländer. „wenn ich hundert Louisdor auf euch setze,“ der Gaskonier sagte: „Mir an!“ Reiche Engländer haben im Brauch auf Leute, die sich in einer körperlichen Kunst hervorthun, große Summen unter einander zu verwetten; deswegen nahm der Engländer im Schiff den Gaskonier auf seine Kosten mit sich nach Lon- 40  
don, und hielt ihm gut zu mit Essen und Trinken, daß er bei guten Kräften bliebe. „Mylord,“ sagte er in London zu einem guten Freund, „ich habe einen Schwimmer

mitgebracht vom Meer. Gilts hundert Guineen: er schwimmt besser, als euer Mohr?“ Der gute Freund sagte: „Es gilt!“ den andern Tag erschienen beide mit ihren Schwimmern auf einem bestimmten Platz an dem Themse-Fluß, und viel hundert neugierige Menschen hatten sich versammelt, und wetteten noch extra, der eine auf den Mohr, der andere auf den Gaskonier, einen Schilling, sechs Schilling; eine, zwei, fünf, zehn, zwanzig Guineen, und der Mohr schlug den Gaskonier nicht hoch an. Als sich aber beide schon ausgekleidet hatten, band sich der Gaskonier mit einem ledernen Riemen noch ein Kistlein an den Leib, und sagte nicht warum, als wenns so seyn müßte. Der Mohr sagte: „Wie kommt ihr mir vor? Habt ihr so etwas dem großen Springer abgelernt, der Bleikugeln an die Füße binden mußte, wenn er einen Hasen fangen wollte, damit er den Hasen nicht übersprang.“ Der Gaskonier öffnete das Kistlein, und sagte: „Ich habe nur eine Flasche Wein darin, ein Paar Knackwürste und ein Laiblein Brod. Ich wollte euch *eben* fragen, wo ihre euere Lebensmittel habt. Denn ich schwimme jetzt gerades Wegs den Themsefluß hinab in die Nordsee, und durch den Canal ins atlantische Meer nach Cadix, und wenns nach mir geht, so kehren wir unterwegs nirgends ein, denn bis Montag, als den 16ten muß ich wieder in Oleron seyn. Aber in Cadix im Rößlein will ich Morgen früh ein gutes Mittagessen bestellen, daß es fertig ist, bis ihr nachkommt. Der geneigte Leser hätte kaum gedacht, daß er sich auf diese Art aus der Affäre herausziehen würde. Aber der Mohr verlohr Hören und Sehen. „Mit diesem Enterich,“ sagte er zu seinem Herrn, „kann ich nicht in die Wette schwimmen. Thut was ihr wollt,“ und kleidete sich wieder an. Also war die Wette zu Ende, und der Gaskonier bekam von seinem Engländer der ihn mitgebracht hatte, eine ansehnliche Belohnung, der Mohr aber wurde von jedermann ausgelacht. Denn ob man wohl merken mochte, daß es von dem Franzosen nur Spiegelfechtereier war, so fand doch jedermann Vergnügen an dem kecken Einfall, und an dem unerwarteten Ausgang, und er wurde nachher von allen, die auf ihn gewettet hatten, noch vier Wochen lang in allen Wirthshäusern und Bierkneipen frei gehalten, und bekannte, daß er noch sein Leblang in keinem Wasser gewesen sey.

## 213 KURZE STATION.

Der Postmeister sagte zu einem Juden, der mit zwei Pferden auf die Station anfuhr: „Von hieraus müßt ihr drei nehmen. Es geht bergauf, und die Straße ist frisch überführt. Dafür seyd ihr in drei Stunden an Ort und Stelle.“ Der Jud fragte: „Wie bald bin ich an Ort und Stelle wenn ich Vier nehme?“ – „In zwei Stunden.“ – „Und wenn ich sechs nehme?“ – „In Einer Stunde.“ – „Wißt ihr was,“ sagte endlich der Jude, „spannt Acht an, so brauche ich gar nicht abstatt zu fahren!“

## 214    WARNUNG.

Der geneigte Leser ist gut erzogen und verständig. Deswegen nimmt er Rath an, und man darf ihm nur winken. Denn er weiß, und sieht, man meints gut, und wenn man ihn an etwas ermahnt, so sagt man ihm auch den vernünftigen Grund dazu, und er siehts ein. 5

Zum Exempel, wenn jemand in einem Hause gestorben ist, je nachdem, so kommt nach ein Paar Tagen der Jud, kauft die Kleider und das Bettzeug, worin der Verstorbene krank gelegen, und verschieden ist, für ein wohlfeiles Geld, verkaufts am nämlichen Tag wieder für ein theures, und wenn die Krankheit ansteckend gewesen ist, so kann man nicht wissen, was geschieht. Oder man zieht die hinterlassenen Kleider und Ueberzüge ein wenig durchs Wasser, und gebraucht sie selber wieder, oder man schenkt sie armen Leuten, und kann abermal nicht wissen, was geschieht. Denn der Gift von der Krankheit bleibt in den Kleidern stecken, und ist eine böse Verlassenschaft. Wer daran denkt, wie ein einziges böses Lüftlein einem Menschen ein Siechthum anwehen, und den stärksten Mann darnieder aufs Krankenbett werfen kann, der kann sich vorstellen, was Unheil es droht, wenn giftige Kleider, am Leib getragen werden, und leicht ists möglich, wenn man einem Armen ein Stück Kleid will schenken, daß man ihm eine Krankheit schenkt, oder den Tod. Es ist kürzlich so etwas geschehen, sonst wäre keine Rede davon. Merke daher: Man muß solche Hinterlassenschaften zuerst wohl auslüften lassen, in einer Kammer, oder auf einem Speicher, je länger, je lieber, ich will sagen vier Wochen, und sie nicht eher wieder gebrauchen, als bis sie wohl und sorgfältig gewaschen sind. 10  
15  
20

Je verdächtiger und schlimmer die Krankheit ist, desto länger muß man solche Stücke dem Durchzug der Luft aussetzen, desto schärfer muß man sie auslaugen und waschen, wenn es der Zeug leidet. Räuchern schadet auch nichts, wenns die Farbe ertragen kann, damit man nachher mit gutem, und nicht mit bösem und zweifelhaftem Gewissen solche Stücke veräußern kann. Denn was man mit bösem, oder mit zweifelhaftem Gewissen thut, thut man zur Sünde. Nicht ohne Wissen, ohne Sünd. Denn man weiß es jetzt. 25

## 215    ZWEI BÜCHER.

Der geneigte Leser liest fürs Leben gern Geschichten von Räuberbanden, grausamen Mordthaten und blutigen Hinrichtungen, wenn ein halbes Dutzend auf einmal abgethan werden. Deswegen hat der Herr Buchhändler Braun in Heidelberg gedruckt eine Aktenmäßige Geschichte der Räuberbanden an beiden Ufern des Mains, im Spessart und im Odenwald, und ist darinn unter andern beschrieben: 1) der Mordraub, welcher in der Nacht vom 30sten April auf den 1sten Mai 1811 bei Lau- 5

denbach an zwei Schweizer Kaufleuten verübt worden, 2) wie die Mordräuber und eine große Anzahl ihrer Spießgesellen nach und nach eingefangen und zum Geständ-  
10 niß gebracht worden, 3) was jeder derselben sonst noch für Unthaten ausgeübt hat, 4) eine Beschreibung von der Lebensart dieser Räuber, von ihrer Verbindung unter einander und von der Jenischen Spitzbubensprache. Alles mit Kunst und Fleiß beschrieben vom Herrn Stadtdirektor Pfister in Heidelberg, durch dessen Thätigkeit und kluge Anstalt die ganze Bande habhaft gemacht und zum Geständnis gebracht  
15 worden ist, und ist dabei zu haben eine Abbildung von 17 Räufern in ihren Ketten. Preis mit Abbildung 2 fl., ohne Abbildung 1 fl. 12 kr. Weil aber auf alles Schauerhafte gleich wohl wieder etwas Lustiges gehört, so hat Hr. Braun ebenfalls herausgegeben: Volkslieder und andere Reime von dem Verfasser des Krämermichels, woran viele Leute großen Spaß finden. Preis 36 kr. Beide Bücher sind bei Herrn Katz in Pforz-  
20 heim und bei Herrn Geiger in Lahr zu haben, und können bei allen Herren Buchbindern bestellt werden.





Abb. 70: Titelvignette 1814

216 ALLGEMEINE BETRACHTUNG ÜBER DAS WELTGEBÄUDE.

## DER MOND.

Der geneigte Leser wird nun recht begierig seyn, auch etwas Neues von dem Monde zu erfahren, der ihm des Nachts so oft aus der Stadt nach Hause leuchtet, oder aus dem Wirthshaus. Derselbe wird aber ersucht, zuerst den Artikel über die Erde und die Sonne im ahrgang 1813 noch einmal durchzulesen, wenn er alles verstehn soll, was jetzt von dem Mond will gesagt werden. Was will denn von ihm gesagt werden?

*Erstlich* der Mond ist auch eine große Kugel, die im unermeßlichen Weltraum schwebt, nicht anders als die Erde und die Sonne, aber in seiner körperlichen Masse ist er fünfzig Mal kleiner als die Erde, und nicht viel über 50,000 Meilen von hier entfernt. Man sieht hieraus, daß der Hausfreund nicht darauf ausgeht, mit großen Zahlen um sich zu werfen, wens nicht seyn muß, und den gutmüthigen Leser im Numeriren zu üben, sondern daß er gerne bei der Wahrheit bleibt.

*Zweitens*, daß der Mond wie die Sonne, je in 24 Stunden um die Erde herumzugehen scheint, will nicht viel sagen. Gesetzt er stehe unbeweglich still an seinem Ort, so dreht sich ja die Erde um ihre Axe. Daraus erfolgen in Rücksicht auf den Mond die nemlichen Erscheinungen, wie bei der Sonne, und wenn von ihm ein langer gelber Faden ohne Ende auf die Erde herabreichte, und auch an dem Cruzifix im Felde angeknüpft würde, so müßte sich der gelbe Faden ebenfalls in 24 Stunden um die Erde herum legen. Aber der Mond ist deßwegen nicht um die Erde herum gegangen, sondern die Erde durch die Umdrehung um ihre Axe hat den Faden selber an sich aufgewunden.

*Drittens*, der Mond muß auch sein Licht und sein Gedeihen von der Sonne empfangen. Eine Hälfte seiner Kugel ist erhellt, die gegen die Sonne gekehrt ist, die andere ist finster. Damit nun nicht immer die nemliche Hälfte hell, und die nämliche finster bleibe, so dreht sich der Mond wie die Erde ebenfalls um sich selber oder um seine Axe, und dem Hausfreund thut die Wahl weh, will er sagen in 27 Tagen und 8 Stunden, oder in 29 und einem halben Tag. Denn beides ist richtig, je nachdem man's ansieht. Wir wollen aber sagen in 29 und einem halben Tag, weil's die Kalendermacher so ansehen. Daraus folgt, daß in dieser langen Zeit der Tag und die Nacht nur Einmal um den Mond herumwandeln. Der Tag dauert dort an einem Ort so lange als ungefähr 2 von unsern Wochen und eben so lang die Nacht, und ein Nachtwächter muß sich schon sehr in Acht nehmen, daß er in den Stunden nicht irre wird, wenn es einmal anfängt 223 zu schlagen oder 309. – Aber

*Viertens*, der Mond bewegt sich in der nemlichen Zeit auch um die Erde. Dies sieht man abermal an den Sternen. Wie wenn man einen langsam gehenden Postwagen aus weiter Ferne beobachtet, meint man, er stehe still. Wenn man aber bemerkt, wie er doch nicht immer neben dem nemlichen Baum an der Straße sich befindet,

sondern nach ein Paar Minuten neben einem andern, so erkennt man, daß er nicht stillsteht, sondern auf die Station geht. Wenn er aber in einem großen Kreis um den geneigten Leser herumführe, so müßte er doch zu letzt wieder zu dem nemlichen Baum kommen, bei welchem er zuerst stand, und daran müßte man erkennen, daß er jetzt seinen Kreislauf vollendet hat, also auch der Mond. Er hält sich nicht jede Nacht bei dem nämlichen Sternlein auf, wenss noch so schön ist, sondern er rückt weiter von einem zum andern. Am andern Abend um die nemliche Zeit ist er schon um ein beträchtliches vorgerückt; aber ohngefähr in oben benannter Zeit, etwas früher kommt er wieder zu dem nemlichen Stern, bei dem er zuerst stand, und hat seinen Kreislauf um die Erde vollendet.

*Fünftens*, da sich der Mond also um die Erde bewegt, so ist daraus leicht abzunehmen, was es mit dem Mondwechsel für eine Bewandniß hat. Der Neumond ist, wenn der Mond zwischen der Sonne und Erde steht wenn schon nicht in schnurgerader Linie. Alsdann ist seine ganze erleuchtete Hälfte oder sein Tag gegen die Sonne gekehrt, und seine Nacht schaut herab gegen uns. Vom Neumond an, wenn der Mond auf seinem Umlauf zwischen der Sonne und Erde heraus tritt, und sich gleichsam mit ihnen in den Triangel stellt, erblicken wir zuerst einen schmalen Streif von der erhellten Mondkugel, der immer größer wird bis zum Ersten Viertel.

Das erste Viertel ist, wenn der Mond so steht, daß gerade die Hälfte von der erleuchteten Halbkugel, oder der vierte Theil von dem Mond gegen uns im Licht ist, und die Hälfte von der verfinsterten Halbkugel im Schatten. Da kann man recht sehen, wie Gott das Licht von der Finsterniß scheidet, und wie auf den Weltkörpern der Tag neben der Nacht wohnt, und wie die Nacht von dem Tag biß zum Vollmond allmählig besiegt wird.

Der Vollmond ist, wenn der Mond auf seinem Kreislauf um die Erde, hinter der Erde steht, also daß die Erde zwischen ihm und der Sonne schwebt, wenn schon nicht in schnurgerader Linie. Alsdann können wir seine ganze erleuchtete Hälfte sehen, wie sie von der Sonne erleuchtet wird, und aus unserer Nacht hinaufschauen in seinen Tag. Vom Vollmond an, wenn der Mond sich wieder auf der andern Seite herumbiegt, um die Erde, kommt wieder etwas von seiner finstern Hälfte zum Vorschein, und immer mehr bis zum letzten Viertel.

Das lezzte Viertel ist, wenn wieder die eine Hälfte der Halbkugel, die gegen uns steht, erleuchtet, und die andere verfinstert ist, und jetzt kann man sehen, wie die Nacht den Tag besiegt, bis sie ihn im Neumond wieder verschlungen hat. Dieß ist der Mondwechsel.

*Sechstens* aber, und wenn der Mond und die Erde einmal in schnurgerader Linie vor der Sonne stehen, so geschehen noch ganz andere Sachen, die man nicht alle Tage sehen kann, nemlich die Finsternisse. Wenn der dunkle Neumond je zuweilen in seinem Lauf schnurgerade zwischen die Erde und die Sonne hineintrückt, so kön-

nen wir vor ihm am hellen Tag die Sonne nimmer sehen, oder doch nicht ganz, und das nennen wir alsdann eine Sonnenfinsterniß, die Sonnenfinsterniß kann nur im  
 80 Neumond Statt finden. Wenn aber im Vollmond die Erde gerade zwischen die Sonne und zwischen den Mond hineintritt, so kann die Sonne nicht ganz an den Vollmond scheinen, weil die Erde ihren Strahlen im Wege steht. Dies ist alsdann die Mondsfinsterniß. Die Dunkelheit, die wir am Mond erblicken, ist nichts anders als der Schatten von unserer eignen Erde, und ein solches Exempel am Mond kann nur im Volllicht  
 85 statuirt werden. Alle diese Finsternisse nun, die einzig von der Bewegung des Mondes und der Erde herrühren, wissen wir Sternseher und Kalendermacher ein ganzes Jahr, und wer's verlangt weiter hinaus vorher zu sagen, und der Hausfreund gibt jetzt wenig gute Worte mehr, wenn einer kommt, der nicht glauben will, was bisher von den Himmelslichtern gesagt worden ist, und ferner soll gesagt werden. Woher wißt ihr,  
 90 fragt der vorsichtige Leser, daß die Sonne und der Mond so groß ist, oder so, so weit oder so nahe; und daß sich die Erde und der Mond auch ganz gewiß so bewegen, wie es euch vorkommt? Wer ist dort gewesen und hat's gemessen? Antwort: Wenn wir das nicht gewiß wüsten und auf das Haar, so könnten wir nicht auf ein ganzes Jahr, und wer's verlangt, auf weiter hinaus eine Finsterniß voraussagen, auf welchen Tag, ja auf  
 95 welche Minute sie anfängt, und wie tief sie sich in den Mond oder in die Sonne hineinfrißt. Oder sagts auch voraus, wenn ihr könnt, und warum sucht ihr es im Kalender, wenn ihr meint, wir falliren.

*Siebentens*, und wenn der Mond in seinem vollen Licht am Himmel erscheint, sieht er bey allem dem kurios aus mit seinem trüben Gesicht, und mit seinen hellern  
 100 und blassern Flecken. Denn bekanntlich ist die Helle nicht gleichmäßig über ihn verbreitet, sondern ungleichmäßig. Damit hat er die Gelehrten lange Zeit vexirt, und ihnen weiß gemacht, die helleren Theile seyen Land, von welchem die Lichtstrahlen wieder zurückprellen, und die dunkleren seyen Wasser, welches die Lichtstrahlen verschluckt. Allein mit einem Perspektiv, wie es in vorigen Zeiten keine gab, hat ein  
 105 rechtschaffener Sternseher, namens Schröter, ganz andere Dinge auf dem Mond entdeckt als Land und Wasser, nemlich auch Land, aber kein Wasser, sondern weite Ebenen, hohe Berge und tiefe Abgründe von wunderbarer Gestalt und Verbindung. Hat er nicht ihren Schatten sogar beobachtet, und wie er sich von Abend gegen Morgen bewegt, verkürzt und verlängert? Hat er nicht zuletzt sogar aus dem Schatten der Berge  
 110 ihre Höhe ausgerechnet, gleichsam aus der Regel detri? Die höchsten Berge auf dem Mond sind höher als die höchsten auf der Erde, nemlich 25,000 Fuß. Der Hausfreund hat Respekt vor dem Sternseher, und vor der göttlichen Allmacht, die einem schwachen MenschenKind den Verstand und die Geschicklichkeit geben kann, auf 50,000 Meilen weit Berge auszumessen, die unser einer (der geneigte Leser ist ge-  
 115 meint) gar nicht sieht. Fragt man nun noch

*Achtens und letztens*, was denn eigentlich der Mond am Himmel zu verrichten hat. – Antwort: Was die Erde. Er hat ebenso viel Recht da zu seyn, als wir. Soviel ist gewiß, er erhellt durch sein mildes Licht, welches der Widerschein von seinem Sonnenschein ist, unsere Nächte, und sieht zu, wie die Knaben die Mägdelein küssen. Er ist der eigentliche Hausfreund und erste Kalendermacher unserer Erde, und der oberste GeneralNachtwächter, wenn die andern schlafen. Hinwiederum scheint die Erde mit ihrem Sonnenglanz, in wechselndem Licht, an die finstere Halbkugel des Mondes, und erhellt ihre lange, lange Nacht. Was will der geneigte Leser sagen? Sieht man nicht in den ersten Tagen des Neulichts, wenn der Mond noch wie eine krumme Sichel am Himmel steht, sieht man nicht auch den übrigen dunkeln Theil seiner Scheibe, oder seine Nacht durch einen schwachen grünlichen Schimmer erhellt. Das ist eine Wirkung des Sonnenscheins, der von der erleuchteten Halbkugel unserer Erde auf den Mond fällt, oder ist der Erdschein im Mond. 120

Zudem hat der Mond einen großen Einfluß auf die Luft und Witerung der Erde, und durch sie auf Gewächs, Thiere und Menschen. Jedermann weiß, daß sich am liebsten um die Zeit der Mondwechsel, das Wetter ändert und bricht. Wenn wir Kalendermacher den Mond nicht hätten, wir könnten nicht Jahr aus Jahr ein, und wers verlangt, von Tag zu Tag das Wetter also voraussagen, daß es manchmal wunderbarlich eintrifft. Ja wer schon auf dem Meere gewesen, oder in einer Seestadt in Arbeit gestanden, oder in Garnison gelegen ist, weiß was Fluth und Ebbe heißt, wenn das Meer von 6 zu 6 Stunden gegen das Ufer anläuft, und wieder zurück tritt. Diese Wasserkunst kommt größtentheils auch vom Mond her. Ja der Hausfreund getraut sich zu behaupten, daß noch andere und ganz kuriose Veränderungen auf dem Erdball vorgehen könnten, wenn einmal der Mond rebellisch werden, und nimmer kommen wollte. 130

Zudem ist es endlich gar wohl möglich, daß auch dieser Weltkörper allerley vernünftige und unvernünftige Geschöpfe von seltsamen Gestalten und Eigenschaften beherbergt, die uns alles besser sagen könnten, und die sich in ihrer Nacht auch über den milden Erdschein freuen. Vielleicht glauben die einfältigen Leute dort auch lange her, die Erde gehe um den Mond herum, und sey blos wegen ihnen da, und wir könnten's ihnen auch besser sagen. 135

## 217 MITTEL GEGEN ZANK UND SCHLÄGE.

Zwei Eheleute nicht weit von Segringen, lebten miteinander in Friede und Liebe, abgerechnet, daß sie bisweilen einen kleinen Wortwechsel bekamen, wenn der Mann einen Stich hatte. Alsdann gab ein Wort das andere. Das letzte aber gab gewöhnlich blaue Flecke. Zum Beispiel „Frau, sagte der Mann, die Suppe ist wieder nicht genug“ 5

gesalzen und ich hab dir's doch schon so oft gesagt.“ Die Frau sagt: „Mir ist sie so  
 eben recht.“ Der Mann bekommt etwas Röthe im Gesicht.: „Du unverständiges Maul,  
 ist das eine Antwort einer Frau gegen ihren Mann. Soll ich mich nach dir richten.“  
 Die Frau erwidert, „draußen in der Küche ist das Salzfaß. Ein andermal koch dir sel-  
 10 ber oder sieh, wer dir kocht.“ Der Mann wird flammenroth und wirft der Frau die  
 Suppe samt dem Teller vor die Füße. „Da, friß die Tränke selber.“ Jetzt geht's der Frau  
 auf, wie wenn man ein Stellbrett aufzieht, und das Wasser fließt in die Läufe und alle  
 Mühlenräder gehn an, und sie überschüttet ihn mit Schmähungen und Schimpfnam-  
 15 en, die kein Mann gern hört, am wenigsten von einer Frau, am allerwenigsten von  
 seiner eigenen. Der Mann aber sagt: „Ich seh schon, ich muß dir den Rücken wieder  
 ein wenig blau anstreichen mit dem hegebuchten Pinsel.“ – Solcher Liebkosungen  
 endlich müde, gieng die Frau zu dem Pfarrherrn und klagte ihm ihre Noth. Der Herr  
 Pfarrer, der ein feiner und kluger junger Mann war, merkte bald, daß die Frau durch  
 Widersprechen und Schimpfen gegen ihren Mann selber schuld an seinen Mißhand-  
 20 lungen sey. „Hat Euch mein seliger Vorfahr nie von geweihten Wasser gegeben?“ sagte  
 er. „Kommt in einer Stunde wieder zu mir!“ Unterdessen goß er reines, frisches Brun-  
 nenwasser in ein Fläschlein, das ungefähr einen Schoppen hielt, versüßte es mit Zu-  
 cker und ließ ein Tröpflein Rosenöhl darein träufeln, daß es einen lieblichen Geruch  
 gewann. „Dieses Fläschlein, sagte er zu ihr, müßt ihr in Zukunft immer bei Euch tra-  
 25 gen, und so Euer Mann wieder aus dem Wirtshaus kommt, und will Euch Vorwürfe  
 machen, so nehmt ein Schlücklein davon und behaltet's im Munde bis er wieder zu-  
 frieden ist. Alsdann wird seine Wunderlichkeit nie mehr in Zorn ausbrechen, und er  
 wird Euch keine Schläge mehr geben können.“ Die Frau befolgte den Rath, das ge-  
 weihte Wasser bewährte seine Kraft, und die Nachbarsleute sagten oft zusammen, un-  
 30 sere Nachbarn sind ganz anders worden. Man hört nichts mehr. – Merke!

218 BETRACHTUNG ÜBER EIN VOGELNEST.

Wenn der geneigte Leser ein Finkennest in die Hand nimmt, und betrachtet's, was  
 denkt er dazu? Getraut er sich auch so eins zu stricken, und zwar mit dem Schnabel  
 und mit den Füßen? Der Hausfreund glaubt's schwerlich. Ja er will zugeben: der  
 5 Mensch vermag viel. Ein geschickter Künstler mit zwanzig feinen künstlichen Instru-  
 mentlein kann nach viel mißlungenen Versuchen zuletzt etwas herausbringen, das ei-  
 nem Finkennest gleich sieht, und alle die es sehen, können es von einem wirklichen  
 Nest, das der Vogel gebaut hat, nicht unterscheiden. Alsdann bildet sich der Künstler  
 etwas ein, und meint jetzt sey er auch ein Fink. Guter Freund, dazu fehlt noch viel.  
 10 Und wenn ein wahrer Fink, wie du jetzt auch einer zu seyn glaubst, dazu käme, und  
 könnte dein Machwerk durchmustern, wie der Zunftherr ein Meisterstück, so würde

er den Kopf ein wenig auf die linke Seite drücken, und dich mit dem rechten Auge kurios ansehen, und so er menschlich mit dir reden könnte, würde er sagen: „Lieber Mann, das ist kein Finkennest! Ich mag's betrachten, wie ich will, so ist's gar kein Vogelnest. So einfältig und ungeschickt baut kein Vogel. Was gilt's, du Pfuscher hast's selber gemacht!“ Das wird zu dem Künstler sagen der Fink. 15

Eben so ist es mit einem verachteten SpinnenGewebe. Der Mensch kann kein SpinnenGewebe machen.

Ebenso ist es mit dem Gespinst, worein sich ein Raupenwurm so zu sagen zu einem Carmeliter oder Franciskaner einkleidet, wenn seine Fasten und Reinigung angeht. Ein Mensch kann kein RaupenGespinst machen. 20

Der Hausfreund will ein Wort mehr sagen. Alle Finkennester in der Welt sehn einander gleich, wie fast die Kirchen der Jesuiten, vom ersten im Paradies, bis zum letzten im Frühling 1813. Keiner hat's vom andern gelernt. Jeder kann's selber. Die Mutter legt ihre Kunst schon in das Ey. Eben so alle SpinnenGewebe, ein jedes nach seiner Art, eben so jede FranciskanerKutte des RaupenGeschlechts in seiner Art. Man weiß es wohl, aber man denkt nicht daran. 25

Noch ein Wort mehr. Das erste Nest eines Finken ist schon so künstlich wie sein letztes. Er lernt's nie besser. Ja manches Thierlein braucht sein Gespinst nur einmal in seinem Leben, und hat nicht viel Zeit dazu. Es wäre übel daran, wenn es zuerst eine ungeschickte Arbeit machen müßte, und denken wollte: Für dieses Jahr ist's gut genug, übers Jahr mach ich's besser. 30

Noch ein Wort mehr. Jedes Vogelnest ist ganz vollkommen und ohne Tadel. Nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu wenig daran, und nicht zu viel, dauerhaft für den Zweck, wozu es da ist. In der ganzen Natur ist kein Lehrpletz, lauter Meisterstücke. – 35

Aber der Mensch, was er zur Geschicklichkeit bringen soll, das muß er mit vieler Zeit und Mühe lernen, und bis er's kann bekommt er manche Ohrfeige von dem Meister, der selber keiner ist. Denn kein menschliches Werk ist vollkommen. Hat der geneigte Leser noch nie eine Uhr gekauft, und wenn er meinte, jetzt geht sie am besten, so blieb sie stehen, oder ein Paar Stiefel, einmal sind sie zu eng, ein andermal zu weit, oder in den ersten acht Tagen wird ein Absatz rebellisch, und will desertiren. 40

Was sagt der geneigte Leser dazu? Also ist ein Mensch noch weniger als ein Fink? – Nichts nutz! – 45

Denn *erstlich*, nicht der Vogel baut sein Nest, und nicht das Würmlein bettet sein Schlafbett, sondern der ewige Schöpfer thut es durch seine unbegreifliche Allmacht und Weisheit, und der Vogel muß nur das Schnäbelein und die Füßlein, und so zu sagen, den Namen dazu hergeben. Deswegen kann auch jeder Vogel nur einerlei Nest bauen, wie jeder Baum nur einerlei Blüten und Früchte bringt. Deswegen 50

kann auch der Mensch kein Vogelnest und keine Spinnenwebe nachmachen. Gottes Werke macht niemand nach.

*Zweitens*, wie der ewige Schöpfer an seinem Ort, jedem genannten Geschöpf seine Wohnung bereitet, aber nicht alle auf gleiche Art, dem einen so, dem andern  
 55 anderst, wie es nach seinem Zwecke und Bedürfniß recht ist, also hat er dem Menschen etwas von seinem göttlichen Verstand lassen in die Seele träufeln, daß er ebenfalls nach seiner eigenen Überlegung für mancherlei Zwecke bauen und handthieren kann, wie er selber glaubt daß es recht sey. Der Mensch kann ein Schilderhäuslein  
 60 jedes nach anderer Weise, item eine KirchenUhr, item eine Orgel mit 48 Registern, item einen Kalender, was auch etwas heißt. Ein Fink kann nicht zweierlei Nester bauen, er kann keinen Kalender schreiben, noch viel weniger drucken.

*Drittens*, hat der ewige Schöpfer dem Menschen die Gnade verliehen, daß er in allen seinen Geschäften unten anfangen, und sie durch eigenes Nachdenken, durch  
 65 eigenen Fleiß und Übung bis nahe an die Vollkommenheit der göttlichen Werke selber hinbringen kann, wenn schon nie ganz. Das ist seine Ehre und sein Ruhm. Kannst du den Vers, sagte einmal der Hausfreund zu dem Büblein des Herrn Geigers:

„Gott du hast der Freuden Fülle? –

Das Büblein fuhr fort:

70       Denn dein Verstand ist Licht. Dein Wille  
           ist Wahrheit und Gerechtigkeit.  
           Du liebest mit stets gleicher Stärke  
           das Gute nur, und deine Werke  
           sind *Ordnung* und *Vollkommenheit*.

75       O, bilde mich nach dir, – –

„Sieh Kind“, sagte der Hausfreund, und kam sich selber fast vor, wie ein Pfarrer in der Kinderlehre, so er doch keiner ist, und möschene Knöpfe auf dem  
 80       Rocke trägt, sieh, sagte er, das ist das schöne Ebenbild Gottes in seinem ganzen Gehalt, woran der Mensch sein Leben lang durch Nachdenken, nicht nur durch Lernen und Frömmigkeit, sondern auch durch Fleiß und Geschicklichkeit in seinem Beruf zu erwerben und zu erhasen hat. Gesetzt, sagte er, du lernst ein Handwerk, oder wirst ein Schreiber, oder ein Pfarrer. oder es kommt einmal an dich, statt deines Vaters den Kalender zu drucken, so sollst du dich ebenfalls bemühen, all deinem Werk und Thun, das Siegel der Vollkommenheit zu geben, daß zuletzt kein anderer  
 85       Mensch mehr das nämliche in seiner Art so gut machen kann, als du. Du must nicht einen Jahrgang schön drucken, den andern schlecht; du must nicht an einem Sonntag gut predigen, am andern oben weg aus dem Ermel. Denn Gott liebt mit *stets gleicher Stärke* das Gute nur. – Alsdann wartet auch der Freuden Fülle auf dich. Dem Menschen kann keine reinere Freude werden, als die Vollkommenheit seiner Werke, wenn



jedermann gestehn und bekennen muß, und er selber sagen oder denken kann, sie sind recht. Denn selbst die Fülle der göttlichen Freude, kann nicht anders seyn als die Vollkommenheit seiner Werke: 90

Da hielt das Büblein die Hände gegen den Himmel und sagte:

„O, bilde mich nach dir“ –

Aus einem solchen Kind kann etwas werden. 95

219 WIE EINMAL EIN SCHÖNES ROß UM FÜNF PRÜGEL FEIL GEWESEN IST.

Wenn nicht in Salzwedel, doch anderswo, hat sich folgende wahrhafte Geschichte zutragen, und der Hausfreund hats schriftlich.

Ein KavallerieOffizier, ein Rittmeister kam in ein Wirthshaus. Einer der schon drinn war, und ihn hatte vom Pferd absteigen gesehn, ein Hebräer sagte: „Daß das gar ein schöner Fuchs ist, wo Ihro Gnaden drauf hergeritten sind.“ 5

Gefällt er Euch, Sohn Jakobs, fragte der Offizier.

„Daß ich hundert Stockprügel aushielte, wenn er mein wäre“, erwiderte der Hebräer.

Der Offizier wedelte mit der Reitpeitsche an den Stiefeln. Was braucht's hundert, sagte er, ihr könnt ihn um fünfzig haben. 10

Der Hebräer sagte: „thuns fünf und zwanzig nicht auch.“ – „Auch fünfundzwanzig“, erwiderte der Rittmeister – „auch fünfzehn, auch fünf wenn Ihr daran genug habt.

Niemand wußte, ob es Spaß oder Ernst ist. Als aber der Offizier sagte: „Meinetwegen auch fünf“, dachte der Hebräer, „hab ich nicht schon zehn Normalprügel vor dem Amthaus in Günzburg ausgehalten, und bin doch noch koscher.“ Herr, sagte er, Sie sind ein Offizier. Offiziersparole? Der Rittmeister sprach: Traut Ihr meinen Worten nicht? Wollt Ihrs schriftlich? 15

Lieber war's mir, sagte der Hebräer. 20

Also beschied der Offizier einen Notarius und ließ durch ihn, dem Hebräer folgende authentische Ausfertigung zustellen: „Wenn der Inhaber dieses von gegenwärtigem Herrn Offizier fünf Prügel mit einem tüchtigen Stocke ruhig ausgehalten, und empfangen hat, so wird ihm der Offizier seinen bei sich habenden ReitGaul, den Fuchs, ohne weitere Lasten und Nachforderung, also gleich als Eigenthum zustellen. So geschehen da und da, den und den. 25

Als der Hebräer die Ausfertigung in der Tasche hatte, legte er sich über einen Sessel und der Offizier hieb ihm mit einem hispanischen Rohr mitten auf das Hintertheil dergestalt, daß der Hebräer bei sich selbst dachte: Der kanns noch besser als der

30 Gerichtsdienner in Günzburg, und laut auf Auweih schrie, so sehr er sich vorgenommen hatte, es zu verbeißen.

Der Offizier aber setzte sich und trank ruhig ein Schöpplein. „Wie thuts Sohn Jakobs?“ Der Hebräer sagte: „Na wie thuts, gebt mir die andern auch, so bin ich absolvirt.“

35 „Das kann geschehen“, sprach der Offizier, und setzte ihm den zweiten auf, dergestalt, daß der erste nur eine Lockspeise dagegen zu seyn schien, darauf setzte er sich wieder und trank noch ein Schöpplein.

Also that er beim dritten Streich, also beim vierten. Nach dem vierten sagte der Hebräer: „Ich weiß nicht soll ichs Euer Gnaden Dank wissen, oder nicht, daß Sie  
40 mich einen nach dem andern genießen lassen. Geben Sie mir zum vierten den fünften gleich, so bin ich des Genusses los, und der Fuchs weiß, an wen er sich zu halten hat.“

Da sagte der Offizier: „Sohn Jakobs auf den fünften könnt Ihr lange warten“, und stellte das hispanische Rohr ganz ruhig an den Ort, wo er es genommen hatte,  
45 und alles Bitten und Betteln um den fünften Prügel war vergebens.

Da lachten alle Anwesende, daß man fast das Haus unterstützen mußte, der Hebräer aber wendete sich an den Notarius, er solle ihm zum fünften Prügel verhel-  
fen, und hielt ihm die Verschreibung vor. Der Notarius aber sagte: „Jekefsen was thu ich damit. Wenns der Herr Baron nicht freiwillig thut, in der Verschreibung steht  
50 nichts davon, daß er muß.“ Kurz der Hebräer wartet noch auf den fünften und auf den Fuchs.

Der Hausfreund aber wollt diesen Muthwillen nicht loben, wenn sich der Hebräer nicht angeboten hätte.

*Merke:* Wer sich zu fünf Schlägen hergiebt, um Gewinns willen, der verdient,  
55 daß er vier bekommt ohne Gewinn. Man muß sich nie um Gewinns willen freiwillig mißhandeln lassen.

## 220 DIE NASSE SCHLITTENFAHRT.

Der Hausfreund hat viel gute Freunde am Rhein auf und ab, zwischen Friedlingen und Andernach, unter andern ein Paar lose. Einer davon versteht sich gut darauf, Kissen und Säcke auszustopfen, um weich darauf zu sitzen, und man darf ihn rekom-  
5 mandiren. Zwei andere gute Freunde von ihm, sagten zu einander an einem schönen kalten Wintertag: „Wollen wir nicht auf dem Schlitten fahren?“ – „Wohin?“ – „Zum Theodor.“ Sie nannten ihn nur mit dem Vornamen. Theodor heißt er mit dem Vornamen. Also spannten sie den Rappen an den Rennschlitten, und legten einen Sack voll Spreu darauf, der Länge nach, um weicher zu sitzen. Als sie bei dem guten

Freund angelangt waren, wurde lustig getrunken – der Wein lag ihm nie überzwerch  
 im Faß – Schliengener, Böllinger, Steinenstatter vier und achtziger, achtziger, vier und  
 siebenziger. Beim vier und siebenziger blieben sie sitzen, bis der Abendstern über dem  
 Waßgau funkelte, und die Bettglocken laut wurden in den Dörfern. Als die Bettglo-  
 cken laut wurden, sagte einer von ihnen: „Jetzt will ich anspannen, unser Weg ist der  
 weiteste.“ Der Theodor sagte: „Wahrscheinlich auch der krümmste. Hüst um! Dort  
 links ist die Stubenthür.“ Denn der Gast taumelte nach der Thüre eines Milch-  
 schranks, in der Meinung, es sey die Stubenthür. Als sie auf dem Schlitten noch eins  
 genommen hatten, zu Sankt Johannes Segen, und ungefähr an die Tannen gekom-  
 men waren, wurde es beiden naß zwischen den Beinen. Der vordere dachte: „Soll *mir*  
 etwas passirt seyn, oder ist mein Camerad dahinten nicht wasserfest?“ Der Andere  
 dachte: „Schmelzen die Spreu im Spreuersack, oder ist meinem Cameraden etwas  
 passirt?“ „Gevatter, stammelte endlich der Vordere, es scheint mir, ihr habt's euch  
 commod gemacht. Ich hätt euch wohl ein Paar Minuten lang das Leitseil halten mö-  
 gen.“ – Gevatter, erwiderte der andere, mir kommt's vor, ihr solltet nicht mehr sau-  
 fen, als ihr bei euch behalten könnt.“ Während sie aber so Wortwechsel treiben, und  
 jeder die Schuld auf den andern warf, wurden sie immer nässer, und der Sack unter  
 ihnen gab immer mehr nach, bis sie auf dem harten Brette saßen. „Mordsapperment,  
 ihr schwemmt mich noch über den Schlitten hinunter“, fuhr der zweite fort. – „Oder  
 ihr mich“, erwiderte der erste. „Wenn ich nicht dasäße, wie einer der zwischen den  
 zwei Buckeln eines Trampelthiers reitet, ich läge schon lange auf dem Boden, und die  
 Stiefel sind mir bereits mitsammt den Füßen angefroren am Schlittenkufen.“ –  
 „Drum eben“, erwiderte der erste. Woher kommt's, daß Euch das Wasser an den Bei-  
 nen herabläuft?“ Als sie aber halbsteif nach Hause gekommen waren, und die Spreu  
 aus dem Sacke ausleeren wollten, schoß etwas ganz anderes als Spreu heraus. Da sagte  
 der eine: „Ich glaube gar der Schalk der Theodor, hat uns den Sack mit Schnee ange-  
 füllt. Drum sind wir so naß geworden.“ Der andere sagte: „Es kömmt mir auch so  
 vor.“ – Es war auch so.

## 221 DER BAUERSMANN UND DER VISITATOR.

Der Visitor an der Gränzstätte, wenn man verbotene Waaren ins Land bringen will,  
 merkt's gleich, und sieht's dem Reisenden oder dem Fuhrmann, oder dem Land-  
 mann im Gesicht an, ob er ihm trauen darf, oder nicht. Er läßt zehen Unschuldige  
 durchpassiren und nimmt's nicht genau. Den eilften der etwas hat, hält er an und vi-  
 sitiert ihm alle Säcke und Nähte aus, bis er's findet. *Ehrlich währt immer am längsten.*  
 Manchmal aber hält er doch auch einen Unschuldigen ohne Noth auf, weil man  
 gleichwohl nicht wissen kann. Bisweilen thut auch ein loser Vogel dem Visitor

einen Schabernack an, und macht ihm vergebliche Mühe. Einer führte mit drei Pferden einen Wagen voll Haber über die Brücke. Jenseits der Brücke schoß der Visitor aus dem Häuslein heraus! „Halt! Was habt Ihr in Euern Säcken.“ Der Bauersmann sagte halb leise und mit verzagter Stimme: „*Haber*“, und schaute mit einem ängstlichen Blick nach den Pferden. Der Visitor meinte, er blicke nach den Säcken und dachte: Holla! – „Ist sonst nichts darinn, als was Ihr sagt?“ – „Nein, sonst nichts.“

Der Eigenthümer einer Ware ist nicht schuldig, daß er sie selber abladet und auseinander legt, und wieder zusammenpackt, sondern das ist des Visitors Schuldigkeit und er ist dafür bezahlt. Also rief der Visitor seinen Gehülften heraus. „Hier sind verdächtige Säcke zu visitiren.“ Man tastete daran herum. Man stach mit spitzigen Visitirstäben hinein. Endlich lud man einen Sack nach dem andern ab, und leerte ihn aus. Im ersten war nichts, im zweiten nichts, in allen nichts, als lauter Haber und Haber. Zuletzt reiterte man ihn noch durch ein Sieb, ob keine heimlichen Edelsteine oder Pfefferkörner darunter seyn. Es war auch nichts Heimliches darunter. Also faßten die Visitatoren den Haber wieder in die Säcke, banden sie zusammen und warfen ihn auf den Wagen und schwitzten dazu, wie ein Präzeptor. Weil sie aber gegen ihre Hoffnung nichts gefunden hatten, sagte der Visitor zu dem Bauersmann: „Guter Freund, ihr seyd ein ehrlicher Mann. Aber warum seyd ihr dann so verzagt und ängstlich gewesen? daran erkennen wir sonst das böse Gewissen, und haben ganz gewiß geglaubt einen guten Fang an euch zu machen.“ Da nahm den Visitor der Bauersmann auf die Seite, und sagte wieder halb leise, aber mit schalkhafter Miene: „Ich hab's müssen, damit die Pferde nicht erfahren sollten, daß ich noch mit Haber versehen bin. Ich hab ihnen schon seit vier Monaten keinen mehr gegeben.“ Da fuhr der Visitor auf: „daß Euch, ihr dieser und jener – – Ich hätte den besten Lust“ – Aber er konnte nicht viel machen. Denn er hatte nichts als seine Schuldigkeit gethan, und auch das hatte der Bauersmann ihn nicht geheißen. „Es ist mir leid genug, sagte dieser, daß Ihr mich eine ganze Stunde aufgehalten habt.“

## 222 DANKBARKEIT.

In der See-Schlacht von Trafalgar, während die Kugeln sausten und die Mastbäume krachten, fand ein Matrose noch Zeit, zu kratzen, wo es ihn biß, nämlich auf dem Kopf. Auf einmal streifte er mit zusammengelegtem Daumen und Zeigefinger bedächtig an einem Haare herab, und ließ ein armes Thierlein, das er zum Gefangenen gemacht hatte, auf den Boden fallen. Aber indem er sich niederbückte, um ihm den Garaus zu machen, flog eine feindliche KanonenKugel ihm über den Rücken weg, paff, in das benachbarte Schiff. Da ergriff den Matrosen ein dankbares Gefühl, und überzeugte, daß er von dieser Kugel wäre zerschmettert worden, wenn er sich nicht

nach dem Thierlein gebücket hätte, hob er es schonend von dem Boden auf, und 10  
setzte es wieder auf den Kopf. „Weil du mir das Leben gerettet hast“, – sagte er, –  
„aber laß dich nicht zum zweitenmal attrapiren, denn ich kenne dich nimmer.“

## 223 TOD VOR SCHRECKEN.

Als einmal der Hausfreund mit dem Doktor von Brassenheim an dem Kirchhof vor-  
beigeng, deutete der Doktor auf ein frisches Grab und sagte: „Selbiger ist mir auch  
entwischt. Den haben seine Kameraden geliefert.“

Im Wirthshaus, wo die Schreiber beisammen saßen bei einem lebhaften Dis- 5  
putat, schlug einer von ihnen auf den Tisch. „*Und es gibt doch keine!*“ sagte er, – nem-  
lich keine Gespenster und Erscheinungen. – „*Und ein altes Weib*“, fuhr er fort, „*ist*  
*der, der sich erschrecken läßt.*“ Da nahm ihn ein anderer beim Wort und sagte: „Buch-  
halter, vermiß dich nicht, gilts sechs Flaschen Burgunder Wein, ich vergelstere dich,  
und sag dirs noch vorher.“ Der Buchhalter schlug ein: „Es gilt.“ 10

Jetzt gieng der andere Schreiber zum Wundarzt: „Herr Landchirurgus, wenn  
ihr einmal einen Leichnam zum Verschneiden bekommt, von dem ihr mir einen Vor-  
derArm aus dem Elnbogengelenk lösen könntet, so sagt mirs. Nach einiger Zeit kam  
der Chirurgus: „Wir haben einen todten Selbstmörder bekommen, einen Siebmacher.  
Der Müller hat ihn aufgefangen am Rechen,“ und brachte dem Schreiber den Vorder- 15  
arm. „Gibts noch keine Erscheinungen, Buchhalter?“ – „Nein, es giebt noch keine.“  
Jetzt schlich der Schreiber heimlich in des Buchhalters Schlafkammer und legte sich  
unter das Bett, und als sich der Buchhalter gelegt hatte und eingeschlafen war, fuhr er  
ihm mit seiner eigenen warmen Hand über das Gesicht. Der Buchhalter fuhr auf und  
sagte, dann er wirklich ein besonnener und beherzter Mann war: „Was sind das für 20  
Possen? Meinst du, ich merke nicht, daß du die Wette gewinnen willst?“ Der Schrei-  
ber war mausstille. Als der Buchhalter wieder eingeschlafen war, fuhr er ihm noch  
einmal über das Gesicht. Der Buchhalter sagte: „Jetzt laß es genug seyn, oder wenn  
ich dich erwische, so schau zu, wie es dir geht.“ Zum Drittenmal fuhr ihm der  
Schreiber langsam über das Gesicht; „und als er schnell nach ihm haschte, und als er 25  
sagen wollte:“ „Hab ich dich,“ blieb ihm eine kalte, tote Hand und ein abgelöster  
Armstümmel in den Händen, und der kalte, tödtende Schrecken fuhr ihm tief in das  
Herz und in das Leben hinein. Als er sich wieder erholt hatte, sagte er mit schwacher  
Stimme: „Ihr habt, Gott sey es geklagt, die Wette gewonnen.“ Der Schreiber lachte  
und sagte: „Am Sonntag trinken wir den Burgunder.“ Aber der Buchhalter erwiderte: 30  
„Ich trink ihn nimmer mit.“ Kurz, den andern Morgen hatte er ein Fieber, und den  
siebenten Morgen war er eine Leiche. „Gestern früh,“ – sagte der Doktor zum Haus-

freund, „hat man ihn auf den Kirchhof getragen; unter selbigem Grab liegt er, das ich euch gezeigt habe.“

224 FRANZISKA.

(MIT EINER ABBILDUNG.)

In einem unscheinbaren Dörfchen am Rhein, saß eines Abends, als es schon dunkeln wollte, ein armer junger Mann, ein Weber, noch an dem Webstuhl, und dachte, wäh-  
 5 rend der Arbeit unter andern an den König Hiskias, hernach an Vater und Mutter, deren ihr Lebensfaden auch schon von der Spule abgelaufen war, hernach an den Großvater selig, dem er einst auch noch auf den Knien gesessen und an das Grab gefolgt war, und war so vertieft in seinen Gedanken und in seiner Arbeit, daß er gar nichts davon merkte, wie eine schöne Kutsche mit vier stattlichen Schimmeln vor sei-  
 10 nem Häuslein anfuhr und stille hielt. Als aber etwas an der Thürfalle druckte, und ein holdes jugendliches Wesen trat herein von weiblichem Ansehen mit wallenden schönen Haarlocken, und in einem langen himmelblauen Gewand, und das freundliche Wesen fragte ihn mit mildem Ton und Blick: „*Kennst du mich Heinrich.*“ Da war es als ob er aus einem tiefen Schlaf aufwache, und war so erschrocken, daß er nichts  
 15 reden konnte. Denn er meinte, es sey ihm ein Engel erschienen und es war auch so etwas von der Art, nemlich seine Schwester Franziska, aber sie lebte noch. Einst hatten sie manches Körblein voll Holz baarfuß mit einander aufgelesen, manches Binsenkörbchen voll Erdbeeren am Sonntag mit einander gepflückt und in die Stadt getragen, und auf dem Heimweg ein Stücklein Brod mit einander gegessen, und jedes  
 20 aß weniger davon, damit das andere genug bekäme. Als aber nach des Vaters Tod die Armuth und das Handwerk die Brüder aus der elterlichen Hütte in die Fremde geführt hatte, blieb Franziska allein bei der alten gebrechlichen Mutter zurück und pflegte ihrer, also daß sie dieselbe von dem kärglichen Verdienst ernährte, den sie in einer Spinnfabrik erwarb, und in den langen schlaflosen Nächten mit ihr wachte und  
 25 aus einem alten zerrissenen Buch von Holland erzählte, von den schönen Häusern, von den großen Schiffen, von der grausamen Seeschlacht bei Doggersbank und ertrug das Alter und die Wunderlichkeit der kranken Frau mit kindlicher Geduld. Einmal aber früh um zwei Uhr sagte die Mutter: „Bete mit mir meine Tochter. Diese Nacht hat für mich keinen Morgen mehr auf dieser Welt.“ Da betete und schluchzte und  
 30 küßte das arme Kind die sterbende Mutter, und die Mutter sagte: „Gott segne dich, und sey“ – und nahm die letzte Hälfte ihres Muttersegens „und sey dein Vergelter!“ mit sich in die Ewigkeit. Als aber die Mutter begraben und Franziska in das leere Haus zurückgekommen war, und betete und weinte, und dachte was jetzt aus ihr werden solle, sagte etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: „*Geh nach Holland*“, und ihr

Haupt und ihr Blick richtete sich langsam und sinnend empor, und die letzte Thräne 35  
für dießmal blieb ihr in dem blauen Auge stehen. Als sie von Dorf zu Stadt, und von  
Stadt zu Dorf betend und bittend und Gott vertrauend nach Holland gekommen  
war, und so viel ersammelt hatte, daß sie sich ein sauberes Kleidlein kaufen konnte, in  
Rotterdam, als sie einsam und verlassen durch die wimmelnden Straßen wandelte,  
sagte wieder etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: „*Geh in selbiges Haus dort mit den ver-* 40  
*goldeten Gittern am Fenster.*“ Als sie aber durch den Hausgang an der marmornen  
Treppe vorbei in den Hof gekommen war, denn sie hoffte zuerst Jemand anzutreffen,  
ehe sie an einer Stubenthüre anpochte, da stand eine betagte freundliche Frau von  
vornehmem Ansehen in dem Hofe, und fütterte das Geflügel, die Hühner, die Tauben  
und die Pfauen. 45

„Was willst du hier mein Kind?“ Franziska faßte ein Herz zu der vornehmen  
freundlichen Frau und erzählte ihr ihre ganze Geschichte. „Ich bin auch ein armes  
Hühnlein das Eures Brodes bedarf“, sagte Franziska, und bat sie um Dienst. Die Frau  
aber gewann Zutrauen zu der Bescheidenheit und Unschuld und zu dem nassen Auge  
des Mädchens, und sagte: „Sey zufrieden, mein Kind, Gott wird dir den Segen deiner 50  
Mutter nicht schuldig bleiben. Ich will dir Dienst geben und für dich sorgen, wenn  
du brav bist.“ Denn die Frau dachte: Wer kann wissen, ob nicht der liebe Gott mich  
bestimmt hat ihre Vergelterin zu sein, und sie war eines reichen rotterdamer Kauf-  
manns Wittwe, von Geburt aber eine Engländerinn. Also wurde Franziska zuerst  
Hausmagd, und als sie gut und treu erfunden ward, wurde sie Stubenmagd, und ihre 55  
Gebieterin gewann sie lieb, und als sie immer feiner und verständiger ward, wurde sie  
Kammerjungfer. Aber jetzt ist sie noch nicht alles, was sie wird. Im Frühling als die  
Rosen blühten, kam aus Genua ein Vetter der vornehmen Frau, ein junger Engländer  
zu ihr auf Besuch nach Rotterdam, er besuchte sie fast alle Jahre um diese Zeit, und  
als sie eins und das andere hinüber und herüber redeten und der Vetter erzählte, wie 60  
es aussah, als die Franzosen vor Genua in dem engen Paß in der Bocchetta standen  
und die Östreicher davor, trat heiter und lächelnd mit allen Reitzen der Jugend und  
Unschuld geschmückt, Franziska in das Zimmer, um etwas aufzuräumen, oder zu-  
recht zu legen, und dem jungen Engländer, als er sie erblickte, ward es sonderbarlich  
um das Herz und die Franzosen und Östreicher verschwanden ihm aus den Sinnen. 65  
„Tante“, sagte er zu seiner Base: „Ihr habt ein bildschönes Mädchen zur Kammer-  
jungfer. Es ist Schade, daß sie nicht mehr ist, als das.“ Die Tante sagte: „Sie ist eine  
arme Waise aus Deutschland. Sie ist nicht nur schön, sondern auch verständig, und  
nicht nur verständig, sondern auch fromm und tugendhaft, und ist mir lieb gewor-  
den, als mein Kind.“ Der Vetter dachte das lautet nicht bitter. Den andern oder drit- 70  
ten Morgen aber, als er mit der Tante in dem Garten spazirte, „wie gefällt dir dieser  
Rosenstock“, fragte die Tante; der Vetter sagte: „Sie ist schön, sehr schön.“ Die Tante  
sagte: „Vetter, du redest irr. Wer ist schön? Ich frage ja nach dem Rosenstock.“ Der

Vetter erwiderte: Die Rose, – „oder vielmehr die Franziska“, fragte die Tante. „Ich  
 75 hab's schon gemerkt“, sagte sie. Der Vetter gestand ihr seine Liebe zu dem Mädchen  
 und daß er sie heirathen möchte. Die Tante sagte: „Vetter du bleibst noch drei Wo-  
 chen bei mir. Wenn es dir alsdann noch so ist, so habe ich nichts darwider. Das Mäd-  
 chen ist eines braven Mannes werth.“ Nach drei Wochen aber sagte er: „Es ist mir  
 80 nicht, wie ich leben soll.“ Also geschah der Verspruch. Aber es gehörte viel Zureden  
 dazu, die Demuth der frommen Magd zu ihrer Einwilligung zu bewegen.

Jetzt blieb sie noch ein Jahr bei ihrer bisherigen Gebieterin, aber nicht mehr  
 als Kammermädchen, sondern als Freundin und Verwandte in dem reichen Haus mit  
 vergoldetem Fenstergitter, und noch in dieser Zeit lernte sie die englische Sprache,  
 85 die französische, das Klavierspielen: „Wenn wir in höchsten Nöthen seyn etc. Der  
 Herr, der aller Enden etc. Auf dich, mein lieber Gott, ich traue etc.“ – und was sonst  
 noch ein Kammermädchen nicht zu wissen braucht, aber eine vornehme Frau, das  
 lernte sie alles. Nach einem Jahr kam der Bräutigam, noch ein Paar Wochen vorher,  
 und die Trauung geschah in dem Hause der Tante. Als aber von der Abreise des neu-  
 90 en Ehepaars die Rede war, schaute die junge Frau ihren Gemahl bittend an, daß sie  
 noch einmal in ihrer armen Heimath einkehren und das Grab ihrer Mutter besuchen  
 und ihr danken möchte, und daß sie ihre Geschwister und Freunde noch einmal se-  
 hen möchte. Also kehrte sie jenes Tages bei ihrem armen Bruder, dem Weber, ein,  
 und als er ihr auf ihre Frage: „Kennst du mich Heinrich,“ keine Antwort gab, sagte  
 95 sie: „*Ich bin Franziska, deine Schwester.*“ Da ließ er vor Bestürzung das Schiffelein aus  
 den Händen fallen, und seine Schwester umarmte ihn. Aber er konnte sich anfänglich  
 nicht recht freuen, weil sie so vornehm geworden war, und scheute sich vor dem  
 fremden Herrn, ihrem Gemahl, daß sich in seiner Gegenwart die Armuth und der  
 Reichthum so geschwisterlich umarmen und zu einander sagen sollen *Du*, bis er sah,  
 100 daß sie mit dem Gewande der Armuth nicht die Demuth ausgezogen, und nur ihren  
 Stand verändert hatte, nicht ihr Herz. Nach einigen Tagen aber, als sie alle ihre Ver-  
 wandten und Bekannten besucht hatte, reiste sie mit ihrem Gemahl nach Genua,  
 und beide leben vermutlich noch in England, wo ihr Gemahl nach einiger Zeit die  
 reichen Güter eines Verwandten erbte.

105 Der Hausfreund will aufrichtig gestehen, was ihn selber an dieser Geschichte  
 am meisten rührt. Am meisten rührt ihn, daß der liebe Gott dabei war, als die ster-  
 bende Mutter ihre Tochter segnete, und daß er eine vornehme Kaufmannsfrau in  
 Rotterdam in Holland und einen braven reichen Engländer am welschen Meere be-  
 stellt hat, den Segen einer armen sterbenden Wittwe an ihrem frommen Kinde göltig  
 110 zu machen.

Weg hat er aller Wege  
 an Mitteln fehlt's ihm nicht.





Abb. 71: Franziska

## 225 DER BÖSE WINTER.

Mancher der nicht gern die Stube und den Ofen hütet, zumal wenn kein Feuer darinn ist, denkt noch an den langen Winter von 1812 auf 1813. Mancher aber denkt auch nimmer daran, und weiß nichts mehr davon. Ist nicht der Boden, und alles, was noch darinn war eingefroren schon im frühen November und verschlossen geblieben, 5 wie der Himmel zur Zeit Eliä, bis hinaus in den Februar.

Der Hausfreund aber erinnert sich jetzt wieder, was die Alten von dem Winter des Jahrs 1740 erzählt und geschrieben haben und wie es aussah, nicht nur in Moskau oder Smolensko, nicht nur am Fluß Borysthenes oder an der Düna, nicht nur an der Weichsel, sondern auch am Rheinstrom und an dem Neckar. Die Stuben 10 waren nicht zur Wärme zu bringen. Während der Ofen glühte, gefror zu gleicher Zeit das Wasser an den Fenstern zu Eis, so daß jedes Stüblein, auch noch so klein, gleich der Erde eine heiße Weltgegend hatte, und eine kalte, nur keine gemäßigte. Wenn man langsam Wasser von einem hohen Fenster herabgoß, es kam kein Wasser auf den Boden, sondern Eis. Nicht immer war es gleich. Aber in den kältesten Tagen, wenn 15 einer aus dem warmen Zimmer gegen den Wind gieng, er kam nicht tausend Schritte weit, so bekam er Beulen im Gesicht, und die Haut an den Händen sprang ihm auf. Die Erde war drei Ehlen tief gefroren. Wollte der Todtengräber einem sein Grab auf

dem Kirchhof zurecht machen, er mußte zuerst einen Holzhaufen auf dem Platz an-  
 20 zünden und abbrennen lassen, damit er mit der Schaufel in die Erde kommen konnte. Das Wild erfror in dem Walde, die Vögel in der Luft, das arme Vieh in den Ställen.

In Schweden kamen 300 Menschen um das Leben, die doch dort daheim und der Kälte von Kindesbeinen an gewohnt, und nicht auf dem Heimweg aus einem russischen Feldzug waren. In Ungarn aber erfroren achtzigtausend Ochsen.  
 25

Aber das kühne und muthwillige Menschengeschlecht weiß fast alle Schwierigkeiten und Anfechtungen zu besiegen, welche die Natur seinem Beginnen entgegenstellt. Es hat sich nicht zweimal sagen lassen: „*Machet sie euch unterthan.*“ Denn die Küfer in Mainz verfertigten damals zum Andenken mitten auf dem Rhein ein Faß  
 30 von sieben Fuder und zwei Ohm, trotz der Kälte. Aber die Heidelberger Bäcker meinten, das sey noch nicht das Höchste, was man thun könne. Denn der Pfälzer will alles noch ein wenig weiter bringen, als andere Leute. Also setzten sie mitten auf den Neckar, wo nach wenig Monaten wieder die Schiffe fuhren, einen Backofen auf, und es ist manches Laiblein Weißbrod und Schwarzbrod aus demselben gezogen, und  
 35 zum Wunder und Andenken gegessen worden. – Dieß ist geschehen im Winter des Jahrs 1740.

## 226 HOCHZEIT AUF DER SCHILDWACHE.

Ein Regiment, das 6 Wochen lang in einem Dorfbezirk in Kantonirung gelegen war, bekam unversehens in der Nacht um 2 Uhr Befehl zum plötzlichen Aufbruch. Also war um 3 Uhr schon alles auf dem Marsch, bis auf eine einsame Schildwache drau-  
 5 ßen im Feld, die in der Eile vergessen wurde und stehen blieb. Dem Soldaten auf der einsamen Schildwache wurde jedoch zuerst die Zeit nicht lang, denn er schaute die Sterne an, und dachte: „Glitzert ihr solange ihr wollt, ihr seyd doch nicht so schön, als zwei Augen, welche jetzt schlafen in der untern Mühle.“ Gegen fünf Uhr jedoch dachte er: Es könnte jetzt *bald* drei seyn. Allein niemand wollte kommen, um ihn ab-  
 10 zulösen. Die Wachtel schlug, der Dorfhahn krächte, die letzten Sterne, die selbigen Morgen noch kommen wollten, waren aufgegangen, der Tag erwachte, die Arbeit gieng ins Feld, aber noch stand unser Musquetier unabgelöst auf seinem Posten. Endlich sagte ihm ein Bauersmann, der auf seinen Acker wandelte, das ganze Bataillon sey ausmarschirt schon um drei Uhr, kein Kamaschenknopf sey mehr im Dorf, noch  
 15 weniger der Mann dazu. Also gieng der Musquetier unabgelöst selber ins Dorf zurück. Des Hausfreunds Meinung wäre, er hätte jetzt den Doppelschritt anschlagen, und dem Regiment nachziehen sollen. Allein der Musquetier dachte: „Brauchen sie mich nimmer, so brauch ich sie auch nimmer.“ Zudem dachte er: „Es ist nicht zu trauen.

Wenn ich ungerufen komme und mich selber abgelöst habe, so kanns spanische Nudeln absetzen,“ er meinte Röhrlein. Zudem dachte er: „der untere Müller hat ein hübsches Mägdlein, und das Mägdlein hat einen hübschen Mund, und der Mund hat holde Küsse,“ und ob sonst schon etwas mochte geschehen seyn, geht den Hausfreund nichts an. Also zog er das blaue Röcklein aus und verdingte sich in dem Dorf als BaurenKnecht, und wenn ihn jemand fragte, so antwortete er, wie jener Hüninger Deserteur, es sey ihm ein Unglück begegnet, sein Regiment sei ihm abhanden gekommen. Brav war der Bursche, hübsch war er auch, und die Arbeit gieng ihm aus den Händen flink und recht. Zwar war er arm, aber desto besser schickte sich für ihn des Müllers Töchterlein, denn der Müller hatte Batzen. Kurz die Heurath kam zu Stande. Also lebte das junge Paar in Liebe und Frieden glücklich beisammen und bauten ihr Nestlein. Nach Verlauf von einem Jahr aber, als er eines Tages von dem Felde heim kam, schaute ihn seine Frau bedenklich an, „Fridolin, es ist jemand da gewesen, der dich nicht freuen wird.“ – „Wer?“ – „Der Quartiermacher von deinem Regiment; in einer Stunde sind sie wieder da.“ Der alte Vater lamentirte, die Tochter lamentirte, und sah mit nassen Augen ihren Säugling an. Denn überall gibt es Verräther. Der Fridolin aber nach kurzem Schrecken sagte: „Laßt mich gewähren. Ich kenne den Obrist.“ Also zog er das blaue Röcklein wieder an, das er zum ewigen Andenken hatte aufbewahren wollen, und sagte seinem Schwiegervater, was er thun soll. Hernach nahm er das Gewehr auf die Achsel und gieng wieder auf seinen Posten. Als aber das Bataillon eingerückt war, trat der alte Müller vor den Obristen. „Habt doch ein Einsehen, Herr General, mit dem armen Menschen, der vor einem Jahr auf den Posten gestellt worden ist draußen an der Waldspitze. Ist es auch permittirt eine Schildwache ein geschlagenes Jahr lang stehen zu lassen auf dem nemlichen Fleck und nicht abzulösen.“ Da schaut der Obrist den Hauptmann an, der Hauptmann schaute den Unteroffizier an, der Unteroffizier den Gefreiten, und die halbe Kompanie, alte gute Bekannte des Vermißten liefen hinaus, die einjährige Schildwache zu sehen, und wieder der arme Mensch müsse zusammenschmoret seyn, gleich einem Borstdorfer Äpfel-  
lein, das schon vier Jahre am Baum hängt. Endlich kam auch der Gefreite, der nemliche, der ihn vor zwölf Monaten auf den Posten geführt hatte und löste ihn ab: „Präsentirt das Gewehr, das Gewehr auf die Schulter, Marsch“, nach soldatischem Herkommen und Gesetz. Hernach mußte er vor dem Obristen erscheinen, und seine junge hübsche Frau mit ihrem Säugling auf den Armen begleitete ihn, und mußten ihm alles erzählen. Der Obriste aber der ein gütiger Herr war, schenkte ihm einen Federthalter, und half ihm hernach zu seinem Abschied.

## 227 DAS SEEWUNDER.

Vor Zeiten sprach man viel vom Vogel Greif, von wilden Männern, Basilisken und Meerwundern. Heut zu Tag sieht man sie fast nur noch auf den Wirthshausschilden. Der Hausfreund kennt auch etliche. Aber seit vielen Jahren ist gleichwohl wieder das  
 5 erste Meerwunder erschienen an den Küsten von Schottland vor noch nicht langer Zeit. Der Kopf war länglich rund, als ein menschliches Antlitz und hinten mit Haaren besetzt. Die Brust war mit einem rothlechten Flaum gekleidet, auf dem Rücken aber sah er aus, wie kleine runde Federn. Die Hände hatten nur vier Finger, die durch eine feine Haut verwachsen waren. Die untere Hälfte des Körpers aber, soviel man  
 10 durch das Wasser sehen konnte, war Fisch, mit glänzenden Schuppen. Die ganze Länge betrug ungefähr fünf Fuß. So zeigte sich dieses Geschöpf auf der Oberfläche des Meeres, tauchte mehrmal unter, und kam wieder herauf, gleichsam zur Kurzweil, oder seine Kunst an den Tag zu legen. Man redete es in schottländischer hernach auch in französischer Sprache an, weil dieses die bekannteste ist. Allein es antwortete  
 15 in Tönen, die ähnlich sind dem Glockenton, wenn er in der Ferne verhallt, also, daß man nicht verstehen konnte, was es sagte.

Es haben schon Leute daran gedacht, ob nicht in der Grundtiefe des Meeres solche Meerwunder in zahlreicher Menge beisammen sitzen, und gleichsam ein menschliches Seeleben miteinander führen, also daß sie auch ihre Schulmeister,  
 20 Nachwächter und Vögte haben. Das Wasser über ihnen ist gleichsam ihre Luft, und die Fische, die über ihren Köpfen herumschwimmen, sind sozusagen, ihre Vögel. Aber gleicherweise als wir unsere höchsten Berge z. B. in der Schweiz nur selten besteigen, und nicht lange ausdauern können, in der Lauterkeit und Kälte der obersten Luft, also kommt auch selten ein solcher Waghals aus der Tiefe des Meeres, etwa ein  
 25 Naturforscher, durch das Wasser bis an die schottländischen Küsten herauf, und der Hausfreund will nicht dafür schwören, dass nicht von dem nemlichen, von welchem hier die Rede ist, auch in dem See-Hausfreund auf Anno 1814 stehen wird, er sey hinaufgekommen, bis wo kein Wasser mehr ist, aber das Land gehe noch über das Wasser hinaus, und es leben daselbst Erdwunder, zweibeinige Fische, ohne Schuppen  
 30 und Floßfedern, die ganz zahm scheinen, wenn ihnen anders zu trauen sey. Er habe sie vieles fragen wollen, aber ihre Sprache sey ihm unverständlich vorgekommen, und soviel er merken könnte, hätten sie es in der Redekunst noch nicht weit gebracht, und überhaupt noch nicht weit.

## 228 DER GLÄSERNE JUDE.

Im letzten Krieg floh ein polnischer Jude vor einem Husaren, der ihn zusammenhauen wollte, in das Haus seines Schwagers. Der Schwager der sonst sein Freund nicht

war, steckte ihn gleichwohl in einen Kornsack und legte ihn auf den Boden. „Nausel  
 rühr' dich nicht, sonst sind wir beide kapores.“ – „Doved ich rühr mich nicht.“ 5  
 Kommt auf einmal der Husar mit zornigem Sabel zur Thüre herein, und, „wo ist der  
 Spitzbub,“ schrie er mit grimmiger Gebehrde; der Schwager erwiderte: „Na gestren-  
 ger Herr Unteroffizier! daß mein Haus keine SpitzbubenHerberge ist. Bin ich nicht  
 ein ehrlicher Jüd.“ Der Husar erwiderte: „Wo der Spitzbub ist, will ich wissen, der  
 mich um vier Thaler betrogen hat“, und visitirte in allen Winkeln herum. „Was habt 10  
 ihr in diesem Sacke da,“ fuhr er den Schwager an, und hielt ihm den blanken Säbel  
 über den Kopf. „Grausamer Herr Unteroffizier, was werd' ich haben in dem Sack do?  
*Glas.*“ Da hieb im Zorn der Husar zuerst mit flachem Sabel, hernach mit dem  
 Rücken des Säbels aus Leibeskräften auf den Sack. Soviel Hiebe, soviel Schwielen.  
 Der Jude aber der darin steckte, dachte: „Ich will meinen Schwager nicht stecken las- 15  
 sen, mich noch weniger, und machte unaufhörlich mit reiner Stimme Kling, Kling,  
 daß der Husar meinen sollte, er höre Glas klingeln. Item, es half Etwas. Denn der  
 Einfall kam dem Husaren selbst so lächerlich vor, daß schon sein halber Zorn gebro-  
 chen war. Also schlug er auch noch die andere Hälfte desselben an dem Sack heraus,  
 und der Jud inwendig tönte immer schneller Kling, Kling, Kling. Als aber der Husar 20  
 fort war und der Jude blutrünstig aus dem Sack schlüpfte und sich beschaute: „Gottes  
 Wunder,“ sagte er, mein Leben lang will ich um 4 Thaler kein Glas mehr werden.

## 229 EINER ODER DER ANDERE.

Es ist nichts lieblicher als wenn bisweilen gekrönte Häupter sich unerkant zu dem  
 gemeinen Mann herablassen, wie König Heinrich der Vierte in Frankreich, sey es  
 auch nur zu einem gutmüthigen Spaß.

Zu König Heinrichs des Vierten Zeiten ritt ein Bäuerlein vom Lande her des 5  
 Weges nach Paris. Nicht mehr weit von der Stadt gesellt sich zu ihm ein anderer gar  
 stattlicher Reiter, welches der König war, und sein kleines Gefolge blieb absichtlich in  
 einiger Entfernung zurück. „Woher des Landes, guter Freund?“ – „Da und da her.“ –  
 „Ihr habt wohl Geschäfte in Paris?“ – „Das und das, auch möchte ich gerne unsern  
 guten König einmal sehen, der so väterlich sein Volk liebt.“ – Da lächelte der König, 10  
 und sagte, „dazu kann euch heute Gelegenheit werden.“ – „Aber wenn ich nur auch  
 wüßte, welcher es ist unter den vielen, wenn ich ihn sehe!“ – Der König sagte: „Dafür  
 ist Rath. Ihr dürft nur Acht geben, welcher den Hut allein auf dem Kopf behaltet,  
 wenn die andern ehrerbietig ihr Haupt entblößen.“ Also ritten sie miteinander in Pa- 15  
 ris hinein, und zwar das Bäuerlein hübsch auf der rechten Seite des Königs. Denn das  
 kann nie fehlen. Was die liebe Einfalt Ungeschicktes thun kann, sey es gute Meinung  
 oder Zufall, das thut sie. Aber ein gerader und unverkünstelter Bauersmann, was er

thut und sagt, das thut und sagt er mit ganzer Seele, und sieht nicht um sich, was geschieht, wenn's ihn nichts angeht. Also gab auch der unsrige dem König auf seine  
 20 Fragen nach dem Landbau, nach seinen Kindern, und ob er auch alle Sonntage ein Huhn im Topf habe, geschätzte Antwort, und merkte lange nichts. Endlich aber, als er doch sah, wie sich alle Fenster öffneten, und alle Straßen mit Leuten sich füllten, und alles rechts und links auswich und ehrerbietig das Haupt entblößt hatte, gieng ihm ein Licht auf. „Herr,“ sagte er, und schaute seinen unbekanntem Begleiter mit Bedenklichkeit und Zweifel an, „entweder seydt ihr der König oder ich bin's. Denn wir  
 25 zwei haben noch allein die Hüte auf dem Kopf.“ Da lächelte der König, und sagte: „Ich bin's. Wenn ihr euer Rößlein eingestellt und Euer Geschäft versorgt habt,“ sagte er, „so kommt zu mir in mein Schloß. Ich will euch alsdann mit einem Mittagssüpplein aufwarten, und euch auch meinen Ludwig zeigen.“

30 Von dieser Geschichte her rührt das Sprichwort, wenn jemand in einer Gesellschaft aus Vergessenheit oder Unverstand den Hut allein auf dem Kopf behält, daß man ihn fragt: „*Seyd ihr der König oder der Bauer?*“

## 230 DIE PROBE.

In einer ziemlich großen Stadt, wo nicht alle Leute einander kennen, auch nicht alle Hatschiere, gieng ein neu angenommener Hatschier in ein verdächtiges Wirthshäuslein hinein und hatte einen braunen Überrock an. Denn er dachte: „weil ich noch  
 5 nicht lange angenommen bin, so kennt mich niemand, und niemand nimmt sich vor mir in acht, vielleicht gibts etwas zu fischen.“ Ein bejahrter Mann in bürgerlicher Kleidung folgt ihm nach, und geht auch in das Wirthshäuslein. Der neue Hatschier fordert einen Schoppen, der betagte Mann setzt sich an den nemlichen Tisch und fordert auch einen Schoppen. Unter ihnen und ober ihnen und an andern Tischen saßen  
 10 mehrere Leute, und sprachen in Friede und Eintracht von allerlei von dem Elephant, von dem großen Diebstahl, von den Kriegsoperationen. Einer zog mit dem Finger einen Strich von Wein über den Tisch, und sagte: „zum Exempel, dieß wäre die Donau.“ Drauf legte er ein Stücklein Käsrinde daneben und sagte: „Jetzt das wär Ulm.“ Ein anderer als er Ulm nennen hörte, sagte zu dem betagten Mann: „Ich bin  
 15 von Ulm, und hätte Haus und Gewerbe da selbst. Aber die alten Zeiten sind nicht mehr.“ Der betagte Mann sagte: „Landsmann Ulm ist überall, die guten Zeiten sind nirgends mehr,“ und fieng an zu hadern und sich zu vermessen über die Zeit und über die Abgaben und über die Obrigkeit, wie es sich nicht geziemt. Da wurde der Hatschier im braunen Überrock aufmerksam und stille, und sagte endlich: „Guter  
 20 Freund, ich warne euch.“ Der betagte Mann aber sagte: „Was habt Ihr mich zu warnen,“ und trank ein Glas voll Wein nach dem andern aus, und schimpfte über die

Obrigkeit nur noch ärger. Der verkleidete Hatschier sagte: „Guter Freund ich kenn euch nicht. Aber ich will euch noch einmal gewarnt haben.“ Der Betagte erwiderte: „Warnen hin und warnen her! Was wahr ist muß man reden dürfen. Was bleibt einem noch übrig, als die freie Rede, und so und so.“ Da schlug der verkleidete Hatschier den braunen Überrock zurück, und zeigte sich wie er war, in einem hechtgrauen Rocke mit roten Aufschlägen und einem Bandelier. „Jetzt guter Freund“, sagte er, „jetzt kommt mit mir!“ Da stellte sich der Mann, als er an dem Rock den Hatschier erkannte, auf einmal wie umgewendet. „Guter Freund“, sagte er, „ihr werdet doch meinen Spaß nicht für Ernst angesehen haben und nicht erst heute auf die Welt gekommen seyn. Ich sehe schon,“ sagte er, „wir müssen eine Bouteille mit einander trinken, daß Ihr mich besser kennen lernt, und forderte noch eine Bouteille, und winkt der Wirthin: „Vom Guten.“ Allein der Hatschier sagte: „Ich habe keinen Wein mit euch zu trinken,“ und faßte ihn wohl oben am Arm, und fort zur Thüre hinaus. Unterwegs fuhr der Arrestant fort zu reden: „Ihr meint zum Beispiel ich sey ein Feind von Abgaben, weil ich über die Abgaben geschimpft habe. Aber nein, ich will euch das Gegentheil beweisen, denn ihr seyd auch eine obrigkeitliche Person und ich habe vor euers gleichen Respekt.“ Also zog er einen Kronenthaler aus der Tasche, und wollte sich damit loskaufen. Aber der Hatschier sagte: „Ihr habt mir keine Abgaben zu bezahlen.“ Eine Gasse weiter, fuhr der Arrestant fort: „Was gilts Ihr seyd noch nicht verheirathet, und habt für keine Frau noch Kinder zu sorgen, weil ihr keine Abgabe von mir braucht. Ich will euch zu einem schönen Weibsbild führen.“ Der Hatschier erwiderte: „Ihr habt mich zu keinem Weibsbild zu führen, aber ich euch zu einem Mannsbild.“ Als sie aber mit einander in den Polizeihof, und vor den Herrn Stadtvogt gekommen waren, fieng der Stadtvogt an laut zu lachen, dann er gar ein lustiger Mann ist, und sagte: „Welcher von euch zweien bringt den andern.“ Denn es ist jetzt Zeit dem geneigten Leser zu sagen, daß der Arrestant selber ein alter Hatschier war, und hatte sich verkleidet und war dem neuen nachgegangen, nur um ihn zu prüfen, ob er seine Pflicht thut. Deswegen sagte der Stadtvogt: „Welcher von euch zweien bringt den andern.“ Der junge wollte anfangen, der alte aber, der vermeintliche Arrestant schaute ihn gebieterisch an, und sagte: „Es ist an mir zu reden, ich bin älter im Dienst. Ihro Gnaden Herr Stadtvogt,“ sagte er, „dieser junge Mann ist probat und wir können uns verlassen auf ihn, denn er hat mich arretirt mit Manier und in der Art, und hat sich nicht von mir bestechen oder breitschlagen lassen, noch mit Wein, noch mit Geld, noch mit Weibsleuten.“ Da lächelte der Stadtvogt gar freundlich, daß ihm solches wohlgefalle, und schenkte jedem einen kleinen Thaler.

Item an einem solchen Ort mag es nicht gut seyn, ein Spitzbube zu seyn, wo ein Hatschier selber dem andern nicht trauen darf.

Dies Stücklein ist noch ein Vermächtniß von dem Adjunkt, der jetzt in Dresden ist. Hat er nicht dem Hausfreund einen schönen Pfeiffenkopf von Dresden zum

Andenken geschickt, und ist ein geflügelter Knabe darauf und ein Mägdlein, und machen etwas mit einander. Aber er kommt wieder der Adjunkt.

231 DIE BESATZUNG VON OGGERSHEIM.

Zu Oggersheim gegenüber von Mannheim, um die Wahl etwas weiter oben oder unten, je nachdem man sich stellt, als im dreißigjährigen Krieg unversehens die Spaniolen vor Oggersheim anrückten, flohen fast alle Einwohner nach Mannheim. Nur  
 5 zwanzig Hausväter blieben zurück und hatten das Herz die Zugbrücke aufzuziehen und die Thore zu schließen. Es gehört nicht viel Herz zum Schließen, aber zum Öffnen. Denn als der spanische Feldhauptmann Don Gonsalva hineintrompeten ließ: „Wenn ihr bis Morgen um diese Zeit den Platz nicht übergebt, ließ er hineintrompeten, alsdenn gebt acht, wer am Leben bleibt, wenn ich den spanischen Sturm marsch  
 10 schlagen lasse, und doch hineinkomme“, da sahen die Helden einander an und sagten: „der Weg nach Mannheim ist doch der sicherste. Nur einer dachte: Was soll ich thun? Meine Frau steht an ihrem Ziel. Soll sie unterwegs oder gar auf dem Rhein ins Kindbett kommen? In Gottes Namen ich bleibe da.“ Als nun die andern alle sich geflüchtet hatten, und er noch allein in dem Städtlein war, trat er mit einem weissen  
 15 Fähnlein auf die Stadtmauer, und rief in das spanische Lager: „Kund und zu wissen sey euch im Namen des Herrn Kommandanten von Oggersheim, der Garnison und der ehrsamten Bürgerschaft! Ihr sollt uns versprechen das Eigenthum zu schonen: und die protestantische Religion unangefochten zu lassen. Wenn ihr dieses thut und halten wollt, so sollen euch in einer Stunde die Stadtthore geöffnet werden. Ich, der  
 20 Trompeter.“ – Da sahen der Feldhauptmann und seine Leute einander an. „Ja, Nein – Nein, Ja. Was sollen wir katholisches Blut vergießen lassen,“ sagte endlich der Feldhauptmann, „um einen ketzerischen Altar umzuwerfen, oder was werden wir in diesem Bauernstädtlein für Schätze finden;“ und rief mit lauter Stimme: „*Akkordiert!*“ Nach einer Stunde als der Feind mit geschlossenen Reihen und Gliedern, mit fliegenden  
 25 Fahnen und klingendem Spiel einzog, am äußern Thor war niemand. – „Sie werden am innern seyn.“ Am innern Thor war auch niemand. – „Sie werden auf dem Platz seyn.“ – Auf dem Platz stand mutterseelallein mit dem weissen Fähnlein der herzhafteste Burgersmann. „Was soll das heißen? Wo ist der Kommandant und die Besatzung, wo ist der Burgermeister und der Rath.“ Da fiel der Burgersmann vor dem  
 30 Feldhauptmann auf die Knie nieder: „Gnädiger Herr, ich bin der einzige, der sich Euerer Großmuth anvertraut hat. Die andern sind nach Euerer Aufforderung alle nach Mannheim geflohen. Nur meine Frau ist noch bei mir im Städtlein, aber ein ehlenlanger Rekrut wird nächster Tagen eintreffen. Unterdessen bin ich mein eigener Kommandant und mein Trompeter, mein Gemeiner und mein Profos. Wenn ich seit



gestern hätte desertiren wollen, ich hätte mich selber wieder einfangen und Spieß-  
 ruthen jagen müssen.“ Da lächelte der Feldhauptmann und hieß ihn aufstehn, und  
 obgleich die Spanier zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs keinen Spaß verstanden, so  
 leistete er doch was er versprochen hatte, und noch mehr. Denn als den andern Mor-  
 gen der brave Burgersmann wieder zu dem Feldhauptmann kam, „Ihro Gnaden,“ sag-  
 te er, „wolltet ihr mir nicht auf eine Viertelstunde euern Feldpater leihen, wenn er  
 evangelisch taufen kann? der ehlenlange Rekrut ist angekommen und schon einquar-  
 tirt,“ da sagte der Feldhauptmann: „Ja braver Kamerad und ich will Gevattermann  
 sein und dein Kind zur Taufe halten.“ Also hielt der General das Kind zur Taufe und  
 schenkte ihm ein spanisches Goldstück zum Andenken. Den folgenden Tag zogen die  
 Spaniolen wieder weiters.



Abb. 72: Die Besatzung von Oggersheim

## 232 DIE SCHLAFKAMERADEN.

Eines Abends kam ein fremder Herr mit seinem Bedienten im Wirthshaus zu der gol-  
 denen Linden in Brassenheim an, und ließ sich bei dem Nachtessen beiderlei wohl  
 schmecken; nemlich das Essen selbst, und das köstliche Getränk. Denn der Linden-  
 wirth hat Guten. Der Bediente aber an einem andern Tisch dachte: „Ich will meinem  
 Herrn keine Schande machen,“ und trank, wie im Zorn ein Glas und eine Bouteille  
 nach der andern aus, sagend zu sich selbst: „Der Wirth soll nicht meinen, daß wir

Knicker sind.“ Nach dem Essen sagte der Herr zu dem Lindewirth: „Herr Wirth ich hab' an eurem Rothen so zu sagen eine gefährliche Entdeckung gemacht. Bringt mir  
10 noch eine Flasche voll in das Schlafstüblein.“ Der Bediente hinter dem Rücken des Herrn winkte dem Wirth: „Mir auch eine!“ denn sein Herr ließ sich vieles von ihm gefallen, weil er auf Reisen auch sein Leibgardist war, und immer mit ihm in der nemlichen Stube schlafen mußte, und je einmal, wenn er sich zu viel Freiheit herausnahm, war der Herr billig, und dachte: „Ich will nicht wunderlich sein. Es ist ja nicht  
15 das erstemal, daß er's thut.“ Also trank an seinem Tisch der Herr und las die Zeitung, und am andern Tisch dachte der Bediente: „Es ist ein harter Dienst, wenn man trinken muß, anstatt zu schlafen, zumal so starken.“ Gleichwohl als er dem Herrn die zweite Flasche holen mußte, nahm er für sich auch noch eine mit vom nemlichen. Der Herr fieng endlich an, laut mit der Zeitung zu reden, und der Bediente nahm  
20 wie ein Echo zwischen der Thüre und dem Fenster auch Antheil daran, aber wie? Der Herr las von dem großen Mammutsknochen, der gefunden wurde. Der Bediente, der eben das Glas zum Munde führte, lallte für sich: „Soll leben der Mahometsknochen.“ Oder als der Herr von dem Seminaristen las aus dem Seminarium in Pavia, der mit Lebensgefahr eines Schriftgießers Kind aus den Flammen rettete, ergriff er das Glas,  
25 und „Bravo, sagte er, wackerer Seminarist!“ Der Bediente aber stammelte für sich, „soll leben der wackere Seeminister, und goß richtig das halbe Glas über die Liberei hinab. „Hast du's gehört Anton? So eine That wiegt viele Meriten auf,“ fuhr der Herr fort. – „Sollen auch leben die Minoriten,“ erwiderte der Diener; und so oft jener z.B. sich räusperte oder gähnte räusperte sich und gähnte der Anton auch. Endlich sagte  
30 der Herr: „Anton jetzt wollen wir ins Bett.“ Der Anton sah seine Flasche an, und erwiderte: „Es wird ohnehin niemand mehr auf seyn in der Wirthschaft.“ Denn seine Flasche war leer. Aber in der Flasche des Herrn war noch ein Restlein. Früh gegen zwei Uhr weckte es den Anton, daß noch ein Restlein in der Flasche des Herrn sey. Also stand er auf, und trank es aus. „Sonst verriecht es,“ dachte er. Als er aber sich  
35 wieder legen wollte, kam er ein wenig zu weit rechts an das Bett seines Herrn. Denn beide Betten standen an der nemlichen Wand mit den Fußstätten gegeneinander. Also legte sich der Anton neben seinen Herrn, mit dem Kopf unten, und mit den Füßen oben, neben des Herrn Gesicht, weil er meinte, er liege wieder in seinem eigenen. Eine Stunde vor Tag aber, als der Herr erwachte, kam es ihm vor, er wußte selbst  
40 nicht recht wie? „Soll ich denn gestern Abend haben Backensteinen heraufkommen lassen,“ dachte er. Als er aber sich umdrehen wollte, ob ein Schränklein in der Wand sey, fühlte er auf einmal neben sich etwas lebendiges und warmes, und das warme und lebendige bewegte sich auch. Jetzt rief er: „Anton, Anton,“ mit ängstlicher und leiser Stimme, daß der unsichere Schlafkamerad nicht aufwachen sollte, und derjenige,  
45 den er wecken wollte, war doch der Schlafkamerad. „Anton,“ schrie er endlich in der Herzensangst so laut er konnte. „Was befehlen Ihre Hochwürden,“ erwiderte

endlich der Anton. – „Komm mir zu Hülfe! Es liegt einer neben mir.“ – „Ich kann nicht, neben mir liegt auch einer,“ erwiderte der Bediente, und wollte sich strecken, so zwar, daß er mit dem linken Fuß unter des Herrn Kinn kam. „Anton, Anton,“ rief der Herr, „meiner reißt mir den Kopf ab,“ und suchte ebenfalls mit den Füßen eine Habung. „Meiner will mir die Nase aufschlitzen,“ schrie noch viel ärger der Anton. „Wirf deinen heraus, schrie der Herr und komm mir zu Hülfe.“ – Also faßte der Bediente seinen Mann an den Beinen, und dieser als er Ernst sah, faßte er seinen Mann ebenfalls an den Beinen, und rangen also die Beiden mit einander, daß keiner dem andern konnte zu Hülfe kommen; und der Bediente fluchte wie ein Türk, der Herr aber fluchte zwar nicht, aber doch rief er die unsichtbaren Mächte an, sie sollten seinem Gegner den Hals brechen, was auch fast hätte geschehen können, denn auf einmal hörte unten der Wirth, der schon auf war, einen Fall, daß alle Fenster zitterten, und der Perpendickel an der WandUhr sich in die Ruhe stellte. Als er aber geschwind, mit dem Licht und dem Hauptschlüssel hinauf geeilt war, ob ein Unglück sich zugetragen habe, denn er kannte seinen Rothen, lagen Beide miteinander ringend auf dem Boden, und schrieten Zeter Mordio um Hülfe. Da lächelte der Wirth in seiner Art, als ob er sagen wollte, der Rothe hat gut gewirkt, die gefährliche Entdeckung. Die Beiden aber schauten einander mit Verwunderung und Staunen an. „Ich glaube gar, du bist es selbst Anton,“ sagte der Herr. – „So, seydt nur Ihr es gewesen,“ erwiderte der Diener, und legten sich wieder, ein jeder in sein Bett, worein er gehörte.

## 233 DER HERR WUNDERLICH.

Nicht nur wird die Einfalt von dem Muthwillen irre geführt, oft auch von dem Zufall. Seltener erlöst sie der Zufall wieder aus den Fangstricken des Muthwillens. Wie ergieng es jenem Bauersmann, der in der Stadt einem Bürger namens *Wunderlich* einen Wagen voll Holz verkauft hatte auf dem Marktplatz? „Fahrt jetzt nur dort die Straße hinaus sagte der Bürger, bis zum Eisenladen, hernach links in die Gasse, hernach beim ersten Brunnen wieder rechts, hernach! beim rothen Löwen wieder links. Numero 428 ist mein Haus, Jakob Wunderlich.“ Und bis so weit gut. Der Bauersmann aber dachte: „Ists nicht noch früh am Vormittag, hab ich nicht das Holz um einen guten Preis verkauft, will ich nicht zuerst noch ein Schöpplein trinken in der Kneipe da“, und repetirte für sich: Eisenladen, – links – rechts – links – Numero 428. Aber in der Kneipe saßen bei einem Saueressen auch schon ein paar lustige Gesellen, und als sie ihn sahen herein kommen, stieß einer den andern mit den Ellenbogen, und der andere fieng an, als wenn er fortführe: „Drum muß man's selber gesehen haben, sagte er, und bei den Russen gewesen seyn, wenn man's glauben soll, wo

der Mann im mittlern Glied, ich will vom Flügelmann nicht reden, 20 Ehlen mißt, auch weniger. Jeder Finger ist eine Pistole, die Zähne sind Pallisaden mit Feldschlangen dazwischen, die Nase ein Bollwerk, die Augen Bombenkugeln. Jedes Barthaar ist ein Bajonett, jedes Haupthaar ein Sabel. Ein solcher Sabel läßt sich auseinander zie-  
 20 hen, wie ein Perspektiv für in die Nähe zu fechten und in die Weite. Verliert ihn einer, so zieht er einen andern aus dem Haar. An den Füßen sind ihnen Schiffe gewachsen, und es ist ihnen einerlei, ob auf dem Wasser, oder auf dem Land. Der Mann schultert seinen Acht und vierzigpfünder. Jeder hat sieben Leben. Tödet Ihr ihm eins, so hat er noch sechs. Jeder Gemeine hat Majorsrang.“ Der geneigte Leser  
 25 wird an diesem Musterlein genug haben. Unserm Bauersmann aber vergieng Hören und Sehen, und so weit war es nicht gut. Denn als er wieder auf die Straße kam, waren ihm vor Staunen und Entsetzen der Eisenladen, die Gasse links die Gasse rechts und der Herr Wunderlich aus dem Gedächtnis heraus verschwunden, und wen er fragte: „Guter Freund, wißt Ihr mir nicht zu sagen, wo der Herr wohnt, dem ich das  
 30 Holz verkauft habe, so und so sieht er aus,“ der gab ihm keine Antwort oder eine falsche. Der eine sagte: „Am obern Thore Numero 1.“ Dort sagte ein anderer: „Nein, er ist ausgezogen und wohnt jetzt in der untern Vorstadt Numero 916. Glücklicher Weise führte ihn sein Weg nach der untern Vorstadt, durch die Schulgasse und einige Schüler standen vor der Thüre. „Die Bürschlein, dachte er, wissen sonst den Bescheid  
 35 in der Stadt herum am besten, weil sie der Wind aus allen Gassen zusammen weht.“ „Junger Herr,“ sagte er zu einem, wolltet Ihr mir nicht sagen, wo der Herr wohnt, der mir dieses Holz abgekauft hat, und so und so.“ Der Schüler, ein durchtriebener Kopf, erwiderte: „Guter Freund ich bin noch nicht *in der schwarzen Kunst*, ich bin noch in der *Philosophie*, (so hieß die Classe, worin er saß). Wenn Ihr aber,“ sagte er, „zu dem  
 40 Herrn in der obern Stube gehen wollt, der das große Buch hat, wo Gribis Grabis drin steht: *Tunkus, Blemsum, Schalelei, Ikmack* und *Norma*, der schlagts euch auf für zwei Schillinge.“ In der obern Stube legte er zwei Schillinge auf den Tisch. „Herr Magister ich habe vergessen, wie der Herr heißt, und wo er wohnt, dem ich mein Holz verkauft habe. Wolltet Ihr nicht so gut seyn und es mir aus Eurem Gribis Grabisbuch  
 45 dort sagen.“ Der Schulherr aber schaute diese Zumuthung mit ungemeinem Staunen an, also daß er zuletzt die Brille abhob, und den baumwollenen Schlafrock über einander nahm. „Guter Freund,“ wollte er sagen; „das ist wohl wunderbarlich von euch, daß Ihr meint, ich könne Euch aus meinen Büchern sagen, was euch im Kopf fehlt.“ Als er aber angefangen hatte: „Guter Freund, das ist wohl Wunderlich,“ fiel ihm der  
 50 Bauersmann mit freudiger Verwunderung in die Rede. „Ganz richtig,“ sagte er, „es ist Herr Wunderlich. Sapperment,“ sagte er, „das heiß ich ins Schwarze getroffen gleich auf den ersten Schuß und ohne Buch“ und entsetzte sich jetzt noch viel mehr über die allwissende Gelehrsamkeit des Schulherrn, als vorher über die fürchterlichen Soldaten in der Kneipe. Der Schulherr aber gab ihm seine zwei Schillinge wieder, und

ließ ihm hernach durch ein Büblein zeigen, wo der Herr Wunderlich wohnt. Also hat dem Mann ein lächerlicher Zufall wieder auf die Spur geholfen, von welcher er war abgeleitet worden durch den Muthwillen. 55

234 MERKWÜRDIGES RECHNUNGSEXEMPEL AUS DER *REGULA SOCIETATIS*.

Zwei Schäfer auf dem Felde wollten mit einander ihr Abendessen verzehren, der eine hatte 5 kleine Ziegenkäse, der andere 3. Kommt zu ihnen ein dritter Mann von der Straße herüber. „Lasst mich mithalten für Geld und gute Worte!“ Also aßen sie selbst dritt fünf und drei, sind acht Käselein, jeder gleichviel. Hierauf dankt ihnen der Mann und schenkt ihnen acht Dublonen. 5

Der eine wollte nach der Anzahl seiner Käse fünf davon behalten und dem andern geben drei. Der andere sagte: „So? der Herr hat uns das Geld mit einander geschenkt, also gehören jedem Vier. Was deine fünf Stück mehr werth sind, will ich dir herausbezahlen.“ Da sie nicht einig werden konnten, brachten sie den Handel vor den Richter. Der geneigte Leser sinnt nach: welchem von beiden hat der Richter recht gegeben? Antwort: Keinem von beiden, sondern er sagt: „demnach und wie ihr mir beide vorgetragen habt, gehören dem ersten sieben Dublonen und dem andern eine, und das von rechtswegen. Punktum.“ 10

Man meint nicht, dass der Urtheilsspruch richtig sey, aber es kann sich nicht fehlen. Denn wenn man jedes Käselein in drei gleiche Theile zerschneidet, so viel als Personen waren, so gaben dem ersten seine 5 Käselein 15 Stücke, dem andern seine 3 gaben 9 Stücke, zusammen 24; davon bekam also ein jeder 8. Folglich bekam der dritte Mann von den 15 Stücken des ersten sieben. Denn acht von funfzehn bleibt sieben. Von den 9 Stücken des andern aber bekam er nur noch eins. Sieben und eins thut acht. Also gehörte auch dem ersten sieben Dublonen von rechtswegen und dem andern nur eine. 20

Der geneigte Leser wird ersucht, hieraus abzunehmen, *erstlich*, wie man manchmal meinen kann, ein Richterspruch sey unrecht, weil man selber nicht weiß, was recht ist, *zweitens*, wie mißlich es sey, einen Prozeß anzufangen, so man auch glaubt, das augenscheinlichste Recht in den Händen zu haben. 25

235 DES DIEBEN ANTWORT.

Einem Dieb, der sich mit Reden mausig machen wollte, sagte jemand: „Was wollt ihr? Ihr dürft ja gar nicht mehr in eure Heimath zurückkehren, und müßt froh seyn, wenn man euch hier duldet.“ – „Meint ihr,“ sagte der Dieb, „meine Herren daheim

5 haben mich so lieb, ich weiß gewiß, wenn ich heimkäme, sie ließen mich nimmer fort.“

236 DIE WAIZENBLÜTHE.

Nie muß sich einer über fremdes Unglück freuen, weil es ihm Nutzen bringt, sonst kommt die Zeit, es freuen sich andere wieder.

In einigen Gegenden hat man das Sprichwort, wenn man sagen will, daß man  
 5 einen Gewinn oder Vortheil zu hoffen habe – sagt man: „*Mein Waizen blüht.*“ Als da-  
 her der Chirurgus und ein Zimmermann in der Nacht mit einander auf der Straße  
 giengen, und in einiger Entfernung ein bekanntes Dörflein brannte, deutete der Zim-  
 mermann hinüber, und sagte zu dem Chirurgus: „*Herr Gevatter, mein Waizen blüht.*“  
 Nemlich weil es neue Häuser aufzuschlagen gibt, wenn die alten verbrennen. Weil er  
 10 aber auf den Brand und nicht auf den Weg sah, fiel er im nemlichen Augenblick in  
 einen Graben, und brach einen Arm entzwei. Da sagte zu ihm der Chirurgus: „Ge-  
 vatter, es kommt mir vor, *mein Waizen sey zeitig.*“ – Der geneigte Leser versteht.

237 VERONIKA HAKMANN. (MIT EINER ABBILDUNG.)

Der geneigte Leser hat viel gute Gedanken gehabt, als er in dem Kalender des Jahres  
 1813 die Geschichte von jenen zehn frommen alten Dienstboten las, und kennt noch  
 alle wie sie heißen und aussehen. Dem Hausfreund aber ist es in diesem Augenblick  
 5 zu Muthe, wie wenn er im Spätjahr seinen Apfelbaum im Garten abgepflückt hat,  
 und meint, jetzt sey nichts mehr daran. Aber nach einiger Zeit, wenn die Blätter ab-  
 fallen, erblickt er unvermuthet noch einen einsamen schönen Apfel an einem Zweig-  
 lein, und heimbt ihn auch noch ein, und der eine macht ihm schier so große Freude,  
 als die andern alle.

10 Im Jahr 1744 als der Kurfürst Karl Theodor in der Pfalz die Regierung ange-  
 treten hatte, trat in Mannheim, Veronika Hakmann als Magd in das Haus eines dor-  
 tigen Bürgers, und trug sein Söhnlein auf den Armen herum und hütete sein, und als  
 das Söhnlein zum Mann herangewachsen und selber wieder Vater geworden war, all-  
 bereits nach dem Hubertsburger Frieden, da war sie noch immer im Hause und trug  
 15 und pflegte nun seine Kinder, wie sie ihn getragen hatte, und es geht noch lange so  
 fort. Denn als zuletzt auch dem Urenkel ihres ersten Dienstherrn ein Sohn geboren  
 war, und lieblich heranwuchs, allbereits nach dem Frieden von Amiens, war sie auch  
 noch im Haus, zwar nicht mehr als Dienstmagd, sondern so zu sagen, als ein werth-  
 gewordenes Erbstück der Familie, und eines Tages, als ihr die vergangene Zeit wie ein

Traum durch die Seele gieng, kam es sie, wie ein Sehnen an, und „Du“, sagte sie zu 20  
ihrem Brodherrn, gib mir dein Kind ein wenig,“ denn sie machte nicht viel Komplimente mit ihm, und die Magd nannte den Herrn *Du*, der Herr aber aus Respekt vor  
ihrem Alter und vor ihrer Frömmigkeit, und weil sie ihn erzogen hatte, sagte zur  
Magd: *Ihr*. „Warum verlangt ihr das,“ fragte er sie, „so doch Eure Arme nicht mehr  
im Stande sind etwas zu tragen, und Eure Knie kaum euch selber halten können.“ Sie 25  
erwiderte: „Ich habe Dich und deinen Vater und deinen Großvater auf den Armen  
gewiegt, so möchte ich gerne auch dein Kind noch in die Arme nehmen, ehe ich sterbe.“  
Da traten dem Vater und der Mutter des Kindes vor Rührung die Thränen in die  
Augen und er hieß die alte treue Greisinn niedersitzen, und neben stehende Figur  
zeigt, wie er ihr das Kind auf den Schoß legt. „Gott lohne Euch, sagt er zu ihr, alles 30  
was Ihr an mir und an meinen Vätern gethan habt.“ Sie sagte: „Er wird mich bald zu  
sich nehmen.“ Ein und Sechzig Jahr war sie im Dienst und Brod des nemlichen Hauses,  
und starb Anno 1805 im achzigsten Jahr ihres Lebens.



Abb. 73: Veronika Hakmann

## 238 MORGENGESPRÄCH DES HAUSFREUNDS UND SEINES ADJUNKTS.

Als einst an einem schönen Sommermorgen der Hausfreund mit dem Adjunkt landaufwärts auf der Straße war, die Luft war so heiter und erquicklich, und alle Augenblick warf ein Baum dem Adjunkt einen Apfel an den Hut, gleichsam ihn fragend, ob er auch wieder da sey; auf einmal, unterhalb Seefeldens, dehnte sich der Adjunkt kräftig aus. „Hausfreund,“ sagte er, „mir ist so wohl. Examinirt mich ein wenig über das Sprüchlein: *du machest fröhlich alles, was da webet, beide des Morgens und des Abends.*“

Der Hausfreund sagte: „Ich will's probieren. Was heißt das: *du machest fröhlich?*“

Sagt darauf der Adjunkt: „das ist keine Frage, die ich von einem klugen Mann erwartet hätte. Was fröhlich ist, muß man selber wissen. Täglich Heute – Niemals Gestern – Morgen kommt selber.

Sagt darauf der Hausfreund: „Ich versteh euch nicht recht.“

Da wollte der Adjunkt fast kurios werden, denn er kann es nicht leiden, daß man ihn nicht gleich versteht. „Wenn man heute eine gute Stunde hat,“ sagte er, daß man sie mit Augen und Ohren, Vernunft und allen Sinnen gleichsam in das Gemüth hineintrinkt, und nicht daran denkt, daß es gestern schlimmer war, oder auch besser, und ob es morgen besser seyn werde, oder auch schlimmer. – Wenn ich an das denken wollte, ich habs auch schon besser gehabt, als bei euch.“

„Nichts für ungut,“ sagte der Hausfreund, „was folgt nun daraus?“ –

„Folgt daraus, daß man ein gutes Gewissen habe. Denn das böse Gewissen kann *Gestern* und *Morgen* nie vergessen.“

„Fragt sich nun, Adjunkt, *was macht er fröhlich?*“

– Antwort: „*Alles was webet.*“

Was versteht ihr darunter?

– „*Erstlich* und vordersamst,“ sagt er, „die Spinnen. Denn die Spinne webt ihr Netz, und schlägt gleichsam wie ein Krämer auf dem Jahrmarkt ihren Stand auf, so sie doch nichts feil hat, sondern sie wiegt sich hin und her in der lustigen Morgenluft, und zwischen den Rosensträuchen im Garten, und betet in ihrer Art auch das Sprüchlein: *Aller Augen warten auf dich*, sonst wär das Sprüchlein nicht wahr. Hernach ißt sie eine Fliege, und wenn's seyn kann zwei, weiß nimmer, daß sie gestern keine gehabt hat, und denkt nicht daran, wann der Sperling kommt. Also macht er jedes Thierlein fröhlich in den kurzen Tagen seines Daseyns.“

„*Zweitens*, versteh ich darunter,“ sagt er, „den *Weber*. Denn ob er schon in einer dunkeln Kammer sitzt, und sich viel rühren und einen dünnen Faden nach dem andern einschießen muß in den langen Zeddel, so sieht er doch wie sein Thun gedeiht. Das Tuch wird glatt und fest, das Werk lobt den Meister, und wenn er inne haltet, und eine Prise nimmt, denkt er: du nährest dich deiner Hände Arbeit, wohl dir! du hast es gut.“



„Drittens,“ sagt er, „versteh ich darunter *Mich den Adjunkt*. Denn nach allem andern webe ich noch lustige Liedlein, Brechräthsel, ja Standreden in euern Kalender, und alle euer Leser haben mich gern. Seht hier ist nichts,“ sagte er, indem er die Taschen umkehrte, – *hier* ist nicht viel – *hier* ist die Maultrommel und vier neue weltliche Lieder, die will ich drucken lassen, in Reutlingen. Wenn wir fertig sind, sing ich euch eines davon.“

„Viertens und endlich,“ sagt er, versteh ich darunter *alles was webet*, das heißt: *alle Menschen*. Denn *Weben* oder *Webern* heißt so viel als sich *bewegen*. In ihm leben, weben und sind wir. *Weben* heißt, Rührig seyn mit den Gliedmaßen, Schaffen und Arbeiten mit den Händen etwas Gutes.“

„Folgt daraus, Adjunkt?“

„Folgt daraus: Wer die Hände in den Schoß legt, und nicht rührig und emsig ist an seiner Arbeit, der kann auch nie recht fröhlich seyn, wenn er schon so aussieht. Denn es heißt: *Du machest fröhlich alles, was webet*.“

„Fragt sich nun drittens, Adjunkt: Warum heißt es: *Beide des Morgens und des Abends*?“

Sagt der Adjunkt: „Weil nicht alle Tagszeiten gleich sind. Habt ihr noch nie geachtet, wann die Schnitter am lustigsten sind? Morgens, wann sie hinausgehen, und Abends, wann sie heimkommen. Oder wann stimmt euer Nachbar, der Schuhmacher seine Lieder an: Süßer Christ, du, du bist meine Wonne? Am Morgen freut er sich, daß es an die lustige Arbeit geht. Er schneidet das Leder zu, und zwingt es über den Leist, und die Morgensonne grüßt ihn zwischen dem Kirchthurm hinein und zwischen der Zehndscheuer. Am Abend freut er sich, daß die Arbeit ein Ende hat, und die Ruhe kommt. Der Schuh ist fertig, nett und ohne Tadel, die erquickliche Abendluft weht ihm zum Fenster hinein, und die Löffel und Gabeln rühren sich schon in der Schublade.“

„Gut gegeben, Adjunkt, was folgt daraus?“

„Folgt daraus: Wer sein Geschäft nicht in der Ordnung treibt, heute alles thun will, morgen nichts, Vormittags sitzt er im Wirthshaus, Nachmittags muß das Geschäft doch fertig seyn, also bleibt er daran bis Mitternacht – einen solchen Menschen kann er nicht fröhlich machen, denn ein solcher respektirt die Tagszeiten nicht.“

„Adjunkt,“ sagte der Hausfreund, „wenn ihr alle Sprüchlein also auszudeuten wißt, so ist an euch ein Pfarrer verlohren gegangen. Singt mir jetzt euer Liedlein!“

Da sang der Adjunkt durch Seefeld den hinauf das Liedlein vom König *Högne*. Es war hübsch.

## Der Brand von Moskau.

Als im Jahr 1812 der Krieg zwischen Frankreich und Rußland ausbrach, standen in Europa die Verhältnisse so:

5 Auf der Seite des Kaisers von Frankreich waren Haus Östreich mit einem Hülfskorps, alle rheinischen Bundesfürsten, Schweiz, alle Völker von Italien, Illyrien, Preußen, Polen, fast ganz Europa. Auf der Seite von Rußland war allein der Engländer, später auch der Winter. Neutral waren der Däne, der Schwed, der Türk. – Spanien und Portugal hatten ihr apartes.

10 Schon hatte die furchtbare Armee des französischen Kaisers nach manchem harten, aber siegreichen Kampf die russische Hauptstadt Moskau erreicht. Am 14. Sept. zog er als Sieger durch ihre Thore ein. Hier wäre ein Wort vom Frieden zu sprechen gewesen, wenn man gewollt hätte, aber man wollte nicht. Lieber die eigene Stadt verbrannt und den Feind wieder herausgetrieben.

15 So etwas ist nun geschwind gesagt: „Moskau ist verbrannt.“ Aber der geneigte Leser wird fast die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn er sich von dieser Stadt einen Begriff machen läßt.

Moskau, die uneins größte Stadt der Welt, bestand aus vier großen, aneinander gebauten Städten. Die erste und innerste, der *Kreml*, welcher fest war und her-  
20 nach von den Franzosen selbst gesprengt wurde. Um den Kreml herum aber war gebaut die Stadt Kitaigorod, um diese herum die Stadt Bielgorod, oder die weisse Stadt (bekanntlich kann der Hausfreund russisch), um Bielgorod herum war gebaut Semla-  
noigorod.

Vier solche Städte aneinander gebaut wären zum Verbrennen groß genug.  
25 Aber Moskau hatte auch 30 Vorstädte, in allem aber 20,000 Häuser und Palläste, 1000 Kirchen und große Kapellen, gegen 400 brave Wirthshäuser, und wie viel Kaufläden, Fabriken, Schulen, Kanzleien, ein Findelhaus für 5000 Kinder, mit einem Wort, 400,000 Einwohner, und zwölf Stunden im Umfang. Wer auf einer Anhöhe stand, so weit das Auge reichen mochte, war nichts zu sehen, als Himmel und Mos-  
30 kau. Hernachmals nichts als Himmel und Flammen. Denn kaum waren die Franzosen eingerückt, so wurde von den Russen selbst an allen Ecken und Enden angezündet. Ein anhaltender Wind trug die Flammen schnell in alle Quartiere der Stadt. In drei Tagen lag der größte Theil derselben in Schutt und Asche, und wer seitdem vorüber gieng, sah nichts mehr als Himmel und Elend.

35 Wer den Schrecken und Jammer bedenkt, wenn ein einziges Haus in Flammen steht, die fürchterliche Helle der Nacht und die Röthe am Himmel von ferne, der mag sich vorstellen, wie es aussieht; wenn in einem Umkreis von zwölf Stunden 20,000 Häuser theils in Flammen, theils in Gefahr stehen und so viel Kirchen und

Schlösser auf einmal brennen, und 400,000 Menschen, Männer, Weiber, Kinder, Greise, Gebrechliche, Kranke, Fürsten, Bettler, fliehen oder verbrennen müssen, und niemand retten, niemand mehr löschen kann. Alle Feuerspritzen waren weggeschafft mit Fleiß. Tagereisen weit waren die Straßen mit Fliehenden angefüllt, Gesunde, Kranke, Sterbende, hochschwängere Frauen, säugende Mütter, und der Mittag bot keinen Tisch, kein Obdach die Nacht. Hier blieb ein Kranker liegen, den man nicht fortbringen konnte, dort segneten die Söhne ihren sterbenden Vater ein, dort begruben andere den ihrigen, alles nur so unterwegs. Weiter lag eine Frau ohne Hülfe in Kindesnöthen, und gebahr ihren Benoni, ihren Schmerzenssohn, auch nur so unterwegs. Eine vornehme Frau kochte ihren Kindern über zusammengerafften Reisern ein ärmliches Mittagmal und seufzte dazu: „Ach wie unglücklich bin ich.“ Eine andere mit ihrem armen Kindlein sah ihr zu und weinte, als ob sie sagen wollte: „Ach wie glücklich bist du, daß du etwas zu kochen hast.“ Wie viele umgekommen sind, will der Hausfreund nicht zählen.

Wer Moskau angezündet hat, hat viel zu verantworten. Ist ein anderer Mensch, als er schuld daran, daß die siegreiche Armee des französischen Kaisers sich mitten im Winter und in der fürchterlichsten Kälte aus Mangel an Aufenthalt und Lebensmitteln und mit namhaftem Verlust zurückziehen mußte, zuerst aus Rußland, hernach aus Polen, hernach aus Preußen bis nach Deutschland, bis an die Elbe? Die Pferde kamen vor Mangel und Kälte um. Die Artillerie und das Gepäck mußte zurückgelassen und den nachschwärmenden Kosaken Preis gegeben werden. Viele tausend tapfere Krieger kamen um. Denn gegen den Winter ist mit Bajonet und Sturmarsch nicht viel auszurichten, und ein warmer Pelz und ein Kalbsschlegel leisten da ganz andere Dienste, als eine Brust voll Heldenmuth. Aber der letzte hat noch nicht geschossen.

#### 240 DER FRIEDENSSTIFTER.

Wer die rechten Mittel zu wählen weiß, der kommt zum Zweck, zum Exempel der Herr Theodor. Zwei junge Burgersmänner in seiner Nachbarschaft hatten sich gegenseitig im Wirthshaus beleidigt und waren doch zu honett einander anzugreifen, und zu eigensinnig, einander zu vergeben. Also nährten sie den Unfrieden im Herzen.

Das klagte jemand dem Herr Theodor, und wie alle Mittel vergeblich seyen, sie mit einander zu versöhnen. Der Herr Theodor sagte: „Lasst mich gewähren. Ich kenne sie. Bis Morgen sind sie gute Freunde.“ Also bat er jeden ins besondere, ob er nicht heute bei ihm zu Nacht essen wolle, und setzte sie an den Tisch neben einander: Keiner gönnte dem andern ein Wort oder einen Blick. Beide dupften fleißig mit dem Herrn Theodor an, aber keiner mit dem andern. Da löschte der Herr Theodor

das Licht aus, als wenn er die Kerze hätte putzen wollen, und sagte: „Nichts für un-  
 gut! Ich wills gleich wieder anzünden.“ Indem er aber hinausgieng, gab er dem einen  
 von der Seite her, wo der andre saß, im Dunkeln eine Ohrfeige. Also gab dieser dem  
 15 andern zwei, und also setzten sie das Multiplikationsexempel mit einander fort und  
 zerschlugen sich, wo jeder im Finstern hintraf, bis der Herr Theodor wieder kam, der  
 etwas lange ausblieb. Als der Herr Theodor mit dem Licht wieder kam und traf sie an  
 im wilden Kampf und Handgemeng sagte er: „das ist recht gut und löblich, ehren-  
 werthe Nachbarn und Gäste daß ihr euch euch gegen einander explizirt, und ich habs  
 20 schon den ganzen Abend gemerkt, dass ihr etwas gegen einander auf dem Herzen  
 habt. Ich sehe, dass es euch aufrichtig um Aussöhnung zu thun ist, weil jeder dem an-  
 dern seine Meinung unverhohlen zu verstehen giebt.“ „Ihr hättet nicht sagen sollen,  
 dass ich Trumpf verleugne, sagte der eine, so ich doch Farbe angegeben habe.“ Der  
 andere sagte: Ihr hättet nur nicht gleich schimpfen dürfen. Ein Herz ist bald für  
 25 einen Eckstein angesehen. Ihr wisst, wie schmutzig die Charten sind.“ Drauf ließ sich  
 der Herr Theodor den Handel von ihnen erzählen, und schlichtete ihn vollends aus;  
 den andern Tag waren sie wieder gut Freund.

241 FORTGESETZTE ERKLÄRUNG DER ZEITTADEL.

DIE ALLEMANNEN AM RHEINSTROM.

Der geneigte rheinländische Leser hat vor einem Jahr mit seltnem Fleiß und Wohlge-  
 fallen vernommen, wie es ausgesehen hat in dem Lande seiner Heimath von Anbe-  
 5 ginn bis um das Jahr nach Christi Geburt zweihundert, und er hat sich nicht ver-  
 driessen lassen, unterdessen um ein Jährlein älter zu werden, damit er jetzt erfahre,  
 wie es von jener Zeit an weiter ergangen ist, und wer die *Allemannen* sind, die der  
 Hausfreund, so zu sagen, wie ein Quartiermacher aus dem dritten Jahrhundert, im  
 Kalender 1813 angekündigt hat. Eigentlich weiß niemand recht zu sagen, wer diese  
 10 berühmten Allemannen waren, noch wo sie auf einmal hergekommen sind, wiewohl  
 es sind dem zahlreichen geneigten Leser am Oberrhein seine wahren Stammväter und  
 Altvordern, von deren Blut er abstammt, große grobgliederige Menschen mit blauen  
 Augen, krausen rothen Haaren, voll Kraft und Muth und Trutz, fröhliche Trinker  
 und Spieler, ohne Kenntnisse. Es geht noch manchem ein wenig nach. Wenn einem  
 15 von ihnen ein zehnjähriges Büblein, wie sie heutzutag in die Schule gehn, ein Additi-  
 onsexempel angesetzt, oder ein ABC Büchlein vorgelegt hätte, oder eine achtzehnjäh-  
 rige Tochter des geneigten Lesers hätte einer Frau Mehl und Eier und Butter gegeben,  
 „da, Mütterlein backe Sträublein draus,“ sie hätten nichts wissen damit anzufangen.  
 Noch wurde kein Vaterunser, noch kein Ave Maria gebetet. In die Kirche giengen sie  
 20 nach Schafhausen an den Rheinfall, oder in die dichtesten Wälder, oder auf den Bel-

chen. Denn sie beteten unsichtbare Götter an, wenn nicht Sonne und Mond oder den Rhein, und opfereten ihnen Pferde. Sonst war ihre liebste Beschäftigung der Müßiggang, dann die Jagd und der Krieg. Zweihundert Jahre lang kämpften sie mit den Römern in unversöhnlichen Kriegen zuerst um die Landschaften zwischen dem Rhein, der Donau und dem Main, aber oft auch, wenn die Gelegenheit günstig schien, fielen sie in das römische Gebiet jenseits der Flüsse ein, und spannen meist wenig Seide dabei, bis gegen das Ende. 25

Dem geneigten Leser müßte es wohl ein wenig bange werden, ob es möglich sey, daß er nach anderthalbtausend Jahren noch von diesem Heldenvolk abstammen und auf die Welt kommen werde, wenn er erfahren sollte, was es von einem Feldzug zum andern für schreckliche Niederlagen gelitten hat. Wo ein Thal des Schwarzwaldes sich aufthut, flutheten Mann an Mann und Schild an Schild jetzt die Allemannen siegeslustig hinaus, jetzt die Römer racheschnaubend mit Feuer und Schwerdt hinein. In alle Bäche floß allemannisches Blut. Mehr als einmal giengen nach römischen Berichten, die Allemannen hunderttausend Weise in einem Feldzug zu Grunde. Mehr als einmal brannte der Schwarzwald an allen Ecken und Enden. Manchmal machten wir auch gute Geschäfte bis nach Italien hinein und in die Champagne. Aber wer zuletzt mit blutigen Köpfen wieder heim kam, waren eben wir. In Champagne ließen wir auf einmal nicht mehr als 60,000 liegen. Denn die nackte deutsche Tapferkeit und Kraft ohne die Kunst des Krieges vermochte nie auszuhalten in die Länge gegen die geharnischten Reihen und Glieder der Römer, gegen ihre Schwenkungen und andere Kriegskünste, mit unter auch Schelmenstücklein. Mit 60 bis 80,000 Mann über den Rhein oder über die Donau zu gehen, und die Römer anzugreifen, wo wir sie fanden, war uns ein Leichtes. Aber wieder heim zu kommen, und die Feinde abzuhalten, daß sie nicht über den Fluß hinüber nachsetzten, war oft etwas schweres. Die Geschichte erwähnt eines mannhaften deutschen Fürsten und Heerführers mit Namen Chnodomar, sie erwähnt auch eines Fürsten und Helden mit Namen Vadomar der im Breisgau und Oberland ein Herr war, und nach der Vermuthung eines achtungswerthen Gelehrten seinen Sitz hatte, wo itzt Thumeringen steht im Wiesenkreis, also daß dieses Ort zuerst geheißen hatte Vadomaringen. Der ist manchmal auf seinem Hengst durch die Wiese geritten, oder im Käferhölzlein auf der Jagd gewesen und hat mit lüsterne[m] Auge hinüber geschaut in das Gebiet der Römer jenseits Rheins. Chnodomar und Vadomar und andre deutsche Fürsten als Uri, Ursiz, Vestralp und mehrere giengen mit ihren Heerscharen über den Rhein, griffen bei Straßburg, bei Hausbergen den römischen Feldherrn Julianus an, nicht zu guter Stunde. Als die Schlacht gewonnen schien, war sie verlohren. Chnodomar wurde gefangen. Der gereizte Feind kam über den Rhein, und haußte heidnisch mit den Leuten. Aber Vadomar, der König von Thumringen, rettete sich und sein Land. Nachgehends bekamen ihn die Römer durch List und schändlichen Verrath in ihre Gefangenschaft und schleppten ihn 55

60 nach Spanien. Später wurde auch sein Sohn Vitigab ein gar feines und kluges Herrlein auf Anstiften der Römer von seinem Bedienten heimlich ermordet. Was denkt der geneigte Leser zu einer solchen schlechten Aufführung? Viele tausend biedere Allemannen wurden auch als Gefangene nach Rom transportirt, und man hat von den wenigsten mehr erfahren, was aus ihnen geworden ist, ausgenommen ein Mägdlein  
65 von Doneschingen Namens *Bißlein*, das hernachmals in Rom gute Tage bekommen hat. Der Herr Römer, der es gefangen bekommen hat, hat er sich nicht nachher in dasselbe verliebt, und laut gesagt, es sey in ganz Rom kein Mädchen mit diesem allemannischen Töchterlein zu vergleichen. – Wenn er itzt erst käme, und eins aussuchen dürfte. Aber in der That man weiß nicht zu sagen, wo die vielen Menschen herge-  
70 kommen sind, die nach einem hundertjährigen Krieg und nach allen blutigen Niederlagen und grausamen LandesVerwüstungen noch übrig waren, kraftvoll und rüstig, als die Macht der Römer im Land und daheim anfieng zu zerbrechen. War nicht auf einmal selbst das ganze jenseitige Rheinland von Basel bis nach Mainz und bis an die jenseitigen Gebirge unterthan der allemannischen Macht? Alles schien sich wieder  
75 zu erheben, bis ein neues kriegerisches Schauspiel begann. Draussen über dem schwarzen Meer, wo Europa ein Ende hat, und seltsame Völkerschaften eines andern Welttheils ihren Anfang nahmen, wohnten damals, fremden Blutes und fremder Sitten die *Hunnen* ein wildes räuberisches Gesindel, und es wird nicht viel gefehlt seyn, so war ihr Oberhaupt, genannt Attila, der schlimmste unter allen. Attila brach um  
80 das Jahr 451 mit seinem Volk aus ihren Wohnsitzen auf, um in Europa, so weit es geht und gut thut, zu erobern, zu plündern, zu sengen und zu brennen und zu morden, und wo er hinkam, in den ersten 24 Stunden war alles verwüstet und verödet, und je weiter er zog je furchtbarer vermehrte sich sein Heer, denn alles zog mit, wie ein Heerstrom in seinem Lauf größer und größer wird, durch die Waldströme die sich  
85 rechts und links her in seine Fluthen ergießen. Jetzt ist der Hunnenkönig schon am Saustrom in Ungerland, jetzt schon an der Donau, jetzt schon in der Gegend von Ulm, und wie ein Hagelgewitter kam richtig sein linker Flügel von Waldshut her am Rhein herab, und der rechte am Neckar herab und am Rhein. Es ist einerlei wie viel man sagt, ob hunderttausend oder eine halbe Million. Es waren genug, für alles zu  
90 verheeren. Zwar schlug der Allemann die Hand an's Schwerdt. „Was wollt ihr?“ Aber der Hunne sagte: „Nichts mit euch. Geht mit uns.“ Und es wollen gelehrte Leute behaupten, die Allemannen seyen auch ein wenig mitgegangen auf's Abenteuer. Vogel friß oder stirb. Also gleich über den Rhein zerstörten sie die stolze Stadt Augst. Zwei Dörfer stehn jetzt auf ihren Fundamenten, wenige Trümmer ihrer Herrlichkeit sind  
95 noch sichtbar. Hierauf zogen sie bis nach Chalons in Frankreich hinein, um dort Schläge zu holen, bekamen sie auch und suchten auf einem andern Wege wieder ihre Heimath. Die Allemannen aber erhoben sich wieder und was will der geneigte Leser sagen, bis zum Jahr 496 waren sie eines der mächtigsten Völker in Deutschland. Von

Mainz und Cölln bis weit in die Schweiz hinauf und bis nach Tirol und Baiern hinein war alles unser, und unsern Zorn büßten die alten römischen Städte, selbst Straßburg nicht ausgenommen und Constanz. Damals konnte ein Allemanne sich etwas einbilden, wenn er sagte: *Wir*. 100

Der Hausfreund möchte gerne hier aufhören und dem Leser diese Freude an seinen Voreltern ein Jahr lang gönnen. Aber was man angefangen hat, muß man auch enden, und mit der allemannischen Macht wird es geschwind geendet seyn. Denn die Deutschen wissen von nichts anderm, als wenn sie keinen fremden Feind zu bekämpfen und zu verderben haben, so thun sie einander den Gefallen selber. Sie meinen, es sey besser, wenn die Feinde auch mit einander in der nemlichen Sprache reden können. Also griffen jetzt die Allemannen und die Franken, zwei deutsche Völker, eins das andere selber an, und repetirten im Jahr 496 bei Zülpich in dem ehemaligen Herzogthum Jülich die Schlacht zwischen Straßburg und Hausbergen. Ja es will ein gelehrter Mann der Meinung seyn, diese Schlacht sey nicht einmal bei Zülpich, sondern ebenfalls bei Straßburg vorgefallen. Auch hier war der Sieg schon völlig in den Händen der tapfern und trutzigen Allemannen, und die Reihen der Franken wichen auf allen Seiten, bis in der Herzensangst und Verzweiflung der fränkische König Chlodewig die Hand zum Himmel aufhob, und den Schwur that, wenn ihm Gott den Sieg verleihe, so wolle er ja gerne ein Christ werden, seine Frau sey es ohnehin schon. Es waren aber damals schon ganze christliche Regimenter unter dem fränkischen Heer, und einer rief dem andern zu: „du, wenn wir dem König den Sieg erkämpfen, so will er sich taufen lassen. Also schlugen die Christen unbarmherzig auf die Heiden drein, die Allemannen werden in Unordnung gebracht und verlieren die Schlacht für diesmal, und ihre theuer errungene Freiheit und Herrschaft auf immer. 105 110 115 120

Wer diese Franken sonst ein wenig gewesen sind, und wie es unsern Altvordern unter ihrem Regiment ergangen ist, will der Hausfreund im künftigen Jahr erzählen. Der geneigte Leser aber wird klug seyn, und am Ende jedes Jahrs den alten Kalender in ein Kistlein legen, bis er alle beisammen hat. Bereits aber wird er seine lustigen Thäler, voll Kirchthürme, seine fruchtbaren Felder und Hügel, seine Berge mit andern Augen ansehen, wenn er sich daran erinnert, was sich hier schon zugetragen hat, und wird manchmal denken: „Gottlob es sind jetzt gleichwohl bessere Zeiten.“ 125 130

#### 242 FORTSETZUNG DER WELTBEGEBENHEITEN.

Der Hausfreund bildet sich fast etwas darauf ein, daß er seines Orts und mit seinem schwachen Arm die Weltbegebenheiten fortsetzen kann, wenn er's nur auch könnte nach seinem und des geneigten Lesers Sinn. Wiewohl viel Köpfe viel Sinne. Jeder

5 meint, er wollte es gewiß am besten machen, wenn aber einmal der oberste Weltregent, der den Königen die Kronen aufsetzt, und dem Schwerdte den Sieg verleiht, die Hand aus der Sache ziehen wollte, so würde bald eine Verwirrung und ein Elend werden, daß wir andere unglückliche Weltregenten alle die Hände über dem Kopf zusammen schlagen und ihn bitten müßten, sich der Menschheit wieder anzunehmen,  
 10 wie er bisher gethan hat, obgleich noch niemand in sein geheimes Cabinet hineingeschaut und seinen verborgenen Rathschluß erspäht hat.

Als nemlich die französische Armee sich aus dem russischen Winter herausgezogen hatte, und die Russen in das deutsche Frühjahr hineinrückten, änderte sich die Gestalt der Sache so, daß die Preußen dem französischen Kaiser und seinen Bundesgenossen aufkündeten, und mit ihren bisherigen Feinden gemeine Sache machten.  
 15 Auch erwartete man selbiger seits die Schweden und den Beitritt der Dänen. Am 18. Merz waren die Russen schon in Hamburg an der Elbe, und brachten diese unglückliche Stadt zum Abfall. Gleichermaßen zogen sie in Dresden der Hauptstadt von Sachsen ein, nachdem die Franzosen abgezogen waren und die schöne Elbbrücke gesprengt hatten, die mancher Weltkundige geneigter Leser auf seiner Wanderschaft  
 20 wird gesehen und bewundert haben, und viele Leute fürchteten, die Feinde würden am Rhein seyn, ehe man Zeit hätte in der Geschwindigkeit etwas russisch zu lernen. Der französische Kaiser aber sagte unterdessen kein Wort. Hat er nicht in der kurzen Winterruhe, als wenn sonst nichts zu thun wäre, die französische Thronfolge festgesetzt auf ewige Zeiten, und mit dem Pabst nach mehrjährigen Mißhelligkeiten eine neue Eintracht abgeschlossen, also daß sich mitten zwischen zwei blutigen Feldzügen der Staat und die Kirche mit einander aussöhnten? So etwas weiß der Hausfreund zu loben, denn zum Glück und Wohl der Völker gehört nicht nur die weltliche Macht und Klugheit, sondern auch der geistliche Segen. Nicht alle Leute glaubens.

30 Als aber die Schlehen blühten, am 15. April, als noch viele Leute im Kleinmuth dachten, (gesagt hat man's just nicht) „dismal bringt er keine Armee mehr zusammen, die den siegenden Feinden Stich halten kann“ da war der Kaiser schon wieder in Mainz, und vor ihm und hinter ihm, wie aus dem Boden gewachsen ein neues Kriegsheer, so jung und frisch, so zahlreich, so ausgerüstet und kampflustig, daß man  
 35 billig hätte sagen mögen es sey in Frankreich wahr geworden, was man einst die Russen glauben ließ, nemlich die Ertödteten im Feld seyen wieder auferstanden daheim. Aber am 25. war der Kaiser schon in Erfurt, am 28. in Weimar, am 29. in Naumburg, am 2. Mai vor den Augen des Feindes auf dem alten berühmten Schlachtfeld von Lützen, denn auf diesem Felde war schon im 30jährigen Krieg am 6. November  
 40 1632 zwischen dem schwedischen König Gustav Adolph und dem kaiserlichen General Wallenstein eine der merkwürdigsten Schlachten geliefert worden. Der große König Gustav Adolph verlohr in derselben durch einen Büchschuß das Leben. Aber seine tapfern Schweden behaupteten das Feld und den Sieg und kamen hernachmals



heraus bis an den Rhein zu des geneigten Lesers Altvordern. Sonst geschieht es selten, daß im Lauf der Zeiten in dem nemlichen Revier zum zweitemal eine Schlacht ge-  
 liefert wird; gleichsam als wenn die Geister der Erschlagenen das Feld behüteten und  
 wie es an manchen Orten der Brauch ist, nicht leiden wollten, daß Fremde auf ihrem  
 Kirchhof begraben werden. Aber wenn der fromme Landmann den Pflug darüber  
 führt, und die Knaben und Mägdlein den Erndtetanz dort halten, dagegen haben sie  
 nichts, was jedoch im Jahr 1813 bei Lützen nicht geschehen ist. Denn der Russe, als  
 wenn er nach 181 Jahren dem König Gustav Adolph und den Erschlagenen auf die-  
 sem Feld noch ein blutiges Seelenamt halten wollte, that den ersten Schuß, und be-  
 gann damit eine der hartnäckigsten und blutigsten Schlachten, die je gehalten wor-  
 den. Man rechnete in Leipzig die Zahl der Verwundeten und Getödteten, gering ge-  
 schätzt, auf vier und dreißigtausend. Viele umliegende Ortschaften wurden an diesem  
 Tage ausgeleert und zerstört. Lützen selbst verlor 200 Häuser durch den Brand. Die  
 ganze Gegend ward zur Verwüstung.

Wer gern allen Leuten Glauben beimißt, konnte zwar aus den damaligen Zei-  
 tungen nicht klug werden, welche Parthei in dieser mörderischen Schlacht das Feld  
 behauptet und den Sieg davongetragen habe. Mit gleicher lobenswerter Tapferkeit  
 focht der Franzos, der Ruß' und der Preuß'. Der Musketier stand dem Reuter, der  
 Reuter der Kanone. Aber am 6. Mai ergieng in Berlin, der preußischen Hauptstadt,  
 ein Befehl, als wenn es nicht gut stünde, alle Männer bis zum 60sten Jahr sollten sich  
 schleunig bewaffnen, und wo der Feind sich zeigen wolle, sollen alle Frauen und Kin-  
 der, alle obrigkeitlichen Personen, alle Ärzte, Wundärzte und Apotheker, alle  
 Postherrn mit ihren Pferden, alles Vieh, alle Vorräthe weggeschafft werden. Alle  
 Früchte auf dem Felde, alle Schiffe und Brücken, alle Dörfer und Mühlen sollten ver-  
 brannt, alle Brunnen verschüttet werden, damit nirgends der Feind einen Aufenthalt  
 oder Vorschub finden sollte. Noch nie ist eine solche schauerliche Maßregel zur Zer-  
 störung des eigenen Landes ergriffen worden. Die Franzosen selbst aber rückten un-  
 terdessen vorwärts. Am 8. Mai hielt der Kaiser seinen Einzug in Dresden. Am 12.  
 giengen die Franzosen über den Elbstrom. Aber Meilen weit und lang waren viele Ge-  
 genden des schönen und volkreichen Sachsenlandes verstört, und alle Dörfer an der  
 Militärstraße verlassen. Brannte nicht am 12. die Stadt Bischoffswerda mit Kirche  
 Rathhaus und 318 Bürgershäusern also nieder, daß nur noch drei Firsten übrig sind.  
 Aber am 18. brach der Kaiser selbst von Dresden auf und lieferte am 20. eine neue  
 Schlacht bei Bautzen, weit drinnen in der Lausitz im Sachsenreich, nicht weit von der  
 schlesischen Grenze. Der geneigte Leser wird gar nicht fragen, wer gesiegt hat. In we-  
 nig Stunden war der Feind geworfen, und die Stadt in den Händen der Franzosen.  
 Der 21. vollendete bei Wurschen was dem Sieg vom 20. noch fehlte. Ein und zwan-  
 zig Dörfer wurden an diesen zwei Tagen ein Raub der Flammen. Meilenweit alle Vor-  
 räthe aufgezehrt oder vernichtet, alle Mühlen von den Feinden zerstört, alle Saatfelder

abgeweidet und zertreten. Keine Sichel gieng dort im Jahr 1813 in die Erndte. Aber  
 am 23. rückte der Kaiser in Preussisch-Schlesien ein, am 1. Juni in Breslau. Viel  
 85 gethan in einem Monat von Lützen bis nach Breslau. Viele tausend Franzosen waren  
 noch von Anno 1812 her, in einer Reihe von Kriegsstädten, von Polen heraus bis an  
 die Elbe durch die Russen eingeschlossen. Czenstochow, und Thorn und Spandau  
 mußten sich ergeben. Aber Torgau, Wittenberg, wo Doktor Martin Luther gelebt  
 und gelehrt hat, und Glogau in Schlesien wurden durch die siegreichen Waffen des  
 90 Kaisers frei gemacht. Am 30. Mai kam auch Hamburg wieder in die Hände der Fran-  
 zosen, und sollte für seinen Abfall eine Buße von 48 Mill. Franken entrichten, also  
 daß diese unglückliche Stadt, wenn sie alle Tage, die Gott giebt, 1000 Gulden an die-  
 ser Summe abbezahlen wollte, doch erst in einer Zeit von 88 Jahren damit fertig wür-  
 de. Der Hausfreund wüßt's nicht aufzutreiben. –

95 Vom 4. Juni an war Waffenstillstand, aber es war schwer zu errathen, ob zur  
 Wiederherstellung des Friedens oder zu einer fürchterlichen Fortsetzung des Kriegs.  
 In ganz Europa wurde rekrutiert, die ganze Elbe befestigt. Am 10. August kündeten  
 die Russen und Preußen den Waffenstillstand auf. Zu gleicher Zeit erklärte Östreich  
 dem französischen Kaiser den Krieg. Auf der einen Seite standen jetzt Rußland, Preu-  
 100 ßen, Östreich, Schweden, auf der andern Frankreich, der rheinische Bund, Italien,  
 Schweiz und Dänemark, eine Hälfte des Welttheils gegen die andere, und kein Stern-  
 lein der Hoffnung schaute durch die Wolken der Gewitter.

243 DER RHEINISCHE HAUSFREUND AN EINEN UNSICHTBAREN CORRESPONDENTEN.

*Guter Freund! Euere Zuschrift ohne Datum und Namen habe ich wohl erhalten. Aber die  
 Geschichte von der verlohrenen Kappe will sich nicht recht in den Kalender schicken. Für  
 so lustige Vetter, wie Ihr einer zu seyn scheint, ist es allerdings ein Spaß, wenn man eine  
 5 solche Begebenheit erlebt hat, und die Personen dazu kennt, daß man sie hernach in dem  
 Calender finde, und allenfalls eine Abbildung davon. Aber die übrigen Leser (man be-  
 rechnet auf das Jahr 1814 ungefähr 700,000 die nichts von Weitenau wissen,) solche ma-  
 chen langweilige Gesichter dazu, wenns nicht in der Sache selber liegt. Seid so gut, und  
 schickt mir sonst einmal etwas nettes, zum Exempel von Euren eigenen lustigen Streichen.  
 10 Euer wohlgeneigter Hausfreund.*



Abb. 74: Titelvignette 1815

## Die Planeten.

Bis jetzt haben wir in unsern Betrachtungen über das Weltgebäude unsern Wohnplatz, die Erde, die Sonne, und den Mond näher kennen gelernt. Jetzt erheben wir  
 5 unser Auge zu den leuchtenden Sternen, an denen sich so oft das Auge des nächtlichen Wanderers ergötzt. Wer etwa in einer großen Hauptstadt oder in der Nähe derselben gelebt hat, der kann wissen, was eine Illumination ist, und wie herrlich es aussieht, wenn zu Ehren eines großen Herrn in der ganzen Stadt viele tausend kleine Lampen zu gleicher Zeit angezündet werden und brennen. Das Auge kann sich nicht  
 10 satt schauen, und überall erblickt es etwas anderes und schöneres. Aber alle diese irdische Herrlichkeit ist in gar keine Vergleichung zu setzen mit der großen himmlischen Illumination, die in jeder wolkenlosen Nacht zur Ehre des großen Weltbeherrschers aus unermesslicher Höhe herabflimmert.

Fürs erste müssen wir wissen, daß es zweierlei Arten Sterne giebt. Denn so  
 15 sehr sie alle, groß und klein, in der größten Unordnung unter einander zu stehen scheinen, so behalten doch die meisten derselben Jahr aus Jahr ein ihre nämliche Stellung gegen einander, gehen Jahr aus und Jahr ein in der nämlichen Ordnung mit und nacheinander auf und unter, keiner kommt dem andern näher, keiner entfernt sich von dem andern. Jeder von uns, der auch nur ein Gestirn kennt, den Heerwagen  
 20 oder den Jakobsstab, der wirds wissen. Wie diese Sterne in seiner Jugend standen, so stehen sie noch, und wo er sie im Sommer oder Winter, Nachts um 8 Uhr oder in der Mitternacht zu finden wußte, dort findet er sie in der nemlichen Jahrszeit wieder. Und diese Sterne heißen *Fixsterne*.

Nur mit sehr wenigen andern, welche man *Irrsterne* oder Planeten nennt, hat  
 25 es auch eine andere Bewandtniß. Diese behalten nicht ihre gleichförmige Stellung gegen die andern. Wenn der Planet, Jupiter genannt, heute Nacht zwischen zwei gewissen Sternen steht, so steht er von heute übers Jahr nicht mehr zwischen den nämlichen, sondern an einem andern Ort. Es ist, als ob diese Sterne für ihre Kurzweil bei den andern herum spazierten, ihnen gute Nacht oder guten Morgen brächten, und  
 30 sich um die Zeit und Stunde nicht viel bekümmerten. Aber sie haben ihre Ordnung so gut wie die übrigen, nur eine andere. Die mehresten von ihnen kennt jeder Leser aus den Kalendern, besonders aus dem hundertjährigen. Diese Planeten haben nun folgende Eigenschaften mit einander gemein:

1) Sie sind unter allen Sternen unsrer Erde am nächsten, viel näher als irgend-  
 35 ein Fixstern.

2) Sie bewegen sich in großen Kreisen und in ungleich langen Zeiten um die Sonne, welches die andern nicht thun. Und aus diesem Grunde verändert sich unaufhörlich ihre Stellung am Himmel.

3) Es sind von Natur dunkle Weltkörper. Sie empfangen ihr Licht wie unsre Erde von der Sonne. Was wir in der Nacht an ihnen glänzen sehen, ist Sonnenschein, der wie aus einem Spiegel zu uns zurückstrahlt, so daß wir auch in der finstersten Sternennacht doch nicht ganz von diesem fröhlichen Lichte verlassen sind. Jeder Planet ist eine ungeheure große Kugel, die sich immer und ohne Ruhe herumdreht. Nur diejenige Hälfte, die alsdann gegen die Sonne steht, hat Licht, die andere ist finster. Sie haben daher auch ihres Theils Tag und Nacht.

4) Ein Planet steht nicht immer in gleicher Entfernung und Richtung gegen die Sonne. Sie haben daher, wie unsere Erde, verschiedene Jahreszeiten, in ihrer Art Sommer und Winter.

Falsch ist es also wenn man glaubt, die Sonne selber sey ein Planet. Denn sonst müßte sie sich selber in einem großen Kreis um die Sonne bewegen, sie müßte Tag haben, wenn sie von sich selber beschienen wird, und Nacht, wenn sie nicht von sich selber beschienen wird. Sie müßte Sommer und Winter haben, wenn sie näher oder weiter von sich selber absteht, und das ist lauter Widerspruch. Hingegen haben die Weltweisen entdeckt, daß in dem unermesslichen Weltraum, und unter den unzähligen Weltkugeln desselben, unsere Erde selber ein Planet sey, weil sie alle Eigenschaften der andern Planeten hat, und wer auf einem andern Planet stünde, und aus einer Weite von Millionen Meilen nach der Erde schaute, dem würde sie eben so als ein kleiner glänzender Stern erscheinen, wie uns der Abendstern erscheint. Denn es ist die Entfernung von den Sternen zu uns gerade so weit, als von uns zu den Sternen.

Mißlich muß es daher auch um die Behauptung stehen, daß unsere Erde abwechselnd von den Planeten regiert werden, oder daß Witterung, Fruchtbarkeit und andere Dinge von ihnen herrühren, ob man gleich die Erfahrung haben kann, daß je nach sieben Jahren manches wieder so kommt, wie es sieben Jahre früher war. Denn

1) sonst müßte ein Planet den andern regieren, weil ja unsere Erde selber ein Planet ist, und solche Unordnung wird in dem Reich der Weltkörper nicht statuirt.

2) so müsse unsere Erde auch die andern Planeten hinwiederum regieren, und das kann nicht seyn, sonst müßten wir auch etwas davon wissen.

3) So sind nicht sieben Hauptplaneten, sondern es sind, wie man mit guten Fernröhren entdeckt hat, bis jetzt eilf, und folglich kann nicht alle sieben Jahre wieder der nämliche regieren. Wie siehts jezt aus?

Also ist auch der Mond kein Planet, wie schon aus der vorigen Betrachtung über ihn ersichtlich ist, sondern er ist der Mond und bleibt der Mond.

Der geneigte Leser wolle sich daher nicht irre machen lassen, daß der Astrologus des Hausfreundes gleichwohl die Planeten als Jahrsregenten seit einigen Jahren ebenfalls in den Kalender einschwärzt. Denn

*Erstlich*, will der Astrologus auch gelebt haben.

*Zweitens*, thut ers den andern Kalendermachern zum Tort und Schabernack, damit sie nicht etwas besonders haben.

*Drittens*, thut ers einigen guten Freunden zu lieb, die gern möchten regirt  
80 seyn.

Von den wahren Planeten aber sind einige schon lange bekannt, nämlich

Der *Mercurius*, aber diesen wird keiner von euch leicht gesehen haben. Denn er umläuft die Sonne in einem so kleinem Kreis, und steht immer so nahe bei ihr, daß er Morgens nur kurz vor ihr aufgeht, und bald in dem anbrechenden Tag er-  
85 löscht, oder Abends bald nach ihr untergeht, und also nicht überall zu sehen ist. Er ist ungefähr zwei und ein halbmal näher bei der Sonne als wir, welches doch 8 Millionen Meilen beträgt. Ein Jahr währt auf diesem Planet nur 88 Tage, denn in so viel Zeit läuft er einmal um die Sonne herum, und vollendet seine Jahreszeit. Dafür ist er auch einer von den kleinen Planeten, und 16mal kleiner als die Erde.

90 Die *Venus* ist der zweite Planet, und diesen kennen wir alle unter einem andern Namen, als Abend- oder Morgenstern. Denn wenn sie aus ihrem Lauf um die Sonne, welcher 224 Tage beträgt, gegen uns betrachtet vorne an der Sonne steht, so geht er auch früh ein Paar Stunden lang vor ihr auf, und das ist alsdann der schöne Morgenstern.

95 Aber wenn er zu einer andern Zeit in seinem Umlauf so steht, daß er erst nach der Sonne aufgehen kann, so können wir wegen der Tageshelle und dem Sonnenglast ihn nicht mehr sehen. Unsichtbar folgt er den ganzen Tag der Sonne, wie ein Kind seiner Mutter nach, und erst wenn die Sonne untergegangen ist, wenn auf der Erde die Lichter bald angezündet werden und die Betglocken in die Dämmerung läu-  
100 ten, wird er am Abendhimmel sichtbar. Dieser Stern ist der einzige unter allen, der nicht aus der Ferne uns seinen Schimmer zeigt, sondern sogar einige Helle auf der Erde verursacht, und daher auch einen Schatten wirft. Dieß rührt von der Nähe desselben her, die bisweilen nur 6 Millionen Meilen beträgt, da die Sonne selbst 21 Millionen weit entfernt ist.

105 Auch ist das Licht des Abendsterns nicht immer gleich. Oft strahlt er im schönsten Glanze, oft wieder blasser, und scheint sogar kleiner zu seyn. Aber die Sternkundiger haben schon lange durch ihre Ferngläser die Ursache davon entdeckt. Die Venus hat nämlich , von der Erde aus betrachtet, ihr zu- und abnehmendes Licht wie der Mond, und dies ist sehr begreiflich. Denn da sie eine große Kugel ist, und  
110 also nur die eine Hälfte derselben von der Sonne erleuchtet seyn kann, während es auf der andern Nacht und stockfinster ist, so kann es oft geschehen, daß sich nur die Hälfte, ja weniger, von ihrer erleuchteten Seite gegen der Erde kehrt.

Aber etwas noch viel merkwürdigeres haben die Sternkundiger durch die Hülfe der stärksten Ferngläser in dem Abendstern entdeckt. Er ist nämlich so wenig als  
115 unsere Erde eine ganz glatte Kugel, und hat eben so wie sie seine Berge und Thäler,

und ob er gleich etwas kleiner als sie ist, so hat er doch Berge, welche den höchsten Berg unsers Weltkörpers um das vier- bis fünffache an Höhe übertreffen, welches die Astronomen aus dem Schatten derselben mit Genauigkeit zu berechnen wissen.

O das muß ein wundersames Vergnügen seyn, mit einem solchen Fernrohr in der finstern ErdenNacht 6 Millionen Meilen weit in eine fremde erleuchtete Welt und in einen fremden Tag hineinzuschauen, wenn man bedenkt, wie viel Vergnügen es schon macht, wenn wir von einem erstiegenen Berg nur in ein Thal hinüber schauen können, welches unsre Augen noch nie gesehen haben. Noch heimlicher und lieblicher aber müßte der Blick in einen solchen Stern hinein seyn, wenn wir auch sehen könnten, was aus seinen Bergen wächst, was für Thiere darauf weiden, was für Menschen die Thiere hüten, und was sie sonst thun und treiben in ihrer lichten, luftigen Höhe.

Das hat die menschliche Neugierde. So viel man weiß, gern wüßte man noch mehr.

Merkurius und Venus sind die zwey einzigen bekannten Planeten, welche zwischen der Sonne und der Erden stehen. Weiter über die Erde hinaus kreisen um die Sonne noch die drei längst bekannten, Mars, Jupiter und Saturn, nebst fünf neuentdeckten, Pallas, Ceres, Juno, Vesta und Uranus genannt, welche in der Folge sollen beschrieben werden.

#### 245 GLÜCK UND UNGLÜCK.

Wie hat zu einem Bauersmann ein Doktor gesagt? „Ihr Landleute,“ sagte er, „habts doch immer gut. Wenn des Getraides wenig gewachsen ist, so verkauft ihr es um einen theuern Preis. Ist es wohlfeil, so habt ihr viel zu verkaufen und löset auch viel Geld.“ – „Umgekehrt Herr Doktor,“ sagte der Bauersmann, „wir kommen auf keinen grünen Zweig. Denn wenn das Getraide theuer ist, so haben wir nicht viel zu verkaufen. Wenn wir aber viel haben, ist es wohlfeil und macht uns doch nicht reich.“ – Auch gut gegeben.

#### 246 WEIN- UND FRUCHTSCHLAG.

Schon oft und gern ist der Hausfreund dabei gestanden oder gesessen, und hat auch mit zugehört, wenn ein achtungswerther Greis von siebenzig Jahren, oder von achtzig, dem jüngern Geschlecht erzählt, was in seinen und seiner Väter Tagen geschehen ist, was die Frucht gegolten hat und der Wein. Ey wie gierig hören ihm die Söhne und die Töchter zu, ob sie es gleich schon oft gehört haben, und die herangewachse-

nen Enkel. Den Mägdlein am Rad bleibt der Faden in den Händen stehen ohne weiters, und dem Bäbele die Stricknadel, dem Jakob geht das Feuer in der Tabakspfeife aus, oder er dämpft gewaltig, je nachdem. „Ist es möglich,“ sagt die Margareth, nicht mit dem Mund, – niemand redet drein, – sondern mit dem staunenden Gesicht. „In solchen Zeiten möcht ich auch gelebt haben, so wohlfeil und so stille,“ sagt der Dieter. – „In solchen Zeiten möcht ich nicht gelebt haben, sagt der Heiner, „so arm an Geld und Freude. Aber die Marie sagt noch nicht ja noch nein, aber sie hört gerne was der GroßVater erzählt, denn sie breitet mit der Gufe den Docht ein wenig auseinander und schaut mit lieblichem Antlitz scharf und sinnend in das Licht. Also will sich der Hausfreund jetzt auch einmal, ja auf einmal um circa fünfhundert Jahre älter machen, als er ist und seinen aufmerksamen Lesern sagen, was seit Anno 1296 bis auf die neuern Zeiten in den höchsten und niedrigsten Preisen die Frucht gegolten hat und der Wein, vornehmlich in der Herrschaft Rötteln und Badenweiler, denn solches ist gar angenehm und lehrreich zu wissen für jeden Leser der mit dem Ackerbau und Weinbau das ganze Jahr beschäftigt ist, und davon lebt, für jeden andern aber auch.

Merke: Erstens, der Hausfreund erfindet diese Preise nicht, sondern hat sie mühsam zusammen gesucht in alter Schrift.

Merke: Zweitens, ein Pfund Geld heißt hier soviel als acht und vierzig Kreuzer. Ein Schilling so viel als zwei und zwei fünftels Kreuzer. Ein Pfening aber ist eines Kreuzers fünfter Theil. Mancher Herr Provisor kann hier noch manches RechnungsExempel holen, und in sein Rechnungsbuch einheimsen, wenn er fertig ist mit der Vergleichung des neuen Maßes und Gewichts, und mit den neuen Dezimalbrüchen, die wieder einer ins Land gebracht hat.

Im Jahr 1296 war ein sehr fruchtbares Jahr. Es galt der Sack Dinkel – wie viel rathet der geneigte Leser? Antwort zwei Schillinge, oder nicht ganz fünf Kreuzer. Sechs Maaß Wein hingegen galten Ein Pfening.

Im Jahr aber 1317 galt der Sack Kernen fünf Pfund. Solches war eine theure herbe Zeit, daß gar viele Leute vor Hunger verkamen.

Auch im Jahr 1439 ward es für eine große Theurung erachtet, daß der Sack Kernen sechs Gulden kostete. Im Jahr 1484 aber konnte man Wein haben umsonst. Wer viel hatte, war froh wer ihm viel abnahm.

Um diese Zeit ist die Neue Welt von den Spaniern entdeckt und nach und nach viel Gold und Silber nach Europa gebracht worden. Viel Geld aber macht theure Preise.

Von 1530 an bis 1600 stand der Saum Wein selten geringer mehr als ein Pfund oder acht und vierzig Kreuzer, wie zum Beispiel im Jahr 1540 wo er zum letztenmal für 18 Schilling zu haben war. Gewöhnlich schwankte der Preis zwischen ein Pfund und fünf. Im Jahr 1589 stieg er auf neun Pfund und 1592 auf zehen. In den



nemlichen Zeitläufen stand der Sack Dinkel im Jahr 1541 zum letztenmal auf neun 45  
Schilling nach dem Schlag, und stieg jedoch selten höher als zwei Pfund.

Zwischen den Jahren 1600 und 1700 war schon der geringste Weinschlag drei  
Pfund, und zwei Schilling, der gewöhnliche vier, fünf und sieben bisweilen schon  
zehn, und der höchste vierzehn Pfund zehen Schilling im Jahr 1693. Der geringste  
Fruchtschlag für den Sack Dinkel aber war noch manchmal, selbst noch im Jahr 1696 50  
zwischen Ein und Zwei Pfund, und der höchste sechs auch sieben Pfund namentlich  
als der dreißigjährige Krieg im Land war, der Schwed und der Hungar, wie auch sein  
NamensVetter der Hunger.

In den Jahren 1720, 1729, 1730, war der Weinschlag noch immer weniger als  
3 Pfund. Im Jahr 1753 als der köstliche gekeltert wurde, der drei und fünfziger, sie- 55  
ben Pfund zwei Schilling, sechs Pfenning. Der Hausfreund gäb seinen nimmer drum,  
er hat noch. Im Jahr 1774 zwölf Pfund fünfzehen Schilling. Der Hausfreund hat  
auch noch. Aber im Jahr 1781 sank er wieder, bis auf fünf Pfund und fünf Schilling,  
und stieg 1789 auf siebenzehen Pfund, zehen Schilling. 1795 auf dreißig Pfund,  
1797 auf drei und dreißig Pfund sechs Schilling, acht Pfenning, folglich um das sie- 60  
ben und dreißigfache mehr als 1540.

Der Dinkel aber galt nach dem Schlag in den Jahren 1706, 1718, 1722,  
1723, 1730 Ein Pfund und zwölf bis siebenzehen Schilling. 1712 und 13 aber fünf  
Pfund. 1770 aber sechs Pfund zehn Schilling; 1771 sechs Pfund; 1796 zehn Pfund,  
oder zwei und zwanzigmal mehr als 1541. 65

Jetzt will der Hausfreund noch der Jahrzahl seine Ehre anthun und in Zu-  
kunft immer. Nämlich es war der Schlag

Vor zweihundert Jahren 1615:

Wein der Saum 6 Pfund 18 Schilling.

Dinkel der Sack 2 Pf. 5 Sch. 70

Roggen der Sack 3 Pf. 15 Sch.

Haber der Sack 1 Pf. 12½ Sch.

Vor hundert Jahren oder 1715:

Wein der Saum 8 Pf. 7½ Sch.

Dinkel der Sack 3 Pf. 75

Roggen der Sack 6 Pf.

Haber der Sack 2 Pf.

Wie er im Jahr 1815 ausfallen wird weiß noch niemand, als der Hauptplanet.

Merke zum Beschluß, erstens: Seit dem Jahr 1296 bis jetzt, also in mehr als  
sechshundert Jahren ist der Preis der Lebensmittel im Ganzen genommen immer ge- 80  
stiegen.

Merke zweitens: Gar geringe Preise in die Länge sind kein Glück, und verrat-  
ten nichts Gutes. Entweder ist zu wenig Geld zum Kaufen im Land, und der Batzen

muß in der Noth die Dienste des Guldens thun, wie wenn einer mit einem Eselin ins  
85 Feld fahrt, er thut nicht aus Muthwillen oder zum Staat, sondern weil ers noch nicht  
bis zum Rößlein gebracht hat. Der Batzen ist das Eselin, und es kommt nicht darauf  
an, wie wenig Batzen gilt das Malter Kernen, sondern wie viel hab ich Batzen. Im  
Jahr 1362 sagt die Chronik, brachte der fleißigste Arbeiter seinen Taglohn nicht hö-  
her als neun Pfennige. Ein Haus mit Hofstatt kostete 35 Gulden. Wer damals 100  
90 Gulden vermochte, war ein reicher Mann, und konnte alle Tage Vogt werden, in so  
fern. Aber was hilfts? Schon der Mittelmann hatte nichts, noch viel weniger der arme.  
Gleichermaßen, wie man zum Spott von einer gewissen Gegend sagt, daß dort die  
reichen Leute Holzschuhe tragen, die Mittelleute aber gehn baarfuß, und die armen  
haben gar keine Füße.

95 Oder aber es ist schon eine andere schreckliche Landplage vorhergegangen,  
und hat viele Leute hinweggerafft, die ägyptische Pest, oder ein langer Krieg, und die  
Welt sieht einem Jahrmarkt gleich, wo viel Krämer sind aber kein Käufer. Wo man  
aus Mangel an Käufern nicht weiß wohin mit dem Vorrath – „Was gebt Ihr mir für  
den Sack Kernen?“ „Nichts!“ – „Nehmt ihn für zehn Groschen.“ „Ich brauche ihn  
100 nicht,“ – da ist es keine Kunst wohlfeil zu seyn, aber etwas zu erwerben, daß man  
kaufen kann, was nicht in der Furche wächst. Schiff und Geschirr, türkisch Garn,  
Sohlleder, Kalender. Sage nicht: „Es ist doch gut, wenn der arme Mann auch essen  
und trinken kann nach Genüge und nicht sorgen und arbeiten muß von einem Stern  
zum andern.“ Sage vielmehr: „das thut gut eine kurze Zeit. Wenn der Reiche nimmer  
105 bestehen kann, was soll aus dem Armen werden, der von dem Reichen leben muß,  
der Bettler hat es alsdann gut, aber es giebt viele, und nicht jedermann ist es gern.  
Also bedeutet es lauter gute Zeit, wenn die Preise etwas hoch stehen und unter der  
Hand immer ein wenig steigen.

Merke drittens und endlich: Also sind die Zeiten seit sechshundert Jahren  
110 trotz Pest und Kriegen, und Revolutionen und Pariser KaiserRegierung im Ganzen  
immer ein wenig besser worden, weil die Preise aller Lebensmittel und der Lohn aller  
Arbeiten immer ein wenig gestiegen ist. Liegts nicht offenbar am Tag? Wie schön ge-  
rüstet und geschmückt gehn heut zu Tag die Mägdlein in die Kirche? Die Mütter zu  
ihrer Zeit hätten nicht vermocht. Mancher, den der Hausfreund noch wohl gekannt  
115 hat, ging im Zwilchrocke und band die Schuhe mit ledernen Riemen. Nein, der Sohn  
trägt einen tüchernen Rock und Schnallen, zum wenigsten von Komposition. Und in  
manchem Städtlein oder Flecken, wo einst kaum für einen Kreuzer Prisen zu haben  
war, stehn jetzt Kaufläden mehr als einer, von den schönen Wirthshäusern an allen  
Straßen nicht zu reden.

## 247 VERLOREN ODER GEFUNDEN.

An einem schönen Sommerabend fuhr der Herr Vogt von Trudenbach in seinem Kaläschlein noch spät vom Brassenheimer Fruchtmart zurück, und das Rößlein hatte zwei zu ziehen, nemlich den Herrn Vogt und seinen Rausch. Unterwegs am Straßwirthshaus schauten noch ein paar lustige Köpfe zum Fenster heraus, ob der Herr 5 Vogt nicht noch ein wenig einkehren, und eines Bescheid thun wolle; die Nacht sey mondhell. Der Herr Vogt scheute sich weniger vor dem Bescheid als vor dem Ab- und Aufsteigen in das Kaläschlein, maßen es ihm schon am Morgen schwer wird, aber am Abend fast unmöglich. Der Herr Theodor meinte zwar: „Wir wollen das Kaläschlein auf die Seite umlegen, und ihn abladen,“ aber kürzer war es doch, man ging 10 mit der Flasche zu ihm hinaus. Aus einer Flasche wurden vier und die Redensarten manquirten ihm immer mehr, bis ihm der Schlaf die Zunge und die letzte Besinnung band. Als er aber eingeschlafen war, führten die lustigen Köpfe das Rößlein in den Stall und ließen ihn auf der Straße sitzen. Früh aber als ihn vor dem Fenster des Wirths die Wachtel weckte, kam er sich kurios vor, und wußte lange nicht, wo er sey 15 und wo er sich befinde. Denn nachdem er sich eine Zeitlang umgesehen und die Augen ausgerieben hatte, sagte er endlich: „Jetzt kommt alles darauf an, ob ich der Vogt von Trudenbach bin, oder nicht. Denn bin ichs, so hab ich ein Rößlein verloren, bin ichs aber nicht, so hab ich ein Kaläschlein gefunden.

## 248 NÜTZLICHE LEHREN.

1.

Alles geht leichter, wenn man einen Gehülfen hat. Aber eine Heimlichkeit verschweigen kann man besser allein, als selbänder.

2.

Der Mensch ist an drei Proben zu erkennen. Erstlich: Erzürne ihn. Zweitens: berausche ihn. Drittens: theile mit ihm ein Erbe. Wenn er in der letzten Probe nicht mankiert, so ist er probat. 5

3.

Worin besteht der Unterschied zwischen einem ehrlichen Mann und einem unehrlichen? Antwort: Der ehrliche Mann findet nichts eher, als bis es der Eigenthümer verloren hat. Im andern Fall verliert es der Eigenthümer erst, wenn es der Unehrlische findet. Item der ehrliche giebt es dem Eigenthümer zurück, wenn er kann. Der unehrliche findet noch mehr dazu, wenn er kann. 10

Einem namhaften Goldschmied hatten zwei vornehm gekleidete Personen für 3000 Thaler kostbare Kleinode abgekauft für auf die Krönung in Ungarn. Hernach bezahlten sie ihm tausend Thaler baar, legten alles was sie ausgesucht hatten, in ein Schächtelein zusammen, siegelten das Schächtelein zu und gaben es dem Goldschmied  
5 gleichsam als Unterpfand für die noch fehlende Summe wieder in Verwahrung, wenigstens kam es dem Goldschmied so vor, als wenn es das nehmliche wäre. „In 14 Tagen,“ sagten sie, „bringen wir euch die fehlende Summe, und nehmen alsdann das Schächtelein in Empfang. Alles wurde schriftlich gemacht. Allein es vergehen drei  
10 Wochen, niemand meldet sich. Der Krönungstag geht vorüber, es gehen noch vier Wochen vorüber. Niemand will mehr nach dem Schächtelein fragen. Endlich dachte der Goldschmied: „Was soll ich euch euer Eigenthum hüten auf meine Gefahr, und mein Kapital todts drinnen liegen haben?“ Also wollte er das Schächtelein in Beiseyn einer obrigkeitlichen Person eröffnen, und die bereits empfangenen 1000 Thaler hinterlegen. Als es aber geöffnet ward, lieber guter Goldschmied,“ sagte der Aktuarus,  
15 „wie seyd ihr von den zwei Spitzbuben angeschmiert.“ Nemlich in dem Schächtelein lagen statt Edelgestein Kieselstein, und Fensterblei statt Goldes. Die zwei Kaufleute waren spitzbübische Taschenspieler, böhmische Juden, brachten das wahre Schächtelein unvermerkt auf die Seite und gaben dem Goldschmied ein anderes zurück, welches ebenso aussah. „Goldschmied,“ sagte der Aktuarus, „hier ist guter Rath theuer. ihr seyd ein unglücklicher Mann.“ Indem trat wohlgekleidet und ehrbar ein Fremder zur Thüre herein und wollte dem Goldschmied allerlei krummgebogenes Silbergeschirr und einsechtige Schnallen verkaufen, und sah den Spektakel. Goldschmied,“  
20 sagte er, als der Aktuarus fort war, „euer Lebelang müßt ihr euch nicht mit den Schreibern einlassen. Haltet euch an praktische Männer. Habt ihr das Herz eine Wurst an eine Speckseite zu setzen, euch ist zu helfen. Wenn euer Schächtelein oder der Werth dafür noch in der Welt ist; ich schaff euch die Spitzbuben wieder ins Haus.“ – „Wer seid ihr, um Vergebung,“ fragte der Goldschmied. – „Ich bin der Zundelfrieder,“ erwiderte der Fremde mit Vertrauen und mit einem recht liebenswürdig  
30 freundlichen Spitzbubengesicht. Wer den Frieder nicht persönlich kennt, wie der Hausfreund, der kann sich keine Vorstellung davon machen, wie ehrlich und gutmüthig er sich anstellen, und dem vorsichtigsten Menschen so unwiderstehlich das Herz und das Vertrauen abstehlen kann, wie das Geld. Auch ist er in der That so schlimm nicht, als man ihn zwischen Bühl und Achern dafür hält. Ob nun der Goldschmied noch überdieß an das Sprichwort dachte, daß man Spitzbuben am besten  
35 mit Spitzbuben fangen könne, oder ob er an ein anderes Sprichwort dachte, daß wer das Roß geholt hat, der hole auch den Zaum, (wegen einer guten Freundin will ihn der Hausfreund nicht mit Namen nennen) kurz der Goldschmied vertraut sich dem Frieder an. „Aber ich bitte euch,“ sagte er, „betrügt mich nicht.“ „Verlaßt euch auf

mich,“ sagte der Frieder, „und erschreckt nicht allzusehr, wenn Ihr morgen früh wieder um etwas klüger geworden seyd!“ „Vielleicht ist der Frieder auf einer Spur?“ Nein, er ist noch auf keiner. Aber wer in selbiger Nacht dem Goldschmied auch noch 4 Dutzend silberne Löffel, 6 silberne Salzbüchlein, 6 goldene Ringe mit kostbaren Steinen holte, das war der Frieder. Manch geneigter Leser, der auf ihn nicht viel halten will, wird denken: „das geschah dir recht.“ Desto besser. Denn dem Goldschmied war es auch recht. Nemlich auf dem Tisch fand er von dem Zundelfrieder einen eigenhändigen Empfangschein, daß er obige Artikel richtig erhalten habe, und ein Schreiben, wie sich der Goldschmied nun weiter zu verhalten habe. Nemlich er zeigt jetzt nach des Frieders Anleitung den Diebstahl bei Amt an, und bat um einen Augenschein. Hernach bat er den Amtmann die verlohrenen Artikel in allen Zeitungen bekannt zu machen. Hernach bat er, auch das versiegelte Schächtelein mit seiner ganzen Beschreibung mit in das Verzeichnis zu setzen, um etwas. Der Amtmann sah ins Klare und verwilligte ihm den Wunsch. „Einem honetten Goldschmied,“ dachte er, „kann ein Mann, der eine Haushaltung führt, etwas zum Gefallen thun. Also verläuft es sich in alle Zeitungen, dem Goldschmied sey gestohlen worden das und das, unter andern ein Schächtelein so und so, mit vielen kostbaren Edelgesteinen, die alle benannt wurden. Die Nachricht kam bis nach Augsburg. „Löb,“ schmunzelte dort ein böhmischer Jud dem andern zu, „der Goldschmied wird nie erfahren, was in dem Schächtelein war. Weißt du, daß es ihm gestohlen ist?“ – „Desto besser,“ sagte der Löb, „so muß er uns auch unser Geld zurück geben, und hat gar nichts.“ Kurz die Betrüger gehn dem Frieder in die Falle, und kommen wieder zu dem Goldschmied. „Seyd so gut und gebt uns itzt das Schächtelein! Nicht wahr, wir haben euch ein wenig lange warten lassen.“ – „Liebe Herrn,“ erwiderte der Goldschmied, „euch ist unterdessen ein großes Unglück geschehen, das Schächtelein ist euch gestohlen. Habt ihrs noch in keiner Zeitung gelesen?“ Der Löb erwiderte mit ruhiger Stimme: „das wäre uns leid, aber das Unglück wird wohl auf eurer Seite sein. Ihr liefert uns das Schächtelein ab, wie wirs euch in die Hände gegeben haben, oder ihr gebt uns unser voraus bezahltes Geld zurück. Die Krönung ist ohnehin vorüber.“ – Man sprach hin, man sprach her, „und das Unglück wird eben doch auf eurer Seite seyn,“ nahm wieder der Goldschmied das Wort. Denn im nemlichen Augenblick traten jetzt mit seiner Frau vier Hatschiere in die Stube, handfeste Männer, wie sie sind, und faßten die Spitzbuben. Das Schächtelein war nimmer aufzutreiben, aber das Zuchthaus und so viel Geld und Geldes werth, als nöthig war den Goldschmied zu bezahlen. Aus Dankbarkeit zerriß der Goldschmied hernach den Empfangschein des Frieders. Aber der Frieder brachte ihm alles wieder, und verlangte nichts für seinen guten Rath. „Wenn ich einmal etwa von eurer Ware benöthiget bin,“ sagte er, so weiß ich ja jetzt den Weg in euern Laden und zu euerm Kästlein. Wenn ich nur alle Spitzbuben zu Grunde richten könnte,“ sagte er, „daß ich der einzige wäre.“ Denn eifersüchtig ist er.

Als im verwichenen Spätjahr der Zirkelschmied mit seiner Frau ungegessen ins Bett gehen wollte – schon seit drei Tagen war kein Feuer mehr in die Küche gekommen, und das letzte Mäuslein hatte sich ausquartiert, da schickte ihm, wie gerufen, der Barbier von Brassenheim einen fetten Schinken, so groß als manches Säulein, was noch ganz ist, und drei Würste dazu, so lang wie Glockenseiler, und der Zirkelschmied wußte nicht warum, der geneigte Leser weiß es auch nicht. Aber er erfahrts.

Schon vor Jahr und Tagen war in Brassenheim ein fremder Mann in das Wirthshaus zu den drei Rosen gekommen, und der Zirkelschmied saß damals auch schon drinn, etwa beim dritten Schöpplein, oder beim vierten. Als der Fremde eine Zeitlang da war, und dem Zirkelschmied weniger pfiffig als ehrlich aussah, dachte der Zirkelschmied: Ich will ein Gespräch mit ihm anfangen. Vielleicht läßt er sich über den Löffel halbiren. „Ihr seyd wohl auch zum erstenmal hier, seitdem der Rosenwirth dies schöne Haus gebaut hat, weil ihr so lange an einem Nagel gesucht habt für euern Kaputrock?“ Der Fremde sagte: „Ich bin auch ein Wirth, aber ich tauschte mein Haus noch nicht gegen dieses, wenn eins nicht wäre.“ – „Habt ihr noch namhafte Schulden darauf?“ – „Das nicht.“ – „Oder riecht der Abtritt?“ – „Das auch nicht.“ – „Oder habt ihr ein böses Weib im Haus?“ – „Das auch nicht, aber sonst nichts Gutes.“ Endlich erfuhr der Zirkelschmied nach einigem Hin- und Herreden von dem Fremden, wie er das Unglück habe in seinem Haus mit einem grausamen Gespenst, das alle Nacht auf seinem Speicher erwache, und Ziegel fresse, wie man an den Brosamen sehe und an den Lücken im Dach. Der wohlbelehrte Leser des rheinländischen Hausfreundes ist darüber im Klaren, ehe man ihm sagt, daß dieses Gespenst nur ein boshafter Mensch, ein Feind des Hausbesitzers könne gewesen seyn. Nemlich es war sein eigener Schwager, der ihm das Haus verleiden, und feil machen wollte. Der Zirkelschmied sagte: „Wenn ihr mit Wissen noch kein Menschenfleisch gegessen und noch keinem Roß das Einmal eins abgehört habt, so ist Rath, wenns euch auf zwei große Thaler nicht ankommt, einen sogleich, den andern, wenn euch geholfen ist.“ Der Fremde griff sogleich in die Tasche. „Jetzt geht zum Herr Barbier,“ sagte der Zirkelschmied halb leise, obgleich sonst niemand in der Stube war, „und klagt ihm Eure Noth. Anfänglich wird er euch kein Gehör geben, denn es ist ihm bei Strafe verboten. Wenn ihr aber nicht nachlaßt, so bekommt ihr das Mittel (oder den Buckel voll Schläge,“ dachte für sich der Zirkelschmied). Als aber der Fremde zu dem Barbier gekommen war, der ein gar vernünftiger Mann ist, fuhr der Barbier ihn an: „Wer hat euch zu mir geschickt?“ – „Einer in einem abgeschabenen Röcklein und in einer schwarzen Halsbinde, hinten mit einer breiten messingenen Schnalle, drei Finger hoch über den Rockkragen, hinten auf dem Kopf hat er noch vier und zwanzig bis dreißig Härlein, und doch ein Kamm drin. Da hob der Barbier drohend und zürnend den Zeigefinger auf, und sagte: „Wart, vermaledeiter Zirkelschmied, hab ich dich ein-

mal ausgekundschaftet.“ Der Fremde aber fiel ihm ins Wort: „Stellt euch nicht so ku- 40  
rios, Herr Doktor, ich weiß alles, und helfe mir von meinem Ziegelfresser, von mei-  
nem Gespenst. Der Barbier bekam gute Laune, weil er den Zirkelschmied ausge-  
kundschaftet hatte. „Ich will euch ein stinkendes Rauchpulver geben,“ sagte er, „mit  
dem geht dem Geist auf den Leib, und schlägt ihn, ihr seyd ein handfester Mann, mit  
einem braven Weidenstumpen lederweich, bis er vor euch zur Erde fällt, nur nicht zu 45  
tod, denn die Geister halten nichts darauf, wenn man sie zu tod schlägt. Hernach  
geht ihr eures Weges, damit der Geist auch unbeschrien nach Hause kann.

Solchen Rath gab dem fremden Mann der Barbier, und dachte nicht daran,  
was die Sache für ein schlimmes Ende nehmen könnte. Aber sie nimmt ein gutes  
Ende. Der Hausfreund weiß es schon. 50

Denn, wie gesagt, im verwichenen Spätjahr am Katharinentag, als der Barbier  
nach Oberwaldsheim gehen wollte, sechs Stunden von Brassenheim, wohin sonst sein  
Weg nicht war, kehrt er unterwegs ein in einem Wirthshaus, wie es einem einfallen  
kann, wenn man einen Schild sieht. Als er aber in der Stube war, und den Wirth er-  
blickte, erschrak er gar sehr und dachte: „O weh, wie werd' ich wieder da herauskom- 55  
men,“ und machte in der Geschwindigkeit ein krummes Maul, daß ihn niemand  
kennen sollte, denn der Wirth war der nemliche, dem er das Rauchpulver gegeben  
hatte, und er wußte nicht wie der Handel ausgegangen war. Der Wirth aber, während  
er ihm ein Schöpplein holte, sann hin und her. „Den Mann sollt ich kennen. Wenn  
er nicht das Maul so verdammt krumm im Gesicht hätte, so wärs der Barbier von 60  
Brassenheim, der brave Mann, der mich vom Gespenst erlöst hat. Ich will nur sehen,  
wie er den Wein hineinbringt,“ und als er hernach die ersten Ehrenfragen an ihn  
gethan hatte: „Woher des Landes und Wohin;“ sagte er: „Herr Landsmann nehmt  
meine Neugierde nicht zum Vorwitz auf! Wenn euer Mund besser im Blei läge, so  
wollt ich glauben, ihr seyd der Gregorius (Chirurgus wollte er sagen) von Brassen- 65  
heim.“ Dem Barbier gieng der Angstschweiß aus. „Wenn euch mein krummes Maul  
irre macht,“ sagte er, „so muß der Barbier von Brassenheim ein gerades haben, und  
folglich kann ich nicht der nemliche seyn. Zu dem, so bin ich der Papiermüller von  
Neuhausen.“ Jetzt erzählte ihm der Wirth die ganze Geschichte, und unmerklich, wie  
sie immer besser lautete, zog sich sein Mund immer gerader in die Linie, „und ihr 70  
seyd es doch,“ rief endlich der Wirth: „Freilich bin ichs,“ erwiderte der Barbier, ich  
habe euch nur ein wenig vexieren wollen, ob ihr mich noch kennt. Aber nicht wahr,“  
sagte er, das Mittel hat geholfen?“ – „Gleich aufs erstemal,“ erwiderte der Wirth,  
und rief voll Freude und Dankbarkeit die Frau und die Kinder herein, und bestellte  
ein gutes Mittagsessen für seinen ehrenwerthen Gast, sinnend, ob er ihm nicht sonst 75  
noch eine Ehre anthun könne. Als daher der Barbier sich entschuldigte, „daß er noch  
nach Waldsheim auf den Katharinenmarkt gehen und ein Säulein kaufen wolle,“ da  
gieng eine freundliche Heiterkeit über das Angesicht des Wirthes, und sagte er zu

ihm: „Ei steht euch keine von meinen an.“ Jetzt ließ er ihm sechs gemästete Schweine, eines größer als das andere in den Hof herausspringen. „Da sucht euch eine heraus Herr Doktor.“ Der Barbier kam in Verlegenheit, so ein Schwein könne er nicht bezahlen, auch nicht gewältigen in seiner kleinen Haushaltung.“ Aber der Wirth faßte kurzweg eine am Bein. „Die ist euer.“ Also blieben sie beisammen über den Mittag, und als sie genug gegessen und getrunken hatten, befahl der Wirth dem Knecht, das Wägelein anzuspinnen und den Herrn Doktor und die Sau nach Brassenheim zu führen. – Deßwegen schickte der Barbier dem Zirkelschmied Tags darauf den Schinken und die Würste, weil sein Muthwillen ihm dazu verholffen hatte. „Sieh, Bärbel,“ sagte hernachmals der Cirkelschmied zu seiner Frau, „du hast mich schon oft verkannt. Mit einem Mann, wie ich bin, ist eine Frau versorgt.“

## 251 DER BOCK.

Einst im strengen Winter an einem Sonntag Abends fuhr eine fremde wunderschöne Frau den Schliengener Berg hinauf, und als auf einmal die Pferde still standen, waren sie auch klüger, als ein Bauersmann, der vor ihnen mitten im Weg und im Schnee lag und schlief. Denn die Pferde hatten nur Haber im Leib, aber der Bauersmann Brantewein, und kam von unten herauf, wollte nach Kandern gehen, verfehlte aber in Schliengen den Rang. Die wunderschöne Frau ließ ihn wecken. „Fehlt euch etwas, guter Mann, oder seyd ihr sonst in den Schnee gefallen?“ – „Nein,“ stammelt der Bauersmann, „da ist mir eine schwarze Katze mit feurigen Augen vor meinen Augen herumgefackelt, und hat mich irre geführt und schlaftrunken gemacht und wenn ich weiß, wo ich bin, so weiß es – das Kind im Mutterleib,“ wollte er etwa sagen, aber er brachte es nicht heraus. – „Ihr seyd betrunken guter Mann, und wenn ihr hier liegen bleibt, müßt ihr erfrieren.“ – „Wenn ich betrunken bin,“ fragte er, „habt ihr mir den Rausch bezahlt, oder hab ich ihn bezahlt, oder bin ich ihn nicht vielmehr noch schuldig? Als aber die Frau, so freundlich sie ist und seyn kann, ihm zuredete vornen auf den Bock zu sitzen, bis zum nächsten Ort – „*Bock sitzen?*“ dachte er in seinem erschrecklichen Rausch und fieng auf einmal an aus einem andern Ton zu sprechen. „Ihr seyd die schwarze Katze, und habt euch in eine heidnische Prinzessin verwandelt. Um Gottes willen verschont mich nur diesmal,“ denn er dachte an einen andern Bock, auf dem die Hexen reiten, und jetzt geh es zum Pech- und SchwefelBrünnlein, und nicht zur kalten Herberge, die auf dem Schliengener Berg steht, sondern zur heißen. „In seinem Leben wolle er keinen Rausch mehr trinken.“ Allein das half alles nichts, sondern der Kutscher, der Postillion von Müllheim, band ihn auf den Bock. Und so fuhr er mausstill und in ängstlicher Erwartung seines Schicksals, mit bis zur Station. Auf der Station aber, auf Kaltenherberge, legten ihn die Postknechte in einen



warmen Kuhstall und ließen ihn seinen Rausch dort ausschlafen. Aber noch bis auf diese Stunde glaubt der Mann, er sey verhext und bezaubert gewesen, und hat seit dem keinen Rausch mehr getrunken, ausgenommen an den Werktagen.

Dieß Geschichtlein ist wahr, wenss auch nicht zwischen Schliengen und Kaltenherberge sollte geschehen seyn, und der Hausfreund kennt die schöne Frau. Hat sie's ihm nicht selber geschrieben von Freiburg aus im Üchtland?“ 30

252 BRASSENHEIMER SIEGESNACHRICHTEN VOM JAHR 1813.

Im Spätjahr 1813 erfuhren wir Brasseneheimer von dem Krieg in Sachsen auch lange nichts anders als lauter Liebes und Gutes, wer nemlich französisch gesinnt war, und niemand hatte bei Thurmstrafe das Herz, etwas anderes zu wissen, noch viel weniger zu sagen, ausgenommen ein lustiger Kumpan, der Spielmann in der untern Gasse 5 hats gemerkt. Was thut der Spielmann? Er geht ins Amthaus. „Herr Amtmann die Hochzeiten und Kirchweih Tänze wollen heuer gar nicht recht gerathen. Wolltet ihr mir und meinen Kameraden nicht erlauben, dann und wann an einem Sonntag Abends im rothen Löwen eine Komödie zu spielen, für ein geringes?“ Der Amtmann erwiederte: „Reichenauer das lob ich an euch, daß ihr euch lieber auf eine geziemliche 10 Art forthelfen und euern Mitbürgern einen lustigen Abend dafür machen wollt, als daß ihr wieder Schulden macht, oder stehlt.“ Also kündeten sie auf den nächsten Sonntag eine nagelneue Komödie an. „Es sey die neueste,“ sagten sie, „die es giebt.“ In derselben Komödie mußte einer mitspielen, der hieß Franz, und hatte eine Frau mit Namen Viktoria, ein gar stattliches handfestes Weibsbild. Im Verlauf der Komö- 15 die mußte es sich schicken, daß der Franz mit einem fremden Mann Verdruß bekam. Der Zank gebahr Schimpf, der Schimpf gebahr Schläge, und wer die meisten bekam, war nicht der fremde Mann, sondern der Franz, also daß er zuletzt seine Frau zu Hülfe rief. Weil sie aber Viktoria hieß, konnte er nicht Apollonia oder Kunigunda rufen, und also fügete es sich, daß je mehr er Schläge bekam, und je besser sie aufsaßen, desto lauter rief er: Viktoria! Viktoria! Daran haben wir Brasseneheimer, was verständige 20 Leute unter uns sind, zum erstenmal gemerkt, wie es damals in Sachsen stehen mochte, und was es zu bedeuten hatte, wenn man schrie: Viktoria! Viktoria! Der Herr Amtmann hat zum Glück nichts gemerkt.

253 WILLIGE RECHTSPFLEGE.

Als ein neu angehender Beamter zu Zeiten der Republik das erstemal zu Recht saß, trat vor die Schranken seines Richterstuhls der untere Müller, vortragend seine Be-

schwerden gegen den obern, in Sachen der Wasserbaukosten. Als er fertig war, er-  
 5 kannte der Richter: „Die Sache ist ganz klar. Ihr habt recht.“ Es vergieng eine Nacht  
 und ein Räuschlein, kam der obere Müller und trug *sein* Recht und seine Vertheidigung  
 auch vor, noch mundfertiger als der untere. Als er ausgeredet hatte, erkannte  
 der Richter: „die Sache ist so klar als möglich. Ihr habt vollkommen Recht.“ Hierauf  
 als der Müller abgetreten war, nahte dem Richter der Amtsdienner. „Gestrenger Herr,“  
 10 sagte der Amtsdienner, „also hat Euer Herr Vorfahrer nie gesprochen, solange wir Ur-  
 theil und Recht ertheilten. Auch werden wir dabei nicht bestehen. Es können nicht  
 beide Partheien den Prozeß gewinnen, sonst müssen ihn auch beide verlieren, welches  
 nicht gehn will.“ Darauf antwortete der Beamte: „So klar war die Sache noch nie. Du  
 hast auch recht.“ –

254 WELTBEGEBENHEITEN.

Der rheinländische Hausfreund hat zwar schon seit dem 19ten Oktober 1813 bis  
 zum 31. Merz 1814 wieder an seiner guten alten deutschen Pelzkappe gebürstet und  
 Schleisen abgelesen, und wiewohl die schönen goldenen Schnüre dran und das golde-  
 5 ne Quästlein schon lange herabgetrennt und mitgegangen sind in den großen Absch-  
 lund, hat er sich doch herzlich gefreut, wie er zum erstenmal nach soviel Jahren wie-  
 der darinn erscheinen will, und wie ihn seine geneigten Freunde und Landsleute fast  
 nicht kennen werden, bis sie ihn hören reden. Gleichwohl hat er den besten Lust,  
 und setzt das leichte fremde Hütlein noch einmal auf, und ein lustiges Federlein  
 10 drauf, weil alles so gut gegangen ist. Eine Kokarde hat er nie getragen, trägt auch kei-  
 ne, sie sey denn deutsch. Denn auch das Hütlein trägt er nicht von Herzen, sondern  
 bald aus Muthwillen, bald aus Unmuth, bald aus Klugheit oder weils Mode ist, und  
 nobel aussieht. Dießmal hauptsächlich, weil er mit seinen geneigten Lesern und den  
 Allirten eine Reise nach Paris anstellen will.

15 Reise nach Paris.

Erste Station.

Ob wir gleich im Kalender 1813 die Weltbegebenheiten in Schlesien verlassen haben,  
 so wollen wir doch jetzt nicht mehr mit der Neuigkeit groß thun, daß der Kaiser Na-  
 poleon noch im August desselben Jahres genöthiget worden ist, seine Lorbeern in  
 20 Schlesien ins Wasser zu stellen, und Noth zu wehren in Sachsen. Das französische  
 Heer wurde damals geschätzt auf 350,000 Mann, ebenso groß das alliirte. Am 26.  
 und 27sten Aug. war die Schlacht bei Dresden. In derselben erschien auch russischer  
 Seits wie ein auferstandener von den Todten, und wie ein Geist Samuels der berühmte  
 General Moreau, welchen der Kaiser Napoleon hatte nach Amerika verwiesen und

ließ sich gleich anfangs im Treffen zwei Beine abschießen. Hernach ist er unter 25 großen Schmerzen nach Böhmen hineingeführt worden und dort unterwegs gestorben, denn die Geister und ihres gleichen erscheinen selten auf lange Zeit.

In der Schlacht selbst behauptete die Geschwindigkeit und Gegenwart Napoleons und die Tapferkeit seiner Truppen den Besitzthum von Dresden und die Linie an der Elbe. Gleichwohl muß nicht viel an dem gewesen seyn, daß nach dieser 30 Schlacht die Feinde eiligst durch die Gebirgsschluchten nach Böhmen hineingeflohen seyen und der Krieg soviel als aus war. Denn von dieser Zeit an zog der Kaiser, wie einer der dem überall eindringenden Wasser allein wehren soll, unsichern Planes von einem Ort zum andern hin und her, und wurde von den Alliirten immer mehr eingewickelt aber nicht in Baumwolle. Gen. Vandamme fand den Weg nach Prag in Böhmerland schlecht und verirrte bis nach Sibirien hinein – der Kronprinz von Schweden fand bei Jüterbock den Paß des General Ney nach Berlin auch nicht gültig. Schon streiften die Alliirten im Rücken der franz. Armee. Schon gegen Ende September erschien ein Korps Alliirte in Kassel, der Hauptstadt des Königreichs Westphalen. Am 30sten reiste der Großherzog von Frankfurt in kirchlichen Angelegenheiten nach 40 Konstanz ab. Den 14. Oktober scheelte sich Baiern vom rheinischen Bündniß ab; 75,000 Östreicher und Baiern, welche vorher an ihren Gränzen feindselig gegen einander standen, zogen jetzt unter verschwisterten Fahnen mit dem General Wrede gegen Frankfurt hinaus. Am 15sten war die französische Armee in und um Leipzig von allen Seiten umringt. Napoleon soll damals noch 200,000 Mann und 500 Kanonen 45 beisammen gehabt haben, nicht dazugerechnet 36,000 Mann die er in Dresden zurückgelassen hatte, und was noch in so vielen Festungen zurück war. Mit jener Heereskraft wollte er am 17ten angreifen und sich Luft machen, nein er wurde am 16ten von den Alliirten angegriffen und befand sich nicht wohl dabei, 15000 Todte und Verwundete, 2000 Gefangene, soll ihn dieser Tag gekostet haben. 45 Kanonen soll 50 der Fürst Schwarzenberg, 55 der Kronprinz von Schweden und General Blücher genommen haben. Am 18ten gieng die Schlacht von neuem an. Viel gutes alliirtes Blut floß auch an diesem Tag, französischer noch besser, 1200 Kanonen sollen in dieser Schlacht gewesen seyn, 30,000 Todte und Verwundete sollen das Schlachtfeld bedeckt haben. Ganze Regimenter rheinischer Bundestruppen und Polen giengen wäh- 55 rend der Schlacht zu den Alliirten über. Aber welche Verwirrung herrschte an diesen Tagen in Leipzig, der schönen deutschen Handelsstadt, welche bebende Angst zwischen Hoffnung und Furcht. Noch wußte man Abends den Ausgang dieses Treffens nicht, so nahe es war. Aber was die Nacht verbirgt, entdeckt der Tag. Am 19ten früh wurde noch französisch Viktoria geläutet. Aber die Glocken wollten nimmer recht 60 klingen. Um halb zehn Uhr verließ der französische Kaiser die Stadt und als wenn er bald wieder zurück kommen wollte ließ er 10,000 Mann zur Vertheidigung zurück. Bald waren die Alliirten vor den Mauren. Um halb eilf begann der Sturm, man focht

bis in die brennenden Vorstädte hinein. Um zwölf Uhr zogen die hohen Alliirten, der  
 65 Kaiser Alexander, der Kaiser Franz, der König von Preußen und der Kronprinz von  
 Schweden mit türkischer Musik siegreich und hochbegrüßt in der Stadt ein. Die gan-  
 ze Besatzung, und was sich sonst verspätet hatte, wurde in russische Gefangenschaft  
 abgeführt.

Die Leipziger Schlacht ist anzusehen wie ein Abweiser, der den Weltbegeben-  
 70 heiten auf einmal einen ganz andern Strom und Lauf gibt, ja wie ein Register in einer  
 Orgeluhr, welches, wenn es gezogen wird, ist auf einmal ein anderes Stücklein und  
 eine andere Melodie los. Viele schimpften jetzt, denen vorher alles recht schien. Das  
 muß man nie thun. Andere dachten in der Stille darauf, nimmer lang französisch zu  
 seyn, und wie sie sich mit Glimpf aus der Sache ziehen wollten. Der Hausfreund  
 75 nicht. Auf einen Kalendermacher schauen viele Augen. Deßwegen muß er sich im-  
 mer gleich bleiben, das heißt, er muß es immer mit der siegenden Parthie halten. Es  
 ist immer ein gutes Zeichen für eine kriegführende Macht, wenn die Kalendermacher  
 des Landes auf ihrer Seite sind.

Die Franzosen selbst konnten nach dieser Schlacht kein rechtes Wohlgefallen  
 80 mehr an Teutschland und an der Aufführung der Alliirten finden, und nahmen auf  
 dem Heimweg die Begleitung derselben und ihre Bewirthing bei Weißenfels und Er-  
 furt nicht gerne an. Denn sie zogen sich nicht mehr ganz in Reih und Gliedern zu-  
 rück. Man kanns nicht sagen. Viele Gewehre präsentirten sich unterwegs von selbst,  
 auch andere Sachen und Leichname, und wer kein Federlein auf dem Hut hätte,  
 85 könnte sich deutlicher ausdrücken. Allein bei aller Geschwindigkeit gelang es ihnen  
 doch nicht, früher als der tapfere General Wrede mit seiner Armee den Rhein zu er-  
 reichen. Hielten sie nicht am 29sten Oktober mit einander noch ein blutiges Ab-  
 schiedsmahl bei Hanau, drei Stunden hinwärts Frankfurt, 11 Stunden von der fran-  
 zösischen Gränze. Am 31sten war Napoleon noch in Frankfurt, am 9ten wurde  
 90 Hochheim genommen, 3 Stunden vom Rhein. Am 12ten November standen die Vor-  
 posten der Alliirten in der Schußweite von Cassel bei Mainz.

Man sagt die Franzosen seyen noch 60-80,000 Mann stark bei Hanau ange-  
 kommen. Man sagt, ihre Armee habe sich in diesem Feldzug um 200,000 Mann, 800  
 Kanonen und 3000 Munitionswagen gesäubert, ohne was sie als Besatzung in Dresden  
 95 und so vielen andern festen Städten zurückließen. Man sagt der Rest dieser Armee die  
 im Frühjahr so schön und zahlreich über die Mainzer Brücke ausgerückt war, sey von  
 Mangel an Lebensbedürfnissen und von Strapazen ermattet in einem klagenswerthen  
 Zustand, in diese Stadt zurück gekommen. 30,000 Verwundete und Kranke lagen in  
 allen Lazarethen, in Kirchen; was auf der Straße umfiel blieb liegen, was sterben  
 100 konnte, starb, ohne Verband, ohne Pflege, ohne den letzten Tropfen Wassers, ohne  
 den letzten Trost und Zuspruch einer mitleidigen Seele. Es waren zuviel. Man konnte  
 nicht. Unterdessen kam unter dem tapfern Fürsten und Heerführer Schwarzenberg

das Hauptquartier der großen Armee in Frankfurt an. Am 5ten zog unter allgemeinem Jubel Kaiser Alexander von Rußland, am 6ten Kaiser Franz von Östreich, nach ihnen der König von Preußen ein, in furchtbare Gewitterwolken eines großen Weltgerichts eingehüllt, aber lauter Sonnen des Friedens. „Wir wollen Frankreich nicht erobern,“ sagten sie, „sondern den Frieden. Frankreich, sagten sie, „soll groß und mächtig bleiben und glücklich werden.“ Viele Leute glaubtens damals nicht. Jetzt glauben sie's. Die Stadt Frankfurt selbst aber sah damals etwas gleich. Könige und Fürsten aus allen Gegenden versammelten sich, um die hohen alliierten Monarchen zu bewillkommen. Der rheinische Bund, gestiftet den 12. Juli 1806, wurde stückleinweise zerrissen. Aus allen teutschen Ländern auf allen Straßen, besonders aus dem Lande der hochherzigen Preussen, zogen waffenlustige Männer, Linientruppen, Landwehren, Studenten, Advokaten, Staatsräthe, Prinzen, Kalendermacher zum heiligen Krieg – so nannten sie es – an den Rhein. Was will der Hausfreund sagen? Kamen nicht um diese Zeit die Weltbegebenheiten dem guten rheinländischen Leser selber bis ins Haus und auf den Speicher und blieben manchen Abend bei ihm übernacht?

Die gesamte Heeresmacht aber, die damals gegen den Kaiser Napoleon rings um Frankreich herum auf den Beinen stand, oder noch darauf kommen sollte, war:

Die große Hauptarmee		120
unter General Schwarzenberg am Oberrhein	250,000 Mann.	
Die schlesische Armee unter General Blücher am Unterrhein	115,000 –	
Die Nordarmee unter dem Kommando des Kronprinzen von Schweden im nördlichen Deutschland	130,000 –	
Die teutschen Truppen, LinienSoldaten und Landwehr	295,000 –	125
Die italienische Armee unter General Bellegarde	60,000 –	
Die englische, portugisische und spanische Armee unter Gen. Wellington	100,000 –	
Die neapolitanische unter ihrem Könige	30,000 –	
(Die Fortsetzung folgt.)		130

## 255 WUNDERLICHKEIT.

Es giebt so wunderliche Herrschaften, daß es niemand bei ihnen aushalten könnte, wenn es nicht eben so schlaues Gesinde gäbe.

Einer verlangte früh im Bette ein Glas voll Wasser von seinem Bedienten. Das Wasser war nicht frisch genug. „Geschwind ein anderes.“ Der Bediente stellte das Glas draußen auf den Tisch und holte dem Herrn ein zweites. Das Glas war noch nicht sauber genug. „Geschwind ein anders.“ Der Bediente stellte es draußen auf den Tisch und holte ein drittes. Das Wasser war nicht rein genug. „Geschwind ein ande-

res.“ Der Bediente stellte das dritte auf den Tisch, und brachte das erste wieder. Das  
 10 trank sein Herr mit großem Gelust. „Hättest du mir dieses nicht gleich zuerst bringen  
 können? Geschwind noch so eins!“ Da brachte ihm der Bediente das zweite wieder,  
 und also auch das dritte, und gestand nachgehends seinem Herrn, daß es immer das  
 nemliche gewesen sey.

Ein anderer, ein junger Edelmann, hätte fürs Leben gern Freude gehabt am  
 15 Morgenroth und am frischen Maienduft und Vogelgesang untereinander, wenn er  
 nicht noch größeres Vergnügen gefunden hätte am Schlafen. Deßwegen befahl er sei-  
 nem Bedienten, daß er ihn jeden Morgen um 5 Uhr wecken, und ihm keine Ruhe  
 lassen sollte, bis er aufstünde. „Und sollts bis zu Schlägen kommen,“ sagte er. „Aber  
 es bleibt unter uns.“ Item zu Schlägen kam es fast allemal, aber wer sie davontrug war  
 20 der Bediente, und wars nicht früh um fünf, wenn er den Herrn weckte, so war es  
 Vormittag um zehn oder eilf Uhr, wenn er ihn schlafen ließ, ausgenommen denn, der  
 Bediente gebrauchte eine List. Eines Morgens als der Herr noch so ganz fest zu schla-  
 fen schien, strich er ihm die Achsel und den Rücken, soweit er zukommen konnte,  
 mit rother und blauer Farbe an, und deckte ihn wieder zu. Um zehn Uhr, als der  
 25 Herr erwachte, und die Sonne schon hoch über das Kirchendach herabschaute, fuhr  
 er zornig aus dem Bette heraus, und auf den Bedienten los. „Warum hast du mich  
 heute nicht geweckt?“ – „Hab ich euch nicht geweckt? Warum seyd ihr nicht aufge-  
 standen?“ – „Warum hast du nicht Gewalt gebraucht?“ – „Hab ich euch nicht braun  
 und blau geschlagen? Beseht nur eure Achsel in dem Spiegel.“ Als aber der Herr in  
 30 dem Spiegel die blauen und rothen Striemen sah, ward sein Zorn zufrieden und legte  
 sich. „Das laß dir gut seyn,“ sagte er zu dem Bedienten, „daß du mich so zerschlagen  
 hast.“

256 DER FROMME RATH. (MIT EINER ABBILDUNG.)

Die Erzählung zu nebenstehender Abbildung braucht nicht viel Worte, sonst verdirbt  
 mans. Nemlich: „Ein 18jähriger Jüngling gieng, noch unerfahren, katholisch und  
 fromm zum erstenmal aus der Eltern Haus auf die Wanderschaft. In der ersten  
 5 großen Stadt auf der Brücke blieb er stehen und wollte rechts und links ein wenig  
 umschauen, weil er fürchtete es möchten ihm nimmer viel solche Brücken kommen,  
 an welche unten und oben solche Städte angebaut seyen, wie diese. Als er aber rechts  
 umschaute, kam daher von einer Seite ein Pater und trug das hochwürdige Gut, vor  
 welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig ist, und es recht meint. Als er aber  
 10 links umschaute kam von der andern Seite der Brücke auch ein Pater und trug auch  
 das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig ist und  
 es recht meint, und beide waren ihm schon ganz nahe, und beide waren im Begriff, an

ihm vorbei zu gehen im nemlichen Augenblick, der eine links von daher, der andere rechts von dort her. Da wußte sich der arme Mensch nicht zu helfen, vor welchem hochwürdigen Gut er niederknien, und welches er mit Gebet und Liebe grüßen soll, und es war ihm auch schwer zu rathen. Als er aber den einen Pater mit Bekümmerniß anschaute, und ihn gleichsam mit den Augen fragte und bat, was er thun sollte, lächelte der Pater, wie ein Engel, freundlich die fromme Seele an, und hob die Hand und den Zeigefinger gegen den hohen und sonnenreichen Himmel hinauf. Nemlich vor dem dort oben soll er niederknien und ihn anbeten. Das weiß der Hausfreund zu loben und hochzuachten, obwohl er noch nie einen Rosenkranz gebetet hat, sonst schrieb er den lutherischen Kalender nicht.



Abb. 75: Der fromme Rath

257 EIN HAUSMITTEL.

Ein fremder Mann in einem Wirthshause bemerkte lange bei seinem Schöpplein wie die Frau Vogtin (der Vogt führt die Wirthschaft) unaufhörlich am Stricken gehindert wurde durch etwas anderes. Endlich sagte er: „Es scheint Ihr wollt ander Wetter prophezeien Frau Vögtinn. Euere braunen Thierlein machen euch viel Zeitvertreib.“ Die Wirthin ward dessen fast verschämt und sagte: „Ihr habt mir nicht sollen zusehen.“ Darauf erwiederte der Fremde: „Ein Floh ist doch auch ein Geschöpflein, und ich weiß nicht warum man nicht davon reden soll. Wenn sie euch aber zur Plage sind,

und es kommt euch auf einen Vierundzwanziger nicht an, ich wollte euch wohl sa-  
 10 gen, was ihr thun müstet, damit ihr nie in euerm Leben einen Floh bekämet.“ Die  
 Wirthin sagte: „Einen Vierundzwanziger wär es wohl noch werth,“ und als er sich  
 denselben voraus hatte bezahlen lassen, sagte er mit schelmischem Lächeln: „Nemlich  
 wenn euch ein Floh am rechten Arm beißt, müst ihr ihn am linken suchen. Beißt er  
 euch aber am linken, so sucht ihn am rechten. Alsdann bekommt ihr gewiß keinen.  
 15 Ich habs von der Polizei in Brassenheim gelernt,“ sagte er. Es war der Zirkelschmied.

## 258 ZWEI WEISSAGUNGEN.

Die erste ist sehr merkwürdig, wenn sie wahr ist, und man behauptets. Als vor Jahr  
 und Tag viele vornehme polnische Herren bei Spiel und Tanz sich erlusteten, trat ein  
 leichtes wegfertiges Weibsbild, eine Zigeunerin in den lustigen Saal, und bot ihnen  
 5 ihre Weissagungen an. Da kam auch ein feines junges Herrlein, der nachmalige Fürst  
 Poniatovsky, der nach der Leipziger Schlacht am 19. Okt. 1813 das Leben verlohren  
 hat, und streckte ihr die zarte Hand entgegen: „Weissage mir auch etwas Gutes, Müt-  
 terlein! Was meinst du will aus mir werden?“ Da sah die Hexe den jungen Fürsten  
 freudig und wieder mitleidig an. „Ei, du schmuckes Herrlein,“ sagte sie, „du gelangst  
 10 einst zu seltsamen Stand und Ehren! Möchte die Freude daran nur auch länger wäh-  
 ren. Nimm vor den Elstern dich wohl in Acht! Eine Elster dir den Garaus macht.“  
 Darob und ob andern Weissagungen dieses Weibes lachten sie lange und wie eine Els-  
 ter daher flog, sagten zu Poniatovsky seine Freunde: „Nehmt euch in acht Prinz! Seht  
 ihr was dort fliegt?“ Aber Poniatowsky erwiderte: „Seltsam Amt und Ehre ist noch  
 15 nicht da.“ Als aber Polen von den drei Adlern zernichtet war, richteten die Polen ihre  
 Augen und ihre Hoffnungen auf Frankreich, und viele nahmen französische Dienste,  
 hoffend, daß durch Frankreich ihre königliche Republick wieder sollte zu Leben  
 kommen. Also hatte auch Poniatovsky diese Wahl ergriffen, und kämpfte in den Ta-  
 gen der Leipziger Schlacht unter den Augen Napoleons, ein achtbarer Streitgenosse  
 20 mit Tapferkeit und Glück, so viel der 16te Oktober erleiden mochte, also daß ihn der  
 Kaiser Napoleon selbiges Tages zum Marschall von Frankreich ernannte. Das war  
 seltsam Stand und Würde. Aber schon am 19ten auf der Flucht, als alles drunter und  
 drüber gieng ertrank der neue Marschall in der Elster. Elster heißt der Fluß in wel-  
 chem er ertrank. Mancher wohl bewanderte Leser wird sie kennen. Also ward auf  
 25 eine unerwartete Weise die Prophezeiung der Zigeunerinn erfüllt. Den Leichnam des  
 Ertrunkenen hat nachher, mit allen seinen goldenen Ringen und Kostbarkeiten ein  
 Fischer im Wasser gefunden und um Geld gezeigt, aber von allen Kostbarkeiten an  
 seinen Fingern und in seinen Taschen hat er nichts entwendet, sondern ein Angehöri-



ger des Prinzen hat ihn nachher in Empfang genommen, und den Fischer mit einer ansehnlichen Geldsumme belohnt. 30

Die zweite Weissagung läßt sich zwar ganz natürlich erklären. Nicht minder aber ist sie merkwürdig.

Bekanntlich konnte man dem großen König Friederich von Preußen nicht nachreden, daß er leichtglaubig gewesen sey in Ansehung der übernatürlichen Dinge. Vielmehr hatte er manchmal gern seinen Spaß mit solchen, die es waren, aber nicht 35 immer gelang es ihm. Eines Tages versicherte man ihn von einem Prediger, daß er weissagen könnte. Alles was er vorhersage, treffe ein. Der König befahl den neuen Propheten vor ihn zu bringen. Unterdessen erkundigte sich der König, ob kein Soldat im Arrest sey, der das Leben verwirkt habe. Ja, es war einer drinnen. Also befahl er, den Deliquenten auf die bestimmte Stunde vor sein königliches Wohnzimmer auf die 40 Schildwache zu stellen. Als aber der Prediger kam, „habt ihr den heiligen Geist empfangen,“ fragte ihn der König. – „Ihro Majestät,“ sagte der Prediger, „es wäre gut, wenn ihn alle hätten.“ – „Besitzt ihr die Gabe der Weissagung?“ – „Etwas davon, wie die Leute sagen.“ – „Zum Exempel,“ – fuhr der König fort, – „was soll ich geschwind, fragen? – Man bringe den Burschen herein, der draußen Schildwache steht! 45 Wie alt wird dieser Mensch werden,“ fragte er den Prediger, „woran wird er sterben?“ Der Prediger erwiderte, dieser Mensch werde nach vielen Jahren in einem hohen Alter sterben.“ – „Ihr seyd in eurer Probe schlecht bestanden,“ versetzte hinwiederum der König. „Wißt ihr,“ sagte er, daß ich morgenden Tages diesen Burschen henken lasse. Er ist ein Delinquent.“ – Der Prediger sagte: „Es wäre der erste der meiner 50 Weissagung entliefe.“ Item der Delinquent wurde den andern Morgen zur Hinrichtung aus Potsdam hinausgeführt. Item die Schwestern des Königes, die Herzogin von Braunschweig und die Prinzessin Amalia fuhren desselbigen Morgens nach Potsdam hinein, daß sie dem König einen guten Morgen sagen, und ihm mit ihrem Besuch eine unvermuthete Freude machen wollten. Denn derselbige Morgen war schön, fast 55 zu schön zum Henken. Als sie aber an dem Zug vorbei fuhren und den armen Menschen auf seinem schweren Todesgang erblickten, zuckte durch ihre fürstlichen Seelen ein zarter Schmerz. „Was soll mit diesem armen Menschen werden?“ – „Ihro Hoheit, nimmer viel. Er wird gehenkt.“ – „Was hat er begangen?“ – „Das und das.“ – Es war zum Henken und zum Laufen lassen, wie man wollte. Die Prinzessin befahl, mit der 60 Hinrichtung noch inne zu halten, biß neue Ordre käme. Der König aber empfing seine Schwestern mit brüderlicher Freude. „Wir haben eine Bitte an Euch, geliebter Bruder,“ sagten sie, „die Ihr uns wohl gewähren möget, so Ihr wollt. Gebt uns darauf Euer königliches Wort!“ Der König war in guter Laune und thats. „Wenns möglich ist,“ sagte er, „so solls nicht Nein seyn.“ Denn er meinte, sie seyen deswegen gekom- 65 men, und wollten etwas verlangen für sich. Sie baten aber zu seinem Erstaunen um die Begnadigung des Deliquenten. – Was war zu thun? Das Wort war gegeben. Also

schickte er einen Adjutanten mit einem weissen Tüchlein hinaus, daß man den Delinquenten wieder zurückbrächte. Der König segnete das Zeitliche den 17. Aug.

70 1786.

Der Musketier kann in diesem Augenblicke noch leben.

259 EINE SELTSAME JEDOCH WAHRHAFTE GESCHICHTE. (MIT EINER ABBILDUNG.)

Zwei Schiffer fuhren früh Morgens, den Strom herab, und der Tag war schon ins enge stille Thal gekommen, als sie an der hohen Felsenwand, genannt die Riesenmauer, vorbei fahren wollten. Es steigen nemlich daselbst die Felsen fast senkrecht in die  
 5 Höhe. Weit oben ist wie abgeschnitten, und der heilige Nepomuk, ob er gleich von Stein ist, meint man doch es müsse ihm schwindlich werden, und es wird einem für ihn, wenn man hinaufschaut. Keine Ziege weidet an dieser Halde, kein Fußpfad führt den Wanderer hinauf oder hinab. Nur einzelne arme Tannen oder Eichen sind aus den Felsenspalten da und dort herausgewachsen, mehr hangend als stehend, und  
 10 nähren sich so gut sie können vom Wasserdunst und Sonnenschein. Als aber die Schiffer gegen die Felsenwand kamen, hörten sie ein klägliches Nothgeschrei, und um einen Bugg herumgefahren, sahen sie mit Entsetzen, daß ein lebendiger Mensch in einsamer Todesnoth und Angst auf einem solchen Eichstämmlein saß, und sich mit den Händen an einem schwachen Ästlein festhielt, wie ein furchtsamer Reiter am  
 15 Kammhaar, und sah auch wirklich aus, als wenn er in die Luft hinausreiten wollte, unten Wasser, oben Himmel, vor ihm nichts. Aber der eine Schiffer verwunderte sich noch viel mehr, als er den Mann ins Auge faßte und erkannte. „Seid Ihr es Herr Schulmeister, oder trüget mich ein Blendwerk?“ Ja es war der Herr Schulmeister, ein braver unbescholtener Mann, den der Hausfreund so gut kennt, als sich selbst, oder  
 20 seinen Adjunkt, ein Vater von drei Kindern.

Der Hausfreund müßte sich sehr an dem geneigten Leser oder an seiner eigenen Beschreibung irren, wenn derselbe früher fragen sollte, was er doch nicht erfahren wird, wie der Mann auf diesem Baum hinauf gekommen, als vielmehr, wie er wieder herabgebracht und aus des Todes Angst und Noth gerettet worden sey. Man holte  
 25 die längste Feuerleiter im Dorf und stellte sie an dem schmalen Bort zwischen dem Strom und den Felsen auf. Sie reichte nicht hinan. Man band die zwei längsten an einander und richtete sie mit unsäglicher Mühe und eigener Todesgefahr auf. Sie reichten nicht hinan. Es war schon 10 Uhr und die Sonne schwamm über das Thal als ob sie das seltsame Schauspiel auch sehen oder Muth und Hoffnung machen woll-  
 30 te zur Rettung. Man erstieg auf der andern Seite die Anhöhe, schlang das längste Seil, das zu haben war um den heiligen Nepomuk und ließ es hinab, daß er es um den Leib binden, sich alsdann mit den Händen und Füßen gegen die Felsenwand stem-

men, und seine Auffahrt regiren sollte. Aber der arme Mann durfte mit den Händen den Ast nicht verlassen, weil er sonst keine Habung hatte auf dem schwachen Stamm und unvermeidlich das Gleichgewicht und das Leben hätte verlieren müssen. Endlich ließ man auf die nemliche Art noch einen Mann von Muth und Kraft zu ihm hinab, der ihm das eine Seil um den Leib befestigete, und zog alsdann unversehrt einen nach dem andern herauf. Der Herr Schulmeister aber als er wieder Boden erfaßt und so zu sagen gelandet hatte, küßte er zuerst mit Dank und Gebet die Füße des Schutzheiligen der ihm gleichsam in der Gestalt des Seils seine hülfreiche Hand hinab gereicht hatte, und absichtlich um seiner Rettung willen da zu stehen schien, und dankte seinen Mitbürgern. Hernach winkte er seiner zagenden Frau und seinen weinenden Kindern, die am jenseitigen Ufer standen, daß es jetzt nichts mehr zu sagen habe. Aber auf die Frage, wie er auf den Baum herab gekommen sey, konnte er keine Antwort geben, sondern er bewies hernach, als ein Mann, dem an seiner Reputation viel gelegen ist, daß er in dem Dorf auf dem Berge ein einziges Schöppllein getrunken habe, und nüchtern fortgegangen sey, um nach Hause zu kommen. Was sich aber weiter mit ihm zugetragen habe, wisse er nicht, sondern als er aufgewacht sey, seye er auf dem Baum gesessen.

Dem Hausfreund aber ist es in so fern lieb für seine Leser, daß die Sache im Dunkeln bleibt. Denn ob es gleich muß natürlich zugegangen seyn, so sieht es doch wunderbarer aus, und greift besser an, wenn man nicht weiß, wie. So viel ist klar auf alle Fälle: „Er hat seinen Engeln über dir Befehl gethan, daß sie dich behüten auf deinen Wegen, daß sie dich auf den Händen tragen.“



Abb. 76: Eine seltsame Geschichte

## 260 GLEICHES MIT GLEICHEM.

Der geistliche Herr von Trudenbach stand eines Nachmittags am Fenster. Da gieng mit seinem Zwerchsack der Jud von Brassenheim vorbei. „Nausel,“ rief ihm der geistliche Herr, „wenn du mir zu meinem Roß einen guten Käufer weißt, 20 Dublonen ist es werth, so bekommst du.“ – „Na was bekomme ich?“ – „Einen Sack Haber.“ – Es vergiengen aber drei Wochen bis der Jud den rechten Liebhaber fand, der nemlich 6 Dublonen mehr dafür bezahlte als es werth war, und unterdessen stieg der Preis des Habers schnell auf das Doppelte, weil die Franzosen überall aufkauften, damals kauften sie noch. Also gab der geistliche Herr dem Juden statt eines ganzen Sackes voll

einen halben. „Vielleicht bekehr ich ihn,“ dachte er, „wenn er sieht, daß wir auch ge- 10  
recht sind in Handel und Wandel.“

Das war nun zu nehmen, wie man wollte. Der Jud nahm's aber für recht und  
billig. „Wart nur, Gallech,“ dachte er, „du kommst mir wieder.“

Nach Jahresfrist stand der geistliche Herr von Trudenbach am Fenster und der  
Jud von Brassenheim gieng durch das Dorf. „Nausel,“ rief ihm der geistliche Herr, 15  
„wenn du mir zu meinen zwei fetten Ochsen“ – „Na was bekomm ich, wenn ich euch  
einen guten Käufer schaffe?“ – „Zwei Große Thaler.“

Jetzt gieng der Jud zu einem verunglückten Metzger, der schon lange kein  
Messer mehr führt, weil alles gut thut nur so lange es mag, zum Beispiel das Schul-  
digbleiben. Endlich sagte er zu seinen zwei letzten Kunden: „Ich weiß nicht, ich bin 20  
seit einiger Zeit so weichmüthig, daß ich gar kein Blut mehr sehen kann, und schloß  
die Metzsig zu. Seitdem heißt er zum Übernamen, der Metzger *Blutscheu*, und nährte  
sich, wie der Zirkelschmied, von kleinen Künsten und Projekten, wie wirklich eins im  
Werk ist. Denn an ihm suchte und fand der Jud seinen Mann, und sagte ihm, was zu  
fangen sey, und auf welche Art. Nach zwei Tagen kamen die beiden zu dem geistli- 25  
chen Herrn. Aber wie war der Metzger ausgestattet? In einem halbneuen brauntüche-  
nen Rock, in langen schön gestreiften Beinkleidern von Parchent, um den Leib eine  
leere Geldgurt, am Finger einen lothschweren silbernen Ring, ein dito Herz im  
Hemd unter dem scharlachenen Brusttuch, hinter sich her einen wohlgenährten  
Hund, alles auf des Juden Bürgschaft zusammengeborgt, nichts sein eigen, als das ro- 30  
the Gesicht. Die Ochsen wurden kunstmäßig umgangen, betastet, mit den Augen ge-  
wogen, und wie mit einer Klafterschnur gemessen. – „Na, wie jauker.“ – Zwanzig  
Dublonen. – Siebenzehn! – „Herr Adlerwirth,“ sagte der Jud, „macht neunzehn draus,  
ihr verkauft euch nicht.“ – „Die Ochsen sind brav,“ sagte der Blutscheu, „wenn ichs  
zwei Stunden früher gewußt hätte, als meine Gurt noch voll war, daß ich sie also- 35  
gleich fassen könnte, so wären sie mir ein Paar Dublonen mehr werth. Aber am Frei-  
tag hol ich sie für achtzehn,“ und zog den ledernen Beutel aus, als wenn er etwas  
drauf geben wollte. Unterdessen flüsterte der Jude dem geistlichen Herrn etwas in das  
Ohr, und „wenn ihr für die Jungfer Köchin zwei große Thaler in den Kauf geben  
wolltet,“ sprach er dem Metzger zu, „so könnt ihr die Ochsen also gleich mitnehmen 40  
für neunzehn. Ihr seyd ein Ehrenmann, und der Herr Dechant ist auch so einer. Am  
Freitag bringt ihr ihm das Geld.“ Der Kauf war richtig, zwei große Thaler giengen auf  
die Hand. „Herr Adlerwirth,“ sagte der Jud, „ihr habt einen guten Handel gemacht.“

Also trieb der Blutscheu die schöne fette Beute fort. Die meisten geneigten  
Leser aber werden bereits merken, daß der Herr Dechant sein Geld am Freitag noch 45  
nicht bekam. Eines Nachmittags nach vier Wochen, oder nach sechs stand der geistli-  
che Herr von Trudenbach am Fenster und der Jud gieng durch das Dorf. „Nausel,“  
rief der geistliche Herr ihm zu: „Wo bleibt der Adlerwirth. Ich habe mein Geld noch

nicht.“ – „Na wo wird er bleiben,“ sagte der Nausel. „Er wird warten bis eine Dublo-  
 50 ne das Doppelte gilt, alsdann bringt er euch statt neunzehn, neun und eine halbe.  
 Verliert ihr etwas dabei? Hab ich vor einem Jahr an meinem Haber etwas verlohren?“

Da gieng dem Herrn Dechant ein Licht auf.

Das artigste an dieser ganzen Geschichte ist die Wahrheit. Der Jud hat es  
 nachgehends selber erzählt und gerühmt, wie ehrlich der Metzger an dem Scheideweg  
 55 im Wald mit ihm getheilt habe. „Was er gethon hat,“ sagte er, „den schönsten hat er  
 für sich behalten, und mir den geringern gegiben.“

## 261 REISE NACH PARIS.

### ZWEITE STATION.

Es war der Anfang einer herben und klemmen Zeit, als die Völker von Europa und  
 halb Asien wie ein Schneegestöber, nein, wie ein Wolkenbruch in die ehemals rheini-  
 5 schen Bundeslande hineinregneten, und nicht der kleinste Theil derselben zwischen  
 dem Schwarzwald und Rhein so zu sagen sich einklemmte, und fast nimmer flott  
 werden wollte, und es war dem Trost, daß man für eine gute Sache aufopfere was  
 man kann, nicht übel zu nehmen, wenn er zuletzt nimmer recht an den geschlagenen  
 Gemüthern anfassen wollte. Östreicher, Baiern, donische und grebinskische Kosaken,  
 10 Wirtenberger, russische Kaisergarde, Frankfurter, Baskiren, Preussen, preußische Gar-  
 den, Darmstädter, Zekler Husaren und Fußvolk, Kirgisen, Sachsen, Calmücken und  
 Wirzburger mit und neben und nach einander tranken damals KriegsCameradschaft  
 am Rhein, und guten theils aus des rheinländischen Lesers Gläsern und Kannen. Die  
 Großväter in 50 Jahren werden den Enkeln etwas zu erzählen wissen, wie man einst  
 15 uns erzählt hat von den paar Warasdinern und Panduren, die zu seiner Zeit im Lande  
 waren, zum Beispiel vom Trenk. Endlich aber und um Weihnachten 1813 geschah es,  
 daß die Weltbegebenheiten wieder anfangen, laut zu werden und über den Rhein zu  
 gehen in die Schweizer Neutralität hinein, und in die Departementer. Stand nicht auf  
 einmal von Schafhausen bis nach Mannheim eine Brücke an der andern im Rhein,  
 20 wie wohl mit gehörigen Zwischenräumen. Am 21. Dezember brach am Oberrhein  
 die große Schwarzenbergische Armee auf, und bezog die Straße von Altkirch, Möm-  
 pelgard, Arcei, Vesoul, gegen Paris zu. Bald waren alle französische Grenzfestungen  
 eingewickelt, zum Theil von geneigten Lesern. Mit Hüningen sprach man noch ein  
 Wörtlein mehr. Am 30sten stand schon ein östreichisches Feldpiquet von 40,000  
 25 Mann bei Genf, das Angesicht wendend nach Lion. Am 31. gieng General *Vorwärts*,  
 der geneigte Leser versteht schon, General Blücher mit der schlesischen Armee über  
 den Niederrhein. Am 15ten Jenner 1814 vereinigte er sich mit der großen Schwar-  
 zenbergischen Armee. Am 18ten war das große Hauptquartier schon in Langres. Bald

darauf wurde Chaumont, bald darauf Bar sur Aube besetzt. Unter diesen Umständen löste und schnellte sich von Frankreich ab, was nicht niet- und nagelfest war, und kehrte feindliche Spitzen entgegen. An Spanien war nimmer zu denken. Schon am 7. Oktober 1813 stand General Wellington auf französischem Boden. Im November erklärte sich Holland für frei. Im Jenner gieng der König von Neapel, Prinz Murat, des Kaiser Napoleons vieljähriger Waffengenosse mit 40,000 Mann zu den Allirten über. Allen Gefangnen, die in Frankreich gefangen waren, allen Ehrengardisten, die in den losgescheelten Ländern daheim sind, fuhr das Sprüchlein des Propheten Jesaias in die Beine, Jesaiä am 13ten: „daß ein jeglicher zu seinem Volk umkehren, und ein jeglicher in sein Land fliehen wird.“ Endlich traten auch die Dänen über. Ganz Europa war jetzt gegen Frankreich verbündet. Niemand vermochte in dem großen Kampf um das Schicksal des Welttheils und um die Zukunft neutral zu bleiben, außer die Schweizer und der Türk. Mancher geneigte Leser dachte auch wieder einmal: „Jetzt bringts der Napoleon nimmer auf. Jezt darf man nur nach Paris hineinspatzieren, und ein Wort mit ihnen reden, und es ist gut, daß man den Zorn des heiligen Krieges schon im Blut hat, damit man nicht zu glimpflich gegen sie verfare, wenn sich keiner wehrt.“ – Fehlgeschossen! Der Franzos, wie wohl er im Nothfall Beine hat, und Gelenke drin, so gut als einer, will doch nie den Namen haben, daß er besiegt sey, wenn er nicht muß, nicht einmal wenn er es ist. Der Franzos ist stolz auf seinen Namen, und eifersüchtig auf die Ehre seiner Nation, und nie mehr, als wenn es den andern vorkommt, daß ers am wenigsten Ursache habe. Das Unglück beugt ihn nicht, es macht ihn watz. Er ist gleich einem Bergbach, dem man den Lauf verbauen will. Desto brausender überläuft er, oder bohrt sich ein anders Rinnsal, ja wie ein Feuerstein, je besser man ihn trifft, je besser sprühen die Funken. Das Dörflein darf verbrennen, Arm und Bein darf zerschmettert werden. Wenns nur halbwegs aussieht, daß man gesiegt habe, oder daß man wenigstens nur verrathen, aber nicht überwunden sey, oder daß ein einziger ungeschickter Korporal einen dummen Streich gemacht habe. Also vermehrten sich jezt täglich von allen Straßen her Napoleons Streitkräfte, und aus allen Häusern heraus wuchs junge Mannschaft, wie der Rhein durch so viel *Bäche* aus allen Thälern anschwillt im Frühjahr, und immer voll bleibt, so er doch immer abläuft. Galt es nicht schon den 1sten und 2ten Februar bei Brienne und Rothier in ernsthaften Meinungen. Das ist das nemliche Brienne, wo die Kriegsschule war, wo Napoleon das Metier gelernt hat. Hernach hat er sich eine gute Kundschaft gemacht, und viel Arbeit geliefert bis zu den Jahren 1812-1814. Im Jahr aber 1814 lagen seine Feinde in dem nemlichen Brienne, und in seiner eigenen Lehrstube, und der nemliche Napoleon mußte den Ort beschießen und anzünden, trotz, daß er ein eigenes Haus darinn hat, wo die Obsthändlerin wohnt. – Der gelehrsame Leser des Hausfreunds ist durch ihn mit der halben Welt bekannt. – Nichts desto weniger war seine Seide soviel als ausgesponnen, und das Heer der Allirten rückte tapfer nach

Troyes vor. Von dieser Zeit aber giengen gleichwohl gar seltsame Märsche und Stellungen zwischen den Armeen vor, und es begann auf allen Punkten eine Reihe blutiger und fruchtloser Gefechte mit denen der Hausfreund den geneigten Leser nicht  
70 aufhalten will, weil doch die Sache bleibt, wie sie ist. Nicht alle Siegesboten kamen an Ort und Stelle an. Auch ward nicht alle Tag frisch gebacken. Eher noch wurden von Zeit zu Zeit die Better wieder angezogen – frischer Schnee. Indessen gieng es doch immer näher zum Ende, und die Schweden setzten sich auch in Bewegung. Sollte  
75 Napoleon den Scepter verlieren, und Paris, die stolze Stadt, dem Feinde die Thore öffnen, so mußte er wenigstens noch mit einem kühnen Unternehmen seine Laufbahn beschließen. Ist er nicht auf einmal mit 50,000 Mann zwischen den Stellungen der Schwarzenbergischen und Blücherschen Armee heraus marschirt, und stand ungewarnter Weise dem Feinde im Rücken. Es war ein bedenklicher Augenblick. Das  
80 Landvolk auf der ganzen Linie vom Waßgau bis nach Lion hinab stand im Begriff sich für Napoleon zu bewaffnen. Alle Garnisonen in den eingeschlossenen Vestungen warteten nur auf Bericht, um durchzubrechen, und sich mit ihm in ein furchtbares feindseliges Heer zu vereinigen, und vorne an waren auch noch Leute, z. B. der Marschall Marmont. Man kann nicht sagen was in den nächsten 14 Tagen hätte geschehen können, aber desto herzhafter was geschehen ist. Das Stündlein hatte geschlagen. War Napoleon kühn, war der Alliirte schlau. Am 24sten Merz vereinigte sich die große Schwarzenbergische und die Blücherische Armee, zwischen den getrennten Korps des Feindes, und statt dem Kaiser Napoleon nachzufolgen, was er gerne gesehen hätte, giengen sie schnell auf den Marschall Marmont los, und schlugen ihn mit  
85 kräftigem Schwert bis unter die Mauern von Paris. Der furchtbare Donner der alliirten Kanonen ertönte schon in allen Häusern und Pallästen und Gemüthern der großen Stadt voll Menschen und erobeter Schätze. Zwei Jahre früher wäre einer ins Irrenhaus gekommen, und das noch glimpflich. Aber es ist noch nicht aus. Soldaten und Bürger, Invaliden und Knaben aus der Kriegsschule eilten auf die Anhöhen die vor Paris liegen; eine Kanone stand an der andern, und wartete auf den Feind. Es hätte unterbleiben können. Denn am 30sten gelang es der tapfern preußischen Garde und einem braven Korps geneigter rheinländischer Leser diese letzte Schutzwehr von dem Montmartre bis in die Vorstädte von Paris herabzuwerfen. Das ist der Berg Montmartre, von welchem einige Monate vorher Napoleon gesagt hat, daß wenn  
90 auch die Feinde auf dem Montmartre stünden, so wolle er kein Dorf von Frankreich hergeben. Er hat es auch gehalten. Ein anderer brachte noch selbigen Abend um 4 Uhr die Kapitulation zu Stande. Damals hatte auf dem Pariser Weg *der letzte geschossen*, vielleicht gar ein Tannenkircher, vielleicht gar der Herr Stephan, ein guter Bekannter des Hausfreundes. Zog nicht am 31sten Vormittags um 11 Uhr Seine Majestät der Kaiser von Rußland und Seine Majestät der König von Preussen an der Spitze  
105



ihrer schönen zahlreichen Garden in der Hauptstadt des französischen Kaiserreichs ein? Es ist nicht anderst, das Federlein mag sich diesmal krausen, wie es will.

262 REISE NACH PARIS.

DRITTER THEIL. AUFENTHALT UND ENDE.

Als nun die beiden hohen Monarchen an der Spitze ihrer schönen und zahlreichen Garden in der Hauptstadt von Frankreich einzogen, damals war auch auf einmal ein anderes Liedlein los und eine andere Melodie. Auf allen Hüten schimmerte die weiße 5 Königscoarde. Aus allen Kehlen, aus allen Fenstern rief es: „Friede! Friede! Es lebe Alexander! Es leben die Alliirten! Es leben die Bourbonen! Es lebe der König!“ Der Hausfreund hat fast ein wenig wollen erschrecken, daß der Zeiger der großen Weltuhr wieder so auf einmal auf das Jahr 1789 zurückschnellte, wie man erschrecken mag, wenn man auf einem Kirchthurm neben dem Uhrenhaus steht, und denkt an 10 nichts. Auf einmal schießt es wie ein Zorn in das Räderwerk, als wenn das jüngste Gericht und der Welt Ende durch den Kirchthurm fahren wollte. Wenn es aber geschlagen hat, Eins oder Zwei, wirds auf einmal wieder stille, daß man fast vor der Stille erschrecken möchte, und nur der alte Perpendikel geht wieder fort, als wenn nichts geschehen wäre. Um das hätten die Franzosen nicht nöthig gehabt einst vor allen Ge- 15 meindehäusern Freiheitsbäume und Gülliotinen aufzuschlagen. Ein und der andere geneigte Leser hätte auch nicht nöthig gehabt sich auf das Morgenroth des goldenen Zeitalters zu freuen, wiewohl das Zeitalter war unterdessen roth genug. – Am folgenden Tag aber nach dem Einzug, als war der 1ste April, ward schon eine neue Regierung im Namen des Königs aufgerichtet. Am 4ten ward von dem Senat der Kaiser 20 Napoleon des Throns für verlustig erklärt, das Erbrecht in seiner Familie aufgehoben, und Frankreich von dem Eid der Treue gegen ihn losgebunden. Der Kaiser Napoleon aber, als er die Begebenheiten in den letzten Tagen des Monats Merzen erfuhr, wie ein Blitz sich wendet, stand er wieder mit 70,000 Mann bei Fontainebleau 10 Stunden von Paris. Er wollte die Stadt noch retten. Zu spät! Sie war übergeben. Er wollte sie 25 angreifen und zertrümmern. Vergebens! Seine Marschälle überzeugten ihn, daß ers nicht ausführen werde. Er entsagte der Regierung für seine Person mit Vorbehalt des Regentenrechtes für seinen Sohn. „Wie steht es,“ rief er dem Marschall Ney entgegen, als dieser mit der Antwort zurückkam. – „Nicht schlimm in so fern,“ erwiderte der Marschall, „aber mit dem Regierungsrecht gehts nicht.“ – „Wo werde ich wohnen?“ – 30 „Wo es Euer Majestät belieben wird, zum Beispiel auf der Insel Elba.“ In Paris aber nahmen unterdessen die Freudenfeste und Gottesdienste und spitzigen Mißverständnisse unter den Truppen, die sich bisher immer nur mit Feindesaugen gesehen hatten, fast kein Ende. Am 7ten, als war der grüne Donnerstag, gieng mitten in Paris der Kö-

35 nig von Preußen zum teutschen Nachtmahl. Am 10ten veranstaltete der Kaiser Alexander einen großen griechischen Kirchgang. Am 13ten kam auch Se. Majestät der Kaiser von Östreich in Paris an. Am 20sten reiste Kaiser Napoleon von Fontainebleau ab. Am 27sten wurde Waffenstillstand geschlossen, daß, da man zusammengekommen sey, um künftig in Freundschaft zu leben, so wolle man lieber gleich anfangen.

40 Am 3ten Mai kam der neue König Ludwig der 18te in Paris an. Er ist der Bruder Ludwigs des 16ten, den im Jahr 1793 die Revolution enthauptet hat. Ein und zwanzig Jahre lang waren die Bourbonen des Thrones ihrer Väter und der Heimath in Frankreich verlustig. Am 4ten landete der Kaiser Napoleon auf der Insel Elba. Sie liegt im mittelländischen Meere nahe bei Livorno, hat 7 bis 8 Meilen ins Geviert,

45 zwei Städte und 12 bis 15,000 Einwohner, so viel als ein wohlgemessenes Oberamt. Dieses Landgütlein, man kanns so nennen, und das inwendige Vermögen seinem Schicksal mit dem Leben zu trotzen, ließ das Jahr 1814 einem Manne übrig, der so manches Jahr die Kaiserkrone von Frankreich auf dem Haupte und die Königskrone von Neapel, von Westphalen, von Holland und Spanien in den Händen getragen hat-

50 te, nicht zu reden von Italien, vom Schutz des Rheinischen Bundes bis an die böhmischen und polnischen Gränzen hinein, und von dem guten Einverständniß der 19 Kantone mit ihrem Vermittler, oder von andern Dingen. Seine Gemahlin aber bekam für ihren Sohn die Herzogthümer Parma und Piacenza in Oberitalien. Seine Brüder begaben sich auf mancherlei Reisen. Es ist ein Beispiel, bei dem man Gedanken ha-

55 ben kann.

Endlich als alles in Ordnung war, am 31sten Mai wurde der Frieden verkündet, der dem gegenwärtigen heiligen und allen vorhergegangenen unheiligen Kriegen ein Ende macht. Nemlich die französische Monarchie wurde wieder hergestellt im

60 Umfange des Gebietes, wie sie gewesen war im Jahr 1792 und etwas anständiges dazu. Die Staaten Deutschlands sollen unabhängig seyn, und in einem Bund mit einander stehen. Die Franzosen behalten bis auf etwas wenigens, was in den vorigen Kriegen mitgegangen ist, zum Andenken. Der heilige Krieg verlangt keinen Nutzen, auch keine Wiedervergeltung, sonst wars ein unheiliger. Das übrige wird auf einem Kongreß in Wien gefügt.

65 Das war ein merkwürdiger und unerwarteter Friedensschluß, der viele Menschen glücklich und froh gemacht hat. Denn es gieng ein schönes Stücklein Europa auf einmal von Frankreich los, gleich als im Frühjahr, wenn das Thauwetter da ist, die Eistafeln von dem Ufer losgehen, die keine menschliche Kraft im Stande wäre, also zu lösen, daß sie nicht brechen, nemlich das jenseitige Teutschland, die hanseatische Ge-

70 biete, ganz Holland, östreichisch Niederland, etwas Schweitz, viel Italien, Illyrien, und aus mancher teutschen, holländischen, italienischen Vestung, aus Mainz, aus Luxemburg, aus Mantua zog unbefleckt von Blut die weiße Cocarde aus.

Übrigens nähme mancher geneigte Leser und andere Europäer auch wieder an, was er im Jahr 1792 gehabt hat, und etwas anständiges dazu, ob er auch zurücklassen müßt, was er unterdessen am Kriege profitirt hat. 75

Auf das so giengen die Weltbegebenheiten bis auf ein weiters wieder aus einander. Es war aus. Elsaß und Lothringen hat nicht wollen losgehen.

Noch nie ist ein solcher Feldzug mit einer solchen Heeresmacht, angeführt von der Gegenwart und Eintracht dreier erhabener Monarchen in einer solchen Jahrszeit so glorreich unternommen und vollendet worden. Sind nicht die Heerschaaren unter den Schneewolken des Dezembers und Jenners ins Feld gezogen und zur Kirschenzeit wieder dagewesen? Auch ist noch nie ein solcher Friede geschlossen worden, nicht mit dem Feind, sondern mit dem Freund. 80

### 263 EINER SCHILDWACHE LÄCHERLICHER IRRTHUM.

Bekanntlich sagt man, daß ein Stern schieße, wenn keiner schießt, sondern was man meint, und was so aussieht, sind nur Dünste, die sich nicht sehr weit über uns in der irdischen Luft entzünden und wieder verlöschen. Die Sterne aber sind viele Millionen Meilen weit von uns entfernt. Jeder beobachtet seinen richtigen Lauf, und hält auf die Minute ein, denn sie stehen unter einer scharfen Aufsicht. Was braucht man seinem verständigen Leser so etwas noch lange zu sagen? Ein gewisser Soldat aber auf der Schildwache muß die Betrachtung über das Weltgebäude im Kalender nie gelesen haben. Auf und ab, und ab und auf in der Mitternacht machte er bald zum Zeitvertreib Additionsexempel, zählend die Ermunterungshiebe, die er bei verschiedenen schicklichen Gelegenheiten schon eingethan hatte, bald verfertigte er in Gedanken ein Brieflein an die Herzallerliebste sein: Zito, Zito, durch das Land.“ Bald betrachtete er zur Abwechslung die benachbarten Häuser und die Thürme im Mondschein des letzten Viertels unter andern auch den Sternthurm, auf welchem die Sternseher sich aufhalten, und Acht haben, was bei Nacht am Himmel geschieht, damit sie's wissen. 15 Auf einmal streckt einer von den Sternsehern ein Fernrohr heraus, ein Perspektiv und schaut nach einem Sternlein hinaus. Der Soldat dachte: „Was will jetzt der da oben mit seinem Blasrohr?“ Denn er sah das Perspektiv für ein Blasrohr an. Als er ihm eine Zeitlang unbeweglich zugeschaut hatte, dachte er: „Der zielt aber lang.“ Endlich schoß ein Stern, wie mans nennt. Da gerieth der Soldat in Verwunderung und Stauen. 20 „Heiden Gallee,“ sagte er überlaut, „der kann's.“ Nemlich er meinte, der Sternseher habe nach einem Sterne gezielt, und ihn vom Himmel herunter geschossen, wie man einen Sperlig vom Dach schießt. „Der hat sein Theil,“ sagte er, „der kommt nimmer. Also gibt es nicht nur Leute, die da meinen, daß die Sterne schießen, son-

25 dern einer hat sogar gemeint, daß sie können geschossen werden, von den Sternsehern.

#### 264 GESCHWINDE FERTIGUNG.

Mancher geneigte Leser, der Weber, der Färber, der Schneider wird nicht glauben, daß am nemlichen Tag das Schaf die Wolle noch an dem Leibe trug, und der Mensch den Rock. Mancher wird denken, es steckt etwas hinter den Worten, zum Vexieren.

5 „Ganz richtig,“ sagt der eine, „das Schaf trug die Wolle, und der Mensch den Rock, aber der Rock war nicht von der nemlichen Wolle, vielleicht gar nur ein leinener. „Nichts nutz,“ sagt ein anderer, „es war die nemliche Wolle. Der Rock wurde dem Schaf auf den Rücken gelegt. Trug es den Rock, so trug es auch die Wolle. Haben nicht im letzten Krieg die russischen KavalleriePferde Stiefel getragen? Aber wie? An

10 des Reuters Beinen.“ – „Nichts nutz,“ sagt der Hausfreund, „das Schaf trug am nemlichen Tag seine eigene natürliche Wolle, wie sie ihm aus der Haut heraus gewachsen war, und der Mensch den Rock funkelnelneu von der nemlichen Wolle. Viele Leute in der Stadt *Meinungen* in Sachsenland wollten auch nicht glauben, daß es möglich sey.“ „Es gilt das und das,“ sagte der eine. – „Es soll gelten,“ sagte der Tuchfabrikant

15 Herr Georg Wagner alldort. Also machte er zuerst alle nöthigen Anstalten. Als die Anstalten gemacht waren, wurde früh halb vier Uhr ein Schaf geschoren, dann die Wolle gewollt und mit Baumöhl eingefettet. Der Hausfreund versteht's, wie man kunst- und handwerksmäßig spricht. Jetzt war es vier Uhr. Um vier Uhr wurde die Wolle in das Maschinenhaus gebracht, auf der Krempelmaschine verlegt, dann auf

20 die Lockmaschine gebracht, dann auf der Spinnmaschine vorgespunnen, und feingespunnen, dann abgeweift. Es war erst halb sechs Uhr, weil auf der Maschine alles gar vielfach und geschwind geht. Jetzt wurde die gesponnene Wolle in die Webstube gebracht, zum Zeddel gespult, fett gemacht und gestärkt. Alles war in einer halben Stunde gethan. Aber bis sie herausgebracht, trocken gemacht und auf den Stuhl gezo-

25 gen werden konnte, kam acht Uhr ins Land. Jetzt wurde angeknüpft, zum Schuß fertig gemacht, und gewoben. Um zehn Uhr war die Wolle Tuch. Jetzt auf die Walkmühle. Jetzt zum Tuchscherer, wo es durchgerauht und zugerichtet wurde. Um halb zwei Uhr nachmittags kam es in die grüne Farbe, und obgleich es dreimal abgekühlt wurde, konnte es doch schon um zwei Uhr auf den Rahmen gespannt, getrocknet

30 und verstrichen werden. Schon wartete der Schneidermeister mit der Schere in der Hand, und *sechs* Gesellen mit eingefädelten Nadeln. Das Maß war schon genommen, das Futter schon zugeschnitten. Um sechs Uhr war der Rock gemacht, und auf dem Leib. Diktum Faktum.

Vielleicht wills noch nicht jedermann recht glauben. Aber:

*Merke.* Erstlich: Alles was durch Maschinen gearbeitet werden kann, geht gar viel geschwinder, als durch des Menschen Hände. Eben das wollte der Herr Wagner recht ins Licht setzen. 35

Zweitens: Alles war vorher bestellt und zugerichtet. Eine Hand wartete auf die andere.

Drittens. An jeder Arbeit schafften so viele Hände als möglich war und Platz hatten. 40

Viertens: Wenig Ware ist geschwinder verarbeitet, als viele. Keine Hand ist so flink und keine Maschine so künstlich, daß sie in der nemlichen Zeit hundert Ehlen fertigen und verarbeiten könnte, welche sie zu einer nöthig hat.

Fünftens: Es gieng alles bedächtig und mit der gehörigen Langsamkeit von statten. Man darf nie weniger geschwind thun, wenn etwas geschehen soll, als wenn man auf die Stunde einhalten will. 45

*Merke:* Es ist bei allem dem doch ein theures Röcklein geworden.

265 DER VERACHTETE RATH.

Man darf nie weniger geschwind thun, wenn etwas geschehen soll, als wenn man auf die Stunde einhalten will. Ein Fußgänger auf der Baslerstraße drehte sich um und sah einen wohlbeladenen Wagen schnell hinter sich hereilen. „Dem muß es nicht arg pressiren,“ dachte er. – „Kann ich vor Thorschluß noch in die Stadt kommen?“ fragte ihn der Fuhrmann. – „Schwerlich,“ sagte der Fußgänger, „doch wenn ihr recht langsam fährt, vielleicht. Ich will auch noch hinein.“ – „Wie weit ists noch.“ „Noch zwei Stunden.“ – „Ei,“ dachte der Fuhrmann, „das ist einfältig geantwortet. Was gilts, es ist ein Spaßvogel.“ „Wenn ich mit Langsamkeit in zwei Stunden hineinkomme,“ dachte er, „so zwing ich's mit Geschwindigkeit in anderthalben, und habs desto gewisser.“ Also trieb er die Pferde an, daß die Steine davonflogen und die Pferde die Eisen verloren. Der Leser merkt etwas. Was gilts,“ denkt er, „es fuhr ein Rad vom Wagen?“ Es kommt dem Hausfreund auch nicht darauf an. Eigentlich aber, und die Wahrheit zu sagen, brach die hintere Axe. Kurz der Fuhrmann mußte schon im nächsten Dorf übernacht bleiben. An Basel war nimmer zu denken. Der Fußgänger aber, als er nach einer Stunde durch das Dorf gieng und ihn vor der Schmiede erblickte, hob er den Zeigfinger in die Höhe. „Hab ich euch nicht gewarnt, sagte er, „hab ich nicht gesagt: Wenn ihr langsam fährt?“ 5  
10  
15

„Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand,“ sagte zu dem Vogt von Gillmannshofen endlich der Obmann. Nemlich der Vogt war Tages vorher in der Stadt gewesen und hatte sich bei dem Hrn. Amtmann Rathes erholt in irgend einer Sache. „Es ist ganz gut,“ sagte der Amtmann, „daß ihr da seyd, hier sind vier Oberamtsbefehle an euch, die könnt ihr nun selber mitnehmen.“ Als der Vogt in den rothen Löwen zurück gekommen war, während er fortfuhr, wo er vorher war stehen geblieben, nemlich am 5ten Schöpplein, zog er die vier Befehle aus der Tasche, ob er ihnen nicht vor der Hand außen ansehen könne, was inwendig stehen möchte, wir man bisweilen seltsamer Weise thut. Hernach schob er die Befehle wieder in die Rocktasche. Hernach bei dem sechsten Schöpplein legte er die Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme, und schlief ein. Lustige Herren saßen an einem andern Tisch, und der durchtriebenste von ihnen, einer wie der Herr Theodor, sagte: „Ich will einen Spaß machen.“ Nemlich er schrieb einen falschen Befehl, daß, da morgen den 15ten drei Juden sollen gehenkt werden, so habe sich der Vogt von Gillmannshofen mit vier und zwanzig Mann und einem Obmann nicht minder sämmtlichen Schulkindern bei dem Thalhauser Galgen früh um neun Uhr unfehlbar einzufinden. Hernach zog er dem Vogt einen Befehl heimlich aus der Tasche, und schob an dessen Stelle den falschen hinein. Auf dem Heimwege nach Gillmannshofen fieng doch der Vogt an die Befehle aufzuthun, was der Amtmann wieder mit ihm wolle, und als er anfieng den falschen Befehl zu lesen, „das muß ein Irrthum seyn,“ sagte er zu sich selber, und gieng in die Stadt zurück, um den Amtmann darüber zu befragen. Der Amtmann und seine Frau, und der Herr Oberrevisor und seine Frau ergötzten sich nach des Tages Last und Arbeit mit einem Kartenspiel. „Was wollt ihr schon wieder,“ fuhr ihn der Amtmann an, „seht ihr nicht, daß Gesellschaft bei mir ist?“ Der Vogt wollte ihm erklären, daß er einen Anstoß habe an einem von den Befehlen, und daß er meyne – „Ein unruhiger Kopf seid ihr,“ sagte der Amtmann, wie ers denn auch wirklich war. „Ihr habt nichts zu meynen – Gehorsam habt ihr zu leisten, was man euch befiehlt, und damit Punktum. Seyd ihr noch nicht genug gestraft worden?“ Demnach so gieng der Vogt wieder seines Wegs, und den andern Morgen zog er mit einer Rotte von vier und zwanzig Mann und einem Obmann, und der Herr Schulmeister mit der Schuljugend und viele Freiwillige nach dem Thalhauser Galgen, der linker Hand auf einer kleinen Anhöhe steht, wenn man von der Neuhauser Mühle in die Stadt geht. „Es ist schade,“ sagte der Vogt zum Obmann, „daß es so ensetzlich regnet. Es wird mancher daheim bleiben.“ Als sie vor den Thalhauser Wald hinaus kamen, und den Galgen noch mutterseel allein im Felde stehen sahen, „Wir sind die ersten,“ sagte der Vogt zum Obmann, „es ist noch niemand da.“ Der Freiwilligen suchte sich jeder einen guten Platz aus, wo man's gut sehen kann. Einige setzten sich zum Voraus auf nahe stehende Bäume, andere standen einsweilen unter. Aber es geschah nichts. Wandersleu-

te, die in ihren Geschäften des Weges zogen, blieben auch im Regen stehen, und wollten abwarten, was aus dem seltsamen Aufzug werden wolle. Aber es geschah nichts. „Sie werden warten,“ sagte der Vogt, „bis es nimmer so arg schüttet. Der Herr Schulmeister hielt zur Zeitverkürzung eine Standrede um die andere an die Schuljugend, daß, ob es gleich nur Juden seyen, sollten sie doch ein christliches Exempel daran nehmen. Aber es wollt noch nichts kommen. Es läutete schon Mittag in allen Dörfern, aber der Mittag läutete auch nichts herbei. Deßwegen sagte zuletzt der Obmann zu dem Vogt: „Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand. Oder sind wir gar zuletzt euere Narren,“ sagte er. „Es wäre kein Wunder, wir henkten euch selber daran, damit die Leute nicht umsonst dagewesen sind.“ – Kurz es kam eben niemand.

Seitdem, wer durch Gillmannshofen geht, und fragt in guter Meinung oder aus Muthwillen, ob schon lang niemand mehr am Thalhauser Galgen gehenkt worden sey, oder so, der wird geschlagen.

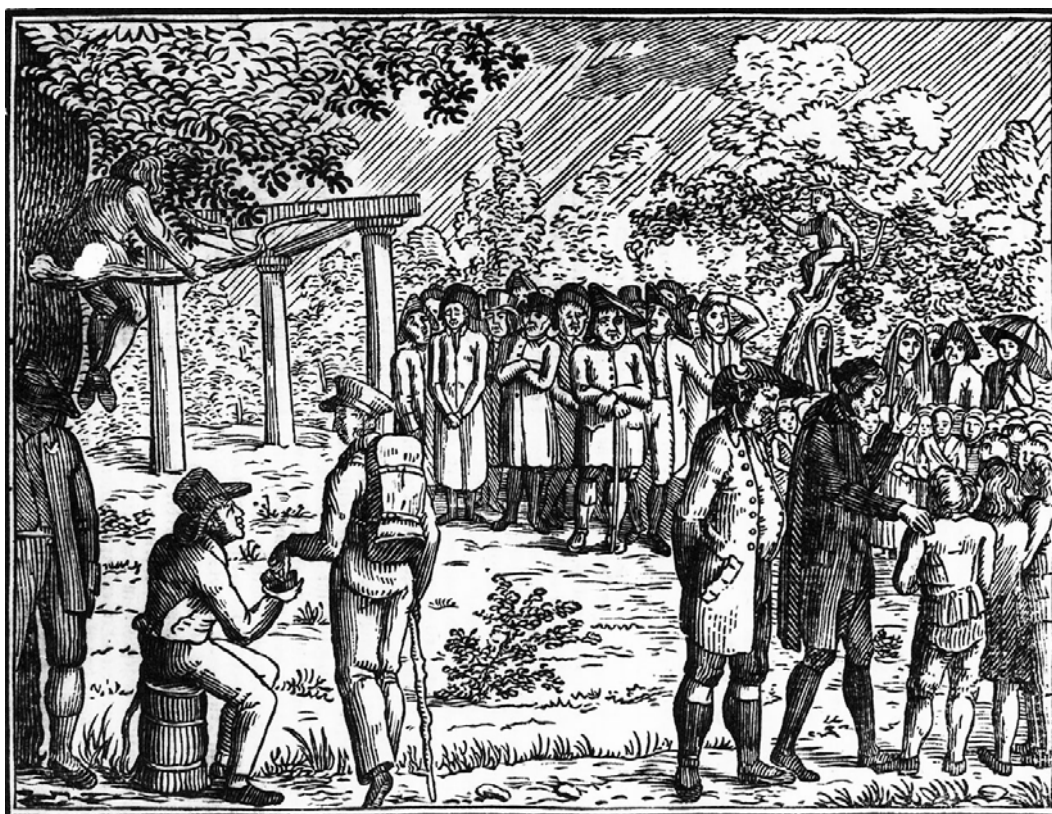


Abb. 77: Der Thalhauser Galgen

267 DER SCHNEIDER IN PENZA.

Ein rechtschaffener Kalendermacher, zum Beispiel der Hausfreund, hat von Gott dem Herrn einen vornehmen und freudigen Beruf empfangen, nemlich daß er die Wege aufdecke, auf welchen die ewige Vorsehung für die Hülfe sorgt, noch ehe die  
 5 Noth da ist, und daß er kund mache das Lob vortrefflicher Menschen, sie mögen doch auch stecken, fast wo sie wollen.

Der Schneider in Pensa, was ist das für ein Männlein! Sechs und zwanzig Gesellen auf dem Brett, Jahr aus Jahr ein für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld, aber ein froher heiterer Sinn, ein Gemüth treu und köstlich wie Gold, und mit-  
 10 ten in Asien deutsches Blut rheinländischer Hausfreundschaft.

Im Jahr 1812 als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Berezina oder in Wilna, gieng eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagereisen weit von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, u. wo die beste teutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, sondern  
 15 ein paar Stunden zu spat. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man von aus Europa hereinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben, und übernommen, und alsdann weiter abgeführt in das tiefe fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat, und niemand mehr das Vaterunser kennt, wens nicht einer, gleichsam als eine fremde Ware aus Europa mitbringt. Also  
 20 kamen eines Tages mit Franzosen melirt auch sechzehn rheinländische Herren Leser, badische Offizier, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost in Pensa an, und fanden in diesem unheimlichen Land kein Ohr mehr, das ihre Sprache  
 25 verstand, kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden erbarmte. Als aber einer den andern mit trostloser Mine anblickte: „Was wird aus uns werden,“ oder: „Wann wird der Tod unserm Elend ein Ende machen und wer wird den letzten begraben,“ da vernahmen sie mitten durch das russische und kosakische Kauderwelsch, wie ein Evangelium vom Himmel unvermuthet eine Stimme: „*Sind keine Teutsche da?*“ und es  
 30 stand vor ihnen auf zwei nicht ganz gleichen Füßen eine liebe freundliche Gestalt. Das war der Schneider von Pensa, Franz Anton Egetmaier, gebürtig aus Bretten im Neckarkreis, Großherzogthum Baden. Hat er nicht im J. 1779 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach gieng er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein. Ein pfälzer Schneider schlägt 7 bis achtmal hundert  
 35 Stunden Wegs nicht hoch an, wenn's ihn inwendig treibt. In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches KavallerieRegiment als RegimentsSchneider engagiren, und ritt mit ihnen in die fremde russische Welt hinein, wo alles anderst ist, nach Pensa, bald mit der Nadel stechend, bald mit dem Schwert. In Pensa aber, wo er sich nachher häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will je-



mand in ganz Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er zu dem 40  
 deutschen Schneider in Pensa. Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein  
 vornehmer Herr ist, und mit dem Kaiser reden darf, so hats ein guter Freund vom  
 andern verlangt, und hat auf 30 Stunden Weges ein Mensch ein Unglück oder einen  
 Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Pensa an, er findet bei ihm was ihm  
 fehlt, Trost, Rath, Hülfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, 45  
 nur kein Geld.

Einem Gemüthe, wie dieses war, das nur in Liebe und Wohlthun reich ist,  
 blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freudenerndte. So oft ein  
 Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Schere und Ehle weg, und  
 war der erste auf dem Platz, und: „Sind keine Teutsche da?“ war seine erste Frage. 50  
 Denn er hoffte von einem Tag zum andern, unter den Gefangenen, Landsleute anzu-  
 treffen, und freute sich, wie er ihnen Gutes thun wollte und liebte sie schon zum Vor-  
 aus ungesehener Weise, wie eine Frau ihr Kindlein schon liebt, und ihm Brei geben  
 kann, ehe sie es hat. „Wenn sie nur so oder so aussähen,“ dachte er. „Wenn ihnen nur  
 auch recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweisen kann.“ Doch nahm er, 55  
 wenn keine Teutschen da waren, auch mit Franzosen vorlieb, und erleichterte ihnen,  
 bis sie weiter geführt wurden, ihr Elend, als nach Kräften er konnte. Diesmal aber,  
 und als er mitten unter so viele geneigte Leser, auch Darmstädter und andere hinein-  
 rief: „Sind keine Teutsche da?“ – er mußte zum Zweitenmal fragen, denn das Erstemal  
 konnten sie vor Staunen und Ungewißheit nicht antworten, sondern das süße *teut-* 60  
*sche Wort in Asien verklang in ihren Ohren*, wie ein Harfenton, und als er hörte: „*Teut-*  
*sche genug*,“ und von jedem erfragte woher er sey – er wär mit Meklenburgern oder  
 Kursachsen auch zufrieden gewesen, aber einer sagte *von Mannheim am Rhein*strom,  
 als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hatte, wo Mannheim liegt, der andere  
 sagte, *von Bruchsal*, der dritte von *Heidelberg*, der vierte von *Gochsheim*; da zog es wie 65  
 ein warmes, auflösendes Thauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. „*Und ich*  
*bin von Bretten*,“ sagte das herrliche Gemüthe, Franz Anton Egetmeier von Bretten,  
 wie Joseph in Egypten zu den Söhnen Israels sagte: „Ich bin Joseph euer Bruder“ –  
 und die Thränen der Freude, der Wehmuth und heiligen Heimathsliebe traten allen  
 in die Augen, und es war schwer zu sagen, ob *sie* einen freudigern Fund an dem 70  
 Schneider, oder der Schneider an seinen Landsleuten machte, und welcher Theil am  
 gerührtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine theuern Landsleute im Triumph  
 in seine Wohnung, und bewirthete sie mit einem erquicklichen Mahl, wie in der Ge-  
 schwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zum Statthalter und bat ihn um die Gnade, daß er seine Lands- 75  
 leute in Pensa behalten dürfe. „Anton,“ sagte der Statthalter, „wann hab ich euch et-  
 was abgeschlagen.“ Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, welche  
 in seinem Hause nicht Platz hatten, bei seinen Freunden und Bekannten die besten

Quartiere aus. Jetzt musterte er seine Gäste einen nach dem andern. „Herr Lands-  
 80 mann,“ sagt er zu einem, „mit euerm Weißzeug sieht's windig aus. Ich werde euch für  
 ein halbes Dutzend neue Hemder sorgen. – Ihr braucht auch ein neues Röcklein,“  
 sagte er zu einem andern. – „Euers kann noch gewendet und ausgebessert werden,“  
 zu einem dritten, und so zu allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten, und alle  
 26 Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werthen Rhein-  
 85 ländischen Hausfreunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anständig ausstaffirt.  
 Ein guter Mensch, auch wenn er in Nöthen ist, mißbraucht niemals fremde Guth-  
 müthigkeit; deßwegen sagten zu ihm die rheinländischen Hausfreunde: „Herr Lands-  
 mann verrechnet euch nicht. Ein Kriegsgefangener bringt keine Münzen mit. So wis-  
 90 sen wir auch nicht wie wir euch für eure großen Auslagen werden schadlos halten  
 können, und wann.“ Darauf erwiderte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Ent-  
 schädigung in dem Gefühl Ihnen helfen zu können. Benutzen Sie alles was ich habe!  
 Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den Ihrigen an.“ So kurz weg und ab,  
 wie ein Kaiser oder König spricht, wenn eingefaßt in Würde die Güte hervorblickt.  
 Denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmuth sondern auch die liebe  
 95 häusliche Demuth gibt, ohne es zu wissen, bisweilen den Herzen königliche Sprüche  
 ein, Gesinnungen ohnehin.“ Jetzt führte er sie freudig wie ein Kind in der Stadt bei  
 seinen Freunden herum, und machte Staat mit ihnen. Der Kalender hat jetzt nimmer  
 Zeit und Raum genug alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. So sehr  
 sie zufrieden waren, so wenig war er es. Jeden Tag erfand er neue Mittel ihnen den  
 100 unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern, und das fremde Le-  
 ben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimath ein hohes Geburts-  
 oder Namensfest, es wurde am nemlichen Tag von den Treuen auch in Asien mit  
 Gastmahl, mit Vivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uh-  
 ren falsch gehen. Kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der  
 105 hohen Alliierten in Deutschland an, der Schneider war der erste, der sie wußte, und  
 seinen Kindern, er nannte sie nur noch seine Kinder, mit Freudenthränen zubrachte,  
 darum, daß sich ihre Erlösung nahte. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefan-  
 genen aus dem Vaterland ankam, war ihre erste Sorge, ihrem Wohlthäter seine Ausla-  
 gen zu vergüten. „Kinder,“ sagte er, „verbittert mir meine Freude nicht.“ – „Vater  
 110 Egetmeier,“ sagten sie, „thut unserm Herzen nicht wehe!“ Also machte er ihnen zum  
 Schein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben, und um das Geld wieder  
 zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war. Das  
 gute Geld war für einen andern Gebrauch zu bestimmen, aber man kann nicht an al-  
 les denken. Denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, gesellte sich zur Freude  
 115 ohne Maas, der bittere Schmerz der Trennung, und zu dem bitteren Schmerz, die  
 Noth. Denn es fehlte an allem, was zur Nothdurft und zur Vorsorge auf eine so lange  
 Reise in den Schrecknissen des russischen Winters und einer unwirthbaren Gegend

nöthig war, und ob auch auf den Mann so lange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich 13 Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das Wenige nirgends hin. Darum gieng in diesen letzten Tagen der Schneider, sonst so frohen leichten Muthes, 120 still und nachdenklich herum, als der etwas im Sinn hat, und war wenig mehr zu Hause. „Es geht ihm recht zu Herzen,“ sagten die rheinländischen Herren Hausfreunde und merkten nichts. Aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück: „*Kinder es ist Rath. Geld genug!*“ – Was wars? die gute Seele hatte für zweitausend Rubel das Haus verkauft. „Ich will schon eine Unterkunft 125 finden,“ sagte er, „wenn nur ihr ohne Leid und Mangel nach Deutschland kommt.“ O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und seiner Liebe: „*Verkaufe was du hast, und gieb es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben.*“ Der wird einst weit oben rechts zu erfragen seyn, wenn die Stimme gesprochen hat: „Kommt, ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt 130 mich gespeist, ich bin nakt gewesen und ihr habt mich gekleidet, ich bin krank und gefangen gewesen und ihr habt euch meiner angenommen.“ Doch der Kauf wurde zu großem Trost für die edeln Gefangenen wieder rückgängig gemacht. Nichts desto weniger brachte er auf andere Art noch einige hundert Rubel für sie zusammen, und nöthigte sie, was er hatte, von kostbarem russischem Pelzwerk mitzunehmen, um es un- 135 terwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären, oder einem ein Unglück wiederführe. Den Abschied will der Hausfreund nicht beschreiben. Keiner der dabei war, vermag es. Sie schieden unter tausend Segenswünschen und Thränen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestand, daß dieses für ihn der schmerzlichste Tag seines Lebens sey. Die Reisenden aber sprachen unterwegs unaufhörlich, und noch immer 140 von ihrem Vater in Pensa, und als sie in Bialystok in Polen wohlbehalten ankamen, und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar das vorgeschossene Reisegeld zurück.

Das war das Gotteskind, Franz Anton Egetmeier, Schneidermeister in Asien. Der Hausfreund wird im künftigen Kalender noch ein freudiges Wort von ihm zu reden wissen, und es wäre nimmer der Mühe werth, einen Kalender zu schreiben, wenn 145 sich die geneigten Leser nicht auf sein Bildniß freuen wollten, was er ihnen zu stiften verspricht.

268 IRRTHUM.

Der Hausfreund will auch wieder ein Paar hochdeutsche Reimen zum Besten geben, die er zwar nicht selber gemacht hat, nemlich von einem Richter, der ein blödes Gesicht hatte, und von einem Färber, der einen Eid ablegen sollte. Es sind nur sechs Zeilen:

5

Ein Richter sitzt, er sieht nicht wohl.  
Ein Färber kommt der schwören soll.  
Der Färber tritt zum Schwur hervor,  
Und hebt die blaue Hand empor.

10 „Was?“ – rief der Richter – „Handschuh aus!“

„Nein! – sprach der Färber – „Brill' heraus!“

Nemlich, weil der Richter die blaue Farbe an der Hand des Färbers für einen  
Handschuh ansah, so befahl er ihm denselben abzulegen. Der Färber aber ersuchte  
den Richter, die Brille aufzusetzen, damit er sähe, es sey kein Handschuh. Fein war es  
15 nicht, aber spaßhaft.

269 [BERICHT]

Da die neuesten Weltbegebenheiten in diesem Jahrgang viel Platz weggenommen haben, so verspart der Hausfreund die Fortsetzung der alten vaterländischen Geschichte auf den Jahrgang 1816.



Abb. 78: Titelvignette 1816

## 270 BEQUEME SCHIFFFARTH, WERS DAFÜR HALTEN WILL.

Ein Schiff wurde von Mannheim den Neckar hinauf nach Heidelberg gezogen. Kommt hinterdrein mit vollem Felleisen und ein Paar heraushängender Stiefelschuhe, ein Handwerksbursche. „Darf ich auch mit für Geld und gute Worte. Was muß ich  
 5 geben?“ Der Schiffmeister, der ein gar lustiger Cumpan war, sagte: „Fünfzehn Kreuzer, wenn ihr ins Schiff wollt sitzen. Wollt ihr aber helfen ziehen, nur sechs. Das Felleisen könnt ihr mir in das Schiff werfen, es hindert euch sonst nur.“ Der Handwerksbursche fieng an zu rechnen. „Fünfzehn Kreuzer – Sechs Kreuzer – Sechs von Fünfzehn bleibt Neun.“ Die neun Kreuzer dachte er, kann ich verdienen. „Wenns denn  
 10 erlaubt ist,“ sagte er, und warf das Felleisen in das Schiff. Hernach schlang er eins von den Seilern über die Achsel und half ziehen, was er nach Leibeskräften vermochte. „Wir kommen eher an Ort und Stelle,“ dacht er, „wenn ich nicht laß bin.“ In Heidelberg aber entrichtete er sechs Kreuzer Fährgeld – für die Erlaubniß mit zu ziehen, und nahm das Felleisen wieder in Empfang.

## 271 ZWEI SPRACHERINNERUNGEN.

Ein guter Theil der geneigten rheinländischen Leser wird ersucht, zwischen den Wörtern „*Lehren*“ und „*Lernen*“ einen Unterschied zu machen. *Lehren* heißt Unterricht geben. *Lernen*, das heißt Unterricht empfangen und annehmen. Man kann nicht sa-  
 5 gen: „Der Herr Provisor hat mich die Regel detri gelernt“, sondern, „der Herr Provisor hat mich die Regel detri *gelehrt*“, oder, „ich habe sie bei ihm *gelernt*.“ Nicht so: „*Lern'* mich das und das, damit ichs auch kann“, sondern so: „*Lehr'* mich das und das. Gewissen geneigten Lesern hat es bei dem Anfang dieser Erinnerung wollen ein  
 10 wenig Angst werden, die da glaubten, es komme etwas anderes und *sie seyen* gemeint. Nein selbige ficht der Hausfreund nicht an. Er will nur denjenigen ein wenig behülflich seyn, die gern hochdeutsch sprechen möchten, und haben es doch nicht recht im Gang. Der Hausfreund kennt einen zum Beispiel, der die ganze Woche spricht nach Landesart, wie es auf selbigen Bergen seit den Urgroßväterlichen Zeiten üblich ist. Aber am Sonntag thut ers nicht anderst. Am Sonntag muß Hochdeutsch gesprochen  
 15 seyn. Er sagt: „Es hat mich veil Mühe gekostet, so zu reden daß mans gleich zu Papier bringen könnte. Aber iez geht es anfangen.“ An hohen Festtagen thut er auch etwas Französisch dran wie Knoblauch ans Saueressen.

Zweite Erinnerung. Auch wolle man gefällig einen Unterschied machen zwischen den zwei Ausdrücken: „*Es ist*“ und „*Es war*.“ „*Es ist*“ sagt man von demjenigen,  
 20 was in der gegenwärtigen Zeit geschieht oder seinen Bestand hat, während dem daß man davon redet. Z. B. *Es ist* heute Sonntag. „*Es war*“ sagt man von demjenigen was in der vergangenen Zeit geschah oder seinen Bestand hatte, und sich nimmer so be-

findet, während dem man davon spricht. Der Herr Schulmeister, wenn er früh um halb neun Uhr das Lied bei dem Pfarrer holt, soll nicht sagen: „Es *war* Gottlob heut ein schöner Tag,“ sondern, *es ist* ein schöner Tag. Ein Vater, der ein frommes Töchterlein hat, soll nicht sagen: „sie *war* ein wohlgesittetes, züchtiges Mägdlein,“ sondern: „sie *ist* es,“ das andere kommt noch früh genug wann sie aufgehört hat, es zu seyn. Kurz, wo man in der gemeinen Rede sagt, *es ist*, da sagt man es auch in der hochdeutschen. Es kann nicht fehlen.







Abb. 79: Titelvignette 1818

272 EINE GERECHTIGKEIT.

Folgender Bericht ist mir, dem dermaligen rheinländischen Hausfreund, zugeschickt worden, daß ichs soll in den Kalender auf das Jahr 1818 drucken lassen, gleich auf der ersten Seite zum Lesen. Ich kanns thun, denn er lobt mich. Zwingen könnt mich  
5 niemand. Der Bericht aber lautet, wie folgt.

„Im Jahrgang des Kalenders 1817. gleich auf der ersten Seite zum Lesen steht unter der Überschrift *die folgenreiche Holzkohle* eine Erzählung, wie einst ein muthwilliges Büblein den Schulmeister mit einer Kohle an die Schulstübenthüre abgezeichnet und dafür viel Schläge bekommen habe. Ja, der Schulmeister sey ihm von  
10 dieser Stunde an gram geworden, und habe ihm viel Herzeleid angethan. Als nun das Büblein in dieser Schule nimmer gedeihen konnte, auch nimmer hineingehen wollte, sey es von seiner Mutter in eine vornehmere Lehre gethan worden, und sey hernach etwas aus ihm worden.“

„Derjenige der dieses schreibt, merkt wohl, daß er es gemeint ist, und manche  
15 Leser des Kalenders können es auch merken, denn etwas an der Sache ist wahr, aber nicht alles, und darum will er nicht dazu schweigen.“

„Merke:“

„*Erstens*, daß das Büblein das Bildniß des Schulherrn an die Thüre gezeichnet hat, ist wahr. Die Kohle lag da, die Thüre war noch nagelneu, und nahm's an, und der  
20 Schulherr war leicht zu treffen.“

„*Zweitens*, daß das Büblein dafür Schläge bekommen hat, ist auch wahr. Es waren nicht die ersten, auch nicht die letzten, auch nicht die schlechtesten, und hat der Schulherr wohl daran getan.“

„Daß aber *drittens*, derselbe von dieser Zeit an dem Büblein feind gewesen  
25 sey, und es mißhandelt habe, das liegt neben draus, u. zwar links, und getraut sich nicht mit der Wahrheit zu bestehen, es müßte denn seyn, daß es durch die Länge der Zeit und durch vielmaliges Wiedererzählen wahr geworden wäre, wie manche wilde und ungeschlachte Pflanze durch öfteres Ansäen und Versetzen nach und nach zahm wird, und gut. Nein dazu war der Schulherr viel zu vernünftig. Er war ein treuer und  
30 freundlicher Lehrer, gebrauchte auch nie solche unchristliche Redensarten, als ihm in dem Kalender in den Mund gelegt werden, u. liebte das Büblein nachher wieder, wie vorher, und wie alle seine Schüler. Oft, wenn derjenige, der dieses schreibt, ein Exempel aus den Brüchen rechnet, oder wenn er im Herzen den Trost oder den Frieden oder die Lehre eines Sprüchleins betet, denkt er an den Schulherrn, bei dem er's ge-  
35 lernt, und wenn er nach Jahr und Tagen wieder einmal zu seinen Jugendfreunden und Schulkameraden kommt, so reden wir von ihm.“

„Also kann es auch *Viertens* mit der Wahrheit nicht bestehen, daß der Knabe wegen der Feindschaft des Schullehrers, aus seiner Schule genommen und in eine vornehmere gethan worden. Nein, er hat auch nachher noch lange neben der vorneh-

mern Schule die vorige mit Freude und Liebe fort besucht. Wie man zum Caffé Ci- 40  
chorie thut, also kam es ihm nicht darauf an, wenn er Vormittags die lateinischen  
Schläge eine Stunde weit heimgetragen hatte, Nachmittags je einmal auch noch ein  
paar deutsche einzuthun – aber niemals unverdiente, oder aus Feindschaft und Rach-  
sucht des einen, oder des andern Lehrers.“

„Es ist sonst des rheinländischen Hausfreundes Art und Weise nicht, die Leu- 45  
te zu verunglimpfen, am allerwenigsten die Todten, was man an ihm loben muß.  
Denn die Todten haben auf der Erde nichts mehr anzusprechen, als die Unbeschol-  
tenheit und Ehre ihres Namens. Ja sie haben gar nichts mehr anzusprechen, sondern,  
wenn sie die Augen zum letztenmal geschlossen haben, und auf den Kirchhof getragen  
sind, so haben sie ihr Recht an sich selber verlohren, und gehören nur noch der Zeit 50  
und den Hinterbliebenen an, und wir lesen uns diejenigen, welche wir behalten wol-  
len, aus, und eignen sie uns in einem liebevollen und dankbaren Andenken zu, wens  
ein Vater war, seine Kinder, wens sonst ein braver Mann war, seine Mitbürger,  
wens ein Fürst war, seine Unterthanen, wens aber ein Schulherr ist, seine Schüler,  
und leiden nicht, daß ein Unglumpf über sein Grab gehe. Darum wolle auch der ge- 55  
ehrte Leser nicht mißvergnügt dazu seyn, daß derjenige, der dieses schreibt, dießmal  
laut für sein Recht und Eigenthum streitet.“

„Alle diejenigen aber, welche die Erzählung von der Holzkohle, und wer da-rinn ge-  
meint ist, verstehen, und darüber ungehalten seyn, oder sich betrüben mögen, er-  
sucht er, ihm auf sein Ehrenwort zu glauben, daß er von dieser Erzählung nichts 60  
wußte, ehe er sie selber in dem Kalender gelesen hat. Sonst wäre sie nicht hinein ge-  
kommen.“





Abb. 80: Titelvignette 1819

273 DES HAUSFREUNDES VORREDE.

Der geneigte Leser sieht den Rheinländischen Hausfreund um etwas an:

Erstlich hat derselbe am Ende des Jahres 1815. die große Weltuhr gestellt, so daß seit dieser Zeit kein Sternlein mehr aufgegangen ist, in dem Kalender.

5 Zweytens hat er ebenfalls versprochen, in Zukunft jedesmal dem Jahrgang seine Ehre anzuthun, und zu melden, in welchen Preisen 200 und 100 Jahr vorher der Wein und das Getraide gegolten haben, und hat's auch nicht gehalten.

Drittens hat er im nämlichen Jahr die Fortsetzung der vaterländischen Geschichte versprochen, und wer's wieder nicht gehalten hat, ist er. Keine Seele hat seitdem erfahren können, was nach der unglücklichen Schlacht bey Zulpich aus den armen Allemannen geworden ist. Manchem jungen Leser, der seitdem aus der Schule herausgewachsen ist, kommen diese Namen bereits vor, wie böhmische Dörfer.

Der Leser wollte sich darüber weniger wundern, wenn nicht der Hausfreund in vordern Zeiten immer Wort gehalten hätte. Ein solcher Mann, sagt er, der es einmal so weit gebracht hat, daß er mit den Tag und Nachtgleichen, mit den Mondsbrüchen und Finsternissen auf die Minute einhalten kann, der Witterung nicht zu gedenken, der sollte auch in andern Dingen sein Wort erfüllen, oder lieber nichts versprechen.

Was nun die große Weltuhr betrifft, so kommt's dem Hausfreund nicht darauf an. Er will sie wieder los lassen. Sind wir nicht im Jahr 1815. zwischen den Planeten stecken geblieben, und haben bereits dem Mercurius, und der Venus, oder dem Morgen- und Abendstern ihre Lobreden gehalten. Folgen also jetzt die übrigen, als *Erde, Mars, Pallas, Ceres, Juno, Vesta, Jupiter, Saturnus* und *Uranus*, und sollen auf den nächstfolgenden Blättern einer nach dem andern aufgehen. Der Buchdrucker hat bereits versprochen, solches Papier dazu zu nehmen, welches gewissermaßen die Nacht vorstelle.

Anbelangend nun zweytens die Ehre des Jahrgangs, so hat gegolten: Im Jahr 1619. Wein, der Saum 6 Pfund und 9 Schilling. Dinkel, das Viertel 3 Pfund. Roggen der Sack 2 Pfund 10 Schilling. Haber das Viertel 2 Pfund 15 Schilling. Im Jahr 1719.

30 Wein, der Saum nur 3 Pfund 10 Schilling. Dinkel, das Viertel 5 Pfund. Roggen, der Sack 4 Pf. 10 Schilling. Haber 4 Pfund. Solches gilt aber hauptsächlich von der Gegend um Basel und den angränzenden oberländischen Landschaften, und wurde nach Basler Burgermaß gerechnet das Viertel sogenannte rohe Frucht zu zwey Säcken, oder 8 große oder 16 kleine Sester, der große Sester zu 16, der kleine zu 8 Becher.

35 Im Unterland aber z. B. in der Gegend von Bühl galt im J. 1619. Wein, das Fuder 33 fl. oder der Saum etwas weniger als 5 fl. Korn das Viertel 2 fl. Im Jahr 1719. Wein, das Fuder 19 fl., Korn das Viertel 2 fl. 24 kr.

Jetzt aber ist der Leser noch begierig zu erfahren, wie sich der Hausfreund drittens ausreden wird wegen der vorenthaltenen vaterländischen Geschichte. Wegen

der Weltuhr und Ehre des Jahrgangs hat er sich brav gerechtfertigt. Antwort: Es sind 40  
seit mehreren Jahren so viele lebendige Kriege und andere sonderbare Ereignisse in  
die Welt gekommen, daß zu besorgen war, der rheinländische Leser habe genug dar-  
an, und verlange keinen Nachschub aus den verstorbenen Zeiten, und es geschieht  
nicht umsonst, daß der Hausfreund mit dem Jahr 1819. die alten vaterländischen Be-  
gebenheiten wieder wecken, und schöne christliche Kirchlein im Schwarzwald bauen 45  
will, sondern er wünscht dem geneigten Leser eine lange Reihe friedlicher und frucht-  
barer Jahre, von welchen das Jahr 1819 nicht das schlechteste seyn soll, und er will et-  
was darauf wagen.

Alle Kalendermacher werden nach und nach dem rheinländischen Haus-  
freund aufsätzig. Denn sie sagen, er verwöhne die Leute, und mache sie meisterlos, 50  
weil er seinen Lesern über alles, was er thut und unterläßt, Rechenschaft gibt, und  
mit ihnen redet.

#### 274 FORTGESETZTE BETRACHTUNG ÜBER DAS WELTGEBÄUDE.

Der Vater wollte zuerst, wenn er sein Pfeiflein angezündet hat, seinen nachgewachsen-  
nen Söhnen erzählen, was es im Jahrgang des Kalenders 1815. mit den Planeten für  
eine Bewandniß hatte. Denn wer es einmal gelesen hat, der behaltet's.

„Heiner, sagt der Vater, die Planeten sind eilf Sterne oder große Weltkörper, 5  
welche sich in langen Zeiten jeder in seinem Kreis um die Sonne herum bewegen,  
und gleichsam aus ihr Licht und Leben trinken. Die Sonne selbst ist kein Planet, – es  
sagt's nur ein Kalendermacher von Alters her dem andern so nach – auch der Mond  
nicht, denn der Mond bewegt sich zunächst um die Erde herum, aber die Erde ist ei-  
ner, denn sie läuft um die Sonne, und trinkt Licht und Wärme aus ihr. Der nächste 10  
Planet bey der Sonne, und von dieser Seite her der erste ist der *Mercurius*. Er ist fast  
ganz in ihrem himmlischen Glast verborgen, wie ein Kind in dem Gewande seiner  
Mutter, und darf höchstens Morgens oder Abends biweilen ein wenig herauschauen,  
der zweite Planet aber von der Sonne weg, ist die *Venus* oder der helleuchtende Mor-  
gen- und Abendstern.“ 15

„Kalendermann, sagt der Vater, fahrt ihr jetzt fort!“

Der nächste Planet nach der Venus, oder der dritte von der Sonne weg, ist un-  
sere Erde selber mit ihrem Beyläufer, dem Mond. Sie hat 5400 deutsche Meilen im  
Umfang. Sie ist 21 Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt, und bekommt  
doch von ihr ein so schönes Tageslicht und so kräftige Wärme. Sie läuft um die Sonne 20  
herum in 365 Tagen und 6 Stunden, und legt in dieser Zeit einen Raum von mehr als  
131 Millionen Meilen zurück, ohne ein einzigesmal auszuruhen. Was aber sonst noch  
von der Erde zu sagen ist, und wie ihre Einwohner thäten, was dem Herrn übel gefiel,

bisweilen aber doch auch etwas, das ihm wohl gefiel, siehe, das ist geschrieben in den  
 25 vorigen Jahrgängen des Kalenders.

Nach der Erde kommt der wunderschöne Planetstern *Mars*, der nicht wie die andern ein gelbes oder weisses, sondern ein röthliches Licht hat, als wenn unaufhörlich ein großes Freudenfeuer dort brennte. Er erscheint uns, wie die andern Planeten, nicht immer gleich, weil seine Weite von uns weg nicht immer die nämliche ist. Er ist  
 30 größer und schöner, wenn er näher bey der Erde ist; unscheinbar und klein, wenn er weit wegsteht. Er ist übrigens von der Sonne fast 32 Millionen Meilen weit entfernt, braucht doch nur ein Jahr und 322 Tage zu seinem Umlauf um dieselbe, und durchläuft in solcher Zeit eine Bahn von 200 Millionen Meilen. Dagegen ist er 5mal kleiner als die Erde und fast 10mal leichter, und kann also schon flätiger fortkommen.

Für den nächsten Planeten nach dem Mars hat man von den ältesten Zeiten  
 35 an bis vor wenig Jahren den Jupiter gehalten, und war mit keiner Lieb zwischen Ihnen noch ein anderer zu entdecken. Die Sternseher aber behaupteten herzhaft, zwischen ihnen fehle einer, ob ihn gleich noch kein sterblicher Mensch gesehen habe. Entweder, sagten sie, ist er so klein, daß wir ihn nicht sehen können, oder er hat seinen  
 40 jüngsten Tag und die Auferstehung seiner Todten schon erlebt, und ist nachher im Feuer aufgegangen, aber sonst verkommen.

Dieß brachten sie folgendermaßen heraus: Wenn man sich von der Sonne weg bis zu dem Planeten Saturn, so für den letzten gehalten wurde, in einer geraden Linie, gleichweit voneinander hundert Pünktlein vorstellt, so steht von der Sonne  
 45 weg auf dem vierten Pünktlein der Planet Mercurius, und kann Niemand etwas dafür, daß er dort steht und an keinem andern Ort. Wenn man aber weiter zählt *drey*, dort steht die Venus. Zählt man weiter zweymal drey ist *sechs*, dort steht unsere Erde; zählt man weiter zweymal sechs ist *zwölf*, dort steht der Mars und fehlt sich nicht. Zählt man weiter zweymal zwölf gibt *vier und zwanzig*, dort sah man Nichts; und  
 50 doch, wenn man wieder weiter fortfährt und sagt: zweymal vier und zwanzig ist *acht und vierzig*, so steht daselbst wieder der Planet Jupiter; und zweymal acht und vierzig ist *sechs und neunzig*, dort ist der Saturn. Sechs und neunzig aber addirt mit den vier ersten Punkten von der Sonne weg bis zum Mercurius thut hundert, so, daß also der Saturnus richtig auf dem hundertsten Pünktlein steht. Weil nun alle diese Planeten in  
 55 einer so sichtbaren Proportion und Ordnung von einander abstehen, und doch auf dem Pünktlein 24 nichts zu sehen war, deßwegen sagten die Sternkundigen, dort müsse auch noch einer stehen, wenn er nicht schon wieder verschwunden sey. So etwas erzählt der Hausfreund nicht allen Leuten; aber seinen Lesern kann er nichts vor-  
 60 enthalten, damit sie sehen was wir Sternseher und Kalendermacher für respektable Leute sind, so die Sterne des Himmels überschauen, wie ein Hirt seine Schäflein oder ein Schulherr seine Kinder, und merkt gleich, wenn eins fehlt. Wie gewiß wir aber unserer Sache sind, das hat sich vor einigen Jahren zu großer Freude gezeigt. Denn als



der berühmte Mann, Namens Herschel, laut dem Kalender von 1805., vor mehreren Jahren eine neue Art von Fern-Röhren oder Perspektiven erfunden hatte, die noch viel weiter tragen als die alten, so hat man einen kleinen Planeten auf Nro. 24 richtig entdeckt, und sich etwas Rechtschaffenes darauf eingebildet. Allein das ist noch nicht alles. Denn da dieser Planet so klein erschien, so hatte man das Herz, zu behaupten, er sey nimmer ganz, sondern nur ein Stück von einem Ganzen. Auch diese Vermuthung scheint durch die Erfahrung bestätigt zu seyn, indem man nachher in kurzer Zeit nacheinander noch 3 Sternlein ungefähr in der nämlichen Weite von der Sonne weg entdeckte, so, daß man jetzt statt einem, der zu fehlen schien, vier auf einmal hat. Es ist daher fast nicht mehr zu zweifeln, daß einmal ein großer Planetstern an seiner Stelle gewesen, und schon vor undenklichen Zeiten in diese vier Stücke zersprungen sey.

Da jeder Stern einen Namen haben muß, wenn man von ihm reden will, so nannte man diese vier: die Pallas, die Juno, die Ceres und die Vesta. Drey davon sind durch deutsche Männer entdeckt worden.

Nach diesem kommt nun 108 Millionen Meilen von der Sonne weg der neunte Planet, *Jupiter* genannt. Ob er gleich in unsern Augen nicht größer als ein brabantischer Thaler aussieht, so ist er doch 1474mal größer als die Erde, und der größte unter allen Planeten. Er vollendet seine Laufbahn um die Sonne in 12 Jahren nur einmal, und um ihn selbst bewegen sich in ungleichen Entfernungen 4 Monde, so schön aussehen muß, wenn sie in einer Nacht alle zugleich am Himmel stehen. Auch laufen mehrere veränderliche graue Streifen über ihn weg, und man weiß nicht recht, was man davon halten soll.

Der zehnte Planet ist der *Saturn*. Dieser ist von der Sonne fast noch einmal so weit entfernt als der Jupiter, nämlich 199 Millionen Meilen. Sein Weg um die Sonne umfaßt mehr als 1280 Millionen Meilen, wozu er 29 ½ Jahr vonnöthen hat. Da er so entsetzlich weit von der Sonne entfernt ist, so muß auf ihm das Licht derselben 90mal schwächer als auf unsrer Erde seyn, und muß einer schon gute Augen haben, wenn er dabey eine Nadel will einfäden.

Dafür hat er aber sieben Monde, die ihm seine trüben Tage erfreulich machen, und seine langen Nächte erheitern. Ueberdieß hat dieser Planet noch etwas, was kein anderer hat, einen Ring, so aber doppelt ist. Dieser Ring zieht sich in einer nicht gar großen Entfernung um den Saturn ringsherum, ist sehr breit, nicht gar dick, und wird ebenfalls von der Sonne erleuchtet. Ohne Zweifel wirft er sein Licht eben so wie die Monde auf den dunklen Körper des Planeten zurück, und hilft zu seiner Erhellung. Sonst weiß man von ihm nicht viel zu sagen.

Lange hat man geglaubt, dieser Saturn sey nun der letzte Planet, an den die Sonne scheint, und jetzt sey man fertig, bis der berühmte Herschel, von welchem oben Erwähnung geschah, ebenfalls ein geborner Deutscher, am 13. May 1781. zur

großen Verwunderung und Freude der Gelehrten, noch einen neuen entdeckte, welcher nun an der Zahl der eilfte ist, und vielleicht noch nicht der letzte. Denn der schwache Mensch kommt der göttlichen Allmacht nie an das Ende, und man muß  
105 nie sagen: Wo ich nichts mehr sehe, dort ist nichts mehr. Dieser neue Planet heißt *Uranus*, wird aber ohne Zweifel der älteste seyn. Er ist noch einmal so weit von der Sonne entfernt, als der Saturn.

Ein Jahr auf diesem Planeten währt so lang als bey uns 83 Jahre oder ein langes Menschenleben, und ein hundertjähriger Kalender thut daselbst 8300 Jahre lang  
110 gut. Wegen der großen Entfernung ist daselbst die Wirkung der Sonne 361mal schwächer als bey uns. Dagegen wird er von sechs, und vielleicht noch mehrern Monden erleuchtet, die um ihn herum aufgehn und untergehn, jeder zu seiner Stunde, und muß der Kalendermacher allda ein ganzer Mann seyn, und ein recht Stück Arbeit haben, bis er fertig ist, wenn er für jeden Tag des langen Jahres jedes Mondes  
115 Aufgang und Untergang, und ihre Brüche ausrechnen und anzeigen soll.

Das sind nun die Planetensterne, welche man bis jetzt kennt und entdeckt hat, nach ihrer Reihe, Maßen und Zeiten. Weil man aber so eine Zahl von ein paar hundert Millionen Meilen leicht wegließt, und nicht daran denkt, wie viel sie ausweist, so merke: Eine losgeschossene Kanonen-Kugel kommt schnell an Ort und Stelle. Wenn  
120 aber eine solche in diesem Augenblick von der Sonne nach der Erde abgefeuert würde, und sie flöge in der nämlichen Geschwindigkeit immer fort und fort, und der Constabler in der Sonne hätte auf keinen andern Menschen gezielt, als auf dich, träfe auch keinen andern, so dürftest du deßwegen herzhaft noch ein neues Haus anfangen zu bauen, und darin essen und trinken und schlafen, oder eine Frau nehmen, und  
125 Kinder erzeugen und in die Schule schicken, und ein Handwerk lernen lassen, und sie wieder verheirathen, und vielleicht noch Enkel erleben; und die Kanonen-Kugel flöge noch immer und immer im unermesslichen Raum, und käme erst nach 25 Jahren auf der Erde an. In dem Merkur aber langte eine solche Kugel an ungefähr nach 10 Jahren; in der Venus nach 18, auf dem Mars nach 38, auf dem Jupiter nach 130,  
130 bis zu dem Saturnus aber hätte sie zu fliegen 238, und zu dem Uranus 479 Jahre aus und ein und ohne Unterlaß Tag und Nacht. So weit sind diese 11 Sterne einer nach dem andern von der Sonne entfernt, die gleichsam ihre Mutter und Säugamme ist; und sie verbreitet doch rings um sich bis zu dem letzten, so viel Licht und Wärme und Segen als jedem nöthig ist, und der unsichtbare Gott, der sie erschaffen hat, ist  
135 mit seiner Allmacht und Güte überall zugegen, und sättiget und erfreut alles was da lebet, mit Wohlgefallen.

275 DIE WACHTEL.

Zwey wohlgezogene und ehrbare Nachbarn lebten sonst mit einander in Frieden und Freundschaft, jetzt zwar auch noch, aber einer von ihnen hatte eine Wachtel. Zu ihm kommt endlich der Nachbar und sagt: „Freund, begreift ihr nicht, daß mir euer Lärmenmacher, euer Tambour da sehr ungelegen seyn kann, wenn ich Morgens noch ein Stündlein schlafen möchte, und daß ihr euch unwerth macht, bey der ganzen Nachbarschaft?“ – Ihm erwiederte der Nachbar: – „Ich begreife das Gegentheil. Ist's nicht aller Ehren werth, daß meine Wachtel der ganzen Nachbarschaft den Morgen umsonst ansagt, und die Gesellen weckt, auch sonst Kurzweil macht, und ich trage die Atzungskosten allein?“ Als alle Vorstellungen nichts verfangen wollten, und die Wachtel immer früher schlug, und immer heller, kommt endlich der Nachbar noch einmal, und sagt: „Freund, wär' euch eure Wachtel nicht feil?“ Der Nachbar sagt: „Wollt ihr sie tod machen, das nicht“ – erwiederte der andere. – „Oder fliegen lassen?“ – „Nein, auch nicht.“ – „Oder in eine andere Gasse stiften?“ – „Auch das nicht, sondern hier vor mein Fenster will ich sie stellen, damit ihr sie auch noch hören könnt alle Morgen. Der Nachbar merkte nichts, denn er war nicht der Klügere von beyden. „Ey,“ – dachte er, – „wenn ich sie vor deinem Fenster umsonst hören kann, und bekomme noch Geld dazu, so ist's besser.“ – „Ist sie euch ein Zweyguldenstück werth,“ – fragte er den Nachbarn. Der Nachbar dachte zwar, das sey viel Geld, doch soll's ihm nicht verloren seyn, und noch in der nämlichen Stunde wurde die Wachtel umquartirt.

Am anderen Morgen, als sie ihren vorigen Besitzer aus dem Schlaf erweckte, und er eben denken wollte: „Ey meine gute Wachtel ist auch schon munter,“ – halbwegs des Gedankens fällt's ihm ein: „Nein, es ist meines Nachbars Wachtel,“ – das undankbare Vieh, sagte er endlich am dritten Morgen, ein Jahr lang hat sie bey mir gelebt und gute Tage gehabt, und jetzt hält sie es mit einem andern, und lebt mir zum Schabernack. – Der Nachbar sollte verständiger seyn, und bedenken, daß er nicht allein in der Welt ist, wenigstens nicht allein in der Stadt.“ Nach mehrern Tagen aber, als er vor Verdruß es nimmer aushalten konnte, redete er hinwiederum den Nachbarn an: „Freund,“ – sagte er, – „euere Wachtel hat in der vergangenen Nacht, wieder einen kurzen Schlaf gehabt.“ – „Es ist ein braver Vogel,“ – erwiederte der Nachbar, – „ich habe mich nicht daran verkauft.“ – „Es ist recht brav worden in eurem Futter,“ – fuhr jener fort. – „Was verlangt ihr Aufgeld, daß er euch wieder feil werde!“ Da lächelte der andere und sagte: „Wollt ihr sie vielleicht todt machen.“ – „Nein“ – „oder fliegen lassen,“ – „das auch nicht,“ – „oder in eine andere Gasse vermachen?“ – Auch das nicht. Aber an ihrem alten Platz will ich sie wieder stellen, wo ihr sie ja eben so gut hören könnt, wie an ihrem jetzigen.“ – „Freund,“ – erwiederte ihm hierauf der Nachbar, – „vor Euer Fenster kommt die Wachtel nimmer mehr, aber gebt ihr mir meine zwey Gulden wieder, so laß ich sie fliegen. Der Nachbar dachte

40 bey sich: „Wohlfeiler kann ich sie nicht los werden, als für sein eigenes Geld.“ Also gab er ihm die zwey Gulden wieder, und die Wachtel flog.

Der geneigte Leser wolle hieran gelegentlich erkennen, wenn er es nöthig hat, was für ein großer Unterschied es sey, ob etwas vor dem eigenen Fenster und in dem eigenen Haus geschieht, oder in einem andern, ferner, – denn es braucht keine  
 45 Wachtel dazu – ob einer in einer Gesellschaft selber pfeift, und auf den Tisch trommelt, oder ob es ein anderer anhören muß, item: ob einer selber bis Nachts um 10 Uhr eine langweilige Geschichte erzählt, und ob ein anderer dabey seyn, und von Zeit zu Zeit sich verwundern, und etwas dazu sagen muß, gleich als ob er Acht gäbe.

276 DER VORTHEILHAFTE ROßHANDEL.

Folgende glaubhafte Geschichte wird erzählt, nicht zur Nachahmung für leichtfertige Söhne, sondern zur Warnung für leichtgläubige Väter. Ein leichtgläubiger u. unerfahrener Mann, zwar ein Gelehrter, aber eben deßwegen, hatte ein braunes Rößlein, und  
 5 einen lustigen Sohn. Aber um den Sohn und um die Haushaltung bekümmerte er sich weniger als um seine chaldäischen Bücher. So bekümmerte sich der Sohn weniger um den Vater, als um die Kannen und Gläser, und weniger um das Zahlen, als um das Trinken, und war ein Student. Fragte Jemand den Vater, wenn er von Tisch aufstand, ob er Sauerkraut oder Apfelmuß zu Mittag gegessen habe, er wußt' es nicht.  
 10 Fragte Jemand den Sohn wo der beste Wein im Städtlein verzapft werde, er wußt's. Eines Abends aber als er aus dem Löwen nach Hause gehen wollte, nahm ihn der Löwenwirth auf die Seite: „Herr Benedikt, wie haben wir's endlich miteinander? Es sind jetzt vier Monate.“ – Als er nach Hause gieng begegnete ihm der Ritterwirth: „Ey Herr Benedikt, sieht man euch auch wieder einmal? Es scheint ihr könnt die Rittergasse gar nimmer finden: Was gilt's ich finde die euere?“ Als er um das Eck herum  
 15 gieng, lief er dem Ansel Hirsch in die Hände: „Na Herr Benedix, wie lange soll ich auf Johanni warten, oder was führt ihr vor einen Kalender? den hundertjährigen? Als er aber nach Hause kam, war sein erstes, er führte das Roß aus dem Stall, und redete etwas mit dem Knecht, und den andern Morgen als der alte Herr den chaldäischen  
 20 Morgensegen gebetet hatte, fragt ihn der Sohn wißt ihr auch, Herr Vater, daß heute nacht das Bräunlein crepiert ist?“ – „Was hat ihm gefehlt,“ – fragte der alte Herr, nicht ohne Schmerz. „Man muß ein anderes kaufen.“ – „Wenn wir nur geschwind wieder so eins hätten,“ – erwiderte der Sohn.

Den zweiten Morgen oder dritten bindet er das Rößlein wieder in den Hof,  
 25 und ruft dem alten Herrn am Fenster, er habe ein Rößlein im Handel. „Sieht ein Ey dem andern gleich“ – sagte er, als der alte Herr herauskam, so thut's das alte Roß und das neue. Und nur 18 Louisd'or. Wenn ihr's kauft, sagte er, so habt ihr 12 Louisd'or

reinen Profit. Denn unter 30 hättet ihr das alte nicht hergegeben, und ist auf und nieder das nehmliche. Der Vater sagte: „Ein wenig kleiner, meyn ich sey es,“ – wie man sich täuschen kann. – „Um's Erkennen,“ – erwiderte der schlaue Sohn. Kurz das Bräunlein gefiel dem alten Herrn, und der Handel wurde richtig. Der alte Herr gab dem Sohn die 18 Louisd'or, und der Sohn bezahlte den Löwenwirth, den Ritterwirth und den Juden, hat auch seitdem gut gelernt Wasser trinken, als Abschreiber in einer Würzburgischen Schreibstube. 30

## 277 BELEHRUNG ÜBER DAS WETTERGLAS.

Mancher geneigte Leser hat auch sein Wetterglas im kleinen Stüblein hängen, nicht erst seit gestern, denn die Fliegen haben auch schon daran geschaut, was der Himmel für Wetter im Sinn hat, also daß der Mensch nicht mehr viel daran erkennen kann. Mit einem nassen Tüchlein von Zeit zu Zeit wäre zu helfen. Aber das scharfe Aug des Lesers hat's noch nicht von Nöthen. Jetzt schaut er's bedenklich an, und sagt: „Morgen können wir noch nicht mähen auf den untern Matten.“ Jetzt klopft er ein wenig an dem Brettlein, ob sich denn das Quecksilber gar nicht lupfen will, als wenn er es wecken müßte, wie aus einem Schlaf oder aus tiefen Gedanken, und wenn es ein wenig ob sich geht, so heitert sich in seinem Herzen die Hoffnung auf. Aber doch weiß er nicht recht, wie es zugeht, und fragt den Hausfreund. 5 10

Der Hausfreund hat kein Wetterglas. Wozu braucht ein Kalendermacher ein Wetterglas, der den Sonnenschein und Regen des ganzen Jahres im Kopf trägt, und selber eins ist. Die Leute, die mit ihm umgehen, haben es gut. Einmal sagen sie: „Das Wetter hält nimmer lang an. Der Kalendermacher wird unleidlich. Ein andermal, wenn er ruhig ein Schöpplein trinkt, oder er raucht Taback, und es werden Ringlein im Rauch, wenn's noch so arg regnet, so sagen sie: „das Wetter bessert sich, der Kalendermacher sieht heiter aus, und raucht Ringlein.“ 15

Gleichwohl weil der wißbegierige Leser den Hausfreund fragt, wie es mit den Wettergläsern zugeht, will er's sagen. 20

*Merke:*

Erstlich: Ein braves Wetterglas hat an der Spitze des Kölblains oder Köpfleins, worin sich das Quecksilber sammelt, eine kleine Öffnung.

Zweitens: Sonst meint man, wo nichts anderes ist, dort sey doch wenigstens Luft. Aber oben in der langen Röhre, wo das Quecksilber aufhört, bis ganz oben, wo die Röhre auch aufhört, ist keine Luft, sondern *Nichts*, reines klares, offenbares, nie gewesenes *Nichts*. 25

Dieß wird erkannt, wenn man das Wetterglas langsam in eine schiefe Richtung bringt, als wollte man es umlegen, so fährt das Quecksilber, durch den leeren

30 Raum hinauf bis an das Ende der Röhre, und man hört einen kleinen Knall. Dieß könnte nicht geschehen, wenn noch Luft darin wäre. Sie würde sagen: „Ich bin auch da. Ich muß auch Platz haben.“

Drittens: Die Luft, die die Erde und alles umgibt, drückt unaufhörlich von oben gegen die Erde hinab, ja sie will vermöge einer inwendigen Kraft unaufhörlich  
35 nach allen Seiten ausgedehnt, und so zu sagen ausgespannt seyn, bis auf ein Gewisses.

Denn sie ist Gottes lebendiger Athem der die Erde einhüllt, und alles durchdringt und segnet, und hat gar viel verborgene Wunder. Also geht die Luft durch jede offene Thüre, ja durch jedwedes Spältlein in die Häuser, und aus einem Gehalt in das andere, und durch die kleine Öffnung an der Spitze des Kölblains hinein, und drückt  
40 auf das Quecksilber, und die Luft, welche noch außen ist, drückt immer nach, und will auch noch hinein. Ey, sie drückt und treibt, das Quecksilber in der langen Röhre gewöhnlich zwischen 27 und 28 Zoll weit in die Höhe, bis sie nimmer weiter kann. Denn wenn das Quecksilber in der Röhre einmal eine gewisse Höhe erreicht hat, so drückt es vermöge seiner eigenthümlichen Schwere der Luft wiederum der Gestalt  
45 entgegen, daß beyde in das Gleichgewicht treten. Da strebt gleiche Kraft, gegen gleiche Kraft, und keines kann dem andern mehr etwas anhaben. Die Luft spricht: „Gelt du mußt droben bleiben!“ Das Quecksilber spricht: „Gelt du bringst mich nimmer höher!“

Merke Viertens die Hauptsache: Der Druck und die Spannung in der Luft  
50 bleibt nicht immer gleich, einmal stärker, ein andermal schwächer. Die Gelehrten wissen selbst noch nicht recht, wo dieses herrühren will, nicht einmal der Hausfreund. Wird nun die Ausspannung der Luft auf einmal stärker, so daß man sagen kann, sie gewinne neue Kraft, so drückt sie auch um das stärker auf das Quecksilber im Kölblain also, daß es in der Röhre höher hinauf muß, manchmal bis über 28 Zoll  
55 hinaus. Sobald aber die Ausdehnung der Luft im geringsten nachläßt, drückt im Augenblicke die Schwere des Quecksilbers in der Röhre nach gegen das Kölblain, bis sie mit dem Druck der Luft wieder im gleichen ist, welcher Gestalt also das Quecksilber in der Röhre sinkt, manchmal bis unter 27 Zoll hinab. Also steigt und fällt das Quecksilber, oder wie man sagt das Wetterglas, und sein Steigen und Fallen ist über-  
60 einstimmend mit dem unaufhörlichen Wechsel in der Luft. Solche Gnade hat Gott dem Menschen verliehen, daß ihm in gläsernen Röhren sichtbar werden kann, was in der unsichtbaren Luft für eine Veränderung vorgeht. Allein der geneigte Leser ist vorsichtig, und glaubt nicht alles auf das Wort. Merke also:

Fünftens, der Beweis: Wenn die Mutter gebacken hat, und das Büblein ißt ein  
65 Stücklein lindes Brot, es beißt nicht schlecht hinein, und schmeckt ihm wohl; – klaubt es nun ein Grümlein von dem Brot herab, und zerdrückt es mit den Fingern, daß gleichsam wieder ein Taig daraus wird, und stopft damit die Öffnung an dem Kölblain zu, von dem Augenblicke an geht das Quecksilber nimmer ob sich und

nimmer unter sich, sondern bleibt unaufhörlich stehen, wie es stand. Warum. Weil die Luft nimmer auf das Quecksilber wirken kann, bis es endlich der Vater entdeckt, und hätte den besten Lust, er gäbe dem Büblein eine Ohrfeige, – wer weiß, was er thut, wenn's zum 2tenmal geschieht. 70

Wenn es ihm aber mit feiner Vorsicht gelungen ist, die Öffnung wieder frey zu machen, die Luft kann wieder auf das Quecksilber drücken wie vorher, stärker oder schwächer, alsdann fangt es auch wieder an lustig zu steigen und zu fallen. Also rührt die Veränderung in dem Stand des Quecksilbers von der Luft her, welche durch die Öffnung des Kölblains hineingeht, und auf das Quecksilber drückt. 75

Daß aber die Luft allein es sey, welche im Stand ist mit wunderbarer Kraft, das Quecksilber 28 Zoll hoch in die Röhre hinauf zu treiben, und in dieser Höhe schwebend zu erhalten, ist der Beweis, wenn die Röhre oben an der Spitze abbricht, und die Luft jetzt dort auch hinein kommt, wo vorher keine war, fällt das Quecksilber in der Röhre auf einmal so tief herab, bis es demjenigen als in dem Kölblain steht, gleich ist, und hat alsdann alles ein Ende, denn die Luft in der Röhre und die Luft in dem Kölblain drückt jetzt mit gleicher Gewalt, gegen einander, und vernichtet ihre Kraft an sich selber, also daß das Quecksilber freyes Spiel bekommt, und seiner eigenen Natur folgen kann, die da ist, daß es vermöge seiner Schwere hinuntersitzt, bis auf den Boden, oder auf das unterste des Raumes, worin es eingeschlossen ist. 80 85

Merke Sechstens und endlich: Es hat eine lange Erfahrung gelehrt, wenn die Luft anfangt sich stärker auszudehnen und zu drücken, daß alsdann gemeinlich auch das Wetter heiter und schön wird. Wenn sie aber nachläßt, und gleichsam matt wird, man weiß nicht warum, so macht sich gewöhnlich ein Regen zu recht, oder ein Sturmwind, oder ein Gewitter. Welchermaßen nun das Steigen und Fallen des Quecksilbers einen stärkern oder schwächern Druck der Luft anzeigt, solchermaßen kündigt es auch zum Voraus Sonnenschein und Regen an, wenn nichts anders dazwischen kommt. Bisweilen aber falliren alle Zeichen und Hoffnungen, wie dem Leser wohl bekannt ist. 90 95

Denn der liebe Gott hat auch noch allerley andere kleine Hausmittel um den Wechsel der Witterung zu hindern oder zu fördern, welche er bis jetzt noch Niemand verrathen hat. Die Wettergelehrten ärgern sich schon lange darüber.

Solche Bewandtniß hat es mit der Einrichtung und den Eigenschaften des Wetterglases. Ein Andermal will der Hausfreund vortragen, was bey der Beobachtung desselben zu beobachten ist. Merke einstweilen noch: Wenn man dem Ding einen gelehrten Namen geben will, was zwar nicht nöthig ist, so muß man nicht sagen oder schreiben: *Perometer*, sondern *Barometer*. 100

## 278 MERKWÜRDIGES ALTER.

Der geneigte evangelische Leser wird sich noch mit Freude erinnern, daß er im Jahr 1817. das 3te Reformationsfest erlebt und begangen hat. In Frankfurt aber am Main lebte damals noch eine Frau, deren Taufschein vom Jahr 1707. aus den Tagen Kaiser  
 5 Josephs des ersten lautet. Diese Frau hat also das nämliche Fest schon zum 2tenmal erlebt, und kann sich noch erinnern, daß sie das Erstmal im J. 1717. als ein 10jähriges Mägdlein von ihrer Mutter in die St. Peterskirche sey geführt worden. Sie sagt aber, es sey unterdessen Vieles anders geworden, auch mit ihr.

Übrigens ist es ein merkwürdiges Ereigniß, wer ein Dank- und Ehrenfest, das  
 10 alle hundert Jahre nur Einmal kommt, in seinen Tagen zweymal begehen kann, einmal in der Morgenröthe des aufgehenden Lebens, und das anderemal an seinem späten Abend, wenn die Stimme der Mühle nun leise wird, und der Mandelbaum blüht, und die Heuschrecke beladen ist. – Ein Anderer könnte hundert Jahr alt werden, weniger einen Tag, und war nicht im Stand, ein einziges Reformations-Fest zu erleben.

## 279 DER FURTWANGER IN PHILIPPSBURG.

Im Jahr 1734., als der Franzos Sturm lief auf Philippsburg, und die Reichstruppen lagen darin, steht ein Rekrut, ein Furtwanger, auf einem einsamen Posten seitwärts vom Angriff, und denkt: „Wenn's nur nicht hieher kommt!“ Indem wächst ganz leise  
 5 eine französische Grenadier-Kappe hinter dem Rempart herauf, und kommt ein Kopf nach mit einem Schnauzbart, wie wenn der Mond aufgeht hinter den Bergen. Denn ein Paar Dutzend Waghälse hatten draußen eine Sturmleiter angelegt, um unbeschrien auf den Rempart zu kommen, und sahen die Schildwache nicht, daß eine da sey. Springt der Furtwanger herbey, und gibt dem Franzosen einen Stich. Pfeifen auf ein-  
 10 mal Kugeln genug um ihn her aus Windbüchsen, und geht ein zweytes Franzosen-Gesicht auf hinter dem Rempart. Gibt ihm der Furtwanger auch einen Stich, und sagt: „aber jetzt kommst du nimmer.“ Item: es kam der dritte, und der vierte und bis zum zwölften. Als der Sturm abgeschlagen war, und der Platzkommandant auf dem Platz herumritt, ob alles in der Ordnung sey, sieht er von Weitem die Sturmleiter und  
 15 zwölf todtte Franzosen dabey, und wie er zu dem Posten kommt, fragt er den Furtwanger: „was hat's hier gegeben?“ – „So? sagt der Furtwanger, Ihr habt gut fragen. Wißt ihr, daß mir einer mehr zu schaffen gemacht hat, als Euch alle. Nur zwölf Mal hinter einander hat er angesetzt. Unten im Graben muß er liegen.“ Denn er meynte, es sei immer der nämliche gewesen, und es könne nur mit dem Bösen zugegangen  
 20 seyn, daß ihm allemal hinter dem Bajonett die Wunde wieder heilte. Da lächelte der Commandant und die Offiziere, so mit ihm waren, und nahm ihm seinen Unverstand nicht übel, sondern er ließ ihm für jeden ein Halbguldenstück Stechgeld bezah-



len, und durfte er über dieß selbigen Abend auf Rechnung der Reichs-Operationskasse Wein trinken, und Speck essen, so viel er wollte.

## 280 DAS ADVOKATEN-TESTAMENT.

Ein Advokat, der am Ende seines Lebens fast eine Unruhe des Gewissens darüber empfand, daß ihn sein Beruf so reich gemacht hatte, stiftete sein ganzes schönes Vermögen in das Narren- oder Tollhaus. Aus Achtung für so manchen verständigen und rechtlichen geneigten Leser der aus rechter Ueberzeugung und Pflicht, in einen Pro- 5  
zeß verwickelt seyn kann, will der Hausfreund nicht verrathen, was der Advokat für eine Beruhigung darin gefunden habe. Auch kann sich der Advokat geirrt haben, aber er meynte wenigstens, es sey billig.

## 281 EINER EDELFRAU SCHLAFLOSE NACHT. (MIT EINER ABBILDUNG.)

Es ist nichts lehrreicher als die Aufmerksamkeit wie in dem menschlichen Leben alles zusammenhängt, wenn man es zu entdecken vermag z. B. Zahnschmerzen und das Glück eines Ehepaars, und wie selbst das was unrecht und verboten ist, wieder gut gemacht werden kann, wenn's an den rechten Mann oder an die rechte Frau kommt, 5  
und wie in dem großen unaufhörlichen Wechsel der Dinge alles einzelne wieder verschwimmt, daß man ihm nimmer nachkommt, und doch gethan bleibt, und nicht verlohren geht, es sey gut oder böß. Gleich als wenn man ein Glas Wasser in den Rhein ausgießt, kein Sterblicher ist im Stand es wieder heraus zu schöpfen, sondern es ist jetzt dem Rhein vermählt und augenblicklich verschwemmt in der großen 10  
Fluth. Ja wenn die Sonne Wasser aufzieht, wie man zu sagen pflegt, sind ein Paar Tröpflein davon vielleicht auch dabey, und fallen irgend wo, in Baiern oder Lothringen wieder aus einer Wasser-Wolke vom Himmel herab, und erquicken ein Blümlein.

Eine Dienst-Magd, jung und brav, auch hübsch, und ein Knecht gleicher Qualität, dienten miteinander auf einem Edelhof, und hätten nicht so gerne Kafee 15  
getrunken, oder alle Tage Braten gegessen, als vielmehr einander geheurathet. Allein sie waren Leibeigne, in soweit, daß sie verpflichtet waren, eine gewisse Zeit Hofdienste zu thun, und die Edelfrau auf dem Hofe wollte sie nicht früher aus dem Dienst entlassen, weil sie so brav waren in ihrer Aufführung, und so fleißig und treu in ihren 20  
Geschäften. Deßwegen saßen sie oft beysammen und weinten, oder sie weinte, und er nagte an einem Holzsplitter. Ein andermal, wie die menschliche Laune wechselt, sprachen sie sich Muth ein, daß es ja nur noch um zwei Jahrlein zu thun sey, und freuten sich schon zum Voraus ihres zukünftigen Glücks, wenn „du mein Weib bist“

– sagte er – „und ich dein Mann,“ und einmal vergaßen sie sogar die Zukunft, und  
25 meynten es sey jetzt. Nach Verlauf aber eines Jahres hat die Frau auf dem Edelhof in  
der Nacht desperates Zahnweh, nicht gerade deßwegen. Sie steht aus dem Bette auf,  
und wirft sich auf einen Stuhl, sie läuft aus einer Stube in die andere, aus der andern  
in die dritte. In der dritten setzt sie sich gegen über einem Fensterlein, das in die Kü-  
che geht, mit einem weißen Vorhang davor, und das Zahnweh wird ihr nun bald ver-  
30 gehen. Sie sitzt jetzt am rechten Ort dazu. Denn auf einmal sieht sie hell werden hin-  
ter dem weißen Vorhang, sie hört etwas sich bewegen, sie hört etwas flüstern und  
knistern, sie schiebt leise das Vorhängelein weg, und in der Küche stehen der Knecht  
und die Magd an einem Feuerlein nachts um 12 Uhr, und legen Späne an das Feuer,  
und auf dem Feuer steht ein Pfännlein. – Bereits gibt das Zahnweh ein wenig nach. –  
35 „O ihr gottloses Lumpenpack,“ – sagte sie inwendig für sich. So ist denn keinem  
Menschen mehr zu trauen. Habt ihr nicht alle Tage euer ordentliches Essen. Ist es  
euch nicht gut genug. Müßt ihr mich noch in der Nacht bestehlen, und Leckerbissen  
kochen! Nach einiger Zeit stellt das Weibsbild das Pfännlein von dem Feuer, als ob sie  
jetzt die Leckerbissen verzehren wollten, der Knecht aber geht zur Thüre hinaus. –  
40 „Wie der Tag anbricht, laß ich beyde ins Gefängniß werfen, so fuhr die Edelfrau fort,  
und jage sie weg, ohne ehrlichen Abschied. Am Ende wird mir die Dirne auch noch  
schwanger von dem Purschen, in meinem eigenen Haus. So weit soll's mir nicht  
kommen.“ Indem kommt der Knecht zurück, und bringt ein vierteljähriges Kind auf  
dem Arme und gibt's der Mutter auf die Schoos. Da hörte plötzlich das Zahnweh der  
45 Edelfrau auf, wie weggeflogen. Die Mutter gibt dem Kindlein aus der Pfanne den  
Brey, sie legt es an die mütterliche Brust, und der Schein des abnehmenden Feuers  
gieng zur rechten Zeit über ihr Angesicht, als sie mit nassen Blicken ihr Kindlein  
noch einmal beschaute, und dem Vater zurück gab, und etwas zu ihm sagte. Denn da  
ward das Herz der Edelfrau wunderbar bewegt, und kam auf andere Gedanken.  
50 Denn es war ihr als ob die Mutter mit den nassen Blicken gesagt hätte: „Gott wird  
des armen Würmleins sich auch erbarmen,“ und als ob sie dazu bestimmt wäre. Ja es  
fuhr ihr mit Grausen durch die Seele, was für ein Unglück in ihrem Hause hätte ge-  
schehen können, wenn nicht Gott das Herz der Eltern vor einem schweren Verbre-  
chen bewahrt hätte.

55 Am frühen Morgen aber ließ sie beyde Eltern vor sich bescheiden. Beyde sa-  
hen einander an. „Was gilt's,“ – sagte sie – „wir bekommen unsere Freiheit.“ – „Oder  
auch nicht,“ – sagte er. Die Edelfrau aber, als sie hereingetreten waren, redetet sie  
ernsthaft und gebieterisch an: „Wo habt ihr euer Kind?“ Da glaubten beyde in den  
Boden zu versinken vor Schrecken und Scham, und schauten einander verstohlener  
60 Weise an, gleichsam ob das andere noch da sey. „Wo ihr euer Kind habt,“ – wieder-  
holte die Edelfrau. – „Weil wir denn doch eins haben“ – stotterte endlich der Vater, –  
„in der Holzkammer hinter einer Beige.“ Als es aber der Pursche holen mußte, bracht

er es, wie es war in einem alten Felleisen. Es war reinlich gehalten und gebütschelt auf einem Bettlein von Heu, und weinte, als ob es schon wüßte wie man es machen muß. Da erbarmte sich das Herz der Edelfrau noch mehr, und als die treue Magd und Mutter reuevoll und mit Thränen bat, sie und ihr unschuldiges Kind nicht unglücklich zu machen, konnte die Edelfrau ihre Rührung nicht mehr verbergen: „Nein, ich will euch nicht unglücklich machen,“ – sagte sie. Ich will euch die Härte vergelten, die ich an euch begangen habe. Ich will euch den Kummer versüßen, den ihr getragen habt. Ich will eure Sünde wieder gut machen. Ich will euch die Barmherzigkeit vergelten, die ihr an euerm Kinde gethan habt.“ Meynt man nicht, man höre den lieben Herr Gott reden in den Propheten oder in den Psalmen? Ein Gemüth, das zum Guten bewegt ist, und sich der Elenden annimmt, und die Gefallenen aufrichtet, ein solches Gemüth zieht nämlich das Ebenbild Gottes an, und fällt deßwegen auch in seine Sprache. „Ihr könnt euch am Sonntag in der Stille zusammengeben lassen,“ – sagte die Edelfrau – Ich will euch ein angenehmes Heirathsgut stiften. Ich will aus eurem Kinde etwas werden lassen. „Ist's ein Büblein?“ – Also wurden sie am nächsten Sonntag auf Geheiß der Edelfrau zusammen gegeben, und lebten seitdem in Liebe und Frieden ehelich beysammen. Das Büblein aber kann jetzt schon Haselnüsse aufbeissen, und lernt fleißig, und hat runde rothe Backen. – Was aber weiter daraus werden soll, weiß der, der den Himmel mit der Spanne mißt, und den Staub der Erde mit einem Dreyling.



Abb. 81: Einer Edelfrau schlaflose Nacht

282 FORTSETZUNG DER VATERLÄNDISCHEN GESCHICHTE.

Was nun in dem Kalender der Jahre 1813. und 1814. über die Zeittafel der vaterländischen Geschichte weitläufig ist erzählt worden, das läßt sich zur Wiedererinnerung im Jahr 1819. kürzlich also zusammen stellen. –

5           Erstlich waren die Markmannen im Land ein deutsches Geschlecht. Die sind wieder davon gezogen und verschollen. Man hört nichts mehr von ihnen. – Nach ihnen kam allerley fremdes Volk über die Gränzen hinüber in die verödeten Besitzungen, und zogen die Römer nach sich. Die legten Städte an, und bauten Thürme und machten das Land zinßbar auf lange Zeit.

10           Endlich kamen, man weiß nicht recht woher, die Allemannen, ein braves gesundes Geschlecht, des dermaligen rheinländischen Lesers Stammväter größtentheils. Die kauften den Fremden, den Römern die schönen Landschaften für sich und ihre Nachkommen ab, nicht mit Geld, sondern mit dem Schwerdt, und übten weit und breit ihre Herrschaft aus, ein mächtiges und furchtbares Volk, bis in das Jahr nach  
15 Christi Geburt 496. Da stießen sie mit einem andern deutschen Volk, mit den Franken, wie zwey Gewitterwolken zusammen, in der Schlacht bey Zülpich. Denn das liebten die Deutschen von jeher, Händel auf eigenem Boden. Sie wetzen in Friedenszeiten die Tapferkeit aneinander selbst, damit sie im Krieg scharf genug sey gegen den Feind.

20           In der Schlacht von Zülpich aber verlohrt das tapfere Heer der Allemannen den Sieg und seine Herrschaft, und wurden Unterthanen des fränkischen Königs, wie bereits in dem Kalender des Jahrs 1814. ist erzählt worden. Das gefällt dem geneigten Leser am Hausfreund fast noch am besten, daß er ihm gern alles zweymal sagt.

          Diese unglückliche Schlacht dämmte hernach das herrliche Gebiet der Alle-  
25 mannen, in ein Herzogthum ein, dessen nördliche Gränze, noch jetzt von dem Schwarzwald herab, durch die lustige Stadt Baden läuft, nämlich die Oosbach die bei dem Dorfe Oos, auf dem halben Weg zwischen Rastadt und Bühl an die Landstraße tritt, und nachgehends jenseits derselben mit der Murg gemeine Sache macht. In dieser Gegend berührten sich die fränkischen und allemannischen Wohnsitze, und noch  
30 jetzt, nach mehr als 1000 Jahren ist dort die Scheidelinie zwischen zwey Völkern wohl erkennbar. Dann um ein Paar Stunden Wegs über der Oosbach auf und ab wird alles auf einmal anders, andere Gesichtszüge, und ein anderer Wuchs, wer genau darauf Acht gibt, vornehmlich aber eine andere Sprachweise, andere Sitten und Gebräuche, ein anderer Zuschnitt, und andere Farben der Kleidung. Ferner wurde das Land  
35 in Gauen eingetheilt, oder in Landschaften. Davon sind zwischen dem Schwarzwald und Rhein im Namen noch übrig: das Breisgau und die Ortenau, eigentlich die Moringau. Verklungen aber sind weiter hinab über der Oosbach die alten Benennungen das Ufgau, das Albgau und andere. Weiter wurden die größeren Gaue eingetheilt in mancherley Grafschaften, die Grafschaften noch in kleinere Aufsichten und Gebiete–

In solche Maschen strickten sie für die Zwecke des Kriegs und Friedens das Land voll tapferer Männer, voll Freiheits-Lust, und sieggewohnter Schwerdter. Mancher Tropfen Blut wurde zwar noch um das theure Eigenthum des vaterländischen Bodens und seiner Freiheit vergossen, aber vergeblich. Nach und nach lernten die Väter in dieser Frankenschule was jetzt den Enkeln so wohl ansteht. Sie gewöhnten sich an beständige Wohnsitze, und an häusliches Eigenthum. Die meisten jetzt noch blühenden Ortschaften datiren sich aus diesem Zeitalter. In der nämlichen Schule lernten sie den Ackerbau und allerley nützliche Handthierungen, und erkannten die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit der Gesetze, wenn man sie ehrt. Ja sie warfen ihre heidnischen Altäre um, und errichteten an ihre Stelle das heilige Kreuz. –

Mancher geneigte Leser wird gar nicht lange fragen, auf welcher Straße die Boten des Evangeliums mit ihren Friedenspalmen, und Auferstehungs- und Himmelfahrts-Fahnen zuerst in das Land gekommen seyen. Er meynt ganz natürlich von Bethlehem und Nazareth, den nächsten Weg über Augsburg und Ulm. Antwort: Der Wind weht wohin er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht von wannen er kommt, und wohin er geht.

Zwar wie das schöne Tageslicht wenn es einmal aufgegangen ist, breitet es sich nach allen Seiten aus, und scheint in die dunkeln Gemächer, also auch das Evangelium, nachdem es aus Jerusalem über das mittelländische Meer in Italien gelandet hatte, sendete es bald seine Morgenstrahlen an die Gränzen unseres Vaterlandes. Aber um den Schwarzwald selbst und seine Gauen gieng es still herum durch Frankreich, und noch einmal über ein Meer, als ob es sich zuerst an die fremden Völker und an ihre Wildnisse gewöhnen wollte, und zündete hernach noch von England und Irland her seine Lichtlein im Schwarzwald an. Der erste, der aus jenem Land, auf einer langen Pilgerreise, wahrscheinlich um das Jahr nach Christi Geburt 512. in den Schwarzwald kam, war der heilige *Fridolin*, der ließ sich nieder auf einer waldigen Insel des Rheins, und machte das Erdreich zahm für den Garten und Feldbau, predigte im Land das Evangelium und taufte. Auch gründete er auf der Insel eine christliche Kirche, die erste im Schwarzwald, und stiftete ein Kloster. Das ist die jetzige Stadt Säckingen am Rhein zwischen Rheinfeldern und Laufenburg, mit ihren Thürmen und Dächern. Noch erkennt man den Rinnsal eines alten Rheinarms der einst die Landschaft zu einer Insel umschloß. Gleichermaßen von den frommen Männern: *Trudpert*, *Offo*, *Ruthard*, *Pirmin*, *Landolin* und andern wurden die ersten christlichen Pflanzgärten angelegt im obern und untern Münster-Thal an der Schutter und Kinzig, und weiter hinab. Das sind die Anfänge zu den nachmaligen Klöstern und Abteyen, St. Trudpert, Schuttern, Gengenbach, Ettenheim, Münster und andere, die insgesamt noch in unser Andenken fallen, und noch das Zeugniß ihrer Mauern und Thürme haben. Alle jene Männer aber sind aus England gekommen. Zwey von ihnen Trudpert und Landolin sind von Landes-Eingebornen gewaltsam getödtet worden.

Denn das hat die christliche Kirche von ihrer Stiftung her. Wohin sie sich verbreiten  
 80 soll, das Land muß zuerst mit dem Blute ihrer Zungen getauft werden. Wo findet  
 man mehr solchen Glauben? Diese Männer haben daheim alles verlassen um seines  
 Namens willen, und sind unter Gottes Geleit getrost zu fremden Völkern gewandert,  
 und haben für alles was sie daheim zurück ließen, nichts gewollt als das Licht der  
 Wahrheit und den Segen der Frömmigkeit und des ackerbauenden Fleißes in die  
 85 Finsternisse des Schwarzwaldes zu bringen, haben auch auf ihrem Sterblager noch  
 nichts mitgenommen als die Hoffnung. Ein anderes wäre es, wenn sie jetzt wieder  
 kämen, und die Früchte ihrer Arbeiten und Aufopferungen beschauen könnten. –

Wie die Flüsse des Schwarzwaldes, die *Dreysam*, die *Schutter*, die *Kinzig*, die  
*Alb*, aus ihren unscheinbaren Quellen freudig durch die Thäler hervorraschen, und  
 90 mit Leben und Wachsthum die Ebenen befruchten, also wandelte von den Bergpfaf-  
 den, in die Thäler, aus den Thälern in die weiten Ebenen das Leben und Wachsthum  
 des Christenthums, christliche Sittenzucht und Fleiß, und verbreitete sich in alle  
 Gauen am Rheinstrom. Ey, wohin jetzt das Auge sich wenden mag, erblickt es in fet-  
 ten Gemarkungen untereinander schöne lutherische und katholische Ortschaften,  
 95 mit ihren Kirchen und Schulhäusern, und mit gottesfürchtigen Pfarrherrn und ver-  
 ständigen Schulmeistern, darin. Die stattlichen Kirchthürme schauen einander in der  
 Sonntagsfrühe freudig an, daß jetzt ihr Ehrentag sey, und grüßen sich mit paritäti-  
 scher Eintracht und Liebe in ihrer prachtvollen Glockensprache.

Inwendig aber ergeht das andächtige Orgelspiel und der fromme Morgen-  
 100 psalm. Nachmittags aber beten die Kinder in der Kirche eines schöner als das andere  
 sein Hauptstücklein, und seinen Psalm. Aus der Predigt des Herrn Pfarrers ist kein  
 Sprüchlein verlohren gegangen, und was er zu fragen weiß, es bleibt ihm keine Ant-  
 wort aus.

Ohngefähr 250. Jahre waren unsere Altvordern unter fränkischer Oberherr-  
 105 schaft, als ein Hausmajor des Königs mit Namen Pipin dem König die Krone vom  
 Kopf abhob, und auf seinen eigenen probirte. Er fand, sie stehe ihm recht, und ließ  
 sie demnach sitzen. Unsere Vorväter aber, ob auch die neue Lehre ihnen sagte: „Seyd  
 unterthan der Obrigkeit,“ – verstanden darunter doch noch immer die allemanni-  
 schen Herzoge, weniger die fränkischen Könige, und zeigten ihren guten Willen, ge-  
 110 gen die Franken, nämlich den bösen, bey jeder Gelegenheit mit der That bis endlich  
 Pipin kurzen Prozeß machte. Er nahm den Herzog gefangen, zerschnitt das Herzogt-  
 hum in viele kleine Theile, und regierte sie durch Statthalter aus anderem Blut, wel-  
 che er wollte.

Das ist immer das alte Ende vom immer neuen Lied, wenn die besiegte  
 115 Schwäche gegen die Großmuth oder Staatsklugheit der Sieger trotzen, und nicht zu-  
 frieden seyn will mit dem Schicksal der Länder und Völker, wie es die Gegenwart der  
 Vorsehung auf den Schlachtfeldern entschieden hat. Oder glaubt der geneigte Leser,

die Vorsehung müsse erst nachher durch einen Adjutanten erfahren, wer den Sieg davongetragen habe?

Auf den König Pipin aber folgte im Jahr 768. in der Regierung sein Sohn Karl. Das war ein Herr von großer Macht, von großen Eigenschaften und Tugenden, denen Deutschland viel Gutes zu verdanken hat. 120

Denn ohngeachtet seiner schweren Kriege und Staatsgeschäfte brachte Er die Religion und Gerechtigkeits-Pflege in bessere Ordnung; Er brachte die deutsche Sprache zu Ehren und Würden, vorher betete und richtete man lateinisch. Er brachte den Ackerbau und die Künste in höhern Flor; Er ließ ein Gesangbuch von alten deutschen Liedern veranstalten, das sich aber nirgends mehr hervorzeigen will. Er stiftete die deutschen Schulen, und zierte sie mit kenntnißreichen Lehrern. Das muß jedem wackern Schulherrn eine Freude, und eine Aufmunterung seyn, daß Er in sofern vom Kaiser Karl dem Großen abstammt. Denn als Karl die Königs-Krone von Deutschland, Frankreich und Italien auf seinem glorreichen Haupt vereinigt hatte, zog Er nach Rom, und wurde in der Christnacht des Jahrs 800 von dem damaligen Pabst *Leo* dem Dritten zum römischen Kaiser ausgerufen. Solches Weihnachts-Geschenk, brachte ihm die Christnacht des Jahrs 800., eine strahlende Kaiser-Krone. Das ist das heilige römische Reich, welches bis in unsere Tage gedauert hat, und zu welchem wir und unsere Väter auch noch gehört haben. Der geneigte Leser aber wolle nun hier ein Zeichen machen, damit er wisse, wo wir im Jahrgang des Kalenders 1820., wer ihn erlebt, wieder fortfahren werden. 125 130 135

### 283 ERINNERUNG AN DIE KRIEGSZEIT.

Es ist nicht zu läugnen, wenn hie und da ein siegreiches Truppenkorps in eine feindliche Landschaft einrückte, und Quartiere nahm, daß sich alsdann der arme Einwohner viel mußte gefallen lassen, nicht nur von der Nothwendigkeit, sondern auch von dem Unverstand und höhnnendem Übermuth. Zu einem solchen Unteroffizier, als er eben am Mittagessen war, kam sein Camerad und verwunderte sich über ihn mit folgenden Worten. 5

„Herr Camerad, sagte er zu ihm, seit wann seyd ihr ein Jude geworden, daß ihr euch zwicken laßt. Euch ist seit gestern ein kurioser Bart gewachsen.“ Nemlich der Unteroffizier, der am Mittagessen war, aß gerne Nudeln. Deßwegen mußte ihm der Wirth jeden Mittag Nudeln aufstellen, und natürlich ein fettes Huhn darinn. Der Unteroffizier wußte, daß die Nudeln von feinem Mehl und Teig längere Fäden haben als die groben. Deßwegen mußte ihm der Wirth lange und feine Nudeln aufstellen, welche sich fast mit keiner Geschicklichkeit um die Gabel herumspinnen lassen, sondern wann man meint, jetzt sey eine umgesponnen, haspelt sich eine andere wieder 10 15

ab, und eine Gabel oder einen Löffel voll mit allen Enden auf einmal in den Mund zu bringen ist eine Kunst. Zwar darf man sie nur zuerst ein wenig auf dem Teller zerschneiden. Allein das wollte der Unteroffizier nicht. Nein der Wirth, u. wenn er auch des Guguks hätte werden mögen, mußte, so lang der Unteroffizier an den Nudeln aß, mit einer Schere neben ihm stehen, und was zu lange war, und nicht in den Mund hinein zu bringen war, mußte er ihm von den Lippen vorsichtig abschneiden. Deßwegen als dieses der andere Unteroffizier sah, verwunderte er sich und sagte zu ihm scherzweise und lachend: „Euch ist ein curioser Bart gewachsen. Seit wann laßt ihr euch zwicken, wie ein Jud? Dem Wirth kam der Spaß nicht lächerlich vor. Allein der andere Unteroffizier tröstete ihn. „Landsmann, sagte er zu ihm, es ist Krieg.“

So etwas kann man schon erzählen, und zur Erinnerung an die überstandenen Zeiten lesen, wann durch Gottes Gnade und durch die Weisheit der friedliebenden Potentaten alle Plackereien und Hudeleyen ein Ende haben.

#### 284 REISE NACH FRANKFURT. (MIT EINER ABBILDUNG.)

Zu ehemaligen Reichszeiten bestand auch, ein großes Reichs-Kammergericht zu *Wetzlar*, welches noch manchem geneigtem Leser in theuerem und werthem Andenken seyn kann, wenigstens in theuerem. Viel weltberühmte Rechtsgelehrte, Advokaten und Schreiber, sassen dort, von Rechtswegen beysammen. Wer daheim einen großen Prozeß verloren hatte, an dem nichts mehr zu sieden und zu braten war, konnte ihn in *Wetzlar* noch einmal anbrühen lassen, und noch einmal verlieren. Mancher hessische, württembergische u. badische Batzen ist dort hingewandelt, und hat den Heimweg nimmer gefunden.

Als aber im Jahr 1806 der große Schlag auf das deutsche Reich geschah, stürzte auch das Reichs-Kammergericht zusammen, und alle Prozesse die darin lagen, wurden todt geschlagen, maustodt, und keiner gab mehr ein Zeichen von sich, angenommen im Jahr 1817 in Gera in Sachsenland hat einer wieder gezuckt.

Ein Leinwandweber daselbst liest in der Dresdner Zeitung, daß der Bundestag in Frankfurt sich mit dem Unterhalt der Angehörigen des Reichs-Kammergerichts lebhaft beschäftige. Nemlich, daß der Bundestag für den Unterhalt und die Schadloshaltung der Räthe, Advokaten, u. Schreiber sorgen wollte, welche seit 1806 keinen Sold mehr zogen und nichts mehr zu verdienen hatten, ob sie gleich täglich, wie die Andern, Mittag läuten hörten und schöne Schilde sahen an den Wirtshäusern.

Auf dem Speicher des Leinwebers aber fieng es auf einmal an in den Acten zu rauschen, fast wie in den Todtenbeinen von welchen der Prophet Ezechiel schreibt. Der Leinweber glaubte nemlich nichts anders, als das Reichs-Kammergericht, habe nur einen neuen Rock angezogen und heiße nun Bundestag, und der Bundestag habe



nichts wichtigeres zu thun, als die alten Prozesse, wenigstens *seinen*, wieder anzuzeteln.

25

Also ließ er sich einen guten Paß nach Frankfurt schreiben, und mit Acten schwer beladen trat er die lange Reise an. Als er aber in Frankfurt angekommen war, war sein erstes, er fragte die Schildwache am Thor, wo der Bundestag sich angesetzt habe in Frankfurt. Die Schildwache erwiederte, sie stehe da so neben draus und erfahre nicht viel was im innern der Stadt geschehe. Ihres Wissens aber, seit sie da stehe, seye kein Bundestag einpassirt. Da fieng der Leineweber im Fortgehen an sich zu betrüben, und zu ergrimmen: „O Deutsche, sagte er in seinem Innern, wie tief seyd ihr gesunken! Ein Deutscher zu seyn, noch dazu eine Frankfurter Schildwache, und nichts vom Bundestag wissen!“ „Guter Freund, sagte er zu einem Vorbeigehenden, könnt ihr mir auch nicht sagen, wo der Bundestag sein Wesen hat? Der Vorübergehende konnte es auch nicht sagen. „O Patriotismus, fuhr er mit sich selber fort, wohin bist du verschwunden? Fast müße man sich schämen, ein Deutscher zu heißen, wenn man nicht unter seines Gleichen wäre.“

30

35

„Guter Freund, redete er einen dritten an: Wißt auch ihr nicht, wo hier der Bundestag einquartirt ist?“ – „Lieber guter Mann, entgegnete der Dritte, hier ist kein Bundestag einquartirt. Hier ist Frankfurt an der Oder. Der Bundestag ist in Frankfurt am Main.“ – Der wohlerfahrene Leser weiß nemlich zum Voraus schon, daß es zwey Frankfurt gibt, die nicht weniger als 66 Meilen von einander entfernt sind, und der Leineweber war im unrechten. „Ihr habt übrigens nur noch 66 Meilen nach Frankfurt, fuhr der Dritte fort, und wenn ihr daher seyd, wo ihr sagt, so seyd ihr über hier nur 63 Meilen weit umgegangen.“ Das ist jetzt ein Thun, sagte der Leineweber. Hab ich A gesagt, so will ich auch B sagen. Zwanzig tausend Thaler sind Geld, ohnehin bin ichs es meinem seeligen Grosvater schuldig. Hat er den Prozeß angefangen und ist ein armer Mann daran geworden, so ist es meine Schuldigkeit, daß ich ihn fortsetze, und wieder reich werde. „Ha ha, sagt der Dritte, was gilt's das sind Acten, die ihr da aufgepackt habt, und fast drunter zusammen brecht?“ – „Es sind auch noch ein wenig Lebensmittel dabey, versetzte der Weber in kleinmüthiger Stimme, aber nimmer viel.“ Der geneigte Leser fängt an, einigen Spaß an der Sache zu finden. Von hieran aber bis nach Frankfurt am Main geht die Reise etwas langsam von statten. Derselbe darf herzhaft einweilen noch ein gutes Pfeiflein stopfen, wiewohl er kann zum Voraus sehen, wie alles gehen und enden wird. Denn die Chronik will wissen, daß, als einst die Phönizier erforschen wollten, ob der große Welttheil Afrika zu Wasser könne umfahren werden, rechneten sie die erforderliche Zeit der Reise auf ungefähr 2 Jahre, gleichwohl als sie hinter Egypten in dem rothen Meer sich einschiffen, der bibelfeste Leser kennt's von Moses Zeiten her, nahmen sie nicht sonderlich viel Lebens-Vorrath mit, aber etwas Acker-Geräthe. Sahen sie nun, daß die Lebensmittel bald zu Ende gehen wollten, stiegen sie an das Land, säten von Getraide und Gemüs-

40

45

50

55

60

gattungen, was die Jahres Zeit mit sich brachte, wiewohl in Afrika ist fast immer Sommer und ein schneller kräftiger Trieb in allem Wachsthum. Alsdann warteten sie die Reifung ab, und brachten jedesmal nach wenigen Wochen einen neuen Vorrath in das Schiff, und zogen wieder weiter, kamen auch richtig nach zwey Jahren wieder zum Vorschein durch die Meerenge von Gibraltar hinein, die der Zeitungskundige Leser ebenfalls noch kennt von General Elliots Zeiten her, dessen Andenken noch bis auf diese Stunde auf Tabacks-Papieren gefeiert wird. Also auch der Weber auf seiner langen Reise wußte sich zu helfen, wenn Geld und Vorrath zu Ende war; „Kunst bettelt nicht,“ sagte er zu sich selbst im stolzen Gefühl, Kunst geht nach Brod.“ Demnach wenn er Mittags oder Abends in einem Städtlein oder Flecken eintraf, erkundigte er sich nach einem Zunftgenoßen, und „habt ihr nicht's für mich zu weben, redet er den Meister an, um Atzung und um einiges Zehrgeld?“ Stellte ihn nun der Meister ein, so blieb er einige Tage bey ihm, bis er sich ausgefüttert, und wieder einige Batzen verdient hatte, und webte sich solchergestalt glücklich an dem Main hinauf und nach Frankfurt. In Frankfurt pochte ihm das Herz hoch vor Freuden, daß er nun an dem Ziele seiner Reise sey, und so nahe an seiner Geldquelle, die er jetzt nur anbohren dürfe, und als er in die Bundes-Kanzley kam, gleich in der vordersten Stube, wo die Herrn sitzen, die am schönsten schreiben können, grüßte er sie freundlich und vertraut. „Findet man euch endlich einmal, sagte er, und seyd ihr jetzt hier?“ Einer von den Herrn der Vornehmsten von ihnen, nimmt die Feder aus dem Mund und legt sie auf den Tisch. „Wir sind noch niemand aus dem Weg gegangen, sagte er, und was habt ihr hier zu schaffen? Was bringt ihr neues viereckigtes in eurem Hängkorb? Eine Bundeslade? Es fehlt uns noch eine.“ „Spaß, erwiederte der Weber, meinen Prozeß von Anno Ein tausend sieben hundert sieben u. Sechszig.“ – Es ist nun mehr nichts weiter an der Sache zu erzählen. Natürlich nahm sich niemand seines Prozesses an, weil der Bundestag sich mit Prozessen nicht gemein macht, und die lange beschwerliche Reise war umsonst gethan. Die Erzählung nimmt daher ein kahles Ende, der Hausfreund fühlt es. Fast sollte er noch was anschiffen. Statt dessen aber will er hieneben eine Abbildung des Leinwebers stiften, wie er auf der Heimreise einmal ausgeruht und eine Standrede hält.

„Es ist mir in diesen sechs Wochen vieles klar geworden, sagt er.

„Man muß einem deutschen Mann nicht sogleich Vorwürfe machen, wenn er in Vaterlandssachen ein wenig unwissend und kaltsinnig ist. Denn man ist selber einer. Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge? Lerne zuerst selber, und werde warm. Den guten Leuten in Frankfurt an der Oder ist von mir Tört geschehen. In Frankfurt am Main aber mir.“

„Wenn ihr in der Zeitung etwas leset, oder im Placat, oder im Kräuterbuch, und versteht es nicht, laßt euch rathen, achtbare Zuhörer, und geht um verständige Belehrung aus, ehe ihr etwas unternehmet, besonders wenn es ein Prozeß ist.“

Der beste Prozeß ist ein schlechter, und auf dem Lager bessert er sich nicht. Der Habich ist besser als der Hättich. Friede ernährt, Unfrieden zerstört.

„Und nun geliebte Acten, die ich jetzt hier ablege, gehabt euch wohl, und seyd dem Mann empfohlen, der euch finden und vielleicht glücklicher mit euch seyn wird, als ich.“ 105

Indem er aber die Acten absetzen wollte, klopft ihm von hinten her ein Mann auf die Achsel, der auch desselben Wegs gieng. (Man sieht ihn aber kaum auf der Abbildung, nichts desto weniger ist's der Gewürzkrämer aus dem nächsten Städtlein –) „Guter Freund, sagte er, mit wem redet ihr da so allein?“ Mit niemand erwiederte der Weber, wenn ihr mir aber meinen Prozeß abkaufen wollt, mit euch. Lupft ihn einmal! Was gebt Ihr mir dafür? Der Mann sagte anderthalb Kreuzer, für das Pfund wenn das Papier daran gut ist. Kommt mit mir.“ Also verkaufte er dem Gewürzhändler die Acten für einen Gulden, vier und zwanzig Kreuzer die vollends zum Rest der Reise hinreichten, und kam mit leerem Korb und Beutel wieder in der Heimath an. 110  
„An meine Frankfurter Reise, sagte er, will ich denken. Dießmal in Frankfurt gewesen.“ – 115



Abb. 82: Reise nach Frankfurt

285 ZWEY KRIEGSGEFANGENE IN BOBRUISK.

Wer viel merkwürdige Begebenheiten aus dem russischen Feldzug wissen will, der muß ihn entweder selbst mitgemacht haben, oder aber, er muß mit vornehmen Kriegs-Hauptleuten bekannt seyn, die dabey waren. Der Kalendermann rühmt sich  
5 dessen, und wenn er Mittags über den Paradeplatz geht zum Hofapotheker, grüßen sie ihn. Mitgemacht den Feldzug hat er nicht.

Folgendes ist ein seltener Beweis von Edelmuth und Leichtsinne, und noch einmal von Edelmuth. Zwey polnische Offiziere wurden als Kriegsgefangene in einem russischen Dorf bis den andern Morgen einquartirt. Sonst sollen die Polen und die  
10 Russen auf den bloßen Namen hin nicht immer die besten Freunde seyn. Allein der russische Edelmann, der in demselben Dorf wohnt, dachte daran in seinem schönen Schloß und in seiner warmen Stube, wie er auch einmal in seiner Jugend Kriegsgefangener gewesen war, in fremdem Lande ohne Geld, ohne Freund, ohne Trost, und wie er in dem Hause eines edlen Menschen eine freundliche Aufnahme gefunden hatte,  
15 und wie solches dem Herzen wohl thut. Also suchte er sogleich die Gefangene auf, nahm sie in sein Schloß, bewirthete sie, wie Brüder, oder Freunde, und suchte sie durch Trost und theilnehmende Reden zu erheitern. Denn das ist ein schönes u. heil. Schuld- und Wechselrecht, das in dem Herzen aller gutgearteten Menschen aufgerichtet ist, daß, wer einmal unter fremden Leuten in der Noth und Betrübniß eine  
20 Liebe oder Wohlthat erfahren hat, sieht sie als ein empfangenes Darlehn an, und zahlt sie, wenn er daheim ist, wieder an einem andern Fremdling heim, der in gleicher Noth und Betrübniß zu ihm kommt als eine Schuldigkeit, ob er gleich keine Handschrift darüber ausgestellt hat, und das nicht einmal, sondern zehnmal wenn er kann, wie ein ausgestreutes Saatkorn nicht allein, sondern selb zehnt oder fünfzehn  
25 aus der Erde zurückkehrt.

„Wißt ihr schon, fragte die Gefangenen der Edelmann, wo der Ort eures Aufenthalts seyn wird?“ Die Gefangenen sagten, „in den caucasischen Gebirgen.“ – „Seid ihr denn auch mit etwas Reisegeld versehen auf einen so langen Weg?“ Die Gefangenen zuckten die Achseln. Hierauf sprach der Edelmann ihnen mit heiterer Miene zu,  
30 zu essen und zu trinken, und wohl bey ihm zu schlafen, und des andern Morgens, als der Transport weiter gieng, und sie nun von ihrem Wohlthäter Abschied nahmen, schenkte er ihnen fünfhundert Rubel russischen Geldes auf die Reise. Nein, er wollte nicht einmal den Namen haben, daß er es ihnen schenkte. Ich will es euch leihen, sagte er, wenn euch einst Gott in euere Heimath und zu den Eurigen zurückführt, so  
35 könnt ihr mirs wieder schicken.

Die Geschichte könnte hier aus seyn. Sie wäre schon des Erzählens werth gewesen. Allein sie fängt jetzt erst recht an. Der nächste Tagmarsch der Kriegsgefangenen gieng nach einer altrussischen Gränzfestung, namens Bobruisk. Man muß schon ein fertiges Mundwerk haben, wenn man so einen russischen Namen mit Leichtigkeit

will aussprechen können. Der Hausfreund kann's. In Bobruisk aber, wo die Gefangenen bei guter Tagszeit anlangten, giengen die zwey Polen noch ein wenig herum, die Stadt zu besehen, und als sie an ein schönes großes Wirthshaus kamen, dachten sie, „wollen wir nicht ein wenig hineingehen, und unserm Wohlthäter seine Gesundheit trinken?“ In dem Wirthshaus aber saßen viele russische Herrn und Edelleute, die redeten oder tranken miteinander, oder spielten Pharao. Pharao aber ist ein sehr gefährliches Spiel, in welchem man viel Geld verspielen kann, also, daß man es nicht Pharao nennen sollte, sondern das rothe Meer, weil viele die hinein gehen drinn ertrinken, ausgenommen die Kinder Israel. 40 45

Selbigem Tages aber kam auch der wohlthätige russische Edelmann nach Bobruisk, um bey seinen guten Freunden daselbst einen vergnügten Abend zuzubringen, und indem er in das nemliche Wirthshaus hinein tritt, was geschieht, wen sieht er mitten unter seinen reichen Freunden u. Bekannten am Spieltische sitzen? Wen sieht er ein Dutzend Rubel nach dem andern setzen und verspielen? Seine leichtsinnigen Gäste, die zwey Polen. Die Polen hätten auch fast lieber einen Wolf als ihn gesehen, und spielten nicht um das besser oder glücklicher, als er sich ebenfalls an den langen Spieltisch setzte, und ein Dutzend Rubel nach dem andern gewann, wären gerne davongeschlichen, wenn sie nicht die gute Hälfte ihres Geldes hätten müssen im Stich lassen, das sie wieder zu gewinnen hofften. Als sie aber in kurzer Zeit ganz vom Saamen waren, und die letzte Copecke dahin war, und jetzt trostlos und verzweifelnd zur Thür hinaus schlichen, gieng ihnen der russische Edelmann nach, und mancher geneigte Leser, dem man nicht so kommen dürfte, freut sich schon, wie er Justitz machen, und den russischen Stab wird walten lassen. Nichts nutz! Ein Kriegsgefangener ist ohne Schläge geschlagen genug, und Strafe erbittert nur, aber Grosmuth kann beschämen und bessern. „Meine Freunde, sagte er zu ihnen sanft und gütig, Ihr müßt wohl besser bey Geld seyn, als ich gestern geglaubt habe. Nehmt mir meine Voreiligkeit nicht übel auf. Ich danke euch, daß ihr mein gutgemeintes Anerbieten nicht beschämt habt.“ Die Gefangenen aber waren nicht imstande, eine Sylbe zu antworten, ausgenommen sie schlugen die Augen nieder, als wenn sie sagen wollten, daß er sich gestern nicht an ihnen versehen habe, aber jetzt. Da sprach er zu ihnen: Ihr seyd nunmehr gewitziget, und ich hoffe, meine Güte sey zum zweytenmal besser an euch angewendet, als zum erstenmal; und als er ihnen mit einem guten Wechselbrief von fünfhundert Rubel ihren ganzen Verlust ersetzte, konnten sie noch weniger als vorher sprechen, sondern küßten ihm mit Thränen des Dankes und der Rührung die Hände. Hernach aber hat er nichts mehr von ihnen erfahren. Diese Erzählung ist unversehrt aus Rußland herausgekommen, und hat ihre Wahrheit. 50 55 60 65 70 75

286 KÖNIG FRIEDRICH UND SEIN NACHBAR.

Der König Friedrich von Preussen hatte 8 Stunden von Berlin freilich ein schönes Lustschloß, und war gerne darin, wenn nur nicht ganz nahe daneben die unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstlich stehn ein königliches Schloß und eine Mühle  
5 nicht gut neben einander, obgleich das Weißbrod schmeckt auch in dem Schloß nicht übel, wenns die Mühle fein gemahlen und der Ofen wohl gebacken hat. Außerdem aber wenn der König in seinen besten Gedanken war, und nicht an den Nachbar dachte, auf einmal ließ der Müller das Wasser in die Räder schießen und dachte auch nicht an den *Herrn* Nachbar, und die Gedanken des Königs stellten das Räderwerk  
10 der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: „Ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab, und läßt sie niederreißen?“ Der König wußte, warum. Denn eines Tages ließ er den Müller zu sich rufen. „Ihr begreift, sagte er zu ihm, daß wir zwei nicht neben einander bestehen können. Einer muß weichen. Was gebt ihr  
15 mir für mein Schlößlein?“ – Der Müller sagte: „Wie hoch haltet ihr es, königlicher Herr Nachbar.“ Der König erwiderte ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt ihr nicht, daß ihr mir mein Schloß abkaufen könnt. Wie hoch haltet ihr eure Mühle? Der Müller erwiderte: Gnädigster Herr, so habt auch Ihr nicht so viel Geld, daß Ihr mir meine Mühle abkaufen könnt. Sie ist mir nicht feil.“ Der König that zwar ein  
20 Gebot, auch das zweite und dritte, aber der Nachbar blieb bei seiner Rede. „Sie ist mir nicht feil.“ Wie ich darin geboren bin, sagte er: so will ich darinn sterben, und wie sie mir von meinen Vätern erhalten worden ist, so sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten, und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben.“ Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an: „Wißt ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nöthig habe, viel Worte zu machen? Ich lasse euere Mühle taxiren, und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld, oder nehmt es nicht!“ Da lächelte der unerschrockene  
25 Mann, der Müller, und erwiderte dem König: „Gut gesagt allergnädigster Herr, wenn nur das Hofgericht in Berlin nicht wäre.“ Nämlich, daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig seyn, also daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimüthigkeit einer Rede nicht mißfällig war, sondern wohl gefiel. Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten, und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft. Der geneigte Leser aber darf schon ein wenig Respekt haben vor einem solchen Nachbar und noch mehr vor einem solchen Herrn Nachbar.

Mit dem Leichnam eines jungen Mannes im Schweizerland, der erschlagen wurde in einem Gefecht, nicht weit v. Vierwaldstätter See, mit dem Leichnam gieng es wunderbar zu. Daß er nach dem Gefecht war begraben worden nächst der Wahlstadt 5  
 wußten mehr als zwanzig Männer aus dem nemlichen Ort, die es thaten, und dabei waren, und ein Kreuz wie man in der Geschwindigkeit eines machen kann auf sein Grab steckten, daß, wer vorübergienge, auch ein Vater unser für seine Seele beten sollte. Item, am Dienstag darauf, als der Siegrist frühe Morgens in die Kirche gehn, und das Morgengebet anläuten wollte, lag der nemliche Leichnam daheim auf dem Kirchhof, vor der Kirchthüre. Man begrub ihn noch einmal mit allen Gebräuchen 10  
 und Gebeten der Kirche in die geweihte Erde. Item, als es noch einmal Dienstag wurde, war der nemliche Leichnam wieder aus dem Grab und von dem Kirchhof weg verschwunden. Sonst thut der Glaube Wunder. Dießmal aber thats des Glaubens fromme Schwester *die Liebe*. Er war als Freiwilliger mitgezogen, weil ihm die Gemeinde auf den Fall das Bürgerrecht angeboten hatte. Denn er war nur Hintersaß, 15  
 und seiner Arbeit ein Maurer, was zwar nicht zur Sache, aber zur Wahrheit gehört. Seine junge Frau aber ängstete sich daheim, und weinte und betete, und jeder Schuß den sie hörte gieng ihr schauerhaft durch das Herz, denn sie fürchtete, er gehe durch das seinige. Einer gieng dadurch, und als die andern am dritten oder vierten Tag wohl behalten nach Hause kamen, brachten sie ihr das blutige Gewand ihres Mannes, sein 20  
 Gebetbüchlein u. seinen Rosenkranz. „Dein Mann, sagten sie, hat jetzt ein anderes Bürgerrecht angetreten. Er liegt im obern Riedt. Ein Kreuz steht auf seinem Grab. Es hätte jeden treffen können,“ sagten sie. Die arme Frau vergieng fast in Thränen u. Wehklagen. Mein Mann erschossen, sagte sie, mein einziges und alles – und im Riedt begraben, in ungeweihter Erde! Da raffte sie sich plötzlich auf und in der Nacht als 25  
 alles schlief gieng sie allein, mit einer Schaufel und mit einem Sack in das Riedt hinauf, suchte das Grab und die geliebte Leiche, und trug sie heim auf den Kirchhof. Solche Herzhaftigkeit und Stärke hatte ihr der Schmerz und die Liebe gegeben. Als sie aber hernachmals Tag und Nacht sich fast nimmer von dem Grabe entfernen und nicht essen und trinken wollte, sondern unaufhörlich das Grab mit ihren Thränen 30  
 benetzte, und mit dem Verstorbenen redete, als ob er sie hören könnte, alle Vorstellungen waren fruchtlos, da sagte endlich der Vorsteher des Ortes, es sey kein anderes Mittel übrig, als man grabe den Todten heimlicher Weise noch einmal aus, und bringe ihn auf einen andern Kirchhof, sonst vergehe noch die arme Frau. Also brachte man sie mit viel Zureden und Mühe in ihre leere Wohnung zurück, u. brachte in der 35  
 Nacht den Leichnam auf einen andern Kirchhof. Nur wenige Menschen wußten davon, wohin er war gebracht worden. Den frommen Leser rührt diese Geschichte, und er sagt, solcher beispiellosen ehlichen Liebe u. Treue können nur noch Schweizer-Herzen fähig seyn. Fehl gesprochen! Beide, die unglückliche Frau und ihr verstorbe-

40 ner Gatte waren Fremdlinge und zwar aus *Deutschland*. Doch kein Schmerz dauert ohne Ende, der heftigste am wenigsten. Die nemliche Frau gewann in der Folge einen zweiten braven Gatten, ebenfalls einen Deutschen, und die Gemeinde ertheilte – diesem das Bürgerrecht, das sein Vorfahrer mit seinem Leben erkaufte hatte.

45 Diese Geschichte hat dem Hausfreund und seinen Reisegefährten auf dem See zwischen Winkel- und Stanzstadt ein Augenzeuge erzählt, und von ferne den Ort gezeigt, wo sie vorgefallen war.

288 DER SINNREICHE BETTLER.

Sonst bemessen die Bettler ihre dankbaren Wünsche nach dem Werth der Gabe, die ihnen gereicht wird. Derjenige, von welchem hier die Rede ist, sagt, das sey grundfalsch. Wer ihm viel gibt, dem wünscht er eine hundertfältige Vergeltung von Gott.  
 5 Wer ihm aber wenig gibt dem wünscht er eine tausendfältige, oder wenn es noch weniger ist, eine hunderttausendfältige Vergeltung. Denn er sagt: „Ich muß einen gleich guten Willen bei allen voraussetzen. Wer wenig reicht, wird wenig haben. Ich muß ihm also mehr wünschen. Soll ich das Meinige auch noch dazu beitragen, daß zuletzt die Reichen alles bekommen?“

289 MAHOMED.

Dem Mahomed wollten es anfänglich nicht alle von seinen Landsleuten glauben, daß er ein Prophet sey, weil er noch kein Wunder gethan hatte, wie Elias. Dazu sagte Mahomed ganz gleichgültig, wie einer der eine Pfeife Taback raucht, und etwas dazu re-  
 5 det, „das Wunder, sagte er, macht den Propheten noch nicht aus. Wenn ihrs aber verlangt, so werden ich und jener Berg dort geschwind bei einander seyn.“ Nemlich er deutete auf einen Berg, der eine Stunde weit oder etwas entfernt war, und rief ihm mit gebietender Stimme, daß der Berg sich soll von seiner Stätte erheben und zu ihm kommen. Als aber dieser keine Bewegung machen u. keine Antwort geben wollte,  
 10 wiewohl keine Antwort ist auch eine, so ergrif Mahomed sanftmüthig seinen Stab, und gieng zum Berg, womit er ein merkwürdiges u. nachahmungswerthes Beispiel gab, auch für solche Leute die keine Propheten zu seyn verlangen, nemlich daß man dasjenige, was man selbst thun kann, nicht von einem wunderbaren Verhängniß, oder von Zeit und Glück, oder von andern Menschen verlangen soll. Z. B. hast du  
 15 etwas nothwendiges u. wichtiges mit jemand zu reden, so warte nicht, bis er zu dir kommt. Weit geschwinder und vernünftiger gehst du zu ihm. Ein hübscher Kirschenbaum in dem Garten wäre eine schöne Sache. Das Plätzchen schickte sich dazu. War-



te nicht bis er selber wächst, sondern setze einen. Ferner ein Abzugsgraben, ein guter Weg durch das Dorf, wenigstens ein trockener Fußweg ein Geländer am Wasser oder an einem schmalen Steg damit die Kinder nicht hineinfallen, kommt viel geschwin- 20 der zu Stande, wenn man ihn macht, als wenn man ihn nicht macht. Man sollte nicht glauben, daß es Leute gibt, denen erst ein arabischer Prophet oder ein Calenderschreiber so etwas muß begreiflich machen.

Selbst der Calenderschreiber, der doch einem Propheten nicht viel nachgibt, – es ließe sich noch ein Wort mehr sagen – verlangt nicht, daß das alte Jahr fortdauern 25 soll, bis der neue Calender fertig ist, sondern er schreibt den neuen, wenn das alte noch währet.

*Summa Summarum:*

Schick dich in die Welt hinein

Denn dein Kopf ist viel zu klein,

Daß die Welt sich schick in ihn hinein. 30

290 DIE LACHENDEN JUNGFRAUEN. (MIT EINER ABBILDUNG.)

Wer weiß, wo Saratow liegt? Der Hausfreund hat viel Bücher. Er weiß alles. Saratow liegt weit gegen Sonnenaufgang in das wilde Asien hinein, und ist ebenfalls der Sitz einer russischen Statthalterschaft, nämlich wie Pensa, und war im Jahr 1812 ebenfalls der Sammelplatz wo viel Tausend unglückliche Kriegsgefangene abgegeben, und dann 5 tiefer hinein geführt wurden, in das Elend.

Ein Transport von gefangenen Deutschen wird eines Tages eingebracht. Eine Menge von Einwohnern, wie zu geschehen pflegt, stehen auf den Gassen, die Neugierigen schauten, der Uebermuth trotzte und spottete, die Rachsucht fluchte und schimpfte. Keine Hand bot sich zur Pflege der kranken, der verwundeten, der verschmachtenden Fremdlinge an, eher zu etwas anderm. Niemand wehrte ihnen. Denn 10 die Kriegs-Gefangenschaft spinnt keine Seide, und man kann nicht glauben wie erbittert damals die Russen über ihre Feinde waren, und keiner wurde vorher gefragt, ob er zu den Schlimmen gehöre, sondern man nahm ihn dafür. Aber einem wohlbetagten Hauptmann und seinem Lieutenant begegnete etwas Merkwürdiges. Denn eben 15 als der Hauptmann den Lieutenant an der Hand ergriff, und ihn trösten wollte: „fasse dich, junges Blut, auch *das* wird vorüber gehen, und ein Ende nehmen, mit dem Frieden oder mit dem Tode,“ – in dem Augenblicke hören sie zunächst vor sich ein muthwilliges Lachen, und indem sie unwillkührlich aufschauen, – sie hätten's bereits 20 können gewohnt seyn, – was erblicken ihre Augen? In einem vornehmen russischen Gefährt zwey Jungfrauen, schön wie zwey Sonnen, lieblich wie der Frühlingstag, wenn die Rosen blühen. Beyde Theile schauten einander an, aber ob auch die Jung-

frauen sich wollten Gewalt anthun, sie konnten sich nicht erwehren, und trat auch  
 eine die andere auf den Fuß, so ward's nur ärger. Das griff schmerzhaft den sonst viel-  
 25 geprüften Muth des bejahrten Hauptmanns an. „Noch so jung,“ – dachte er, – „und  
 schon so entartet,“ – und der Lieutenant dachte, „so schön und doch so grausam,“ –  
 und der Schmerz des einen brach in eine Thräne, der Unmuth des andern aber in  
 Worte aus: „Töchter dieses unwirthlichen Landes,“ – fieng der Hauptmann an, – „ihr  
 versteht zwar meine Rede nicht,“ – die Jungfrauen lachten auf's Neue, – „aber wollte  
 30 Gott ihr verstündet sie,“ – da lachten auf einmal die Jungfrauen nicht mehr. „Gar un-  
 fein,“ – fuhr der Hauptmann fort, – „steht das euerem Geschlechte, eurer Jugend,  
 und euren schönen Kleidern an, an dem Jammer schuldloser Menschen eure Augen  
 zu weiden, und mit solchem Hohngelächter unsere Herzen zu durchschneiden.“ Da  
 fiel ihm erröthend die ältere der Jungfrauen in das Wort, sie war ungefähr 18 Jahre  
 35 alt, und die jüngere 17, und redete die Unglücklichen zu ihrem Erstaunen ebenfalls  
 deutsch an, mitten in Saratow und mitten in Rußland, mehr als 1000 Stunden weit  
 von der Heimath *deutsch*. „Edle Fremdlinge,“ – sagte sie, – „sanft wie ein Engel und  
 mit tiefbewegter Stimme,“ – spricht nicht also, – „daß wir gekommen seyen, unsere  
 Augen an euerem Elende zu weiden, und euere Herzen durch Verhöhnung zu mar-  
 40 tern, die wir die Absicht haben, euch zu bitten, daß ihr mit uns gehen wollet, in die  
 Wohnung unserer Eltern, und Pflege und Liebe anzunehmen, bis die Engel des Frie-  
 dens euch zurückführen mögen zu euren Fahnen, oder in die Umarmungen eurer An-  
 gehörigen, daß ihr bey ihnen glücklich seyn möget, alle Tage eures Lebens.“ Ihr ent-  
 gegnete hinwiederum erstaunt über diese Worte der Hauptmann: „Edle Jungfrauen,  
 45 weiß herrlichen Geschlechts Töchter ihr seyn möget, wenn dem also ist, wie ihr saget,  
 so vertrauen wir uns eurer Einladung an, die ihr aus deutschem Blute entsprossen  
 scheint, so ihr das Unrecht verzeihen könnt, womit mein Schmerz euch beleidigt  
 hat.“

Als sie aber in den Wagen einstiegen, und der Hauptmann wollte, wie es sich  
 50 traf, neben die ältere der Jungfrauen sitzen, wiederfuhr ihnen noch etwas appartes,  
 denn es zog ihn die jüngere sanft auf ihre Seite: „Verzeiht mir,“ – sagte sie, – „edler  
 Fremdling, meine Ansprüche auf euch sind mir zu werth. Meine Freundinn hat kein  
 Recht an euch.“ Und zu dem Lieutenant sprach die ältere ebenfalls: „meine Freun-  
 dinn hat kein Recht an euch,“ – und zog ihn sanft und sittsam an ihre Seite. Den  
 55 zwey Kriegsgefangenen aber war alles recht, denn auch jedem andern hätte die Wahl  
 zwischen beyden schönen Jungfrauen schwerer seyn müssen, als jeder andern Jung-  
 frau die Wahl zwischen einem 50jährigen Mann und einem 20jährigen Jüngling.

Fragt sich nun, wer waren die Jungfrauen und wo führten sie ihre Gefangenen  
 hin? Antwort: Es leben in Saratow zwey reiche und angesehene deutsche Familien-  
 60 Väter; der Deutsche kommt, wie das Quecksilber überall durch, wenn er schon kein's  
 ist. Beyde Familien waren des Abends vorher, wie gewöhnlich, beysammen, und spra-

chen von allerley. Ist's wahr,“ – sagte der Eine, – „daß morgen deutsche Kriegsgefangene ankommen? – „Sie sind schon angesagt,“ – erwiderte man ihm. „Die armen Menschen haben einen schweren Gang,“ – sprach wehmüthig eine der Mütter. Da trat die ältere Jungfrau ihren Vater an: „Werden wir auch einen bekommen,“ – mein 65 Vater? – „Wie sorglich wollte ich gleich einer Tochter oder Schwester sein pflegen, und ihn trösten.“ Der Vater erwiderte: „Den Gefangenen bettet man nicht auf Rosen. Sie werden in den Vorstädten in den dürftigsten Hütten untergebracht.“ – „Oder wolltet ihr denn nicht selbst einen einladen, oder euch einen ausbitten, von dem Hauptmann ihrer Bewachung?“ – „Das könnte mir wohl übel gedeutet werden,“ – 70 erwiderte der Vater, – „sie sind Feinde des Vaterlandes, in welches wir, selbst als Fremdlinge aus ihrer Heimath sind aufgenommen worden. Wir dürfen die Feinde nicht als unsere Landsleute erkennen. Doch wenn einen von ihnen mir das Schicksal ohne mein Zuthun entgegenführt, will ich mich seiner nicht entschlagen, und ebenso sprach auch der Vater der andern Jungfrau. Da redeten die beyden Töchter miteinander, 75 und leichtsinnig und gutmüthig, wie die Jugend ist, beschloßen sie, wenn die Gefangenen kämen, zu thun, was sie thaten.

Anfänglich fuhren sie ein wenig um den Transport herum, wie wenn man auf den Jahrmarkt geht, um einzukaufen. Man sieht zuerst die Waaren an, was da ist, ehe man auf gerathewohl kauft, das Nächste das Beste. Als aber die Jungfrauen den 80 Hauptmann erblickten, wie er da stand, wenig gebeugt von seinen Leiden, und angeschmiegt an ihn den Jüngling, den Lieutenant, den das Schicksal zum erstenmal in die Schule der Prüfung genommen hatte, und zwar gleich in die oberste Klasse, sagten sie zu einander, – „diese zwey, wollen wir nehmen.“ – „Willst du den Alten,“ – sagte scherzhaft die jüngere. „Oder willst du ihn,“ – sagte zu ihr ihre Freundinn. Da 85 nahm die jüngere zwey Stecknadeln aus ihrem Busengewand, eine längere und eine kürzere, und zogen miteinander das Hälmlein mit Stecknadeln. Als aber die ältere den Lieutenant zog, und die jüngere den Hauptmann behielt, in dem Augenblick, als dieser sagte, – „auch das wird ein Ende nehmen,“ lachten die Jungfrauen. Denn diesen Erbschatz theilt noch die Kindheit mit der Jugend, daß Schmerz und Freude 90 leichter an ihr vorüber gehen, und in schnellern Ablösungen miteinander wechseln. Hernach aber als der Hauptmann so ernsthaft sie anredete, – „euer Ohr versteht zwar meine Rede nicht,“ – lachten sie von Neuem. Denn wenn man einmal darin ist, man muß; und das Gefühl daß es unschicklich sey hilft nur dazu, die Unschicklichkeit zu begehen. Aber als sie den Schmerz erkannten, mit dem er nach einem süßen deut- 95 schen Wort in dieser fremden Welt wie nach einem Almosen seufzte, und sie hatten's in ihrem milden Herzen und konnten's ihm geben, und waren deßwegen da, da lachten sie nicht mehr, und boten ihnen in deutscher Sprache und Rede die Pflege und Liebe ihrer Eltern an, und führten sie zu ihnen. Die Väter hoben zwar die Finger gegen ihre Töchter auf: „Was habt ihr gethan!“ – aber im Herzen waren sie es froh. Sie 100

zeigten sogleich der Obrigkeit an, was geschehen war, und der menschenfreundliche Statthalter gab ihnen gerne die Erlaubniß, auf ihre Bürgschaft zwar, ihre gefangenen Landsleute bey sich zu behalten, bis auf ein Weiteres.

Da gebrach ihnen auf einmal nichts mehr, da waren sie auf einmal aller ihrer  
 105 Leiden quitt, da verzogen sich alle ihre Bekümmernisse. Der Hauptmann in dem Hause, das ihn aufgenommen hatte, wurde angesehen und geliebt, als ein Bruder, der Lieutenant in dem seinigen als ein Sohn, von seiner schönen Retterinn auch noch ein wenig anderst, nämlich eben so, wie sie von ihm, bis die Engel des Friedens kamen. Als aber die Engel des Friedens kamen, schangschirte der Lieutenant seinen Glauben,  
 110 nämlich, daß er in der Uniform sterben werde. Er verschaffte sich den Abschied von seinem Regiment, und freut sich jetzt als Gatte der Liebe und der Jugend seiner schönen Retterinn. Der Hauptmann aber trennte sich von diesen edeln Menschen und von seinem jungen Freund mit einer Rührung und mit einem Schmerz, der mehr Thränen als Worte hat, und kam wohlbehalten wieder in Deutschland und bei den  
 115 Seynigen an, und wer ihn sah, und vorher gekannt hatte, wunderte sich sein. „Ey, wie seydt ihr so jung geworden, Herr Hauptmann, in eurer Gefangenschaft, Euch muß es nicht übel gegangen seyn.“

Der geneigte Leser darf an der Wahrheit dieser Erzählung nicht zweifeln, denn der Hausfreund hat sie aus dem zweyten Mund. Nämlich der Hauptmann hat  
 120 sie selbst einem rheinländischen Herrn Kriegs-Obristen also mitgetheilt, der auch weiß, wie man über die Berezina geht, und von dem Kriegs-Obristen aber hat sie der Hausfreund, und hat seitdem schon manches Täublein mit ihm verzehrt, und schon manches Schöpplein mit ihm herausgemacht, *Fuchs* oder *Has*.



Abb. 83: Die lachenden Jungfrauen

Gleich wie einem Siebmacher oder einem Hafenbinder, wenn er in einem kleinen Ort zu Hause ist, können seine Mitbürger nicht das ganze Jahr Arbeit und Nahrung geben, sondern er begibt sich auf Künstlerreisen im Revier herum, und geht seinem Verdienst nach; also auch der Zirkelschmidt ist fleißig darauf im andern Revier, und handelt nicht mit Zirkeln, sondern mit Trug und Schelmerey, um die Leute zu berücken, und sich frey zu trinken im Wirthshaus. Also erscheint er einmal in Oberne- 5 hingen und geht gerade zum Schulz. „Hr. Schulz, sagt er, könntet ihr kein ander Wetter brauchen? Ich bin durch euere Gemarkung gegangen. Die Felder in der Tiefe haben schon zu viel Regen gehabt, und auf der Höhe ist das Wachsthum auch noch zu- 10 rück.“ Der Schulz meinte, das seye geschwind gesagt, aber besser machen sey eine Kunst. „Ey, erwiedert der Zirkelschmidt,“ auf das reise ich ja. Bin ich nicht der Wettermacher von Bologna? In Italien, sagte er, wo doch Pomeranzen und Citronen wachsen, wird alles Wetter auf Bestellung gemacht. Darin seydt ihr Deutsche noch zu- 15 rück. Der Schulz ist ein guter u. treuherziger Mann, und gehört zu denen, die lieber geschwind reich werden möchten, als langsam. Also leuchtete ihm das Anbieten des Zirkelschmidts ein. Doch wollte er vorsichtig seyn.“ „Macht mir morgen früh einen heitern Himmel, sagte er, zur Probe, und ein paar leichte weiße Wölklein dran, den ganzen Tag Sonnenschein und in der Luft so zarte glänzende Fäden. Auf den Mittag könnt ihr die ersten gelben Sommervögel los lassen, und gegen Abend darf's wieder 20 kühl werden.“ Der Zirkelschmidt erwiederte: „auf einen Tag kann ich mich nicht einlassen, Herr Schulz. Es trägt die Kosten nicht aus. Ich unternehms nicht anderst, als auf ein Jahr. Dann sollt ihr aber Noth haben, wo ihr euere Frucht undeuern Most unterbringen wollt.“ Auf die Frage des Schulzen, wie viel er für den Jahrgang fordere, verlangte er zum Voraus nichts, als täglich einen Gulden u. freyen Trunk, bis die Sa- 25 che eingerichtet sey, es könne wenigstens 3 Tage dauren, „hernach aber von jedem Saum Wein, den ihr mehr bekommt, sagte er, als in den besten Jahren, ein Viertel, und von jedem Malter Frucht einen Sester.“ „Das wär nicht veil, sagte der Schulz. Denn dort zu Land sagt man veil, statt viel, wenn man sich hochdeutsch expliziren will. Der Schulz bekam Respekt vor dem Zirkelschmidt und explizirte sich hoch- 30 deutsch. Als er nun aber Papier und Feder aus dem Schränklein holte, u. dem Zirkelschmidt das Wetter von Monat zu Monat vorschreiben wollte, machte ihm der Zirkelschmidt eine neue Hinwendung: „Das geht nicht an, Hr. Schulz! Ihr müßt auch die Bürgerschaft darüber hören. Denn das Wetter ist eine Gemeindsache. Ihr könnt nicht verlangen, daß die ganze Bürgerschaft euer Wetter annehmen soll.“ Da sprach 35 der Schulz: „Ihr habt recht! Ihr seydt ein verständiger Mann.“

Der geneigte Leser aber ist nun der Schelmerey des Zirkelschmidts auf der rechten Spur, wenn er zum Voraus vermuthet, die Bürgerschaft sey über die Sache nicht einig geworden. In der ersten Gemeinds-Versammlung wurde noch nichts aus-

40 gemacht, in der siebenten auch noch nichts, in der achten, kams zu ernsthaften Re-  
 densarten, und ein verständiger Gerichtsmann glaubte endlich um Fried und Einig-  
 keit in der Gemeinde zu erhalten, wärs am besten, man zahlte den Wettermacher aus,  
 und schickte ihn fort. Also beschied der Schulz den Wettermacher vor sich: „Hier  
 45 eh Mord und Todtschlag in der Gemeinde ausbricht. Der Zirkelschmidt ließ sich  
 nicht zweymal heißen. Er nahm das Geld, hinterließ eine Wirthsschuld von *circa* 24  
 Maas Wein, und mit dem Wetter blieb es, wie es war.

*Item*, der Zirkelschmidt bleibt immer ein lehrreicher Mensch. *Merke*, wie gut  
 es sey, daß der oberste Weltregent, bisher die Witterung nach seinem Willen allein ge-  
 50 lenkt hat. Selbst wir Kalendermacher, Planeten und übrigen Landstände werden nicht  
 leicht um etwas gefragt, u. haben, was das betrifft, ruhige Tage.

## 292 MISVERSTAND.

Von drei Schlaf-Kameraden war der eine eben am süßen Einschlummern, als der  
 zweite zum dritten sprach: „Joachim was soll das heißen, daß du seit am Montag  
 nichts mehr mit mir redest, so wir doch unser Leben lang gute Freunde gewesen sind.  
 5 Hast du etwas gegen mich, so sag's.“ – Der dritte erwiederte dem zweiten: Wer mit  
 mir nicht redet, mit dem rede ich auch nicht, mein guter Bartenstein. Wie man in  
 den Wald schreit, so schreits wieder.“ Darauf sagt der zweite: So? du nennst mich mit  
 meinem Zunamen? Ich kann dich auch mit deinem Zunamen nennen, mein guter  
 Marbacher. Wie man in den Wald schreit, so schreits auch wieder.“ Der dritte sagt  
 10 wieder zum zweiten: „So war's nicht gemeint Bastian. Übrigens halte ich den Ge-  
 schlechtsnamen meines seligen Vaters für keinen Schimpf. Ich hoffe, er hat dich als  
 ein ehrlicher Mann zur Taufe gehoben.“ Darauf entgegnete der zweite: „Ich den mei-  
 nigen auch nicht. Ich hoffe, deine Mutter hat einen ehrlichen Mann zum Beistand.  
 Aber man erkennt etwas daran.“ Der dritte sagt: „Dein Vater ist ein braver Mann, der  
 15 meiner Mutter mit gutem Rath redlich an die Hand geht.“ Der zweite sagt: „Dein  
 Vater war auch ein braver Mann, und hat mir viel Gutes erwiesen. Aber sie redeten  
 miteinander.“ Der dritte fuhr gegen den zweiten fort: „Eben darum. An einem an-  
 dern hätt' es mich nicht verdrossen, daß du mir den Montag keine Antwort gabst, als  
 ich dich zum zweitenmal fragte, warum dich dein Meister fortgejagt hat.“

20 Als endlich der erste des Zwistes müde war, weil er gern hätte schlafen mögen  
 und nicht dazu kommen konnte, fuhr er unwillig auf und sagte: „Hat jetzt euer Dis-  
 putat bald ein Ende, oder soll ich aufstehen und den Wirth holen, daß er Frieden  
 schaffe, oder soll ichs selber thun. Dem erwiederte der dritte, weil er am Wort war:  
 „Seid doch nicht wunderlich, Herr Landsmann, ihr hört ja, wir expliciren uns nur,  
 25 warum keiner von uns mit dem andern redet.“

## 293 DIE OHRFEIGE.

Ein Büblein klagte seiner Mutter, „der Vater hat mir eine Ohrfeige gegeben.“ Der Vater aber kam dazu und sagte: „Lügst du wieder? Willst du noch Eine?“

## 294 DER GESCHLOSSENE MAGEN.

Als einst der Zirkelschmied wieder auf 4 bis 6 Wochen in gute Umstände gekommen war, lebte er so lange gar ehrbar und häuslich mit seiner Frau der Bärbel, und war in keinem Wirthshaus mehr zu sehen. Nein er aß alle Mittag ein Pfündlein Fleisch mit ihr daheim, u. ließ eine halbe Maas Wein dazu holen aus dem Adler, und gab auf ihre Ermahnungen. Einmal jedoch, als es ihm besonders schmeckte, schickte er nach dem Essen das Büblein heimlich in das Wirthshaus, daß es noch eine Halbe holen sollte. Als aber das Büblein die zweite Halbe brachte und auf den Tisch stellte, schaute seine Frau ihn bittend an: „Männlein, sagte sie, laß es jetzt genug seyn! Weißt du nicht, was im Doktorbuch steht, daß der Magen nach dem Essen geschlossen sey.“ Dem entgegen schaute der Zirkelschmidt so lieb und freundlich zuerst den Wein, hernach die Bärbel an. „Liebes Weiblein, sagte er, sey unbesorgt! Soll der Magen auch geschlossen seyn, so viel bring ich noch wohl durch das Schlüsselloch.“

## 295 IST DER MENSCH EIN WUNDERLICHES GESCHÖPF.

Einem König von Frankreich wurde durch seinen Kammerdiener der Namen eines Mannes genannt der das 75ste Jahr zurückgelegt habe, und noch nie aus Paris herausgekommen sey. Er wisse noch auf diese Stunde nicht anderst, als vom Hörensagen, was eine Landstraße sey, oder ein Ackerfeld, oder der Frühling. Man könnte ihm weismachen, die Welt sey schon vor 20 Jahren untergegangen. Er müsse es glauben. – Der König fragte, ob denn der Mann kränklich oder gebrechlich sey. „Nein, sagte der Kammerdiener, er ist so gesund, wie der Fisch im Wasser.“ Oder ob er trübsinnig sey. „Nein, es ist ihm so wohl, wie dem Vogel im Hanfsamen.“ Oder ob er durch seiner Hände Arbeit eine zahlreiche Familie zu ernähren habe. „Nein er ist ein wohlhabender Mann. Er mag eben nicht. Es nimmt ihn nicht Wunder.“ Des verwunderte sich der König, und wünschte diesen Menschen zu sehen. Der Wunsch eines Königs von Frankreich ist bald erfüllt, zwar auch nicht jeder, aber dieser, und der König redete mit dem Menschen von allerlei, ob er schon lange gesund und wohlauf sey. „Ja, Sire, erwiederte er, allbereits 75 Jahre.“ Ob er in Paris gebohren sey. „Ja, Sire! Es müsse curios zugegangen seyn, wie ich anderst hinein gekommen wäre, denn ich bin noch nie draußen gewesen.“ – „Das soll mich doch wundernehmen, erwiederte der König.

Denn eben deswegen hab ich euch rufen lassen. Ich höre, daß ihr allerlei verdächtige Gänge macht, bald zu diesem Thor hinaus, bald zu jenem. Wißt ihr, daß man schon  
 20 lange auf euch Achtung gibt?“ Der Mann war über diesen Vorwurf ganz erstaunt, und wollte sich entschuldigen. Das müsse ein anderer seyn, der seinen Namen führe, oder so. Aber der König fiel ihm in die Rede. „Kein Wort mehr! Ich hoffe, Ihr werdet in Zukunft nicht mehr aus der Stadt gehen ohne meine ausdrückliche Erlaubniß.“ – „Ein rechter Pariser, wenn ihm der König etwas befiehlt, denkt nicht lange, ob es  
 25 nohtwendig sey, und ob es nicht auch anderst ebenso gut seyn könnte, sondern er thuts. Der Unsrige war ein rechter, obgleich als auf seinem Heimweg die Postkutsche vor ihm vorbeifuhr,“ dachte er: „O ihr Glücklichen da drinnen, daß ihr aus Paris hinaus dürft!“ Als er nach Hause kam, las er die Zeitung, wie alle Tage. Aber dismal fand er nicht viel drinn. Er schaute zum Fenster hinaus, das war auf einmal so langweilig.  
 30 Er las in einem Buch, das war auf einmal so einfältig. Er gieng spazieren, er gieng in die Comödie, in das Wirthshaus, das war so alltäglich. So das erste Vierteljahr lang, so das zweite, und mehr als einmal im Gasthaus sagte er zu seinen Nachbarn: „Freunde es ist ein hartes Wort fünf und siebenzig Jahr continuirlich in Paris gelebt zu haben, und jetzt erst nicht hinaus zu dürfen.“ Endlich im dritten Vierteljahr konnte ers  
 35 nimmer aushalten, sondern meldete sich einen Tag um den andern wegen der Erlaubniß, das Wetter sey so hübsch, oder es sey heut ein schöner Regentag. Er wolle sich gern auf seine Kosten von einem vertrauen Mann begleiten lassen, wenss seyn müsse auch von zweien. Aber vergebens. Nach Verlauf aber eines schmerzlich durchlebten Jahrs, gerade am nemlichen Tag, als er Abends nach Hause kam, fragt er mit bösem  
 40 Gesicht die Frau: „Was ist das für ein neues Caläschlein im Hof? Wer will mich zum Besten haben? Herzensschatz, antwortete die Frau, ich habe dich überall suchen lassen. Der König schenkt dir das Caläschlein und die Erlaubniß darinn spazieren zu fahren, wohin du willst.“ „*Ma foi!*“ erwiderte der Mann mit besänftigter Miene, der König ist gerecht.“ – Aber nicht wahr, fuhr die Gattin fort, morgen fahren wir spazieren aufs Land?“ – „Ey nun“ erwiderte der Mann kalt und ruhig, „wir wollen sehn.“  
 45 Wenss auch morgen nicht ist, so kanns ein andermal sein, und am Ende, was thun wir draußen? Paris ist doch am schönsten inwendig.“

## 296 RECHNUNGS-EXEMPEL.

Der Hausfreund will den Herrn Provisern der rheinländischen Hausfreundschaft  
*noch* ein Rechnungs-Exempel aufzulösen geben. Item – (ein gutes rheinländisches  
 Rechnungs-Exempel muß immer mit *Item* anfangen, und mit *Facit* schließen.) Item,  
 5 der Nachtwächter in *Segringen* gieng aus und rief die Stunde. Als er an den Adler kam, trat der Adlerwirth aus dem Bett an das Fenster. „Nachtwächter ihr schreit und



verführt einen Lermen, daß das halbe Dorf aus dem Schlaf auffährt, und doch versteht man euch nicht. Auf der Stelle ruft mir die Stunde noch einmal und deutlich!“ Der Nachtwächter dachte: „Soll ich jedem Narren die Stunde besonders rufen. Ich setze voraus, daß die Leute schlafen. Wer heißt euch wachen. „Wißt ihr, was? Ich will euch *zwei* Stunden auf einmal rufen, sagte er zum Adlerwirt, damit wir nicht soviel Müh miteinander haben:

Hört, Adlerwirth, und lasset euch sagen:  
 Die Glocke hat – sie hat geschlagen.  
 Wenn ihr die Zahl zur Hälfte brecht, 15  
 Den Drittel und den Viertel recht  
 Dazu addirt, habt ihr Gewinn.  
 Es steckt das Ganz und so viel drinn  
 Als laut mein unverdroßner Mund  
 Verkünden wird zur nächsten Stund. 20

Nemlich das was die Glocke geschlagen hatte, und was demnach der Wächter ausrief ist eine Zahl die folgende Eigenschaften hat: Wenn man die Hälfte der Zahl, und den dritten Theil und den vierten Theil der Zahl zusammen addirt, so kommt mehr heraus, als die Zahl selber ausweist. Wenn man aber die Zahl selbst, die man zwar noch nicht weiß, von der addirten Summe abzieht, so bleibt gerade so viel übrig, als der Wächter in der Ordnung rufen muß, wenn er zur nächsten Stunde wieder kommt. Diese Zahl wäre nach der *Regula Falsi* heraus zu rechnen. 25

Derjenige geneigte rheinländische Leser der innerhalb acht Tagen nach Empfang des Calenders das *Facit* zuerst liefern wird, dessen Bildniß solle zur Ehrenauszeichnung bei der nächsten Krönungsfeier oder Feuersbrunst unter den Zuschauern im Calender abgebildet werden. 30

297 SEINES GLEICHEN.

Ein kunstreicher Instrumentenmacher, aber ein eingebildeter und unfeiner Mann, hielt sich schon einige Zeit in einem namhaften Städtlein auf und genoß dann und wann im Löwen Abends eine Flasche Wein, und einen halben Vierling Käs. Eines Abends als sich die meisten Gäste schon früher denn gewöhnlich verlaufen hatten, und der Instrumentenmacher oben noch allein saß, rückt zu ihm der bekannte Zirkelschmidt, mit seinem Schoppen Siebenzehner, hinauf. „Euer Wohlgeboren, sagte er, redeten da vorhin an ihre Nachbarn über die Quadratur des Zirkels. Ich hatte keine Freude zur Sache. Leute *unsers gleichen*, sagte er, können von so etwas wohl unter sich sprechen, u. einander Gedanken geben. Ich z. Beispiel, wäre eurer Meinung nicht gewesen. Der geneigte Leser kennt den Zirkelschmidt, daß er immer auf eine Schel-

merci ausgeht. Unter andern macht er sich gern an Fremde, die etwas gleich sehen, um hernach bei andern mit ihrer Bekanntschaft groß zu thun, wie am Ende dieser Erzählung auch geschehen wird, und die Leute breit zu schlagen, wie man sagt. Der Instrumentenmacher aber betrachtete ihn mit einem vornehmen verachtenden Blick, und sagt: „Wenn ihr bei Leuten eures gleichen seyn wollt, so kommt nicht zu mir, oder wer seyd ihr?“ Der Zirkelschmidt des Schimpfes und der Schande gewöhnt, erwiedert: „Sollte Euer Wohlgeboren aus meiner Rede nicht erkennen, daß zwei Künstler mit einander sprechen.“ Deß erboste sich der andere noch mehr. „Ihr ein Künstler, fragte er ihn, ein Kammacher, oder ein Besenbinder? Wollt ihr ein Allmosen von mir?“ Der Zirkelschmidt erwiedert: „Herr Christlieb, das beugt mich, weniger wegen meiner, als wegen der Kunst. Leute *unsers gleichen* pflegen sich sonst eben so sehr durch feine Sitten auszuzeichnen, als durch Kenntnisse und Geschicklichkeit. Da stand der Instrumentenmacher auf: „Sprecht ihr mir schon wieder von eures gleichen,“ sagt er. Hör ichs zum drittenmal von euch so werf ich euch den Stuhl an den Kopf, und lupfte ihn bereits ein wenig in die Höhe. Der Wirth aber, der bisher ruhig am Ofen stand, trat hervor und sagte: „Jetzt, Zirkelschmidt, reist!“

Der Zirkelschmidt aber erbost sich darüber auch, und geht aus dem Löwen ins Rößlein gerade gegen über, und „stellt euch vor, sagt er dort zu seinen anwesenden Bekannten, was sich der hergelaufene Instrumentenmacher, der Broddieb einbildet. Der hochmüthige Gesell nimmts für einen Affront auf, daß ich zweimal zu ihm sagte: „Leute unsers gleichen, und ich sags zum drittenmal, wenn ers hören will, der Flegel der impertinente, der gemeine Kerl.

Der geneigte Leser lacht ein wenig, daß der Zirkelschmidt darauf beharrt, ein Mann den er für einen Flegel und gemeinen Kerl ausgibt, sey seines gleichen.

Lerne erstens am Zirkelschmidt: Man muß nie schimpfen, wenn man im Zorn ist, sonst schimpft und verunehrt man sich selbst.

Lerne zweitens an dem Instrumentenmacher: Man muß sich, wenn man etwas ist, mit liederlichen Leuten nie in Grobheiten gemein machen, sonst macht man sich wirklich zu ihres gleichen. Der Zirkelschmidt hatte insofern recht.

## 298 DAS BLENDWERK.

Manche Leute, wenn sie etwas sehen, das sie nicht begreifen, noch weniger nachmachen können, so sagen sie kurz und gut, das ist ein Blendwerk. Nemlich daß man etwas zu sehen glaube, wo nichts ist, oder daß man die Sache anders sehe als sie wirklich ist.

Daß es aber viel Blendwerk gibt, das unterliegt keinem Zweifel. Z. B. wenn jemand im Mondschein auf der Straße ist und sieht an einer Mauer, oder im Nebel

seinen Schatten aufrecht, daß er meint es sey ein ungebetener Camerad der mit ihm geht, einer von der schwarzen Legion.–

Item, wenn jemand einen falschen Freund, für einen guten Freund hält, und trotz aller Warnung dem Spitzbuben traut, bis er zuletzt um Hab und Gut betrogen ist, und die Hände über dem Kopf zusammenschlägt. Das ist ein großes Blendwerk. 10

Item, wenn jemand meint etwas sey ein Blendwerk, und ist doch keins.

In einem namhaften Ort am Rheinstrom kam ein Gauckler an, ein Tausendkünstler, und bekam die Erlaubniß auf einer alten Heubühne die schon lange nicht mehr war gebraucht worden, seine Künste zu zeigen, und zwar gleich zum letztenmal. Fast die ganze Gemeinde versammelte sich, und es war der Mühe werth. 15

Dem Vernehmen nach – der Hausfreund war nicht dabei – brachte der Tausendkünstler zuerst zwei schwarze Katzen hervor, die hörten einander das große Einmaleins ab, und rechneten verschiedene Exempel aus der verkehrten Regel Detri. 20

Nachdem schlupfte er durch einen metallenen Fingerring hindurch, und kam auf der andern Seite lebendig und ebenso dick wieder an, als er vorher war.

Etwas an der Sache scheint übertrieben zu seyn.

Hierauf sagte er, das sey aber noch alles nichts. Jetzt wolle er sich mit einem scharfen Schrotmesser den Bauch aufschneiden. Hernach wolle er ganz in den Bauch hineinschlupfen, daß man gar nichts mehr von ihm sehe. Hernach wolle er sich wieder aus sich selber herauswickeln, daß er wieder sichtbar werde. 25

Ehe er aber das große Wagestück beginnen konnte, fieng die Bühne an zu knacken. Es kracht links, es kracht rechts. Knack, stürzte der morsche Boden zusammen, und die ganze Zuschauerschaft wäre in dem untern Raume zusammen gestürzt, wenn nicht noch einer sich an einem schwebenden Balken erhalten hätte. Die andern lagen alle unten. Da entstand nun ein großes vierstimmiges Noth- und Zettergeschrei von Männern, Weibern, Kindern und Säuglingen. Es ist gar klug, wenn man kleine Kinder zu so etwas mitträgt. Sie sehen alles gar gut, und wenss an Musik fehlt, so können sie machen. Alles schrie: „O mein Kopf! o mein Arm, o meine Rippen, so daß der oben auf dem Balken genug zu trösten und zu ermahnen hatte. „Habt doch nur Geduld, sagte er, und seydt verständig! Man muß sich ja schämen vor dem fremden Mann. Merkt ihr denn nicht, daß es nur *Blendwerk* ist. Euch Leuten, sagte er, ist keine Ehre anzuthun.“ Denn er hielt das Unglück für ein Blendwerk vom Künstler, und meinte unversehens würden wieder alle an ihren Plätzen sitzen. 30 35 40



Wochentage	Evangelischer	Katholischer	Stand der Sonne und des Mondes.	Vermuthliche Witterung.
1) Jerem. 33, 14-17. Namen und Amt Christi. [Jac. 4, 11-17.]			Die Sonne tritt in das Zeichen des Wasserbaums den 20ten morgens 3 Uhr 55 minuten.	
freitag	1	<b>Neujahr Neuj.</b>	Vom 1ten bis 12ten: Nebel, Dustr. u. Schnee.	
samstag	2	Abel S. Maccartus	Vom 13ten bis 19ten: Stürme, Schnee und Regen.	
2) Psalm 8, 2-7. Würde der Menschheit. [Psalm 139, 1-12.]			Sonnen - Aufgang.	
<b>Sont.</b>	3	<b>1. n. Neuj.</b> Genovesa	Den Uhr minuten.	
montag	4	Isabella Titus B.	3ten um 7 — 56	Vom 20ten bis 26ten: gelinde und angenehme Tage.
dienstag	5	Simon — Telesphor.	10ten — 7 — 50	Vom 27ten bis 31ten: Nebel, Wind u. Regen.
mittwoch	6	Fridolfa S. 3 König.	17ten — 7 — 43	
donnerstag	7	Lucianus	24ten — 7 — 36	
freitag	8	Erhard Erhard, B.	31ten — 7 — 24	
samstag	9	Martial Julianus	Sonnen - Untergang.	
3) Luc. 3, 2-14. Johannes Predigt. [Röm. 8, 6-11.]			Den Uhr minuten.	
<b>Sont.</b>	10	<b>2. n. Neuj.</b> Paul. Eins.	3ten um 4 — 4	
montag	11	Hyginius Hyginius	10ten — 4 — 10	Witterung nach dem 100jährigen Kalender. Anfangs kalt und regnet, dann Nebel und Regen, mitunter ange- nehm, gegen das Ende aber Wind, Nebel und Schnee.
dienstag	12	Reinhold Ernestus	17ten — 4 — 17	
mittwoch	13	Hilarius Hilarius	24ten — 4 — 24	
donnerstag	14	Felix Felix, W.	31ten — 4 — 24	
freitag	15	Maurus Maurus, A.	Tagelänge.	
samstag	16	Marzellus Marzellus	Den Stund minuten.	
4) Luc. 4, 14-24. Jesus legt Chanaan aus. [Ebr. 12, 1-12.]			3ten 8 — 8	
<b>Sont.</b>	17	<b>3. n. Neuj.</b> Anton	10ten 8 — 20	Wetter, und Bayern - Regeln. Ist der Anfang und das Ende schön, so bedeutet es ein fruchtbares Jahr. — In die- sem Monat ungewöhnlich mild, so folgt bald ein guter Frühling und besser Sommer. Man sagt daher: Vincenz Sonnenchein bringt viel Korn und Wein. Heulen die Wälder und beulen die Fische, so kommt noch großer Kälte.
montag	18	Prisca Prisca	17ten 8 — 34	
dienstag	19	Sara Martha	24ten 8 — 48	
mittwoch	20	Fab. Seb. Fab. Seb.	31ten 9 — 12	
donnerstag	21	Agnes, J. Agnes, J.	Monds Viertel.	
freitag	22	Vincenz Vincenz	Erstes Viertel	
samstag	23	Emerentius Mar Verm.	den 5ten um 9 uhr 23 min. Nachts, im Zeichen des Widder.	
5) Joh. 4, 7-26. Vom Samaritanischen Weib. [Jer. 9, 23-24.]			Vollmond	
<b>Sont.</b>	24	<b>4. n. Neuj.</b> Timotheus	den 13ten um 3 uhr 59 minut. Abends, im Zeichen des Krebses.	
montag	25	Pauli Bekehr. Pauli Bekehr.	Erstes Viertel	
dienstag	26	Polycarp Polycarp	den 20ten um 11 uhr 36 min. Vormittags, im Zeichen des Scorpion.	
mittwoch	27	Joh. Chris. Joh. Chris.	Neulicht	
donnerstag	28	Caroli Carolus	den 27ten um 4 uhr 38 min. Abends, im Zeichen des Wassermanns.	
freitag	29	Valerius Franzise, S.		
samstag	30	Adelgunda Martina		
6) Joh. 4, 27-41. Speise des Christen. [Jac. 3, 4-10.]				
<b>Sont.</b>	31	<b>5. n. Neuj.</b> Petr. Not		

Abb. 84: Kalendarium 1808

Januarius. [1808]

Ist der Anfang und das Ende schön, so bedeutet es ein fruchtbares Jahr. – Ist dieser Monat ungewöhnlich mild, so folgt bald ein guter Frühling und heisser Sommer.

5 Man sagt daher: Vinzenzen Sonnenschein *bringt* viel Korn und Wein. Heulen die Wölfe und bellen die Füchse, so kommt noch *größere* Kälte.

Januarius. [1813]

Morgenröthe am Neujahrstag bedeutet viel Ungewitter.

Ist der Anfang und das Ende schön, so bedeutet es ein gutes Jahr.

Ist dieser Monat ungewöhnlich mild, so folgt bald ein guter *Frühling* und  
10 heisser Sommer. – Man *sagt* daher: Vinzenzen Sonnenschein bringt viel Korn und Wein.

Wenn in diesem Monat die Frucht auf dem Felde wächst, so wird sie gewöhnlich theuer.

Heulen die Wölfe und bellen die Füchse, so kommt noch größere Kälte.

15 Ist auf Pauli Bekehrungs-Tag das Wetter schön und klar, so ist ein gutes Jahr zu hoffen.“

Februarius. [1808]

Wenn am 2. Hornung die Sonne scheint, so gerathen die Erbsen wohl. Mattheis bricht Eis; find't er keins, so macht er eins. Auf eine frühe Wärme folgt gemeinlich  
20 eine rauhe Kälte. So lang die Lerche vor Lichtmeß singt, so lang schweigt sie hernach. Ein warmer Hornung bedeutet einen kalten März. Wenn die Katz im Februar liegt in der Sonne, so muß sie im März wieder hinter den Ofen.

Petri Stuhlfeyer kalt,

Die Kälte noch länger anhalt.

25 Wenn im Hornung die Schnaken geigen,

Müssen sie im Märzen schweigen.

Im Februar hat der Bauer gern noch Kälte und Schnee, besonders Winde.

Februar. [1813]

Scheint an der Fastnacht die Sonne, so gerathen gemeinlich die Korn- und Weizen-  
30 Erndte, auch die Erbsen wohl.

Ist der Hornung warm, so bleibt's an *Ostern* gern lang kalt. Auf eine zeitige *Wärme* folgt gewöhnlich eine rauhe Kälte.

So lang die Lerche vor Lichtmeß singt, so lang *schweigt* sie hernach.

*Mattheis* bricht Eis; find't er keins, so macht er eins.

35 Wenn die Katz im Februar liegt in der Sonne, so muß sie im März wieder hinter den Ofen.

Wenn im Hornung die Schnaken geigen, müssen sie im Märzen schweigen.

Martius. [1808]

Wenn die wilden Enten und Kraniche bald kommen, wird es bald Sommer. Märzen-  
donner bedeutet ein fruchtbares Jahr. Den Märzen wünscht der Landmann trocken, 40  
doch nicht zu warm.

Märzenstaub,

Bringt Gras und Laub.

Viele Nebel im März, viele Gewitter im Sommer.

Märzenschnee, 45

Thut Frucht und Weinstock weh.

Donnerts im März, wenn der Wald schon grün ist, so hofft man auf ein  
fruchtbares Jahr.

Nasser März, trockner April,

Das Futter nicht gerathen will; 50

Kommt dazu ein kalter May,

Giebts wenig Frucht, wenig Wein und kurzes Heu.

Martius. [1813]

Donerts im März, wenn der Wald schon grün ist, so hofft man auf ein fruchtbares  
Jahr. 55

Trockener März füllt die Keller.

Märzenstaub, bringt Gras und Laub.

Wenn der März naß und der April trocken ist, so geräth das Futter nicht.

Märzenschnee, thut Frucht und Weinstock weh.

So viel Nebel im März, so viel Wetter im Sommer; so viel Thau im März, so 60  
viel Reifen und Pflingsten und Nebel im Augustmonat.

Wenn die wilden Enten u. Kraniche bald kommen, so wird es bald Sommer.

April. [1808]

Ist es am Palmtag schön, so bedeutets ein gutes Jahr. Regnets am H. Ostertag, so folgt  
gern ein trocknes, ist es aber schön, ein fruchtbares Jahr. Ist dieser Monat etwas naß, 65  
so haben es die Bauern gern.

St. Georg und Marx

Drohen oft viel Args.

So lange die Frösche vor Georgii sich hören lassen, so lang müssen sie hernach  
schweigen. 70

Der April ist nicht zu gut

Er schneit dem Hirten noch auf den Hut.

Dürrer April –ist nicht des Bauern Will;

Aprilen-Regen

75 Ist ihm gelegen.  
Wenn die Reben um Georgii sind noch blutt und blind,  
Soll sich freuen Weib und Kind.

April. [1813]

Wenn der Palmtag schön hell und klar,

80 Wird es geben ein fruchtbar Jahr.  
Der April nicht zu gut,  
Er beschneit den Ufermann den Hut.  
Wird es am Oster-Tag regnen, so soll's dürre Futter gerathen.

Dürrer April

85 Ist nicht des Bauern Will;

Aprilen-Regen

Ist ihm gelegen.

St. Georg und Marx

Dräuen oft viel Args.

90 Wenn die Reben um Georgi sind noch blutt und blind, soll sich freuen  
Mann, Weib und Kind.

So lang die Frösche vor Georgi sich hören lassen, so lang müssen sie hernach  
schweigen.

Majus. [1808]

95 Der May soll kühl, aber nicht kalt seyn; Nachtfröste sind schädlich, Winde gut.

Abendthau und kühl im May,

Bringt viel Wein und vieles Heu.

Pancraz- und Urban-Tag ohne Regen,

Dann folgt ein großer Wein-Segen.

100 Maykäfer-Jahr – Ein gutes Jahr.

Säe Rettig im wäßrigen Zeichen des wachsenden Monds.

Majus. [1813]

Der May soll kühl, aber nicht kalt seyn; *Nachtfröste* sind schädlich, Winde gut.

Abendthau und kühl im May,

105 Bringt Wein und vieles Heu.

Pancraz- und Urban-Tag ohne Regen,

Dann folgt ein großer Weinsegen.

Maykäfer-Jahr, ein gutes Jahr.

110 Wenn am ersten May ein Reif fällt, oder sonst kalt ist, so gerathet die Frucht  
nicht. Wenn es im Anfang des May regnet, so soll der Wein in *Gefahr* stehen.



Wenn in diesem Monat die Eicheln schon blühen, si hat man ein fettes Jahr zu hoffen.

Junius. [1808]

Wenn der Weinstock im Vollmond blühet, so soll er völlige Beere bekommen.

Nach Medardustag das ist nach dem 8 Juny, soll der Frost dem Weinstock nicht mehr gefährlich seyn. 115

In diesem Monat hat man gerne, wenn warme Witterung mit Regen abwechselt.

Junius oder Brachmonat. [1813]

Donnerts im Juny, so geräth das Getreide. Wie der Holder blüht, so blühen auch die Reben. 120

Die Immen, so vor Johanni stoßen, sind die besten; nach Johanni sind sie gar nicht gut.

Wenn der Weinstock im Vollmond böühet, so sollen völlige Beeren bekommen. 125

Wie's wittert am Medardus-Tag,

So bleibt's 6 Wochen lang darnach.

May kühl, Brachmonat naß,

Füllt den Bauern Scheuern u. Faß.

Nasse Pfingsten, fette Weihnachten. 130

Am St. Johanni-Abend soll man die Zwiebeln legen.

Julius. [1808]

In diesem Monat ist die Hitze empfindlich und die Gewitter sind schwer.

Machen die Ameisen jetzt ihre Haufen höher als gewöhnlich, so giebt's einen frühen und langen Winter. 135

Regnets um Jakobi, so verderben die Eicheln leicht.

Den Julius und August hat man gern trocken und warm, wovon man sich einen guten Wein verspricht.

Julius oder Heumonat. [1813]

Ist das Wetter drei Sonntage vor Jacobi schön, so wird gut Korn gesäet, so es anhält: Regnet's, so bringt's schlecht Korn hervor. 140

Der Vormittag des Jacobi-Tages bedeutet die Zeit *vor* Weihnachten, u. der Nachmittag die Zeit *nach* Weihnachten, woraus zu urtheilen wie die Witterung seyn möchte.

Den Julius und August hat man gern trocken und warm, wovon man sich einen guten Wein verspricht. 145

Machen die Ameisen jetzt ihre Haufen höher als gewöhnlich, so gibts einen frühen und langen Winter.

Augustus. [1808]

150 Einige schließen aus den zwey letzten Tagen dieses Monats u. Septembers auf die Witterung des ganzen Herbstes; andere hoffen einen schönen Herbst, wenn Laurentii- und Bartholomäi-Tag schön sind.

Ists im August und in der ersten Hälfte des Septembers schön und warm, so ist es dem Weinstock zuträglich.

155 Ist Bartholomäus hell und klar,  
So folgt ein gutes Spät-Jahr.

Augustus. [1813]

Ists im August und in der ersten Hälfte des *Septembers* schön und warm, so ist es dem Weinstock zuträglich.

160 Maria Himmelfahrt klar Sonnenschein, bringt viel und guten Wein.

Um St. Laurenti Sonnenschein, bedeutet ein *gutes* Jahr von Wein.

Wenn St. Bartholomä-Tag schön ist, si hat man eingutes Wein-Jahr und guten Herbst zu hoffen, und wie es an diesen Tagen wittert, so soll es den ganzen Herbst über bleiben.

165 Nach *Laurenti*-Tag sollen die Wetter aufhören u. daß *Holz* nicht mehr wachsen.

September. [1808]

Der Anfang dieses Monats bringt insgemein Nebel, der Fortgang frische Thau und Reifen, sodann kommen bisweilen wieder warme Regen, hernach Winde, unlustige  
170 Luft und Nebel.

Wie der Hirsch um Egedii in die Brunst tritt, so tritt er nach vier Wochen wieder heraus.

Wenn um Michaelis die Nord. u. Ost-Winde wehen, giebt es einen kalten Winter.

175 September-Regen  
Für Saat und Reben  
Dem Bauern gelegen.

Die Wintersaat ist die beste, die acht Tage vor oder nach Michaeli geschieht.

September oder Herbstmonat. [1813]

180 Donnerts in diesem Monat, so solls aufs folgende Jahr viel Obst u. Getreide geben.

Wie der Hirsch um Egedi in die Brunst tritt, so tritt er nach vier Wochen wieder heraus.

Wenn um Michaelis die Nord. u. Ost-Winde wehen, giebts einen kalten Winter. 185

Die Wintersaat ist die beste, die acht Tage vor oder nach Michaeli geschieht.  
So auf Matthäus gut Wetter ist, hofft man aufs folgende Jahr viel *guten* Wein.  
So viel Tage es vor Michaelis reift, so viel wird es nach St. Georg Gefröst geben.

October. [1808] 190

Den Oktober hat man gern trocken, dich gar kalt.

Wenn Gallus den Butten trägt, ists ein schlechtes Zeichen für den Wein.

Wie die Witterung in diesem Monat ist, wird sie auch im März seyn. Ist dieser Monat kalt, so giebts im folgenden wenig Raupen. Um Gallustag erwartet man noch einen Nach-Sommer. 195

Wenn die Vögel und Dachse im Spätjahr sehr fett sind, erwartet man einen sehr kalten Winter.

October oder Weinmonat. [1813]

Wie in diesem Monat die Witterung ist, so wird sie auch im März sein. Ist dieser Monat kalt, so giebts im folgenden wenig Raupen. 200

Um Gallustag erwartet man noch einen Nachsommer.

Wenn Gallus den Butten trägt, ists ein böses Zeichen für den Wein.

So die Eichbäume viel Eicheln tragen, und das Laub nicht gern von den Bäumen fällt, so folgt ein kalter Winter.

Um diese Zeit soll man die Raupennester verbrennen. 205

Wenn die Schafe sich *Abends* nicht gerne heimtreiben lassen, die *Vögel* wieder auf die Erde fliegen, und die Tauben sich baden, so bedeutet es *Schnee* oder Regen.

November. [1808]

Donnerts im Wintermonat, so bedeutet es Getraid genug. Ists am Martinstag trüb, so wird ein leidentlicher, ist es aber hell, so wird ein kalter Winter folgen. Wenn man im November die Wiesen nicht wässert, so giebts wenig Heu. 210

Um Martini im wachsenden Mond sollen junge Bäume in vorher zubereitete Löcher versetzt werden. – Wenn das Laub von den Bäumen oder Reben nicht vor Martini abfällt, so hat man einen kalten Winter zu erwarten.

Ists um Martini trocken und kalt, hat man einen gelinden Winter zu hoffen. 215

November oder Wintermonat. [1813].

Wenn es in diesem Monat donnert, soll das Getreide wohl gerathen.

Ists am St. Martinstag trüb, so wird ein leidentlicher, ist es aber hell, so wird ein kalter Winter folgen.

Wässert man im Wintermonat die Wiesen nicht, so gibts wenig Heu. 220

Fällt das Laub von den Bäumen nicht vor Martini ab, so hat man einen kalten Winter zu erwarten.

Am Allerheiligen-Tag einen *Spahn* aus einem *Buchbaum* gehauen, ist er trocken, so bedeutets einen warmen, und ist er naß einen kalten Winter.

225 Nach *Martini* scherzt der Winter nicht.

Dezember. [1808]

Ist das Wetter um Weihnacht gelind, so währet die Kälte lange hinaus; oder: wenns nicht vorwintert, so winterts nach; oder auch: grüne Weyhnachten, weisse Ostern. Ist die Leber des Hechts gegen dem Gallenbläschen hin breit, der vordere Theil aber  
230 spitzig, so soll der Winter hart und lang werden.

Im Dezember trocken eingefroren, macht, daß der Weinstock mehr Kälte ertragen kann, als ein Eichbaum.

Wenn es um Weyhnacht ist feucht und naß,  
So giebts leere Speicher und leere Faß.

235 Dezember oder Christmonat. [1813]

Donnerts in diesem Monat, so bedeutets viel Regen u. Wind u. wird der Saamen vom Brennen verderbt.

Ist es an den Weihnachts-Feiertagen windig, sollen die *Bäume* folgendes Jahr viel Obst tragen.

240 Grüne Weihanchten, weisse Ostern.

Im Dezember trocken und eingefroren, macht, daß der Weinstock mehr Kälte ertragen kann, als ein Eichbaum.

Wenn es um Weihnacht ist feucht und naß, So gibts leere Speicher und leere Faß.

245 Wenn in der Christnacht die Weine in den Fässern jahren, so bedeutet es ein gutes Weinjahr.

Astronomische Kalender-Praktik  
auf das Jahr 1808, in welchem die Venus der regierende Hauptplanet ist.

1. Von dem Frühling.

Das *Frühlings-Quartal* fängt bey uns an den 20ten März, Abends 6 uhr 47 min., mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widders. Tag- und Nachtgleiche. 5

2. Von dem Sommer.

Das *Sommer-Quartal* fängt bey uns an den 21ten Juny, Abends 4 uhr 36 min., wo die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt.

3. Von dem Herbst. 10

Das *Herbst-Quartal* nimmt bey uns seinen Anfang, wenn die Sonne in das Zeichen der Waage tritt, das ist, den 23ten September morgens 6 uhr 30 min., wo Tag und Nacht zum zweytenmal gleich lang sind.

4. Von dem Winter.

Das *Winter-Quartal* fängt bey uns an den 21ten Dezember, Nachts 11 uhr 20 min., wo die Sonne in das Zeichen des Steonbocks tritt. 15

Astronomische Kalender-Praktik  
auf das Jahr 1819.

Von dem Winter. 20

Der *Winter* des gegenwärtigen Jahres hat angefangen edn 22. des vorigen Christmonats, früh Morgens um 0 Uhr 53 Minuten, beim Einrücken der Sonne in das Zeichen des Steinbocks.

Von dem Frühling.

Der *Frühling* nimmt seinen Anfang den 21. März, um 11 Uhr 10 Min., Vormittags, wann die Sonne in das Zeichen des Widders tritt. 25

Von dem Sommer.

Der *Sommer* geht ein den 22. Brachmonat, Morgens um 10 Uhr 37 Min., zu welcher Zeit die Sonne im Zeichen des Krebses anlanget.

Von dem Herbst. 30

Der *Herbst* fängt an den 23. Herbstmonat, Abends um 10 Uhr 34 min., beim Eintritt der Sonne in das Zeichen der Waage.

301 VON DEM HAUPTPLANETEN DES JAHR. [1813]

Der Planet *Mars* sagte eines Abends zu einem Astrologus (der Hausfreund thut nicht gern groß, am wenigsten unter der Hand): „Astrologus,“ sagte der Planet, „du könntest mich wohl auch in den Kalender bringen, so gut als deinen Adjunkt und seine  
5 Schwiegermutter.“ Die meisten Planeten und Astrologen dutzen einander; also sagte der Astrologus: „Stehst du nicht schon darin, im Jahrgang Neun?“ – „Aber als Hauptplanet und Jahres-Regent,“ meinte der Mars. Der Astrolog sagte: „Es kommt mir nicht drauf an. Ich bringe dich hinein. Was prophezeihst du

von Krieg und Frieden?“

10 Da wurde der Planetstern feuerroth wie ein glühendes Eisen, und auf einmal wieder blaß; denn er sagte: „Es kann ein giftiges Kriegsjahr geben in der Ferne, wenn die Aspekten nicht anderst werden; wenn sie aber anderst werden, so gibt's keins“ Der Astrologus sagte: „Ich seh' dich drum an.“ Denn die Gestirne reden mit den Astrologen durch Farben, und wer die Farbensprache versteht, der kann mit ihnen reden.  
15 Der Astrologus fuhr fort und fragte um

die Fruchtbarkeit der Erde.

Da schangschierete der Planet rosenroth und birkenbraun. Ist in gemeines Deutsch zu übersetzen: „Es kann ein fruchtbares Jahr werden. Besonders werden die Mägdlein und die Rosen schön blühen, und die Bäume werden saftige Zweige treiben. Wer im  
20 Jahr 1813 die Birkenkur von nöthen hat, kann sich freuen.“ Der Astrolog fragte weiter nach den

Krankheiten und Seuchen

Da nahm der Planet eine gar krause und zwitterige Farbe an. „Ist das auch eine Frage,“ sagte er, „von einem Astrologus? Die Leute sollen im zunehmenden Mond  
25 nicht mehr essen und trinken und schlafen, allein oder selbender, als ihnen nützlich und gut ist, und im abnehmenden nicht mehr als im zunehmenden, so werden viele gesund bleiben.

Dieß ist der Bericht des dießjährigen Hauptplaneten *Mars an die Leser* des Hausfreundes.

302 VON DEM HAUPTPLANETEN DES JAHR. [1814]

In den meisten Kalendern auf 1814 wird die *Sonne* als der Hauptplanet des Jahres für 6 bis 8 Kreuzer feil seyn. Darauf kann ein rechter Astrologus nicht viel halten. Denn der geneigte Leser weiß, oder könnte wissen, daß die Sonne kein Planet ist. Sie ist  
5 Jahr aus Jahr ein die oberste Königin des Firmaments und der Erde, und die eilf Pla-

neten, die um ihren goldenen Thron herumstehen, sind ihre Statthalter und Gehül-  
fen in der Regierung, so zu sagen, ihre Kreisdirektoren. Als daher die Erde das Regi-  
ment auf Anno 1814 der Sonne anbieten wollte, sagte zu ihr die Sonne: „Bist du  
nicht selbst ein Planet, und alt genug? Kannst du dich nicht selbst regieren?“ Die  
Erde erwiederte zwar, sie sey's kaum kapabel und Wenige können's. Aber die Sonne 10  
sagte: „Versuche es einmal! Wenn's fehlen will, so will ich dir helfen.“ Also ist auf das  
Jahr 1814 die Erde zum erstenmal ihr eigener Hauptplanet, und der Leser des Haus-  
freundes wolle sich durch andere Kalender nicht irre machen lassen.

Von der Fruchtbarkeit des Jahres.

Da die Erde in diesem Jahr selber regiert, so wird sie ihren Kindern, vornehmlich 15  
aber den Lesern des Hausfreundes nicht fehlen lassen, was ihnen Freude macht, und  
nützlich ist, schöne Blüten, süßes Obst, Brod und Wein, Hanf und Flachs, Birken-  
ruthen. Denn eine Mutter theilt ihren Kindern gerne mit, was sie Gutes hat, und auf-  
treiben kann.

Von Krankheiten und Seuchen.

Eine Mutter läßt ihre Kinder wohl eine Zeitlang herum laufen, wenn sie aber müde  
sind, oder es fehlt ihnen etwas, so nimmt sie sie wieder in ihren Schooß zurück. Also  
wird auch die Erde im Jahr 1814 manchen Müden, oder dem etwas fehlt, in ihren  
Schooß zurücknehmen. Aber man kann keinen nennen. Jeder muß denken: *Vielleicht*  
mich.“ 25

Von Krieg und Frieden.

Hier wendet sich der Astrologus an den Planeten selbst: „Habe ein Einsehen mit dir  
und uns, und rede mit den Thronen und Gewaltigen ein gutes Wort, daß sie uns bald  
den theuren Frieden wieder schenken, oder wenn er bis zur Ausgabe des Kalenders  
schon sollte abgeschlossen seyn, daß sie ihn wenigstens während deines Regiments 30  
unangefochten gelten lasse. Die andern Planeten halten dir selber nichts drauf, daß  
sie so viel Blut auf dir vergossen wird.“

303 VON DEM HAUPTPLANETEN DES JAHR'S. [1815]

Der Hauptplanet des Jahres 1815 ist mit Gutheissen des Astrologus die *Venus*, oder  
der Morgenstern, oder der Abendstern. Jeder Planet in seiner Art, absonderlich der  
dießjährige glänzt im Widerschein von der Herrlichkeit seines Schöpfers, und ist ein  
Zeuge der großen göttlichen Weltordnung seit tausend und abermal tausend Jahren, 5  
und wer ihn mit einem betrübten Auge eine Zeitlang ansieht, mit dem redet er zu-  
letzt, und befiehlt ihm, daß du an der Allmächtigkeit und Güte des Schöpfers nicht  
verzagen, und dich mit Geduld und Hoffnung in die göttliche Weltordnung schicken

sollst. Dieß ist die einzige Art und Weise wie die Planeten regieren können, aufrichtig  
 10 von der Farbe zu reden.

Von der Fruchtbarkeit der Erde.

Seit der Planet auf die Erde scheint, ist nicht ausgeblieben Gras und Kraut und  
 fruchtbare Bäume, die sich besamen und Frucht tragen ein jeglicher nach seiner Art.  
 Was aber die Weltordnung betrifft, sagt er, so sollst du, wie ich, frühe an dein Ge-  
 15 schäft gehen, und wenn es seyn muß, etwas von der Nacht dazu nehmen, und wenn  
 es dir wieder gut geht, sollst du mit der Freundlichkeit deines Auges und Herzens  
 auch andere Menschen froh machen.

Von den Krankheiten.

Der Planet in seinem milden heitern Lichte und in seinem stillen steten Wandel am  
 20 Himmel warnt alle Menschen vor dem verzehrenden Trübsinn und vor allen irdi-  
 schen Lastern, und sagt: „Ich will nicht Schuld seyn an euern Krankheiten.“ Dagegen  
 will er auf die Gräber der Entschlafenen als ein Stern der Hoffnung freundlich herab-  
 schauen, bis sie an einem schönen Morgen auch wieder aufwachen und hervorgehen,  
 wie er, und das zum Trost der Lebenden.

Von Krieg und Frieden.

Der Planet spricht Trost zu aus der Ferne. Er verkündet die Wiederkehr friedlicher  
 Zeiten, und des Himmels Segen dazu, der wie der Morgen- und Abendstern herab-  
 träufelt, wenn die Menschen wollen, und man darf ihm trauen. Denn er blickt auf  
 manche blumenreiche Wiese herab, und auf manches schöne Waizengefeld, wo bei  
 30 seinem Bedenken schon Schlachtfelder waren und Feldbatterien.

304 VON DEM HAUPTPLANETEN DES JAHRES. [1819]

Als Regent des Jahres 1819 hat sich gemeldet der Planet *Jupiter*. Alle Astrologen ge-  
 ben ihm ihre Stimmen. Denn er ist einer von den Guten, und begabt. Auch führt er  
 keinen schlechten Hofstaat an seinen Monden. Dieses und was sonst von ihm zu wis-  
 5 sen nützlich sein kann, sagen die, geehrter Lese, die fortgesetzten Betrachtungen des  
 Weltgebäudes in dem gegenwärtigen Jahrgang des Kalenders. Der Hausfreund und  
 sein Astrolog erleichtern einander gegenseitig Arbeit sehr.

Von der Fruchtbarkeit der Erde.

An sich ist die Fruchtbarkeit der Erde immer die nemliche wie sie der Schöpfer uran-  
 10 fänglich damit ausgestattet und gesegnet hat. Darum vermag selbst der Planet nichts  
 zu ändern, das ist vielmehr das merkwürdige und wunderbare, daß alle Erzeugnisse  
 die sie von Anbeginn seit 100 und abermal 100 Jahren hergegeben hat, an ihrer über-



schwenglichen Kraft noch nichts aufgezehrt und vermindert haben. Denn ob sie auch in einem und dem andern Jahr mit manchem zurückhalten muß, wegen der Witterung, so ersetzt sie es doch nachgehends wieder in reichlicher Fülle. Und auf das Jahr 1819 ist sie's willens. Ja der Mensch kann die angebohrne Fruchtbarkeit der Erde so zu sagen noch immer vermehren durch Nachdenken, Fleiß und gute Bestellung, welche ja nicht zu verabsäumen, der Planet durch den Astrologus allen ackerbauenden Lesern empfehlen läßt, damit er Ehre habe vom Jahrgang und von seinen Lehensmännern, sagt er.

#### Von den Krankheiten.

Der Hauptplanet hebt gleich am 1. Jenner des neuen Jahres den warnenden Finger auf gegen alle, welche an dem vergangenen Jahr zu viel in das Glas geschaut, oder mit andern verderblichen Gemüthssuchten aus Geiz oder Sinneslust ihrer Gesundheit und ihrem Leben wehe gethan haben, wie auch gegen alle leichtsinnigen und unbarmherzigen Mütter, welche die Pflege und Aufsicht ihrer Kinder verwaarlosten. Er sagt, wenn's so fortgeht, so könne er für nichts gut leben. Denn Mäßigkeit und Gottesfurcht sind die Schutzengel der Gesundheit und des Lebens für die Erwachsenen und unerfahrenen Kinder. Jedem kommt gleichwohl sein Stündlein frühe genug, und keinem bleibt's aus.

#### Von Krieg und Frieden.

Obgleich aus diesen Artikel ganz andere Hauptplaneten Einfluß haben, nemlich die hohen Potentaten der Erde, die dem Astrologus wenig ins Ohr sagen, was sie thun wollen, damit er desto lebhafter überrascht werde, wenn er in der Zeitung findet, was sie gethan haben; gleichwohl getraut er sich auch für das Jahr 1819 das schöne weisse Fähnlein des Friedens wieder aufzustecken. Was aber den Krieg und Frieden in den Wohnungen und Wirthshäusern betrifft, so traut er den geehrten Lesern des Hausfreundes zu, daß sie durch Verträglichkeit, Sanftmuth und Liebe sich untereinander ein friedliches und freundliches Jahr bereiten und gönnen werden. Das vernünftigste wenigstens wär's.

305 NEUE VATERLÄNDISCHE ZEITRECHNUNG AUF DAS JAHR 1813.

	Jahre
Seit der berühmten Schlacht der Markomannen mit dem römischen Feldherrn <i>Cajus Julius Cäsar</i> , 58 Jahre vor Christi Geburt sind verflossen.....	1871
5 Seit Erbauung von Baden, Badenweiler, Breisach, Kleinen Kems, Constanz, Pfullendorf, Ladenburg durch die Römer, zwischen 1 und 200 nach Christi Geburt ungefähr.....	1700
Seit der Ankunft der Allemannen in den Rheingegenden, ungefähr im Jahr 200.....	1613
10 Seit der mörderischen Schlacht der Allemannen und Römer bei Mittelhausbergen im Elsaß im Jahr 375.....	1438
Seit dem räuberischen Einfall der Hunnen unter <i>Attila</i> 451.....	1362
Seit der unglücklichen Schlacht der Allemannen bei Zülpich und Errichtung des allemannischen Herzogthums im Jahr 496.....	1317
15 Seit Erbauung der ersten christlichen Kirche durch den <i>h. Fridolin</i> in Seckingen, ungefähr 510.....	1303
Seit der Thronbesteigung <i>Karls</i> des Großen, nachmaligen Kaisers 768	1043
Seit der grimmigen Pest 988.....	825
Seit Ernennung <i>Bertholds</i> , Grafen im Breisgau, des <i>Stammvaters</i> der	
20 Fürsten von <i>Zähringen</i> und Baden, zum Herzog 1052.....	761
Seit dem Tod <i>Hermanns I.</i> Markgrafen von Baden, Stifters des Durchlauchtigsten Hauses, 1074.....	739
Seit der Gründung der Stadt Freiburg 1118.....	695
Seit der großen Hungersnoth und Pest 1125.....	688
25 Seit dem Tod Markgraf <i>Hermanns IV.</i> In Antiochia im Reich Syria 1190.....	623
Seit der ersten Theilung des Landes in mehrere Linien des hohen Fürstenhauses 1190.....	623
Seit dem Bund der rheinischen Städte im J. 1255.....	558
30 Seit der grausamen und ungerechten Hinrichtung Prinz <i>Conradins</i> von Schwaben und <i>Friedrichs</i> von Baden 1268.....	545
Seit dem großen Erdbeben 1356.....	457
Seit der Kirchenversammlung zu Constanz im J. 1414.....	399
Seit dem Anfang des Bauernkrieges 1524.....	289
35 Seit der letzten Theilung des Landes in die Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach 1527.....	286
Seit Einführung der lutherischen Religion in Baden-Durlach 1556.....	257
Seit Gründung der Stadt Mannheim im J. 1606.....	207
Seit dem Anfang des 30jährigen Krieges 1618.....	195

Seit der Einäscherung von Durlach und Verheerung des Landes unter dem französischen General <i>Melac</i> 1689.....	124	40
Seit Gründung des Baden-Badischen Residenzschlosses in Rastadt 1697.....	116	
Seit der Schlacht bei Fridlingen und im Käferhölzlein 1702.....	111	
Seit der Gründung der Residenzstadt Karlsruhe, 1715.....	98	45
Seit dem Anfang der wohlthätigen Regierung <i>Karl Friedrich</i> , des Vaters Vaterlandes 1746.....	67	
Seit der Wiedervereinigung aller badischen Lande 1771.....	42	
Seit dem ersten Übergang der Franzosen über den Rhein im Revolutionskrieg 1796.....	17	50
Seit Vermehrung des Landes durch die Pfalzgrafschaft, das Fürstenthum Bruchsal, Constanz etc. 1803.....	10	
Seit Vermehrung des Landes durch die österreichischen Besitzungen im Breisgau und in der Ortenau 1805.....	8	
Seit der Vermählung des jetzt regierenden Landesherrn mit I.K.H. der Prinzessin <i>Stephanie Napoleon</i> 1806.....	7	55
Seit der Annahme der großherzoglichen Würde und Souverainität von Seiten des Landesregenten nach Auflösung des deutschen Reichs 1806.....	7	
Seit dem Regierungsantritt des jetzt regierenden Landesherrn 1811.....	2	

306 ADERLAßTAFEL.

*Schlaf-Puls-Ader.* In heftigen Kopfschmerzen und Augen-Entzündungen.

*Drossel-Ader.* Bey Ersticken, Ertrunkenen, Erhenkten, im Schlagfluß.

*Stirn-Ader.* In der Tollheit, im Wahnsinn und in der Raserey.

5 *Leber-Ader.* Wird am linken Arm Milz-Ader genannt. Wie die nachfolgende.

*Frosch-Ader.* Liegt unter der Zunge. – In der Bräune.– Ist gefährlich zu lassen.

*Haupt-Ader.* Im hitzigen Fieber, Brust- Entzündungen, Seitenstechen, Mutter-Blutfluß etc.

10 *Salvateli-Ader.* Wenn man, aus Furcht die Puls-Ader zu treffen, die Adern am Arme nicht zu öffnen wagt.

*Median-Ader.* Wird genommen, wenn man nicht am Fuße lassen kann oder darf.

*Haupt-Ader.* Eben so wie die Salvateli-Ader.

*Gicht-Ader.* Ist klein, schwer zu treffen und taugt so viel als jede andere.

15 *Brand-Ader.* Dient statt der Rosen-Ader, wenn diese zu klein und unsichtbar ist.

*Rosen-Ader.* Ist die beste und gewöhnlichste, besonders wenn man das Blut unter sich leiten will.

Hier hast du, lieber Leser, ein Verzeichnis der Adern, die man in diesem oder  
20 jenem Fall zu öffnen pflegt. Glaub es mir, es ist vernünftiger, als wenn ich dir eine Fi-  
gur mit allen zwölf himmlischen Zeichen hingelegt hätte, damit du, wenn du leicht-  
gläubig genug wärest, sehen könntest, in welchem Zeichen diese oder jene Ader zu  
öffnen sey. Das sind Albernheiten; die himmlischen Zeichen haben so wenig einen  
Einfluß auf das Aderlassen, als der Mond Je nachdem du einen Anfall bekommst, so  
25 mußt du eine bestimmte Ader öffnen lassen, es regiere dann für ein Zeichen was für  
eines wolle, und es mag dann Vollmond oder Neumond oder sonst ein Tag seyn.  
Merke dir, statt auf diese Ungereimtheiten zu achten, lieber folgendes:

Der Gesunde soll nicht ohne Noth aderlassen, und der Kranke soll einen ver-  
nünftigen Arzt fragen. Wenn man auch einmal Ader gelassen hat, so braucht man es  
30 deßwegen nicht fortzusetzen. Eine zu starke Aderlässe kann die Natur auf immer  
schwächen, also ohne Noth nicht über 10 Unzen. Wer zu Ohnmachten geneigt ist,  
lasse sich nur eine kleine Öffnung machen, und bleibe dabey im Bett liegen. Schwan-  
gere sollen nur zu Ende der Schwangerschaft lassen, u. s. w.

Die Kennzeichen aus dem Blut sind sehr ungewiß. Doch kann man folgendes  
35 merken: Schön rothes und flüssiges, nicht wässeriges Blut zeigt Gesundheit; sehr dün-  
nes aufgelösetes Schwäche, Bleich-, Wassersucht, Faulfieber; sehr dickes, zähes,  
schwarzes, Milzsucht, Schwermuth, Hypochondrie; Speckhaut auf dem Blute, Ent-  
zündungs-Krankheiten, zähe Säfte, Gicht, Verschleimung an; eine fette öhlichte Haut

ist das schlimmste Zeichen; Blutwasser, das sehr gelb und grün ist, deutet auf Fehler der Leber und Galle, auf Gelbsucht u. s. w.

**Aderlastafel.**

Schlaf, Puls = Ader.  
In heftigen Kopfschmerzen und Augen = Entzündungen.

<p><b>Droffel = Ader.</b> Bei Ersticken, Ertrunkenen, Erbenken, im Schlagfluß.</p> <p><b>Leber = Ader.</b> Wird am linken Arm Mitz = Ader genannt. Wie die nachfolgende.</p> <p><b>Haut = Ader.</b> Im hitzigen Fieber, Frost = Entzündung, Seitenschmerzen, Mutter = Blutfluß u.</p> <p><b>Median = Ader.</b> Wird genommen, wenn man nicht am Fuße lassen kann oder darf.</p> <p><b>Wicht = Ader.</b> Ist klein, schwer zu reissen, und taugt so viel als jede andere.</p>		<p><b>Stirn = Ader.</b> In der Tollheit, im Wahnsinn und in der Raserey.</p> <p><b>Frosch = Ader.</b> Liegt unter der Zunge. — In der Bräune. — Ist gefährlich zu lassen.</p> <p><b>Salvator = Ader.</b> Wenn man, aus Furcht die Puls = Ader zu treffen, die Ader am Arme nicht zu öffnen wagt.</p> <p><b>Haut = Ader.</b> Eben so wie die Salvator = Ader.</p> <p><b>Hand = Ader.</b> Nicht statt der Rosen = Ader, wenn diese zu klein und unsichtbar ist.</p> <p><b>Rosen = Ader.</b> Ist die beste und gewöhnlichste, besonders wenn man das Blut unter sich leiten will.</p>
--	---	--

Hier hast du, lieber Leser, ein Verzeichniß der Adern, die man in diesem oder jenem Fall zu öffnen pflegt. Glaub es mir, es ist vernünftiger, als wenn ich dir eine Figur mit allen zwölf himmlischen Zeichen hinaufsetz hätte, damit du, wenn du leichtgläubig genug wärest, sehen könntest, in welchem Zeichen die oder jene Ader zu öffnen sey. Das sind Alberheiten; die himmlischen Zeichen haben so wenig einen Einfluß auf das Aderlassen, als der Mond. Je nachdem du einen Anfall bekommst, so mußt du eine bestimmte Ader öffnen lassen, es reatere dann für ein Zeichen was für eines wolle, und es mag dann Vollmond oder Neumond oder sonst ein Tag seyn. Merke dir, statt auf diese Ungeretheit zu achten, lieber folgendes:

Der Gesunde soll nicht ohne Noth adertassen, und der Kranke soll einen vernünftigen Arzt fragen. Wenn man auch einmal Ader gelassen hat, so braucht man es deswegen nicht fortzusetzen. Eine zu starke Aderlässe kann die Natur auf immer schwächen, also ohne Noth nicht über 10 Unzen. Wer zu Ohnmachten geneigt ist, lasse sich nur eine kleine Oeffnung machen, und bleibe dabei im Bett liegen. Schwangere sollen nur zu Ende der Schwangerschaft lassen, u. s. w.

Die Kennzeichen aus dem Blut sind sehr ungewiß. Doch kann man folgendes merken: Schön rothes und flüssiges, nicht wässriges Blut zeigt Gesundheit; sehr dünnes aufaelßetes Schwäche, Bleich, Wassersucht, Faulfieber; sehr dickes, zähes, schwarzes, Milksucht, Schwermuth, Hypochondrie; Sprechhaut auf dem Blute, Entzündungs-Krankheiten zähe Säfte, Nict, Verschleimung an; eine fette öhlichte Haut ist das schlimmste Zeichen; Blutwasser, das sehr gelb und grün ist, deutet auf Fehler der Leber und Galle, auf Gelbsucht u. s. w.

Abb. 85: Aderlastafel



## 7.18 SONSTIGE PROSA ZU DEN KALENDERGESCHICHTEN

## 307    VORREDE.

Die Veranlassung zur Herausgabe dieses Büchleins muß seinen Titel rechtfertigen, und der Titel die Herausgabe. Der Verfasser hat nemlich seit vier Jahren die Lese-  
 stücke des Badischen Landcalenders, genannt *der rheinländische Hausfreund*, geliefert,  
 5 und die Cottaische Buchhandlung in Tübingen hegte die gute Meinung, es wäre  
 schade, wenn die besten Aufsätze darinn, innerhalb des Marktkreises des Calenders  
 und mit dem nemlichen Jahr, wofür sie geschrieben sind, wieder untergehen sollten,  
 und druckt sie daher für ein eigenes Büchlein, samt den mittelmäsigen ab, damit sich  
 jene besser herausheben.

10       Der geneigte Leser wird sich gefällig erinnern, mehrere der eingebrachten Er-  
 zählungen und Anekdoten anderswo auch schon gehört oder gelesen zu haben, wäre  
 es auch nur im Vademekum, von welcher Almende oder Gemeinwiese sie der Verfas-  
 ser zum Theil selber gepflückt hat. Doch ließ ers nicht beym bloßen Abschreiben be-  
 wenden, sondern bemühte sich, diesen Kindern des Scherzes und der Laune auch ein  
 15 nettes und lustiges Röcklein umzuhängen, und wenn sie darinn dem Publikum wohl-  
 gefallen, so ist ihm ein schöner Wunsch gelungen, und er macht auf die Kinder selbst  
 keine weiteren Ansprüche.

Übrigens, sagt die Verlagshandlung, findet sich das Beste nicht sogleich am  
 Anfang, sondern in der Mitte, und wie an einem Ballen Tuch am Ende des Büchleins,  
 20 von welchem auch das letzte Muster im Morgenblatt abgeschnitten ist. Sie rechnete  
 auf viele Leser, die, wie die Bekenner des mosaischen Gesetzes, dort zu lesen anfan-  
 gen, wo andere aufhören.

## 308    ALLGEMEINE BETRACHTUNG ÜBER DAS WELTGEBÄUDE.

Dem geneigten Leser, wenn er zwischen seinen bekannten Bergen und Bäumen da-  
 heim sizt bey den Seinigen, oder bey einem Schöpplein im Adler, so ist's ihm wohl,  
 und er denkt just nicht weiter. Wenn aber früh die Sonne in ihrer stillen Herrlichkeit  
 5 aufgeht, so weiß er nicht, wo sie herkommt, und wenn sie Abends untergeht, weiß er  
 nicht, wo sie hinzieht, und wo sie die Nacht hindurch ihr Licht verbirgt, und auf wel-  
 chem geheimen Fußpfad sie die Berge ihres Aufgangs wieder findet. Oder wenn der  
 Mond einmal bleich und mager, ein andermal rund und voll durch die Nacht spa-  
 ziert, er weiß wieder nicht, wo das herrührt, und wenn er in den Himmel voll Sterne  
 10 hinaufschaut, einer blinkt schöner und freudiger als der andere, so meint er, sie seien  
 alle wegen seiner da, und weiß doch nicht recht, was sie wollen. Guter Freund, das ist  
 nicht löblich, daß man so etwas alle Tage sieht, und fragt nie, was es bedeutet. Der  
 Himmel ist ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte, und stehen viel  
 bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und gegen die Sünde, und die Sterne



sind die goldenen Buchstaben in dem Buch. Aber es ist arabisch, man kann es nicht 15  
verstehen, wenn man keinen Dollmetscher hat. Wer aber einmal in diesem Buch le-  
sen kann, in diesem Psalter, und ließt darin, dem wird hernach die Zeit nimmer lang,  
wenn er schon bei Nacht allein auf der Strasse ist, und wenn ihn die Finsterniß ver-  
führen will, etwas Böses zu thun, er kann nimmer.

Also will jezt der Hausfreund eine Predigt halten, zuerst über die Erde und 20  
über die Sonne, darnach über den Mond, darnach über die Sterne.

309 ZWEY GEHÜLFEN DES HAUSFREUNDS.

Es wird in Zukunft bisweilen, von einem Adjunkt die Rede seyn, was der geneigte  
Leser nicht verstehen könnte, wenn es ihm nicht erklärt würde. Als nemlich der  
Hausfreund den rheinländischen Calender noch schrieb, er schreibt ihn noch, hat er  
den Bezirk seiner Hausfreundschaft disseits Rheins, wie die Franzosen das Land jen- 5  
seits Rheins in zwey Provinzen getheilt, in die untere, und in die obere: und hat in die  
untere einen Statthalter gesetzt, einen Präfekt, der aber nicht will genannt seyn, denn  
er ist kein Landskind. Auch nennt ihn der Hausfreund selber nicht leicht Statthalter,  
und niemand, sondern Adjunkt, denn selten ist jeder auf seinem Posten, sondern sit- 10  
zen bei einander und schreiben mit einander neue hoch deutsche Reimen, oder sinn-  
reiche Räthsel. Zum Exempel, Adjunkt, sagt der Hausfreund: Rathet hin, rathet her,  
was ist das?

Der arme Tropf  
Hat keinen Kopf;  
Das arme Weib 15  
Hat keinen Leib,  
Die arme Kleine  
Hat keine Beine.  
Sie ist ein langer Darm,  
Doch schlingt sie einen Arm 20  
Bedächtigt in den andern ein.  
Was mag das für ein Weiblein seyn?

Hausfreund, sagt der Adjunkt, wenn ihr mir einen Groschen leiht, so will ich  
euch, für dieses Räthsel ein paar Bretzeln kaufen. Der Wein, den wir dazu trinken,  
bezahlt ihr. Rathet hin, rathet her, was ist aber das? 25

Holde, die ich meine,  
Niedliche und kleine,  
Ich liebe dich, und ohne dich  
Wird mir der Abend weinerlich.

30 Auch gönnst du mir,  
 Nachrühm' ichs dir,  
 Wohl manchen lieblichen Genuß;  
 Doch bald bekommst du's Ueberdruß,  
 Und laufst zu meiner tiefen Schmach  
 35 Ein feiles Mensch den Juden nach,  
 Und dennoch Falsche aus und ein,  
 Hörst du nicht auf mir lieb zu seyn.

Ihr errathets nicht, sagt der Statthalter, wenn ichs euch nicht explicire. Es ist eine Adjunkts Besoldung, zum Exempel meine eigene, die ich von euch bekomme.

40 Allein der Adjunkt hat selber wieder eine Adjunktinn, nemlich seine Schwiegermutter, die Tochter hat er noch nicht, bekommt sie auch nicht, und der Hausfreund hat an ihm einen ganz andern Glückszug gethan, als sein guter Freund, der Doktor, auf seiner Heimreise aus Spanien an der Madridter Barbiergilde. Denn als er aus der großen Stadt Madrid heraus ritt, seinem Thierlein wuchsen in dem warmen  
 45 Land, und bey der üppigen Nahrung die Haare so kräftig, daß er nach Landesart zwey Barbieri mit nehmen mußte, die auch ritten, und wenn sie Abends in die Herberge kamen, so rasirten sie sein Thierlein. Weil sie aber selber keine gemeine Leute waren, und die ganze Nacht Arbeit genug hatten, bis das Thierlein eingeseift, und rasirt, und wieder mit Lavendelöhl eingerieben war, so nahm jeder wieder für sein eigenes  
 50 Thierlein zwey Barbieri mit, die ebenfalls ritten, und diese wieder. Als nun der Doktor oben auf dem pyrenäischen Berg zum erstenmal umschaute, und mit dem Perspektiv sehen wollte, wo er hergekommen war, als er mit Verwunderung und Schrecken den langen Zug seiner Begleiter gewahr wurde, und wie noch immer neue Barbieri zum Stadtthor von Madrid herausritten, und innwendig wieder aufsassen,  
 55 sagte er bey sich selbst: Was hab ich denn nöthig länger zu reiten, es geht nun jezt Berg unter, und gieng früh am Tag in aller Stille zu Fuß nach Montlouis.

Also hat der Hausfreund mit seinem Adjunkte auch die Adjunktinn des Adjunkts gewonnen, ist aber nicht erschrocken, und davon gelaufen. Wers noch nie erlebt hat, wie sie allen Leuten Red und Antwort gab, und schöne Schweitzerlieder vom  
 60 Rigiberg singen, und wie sie sich verstellen kann, bald meint man, man sehe eine Heilige mitten aus dem gelobten Land heraus, bald die heidnische Zauberinn Medea, und noch viel, wers nicht gesehen hat, stellt sich's nicht vor.

Der freundlichen Schwiegermutter des Adjunkts, soll dieses Büchlein zum Dank und zur Freundschaft gewidmet seyn.

310 HERR CHARLES.

(VON DEM FRÜHERN VERFASSER DES RHEINLÄNDISCHEN HAUSFREUNDES.)

EINE WAHRE GESCHICHTE.

Ein Kaufmann in Petersburg, von Geburt ein Franzose, wiegte eben sein wunderschö-  
 nes Büblein auf dem Knie, und machte ein Gesicht dazu, daß er ein wohlhabender 5  
 und glücklicher Mann sey, und sein Glück für einen Segen Gottes halte. Indem trat  
 ein fremder Mann, ein Pole, mit vier kranken halb erfrorenen Kindern in die Stube.  
 „Da bring ich euch die Kinder.“ Der Kaufmann sah den Polen curios an. „Was soll  
 ich mit diesen Kindern thun? Wem gehören sie? Wer schickt euch zu mir?“ – „Nie-  
 mand gehören sie, sagte der Pole, einer todten Frau im Schnee, 70 Stunden herwärts 10  
 Wilna. Thun könnt ihr mit ihnen was ihr wollt.“ Der Kaufmann sagte: „Ihr werdet  
 nicht am rechten Orte seyn,“ und der Hausfreund glaubt's auch nicht. Allein der Pole  
 erwiderte, ohne sich irre machen zu lassen: „Wenn ihr der Herr Charles seyd, so bin  
 ich am rechten Ort,“ und der Hausfreund glaubt's auch. Er war der Herr Charles.



Abb. 86: Herr Charles

Nemlich es hatte eine Französin, eine Wittve, schon lange im Wohlstande und ohne 15  
 Tadel in Moskau gelebt. Als aber vor 5 Jahren die Franzosen in Moskau waren, be-  
 nahm sie sich landsmannschaftlicher gegen sie, als den Einwohnern wohlgefiel. Denn

das Blut verläugnet sich nicht, und nachdem sie in dem großen Brand ebenfalls ihr Häuslein und ihren Wohlstand verloren, und nur ihre fünf Kinder gerettet hatte, mußte sie, weil sie verdächtig sey, nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus dem Land reisen. Sonst hätte sie sich nach Petersburg gewendet, wo sie einen reichen Vetter zu finden hoffte. Der geneigte Leser will bereits etwas merken. Als sie aber in einer schrecklichen Kälte und Flucht, und unter unsäglichen Leiden schon bis nach Wilna gekommen war, krank und aller Bedürfnisse und Bequemlichkeiten für eine so lange Reise entblößt, traf sie in Wilna einen edlen russischen Fürsten an, und klagte ihm ihre Noth. Der edle Fürst schenkte ihr dreyhundert Rubel, und als er erfuhr, daß sie in Petersburg einen Vetter habe, stellte er ihr frey, ob sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen, oder ob sie mit einem Paß nach Petersburg umkehren wolle. Da schaute sie zweifelhaft ihr ältestes Büblein an, weil es das verständigste und das kränkste war. „Wo willst du hin, mein Sohn?“ „Wo du hingehst, Mutter,“ sagte der Knabe, und hatte recht. Denn er gieng noch vor der Abreise ins Grab. Also versah sie sich mit dem Nothwendigen, und accordirte mit einem Polen, daß er sie für fünfhundert Rubel nach Petersburg brächte zum Vetter; denn sie dachte, er wird das Fehlende schon darauf legen. Aber alle Tage kränker auf der langen beschwerlichen Reise starb sie am sechsten oder siebenten, .. „Wo *du* hingehst,“ hatte der Knabe gesagt, und der arme Pole erbt von ihr die Kinder, und konnten mit einander soviel reden, als ein Pole verstehen mag, wenn ein französisches Kind russisch spricht, oder ein Französlin, wenn man mit ihm reden will auf polnisch. Nicht jeder geneigte Leser hätte an seiner Stelle seyn mögen. Er war es selber nicht gern. „Was anfangen jetzt?“ sagte er zu sich selbst. Umkehren – wo die Kinder lassen? Weiter fahren – wem bringen? Thue, was du sollst, sagte endlich etwas in seinem Inwendigen zu ihm. Willst du die armen Kinder um das Letzte und Einzige bringen, was sie von ihrer Mutter zu erben haben, um dein Wort, das du ihr gegeben hast? Also kniete er mit den unglücklichen Waisen um den Leichnam herum, und betete mit ihnen ein polnisches Vater unser. „Und führe uns nicht in Versuchung.“ Hernach ließ jedes ein Händlein voll Schnee zum Abschied und eine Thräne auf die kalte Brust der Mutter fallen, nemlich, daß sie ihr gerne die letzte Pflicht der Beerdigung anthun wollten, wenn sie könnten, und daß sie jetzt verlassene unglückliche Kinder seyen. Hernach fuhr er getrost mit ihnen weiter auf der Straße nach Petersburg, denn es wollte ihm nicht eingehen, daß der ihm die Kindlein anvertraut hatte, könne ihn stecken lassen, und als die große Stadt vor seinen Augen sich ausdehnte, wie ein Hauderer thut, der auch erst vor dem Thor fragt, wo er still halten soll, erkundigt er sich endlich bey den Kindern, so gut er sich verständlich machen konnte, wo denn der Vetter wohne, und erfuhr von ihnen, so gut er sie verstehen konnte: „Wir wissens nicht.“ – Wie er denn heiße? „Wir wissens auch nicht.“ – Wie denn ihr eigener Geschlechtsname sey? „Charles.“ Der geneigte Leser will schon wieder etwas merken, und wenss der Hausfreund für sich zu thun hätte,

so wäre der Herr Charles der Vetter. Die Kinder wären versorgt, und die Erzählung hätte ein Ende. Allein die Wahrheit ist oft sinniger als die Erdichtung. Nein der Herr Charles ist der Vetter nicht, sondern dieses Namens ein anderer, und bis auf diese Stunde weiß noch niemand, wie der wahre Vetter eigentlich heißt, nicht ob und wo in Petersburg er wohnt. Also fuhr der arme Mann in großer Verlegenheit zwey Tage lang in der Stadt herum und hatte Französlein feil. Aber niemand wollte ihn fragen: „Wie theuer das Pärlein?“ und der Herr Charles beehrte sie nicht einmal geschenkt, und war noch nicht Willens, eines zu behalten. Als aber ein Wort das andere gab, und ihm der Pole schlicht und menschlich ihr Schicksal und seine Noth erzählte, „eins, dachte er, will ich ihm abnehmen,“ und es füllte sich immer wärmer in seinem Busen: „ich will ihm zwey abnehmen,“ dachte er, und als sich endlich die Kinder um ihn anschmiegeten, meinent, er sey der Herr Vetter, und anfiengen auf französisch zu weinen, denn der geneigte Leser wird auch schon bemerkt haben, daß die französischen Kinder anders weinen, und als der Herr Charles die Landesart erkannte, da rührte Gott sein Herz an, daß ihm ward, wie einem Vater, wenn er die eigenen Kinder weinen und klagen sieht, und „in Gottes Namen,“ sagte er, „wenns so ist, so will ich mich nicht entziehen,“ und nahm die Kinder an. „Setzt euch ein wenig nieder,“ sagte er zu dem Polen, „ich will euch ein Süpplein kochen lassen.“



Abb. 87: Herr Charles

75 Der Pole, mit gutem Appetit und leichtem Herzen, aß die Suppe und legte den Löffel weg, – er legte den Löffel weg, und blieb sitzen – er stand auf und blieb stehen. „Seyd so gut, sagte er endlich, und fertigt mich jetzt ab, der Weg nach Wilna ist weit. Auf fünfhundert Rubel hat die Frau mit mir accordirt;“ da fuhr es doch dem milden Menschen, dem Herrn Charles, über das Gesicht, wie der Schatten einer flie-

80 genden Frühlingswolke über die sonnenreiche Flur. „Guter Freund,“ sagte er, „ihr kommt mir ein wenig curios vor. Ists nicht genug, daß ich euch die Kinder abgenommen habe, soll ich euch auch noch den Fuhrlohn bezahlen?“ Denn das kann dem redlichsten und besten Gemüth begegnen, wenns ein Kaufmann ist, jedem andern aber auch, daß es wider Wissen und Willen zuerst ein wenig handeln und markten

85 muß, sey es auch nur mit sich selbst. Der Pole erwiederte: „Guter Herr, ich will euch nicht ins Gesicht sagen, wie ihr mir vorkommt. Ists nicht genug, daß ich euch die Kinder bringe? Sollt ich sie auch noch umsonst geführt haben. Die Zeiten sind böß und der Verdienst ist gering.“ – „Eben deswegen,“ sagte Herr Charles, „darüber laßt mich klagen. Oder meint ihr, ich sey so reich, daß ich fremde Kinder aufkaufe, oder

90 so gottlos, daß ich mit ihnen handle? Wollt ihr sie wieder?“ Als aber noch einmal ein Wort das andere gab, und der Pole jetzt erst mit Staunen erfuhr, daß der Herr Charles gar nicht der Vetter sey, sondern nur aus Mitleiden die armen Waisen angenommen habe, „Wenns so ist,“ sagte er, „ich bin kein reicher Mann, und eure Landsleute, die Franzosen, haben mich auch nicht dazu gemacht, aber wenns so ist, so kann ich euch

95 nichts zumuthen. Thut den armen Würmlein Gutes dafür, sagte der edle Mensch, und es trat ihm eine Thräne ins Auge, die wie aus einem überwältigten Herzen kam, wenigstens überwältigte sie dem Herrn Charles das seinige. „*Monsieur Charles*,“ dachte er, „und ein armer polnischer Fuhrmann“ – und als der Pole schon anfieng, eines der Kinder nach dem andern zum Abschied zu küssen, und sie auf polnisch zur Folgsamkeit und Frömmigkeit ermahnte, „Guter Freund, sagte der Herr Charles, bleibt

100 noch ein wenig da. Ich bin doch so arm nicht, daß ich euch nicht euern wohlverdienten Fuhrlohn bezahlen könnte, so ich doch die Fracht euch abgenommen habe,“ und gab ihm die fünfhundert Rubel. Also sind jetzt die Kindlein versorgt, der Fuhrlohn ist bezahlt, und so ein, oder der andere geneigte Leser vor den Thoren der großen

105 Stadt hätte zweifeln mögen, ob der Vetter auch zu finden seye, und ob ers thun werde, so hat doch die heilige Vorsehung ihn nicht einmal dazu vonnöthen gehabt.

## 311 DER SPAZIERGANG AN DEN SEE.

Als sie – es kommt nicht darauf an, wer – an einem schönen Sommer-Abend lustwandeln nach dem Wirthshäuslein am See – die Luft war so mild, die Blumen des Feldes nach dem kurzen Regen wieder so frisch, die Pappeln am Wege wiegten sich so

schön in der sanft bewegten Luft, zwar alles wie gewöhnlich und wie fast überall, aber  
 man meint, man müß' es sagen; und die schöne Adeline wandelte leichten Fußes und  
 jugendlichen Sinnes voraus im schönen, schwebenden Ebenmaß und Gleichgewicht  
 ihres Wuchses, da legte schon auf zwanzig Schritt weit ein verwachsener Mensch die  
 Krücke zurecht, um stehend mit der einen antreten zu können, wenn sie an ihm vor-  
 bey kämen, und jedes reichte ihm eine Gabe fast mit weggewendetem Angesicht.  
 Denn es war eine der beklagenswerthesten Mißgestalten, vor denen sich die Natur  
 entsetzt. Nur der Doktor sah ihn herzhaft an und construirte in der Geschwindigkeit  
 sein Skelett. Und erst nach einigen Sekunden, als Adeline sagte: „der arme Mensch,“  
 merkten die Andern, daß sie Alle waren stille geworden und wehmüthig ob dem An-  
 blicke.

Nun, Herr Doktor, mit eurer Spitzfindigkeit, fuhr jezt der Amtmann fort, mit  
 eurer Kunst, Alles zu erklären und zu rechtfertigen, was thut solch ein unglückliches  
 Wesen, eine so verwachsene Ungestalt auf der Welt? Wär's nicht besser, es wär einer  
 weniger?

Da nahm der Doktor eine geheimnißvolle Miene an, zwar noch nicht zu  
 dem, was er sagte, sondern zu dem, was er erst sagen wollte. Dieser Mensch, begann  
 der Doktor, ist nur eine unverständene Chiffer in dem Buch der Weissagung, das der  
 Welt eine große Freude verkündet. Das Buch will verstanden seyn. Ich will nur mit  
 zwey Worten sagen – Da schauten sich die Frauen heimlich an, nämlich, daß jezt eine  
 langweilige Unterhaltung zu erwarten sey, wie es auch möglich ist, und blieben all-  
 mählig ein Paar Schritte weit zurück.

Ich will nur so viel sagen, fuhr der Doktor fort, es gibt eine unübersehbare  
 Menge möglicher Formen und Bedingungen des Körpers und Geistes, unter denen  
 der Mensch erscheinen kann, aber jede muß irgend einmal oder irgend wo zum Vor-  
 schein kommen, wenn die Zeit für sie da ist, bis alle Möglichkeiten erschöpft sind.  
 Dieser Unglückliche, den ihr da bedauert habt, ist also worden und ist gerechtfertigt  
 durch seine Möglichkeit; daß er aber unter die Möglichen gehörte, beweise ich damit,  
 daß er dort sitzt. Eure Frage wäre beantwortet.

Aber habt ihr noch je zwey ganz gleiche Gesichter gesehen? fuhr der Doktor  
 jezt redselig fort. Ich behaupte, von dem ersten an, das gewesen ist, bis zu den allen  
 letzten, in denen sich alle möglichen Formen erschöpfen, wird nicht eines zum zwey-  
 tenmal wieder kommen und noch weniger zu gleicher Zeit neben sich selbst vorhan-  
 den seyn. Sonst wäre Eins Zwey, was nicht möglich ist. Aber eines von allen muß ab-  
 solut das hässlichste seyn, der Ausstich von allen übrigen unzählbaren Millionen; das  
 glaubt ihr doch?

Niemand verneinte. – Also muß auch absolut von allen eines das schönste  
 und vollendetste seyn, hinter welchem alle Künstler-Ideale zurückbleiben, und das

eine muß irgendwo und irgend einmal aufblühen, wenn's nicht schon da war, so gut als das hässlichste. Das *müsst* ihr glauben!

45 Da fuhr es gelegentlich wie ein freudiger Schrecken durch den jungen Rechts-Praktikanten, wie wenn man einen Schatz findet. Denn er schaute bey dem Wort des Doktors, „eines muß von allen das schönste seyn,“ unwillkürlich die blühende Adeline an und sie unwillkürlich ihn, und er liebte sie ungemein und hätte gern verstanden, was ihr Auge ihm verrieth, aber er hatte das Herz nicht.

50 „Eben so die Gestalten, fuhr der Doktor fort, eben so die Geister in den Gestalten. Ich will nur so viel sagen: Der Mensch ist eine Welt. Man muß ihn nie mit einer Einheit vergleichen, sondern mit einer Ganzheit, z. B. nicht mit einem Kirschenbaum, sondern mit einem Baum. Alle Pflanzen des Erdbodens umfassen nicht so viel Mannigfaltiges und Entgegengesetztes, so Süßes und Bitteres, so vielerley Heil, und so  
55 vielerley Gift, als das einzige Menschengeschlecht in seinen Individuen.“

Sie ist der weibliche Palmbaum, dachte der Praktikant.

„Nicht zwey Menschen haben noch jemals alle hohen Kräfte des Geistes und alle schönen Tugenden des Herzens in gleichem Verhältniß in sich vereinigt und noch keiner von allen im rechten, –

60 der Praktikant dachte: das sollte mich wundern, –

„und im größten möglichen Umfang ihrer Wirksamkeit.“ –

Ja so! dachte der Praktikant, das wäre mir nicht einmal lieb.

„Aber einer von allen“ –

wird der Schlimmste seyn, fiel dem Doktor der Amtmann in die Rede, ich  
65 seh' euch kommen einen Verführer und Mörder seines Geschlechtes, ein allgemeines Weltgewitter, das in alle Throne und Altäre einschlagen wird, um König und Gott allein zu seyn, der die Welt in Flammen stecken und mit Blut und Thränen löschen wird, um sie noch einmal anzuzünden. –

Es gehört nichts dazu, fuhr der Doktor kaltblütig fort, als ein total überle-  
70 gerner Verstand zur Beharrlichkeit des bösen Willens und günstige Zeit. Schon mehr als einer hats versucht. Aber ich will vom Besten reden. Er ist möglich, so gut als der Schlimmste, und wenn er möglich ist, so bleibt er auch nicht aus. Irgend einmal müssen alle Umstände zusammentreffen, die erforderlich sind, daß er erscheine. Vielleicht trägt ihn eine Mutter bereits unter dem Herzen. Die Zeiten sind curios.

75 Da schmolte der Apotheker, der sonst lieber zuhört als spricht, und nahm den Ansatz zur Rede. Erlaubt mir, sagte er, was das betrifft – aber der Doktor überseelte ihn dießmal schon im Auslaufen.

Denn es erschien jezt, wie von einer himmlischen Glorie umflossen, vor seiner reichen und starken Phantasie der Herrliche und Große, in dem sich die Weisheit  
80 und Liebe aller Gesetzgeber und Könige, die je ihre Völker beglücken wollten, von dein weisen Salomo bis auf Kaiser Franz den 1sten geschieden von Irrthum und allem



Haß, vereinigen wird,, und dessen Scepter alle frommen Gemüther aus Liebe und alle großen Geister aus Achtung für den größern und alle andern aus Furcht sich unterwerfen müssen. Ja, es ging vor ihm, im Rosenschimmer des Morgenrothes mit Gold durchwirkt, das glückliche Zeitalter der Menschheit auf, das sie für alle, bestandenenen 85 Leiden, (die Entdeckung von Amerika und die Erfindung der Buchdruckerkunst mit eingerechnet, sagte er,) trösten und erfreuen werde, daß dem Berg-Inspektor auf einmal der Muth wurde, wie wenn er aus einem tiefen, feuchten Schacht zu Tag aufführe in die Maien-Blüthe, und in die Gesänge der Nachtigallen; – denn der Doktor sprach davon auf nicht gemeine Weise, auch neben her, wie er gewohnt ist, nicht ohne Necken. 90

Wie meint ihr, Amtrath, fuhr er fort, wird er alle Hochgerichte abthun und nur noch euere Gesetze und Urtheilssprüche richten, und ihr Pfarrer, wie wird er die Schulstuben ausräumen und die Kinder unter freyem Himmel in die Schule schicken, an Regentagen lieber gar nicht, damit sie vernehmen lernen das lebendige Wort 95 und nicht länger das todte; und ihr Bergrath, wie wird er alle Gruben zuwerfen lassen, damit Niemand hineinfällt, weil jetzt vor der Hand Metall genug zu Tag ist, besonders Messing und Eisen; und ihr, Stuckhauptmann, wie wird er alle Kanonen abführen lassen, eure zwey Dreypfünder nicht ausgenommen, und alle Schwerter in Pflugscharen umwandeln und alle Lanzen in Sicheln? Diese Almends Phrase aller 100 Friedensdichter, sagte er, hat seit den Tagen des Propheten Jesaia lange genug in Poesien ihre Wirkung gethan. Es wäre nimmer zu frühe, wenn sie auch einmal als Prose in Zeitungs-Artikel benutzt würde; was meint ihr, Herr Pfarrer?

Der guten menschenfreundlichen Seele des Pfarrers hatte die Sache schon lange eingeleuchtet, nicht einmal angesehen, daß er im vorigen Krieg viel Einquartierung 105 hatte. Nur hätte er's gern durch ein Wunder gehabt.

Gerade da, entgegnete ihm der Doktor, scheint ihr mir auf einem unsichern Pfad zu reiten. Denn wenn ihr's von einem Wunder erwartet, das Wunder kann ausbleiben. Wenn er aber schon in der Urne liegt, die die Loose der Menschheit bewegt, so kommt er irgend einmal gewiß. Übrigens sind dieß nur zwey Meinungen. Aber ein 110 Dritter sieht ins Klare.

Hier wollte der Apotheker zum zweytenmal auslaufen; aber der Stuckhauptmann kam ihm zuvor. Wie aber, fiel der Stadthauptmann ein, wenn der Schlimmste vor dem Besten käme und reine Arbeit machte, dann würde mein Arsenal noch zu brauchen seyn, von dem ihr vorhin so höhnisch gesprochen habt. 115

Der Pfarrer schüttelte den Kopf; denn er dachte an den Magog.

Der Doktor aber, nie verlegen, erwiderte: Wenn er vorher kommt, desto besser, so kann er hinten nach nichts mehr verderben, und wenn er nur einmal gewiß da gewesen ist, so ist der *Beste* verbürgt, denn alles Schlimmste ist nur Bürgschaft für das Beste. Ohne einen kürzesten Tag warteten wir auf den längsten vergeblich. Kein Pen- 120

dul schwankt einseitig nur nach *einem* Extrem. Freylich muß er zuerst kommen, wenn er noch nicht da gewesen ist. Aber wegen der reinen Arbeit lasst euch keinen Kummer werden. Denn die erhaltenden und rettenden Kräfte überwiegen im Großen und Ganzen immer die zerstörenden. Eure zwei Dreypfünder werden den Ausschlag  
 125 nicht auf die andere Seite bringen, hunderttausend Acht und Vierzigpfünder auch nicht.

Aber eure Rede nicht zu vergessen, was wolltet ihr vorhin sagen, Apotheker?

Erlaubt mir, ich wollte nur sagen, das komme mir eben so vor, als wenn ich sagen wollte, die Zahl 7777 müsse in der Frankfurter Lotterie, welche 24000 Num-  
 130 mern hat, irgend einmal mit dem großen Loos gewiß herauskommen, weil sie drin ist, wenn nämlich die Welt so lange steht und Frankfurt so lange zieht, bis sie herauskömmt. Wißt ihr aber auch, wenn alles recht glücklich geht, daß es noch 12,000 Jahre anstehen kann, vielleicht noch länger?

Drauf erwiderte mit Respekt gebietendem Tone der Doktor: Mir kommt das  
 135 nicht eben so vor, was ihr da sagt. Denn erstlich hat die Menschheit nicht 24,000 Nummern, sondern, wenn's genug wäre, aber es ist nicht genug, soviel Millionen.

Desto schlimmer, meinte der Apotheker.

Desto besser, erwiderte der Doktor; denn erstlich zieht die Menschheit nicht  
 140 erst seit heute, sondern vielleicht schon so viele Tausend Jahre, als eure Zahl Einheiten hat.

Der Pfarrer meinte, 6000 wären auch genug und schon zu viel; aber es lag nicht im Interesse des Doktors, darauf einzugehen und den Apotheker so geschwind los zu lassen, und

Zweytens fuhr er fort, zieht die Menschheit nicht nur zwier im Jahr, wie  
 145 Frankfurt, sondern alle Tage, alle Minuten, auf allen Thronen, in allen Hütten, auf allen Inseln und Continenten, und wisst ihr auch bey allem dem, daß eure Zahl schon in der nächsten Ziehung herauskommen kann, so gut als die, welche wirklich herauskommen wird, und wisst ihr auch, daß sie vielleicht in alle Ewigkeit nie gezogen wird. Denn ihr vertraut euch alle Ewigkeit hindurch immer wieder dem nämlichen  
 150 Zufall an. In die Urne, welche die Loose der Menschheit rüttelt, wird keine Niete zurückgeworfen, um zum zweytenmal eine zu werden. Es ist genug, wenn jede einmal da gewesen ist. Wenn er aber als eine Möglichkeit darin liegt, so muß er irgend einmal herauskommen.

Der Apotheker hatte das Herz nicht mehr, seine Einwendungen fortzusetzen,  
 155 sondern er flüsterte heimlich zu dem Amtrath.

Ihr habt Recht, sagte der Amtrath, und

„Herr Doktor, nahm er das Wort, setzt ihr voraus, daß das menschliche Geschlecht sich ewig auf der Erde fortpflanzen wird?“

Das nicht, sagte der Doktor.

„Wie aber, wenn sich sein Ende neigte, ehe euer Morgenländer kommt?“ 160

Wenn ihrs für möglich haltet, daß es irgend einmal für nichts und wieder nichts könne so da gewesen seyn, wie es ist mit seinen perennirenden Thorheiten und Schmerzen, das ewige, wiederkehrende Einerley eines schlechten Schauspieles, das im Stand seyn kann, ohne Entwicklung wieder aufzuhören, wie es anfang, matt. Dafür steht mir der Pfarrer mit dem Artikel *de Providentia*, gut. 165

„Oder wie!, wenn der Morgenländer unglücklicherweise von allen der Letzte wäre. Das wäre doch auch möglich.“

Möglich zwar, erklärte der Doktor, aber wahrscheinlich eben nicht. Im schlimmsten Fall erfahren alsdann alle andern wenigstens, warum sie da gewesen sind. Seine kurze Zeit ist alsdann der Silberblick, mit dem sich das edle Metall der Menschheit von seiner Schlacke scheidet. Das Morgenroth geht dem menschlichen Geschlecht am Abend auf – das ist alles – und verschießt schnell im aufgelösten Sternenlicht eines neuen Himmels und einer neuen Erde. 170

Der Pfarrer dachte: er hat doch Religion, wenn schon eine eigene.

Der Praktikant aber fand schon lange keine Gelegenheit mehr für eine geheime Herzensglosse zu dem Text. Dafür wonnete er sich in dem Anblick der holden Adeline und las in der sichtbaren Verklärung ihres Antlitzes, wie sympathisirend ihr sinniges und edles Gemüth den schönen Phantasien des Doktors nachkam, und wie sie ihre Gefühle durchschwebten. Eigentlich aber dachte sie an ihr niedliches Blumengärtlein daheim vor den Fenstern, und wie sie ihm gerne die schönsten daraus zu einem Strauße pflücken wollte, wenn er sie nur darum anspräche. 175 180

Kurz, der angefangene Faden wurde fortgesponnen bis in das Wirthshäuslein hinein und durch das Wirthshäuslein hindurch, wie manchmal ein Gefecht durch ein Dorf, das nichts davon begehrt, bis an den Tisch im Garten unter dem Apfelbaum. Würzige Erdbeeren und fette Milch im reinlichen Napf dienten jezt zur angenehmen Erfrischung für die vertraulich zusammenrückenden Frauen, und bey mehr als einer Flasche köstlichen Seeweins – es muß nicht nothwendig am Bodensee gewesen seyn, – disputirten jezt die Männer über den ersten Grundsatz des Doktors, ob er auch richtig sey, und ob man ihm trauen dürfe. 185

Der Apotheker aber sagte leise dem Amtrath: Es ist nichts mit ihm anzufangen. 190

Die Frauen aber vergingen sich im Garten und sprachen von Haushaltungs-Angelegenheiten bis die Schönheit der untergehenden Sonne das poetische Gemüth der Amtrathinn auf sich zog. Adeline und der Praktikant aber schlenderten mit einander am blüthenreichen Ufer des Sees entlang und unterhielten sich, wie die Kindlichkeit so gerne thut, mit einigen schönen Erinnerungen an ihre Kindheit, ehe er auf die Schule versendet wurde, und was eigentlich nicht nöthig war, ob sie sich einander auch noch gut seyen, und als eben im nahen Gebüsch eine Nachtigall ihre zarteste 195

Töne anstimmte, um ihnen gleichsam die Antwort auf die Lippen zu legen, da konnten sie dem süßen Drang nicht länger widerstehen, sondern sie bekannten sich ihre  
200 Liebe mit dem ersten Kusse und nannten sich seit ihren Kinderjahren zum erstenmal wieder mit dem unschuldigen und lieben Du, und als sie wieder zur Gesellschaft zurückkamen, stritten die Männer noch immer, auf dem Heimweg zwar auch noch, nur lebhafter und getrennter im Widerspruch über den ersten Grundsatz des Doktors, ob  
205 er auch wahr sey, und ob man ihm trauen könne. Die Amträthinn aber fragte: Kinder, wo seyd ihr gesteckt, und habt ihr auch die Sonne gesehen schön untergehen? Und die Jungfrau in ihrer Unschuld und Wahrheit gestand: *Nein*. Der Jüngling aber dachte: Unter nicht, aber auf!

Ein Handschuhhändler, welcher eine Kiste voll feine Handschuh aus Frankreich nach Deutschland bringen wollte, gebrauchte folgende List. Nemlich es ist ein Gesetz an den französischen Zollstädten, daß wer mit einer Ware hinüber oder herüber will, der muß angeben, „Wie hoch schäzest du sie,“ wegen dem Zoll. Schätzt er sie nun, das es 5 gehen und stehen mag, gut, so zahlt er den Zoll, so viel oder so wenig. Sieht aber der Zollgardist, daß der Kaufmann oder der Krämer seine Waare viel zu gering anschlägt, damit er nicht viel dafür entrichten muß, so darf der Zollgardist sagen. „Gut, ich gebe dir so viel dafür, ich geb dir auch zehn Prozent mehr,“ so muß sich's dann der Krämer gefallen lassen. Der Krämer bekommt das Geld und der Zollgardist behaltet 10 die Waare, die alsdann versteigert wird, in Colmar oder in Strasburg oder so. Solches ist listig ausgedacht, und man kann nichts dagegen sagen. Aber der Listigste findet seinen Meister. Ein Kaufmann, welcher zwey Kisten voll Handschuh über den Rhein bringen wollte, verabredete zuerst etwas mit einem Freund. Alsdann legte er in die erste Kiste lauter rechte Handschuhe, nemlich für die rechte Hand, je zwey und zwey, 15 in die andere lauter linke. Die linken schmunkelte er bey Nacht und Nebel herüber. Siehst du nichts, merkst du nichts. Mit den anderen kam er an der Zollstätte an. „Was habt ihr in eurer Kiste?“ – „Pariser Handschuhe.“ – „Wie hoch schlagt ihr sie an?“ – „Zweyhundert Franken.“ – Der Zollgardist betastete die Handschuhe; zart war das Leder, fest war es auch, fein die Naht, kurz sie waren 400 Franken werth zwischen 20 Brüdern. „Ich gebe euch zwey hundert zwnzig Franken dafür, sagte der Zollgardist, sie sind mein.“ Der Krämer sagt: „Sind sie euer, so sind sie mein gewesen.“ Zehn Prozent sind auch Profit. Also nahm er zwey hundert zwanzig Franken, und ließ die Kiste im Stich. Freytags drauf in Speier im Kaufhaus, es war noch in der alten Zeit, kamen die Handschuhe zur Steigerung. „Wer gibt mehr als zweyhundert und zwanzig?“ 25 Die Liebhaber besichtigten die Waare, „Es scheint mir, sagte der Freund des Krämers, die linken seien etwas rar.“ „Par bleu! sagte ein anderer, es sind lauter rechte.“ Kein Mensch that ein Gebot. „Wer gibt zweyhundert? – hundert und fünfzig? – hundert? – Wer gibt achtzig? Kein Gebot.“ „Wißt ihr was, sagte endlich der Freund des Krämers, es kommen vielleicht viel Leute mit einsechten Armen aus dem Feld zurück.“ Es war 30 Anno 13. „Ich geb sechzig Franken,“ sagte er. Wem zugeschlagen wurde, war er. Wer vor Zorn des Henkers hätte werden mögen, war der übrerrheinische Zollgardist. Der angestellte Käufer aber hat hernach die rechten Handschuhe ebenfalls über den Reihen geschmukelt; – Siehst du nichts, merkst du nicht's – und hat sie in Waldangeloch mit seinem Freund wieder zusammen separirt, ie einen linken und einen rechten, 35 und haben sie in Frankfurt auf der Meße für ein theures Geld verkauft. An dem Zollgardist aber hat der Krämer gewonnen: Einhundert und vierzig Franken und den Zoll. Item, wie sagt die Schrift? „Ich wußte nichts von der Lust, so das Gesetz nicht hätte gesagt, laß dich nicht gelüsten!“

## 313 DAS BRANDTENWEINGLÄSLEIN.

Ein Unteroffizier trat im rothen Rößlein ein von der Parade. Der Wirth sagt zu ihm: „Aber den habt Ihr nicht schlecht getroffen heut in dem Cassernenhof. Was hat er angestellt? – „Nicht wahr, ich hab ihn gut getroffen, sagte der Unteroffizier. Es ist ein  
 5 ausgelearnter Spitzbube, gegen den keine Vorsicht hilft. Er ist im Stand und stiehlt euch ein Rad vom Wagen, während ihr darauf sitzt und Wein holt im Ramsthal. Kommt ihr herein, so habt ihr noch drey Räder. Der Wirth sagt: „Mir ist keiner schlaue genug. Der ist noch nicht auf der Welt.“ Denn der Wirth war ein wenig dumm. Es ist fast immer ein Zeichen von Unverstand, wenn man allein klüger zu  
 10 seyn glaubt als alle andern. Deswegen sagte er: „Mir ist keiner schlaue genug.“ Der Unteroffizier sagte: „Gilts einen Thaler, er führt euch an. Der Wirth geht die Wette ein. Nachmittags kommt der Soldat mit einem Brandwein Fläschlein in der Hand, und verlangt für einen Sechser Brandwein. Er habe daheim einen kranken Kameraden. Er hatte aber noch ein anderes Fläschlein von gleicher Größe und Gestalt in der  
 15 Tasche, darin war Brunnenwasser, so viel als man Brandwein bekommen mag für sechs Kreuzer. Als er in das leere Fläschlein den Brandwein bekommen hatte, steckte er es zu dem andern in die nemliche Tasche, und gab dem Wirth einen Sechser, der war falsch. Als er aber schon an der Thüre war, während der Wirth den Sechser umkehrte, ruft er dem Soldaten: „Guter Freund, euer Sechser ist falsch auf der untern  
 20 Seite. Gebt mir einen andern.“ Der Soldat stellte sich schrecklich erboßt über den Spitzbuben, der ihm den falschen Sechser gegeben hatte, und zum Unglück habe er keinen andern bey sich. Er wolle aber sogleich einen holen. – „Nein sagte der Wirth, so ist's nicht gewettet. Gebt den Brandwein wieder heraus und holt zuerst das Geld!“ Da stellte ihm der Soldat das Fläschlein auf den Tisch, wo das Brunnenwasser drin  
 25 war, und gieng und kam nicht wieder. Abends kam der Unteroffizier. „Ey, seid ihr es,“ sagte der Wirth und lachte aus vollem Halse. „Was gilts, ihr wollt mir einen Thaler bringen.“ Der Unteroffizier aber lächelte nur, zwar etwas spöttisch, und sagte: „Nein, ich will einen holen. Versucht einmal euren Brandwein, ob er nicht schmeckt accurat wie Brunnenwasser.“ Da wußte der Wirth vor Verwunderung und Beschämung nicht,  
 30 was er sagen wollte. Der Unteroffizier aber sagte spöttisch: „Euch ist keiner schlaue genug. Also hatte er den Thaler gewonnen, doch durfte der Wirth sechs Kreuzer davon abziehen, was der Brandwein kostete, und bekam wie das Sprichwort sagt, zum Schaden den Spott.

## 314 DER SICHERSTE WEG.

Bisweilen hat selbst ein Betrunkener noch eine Überlegung, oder doch einen guten Einfall, wie einer, der auf dem Heimweg aus der Stadt nicht auf dem gewöhnlichen

Pfad, sondern gerade in dem Waßer gieng, der dicht neben dem Pfade fortläuft. Ihm begegnete ein menschenfreundlicher Herr, der gerne der Nothleidenden und Betrunknen sich annimmt, und wollte ihm die Hand reichen. „Guter Freund, sagte er, merkt ihr nicht, daß ihr im Waßer geht? Hier ist der Fußpfad!“ Der Betrunkene erwiederte, sonst finde ers auch bequemer auf dem trokenen Pfad zu gehen, aber dießmal habe er ein wenig auf die Seite geladen. „Eben deßwegen, sagte der Herr, will ich euch aus dem Bache heraus helfen!“ – „Eben deßwegen, erwiederte der Betrunkene, 5  
bleib ich drin. Denn wenn ich im Bach gehe und falle, so falle ich auf den Weg. Wenn ich aber auf dem Weg falle, so fall ich in den Bach.“ So, sagte er, und klopfte mit dem Zeigfinger auf die Stirne, nemlich daß darinn außer dem Rausch auch noch 10  
etwas mehr sey woran ein anderer nicht denke.

315 FARBENSPIEL.

In einer Schule saßen zwei Schüler, von denen hieß der eine *Schwarz*, der andere *Weiß* wie es sich treffen kann, der Schullehrer aber für sich hatte den Namen *Roth*. Geht eines Tages der Schüler Schwarz zu einem andern Cameraden u. sagt zu ihm: Du, Jakob, sagt er der *Weiß* hat dich bei dem Schulherrn verläumdet. Geht der Schüler zu dem Schulherrn u. sagt: Ich höre, der *Weiß* habe mich bei euch *schwarz* gemacht, und ich verlange eine Untersuchung. Ihr seid mir ohnehin nicht *grün*, Herr *Roth!* Darob lächelte der Schulherr u. sagte: Sei ruhig, mein Sohn! Es hat dich niemand verklagt, der *Schwarz* hat dir nur etwas *weiß* gemacht. 5

316 [DER HERR GRAF]

Eines Abends, da saßen wir in einem vornehmen Gasthaus, und vexirten einander mit allerley. Wißt ihr noch, zum Beyspiel, fragte der Graf den Hausfreund: „wie ihr einst mit einem fremden Herrn angegangen seydt, an dem nemlichen Platz, wo ihr jetzt sitzt, von wegen der Sternsehery und wie ihr von einem beschrieen worden 5  
seydt, als ihr nachher auf dem linken Flügel wolltet abziehen. Man muß sich mit fremden Leuten in Acht nehmen, die man nicht kennt, sagte der Graf im Scherz, und erfuhr es bald nachher im Ernst. Denn mancher gibt eine gute Lehre und befolgt sie selber nicht. Es kamen jezt aus einer Chaise vier fremde Personen in die Stube und darunter zwei schöne weibliche Gestalten, wie sie der Graf gerne sieht, und freute 10  
sich schon der angenehmen Tischgesellschaft. Als wir aber näher zusammen rückten, damit die Fremden Platz hätten am Tisch, bestellten sie ihr Nachteßen in ein eigenes Gemach, denn sie waren müde von der Reise und reich. Als aber der Hausfreund

hinwiederum den Grafen vexieren wollte, „denkt ihr auch noch daran wie ihr einmal  
15 seydt heimgeschickt worden als der ungarische Major im Land war,“ da war schon  
kein Graf mehr weit und breit zu sehen, sondern er war mit des Wirthes Vorwissen  
und Gefälligkeit in eine Kammer gegangen und kleidete sich daselbst anderst an, als  
wenn er in die Wirthschaft gehörte. In solcher Gestalt gieng er in die Stube, wo die  
Fremden waren, deckte den Tisch, brachte das Eßen, wartete auf und erfreute sein  
20 Herz an der Schönheit der weiblichen Gestalten, und an ihren süßen Reden. Auch  
mußte er ihnen Neuigkeiten erzählen. Mehr Unglücksfälle sind in zehn Jahren nicht  
geschehen, als damals an einem Tag nach des Grafen Erzählung. Den andern Tag  
reißten die Fremden wieder weiters, wir meinten nach Basel. Am Mittwoch aber,  
oder Donnerstags drauf, wurden wir einig, in die lustige Badstadt zu gehen, wo un-  
25 zählige Fremde aus allen Welttheilen der Gesundheit pflegen und sich der wunder-  
schönen Landschaft erfreuen. Als wir aber dort um die Mittagszeit in einen Speiße  
Saal traten, es waren schon viele Leute da, erblickten wir die nemlichen vier Personen  
wieder, und sie uns, und wer uns kannte, bewillkommte uns laut mit Namen und  
that uns unsre Ehre an. „Seyd uns höchlich begrüßt, Herr Graf! Guten Tag, Herr  
30 Hausfreund! Was führt euch für ein Glücksstern zu uns, Herr Graf? Hausfreund, was  
bringt ihr neues von daheim?“ Da schaute mit Schweißtropfen auf der Stirne der Graf  
den Hausfreund an: „Jezt ist guter Rath theuer, wenn ihr keinen wißt. Was ihr aber  
thut, bringts nicht in Kalender.“ „Herr Graf erwiederte der Hausfreund, dißmal will  
ich euch noch retten. Aber künftig befolgt die Lehren selbst, die ihr andern gebt! In  
35 solche Verlegenheit kommt man mit euch.“ Also redete der Hausfreund mit dem  
Wirth, was er zu den fremden Personen sagen sollte. Der Wirth sagte: „Wenn das so  
ist, so muß man freylich aus der Noth eine Tugend machen, und redete mit den  
Fremden. Wißt ihr sagte er, wer die zwey Personen sind, die zuletzt da herein tratten?  
Der eine ist eines Wirths Sohn nicht weit von hier, sonst ein wahrheitsliebender jun-  
40 ger Mann, nur bisweilen nach dem als der Mond steht kommt es ihm in den Kopf, er  
sey der Graf Suße. Deßwegen machen ihm die Leute, weil er gut ist, diesen Spaß. Der  
andere ist der rheinländische Hausfreund, dem im Jahr 1814 auf 1815. eine Eule auf-  
geseßen ist, wie ihr im Morgenblatt könnt gelesen haben. Da sprach die eine weibliche  
Gestalt halb seufzend, „Der arme Mensch!“ – nemlich der Graf – „Wir kennen  
45 ihn, sagte sie. Wir haben auch damals schon etwas an ihm gemerkt. Statt des Kaffe  
den er uns auf den andern Morgen bestellen sollte, bestellte er uns eine Habermehl-  
Suppe. Also wurde die Sache noch glücklich verduscht und als sie hernach sahen, mit  
welcher Feinheit und Würde er sich gegen jedermann benahm, sagten sie: „Man  
sieht's ihm recht an daß ihm der Graf von Herzen geht. Mit Vorsatz könnte sich einer  
50 nicht so verstellen. –



317 DIE RUINEN.

Viele selber schon verschwunden, der Pflug über ihre Stätte. Nur Namen noch übrig und stille Geister. Viele noch vorhanden. Indische, Persepolis, griechische, römische in Italien, Frankreich, Spanien. Deutsche Denkmale alter Größe, Pracht, Eitelkeit, Barbarei. 5

Phantasiereiche Schilderung des ehemaligen Lebens in ihnen und ihrer Umgebungen. Entgegenstellung des jetzigen Zustandes.

Neues Leben hat sich in ihnen angesiedelt (Der Wanderer von Goethe). Vegetation, Tiere, Menschenwohnung.

Wechsel der Dinge. Was hat *diese* Ruine schon gesehen? Kurze Musterung der Geschichte. Römerzeit – Alemannen, Franken, Zug ins heilige Land. Religionskrieg – 10 30 jähriger. Neuere und neuster. Schnee und Regen, Frühlinge und Herbst, Monde und Kometen gingen über sie.

Welcher Zukunft wird sie noch Zeuge ?

Ausblicke in ein neues schönere Zeitalter? oder 15

Es wird immer so fort dauern. Krieg und Frieden, wo Nationen sich ablösen. Andere Ruinen wieder zu diesen sich gesellen, und sie ersetzen, Kirchen, Kriegsburgen.

Ewiger Wechsel im Menschenwerk. Altern und Werden.

Die Natur ist ewig jung, immer änderst und immer die nämliche. 20

Ein göttlicher Gedanke zieht und entwickelt sich durch das Ganze fortwirkend zu einem großen unbekanntem Ziel.

Nur Sinnbilder von ihm sind die tausend und tausend Gestalten, die erscheinen und fliehn.

Auch die Erde wird einst Ruine sein unter den Sternen. Der Mond ist's vielleicht schon. 25

318 DIE GEWEHRFABRIKE.

Welche Betriebsamkeit, welcher Kunstfleiß, welche sinnreich erfundenen Maschinen und – zu welchem Zweck?

Dieses Eisen.

Wo lag es – wie lange? 5

Was hätte daraus werden können.

Ein Ackergeräthe – eine Pflugschar.

Digression auf den Ackerbau.

Ein Werkzeug in der nützlichen Hand des Künstlers.

Digression auf das Handwerk. 10

Aber es ist – ein Feuerrohr.

Unglückliche Waffe! Welche Opfer der Leidenschaft warten auf dich?

Es wird vielleicht einen gefiederten Sänger im Hain seines fröhlichen Daseins berauben – oder – unglückliches Geschöpf — eine friedliche Rehe an der Quelle.

15 Digression auf die Jagd.

– und geschähe nur das und nichts Schlimmeres. Es wird vielleicht in der Hand des Räubers den sorglosen Wanderer fällen. – Vergeblich wartet daheim die Gattin – – – auf seine Rückkehr. – – – Räuberhandwerk.

20 Oder es wird von dem mutigen Sohne des Vaterlandes getragen, die vaterländischen Rechte und Fluren zu schützen.

Oder von dem Söldner des Eroberers gespannt, den Verteidiger der vaterländischen Grenzen darniederzustrecken.

Wert eines einzigen Menschenlebens. Mühe der Erziehung. Aussichten des Jünglings. Ein Moment! – und es ist alles vorüber.

25 Digression auf die Schlacht, wo Tausende fallen.

Doch –

schöner Preis des Kampfes

Sieg der Tapferkeit

unvergänglicher Ruhm

30 Friede und Freiheit.

Mit dem Lorbeer und der Palme kehren die Helden zurück – begrüßt –.

Sie haben eine glückliche Zukunft errungen. Schilderungen des seligen Friedens.

Theokrits Idylle: Die Chariten.

## 8 AUSBLICK: SYMBIOSE VON GERMANISTIK UND INFORMATIK

Zeigt gerade auch vorliegende Dissertation, inwiefern Computer zunehmend den Arbeitsalltag von Germanisten und Geisteswissenschaftlern bestimmen und scheint die anfängliche Ablehnung, hinsichtlich einer Computerisierung der Geisteswissenschaften nahezu überwunden, so herrscht jedoch noch eine starke Skepsis im Hinblick auf das Internet und dessen kommunikativen Möglichkeiten der Vernetzung sowie gegenüber den digital gespeicherten Wissensbeständen, die online oder offline zur Verfügung stehen.<sup>1054</sup> Geisteswissenschaftliche Kompetenzen werden daher nur sehr zögerlich um den Programmpunkt ‚Medienkompetenz Computer‘ erweitert und münden teilweise in wenig ermutigenden Aussagen: etwa im Sammelband *Germanistik im Internet* von 1998, in dem lapidar formuliert wird: „Computer wurden nicht für Philologen erfunden“<sup>1055</sup>.

Diejenigen Positionen, die das Medium Buch und dessen Kultur bzw. Tradition als die eigentliche Grundlage der intellektuellen Zivilisation und als Fähigkeit zu logischem und eigenständigem Denken ansehen, stehen dabei konträr zu progressiven Wissenschaftlern, welche auf lange Sicht, dem Internet eine Vernetzung mit der Gesellschaft und dadurch eine demokratischere Form des Wissenszugang konstatieren; auf diesem Wege aber auch das Medium Buch mit seiner linearen Ausrichtung des Textes eher als Hemmschuh erkennen.<sup>1056</sup> Mag die Zukunft hier eventuell eine Einigung bringen, so ist dabei doch anzumerken, dass in der Frage, ob oder inwiefern Geisteswissenschaften computergestützte Verarbeitungs- und Informationssysteme überhaupt zulassen bzw. einführen und für die einzelnen Wissensgebiete konsequent

1054 Vgl. Rainer Baasner: Digitalisierung – Geisteswissenschaften – Medienwechsel? Hypertext als fachgerechte Publikationsform. – In: Jahrbuch für Computerphilologien. Bd. 1. [URL: <http://computerphilologie.tu-darmstadt.de/jahrbuch/jb1/baasner.html>] Stand: 1999. Zugriff: 22.09.2009.

1055 Manfred Koltes: Literarische Texte im Internet. Auffinden – Nutzen – Bedeutung. – In: Germanistik im Internet. Eine Orientierungshilfe. Hrsg. v. Frank Simon-Ritz. [URL: <http://www.bsz-bw.de/depot/media/7400000/7426000/7426829/koltes.htm>] Stand: 25.01.1999. Zugriff: 22.09.2009.

1056 Vgl. Gesine Boesken: Lesen am Computer – Mehrwert oder mehr Verwirrung? Untersuchungen zur Konkurrenz zwischen Buch und Hypertext. – In: Jahrbuch für Computerphilologien. Bd. 4. [URL: <http://computerphilologie.tu-darmstadt.de/jg02/boesken.html>] Stand: 2002. Zugriff: 23.09.2009.

und spezialisiert entwickeln sollten, die soziale Umgebung längst zwingende Maßstäbe setzt. Denn was jetzt im Internet oder in digitaler Form nicht angemessen präsentiert wird, für eine computergestützte Benutzung nicht in mediengerechter Form zur Verfügung steht, kann mittelfristig schon

an den Rand jenes Feldes [geraten; Anm. d.V.], das als Raum des allgemein Wissenswertes betrachtet werden kann. Stoffe, die darin nicht vorhanden sind, werden schnell zum Spezialwissen, zum Gegenstand für Sammler, zum Arkanum für Sonderlinge.<sup>1057</sup>

Möchte die Geisteswissenschaft im Allgemeinen und auch die Germanistik im Speziellen ihren Anschluss nicht verlieren, so muss sie sich den wandelnden Bedingungen der Kommunikation anpassen.

Die Notwendigkeit nach einer Präsentation digitaler Formate ergibt sich demnach aus der hohen Dichte und dem enormen Nutzungsgrad des Internets bzw. von E-Publikationen, wodurch sich aber gleichzeitig die Auffassung zu verbreiten beginnt, dass alles ‚Wichtige‘ digital vorhanden sei. Der Umkehrschluss ist dann auch schnell gezogen: Was nicht im Netz vertreten ist, ist entsprechend unwichtig oder gar nicht erst existent. Dies schließt mit Sicherheit auch die Erwartung zukünftiger Generationen im Bildungssektor mit ein, bestärken doch Programme wie ‚Schulen am Netz‘ oder ‚E-Learning‘ im Bereich der Hochschuldidaktik diesen Eindruck.<sup>1058</sup> Sollten sich also geisteswissenschaftliche Fächer nicht aufraffen können ihre Inhalte in dieser medialen Form zu präsentieren, so wäre es möglich, dass sie auf lange Sicht gesehen „als marginale Bereiche des Wissensuniversums in Vergessenheit, zumindest aber in Bedeutungslosigkeit“<sup>1059</sup> geraten, entwickelt sich das Internet doch immer mehr zur größten Enzyklopädie der Welt.

Aus all diesen Überlegungen heraus ist die Forderung nach spezifisch geisteswissenschaftlichen Anwendungen zusätzlich zu begründen. Mittlerweile sind die technischen Voraussetzungen gegeben, wie es etwa das ‚Kompetenzzentrum für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften‘ an der Universität Trier beispiellos aufzeigt. Einerseits werden in diesem Zentrum Text-

---

1057 Baasner: Digitalisierung.

1058 Vgl. Ebd.

1059 Ebd.

bestände digitalisiert und einer breiten Masse zugänglich macht, andererseits aber auch eine Interdisziplinarität von Geistes- und Naturwissenschaft angestrebt.<sup>1060</sup> In dem vom BMBF geförderten Verbundprojekt *„Wechselwirkungen zwischen linguistischen und bioinformatischen Verfahren, Methoden und Algorithmen: Modellierung und Abbildung von Varianz in Sprache und Genomen“* sind bspw. Sprachwissenschaftler, Biologen und Informatiker den strukturellen Gemeinsamkeiten von Sprache und Genom auf der Spur, um herauszufinden, inwiefern Information und Wissen durch die Gruppierung von Einzelzeichen, nach bestimmten Regeln codiert werden können. Durch einen wechselseitigen Methodentransfer von Natur- und Geisteswissenschaft, sollen demnach präzisere Verfahren der Informationsgewinnung, der Datenauswertung und des Wissensmanagement gewonnen werden.<sup>1061</sup>

Gerade auch im Hinblick auf das Kompetenzzentrum Trier lässt sich ein Trend in Forschungskreisen ausmachen, der dahingehend charakterisiert werden kann, als dass „die Potentiale des Internets als Forschungs- und Vermittlungsinstrument eine sinnvolle Bereicherung sind und die technologischen Innovationen neue Impulse für die geisteswissenschaftlichen Studien bewirken“<sup>1062</sup>. Spezifische Anwendungen und Programme der digitalen Medien können folglich eine hilfreiche Unterstützung in allen Bereichen der Geisteswissenschaft bieten und insbesondere das in der Arbeit zuvor angesprochene Problem vom ‚lost in hyperspace‘ zu beheben versuchen, gleicherweise aber auch helfen Informationsmängel zu beseitigen. Dabei gilt es natürlich auch, noch einige praktische Probleme zu bewältigen.

Denn wurde zuvor schon erwähnt, dass das Internet zur weltweit größten Enzyklopädie heranreift, so birgt es derzeit eine enorme Fülle von Quellen und Informationen, die nicht immer wissenschaftlichen Standards entsprechen und ungefiltert präsentiert werden. Stanislaw Lem, polnischer Schriftsteller und Futurologe, beschreibt diesen Zustand folgendermaßen:

---

<sup>1060</sup> Vgl. Broschüre des Zentrums [URL: <http://germazope.uni-trier.de/Projects/KoZe2/broschuere>] Stand: 10.2008. Zugriff: 23.09.2009.

<sup>1061</sup> Vgl. Ebd.

<sup>1062</sup> Krunic: Goethzeitportal.

Das Internet kann den in ihm vorhandenen Informationsweisen von der Informationsspreu nicht unterscheiden. Es ist eine Art Bahnhof mit einem riesigen Gewimmel von Rangiergleisen, Drehscheiben, Abstellgleisen, Anschlussgleisen und Weichen, in dem sich gleichzeitig Züge, Menschen, Kühe, Strohbindel, Kohl und Erbsen tummeln.<sup>1063</sup>

Die neuen Technologien bergen eine Vereinfachung der Publikationsmöglichkeiten und einen globalen Informationsaustausch, steigern aber zwangsläufig auch die Unübersichtlichkeit. Mittels Orientierungshilfen, wie etwa netzbasierenden Portalen zu unterschiedlichen Themen, kann dieser Informationsflut jedoch ihre Komplexität genommen werden und das ‚Wissen‘, das eines der wichtigsten Produktionsfaktoren der heutigen Zeit darstellt, handhabbar machen. Denn was derzeit als „Wissensexplosion, weltweite Wissensvernetzung und Veränderung der Wissenschaften zu erleben ist“<sup>1064</sup>, ist erst der Anfang einer Entwicklung, deren Ausmaße sich gegenwärtig nur vorsichtig erahnen lassen.

Die Fähigkeit, aus den mittlerweile fast unbegrenzten Informationen, Wissen zu generieren, wird schließlich zum entscheidenden Wettbewerbsvorteil, der eine erhöhte Medienkompetenz erfordert. Diese Kompetenzen, von Peter Glotz als „konstituierendes Element der Gesprächsfähigkeit“ umschrieben und als „Fähigkeit, sich reflexiv zu den Medien zu verhalten“<sup>1065</sup>, stellen aber zugleich das spezifische Know-How des Geisteswissenschaftlers dar. Ist es doch nicht nur die Recherchefähigkeit, die Technik aus einer erheblichen Anzahl von Informationen die relevanten und benötigten Quellen herauszufinden, welche bereits im Studium erworben wird, sondern auch die kritische Analysefähigkeit im Hinblick auf solche Informationen. Diese Erfahrung kann demnach als geisteswissenschaftliche ‚Kernkompetenz‘ angesehen werden und sich als durchaus kompatibel mit den neuen Medien offenbaren, sobald etwaige Hemmungen gegenüber der Technik abgebaut worden sind.

---

1063 Stanislaw Lem: Das Internetrisiko. – In: Telepolis. Heise online. [URL: <http://www.heise.de/tp/deutsch/kolumnen/lem/2429/1.html>]. Stand: 12.08.1998. Zugriff: 23.09.2009.

1064 Hans Uszkoreit: Gegenstandsbereich und Geschichte der Informationswissenschaft. [URL: [http://www.coli.uni-saarland.de/courses/is-is/slides/VLIWIS\\_InfoWiss.pdf](http://www.coli.uni-saarland.de/courses/is-is/slides/VLIWIS_InfoWiss.pdf)] Stand: 2009. Zugriff: 22.09.2009.

1065 Peter Glotz: Informationsflut und Medienkompetenz. – In: Wissen im 21. Jahrhundert. Komplexität und Reduktion. Hrsg. v. Daniela Rippl und Eva Ruhнау. – München: Fink 2002. S. 123-131. Hier S. 126/127.

Sind diese Hemmungen denn einmal überwunden, so eröffnen sich durch ein symbiotisches Verhältnis von Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft ungeahnte Möglichkeiten im Hinblick auf neue Formen von Wissensaufbereitung, Wissensarchivierung, Wissensvermittlung und Wissensdarstellung. Ein gebrauchsfähiges Produkt zu entwickeln, welches die theoretischen Überlegungen der Geisteswissenschaft durch die praktische Umsetzung der Naturwissenschaft anregend darstellt und dem Nutzer einen optimalen Zugang zum Wissen eröffnet, ist dadurch keine Zukunftsmusik mehr.

Gerade im Bereich der Edition lässt sich dies besonders gut aufzeigen, werden derzeit doch vielfältige Projekte in Angriff genommen, die eine enge Zusammenarbeit unterschiedlichster Disziplinen bedingen.<sup>1066</sup> Kompetente Fachkräfte der einzelnen Bereiche, bspw. aus Germanistik und Informatik, schließen sich zu einem Expertenteam zusammen und erarbeiten gemeinsam die notwendigen Strategien für eine erfolgreiche digitale Präsentation der Inhalte.

Hierbei könnten Literaturwissenschaftler und Editoren die Aufgabe übernehmen, die einzelnen Richtlinien bei der inhaltlichen Gestaltung der Edition zu bestimmen. Etwa indem sie die Vorgehensweise bei der Erstellung von Haupttext, Variantenapparat und Kommentar, hinsichtlich Textverderbnis, Emendationen oder der eventuellen Normierung von Orthographie und Interpunktion festlegen sowie dem Kommentar betreffende Zeichenkonventionen ausarbeiten. Andererseits würde ihr Aufgabenbereich die inhaltliche Erfassung der einzelnen Bestandteile der Edition mittels gängiger Textverarbeitungsprogramme in einem Fließtext umfassen.

Für die Formatierung der einzelnen Inhalte wären hingegen die Fachkräfte der Informatik verantwortlich und würden zugleich das technische Konzept der Edition nach globalen Programmier- und Formatierungsstandards wie TEI und SGML, erstellen, um dadurch zugleich eine Transparenz des Systems zu gewährleisten.

---

<sup>1066</sup> Vgl. zu den unterschiedlichen Projekten der Volltextarchivierung, wie etwa das Heinrich-Heine Portal, das Deutsche Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm oder die Digitalisierung der Weimarer Ausgabe von Goethes Werken, die Übersicht vom Kompetenzzentrum für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften [URL: <http://germazope.uni-trier.de/Projects/KoZe2/projekte>] Stand: o.A. Zugriff: 23.09.2009.

Gleichzeitig wäre es die Aufgabe des Informatikers, bei der Erstellung dieses Konzeptes, die von den Literaturwissenschaftlern vorgegebenen Richtlinien, betreffend der inhaltlichen Gestaltung der Edition zu berücksichtigen und diese mit einer Benutzeroberfläche zu verbinden, welche die optimale Bedienbarkeit für den Anwender verspricht.

Einen weiteren wichtigen Teilbereich könnten die Computerphilologen abdecken, indem sie etwa in enger Zusammenarbeit mit den Fachkräften der Informatik, die Auffindung von Information in großem Stil, von Literaturangaben bis hin zu direkter Beantwortung von Fragen auf der Basis großer Datenbanken durch Information Retrieval, Data-Mining und Informationsextraktion realisieren. Auch die Entwicklung sprachverarbeitender Systeme für die maschinelle Übersetzung und automatische Textzusammenfassung bzw. Extraktion von Informationen aus Texten, wäre dadurch möglich.

Summa summarum stellt die Zusammenarbeit von Fachpersonal einzelner Disziplinen zu einem Expertenteam, nicht nur im Bereich der Edition, einen enormen Gewinn für Geistes- und Naturwissenschaften dar. Bietet sich doch hier die Möglichkeit unterschiedlichste Themen in geeigneter Form zu präsentieren, die einerseits wissenschaftlichen Ansprüchen vollauf genügen, andererseits neue Fragestellungen und Forschungszweige überhaupt erst eröffnen könnten.<sup>1067</sup> Gleichzeitig ermöglicht diese interdisziplinäre Zusammenarbeit neue Formen der Wissensvermittlung, die einen vertieften und fundierten Zugang zu Themenkomplexen schaffen, ohne aber das Widerspruchsvolle zu verflachen oder einseitig darzustellen. Zudem könnte durch diese Art der Informationsaufbereitung ein zusammenhängendes Denken gefördert werden, welches das vorhandene Wissen bei der Wissensaufnahme anwendet und schließlich in eigene, subjektive Erkenntnisse umzusetzen vermag.<sup>1068</sup>

Folglich ist die Einrichtung eigener Arbeitsstellen bzw. Forschungseinrichtungen nach dem Modell des Trierer Zentrums – jedoch unter Berücksichtigung von

---

1067 Die Etablierung von Computerphilologie oder Informationswissenschaft wurde bspw. überhaupt erst durch die Verbindung einzelner Disziplinen aus dem unterschiedlichen Bereichen der Geistes- und Naturwissenschaft ermöglicht.

1068 Vgl. Kronic: Goetheportal. S. 279.



Web-Usability, etwa durch die Gründung eines Usability-Labors – an entsprechenden Universitäten nur zu empfehlen. Mittlerweile ist dies sogar notwendiges Diktum geworden, möchte die Germanistik bzw. die Geisteswissenschaft im Allgemeinen nicht ihren Anschluss verlieren und im letzten Winkel der universitären Gemeinschaft verstauben. Das KIT zeigt hierbei schon erste Ansätze zur Realisierung solch interdisziplinärer Studiengänge, etwa mit der Etablierung des Faches Informationswirtschaft, bei dem die Verbindung von BWL, Informatik und Recht den Lehrplan bestimmt.<sup>1069</sup>

Mit der Zusammenführung germanistischer Fachinhalte und Themen der Informatik könnte in einem übergeordneten Zentrum ebenfalls eine solche Interdisziplinarität gewährleistet werden und zudem erhebliche Erweiterungen der jeweiligen Lehrpläne- und Fachinhalte ermöglichen. Für die Germanistik bestünde diese Erweiterung etwa in der Herausbildung von Seminaren und praktischen Workshops im Bereich der Computerphilologie und dem Sammeln erster Praxiserfahrung hinsichtlich digital-editorischer Verfahrenstechnik, dem Erlernen grundlegender Programmierkenntnisse in diesem Bereich oder der praktischen Handhabung eines Content-Management-Systems.<sup>1070</sup> Diese erworbenen Qualifikationen könnten einerseits effektiv auf spätere Berufszweige innerhalb der Medienlandschaft vorbereiten, andererseits die Literaturwissenschaft aus ihren zumeist theoretisch basierten Fragestellungen explizit in die Praxis überführen.

Für die Informatik ergäben sich hingegen vielfältige Möglichkeiten in interdisziplinären Projekten mit Literaturwissenschaftlern zusammenzuarbeiten, computerphilologische Fragestellungen zu lösen und, wie zuvor schon erläutert, durch die Gründung eines Usability-Labors ganz praktisch die Bereiche des Usability-Engineerings kennenzulernen. Durch die Vermittlung solcher Kompetenzen ergäben sich schon während des Studiums wertvolle Zusatzkompetenzen für angehende Informatiker. Gerade im Hinblick auf den gegenwärtigen Arbeitsmarkt spielt dies eine wichtige

---

1069 Vgl. Studiengang Informationswirtschaft. [URL: <http://www.informatik.kit.edu/1960.php>] Stand: o.A. Zugriff: 20.11.2009.

1070 Ein CMS wird recht häufig im Bereich von Public Relations verwendet, um redaktionelle Arbeiten bzw. Pressemitteilungen online zu stellen.

Rolle, da Usability mehr und mehr an Bedeutung gewinnt, Usability-Engineers aber Mangelware darstellen.

Nicht nur auf die Erweiterung der einzelnen Fachbereiche, sondern auch auf die Herausbildung praktischer Kompetenzen bzw. Qualifikationen der Studierenden, würde bei einer symbiotischen Verbindung von Germanistik und Informatik also ein Augenmerk gelegt werden. Dies wiederum würde Literaturwissenschaft auch für den gegenwärtig stark technokratischen Arbeitsmarkt interessant machen, wären die Studenten doch auf Grund solcher Zusatzqualifikationen optimal ausgebildet und könnten durch die im Studium erworbenen Kenntnisse problemlos den neuen medialen Möglichkeiten des Informationszeitalters begegnen. Daher kann abschließend nur gefolgert werden, dass die klassische Germanistik sich diesen neuen medialen Möglichkeiten stellen und anpassen muss und gerade durch die Herausbildung solcher Institute bzw. Arbeitsstellen, an Aktualität und Praxisbezug gewinnen würde und dadurch schließlich den Anschluss an das so genannte Informationszeitalter gewinnt.

## A ANHANG

## I ANMERKUNGEN &amp; KOMMENTAR

## 1 Kommentar zu den Kalenderbeiträgen

Die vorliegende Edition enthält sämtliche Kalenderbeiträge Johann Peter Hebels aus dem *Badischen Landkalender*, dem *Rheinländischen Hausfreund*, dem *Schatzkästlein des Rheinländischen Hausfreundes* sowie die Geschichten aus dem Kalender *Rheinblüthen* und dem *Morgenblatt für gebildete Stände*. Ebenfalls berücksichtigt wurden die Texte aus dem Nachlass und die Originalmanuskripte aus der Universitätsbibliothek Heidelberg.

Die Chronologie folgt dem Erscheinungsdatum der Texte, wobei der *Badische Landkalender* aus dem Jahre 1803 als Anfangspunkt zu nehmen ist und die Erzählungen aus den Manuskripten den Abschluss bilden. Mit dieser Gliederung soll aber keineswegs ein chronologischer oder vermutlicher Arbeitsprozess rekonstruiert werden, der sich in dieser Reihenfolge vollzogen haben könnte. Dem Leser soll lediglich die Chronologie der Kalender als eine nachvollziehbare Ordnung für die Lektüre an die Hand gegeben werden.

Die Ziffern am Anfang bezeichnen die Nummern der Erzählung, die Ziffern nach dem Komma die jeweilige Zeile. Die Angabe der Titelblätter erfolgt ohne Nummerierung und erörtert die Gliederung des gesamten Jahrgangs, soweit diese zu ermitteln ist.

In den einzelnen Kommentaren werden zu Beginn die für diese Edition verwendete Textgrundlage (T), sollte der Text zu Hebels Lebzeiten veröffentlicht worden sein, der Erstdruck (ED) und die Wahrscheinlichkeit von Hebels Autorschaft genannt. Bei der Kategorisierung der Autorschaft ist zwischen den Texten zu unterscheiden, die (A) Hebel selbst 1811 ins *Schatzkästlein* aufnahm, bei denen (B) seine Verfasserschaft belegt ist oder (C) sie vermutet werden kann.<sup>1071</sup>

---

1071 Vgl. Voit: Landkalender. S. 82.

An zweiter Stelle folgen die Unterschiede zwischen dem Erstdruck des jeweiligen Kalenders und der Veröffentlichung im *Schatzkästlein* von den Jahrgängen 1803 bis 1811, an dritter Stelle, soweit zu ermitteln, eingehendere Angaben zur Entstehung und zuletzt der Zeilenkommentar. Auch ohne explizite Kennzeichnung der jeweiligen Sachgruppe wird diese Kommentargliederung eingehalten. Umfangreichere Anmerkungen sind durch entsprechende Absätze gekennzeichnet.

Wird in den Anmerkungen zu den Kalendergeschichten auf Quellen bzw. Literatur verwiesen, so erscheint lediglich der Kurztitel. Die ausführlichen Literaturangaben sind im Literaturverzeichnis zu finden.

Hochfürstl. Markgräfl. Badenscher gnädigst privilegirter Landkalender auf das Jahr nach Christi Geburt 1803] Der Kalender gliedert sich in sechs Teile zu 40 Seiten: 1. Titelvignette [1]; 2. Kalendarium [26; A1v-D2r]: Astronomische Kalender-Praktik [A1v], Ordentliche Zeitrechnung auf das Jahr 1803 [A2r], Kalender der Juden [A2r], Erklärung und Benennung der Himmels- und anderer Zeichen [A2r], Kalenderteil [A2v-D2r]: Monatskalender jeweils verso; Vermutliche Witterung, Witterung nach dem 100jährigen Kalender, Wetter- und Bauernregeln in der 1. Spalte recte; Messen und Jahrmärkte in der 2. Spalte recte; Kalendergeschichten durchgängig in der 3. Spalte recte, welche übergreifend das gesamte Kalendarium durchziehen; 3. Badisches Fürstenhaus [2; D2v-D3r]; 4. Weiterer Leseteil [10; D3r-E3v]; 4. Verzeichnisse über Boten, Postwägen und Taxordnung [2; E3v-E4r]; 5. Interessenrechnung [1; E4r].

1 Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande.] T: Erstdruck. ED: BL 1803 B3r-C1r (A).

Aufbau und wiederkehrende Eingangsformeln legen als Vorbild die um 1115 verfasste *Disciplina clericalis* [Zürich 1170] des Petrus Alphonsus nahe; eine Sammlung kurzer novellenartiger Erzählungen und Fabeln mit Sentenzen und Vater-Sohn-Dialogen zur Illustration menschlicher Verhaltensweisen.

1,9-13 Nach Jahr ... erkannte ihn] SK:

[...] nämlich er verübte einen Spitzbubenstreich und wurde nicht nur seines Vermögens verlustig, sondern er mußte auch nach dortiger Sitte zur Schau und Schande, rückwärts, auf einen Esel gesetzt, durch die Stadt reiten. An Spott und Schimpf fehlte es nicht, und der Mann mit dem rätselhaften Stein in der Tasche stand unter den Zuschauern eben auch da, und erkannte seinen Beleidiger.

1,11 sondern von einem Esel, rückwärts gesetzt, durch die Straßen geführt] Schandstrafe, mittelalterlicher Rechtsbrauch: häufig als Bestrafung von Männern, die sich von ihren Frauen hatten schlagen lassen.

1,17 Daraus kann man zuerst lernen] Daraus kann man lernen, erstens SK.

1,18/19 Denn es kann vor Nacht ... Morgen war] Anspielung auf 2. Strophe des Kirchenliedes *Wer weiß, wie nahe mir mein Ende* von Juliane Gräfin zu Schwarzburg-Rudolstadt [1637-1706]:

Es kann vor Nacht leicht anders werden,  
als es am frühen Morgen war;  
solang ich leb auf dieser Erden,  
leb ich in steter Todesgefahr.  
Mein Gott, mein Gott,  
ich bitt durch Christi Blut:  
Mach's nur mit meinem Ende gut.

1,20 Man soll] Zweytens: man soll SK.

1,29 Welcher hat Recht?] getilgt SK.

1,32 Lockmann] Lokmân al-Hakim, sagenhafter Weiser der islamischen Vorzeit. Verfasser zahlreicher Weisheitssprüche.

1,33 Er antwortete: Bei lauter] [sic!] Anführungszeichen.

1,38 läßt] so läßt SK.

2 Ein merkwürdiges Rechnungsexempel.] T: Erstdruck. ED: BL 1803 C1r-C2r (A). *Erstes Rechnungsexempel* SK.

Mathematische Idee stammt von Hebels Freundin Gustave Fecht; übersandt Hebel 1802 einige Rechnungsaufgaben, darunter *Von der Frau und dem Almosen*, dem Hebel „ein neu Röcklein angezogen“ hat [Briefe. 1957. S. 129].

2,2 Man solte] [sic!] Man sollte.

2,2-4 Man solte ... Richtigkeit] SK:

Man sollte nicht glauben, daß ein Mensch, der auf leichtfertigen Wegen sein Glück sucht, mit lauter Gewinnen immer verlieren, und zuletzt um Habe und Vermögen dabey kommen kann. Aber die Sache hat Grund.

2,5 wolte] [sic!] wollte.

2,6 bösen Geist] Teufel; Hebel vermeidet häufig die Bezeichnung Teufel oder Satan.

2,6/7 Daß dieses nicht möglich ... bisweilen so] getilgt SK.

2,23-25 Und mancher ... sagen] Und mancher, den die Erfahrung auch schon klug gemacht hat, wird denken: Akkurat so gehts! Die Auflösung wird bald nachfolgen. SK.

3 Von den ProccessionsRaupen.] T: Erstdruck. ED: BL 1803 C2r-D1r (A)

Raupen aus der Familie der Spinner, die nachts in breiter Prozession bei der Suche nach Futter marschieren. Hebel stützt seine Ausführungen auf die Abhandlung *Zur Geschichte des Eichenspinners* [Leipzig 1785. S. 254-256.] des Karlsruher Gymnasialprofessors Heinrich Sander [gest. 1782].

- 3,4 Rauppen] [sic!] Raupen.  
 3,12 Eichenwälder] Eichwälder SK.  
 3,13 Rauppen] [sic!] Raupen.  
 3,21 Rauppen] [sic!] Raupen.  
 3,24 Rauben] [sic!] Raupen.  
 3,25 würcken] drücken SK.  
 3,25 die] wie SK.

4 Über die Verbreitung der Pflanzen.] T: Erstdruck. ED: BL 1803 D4r-E1v (A).  
*Des Adjunkts Standrede im Gemüsegarten seiner Schwiegermutter* SK.

Vorrede] SK:

Setzt ohne Anstand die Hüte auf, gute Nachbarn und Freunde. Ich will nun von der Fruchtbarkeit und schnellen Verbreitung der Pflanzen mit euch reden. „Es ging ein Säemann aus, zu säen seinen Samen, und etliches fiel auf ein gut Land.“

- 4,27 Jenner] [öster.] Jänner: Januar.  
 4,30 December] September SK.  
 4,33 Augen] Knospen.  
 4,64 Häcklein] Häkchen.  
 4,70 StrichVögel] Vögel die, ohne die eigene Klimazone zu verlassen, zwischen verschiedenen Landstrichen umherziehen um Nahrung zu finden.  
 4,92 und sättiget alles ] Vgl. Ps. 145,16: „Du tust deine Hand auf und sättigest alles, was lebt, mit Wohlgefallen.“  
 4,94 und] getilgt SK.

5 Von den Schlangen.] T: Erstdruck. ED: BL 1803 E2r-E3v (A).

Quelle sind zwei Werken des Göttinger Medizinprofessors Johann Friedrich Blumenbach: *Handbuch der Naturgeschichte* [Göttingen 1788] und *Abbildungen naturhistorischer Gegenstände* [Göttingen 1796-1807]; weitere Quelle ist Carl Philipp Funkes *Naturgeschichte und Technologie für Lehrer in Schulen und für Liebhaber dieser Wissenschaften* [Braunschweig 1794].

- 5,7 ablegen und wenn] ablegen. Wenn SK.  
 5,32 zum Staat] als prächtigen Schmuck; allg. prächtige Kleidung. Bekannte Formulierung: „Im völligen Staate erscheinen.“  
 5,37 Ein gelehrter Beobachter dieser Thiere] wahrscheinlich Karl Christian Gmelin [1762-1837], Lehrer für Naturgeschichte am Karlsruher Gymnasium.  
 5,53 Punkte, ein Zickzack] Punkte im Zickzack SK.  
 5,70 Sympathie] durch Ausführung einer formal ähnlich strukturierten Handlung hervorgerufenen Zauber zum Heilen oder als Schadenszauber. Zu Hebels Zeiten in der Volksmedizin noch weit verbreitet.  
 5,84 gemeinen] getilgt SK.  
 5,104 gefährlich; sie umwindet] gefährlich, sie umwindet SK.  
 5,120 Basilisken] Schlangenart; sollen mit ihrem Gift durch bloßes Anschauen und Anhauchen Menschen und Tiere töten können.

5,127 es] dies SK.

5,131 bereitet] zgedacht hat SK.

Kurfürstlich-Badischer gnädigst-privilegirter Landkalender für die Badische Markgrafschaft protestantischen Antheils auf das Jahr 1804] Der Kalender gliedert sich in fünf Teile zu 40 Seiten: 1. Umschlag [1; A1r]; 2. Titelvignette [1; A2r]; 3. Kurhaus Baden [1; A2v]; 4. Kalendarium [25]: Astronomische Kalender-Praktik [A3r], Ordentliche Zeitrechnung auf das Jahr 1803 [A3r]; Die gewöhnliche Zeitrechnung [A3r]; Erklärung und Benennung der Himmels- und anderer Zeichen [A3r]; Kalender der Juden [A3v]; der Kalenderteil [A3v-D3r]: Monatskalender jeweils verso; Vermutliche Witterung, Witterung nach dem 100jährigen Kalender, Wetter- und Bauernregeln in der 1. Spalte recte, Messen und Jahrmärkte in der 2. Spalte recte; Kalendarergeschichten durchgängig in der 3. Spalte recte, welche übergreifend das gesamte Kalendarium durchziehen; 5. Weiterer Leseteil [9; D3v-E3v]; 4. Verzeichnisse über Boten, Postwägen und Taxordnung [2; E3v-E4r]; 5. Interessenrechnung [1; E4v].

6 Was ist schlimmer – Geiz oder Verschwendung?] T: Erstdruck. ED: BL 1804 B1r (A). *Geiz und Verschwendung* SK.

Text ist ganz auf Alliterationen mit ‚g‘ und ‚schw‘ aufgebaut, die rhythmisch miteinander wechseln; stellt ein gutes Beispiel für Hebels stilistische Anstrengungen in den frühen Jahrgängen dar.

7 Kindesdank und Undank.] T: Erstdruck. ED: BL 1804 B1r-B3r (A).

Quelle wahrscheinlich aus *Vademecum* I,65 [Berlin 1767-1792] und an süddeutsche Gepflogenheiten angepasst: . Taglohn des Bauern im Original etwa in Schillingen, in Hebels Text als süddeutsche Münzeinheit. Andere Fassung der zweiten Erzählung als *Der alte Großvater und sein Enkeln* in den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm [1819-1822] erschienen.

7,1 zweite] [sic!] zweyte.

7,12 Tagelöhner] Tagelöhner SK.

7,17 Zwillchrock] (Über-) Rock aus derbem Leinen oder Baumwollstoff.

7,35 wie er wünschte] wie er es wünschte SK.

8 Das wohlfeile Mittagessen.] T: Erstdruck. ED: BL 1804 B4r-C1v (A).

Quelle wahrscheinlich aus *Vademecum* I,65. Weitere Fassung findet sich im *Badischen Landkalender* von 1797.

8,1 wohlfeile] billig, niedrig im Preis.

8,6/7 O ... für mein Geld] [sic!] Anführungszeichen.

8,8/9 einen abgeschliffenen Sechser] durch Abfeilen oder Beschneiden im Gewicht geringere Münzen; mit dem Abgefeilten machten Betrüger durch Neuueinschmelze wieder Gewinn.

8,9/10 Hier, Herr Wirth, ...] SK:

„Hier Herr Wirt ist mein Geld.“ Der Wirt sagte: „Was soll das heißen? Seid Ihr mir nicht einen Taler schuldig?“ Der Gast erwiderte: „Ich habe für keinen Taler Speise von Euch verlangt, sondern für mein Geld. Hier ist mein Geld. Mehr hab ich nicht. Habt Ihr mir zuviel dafür gegeben, so ist's Eure Schuld.“ –

8,14 Vierundzwanzig-Kreuzerstück] Vierundzwanzigkreuzerstück SK.

8,20 Euerm] Eurem SK.

8,21/22 und eben der...] und eben der hat mich zu Euch geschickt und kein anderer SK.

9 Volkslied.] T: Erstdruck. ED: BL 1804 C2r-C3r (C).

9,9 2] [sic!] 2.

10 Auflösung der Rechnungsaufgabe vom vorigen Jahr, und eine neue dazu.] T: Erstdruck. ED: BL 1804 C4r-D1r (A). *Auflösung des ersten Rechnungsexempels, und ein zweites* SK.

Vorlage lieferte Gustave Fecht; blieb jedoch die letzte: „Diesmal lassen Sie mich mit dem Kalender heilig sterben, ich merke es schon, und liefern mir keinen Beitrag.“ [Briefe. 1957. S. 204].

10,17/18 Im künftigen Kalender wird die Antwort erfolgen.] getilgt SK.

11 Abendlied.] T: Erstdruck. ED: BL 1804 D1r-D2r (C).

11,12 schimern] alte Schreibweise; schimmern.

12 Grabschrift.] T: Erstdruck. ED: BL 1804 D4v (C).

13 Friedens- und Gesellschafts-Lied.] T: Erstdruck. ED: BL 1804 E1v-E2r (C).

13,6 Stral] [sic!] Strahl.

13,14 Palläste] [sic!] Paläste.

13,45 Ungestümm] [sic!] Ungestüm.

Kurfürstlich-Badischer gnädigst-privilegirter Landkalender für die Badische Markgrafschaft protestantischen Antheils auf das Jahr 1805] Der Kalender gliedert sich in fünf Teile zu 40 Seiten: 1. Umschlag [1; A1r]; 2. Titelvignette [1; A2r]; 3. Kurhaus Baden [1; A2v]; 4. Kalendarium [25]: Astronomische Kalender-Praktik [A3r]; Ordentliche Zeitrechnung auf das Jahr 1803 [A3r]; Die gewöhnliche Zeitrechnung [A3r]; Erklärung und Benennung der Himmels- und anderer Zeichen [A3r]; Kalender der Juden [A3v]; der Kalenderteil [A3v-D3r]: Monatskalender jeweils verso; Vermutliche Witterung, Witterung nach dem 100jährigen Kalender, Wetter- und Bauernregeln in der 1. Spalte recte; Messen und Jahrmärkte in der 2. Spalte recte; Kalendergeschichten durchgängig in der 3. Spalte recte, welche übergreifend das gesamte



Kalendarium durchziehen; 5. Weiterer Leseteil [9; D3v-E3v]; 4. Verzeichnisse über Boten, Postwägen und Taxordnung [2; E3v-E4r]; 5. Interessenrechnung [1; E4v].

14 Auflösung der Rechnungsaufgabe vom vorigen Jahre.] T: Erstdruck. ED: BL 1805 B1r (A). *Auflösung des zweiten Rechnungsexempels* SK.

14,7 Und so bleiben noch Sieben] Soviel kauft die zweite, und so bleiben noch Sieben SK.

15 Neue Aufgaben.] T: Erstdruck. ED: BL 1805 B1r-B2r (A). *Drittes und viertes Rechnungsexempel* SK.

15,10 Gulden] fl. SK.

16 Mancherley gute Lehren.] T: Erstdruck. ED: BL 1805 B2r-E1r (A). *Nützliche Lehren* [Nr. 1-4] SK.

16,18/19 Raden und Kornrosen] Kornraden und Klatschmohn.

16,19 taubes Gras] Unkraut.

16,41 bedenkt. Die Erde ...] bedenkt. – Die Erde ... SK.

16,44 bei guter Zeit] getilgt SK.

16,41 im Umkreis] im Umfang.

16,44-46 Oder wenn er ... herum kommen.] getilgt SK. – Rechnung stimmt nicht. Bei zehnfacher Anstrengung reduziert sich die nötige Zeit auf ein Zehntel; in zehn Jahren ginge man dreieindrittel Mal um die Erde. Möglicherweise Setzfehler.

17 Abendlied im Sommer.] T: Erstdruck. ED: BL 1805 E1r-E2r (C).

18 Guter Rath.] T: Erstdruck. ED: BL 1805 E2r-D1r (A).

18,3 so] lächerlich SK.

18,5 in unserm Vaterlande] hin und wieder SK.

18,15 Rinken] Schnalle SK; derbes Strumpfband aus Leder.

18,16 etwas gleich sehen] gut aussehen, etwas darstellen; verkürzt aus etwas Rechtem gleich [ähnlich] sehen.

18,28 und Teiche] getilgt SK.

18,29 Rausen] kleiner, oft künstlicher Wasserlauf; Rinne.

18,30 Matte] Wiese SK.

18,30 Habermark] Haferwurz.

18, 30 Liebfrauen-Mantelein] Gemeiner Frauenmantel oder Marienmantel.

18,32 was kann davor seyn] was kann das verhindern SK.

18,37 werden; wenn] werden.wenn Sk.

18,47 solltet's] sollt's SK.

18,52 sogleich] frühe SK.

19 Zwey Erzählungen.] T: Erstdruck. ED: BL 1805 D3v-D4r (A). *Das Mittagessen im Hof* und *Der kluge Richter* SK.

19,2 1. [Das Mittagessen im Hof]] Quelle *Vademecum* [I,183].

- 19,6 kennete] konnte SK.  
 19,14 hierauf] getilgt SK.  
 19,17 darauf war] darauf war, auch in den Hof hinab SK.  
 19,18 ganz] getilgt SK.  
 19,20 Hofe] Hof SK.  
 19,22 Mittag halten! Dießmal ...] Mittag halten. – Diesmal [...] SK.  
 19,26 2. [Der kluge Richter]]Quelle *Vademecum* [I,47], aber auch *Exemplum XII: De aureo serpente* der *Disciplina Clericalis* [Zürich 1970].  
 19,27/28 das haben wir schon einmal gehört] Rückbezug auf *1 Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande*.

20 Der Ochsenmüller.] T: Erstdruck. ED: BL 1805 D4v (C).

- 21 Der Mensch in Kälte und Hitze.] T: Erstdruck. ED: BL 1805 E1r-E2r (A).  
 21,3 schier] fast SK.  
 21,4 Jenner] Jänner; Januar.  
 21,9 Jahres ausmacht ... hart ist] Jahrs Herr und Meister ist, und entsetzlich streng regiert SK.  
 21,10 Schuh] Höhen- und Tiefenmaß; entspricht einem Fuß [Vgl Kap. Münzen und Maße].  
 21,38/39 Seyd fruchtbar ...] 1. Mose, 28.  
 21,42 Jeniseisk] Jenissejsk.  
 21,42 Siberien] Sibirien.  
 21,42 des Jahres] getilgt SK.  
 21,45 Kraßnaiarsk] Krasnojarsk.  
 21,50 gefror] fror SK.  
 21,54 Duft] alter Ausdruck für Dunst; hier: Rauhreif.  
 21,58 Tammelsberg] Rammelsberg bei Goslar.  
 21,59 durch Feuer mürbe gemacht werden] Praxis des ‚Feuersetzens‘; durch Verbrennen der zwischen dem Erz lagernden Stoffe entsteht eine Lockerung der sehr festen, erzeichen Gänge für die Schlägel und Eisen der Bergleute.  
 21,64 Einzelne] Manche SK.  
 21,64 selbst in unserm Vaterlande] getilgt SK.  
 21,67 nütze sein] nützen SK.  
 21,73 große] getilgt SK.  
 21,73 es] den Versuch SK.  
 21,86 wenn man es schon ...] wenn sonst schon nicht alles ist, wie man gerne möchte SK.

Kurfürstlich-Badischer gnädigst-privilegirter Landkalender für die Badische Markgrafschaft protestantischen Antheils auf das Jahr 1806] Der Kalenderteil [24; A3v-D3r]: Monatskalender jeweils verso; Vermutliche Witterung, Witterung nach dem

100jährigen Kalender, Wetter- und Bauernregeln in der 1. Spalte recte, hierbei auch teilweise Erzählungen enthalten; Messen und Jahrmärkte in der 2. Spalte recte; Kalendergeschichten durchgängig in der 3. Spalte recte, welche übergreifend das gesamte Kalendarium durchziehen; Weiterer Leseteil [9; D3v-E3v].

22 Lied für Unterthanen.] T: Erstdruck. ED: BL 1806 B1r (C).

23 Mancherley Regen] T: Erstdruck. ED: BL 1806 B1r-C3r (A).

Berichte über sonderbare Niederschläge stellten beliebten Stoff für Zeitungen und Kalender dar; 1803 erschien bspw. Franz Füssmanns Werk *Über den Steinregen*.

23,2-4 der beste Regen ... regnen?] SK:

Der beste Regen, meint der Adjunkt, sei doch immer der, mit welchem der Himmel unsere Felder und Weinberge tränkt, und den Segen fruchtbarer Zeiten sendet. Aber was sagen wir dazu, fragt der Adjunkt, wenn Schwefel oder Blut regnet, wenn Frösche, Steine oder gar Soldatenhüte regnen?

23,5 fest] getilgt SK.

23,7 Feuer und Schwefel vom Himmel regnete auf Sodom und Gomorrha] Vgl.

1. Mose 19, 24f.:

Da ließ der Herr Schwefel und Feuer regnen vom Himmel herab auf Sodom und Gomorrha und vernichtete die Städte und die ganze Gegend und alle Einwohner der Städte und was auf dem Lande gewachsen war.

23,12 Tulipanen] Tulpen SK.

23,14 schon] [sic!] schön SK.

23,15 oder Jilge] getilgt SK; meist Ilge oder Lilie.

23,48 Sommervogel] Schmetterling.

23,75 daß] getilgt SK.

23,80 ist es etwas anders] verhält es sich anders SK

23,85 Rumili] Rumelien; türkische Verwaltungsbezeichnung für den europäischen Teil des Osmanischen Reiches, ausgenommen Ungarn, Bosnien und Morea; Verwaltungssitz war bis 1836 Sofia, dann Bitola.

23,95-100 Es wurde ein Gelehrter von Paris ... sitzen mag!] SK:

Sonntags den 22. Mai 1808 sind in Mähren Steine vom Himmel gefallen. Der Kaiser von Österreich ließ durch einen sachkundigen Mann Untersuchung darüber anstellen. Dies ist der Erfund:

Es war ein heiterer Morgen, bis um halb sechs Uhr ein Nebel in die Luft einrückte. Die Filialleute von Stannern waren auf dem Weg in die Kirche, und dachten an nichts. Plötzlich hörten sie drei starke Knälle, daß die Erde unter ihren Füßen zitterte; und der Nebel wurde auf einmal so dicht, daß man nur 12 Schritte weit zu sehen vermochte. Mehrere schwächere Schläge folgten nach, und lauteten wie ein anhaltend Flintenfeuer in der Ferne, oder wie das Wirbeln großer Trommeln. Das Rollen und das Pfeifen, das zwischendrein in der Luft gehört wurde, brachte daher einige Leute auf den Gedanken, jetzt komme die Garnison von Telisch mit türkischer Musik. An das Kanonieren dachten sie nicht. Aber während als sie vor Verwunderung und Schrecken einander ansahen, fing in einem Umkreis von ungefähr 3 Stun-

den ein Regen an, gegen welchen kein Mantel oder Malter sack über die Achseln schützt. Eine Menge von Steinen, von der Größe einer welschen Nuß bis zu der Größe eines Kindskopfs, und von der Schwere eines halben Lotes bis zu 6 Pfund, fielen unter beständigem Rollen und Pfeifen aus der Luft, einige senkrecht, andere wie in einem Schwung. Viele Leute sahen zu, und die Steine, welche sogleich nach dem Fallen aufgehoben wurden, waren warm. Die ersten schlugen nach ihrer Schwere tief in die Erde. Einer davon wurde 2 Fuß tief herausgegraben. Die spätem ließen es beim nächsten bewenden, und fielen nur auf die Erde. Ihrer Beschaffenheit nach sind sie inwendig sandartig und grau, und von außen mit einer schwarzen glänzenden Rinde überzogen. Die Zahl derselben kann niemand angeben. Viele mögen in das Fruchtfeld gefallen sein, und noch in der Erde verborgen liegen. Diejenigen, welche gefunden und gesammelt worden, betragen an Gewicht 2 1/2 Zentner. Alles dauerte 6 bis 8 Minuten, und nach einigen Stunden verzog sich auch der Nebel, so, daß gegen Mittag alles wieder hell und ruhig war, als wenn nichts vorgegangen wäre. Dies ist die Begebenheit. Was es aber mit solchen Steinen, die vom Himmel fallen, für eine Bewandnis habe, daraus machen die Gelehrten ein Geheimnis, und, wenn man sie fragt, so sagen sie, sie wissen es nicht.

23,104-106 Ein Bürger ... auf seinem Felde gearbeitet haben] Die badischen Städte waren zu Hebels Zeiten meist Ackerbürgerstädte; Bürger betrieben neben ihrem Handwerk auch Landwirtschaft.

24 Auflösung der Rechnungs-Exempel des vorigen Jahres.] T: Erstdruck. ED: BL 1806 D3v (A). *Auflösung des dritten und vierten Rechnungsexempels* SK.

24,3 des vorigen Jahres] getilgt SK.

24,3,5,6 Hanns] Hans.

25 Zwey Erzählungen.] T: Erstdruck. ED: BL 1806 D3v (A).

25,2-6 Wie leicht sich ... Bedienten] Vgl. 8. Zwey Erzählungen; 1. [Das wohlfeile Mittagessen].

25,4 im alten Kalender] getilgt SK.

25,5 Heller] Pfennig von Schwäbisch Hall [= Haller]. Seit dem 17. Jhd. verbreitete Kupfermünze; entsprach 1/8 Kreuzer.

25,15 Ihr seydt, schrie jezt der Junge, schon so alt] [sic!] Anführungszeichen.

25,22 In einer anderen Stadt] Quelle *Vademecum* [I, 128].

25,22-41 In einer andern Stadt ... Weg gehen] [sic!] Anführungszeichen.

25,26 Gnädiger] Gestrenger SK.

25,29 seyn!] seyn, SK.

25,36 reine] getilgt SK.

25,39 witzige] hier: klug, verständig, gewitzt.

26 Nützliche Lehren.] T: Erstdruck. ED: BL 1806 D4r-D4v (A). Andere Nummerierung [Nr. 9-12] SK.

26,12 in die Hölle gebunden] Vgl. Offb. 20, 1-3:

Und ich sah einen Engel vom Himmel fahren, der hatte den Schlüssel zum Abgrund und eine große Kette in der Hand. Und er griff den Drachen, die alte Schlange, das ist der Teufel und Satan, und band ihn tausend Jahre, und warf ihn in den Abgrund und tat ein Siegel oben darauf [...]

26,19 verlogenste] erlogenste SK.

27 Die Spinnen.] T: Erstdruck. ED: BL 1806 D4v-E1r (A). Vgl. Hebels alemanisches Gedicht *Das Spinnlein*.

27,29 mit den Füßen] getilgt SK.

27,69/70 Spinnen des fliegenden Sommers] Bezeichnung für in der Luft herumziehende Fäden; Vorstellung, dass diese im Frühjahr den Sommer bringen, im Herbst dieser wieder auf ihnen davonfliegt.

27,75 Tarantata] möglicherweise Verwechslung mit ‚Tarantatus‘, Bezeichnung für einen von einer Tarantel Gestochenen oder ‚Tarantella‘, einem Mittel gegen Tarantelstiche.

Kurfürstlich-Badischer gnädigst-privilegirter Landkalender für die Badische Markgrafschaft protestantischen Antheils auf das Jahr 1807] Der Kalenderteil [24; A1v-D1r]: Monatskalender jeweils verso; Messen und Jahrmärkte in der 1. Spalte recte; Kalendergeschichten durchgängig in der 2. Spalte recte, welche übergreifend das gesamte Kalendarium durchziehen; Weiterer Leseteil [11; D1v-E2v]; Verzeichnisse über Boten, Postwägen und Taxordnung [ab E2v].

28 Der schlaue Husar.] T: Erstdruck. ED: BL 1807 B1r-B2r (A).

Husaren sind eine Truppengattung der leichten Kavallerie; Ursprünge vor allem in Ungarn, aber auch in Kroatien.

28,3 100 Gulden] 300 fl. SK.

28,7-11 Wenns nur ... theilen.] [sic!] Anführungszeichen.

28,10 heil. Alfonsus] möglicherweise span. Heiliger namens Alfons [Alonos] Rodriguez [1531-1617]; Mystiker und Verfasser einer bedeutenden Selbstbiographie. Wahrscheinlich aber auf keinen bestimmten Heiligen angespielt; generell scheinen Heilige, wo sie nicht durch ihre Namen ein bestimmtes Datum im Jahr bezeichnen, keine besondere Bedeutung für die Erzählungen zu besitzen.

28,18/19 Jezt ... gewunken] [sic!] Anführungszeichen.

28,25 das erste] zuerst SK.

28,28 arme] getilgt SK.

28,31 angeführt] getäuscht SK.

29 Lied.] T: Erstdruck. ED: BL 1807 B2r-B3r (A). *Sommerlied* SK.

29,7 Matten] Wiesen.

29,8 Dolden] Schirmähnliche Blütenbüschel; hier: die ersten Schößlinge des Hopfens.

29,9 Schmehle] Süßgras; auch Schmeile oder Schmiele.

30 Abendlied wenn man aus dem Wirthshaus heimgeht] T: Erstdruck. ED: BL 1807 B4r (A). *Abendlied, wenn man aus dem Wirthshaus geht* SK.

31 Der Maulwurf] T: Erstdruck. ED: BL 1807 B4r-C3r (A).

31,2 Schermaus] getilgt SK; Maulwurf.

31,4 Matten] Felder und Wiesen SK.

31,5 Scherhaufen] Maulwurfshügel SK.

31,5 verwühlt] zerwühlt SK.

31,11 Grundhaufen] Erdhaufen.

31,13 Dafür ... gut.] Dafür ist jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut SK.

31,14 frage ich] getilgt SK.

31,22 Ey] getilgt SK.

31,23 kommt ein besserer Advokat des Maulwurfs als ich bin] kommt ein Advokat des Maulwurfs SK.

31,23 Advokat des Maulwurfs] Bezeichnung für Markgräflichen Garteninspektor Friedrich Schweickert.

31,25 Quadten] Synonym zu Engerlingen; Maikäferlarven.

31,31 Teufels Dank] Henkers Dank SK.

31,32/33 Das hat ... gesehen hat. –] [sic!] Anführungszeichen.

31,34 Halt, Camerad] Halt, guter Freund SK.

31,35 Scheer-Mauser] Maulwurfsfänger.

31,40 Stockzähne] hintere Backenzähne.

31,58/59 Teufels Dank] Kuckucks Dank SK.

32 Der Zahnarzt] T: Erstdruck. ED: BL 1807 C3r-D1v (A).

32,7 knetteten] kneten.

32,7 aus dem Weichen] aus demselben SK.

32,23/24 Guter Freund ... zu haben?] [sic!] Anführungszeichen.

32,24 und] aber SK.

32,25/26 Staunzius Rapunzia von Trafalgar] Schnazius Rapunzius von Trafalgar SK. – Am 21. Oktober 1805 erkämpfte die britische Flotte am Kap Trafalgar, gegen die französisch-spanische Flotte einen bedeutenden Sieg. Hebels Figur stellt sich mit einem ebenso fremdländisch-wohlklingenden, wie aktuell konnotierten Namen vor.

32,27-29 Und wenn ... zu befreien.] [sic!] Anführungszeichen.

32,28 schlechte Kunst] schlichte, einfache Kunst.

32,39 dergleichen] getilgt SK.

32,57 gewesen.] SK:

– Merke: Wer so etwas kann, weiß an andern Orten Geld zu verdienen, läuft nicht auf den Dörfern und Jahrmärkten herum mit Löchern im Strumpf, oder mit einer weißen Schnalle im rechten Schuh, und am linken mit einer gelben.

33 Nützliche Lehren. (Fortsetzung vom vorigen Jahr.) ] T: Erstdruck. ED: BL 1807 D1v-D2r (A). *Nützliche Lehren* SK.

33,9/10 Da heißt es alsdann: ] getilgt SK.

33,13/14 in einem ... geschnitten.] [sic!] Anführungszeichen.

33,26 auch] getilgt SK.

33,40 kann viel Geld stecken] ist viel Gold verborgen SK.

33,41 just] getilgt SK.

33,44 Einer prahlte ... ] Vorlage *Vademecum* [VI, 100].

33,44 Simri] Hohlmaß.

33,45 voll] getilgt SK.

Der Rheinländische Hausfreund oder Neuer Calender auf das Schaltjahr 1808 mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen] Der Kalender gliedert sich in sieben Teile mit 52 Seiten: 1. Titelvignette [1] 2. Herrscherhaus [1] 3. Kalendarium Karlsruher Kalender [14; A1r-C1v]: Monatskalender [A1r-B2v], Kalender der Juden [C1r], Die gewöhnliche Zeitrechnung [C1r], Ordentliche Zeitrechnung auf 1808 [C1r], Die eilf Planeten [C1r], Die zwölf himmlischen Zeichen [C1r], Astronomische Kalender-Praktik auf das Jahr 1808 [C1v], Von den Finsternissen [C1v], Anmerkungen [C1v] 4. Den Leseteil „Allerley Neues, Lehrreiches und Spaßhaftes, auf das Jahr 1808“ [26; C2r-E6r] 5. Verzeichnisse [8; F1r-F4v]: Tax-Ordnung für die Großherzogl. Badische Postwagen-Expedition in Karlsruhe [F1r], Bemerkungen über die fahrenden Post-Taxe [F1r-F1v], Karlsruher Boten [F1v], Pforzheimer Boten [F1v], Alphabetisches Verzeichnis der gewöhnlichen Messen, Vieh- und Krämer-Märkte [F2r-F4v] 6. Das Große Einmaleins [1; F5r] 7. Aderlaßtafel [1; F5v].

Im Gegensatz zum *Badischen Kalender* wurden im *Rheinländischen Hausfreund* keine Erzählungen mehr im kalendarischen Teil platziert und dadurch eine enorme Übersichtlichkeit geschaffen. Diese wurden nun im mittleren Teil Allerley Neues, Lehrreiches und Spaßhaftes vereinigt und machten etwas mehr als die Hälfte des gesamten Kalenders aus, was den zeitüblichen Anteil an unterrichtendem und unterhaltsamen Stoff beträchtlich überstieg. Ebenfalls ungewöhnlich war ab nun die alles durchwirkende Ordnung.

34 Betrachtungen über das Weltgebäude. (Fortsetzung.)] T: Erstdruck. ED: RH 1808 C2r-C3r (A). *Die Planeten* SK.

Betrachtungen im alten *Badischen Landkalender* von Karl Wilhelm Boeckmann begonnen; im *Rheinländischen Hausfreund* von Hebel fortgeführt. Für das SK schrieb er 1810 die Beiträge über die Erde, die Sonne und Mond neu. Diese Beiträge wurden auch verwendet, als Hebel ab 1812 mit den astronomischen Beschreibungen von vorne einsetzte.

34,7 Illumination] festliche Außenbeleuchtung eines Gebäudes oder auch ganzer Stadtteile mittels Fackeln, Lampen; teilweise auch bunten Lichtern.

34,19 Heerwagen] Sternbild des Großen Wagens.

34,19 Jakobsstab] die drei auf gerader Linie stehenden Sterne Alnitak, Alnilam und Mintaka im Gürtel des Sternbilds Orion.

34,13 Fürs erste ... gibt.] Fürs erste müssen wir wissen, daß es zweierlei Arten der Sterne gibt SK.

34,33 100jährigen] hundertjährigen SK; Hundertjähriger Kalender ist eine Zusammenstellung von Wettervorhersagen aus dem 17. Jhd. vom Abt Mauritius Knauer [1613/14-1664] als *Calendarium oeconomicum practicum perpetuum* [Ausg. 1983] verfasst; sollte den Mönchen die Wettervorhersage in Franken ermöglichen und so die klösterliche Landwirtschaft optimieren. Knauer stützte sich hierbei auf damals schon umstrittene, astrologische Vorstellungen der damaligen Zeit, dass Planeten das Wetter entscheidend beeinflussen würden. Hebel erläutert in diesem Text die Unhaltbarkeit der Aussagen Knauers:

Mißlich muß es daher auch um die Behauptung stehen, daß unsere Erde abwechselnd von den Planeten regiert werden, oder daß Witterung, Fruchtbarkeit und andere Dinge von ihnen herrühren, ob man gleich die Erfahrung haben kann, daß je nach sieben Jahren manches wieder so kommt, wie es sieben Jahre früher war.

34,55 Weltweisen] Astronomen und Physiker; die in der Welt Gelehrten, im Gegensatz zu den Gelehrten der Gottesweisheit wie Theologen und Kleriker.

34,67 statuiert] [sic!] statuiert.

34,73 aus dem Kalender 1807] aus der vorigen Betrachtung über ihn SK.

34,88/89 In diesem Jahr 1808 ...] getilgt SK.

34,92 Sonnenglast] Sonnenschein, Sonnenglanz.

34,94 Betglocken] [Kirchen]glocke die Katholiken morgens, mittags und abends zum Angelus-Gebet aufrief. Eingeführt im 13. Jhd., verlor die Betglocke in protestantischen Orten ihre Bedeutung und diente nur noch zur Bezeichnung der Tageszeit. Zeitweise wurde, durch eine päpstliche Anordnung in Deutschland im 16. Jhd., in den Nachmittagsstunden das Zeichen zu einem außerordentlichen Gebet gegen die Türken gegeben, die Betglocke auch Türkenglocke genannt.

34,102 Sternkundiger] Sternkundigen SK. Astronomen.

34,127/128 welche im Kalender des nächstkünftigen Jahres] welche in der Folge SK.

35 Warme Winter.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 C3r (B).

35,7 Veielein] Veilchen.

35,23 Trosteln] Drosseln.

35,27 St. Stephanstag] 26. Dezember.

35,28 St. Johannistag] 24. Juni.

36 Das wohlbezahlte Gespenst.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 C3r-C3v (A).

36,13 Rispen] trockene Reisigbündel.

36,19 Beinhaus] auch (neulat.) Ossarium oder (österr.) Karner; überdachter Raum in dem sich Gebeine von Toten befinden.

36,49 Gaukelhans] Gaukler, Zauberer.



37 Der vorsichtige Träumer.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 C3v (A).

37,2 Witlisbach] Wiedlisbach im Kanton Bern, ca. 10km nordöstl. von Solothurn.

37,5 Strumpfbündeln] Gewirktes oder von Damast zusammengenähtes und gefüttertes Band zum festbinden von Strümpfen unter dem Knie.

38 Erstes Räthsel.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 C3v (B).

39 Große Schneeballen.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 C4r (B).

39,2 gähen] steil.

39,5 Balle] [alleman.] Ball.

39,14 haspelten] aus gesponnener Wolle Garnstränge herstellen.

40 Vorbereitung des Getraides zur Aussaat.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 C4r (A).  
*Nützliche Lehren* 13. SK:

Nützliche Lehren

13.

Verständige, ja gelehrte Landwirte machen oft neue Versuche zur Verbesserung ihres Ackerbaus oder der Viehzucht. Mancher sieht etwas Neues in ändern Ländern und bringt's heim. Manchen lehrt der Zufall einen Vorteil, der ihm hernach großen Gewinn bringt. Meint er's gut mit seinen Mitbürgern, so teilt er ihnen seine Entdeckungen mit, und ermuntert sie, seinem Beispiel zu folgen. Die meisten sagen alsdann: „Wir wollen bei der Weise unserer Väter bleiben, und wie sie's getrieben haben, so treiben wir's auch.“ Das ist sehr verständig gesprochen, geneigter Leser! Nur muß man's nicht bei den Worten bewenden lassen, sondern auch seinen guten Vorsatz erfüllen. Denn der Ackerbau und jede Vorsicht und Beobachtung dabei ist gewiß nicht auf einmal so erfunden worden, wie er jetzt ist, sondern eben unsere Väter und Voreltern haben lange und vielerlei versucht, und guten Rat nicht verachtet. Manches ist mißlungen, manches ist wohlgeraten und besser worden, und so können wir auch noch in Zukunft weiterkommen, und unsern Ackerbau und Wohlstand verbessern, wenn wir nur Wort halten, und dem Beispiel unserer lernbegierigen und fleißigen Vorfahren folgen.

40,8 Mistlache] Jauche.

40,11 Kalchmeh] [alleman.] Kalkmehl.

40,12 Kalch] [alleman.] Kalk.

41 Mißverstand] T: Erstdruck. ED: RH 1808 C4v (A).

41,1 90ger Krieg] Erster Koalitionskrieg [1792-97] zwischen Frankreich und den Mächten von Baden, Württemberg, Preußen und Österreich im Verbund.

41,4 Filu! Filu!] [sic!] Führungszeichen.

41,6 halber vieri] [sic!] Führungszeichen.

42 Die Eidexen.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 C4v-D1r (A).

Hilfsmittel Carl Phillip Funkes *Naturgeschichte und Technologie für Lehrer in Schulen und für Liebhaber dieser Wissenschaft* [Braunschweig 1794].

42, Der Wind im Wald] Zit. n. L.C.H. Hölty's Gedicht *Der alte Landmann an seinen Sohn* [1776]:

Der Wind im Hain, das Laub am Baum  
Saust ihm Entsetzen zu;  
Er findet, nach des Lebens Traum,  
Im Grabe keine Ruh.

42,41 Brunnenmeister] Beruf für Brunnenbau, Quellfassung, Wasserversorgung und Grundbau; halten Brunnen und Wasserleitungen instand.

42,43 daß die französische Revolution ein Ende hat, und jetzt Krieg in Polen ist] daß der Prinz von Brasilien nach Amerika ausgewandert ist, und daß die englischen Waren auf dem festen Land verboten sind SK.

42,48 Salamander] wurde für giftiges und selbst durch Feuer nicht zu tödendes Untier gehalten.

42,69 Ratze] Ratte.

42,74 Fabelhans] verächtliche Benennung eines Menschen der gern erfindet, Begebenheiten erzählt und erzählen hört.

42,84 Basilisken] Vgl. Anm. 5,118.

43 Unglück der Stadt der Leiden] T: Erstdruck. ED: RH 1808 D1r-D1v (A).

43,10 Thurn] [sic!] Thurm.

43,27 Tran] aus Fettgewebe von Meeressäugern durch Erhitzen, Auspressen, Ausschmelzen oder einfaches Ausklopfen gewonnenes Öl.

43,29 wie es am Abend leicht anders werden kann] Vgl. Anm. 1,18/19.

44 Zweytes Räthsel] T: Erstdruck. ED: RH 1808 D1v (B).

45 Fliegende Fische.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 D1v (A).

45,14 Floßfedern] Flossen.

46 Drittes Räthsel.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 D2r (B). Auflösung siehe 70 *Auflösung der Räthsel*.

47 Schlechter Gewinn.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 D2r (A).

47,4/5 Ja gewiß ... ohne Blut.] [sic!] Anführungszeichen.

47,4 Mauschel] Spottnamen für Juden, aus dem Vornamen Moses.

47,14/15 Ein General meldete einmal] Anspielung auf Phyrussieg bzw. Phyrrius von Epirus [316-272 v.Chr.], König der Molosser; schlug 280 bei Herakleia und 279 bei Asculum die Römer mit eigenem hohen Verlust und soll einem Vertrauten gesagt haben: „Noch so ein Sieg, und wir sind verloren!“

47,15 kome] [sic!] komme.

48 Viertes Räthsel.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 D2r (B).

49 Der wohlbezahlte Spaßvogel.] T: Erstdruck. ED: 180 D2r (A).

50 Eine sonderbare Wirthszeche.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 D2r-D2v (A).

Erzählung in ähnlicher Form bei Grimmelshausens *Ewig-währendem Calender* [1670] vorzufinden. Greift auf die Vorstellung eines ‚Großen Jahres‘, ‚Annus Magnus‘, zurück; die Wiederkehrung aller Geschehnisse ist durch die Periode eines Zyklus bestimmt, welcher aus den Umläufen der Sonne, des Mondes und der Planeten zusammengesetzt ist. Sie beginnt von neuem, wenn diese Planeten wieder insgesamt in dasselbe Zeichen zurückkehren, dass sie vor der Wanderung inne hatten. Hebels Zeitspanne von 6000 Jahren ergibt sich aus der protestantischen Chronologie, welche die Welt in drei Zeitphasen von je 2000 Jahren unterteilt: die Zeit bis zum Alten Bund; die Zeit bis Christi Geburt und die Gegenwart.

50,12 von] [sic!] vor.

50,12 Ja] [sic!] Anführungszeichen.

50,19 Schwenkfelder] eigentlich übel beleumundete mystische Gemeinschaft der Reformationszeit: dann allg. unstete Menschen, Landstreicher.

50,22-26 Frau Wirthin ... neuen bezahlen.] [sic!] Anführungszeichen.

51 Seltsamer Spazierritt.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 D2v (A).

51,2-15 Ein Mann reitet ... Achsel heim.] [sic!] Anführungszeichen.

52 Mittel, die Baum- und Rebpfähle (Rebstecken) dauerhaft zu machen] T: Erstdruck. ED: RH 1808 D2v (B).

52,4 Vitriol] Bezeichnung für verschiedene Schwefelverbindungen; hier: Kupfersulfat.

53 Drey Wünsche.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 D2v-D2r (A).

53,5 Schulze] Ortsvorsteher, teilweise mit richterlicher Gewalt.

53,5 Meyers] Erbpächter eines Gutshof.

53,9 Ehle] Elle.

53,11 stralte] [sic!] strahlte.

53,32 Nun ... Freytag] „Nun,“ sagte die Frau, „wir haben ja noch Zeit bis Freitag.“ SK.

53,35 Grundbirn] Kartoffel.

54 Der Preussische Krieg.] T: Erstdruck. ED: 1808 D3v-D4r (B).

Preußisches Ultimatum an Napoleon, den Rheinbund aufzulösen, führte zum Vierten Koalitionskrieg 1806/07.

54,74 Sprinzing] Hofbuchdrucker Sprinzig in Rastatt druckte den Kalender 1808 und 1809.

55 Eine merkwürdige Abbitte.] T: Erstdruck. ED: 1808 D4r (A).

55,4/5 Wirthshaus] [sic!] Wirthshaus.

55, Iltis] Marderart, als Hühnerdieb gefürchtet.

55,8-21 du schlechter Kerl! ... ehrlicher Mann!] [sic!] Anführungszeichen.

56 Der große Sanhedrin zu Paris.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 D4r-D4v (A).

56,1 Sanhedrin] Hoher Rat. Der große Sanhedrin tagte vom 4. Februar bis 9. März 1807; Napoleons Ziel war es zu klären, inwiefern die Gesetze der jüdischen Religion mit den Gesetzen des säkularen Staates vereinbar seien.

56,17 Gojim] [hebr.] Nichtjude.

56,22 große Reise nach Jena] ‚große Reise‘ könnte ironische Anspielung auf die traditionelle Bildungsreise der jungen Aristokraten sein.

57 Der schlaue Pilgrim] T: Erstdruck. ED: RH 1808 E1r (A).

Vorlage war die Erzählung *Die Jesuiten in Wien* im *Schweizer-Bote* [Jg.1, Nr 38, 21. September 1804].

57,3 heil] [sic!] Heil.

57,4-6 Wie weit ... näher] [sic!] Anführungszeichen.

57,26-35 Eben deßwegen! ... Gotteswillen?] [sic!] Anführungszeichen.

57,32 Tünklein] Suppeneinlage.

57,48 grif] [sic!] griff.

57,44 heilige Muschel] Heiligkeit der Muscheln von Askalon könnte aus der Erinnerung an die Kreuzzüge stammen.

57,44/45 Rose von Jericho] verschiedene ‚Auferstehungspflanzen‘, die bei Trockenheit ihre Blätter nach innen rollen und bei Feuchtigkeit wieder blühen.

58 Untreue schlägt den eigenen Herrn.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 E2r (A).

58,18-20 Mein Herr ... jenes dort.] [sic!] Anführungszeichen.

58,24 Was soll das seyn?] [sic!] Anführungszeichen.

58,28/29 nahmhafte Theilung] Beute, die dem Feind gewaltsam weggenommen wird

58,32/33 Ich werde ... schuldig bin] [sic!] Anführungszeichen.

58 Valuta] 1. Landeswehrgeld, 2. Gegenwert eines Wechsels.

59 Fünftes Räthsel] T: Erstdruck. ED: RH 1808 E2r (B).

60 Mittel zu einem ehrlichen Auskommen] T: Erstdruck. ED: RH 1808 E2r (B).

61 Jakob Humbel] T: Erstdruck. ED: RH 1808 E2v-E3r (A).

Vorlage aus *Schweizer-Bote* [Jg. 1, Nr. 38, 21. September 1804].

61,2 Boneschwyl] Boneswyl im Kanton Aargau.

61,18 Oberoltern] kein Ort dieses Namens verzeichnet, vielleicht Olten gemeint [Vgl. Briefe. S. 760].

61,36 meisterlos] ungefügig, ungezogen.

61,44 Wildenstein] Schloß im Kanton Aargau; bis 1803 Sitz des bernischen Landvogts.

61,54 spielen] Losverfahren, vor allem auf dem Land übliche Praxis zur Aushebung zum Kriegsdienst.

61,63 Mathä am letzten] sprichwörtlich: die letzten Worte des Matthäus Evangeliums lauten: „[...] bis zum Ende der Welt.“

61,64 Stecken] Stock.

61,65 Mühlburger Straße] heutige Kaiserallee in Karlsruhe.

61,69/70 öffentliche Anstalt zum Unterricht in der Thierarzneykunst] im Jahre 1782 von Markgrafen Karl Friedrich gegründete Tierarzneischule; die Kosten wurden durch einen eigens vom Landesherren eingerichteten Fonds bestritten.

61,79 Klein-Carlsruhe] Nebenort für ärmere Leute, 1812 mit Karlsruhe vereinigt.

62 Zahlreiche Mordthaten.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 E3r (B).

62,3 Terra di Lavoro] heutige ital. Provinz Caserta.

62,6 schläft] [sic!] schläft.

6214/15 seitdem das Reich eine andere Regierung hat] Am 11. Mai 1806 wurde Joseph Bonaparte, Bruder von Napoleon, König von Neapel.

63 Sechstes Räthsel] T: Erstdruck. ED: RH 1808 E3r (B).

64 Franz Ignaz Narocki. (Siehe die nebenstehende Abbildung.)] T: Erstdruck. ED: RH 1808 E4r (A).

64,7 Kaiser Napoleon ... nach Polen.] Nach der preußischen Niederlage gegen Napoleon 1806 wurde im Frieden von Tilsit die bei der polnischen Teilung Preußen zugefallenen Gebiete zum Herzogtum Warschau unter der Verwaltung König Friedrich Augusts I von Sachsen zusammengefasst.

65 Der fechtende Handwerksbursche in Anklam.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 E4r (B).

65,1 fechtende] hier: betteln; stammt daher, dass reisende Handwerker und heimkehrende Soldaten denen, die ihnen eine Spende verweigerten mit dem Schwerte drohten.

65,3 Zehrpennig] kleines Geschenk oder Almosen, dass Reisenden gegeben wird.

65,15/16 Das ist für ... Stubenthüre zu.] [sic!] Anführungszeichen.

66 Mißverstand.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 E4v (A). *Der Wegweiser* SK.

66,9 Bougre] [frz.] Schelm, Kerl.

66,20;25;27;31 Oui Bougre!] [sic!] Anführungszeichen.

67 Brodlose Kunst.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 E4v-E5r (A).

Neben dem Tuch waren die Nadelfabriken Aachens bedeutenster Industriezweig;

67,10 Ein Fremder besichtigte einst] Karlsruher Professor Heinrich Sander.

67,17 Letsch] [von mhd. Luz] Schlinge, Schleife.

68 Glück und Unglück.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 E5r (A).

68,3/4 letzten Seekrieg zwischen den Russen und Türken] Das erstarkte Russland führte im 18 Jhd. zwei Eroberungskriege gegen das Osmanische Reich, bei denen es alle Gebiete im Norden des Schwarzen Meeres eroberte.

69 Text für ein zufriednes Leben.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 E5r (B).

70 Auflösung der Räthsel.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 E5r (A).

1. Stecknadel; 2. Galgen; 3. Brezel; 4. Glas; 5. Stab; 6. Finger.

71 Der Commandant und die Badischen Jäger in Hersfeld.(Siehe die nebenstehende Abbildung.)] T: Erstdruck. ED: RH 1808 E6r (A). *Der Kommandant und die Jäger in Hersfeld* SK.

Begebenheit ist historisch; ereignete sich am 12. Januar 1807. Der Held der Geschichte ist der aus Meersburg stammende und ab 1803 im badischen Militärdienst stehende Johann Baptist Lingg [1765-1842], Oberstleutnant und Kommandeur des 549 Mann starken, zur Niederhaltung der Aufstände in Kurhessen eingesetzten badischen Jägerbatallions. 1819 wurde Lingg durch den Kurfürsten von Hessen mit der Erhebung in den erblichen Adelstand und dem Beinamen ‚von Ligenfeld‘ belohnt. Hebels Vorlage war ein kurzer Bericht vom Politischen Allerlei des *Schweizer-Bote* [Jg.4, Nachläufer zu Nr. 15, 27. März 1807]

71,3-7 Folgende Begebenheit verdient ... auf ihren Posten.] SK:

Im letzten preußisch-russischen Krieg, als die französische Armee und ein großer Teil der bundsgenossischen Truppen in Polen und Preußen stand, befand sich ein Teil des badischen Jägerregiments in Hessen und in der Stadt Hersfeld auf ihren Posten.

71,49-52 Nur zum Andenken ... mitbringen will.] getilgt SK.

71,52/53 Dieß ist ... werth.] Dies geschah zu Hersfeld im Jahr 1807, und das Städtlein steht noch SK.

72 Pieve.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 E6r-E6v (A).

72,4 Storcken] Störche.

72,12 Remondini] Italienische Buchdruckerfamilie in Bassano, von 1650-1860 ansässig.

72,14 Helgen] Heiligenbildchen, dann Kupferstich; allg. Gemälde überhaupt.

72,24/25 Tobolst] Stadt im Westsibirischen Tiefland; ca. 400km hinter dem Ural.

73 Der preussische Krieg. Nachtrag.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 E6v (B).

Am 7./9. Juli 1807 wurde der Friede von Tilsit geschlossen, so daß diese Ergänzung des früher geschriebenen und schon gedruckten Artikels notwendig wurde.

73,12 drey kriegführenden Monarchen] Napoleon I., Alexander I. von Russland, Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

Der Rheinländische Hausfreund oder Neuer Calender auf das Jahr 1809 mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen] Der Kalender gliedert sich in sieben Teile mit 54 Seiten: 1. Titelvignette [1] 2. Herrscherhaus [1] 3. Kalendarium Karlsruher Kalender [14; A1r-C1v]: Monatskalender [A1r-B2v], Kalender der Juden [C1r], Die gewöhnliche Zeitrechnung [C1r], Ordentliche Zeitrechnung auf 1809 [C1r], Die elf Planeten [C1r], Die zwölf himmlischen Zeichen [C1r], Astronomische Kalender-Praktik auf das Jahr 1809 [C1v], Von den Finsternissen [C1v], Anmerkungen [C1v] 4. Den Leseteil [29; C2r-F4r] 5. Verzeichnisse [9; F4v-G4v]: Tax-Ordnung für die Großherzogl. Badische Postwagen-Expedition in Karlsruhe [F4v], Karlsruher Boten [F4v] Pforzheimer Boten [F4v], Alphabetisches Verzeichnis der gewöhnlichen Messen, Vieh- und Krämer-Märkte [G1r-G4v] 6. Vergleichung des neuen und alten französischen Geldes mit deutscher Währung [1; H1r] 7. Aderlaßtafel [1; H2v].

74 Der rheinländische Hausfreund spricht mit seinen Landsleuten und Lesern. Und wünscht ihnen das neue Jahr.] T: Erstdruck. ED: RH 1809 C2r-C2v (B).

74,5 Petarden] [frz.] Knallerei, Sprengmittel der militärischen Schwarzpulverära, Sprengmörser; hier: Böller.

74,28 Sabbatherweg] urspr. die dem Juden erlaubte Wegstrecke zum Gottesdienst; später allg. Bezeichnung für eine kleine Wegstrecke.

74,29 trift] [sic!] trifft.

74,31 Schorenbruck] Brücke über dem Fluss Wiese, zwischen Riehen und Weil.

74,35 Wadelstern] Komet; Wadel: Wedel mit Schweif. Erscheinung eines Kometen wurde mit kosmischen oder welthistorischen Katastrophen in Zusammenhang gebracht.

74,37 Feuerreiter] öffentliches Amt zu dem man eigens vereidigt wurde; bei Feueralarm hatten in Dörfern vier, in Städten sechs Berittene vor dem Rathaus zu erscheinen. Die eine Hälfte benachrichtigte die Herrschaft, die andere holte zusätzlich Menschen zur Hilfe.

74,41 ist dem Hausfreund auch so gängen] Vgl. 73 *Der preußische Krieg. Nachtrag*.

74,43 andern Krieg] Vgl. 73 *Der preußische Krieg. Nachtrag. Z. 21-27*.

74,54 In dieser Landschaft] RH im Gegensatz zum BL auch in den katholischen Gebieten Badens verbreitet. Auf den Märkten zusammen mit dem *Rastatter Hinkenden Boten* verkauft, der ebenfalls von Sprinzing gedruckt wurde.

74,59 den Reutlinger] das württembergische Reutlingen war als Druckort volkstümlicher Schriften bekannt; meist von den Einwohnern unter der Hand, ohne Zollgebühren über die Landesgrenzen hinaus vertrieben.

74,59/60 zwischen Licht] Dämmerung.

74,65 Nürnberger Trichter] spöttische Bezeichnung für eine Lehrstunde, die keine eigene Leistung oder Bemühungen des Schülers abverlangt. Anlehnung an Harsdörffers *Poetischer Trichter* [Vgl. Nürnberg 1648-53].

75 Fortgesetzte Betrachtungen über das Weltgebäude.] T: Erstdruck. ED: RH 1809 C2v-C3v (A). *Die Planeten. Fortsetzung* SK.

- 75,3 wovon im vorigen Jahr] wovon im vorigen Artikel über das Weltgebäude SK.  
 75,10 voriges Jahr] im vorigen Artikel SK.  
 75,24 in den vorigen Jahrgängen des Calenders.] in einem eigenen Abschnitt und in den Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes SK.  
 75,30-36 Wenn du ... höher steigt.] getilgt SK.  
 75,17 Beyläufer] Doppelsinn; Gefolgsmann oder Geliebter.  
 75,40 flähtiger] schneller.  
 75,51 Pünklein] [sic!] Pünklein.  
 75,69 Herschel] Friedrich Wilhelm Herschel [1738-1822] Vater der Stellarastonomie entdeckte mit selbstkonstruierten Fernrohren 1781 Uranus, 1783 Eigenbewegung des Sonnensystems; 1782 Ernennung zum Königlichen Hofastronomen.  
 75,69 laut dem Calender von 1805] vor mehreren Jahren SK.  
 75,85 Drey davon] Pallas 1802 von Wilhelm Olbers [1758-1840] entdeckt; Juno 1804 von Karl Ludwig Harding [1765-1834]; Vesta 1807 von Wilhelm Olbers; Ceres von Giuseppe Piazzi [1746-1826].  
 75,89 brabantier Thaler] österreichisch-niederländische Kronentaler; 1813 vom Großherzogtum Baden übernommen.  
 75,118/119 hundertjähriger Calender] Vgl. Anm. 34,33.  
 75,129-141 Eine losgeschossene Canonen-Kugel ... Nacht.] SK:  
 Wenn auf der Sonne ein Artillerist vom 2. Bataillon in diesem Augenblick eine Kanone anbrennte, die Kugel flöge in ihrer bekannten Geschwindigkeit, Tag und Nacht, Sonntag und Werketage in gerader Linie immer fort und fort, so käme sie doch in dem Merkur erst ungefähr nach 10 Jahren; in der Venus nach 18, auf der Erde, wie oben gesagt, nach 25, auf dem Mars nach 38, auf dem Jupiter, nach 130 Jahren an. Bis zu dem Saturnus aber hätte sie zu fliegen 238, und zu dem Uranus 479 Jahre.
- 76 Kannitverstan] T: Erstdruck. ED: RH 1809 C4r-C4v (A).  
 Nach einer wahren Begebenheit, die dem 17jährigen französischen Grafen Adam Philippe Custine [1740-1794] in Amsterdam widerfuhr. Ersten literarische Form wurde 1782 durch Charles de Peyssonel [1727-1790] veröffentlicht, danach die Schweizer Übersetzung *Fragment vom Nationalstolze* im *Luzernerischen Wochenblatt* [22.04.1783].  
 76,2 Emmendingen/Gundelfingen] Orte bei Freiburg.  
 76,10 Duttlingen] Tuttlingen.  
 76,15 Sternenblumen] Narzissen.  
 76,15 Levkoiern] Kreuzblütler.  
 76,14-16 Guter Freund, ... Levkoiern?] [sic!] Führungszeichen.  
 76,24 Het Ey] Het Ij; südwestliche Bucht der Zuidersee, eines Meerbusen der Nordsee; bildete den Hafen von Amsterdam.  
 76,31 salveni] Verschleifung von [lat.] „salva venia“; mit Verlaub.  
 76,31 Maudreck] Kaufleute sollen öfters Mäusekot unter den Pfeffer gemischt haben; daher das Sprichwort „Der Mäusedreck will allzeit unter den Pfeffer“.  
 76,36/37 in vergoldeten Scherben] in vergoldeten Blumentöpfen.



76,50 Excüse] Verzeihung.

76,50-52 Das muß ... mitgeht.] [sic!] Anführungszeichen.

76,57 Raute] Kreuzblume.

77 Schlechter Lohn.] T: Erstdruck. ED: RH 1809 C4v (A).

Vorlage war eine Notiz im *Korrespondenten von und für Deutschland* [20.01.1808].

77,2 im letzten Krieg] im letzten preussischen Krieg SK; im Dritten Koalitionskrieg. Vgl. 54 Der Preußische Krieg/ 73 Der preußische Krieg. Nachtrag.

78 Der kann Deutsch.] T: Erstdruck. ED: RH 1809 C4v (A).

78,6 Sundgauer] Bewohner des südl. Oberelsaß.

78,8 Foutre] [frz.] sich um etwas scheren.

78,8 Diable] [frz.] Teufel.

78,10 Gevatter] Taufpate, guter Freund.

78,11/12 Er wird aus ... zurecht kommen.] [sic!] Anführungszeichen.

78,12 Dauphine] Dauphiné d'Auvergne; hist. Landschaftsbezeichnung für die Gegend zwischen Rhône und der frz.-ital. Grenze, nördlich der Provence.

78,15 Bolettenschreiber] Quartierzettelschreiber, von Bolette [frz.] billet.

78,17 Stockfranzose] [sic!] Stockfranzosen.

79 Große Feuersbrunst] T: Erstdruck. ED: RH 1809 C4v (B).

79,16 Heerden] [sic!] Herden.

80 Der Fremdling in Memel] T: Erstdruck. ED: RH 1809 D1r (A).

80,3 Westindien] die Antillen.

80,4 Potentaten] Machthaber, Regent.

80,19/21 Wenn ihr ... Narr sey?] [sic!] Anführungszeichen.

80,23 im grünen Baum] beliebter Wirtshausname.

81 Das seltsame Recept.] T: Erstdruck. ED: RH 1809 D1r (A).

81,6/7 Was wollt ihr ... Stubenthüre?] [sic!] Anführungszeichen.

81,9 Dinte] Tinte.

81,12 item] ebenso.

82 Einfältiger Mensch in Mayland.] T: Erstdruck. ED: RH1809 D1r (A).

Vorlage *Vademecum* [IV, 85].

82,5-7 Was ... Muster.] [sic!] Anführungszeichen.

83 Der Barbierjunge von Segringen.] T: Erstdruck. ED: RH 1809 D1r-D1v (A).

83,12 vexirt] im Spaß/Scherz gesprochen.

83,17 Schnepfer] Schröpf Eisen; chirurgisches Instrument zum Aderlassen.

83,21 Zundel] getrockneter Baumschwamm; wurde vom Barbier zur Blutstillung benutzt.

83,30-33 Gnädiger Herr ... gesprungen.] [sic!] Anführungszeichen.

84 Merkwürdige Gespenstergeschichte.] T: Erstdruck. ED: RH 1809 D1v-D2v (A).

Vorlage vermutlich aus der am Karlsruher Gymnasium im Gebrauch befindlichen *Praktische Französische Grammatik* von Meidinger [Frankfurt a.M. 1792. S. 494].

84,3 Den Berg hinauf] den Schliengener Sturz gingen Reisende zu Fuß hinauf um die Pferde zu schonen.

84,4 Crenzacher] Einwohner des Dorfes Grenzach; Hebel hatte hier während seiner Präzeptoratszeit am Pädagogium Lörrach öfters gepredigt.

84,10 Zwingherr] Grundherr mit gewissen obrigkeitlichen Rechten; oft mit eigenen Gerichtsbarkeit.

84,19/20 Ich wills probieren.] [sic!] Anführungszeichen.

84,26 Spiegelrahme] [sic!] Spiegelrahmen.

84,42 trift] [sic!] trifft.

84,51 geschlupft] gesunken SK.

84,54 Feuerglast] Feuerschein.

84,56/57 Gesellen] Gestalten SK.

84,58/59 Rösslein-Thaler] Silbermünze aus Braunschweig oder Hannover.

84,63 Bericht] Bescheid.

84,65 vergälstert] so in Schrecken gesetzt SK.

84,67/68 Gehalt] Gemach; hier: Gewahrsam.

84,69 und danach verlochen.] getilgt SK.

84,69 verlochen] verscharren.

84,73 letz] schlimm SK; [alleman.] verkehrt.

84,74 gemangelt] vermisst SK.

84,80/81 Neben dem ... Läden.] [sic!] Anführungszeichen.

84,84 hürnte] ins Horn stoßen.

84,95 Demantsteinen] Diamantsteinen.

84,96/97 Tabacksblase] Tabakbeutel.

84,101 als es in Hertingen Mittag läutete] im nahegelegenen Dorf Hertingen, wo der junge Hebel Hauslehrer bei Pfarrer Schlotterbeck gewesen war.

85 Gute Antwort.] T: Erstdruck. ED: RH 1809 D2v (A).

Vorlage war das *Vademecum* [III, 241].

85,4 Staffel] Treppenabsatz.

85,5 Zwerchsack] über die Schulter zu tragender Doppelsack.

85,5-7 Damit ... Spitzbuben] [sic!] Anführungszeichen.

86 Drey Wünsche.] T: Erstdruck. ED: RH 1809 D2v (A). *Drei andere Wünsche* SK.

86,2 Frau Anna Fritze] Vgl. *53 Drey Wünsche*.

86,3 Klingenberger] beliebte Weinsorte.

86,5 Saueressen] Art von Gulasch aus gekochten Innereien.

86,9-21 So wünsch ... ich wär euer Erbe.] [sic!] Anführungszeichen.

86,11 Malter-Säcke] Sack der einen Malter [Getreidemaß] hält.

86,15 Postpapier] Briefpapier.

87 Der Husar in Neiße.] T: Erstdruck. ED: RH 1809 D2v-D3r (A).

87,2 Als vor 18 Jahren] Als im Anfang der französischen Revolution SK. Zeitraum umfasst die Koalitionskriege 1792-1806, in denen die Mächte Europas das revolutionäre Frankreich abzuwehren versuchten. 1791 schlossen sich Preußen und Österreich in der Pillnitzer Konvention zusammen, die den Girondisten, Gruppe von Abgeordneten während der frz. Revolution, den Anlaß zum Angriff gab.

87,12 Dolmen] Wams unter dem Pelz der Husaren.

87,13 Sodbrunnen] [schweiz.] gegrabener Ziehbrunnen.

87,47 Pardon] [sic!] Anführungszeichen.

88 Was in Wien draufgeht.] T: Erstdruck. ED RH 1809 D3r (A).

88,11 Klafter] Kubikmaß.

89 Ein Wort giebt das andere.] T: Erstdruck. ED: RH 1809 C3r-C3v (A).

Fassung der Erzählung findet sich im *Vademecum* [VI, 16]. Andere mögliche Quelle viell. *Exemplum XXVII: De Maimundo servo* aus der *Disciplina Clericalis*.

89,5-24 Ey Hanns ... nicht viel Neues,] [sic!] Anführungszeichen.

89,7/8 Waidgesell] Jagdhilfe.

89,10 Luder] Aas.

89,12 Mohrenschemmel] Grauschemmel.

90 Moses Mendelson.] T: Erstdruck. ED: RH 1809 D3v (A).

Moses Mendelson [1729-1786] war seit 1750 Hauslehrer, ab 1754 Buchhalter und Korrespondent des Seidenfabrikanten Isaak Bernhard in Berlin, der ihm in großzügiger Weise Freiheit zu literarischen und philosophischen Arbeiten ließ.

91 Ein Kriegsschiff.] T: Erstdruck. ED: RH 1809 D3v-D4r (B).

91,12 Handwerker] Handwerke; volkstümlicher Plural.

92 Ein theurer Kopf und ein wohlfeiler.] T: Erstdruck. ED: RH 1809 D4r (A).

92,1 wohlfeiler] billig, niedrig im Preis.

92,2 der letzte König von Polen] Stanislav II. Augustus Poniatowski [1732-1798].

92,2 gegen ihn eine Empörung] Preußen verbündeten sich mit der inneren konservativen Opposition gegen Stanislav II. und erzwangen die erste polnische Teilung.

93 Theure Eyer.] T: Erstdruck. ED: RH 1809 D4r (A).

Vorlage war das *Vademecum* [I, 222].

93,6/7 Nein, ... dafür bezahlen können.] [sic!] Anführungszeichen.

93,10-12 Wenn Sie ... Lande herrscht.] [sic!] Anführungszeichen.

94 Die drey Diebe.] T: Erstdruck. ED: RH 1809 D4r-D4v (A).

Lange Zeit war die Hebeforschung der Ansicht, dass es sich beim Zundelfrieder nicht etwa um eine Phantasiegestalt Hebels handle, sondern um eine reale Person, einem aus Inzlingen stammenden Gauner, der schließlich als Soldat im Dienste von Basel-Stadt im Gefecht bei Pratteln [03.08.1833] den Tod gefunden habe. Erst durch W. Altwegg wurde nachgewiesen, dass die Gestalt aus dem Gedicht *Die drei Diebe* von Heinrich Voß stammt, erstmals veröffentlicht im Vossischen Musen-Almanach für 1791. Der Stoff selbst ist jedoch weitaus älter und lässt sich bis in die finnische Sagenliteratur des Mittelalters zurückverfolgen.

94,3 in einem schönen Buch] Heinrich Voß' lange Verserzählung *Die drei Diebe*.

94,6 mit des Seilers Tocher copulirt] am Strang aufgehängt.

94,9 visitirten] besichtigen, zu Besuch kommen.

94,11 am wohlfeilsten] am billigsten.

94,26 der Letze] der Teufel.

94,32 Mulde] Trog, Wanne; zum Aufbewahren von Flüssigkeiten.

94,37-39 Frau, ... im Schlaf,] [sic!] Anführungszeichen.

94,43 Frau, ... geholt.] [sic!] Anführungszeichen.

94,49/50 Hab ... Säulein?] [sic!] Anführungszeichen.

94,56 Kesselfleisch] Wellfleisch, Schnitzfleisch, aus dem Wurstkessel.

94,67 heben] halten.

94,73 Strickeiter] Gendarmen, die zur Festahme der Verbrecher einen Strick mit sich führen.

94,74 Jetzt ists einmal Zeit ins Bett] [sic!] Anführungszeichen.

94,75 Thurn] hier: Türme von Wach- und Befestigungsanlagen; dienten oft auch als Gefängnis.

95 Suwarov.] T: Erstdruck. ED: RH 1809 D4v (A).

Graf Alexander Suwarov [1729/30-1800]; nahm am Siebenjährigen Krieg teil und an den beiden Türkenkriegen Katharinas II.; Anekdote findet sich im *Schweizer Boten* [Jg. 1, Nr. 47, 23. November 1804].

96 Klein und Groß.] T: Erstdruck. ED: RH 1809 E1r (A).

96,2 Taurus] südliches Randgebirgssystem Anatoliens.

96,9 Kolibri] [sic!] Colibri.

96,13 Mucken] Mücken.

96,13/14 aus einem der vorigen Jahrgänge dieses Calenders,] getilgt SK. Vgl. 26 *Die Spinnen*.

96,16 Lämmergeyer] der Bartgeier [*Gypaëtus barbatus*].

96,20 Condur] Kondor.

96,25 Fittige] Fittiche.

96,32 Quintlein] ein Fünftel- oder Viertellot; etwa 4kg.

96,42 Lügenprophet] Der Vorwurf der Lüge bezog sich in der damaligen Zeit auf das Auftreten Mohammeds, nicht auf den Islam im Allgemeinen.

97 Hohes Alter.] T: Erstdruck. ED: RH 1809 E1r (A).

- 97,4 Der Vater habe ihm eine Ohrfeige geben.] [sic!] Anführungszeichen.  
 97,6/7 Drum ... ins Bett helfen] [sic!] Anführungszeichen.

98 Kayser Napoleon und die Obstfrau in Brienne. (Siehe die nebenstehende Abbildung.) T: Erstdruck. ED: RH 1809 E2r (A).

Eine erheblich kürzere Vorlage ist im *Schweizer Boten* [Jg. 4, Nr. 40, 02.10.1807] abgedruckt.

98,4 Brienne] Brienne-le-Château, Stadt im frz. Departement Aube.

98,16 Napoleon geht nach Egypten] Ägyptenfeldzug 1798-1799.

98,17 Ziegler-Handwerk] Vgl. 2. Mose 1, 13f:

Da zwangen die Ägypter die Israeliten unbarmherzig zum Dienst und machten ihnen ihr Leben sauer mit schwerer Arbeit in Ton und Ziegeln und mit mancherlei Frondienst auf dem Felde, mit all ihrer Arbeit, die sie ihnen auflegten ohne Erbarmen.

98,33/34 Ey ja! ... reif,] [sic!] Anführungszeichen.

98,36/39 Er ... in der Schule war.] [sic!] Anführungszeichen.

98,39/40 Ja freylich, er hat alles ordentlich bezahlt.] [sic!] Anführungszeichen.

98,50-52 In diesem Hause ... führen.] [sic!] Anführungszeichen.

99 Weltbegebenheiten. Folgen des Tilsiter Friedens.] T: Erstdruck. ED: RH 1809 E2v-E3v (A). Mit wesentlichen Kürzungen und Änderungen *Das Bombardement von Kopenhagen* SK:

#### Das Bombardement von Kopenhagen.

In der ganzen gefahrvollen Zeit von 1789 an, als ein Land nach dem andern entweder in die Revolution oder in einen blutigen Krieg gezogen wurde, hatte sich das Königreich Dänemark teils durch seine Lage, teils durch die Weisheit seiner Regierung den Frieden erhalten. Sie lebte niemand zu lieb und niemand zu leid, dachte nur darauf, den Wohlstand der Untertanen zu vermehren, wurde deswegen von allen Mächten in Ehren erhalten. Als aber im Jahr 1807 der Engländer sah, dass Russland und Preussen von ihm abgegangen sei, und mit dem Feind Frieden gemacht habe, und dass die Franzosen in allen Häfen und festen Plätzen an der Ostsee Meister sind, und die Sache schlimm gehen kann, wenn sie auch noch sollten nach Dänemark kommen, sagte er kein Wort, sondern liess eine Flotte auslaufen, und niemand wusste, wohin. Als aber die Flotte im Sund und an der dänischen Küste und vor der königlichen Haupt- und Residenzstadt Kopenhagen stand, und alles sicher und ruhig war, so machten die Engländer Bericht nach Kopenhagen hinein: "Weil wir so gute Freunde zusammen sind, so gebt uns gutwillig bis zum Frieden eure Flotte, damit sie nicht in des Feindes Hände kommt, und die Festung. Denn es wäre uns entsetzlich leid, wenn wir euch müssten die Stadt über dem Kopfe zusammenschliessen." Als wenn ein Bürgersmann oder Bauer mit einem andern einen Prozess hat, und kommt in der Nacht mit seinen Knechten einem Nachbar vor das Bette, und sagt: "Nachbar, weil ich mit meinem Gvattermann einen Prozess habe, so müsst Ihr mir bis Ausgang der Sache Eure Rosse in meine Verwahrung geben, dass

mein Gegenpart nicht kann darauf zu den Advokaten reiten, sonst zünd' ich Euch das Haus an, und müsst mir erlauben, dass ich an der Strasse mit meinen Knechten in Euer Kornfeld stehe, auf dass, wenn der Gevattermann auf seinem eigenen Ross zum Hofgericht reiten will, so verrenn' ich ihm den Weg." Der Nachbar sagt: "Lass mir mein Haus unangezündet! Was gehn mich eure Händel an?" Und so sagten die Dänen auch. Als aber der Engländer fragte: "Wollt ihr gutwillig oder nicht?" und die Dänen sagten: "Nein, wir wollen nicht gutwillig!" so stieg er mit seinen Landungstruppen ans Ufer, rückte immer näher gegen die Hauptstadt, richtete Batterien auf, führte Kanonen drein, und sagte am 2. September nach dem Frieden von Tilsit, jetzt sei die letzte Frist. Allein alle Einwohner von Kopenhagen und die ganze dänische Nation sagten: Das Betragen des übermütigen Feindes sei unerhört, und es wäre eine Schande, die der Belt nicht abwaschen könnte, sich durch Drohungen schrecken zu lassen und in seine ungerechten Forderungen einzuwilligen. Nein! Da fing das fürchterliche Gericht an, das über diese arme Stadt im Schicksal beschlossen war. Denn von abends um sieben Uhr an hörte das Schiessen auf Kopenhagen, mit 72 Mörsern und schweren Kanonen, die ganze Nacht hindurch zwölf Stunden lang nimmer auf; und ein Satan, namens Congreve, war dabei, der hatte ein neues Zerstörungsmittel erfunden, nämlich die sogenannten Brandraketen. Das war ungefähr ein Art von Röhren, die mit brennbaren Materien angefüllt wurden, und vorne mit einem kurzen spitzigen Pfeil versehen waren. Im Schuss entzündet sich die Materie, und, wenn nun der Pfeil an etwas hinfuhr, wo er Habung hatte, so blieb er stecken, manchmal wo niemand zukommen konnte, und die Feuermaterie zündete an, was brennen konnte. Auch diese Brandraketen flogen die ganze Nacht in das arme Kopenhagen hinein. Kopenhagen hatte damals 4000 Häuser, 85'965 Einwohner, 22 Kirchen, 4 königliche Schlösser, 22 Krankenspitäler, 30 Armenhäuser, einen reichen Handel und viele Fabriken. Da kann man denken, wie mancher schöne Dachstuhl in dieser angstvollen Nacht zerschmettert wurde, wie manches bange Mutterherz sich nicht zu helfen wusste, wie manche Wunde blutete, und wie die Stimme des Gebets und der Verzweiflung, das Sturmgeläute und der Kanonendonner durcheinander ging. Am 3. September, als der Tag kam, hörte das Schiessen auf, und der Engländer fragte, ob sie noch nicht wollten gewonnen geben. Der Kommandant von Kopenhagen sagte: "Nein!" Da fing das Schiessen nachmittags um vier Uhr von neuem an, und dauerte bis den 4. September mittags fort, ohne Unterlass und ohne Barmherzigkeit. Und als der Kommandant noch nicht wollte Ja sagen, fing abends das Feuer wieder an, und dauerte die ganze Nacht bis den 5. des Mittags. Da lagen mehr als 300 schöne Häuser in der Asche; ganze Kirchtürme waren eingestürzt, und noch überall wütete die Flamme. Mehr als 800 Bürger waren schon getötet und mehrere schwer verwundet. Ganz Kopenhagen sah hier einer Brandstätte, oder einem Steinhaufen, da einem Lazarett, und dort einem Schlachtfeld gleich. Als endlich der Kommandant von Kopenhagen nirgends mehr Rettung noch Hülfe und überall nur Untergang und Verderben sah, hat er am 7. September kapituliert, und der Kronprinz hat's nicht einmal gelobt. Das erste war, die Engländer nahmen die ganze Seeflotte von Kopenhagen in Besitz und führten sie weg: 18 Linienschiffe, 15 Fregatten und mehrere klei-

nerer bis auf eine Fregatte, welche der König von England ehemals dem König von Dänemark zum Geschenk gemacht hatte, als sie noch Freunde waren. Diese liessen sie zurück. Der König von Dänemark schickte sie ihnen aber auch nach, und will nichts Geschenktes mehr zum Andenken haben. Im Land selbst und auf den Schiffen hausten die Engländer als böse Feinde, denn der Soldat weiss nicht, was er tut, sondern denkt: Wenn sie es nicht verdient hätten, so führte man keinen Krieg mit ihnen. Zum Glück dauerte ihr Aufenthalt nicht lange; denn sie schifften sich am 19. Oktober wieder ein, und fuhren am 21. mit der dänischen Flotte und dem Raub davon, und der Congreve ist unterwegs ertrunken und hat Frau und Kinder nimmer gesehen. Von dem an hielten die Dänen gemeinschaftlich mit den Franzosen, und Kaiser Napoleon will nicht eher mit den Engländern Frieden machen, als bis sie die Schiffe wieder zurückgegeben, und Kopenhagen bezahlt haben. Dies ist das Schicksal von Dänemark, und die Freunde der Engländer sagen, es sei nicht so schlimm gemeint gewesen; andere aber sagen, es hätte nicht können schlimmer sein, und die Dänen meinen's auch.

99,5 Gevatter] Taufpate, guter Freund.

99,56/57 Wollt ihr gutwillig oder nicht?] [sic!] Anführungszeichen.

99,67 Congreve] Sir William Congreve [1772-1828]; erfand die nach ihm benannten Brandraketen; ertrank keineswegs bei der Rückfahrt, sondern befasste sich in der Heimat mit der Produktion von Schießpulver, der Verbesserung von Kanalschleusen, der Herstellung fälschungssicheren Banknotenpapiers, etc.

99,69 Nein!] [sic!] Anführungszeichen.

99,71/72 wo er Habung hatte] wo er haften bleiben konnte SK.

99,82 Nein.] [sic!] Anführungszeichen.

99,101/102 Im Krieg Stralsund und Pommern verlohren] Im August 1807 fielen frz. Truppen in Schwedisch-Pommern ein und zwangen Stralsund zur Übergabe.

99,102 Rußland hatte ihn unterdessen in seinem Land angegriffen] Angriff auf Schweden und die Einvereineibung Finnlands waren im Tilsiter Frieden vereinbart worden.

99,120 eine andere Art] Napoleon verhängtes Handelsembargo sollte England in die Knie zwingen und Frankreich die Vorherrschaft auf den Märkten Europas sichern.

99,133 des Kaysers Napoleons sein Herr Bruder] Jérôme Bonaparte [1784-1860]; jüngster Bruder Napoleons.

100 Fürchterlicher Kampf eines Menschen mit einem Wolf.] T: Erstdruck. ED: RH 1809 E3v (A)..

Vorlage war ein Bericht im *Korrespondenten von und für Deutschland* [19. April 1808].

100,2 Hierneben ... ] getilgt SK.

100,4 Goldhügel] das Departement Côte d'or.

100,13 Conscribirten] ein zum Kriegsdienst Ausgehobener.

100,48 Best] wahrscheinlich [frz.] bête; Ungeheuer.

101 Weltbegebenheiten. (Fortsetzung.)] T: Erstdruck. ED: RH 1809 E4v-F1r (B).

101,12 Brasilienholz] Rotholz.

101,12 zu der rothen Dinte] Vgl. 133 *Rothe Dinte* zu machen.

101,20/21 Da aber der Kayser Napoleon den großen Plan entworfen hatte] Die Kontinentalsperre gab den Anlass zur Zerschlagung Portugals, wie es im Geheimvertrag zwischen Spanien und Frankreich beschlossen wurde.

101,24 Raude] Räude; Körperausschlag beim Menschen.

101,25 General Junot] Andoche Junot [1771-1813].

101,38/39 unsere spanischen Schafe] 1789 hatte der Markgraf von Baden die seltene Erlaubnis bekommen eine Herde Merinoschafe aufzukaufen. Hebels Freund Gmelin begleitete den Abgesandten auf seiner Reise nach Spanien.

101,43 Pomeranzen] Zitrusfrüchte mit saurem Fruchtfleisch und bitterer Schale.

101,45/46 neben die Schule gehen] den Unterricht absichtlich versäumen.

101,46 das vierte Gebot] Du sollst Vater und Mutter ehren.

101,73 hiemit] [sic!] hiermit.

101,87 Zeughauses] städtischer Herstellungs- und Aufbewahrungsort für Waffen.

101,105 der bisherige König von Neapel] Joseph Bonaparte.

102 Unglück in Kopenhagen.] T: Erstdruck. ED: RH 1809 F1r (A).

102,5 Grunde] Erde.

103 Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers. (Siehe hiernebenstehende Abbildung.)] T: Erstdruck. ED: RH 1809 F2r-F2v (A).

103,20/21 Donaueschinger oder Seckinger] Fürstembergisches Bier aus Donaueschingen und eigens gebrautes Bier verschiedener Säckinger Wirtshäuser; genossen weithin einen guten Ruf.

103,28 Rockelor-Sack] [frz.] Roquelaure; ein vorn bis unten zugeknöpfter Reise-rock oder Regenmantel; hier: die Tasche im Mantel.

103,30 Falle] Türschloß.

103,26-31 Die Thüre ... Nacht ist kalt.] [sic!] Anführungszeichen.

103,32 Camisol] über dem Hemd getragene Weste.

103,33/34 den Rang zu kurz genommen] zu früh abgebogen.

103,40 gepreßt] zum Waffendienst gezwungen.

103,60 visitirte] Leibesvisitation.

103,61 Petschaftring] Siegelring.

103,65 Das sind blaue Nebel, und ihr werdet gehenkt.] [sic!] Anführungszeichen.

103,85/86 Pursche] Burschen, Männer.

103,90-94 Schwager! ... Sorgen.] [sic!] Anführungszeichen.

103,100 unverhofften] [sic!] unverhofften.

103,104 Nachtläufer] Schlafwandler.

103,106/107 God dam! ... hat?] [sic!] Anführungszeichen.

104 Der unschuldig Gehenkte.] T: Erstdruck. ED: RH 1809 F2v-F3r (A).



Vorlage könnte eine Notiz aus dem *Hochfürstlich-Markgraf-Baden-Badischen Kalender* von 1781 sein.

104,7 Oberamt] Verwaltungs- und Gerichtsbehörde.

104,8 Hatschiere] Stadtknechte, Häscher.

104,11 attrapieren] fangen.

104,13 Malefikant] Rechtsbegriff für einen angeklagten Verbrecher.

104,17 Gehörst] Strauchwerk, dichtes Gebüsch.

105 Steinregen.] T: Erstdruck. RH: 1809 F3r (B).

105,6 Filial-Leute] Leute aus umliegenden Dörfern und Gemeinden, die keine eigene Kirche besitzen.

105,12 Telisch] möglicherweise das böhmische Teltsch, 25 km von Karlsbad.

105,15 Maltersack] Sack der einen Malter [Getreidemaß] hält.

105,16 welsche Nuß] Walnuß.

106 Der Rekrut.] T: Erstdruck. RH: 1809 F3r (A).

Vorlage findet sich unter demselben Titel im *Schweizer-Bote* [Jg. 1, Nr. 48, 30. November].

106,2 schwäbischen Kreiscontingent] Nachdem am 22. März 1793 auch die deutsche Reichsversammlung Frankreich den Krieg erklärt hatte, stellte der schwäbische Kreis aus eigenen Mittel ein selbständiges Korps zusammen, zu dem die Markgrafschaft Baden 750 Infanteristen und 136 Kavalleristen beisteuerte.

107 Böser Markt.(Siehe die nebenstehende Vorstellung.)] T: Erstdruck. RH: 1809 F3v (A).

Eine der Vorlagen für diese Erzählung war das *Vademecum* [V, 25].

107,1 Böser Markt] Schlechter Handel.

107,24 Camisol] Weste.

107,33 Stüber] allg. für einen geringen Geldbetrag; urspr. flandrisch-burgundische Münze.

107,42 Zweybatzen-Krämer] Hausierer, Krämer.

107,50-52 Nun ... todt.] [sic!] Anführungszeichen.

107,52/53 Schießt ... geladen.] [sic!] Anführungszeichen.

Der Rheinländische Hausfreund oder Neuer Calender auf das Jahr 1810 mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen] Der Kalender gliedert sich in sieben Teile mit 56 Seiten: 1. Titelvignette [1] 2. Herrscherhaus [1] 3. Kalendarium Karlsruher Kalender [14; A1r-C2v]: Monatskalender [A1r-B2v], Kalender der Juden [C1r], Die gewöhnliche Zeitrechnung [C1r], Ordentliche Zeitrechnung auf 1810 [C1r], Die eilf Planeten [C1r], Die zwölf himmlischen Zeichen [C1r], Astronomische Kalender-Praktik auf das Jahr 1810 [C1v], Von den Finsternissen [C1v], Anmerkungen [C1v], Räthsel [C1v] 4. Den Leseteil [29½; C2r-F4r] 5. Verzeichnisse [8½; F4v-

G4v]: Der ächte Kalender der Juden [F4v], Alphabetisches Verzeichnis der gewöhnlichen Messen, Vieh- und Krämer-Märkte [G1r-G4v] 6. Vergleichung des neuen und alten französischen Geldes mit deutscher Währung [1; H1r] 7. Aderlaßtafel [1; H1v].

108 Fortgesetzte Betrachtungen über das Weltgebäude.] T: Erstdruck. ED: RH 1810 C2r-C3r (A). *Die Cometen* SK.

108,2/3 als vor zwey Jahren um diese Zeit] als vor kurzer Zeit SK.

108,3 im wilden Mann oder in den drey Königen] beliebte Wirtshausnamen.

108,12 Einem Jahrgang] einer Predigt SK.

108,16 unbescheiden] [sic!] unbeschieden; hier: ungerufen.

108,17 1806] [sic!] 1680.

108,45 Nachtläufer] Schlafwandler.

108,58 Halley] engl. Astronom Edmond Halley [1665-1742].

108,79 blos] [sic!] bloß.

108,103/104 Gottlieben ... oder Grötzingen] in einem großen Dorf oder Marktflecken SK.

108,109 Ermordung des türkischen Kaisers] Sultan Selium III. [1761-1808].

108,110 bey Austerlitz und Eylau,] bey Austerlitz und Eylau, bei Eßlingen und Wagram SK. Vgl. 54 *Der Preußische Krieg*.

108,111..das gelbe Fieber] Gelbfieber; Epidemien 1799 in Gibraltar, 1800 in Südspanien, 1804 in Livorno .

108,112 Petechen] Petechien [Fleckenfieber], Blutkrankheit.

108,113 Zucker- und Caffeetheuerung] war bedingt durch Napoleons Kontinentalsperre. Vgl. 99 Weltbegebenheiten. Folgen des Tilsiter Friedens.

108,113 1809] 1810 SK.

108,116 im künftigen Jahrgang] nächstens SK.

109 Der silberne Löffel.] T: Erstdruck. ED: 1810 RH C3r-C3v (A).

Vorlage möglicherweise *Rollwagenbüchlein* von Jörg Wickram [1555].

109,2/3 Ich will ... Mittag essen] [sic!] Anführungszeichen.

109,6 von den Steinregen] Vgl. 105 *Steinregen*.

109,7 von dem Machin in Frankreich] Vgl. 100 *Fürchterlicher Kampf eines Menschen mit einem Wolf*.

109,10 zum Zuspitzen] zu Abrunden der Mahlzeit

109,10 drehte Kügelein] Vgl. 32 *Der Zahnarzt*.

109,16 was gehts mich an?] [sic!] Anführungszeichen.

109,30 Patentlöffel] einfacher Löffel aus Blech

109,29-31 So etwas mir da.] [sic!] Anführungszeichen.

109,32-34 Wir haben ... hergeben.] [sic!] Anführungszeichen.

109, 35-36 Lieber Spaß als Ernst] [sic!] Anführungszeichen.

109,40 mit einer Handvoll ungebrannter Asche] iron. mit einem Stock.

110 Einträglicher Räthselhandel.] T: Erstdruck. ED: RH 1810 C3v-C4v (A).

110,2 Kommlichkeiten] Bequemlichkeiten, Komfort.

110,3 Schalampi] Chalampé; Dorf gegenüber von Neuenburg, etwa 60km von Basel.

110,7/8 Dreibatzenstück ] Zwölfkreuzerstück SK.

110,12 Zwerchsack] Vgl. Anm. 85,5.

110,17 Mausche] Vgl. Anm. 47,4.

110,19 Jetzt ... zu scheeren] [sic!] Anführungszeichen.

110,21/22 Wer sie ... Zwölfer bekommen.] [sic!] Anführungszeichen.

110,25/26 Wie viel ... essen?] [sic!] Anführungszeichen.

110,26/27 Eins, ... nüchtern.] [sic!] Anführungszeichen.

110,30 Dreibätzner ] Zwölfer SK.

110,30/31 Warum ... geschrieben? [sic!] Anführungszeichen.

110,33 dritte] [sic!] nicht herausgestellt.

110,34/35 Wer zieht ... fleißig ist.] [sic!] Anführungszeichen.

110,36/37 Wer ... Der Bleicher.] [sic!] Anführungszeichen.

110,40 Hornung] Februar.

110,42/43 Der Vetter ... Vetter.] [sic!] Anführungszeichen.

110,42 Vetter] hier: Onkel.

110,44 siebente] nicht herausgestellt.

110,45 Die Kleinsten.] [sic!] Anführungszeichen.

110,47/48 Wo kein ... Fuße gehn.] [sic!] Anführungszeichen.

110,51 Er muß aus der Hand eine Faust machen.] [sic!] Anführungszeichen.

110,53 Wenn die Fässer Thüren hätten, könnte er aufrecht hineingehen.] [sic!] Anführungszeichen.

110,56/57 Der Letzte will.] [sic!] Anführungszeichen.

110,59/61 Wie ... liege.] [sic!] Anführungszeichen.

110,68/70 Was ... bin] [sic!] Anführungszeichen.

110,68 Präambel] Vorreden.

110,69/70 aß ich gar ein Jüd bin] aß: als daß; jiddische Dialekt einer der wenigen, der in Hebels Erzählungen nachgeahmt wird.

111 Des Seilers Antwort.] T: Erstdruck. ED: RH 1810 C4v-D1r (A).

111,3 Wer heut zu Tag an den Galgen oder ins Zuchthaus will] [sic!] Wer an den Galgen oder heut zu Tag ins Zuchthaus will.

111,9 Seigel] Leitersprosse.

111,19 Malefikant] Vgl. Anm. 104,13.

111,22/23 Ist das ... sollen.] [sic!] Anführungszeichen.

111,23-25 Es hat ... Roßdieb.] [sic!] Anführungszeichen.

112 [Der geheilte Patient]] T: Erstdruck. ED: RH 1810 D1r-D1v (A). Ohne Titel RH; *Der geheilte Patient* SK

112,2 gelben Vögel] importierte Kanarienvögel; symbolisieren hier Luxus und Reichtum.

112,5 hautreiche] reiche SK.

112,9 Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so?) [sic!] Anführungszeichen.

112,15 Maltersack] Vgl. 105,15.

112,22 Foudert] [frz.] Potz! Blitz!.

112,22-24 Foudert ... Geld?) [sic!] Anführungszeichen.

112,28/29 Wart ... haben.] [sic!] Anführungszeichen.

112,30-41 Guter Freund,was ihr wollt!] [sic!] Anführungszeichen.

112,31 Lindwurm] Drache, Schlangenungeheuer.

112,41 Guguk] Kuckuck.

112,44 Vorreiter] Ein zur Anmeldung in Herbergen o.ä. dem Reisetrupp voraus geschickter Reiter.

112, 55-57 Jetzt ... freuen.] [sic!] Anführungszeichen.

112,59/60 abgestanden] abgestorben.

112,62/63 Herr Doctor, ... euch wohl,] [sic!] Anführungszeichen.

113 Wie der ZundelFrieder und sein Bruder dem rothen Dieter abermal einen Streich spielen.] T: Erstruck. ED: RH 1810 D1v-D2r (A).

113,4-6 Bruder ... Herberge.] [sic!] Anführungszeichen.

113,19 Bengel] Knüppel.

113,25/26 Frau, ... aussieht.] [sic!] Anführungszeichen.

113,28 wie im vorjährigen Kalender.] Vgl. 94 *Die drey Diebe*; hier jedoch nicht Frieder, sondern Heiner, der Dieters Stimme nachahmt.

113,29-32 Frau, ... Häusern.] [sic!] Anführungszeichen.

113,30 Schultheißen] Ortsvorsteher; teilw. mit richterlicher Gewalt.

113,34,37 Frau, ... anderer.] [sic!] Anführungszeichen.

113,38-42 Aber jetzt ... nicht auf.] [sic!] Anführungszeichen.

114 Der kluge Sultan.] T: Erstdruck. ED: RH 1810 D2r-D2v (A).

114,2 an einem Freitag] Wochenendfeiertag des Islam.

114,7 Alkoran] der Koran.

115 [Wie man aus Barmherzigkeit rasirt wird]] T: Erstdruck. ED: RH 1810 D2v (A). ohne Titel RH; *Wie man aus Barmherzigkeit rasirt wird* SK.

Vorlage *Vademecum* [II, 28 Etwas um Gotteswillen].

115,5/6 was ... nichts?) [sic!] Anführungszeichen.

115,8-10 Was ... nicht.] [sic!] Anführungszeichen.

115,8 Mopper] Mops.

116 Der Zirkelschmidt.] T: Erstdruck. ED: RH 1810 D2v-D3r (A).

116,1 Zirkelschmidt] Zirkel- oder Zeugschmiede stellen Werkzeuge, Instrumente und Apparate aus Stahl her.

116,5 Andreastag] 30. November.

116,11 Jast] Eifer.

116,12-14 Das war ... hören.] [sic!] Anführungszeichen.

- 116,19-20 oder ... prügeln.] [sic!] Anführungszeichen.  
 116,22-27 Es ist ... gehoben?!] [sic!] Anführungszeichen.  
 116,27 machte couriose Augen] schaute verdutzt.  
 116,32 ringer] bequemer, einfacher.  
 116,35 Zirkelschmid] [sic!] Zirkelschmidt.  
 116,39 Assignaten] Papiergeld.

117 Heimliche Enthauptung. (Mit einer auf der folgenden Seite befindlichen Abbildung.) T: Erstdruck. ED: RH 1810 D3r-D4r (A).

- 117,3/4 sechste Bitte des Vater Unsers] „Führe uns nicht in Versuchung“.  
 117,5 Nanzig] Nancy.  
 117,11/12 Wir ... schön Wetter,] [sic!] Anführungszeichen.  
 117,19 Betglocken] Vgl. Anm. 34,94.  
 117,20 Wurstwecken] Wurstbrötchen.  
 117,27 Larve] Maske.  
 117,34-36 das soll ... nicht entheiligen.] [sic!] Anführungszeichen.  
 117,39-41 und wenns ... auf euer Haupt,] [sic!] Anführungszeichen.

118 Der Staar von Segringen] T: Erstdruck. ED: RH 1810 D4r-D4v (A).

- 118,6 wohlbekannte Lehrjung] Vgl. 83 Der Barbierjunge von Segringen.  
 118,12 Dolpatsch] Tollpatsch.  
 118,19 Hansel, was machst du?] [sic!] Anführungszeichen.  
 118,20 du Dolpatsch!] [sic!] Anführungszeichen.  
 118,14 ein Gütterlein verheite] ein Arzneiglas zerbrach SK.  
 118,27 Wie Gott will.] [sic!] Anführungszeichen.  
 118,34,35 Ey ... Schlinge?] [sic!] Anführungszeichen.  
 118,39 Balbierer] Barbier SK.  
 118,42 herumflankiren] herumstreunen.

119 Wie man in den Wald schreit, also schreit es daraus.] T: Erstdruck. ED: RH 1810 D4v (A).

- Vorlage *Vademecum* [VII,23].  
 119,4 Mariaschen] Mariage, Kartenspiel; heute bekannt als Sechsendsechzig.  
 119,6 zwey ... sechzig,] [sic!] Anführungszeichen.  
 119,8 honett] ehrbar, achtsam.

120 Die falsche Schätzug] T: Erstdruck. ED: RH 1810 E1r (A).

- 120,8. Nun, Thadde, ... stehe?] [sic!] Anführungszeichen.  
 120,8 Thadde] Kurzform für Thadäus; weniger wahrscheinlich: jid. im Sinn von ‚Väterchen‘.

121 [Das letzte Wort] ] T: Erstdruck. ED: RH 1810 E1r-E1v (A). ohne Titel RH; *Das letzte Wort* SK.

- 121,8 du Knicker] [sic!] Anführungszeichen.

121,11 kneipte] kneifen.  
 121,12 du Knicker] [sic!] Anführungszeichen.  
 121,25/26 Wart ... hingehörst,] [sic!] Anführungszeichen.  
 121,30/31 gewissen Thierlein den Garaus macht] eine Laus ‚knickt‘; durch Ge-  
 bärde nochmals der Vorwurf des ‚Knickers‘ dargestellt.

122 Gutes Wort, böse That.] T: Erstdruck. ED: RH 1810 E1v (A).

Vorlage *Vademecum* [VI,11].

122,2 als das Dorf noch rothbergisch war] Das Lehen Hertingen wurde 1733 von  
 den Freiherren von Rotenberg an den Markgrafen von Baden verkauft. Hebel arbeitet  
 von 1780-1783 dort als Vikar.

122,4 so dich jemand schlägt] Vgl. Matthäus 5,39.

122,11 mit welcherlei Maß ihr messet] Vgl. Lukas 6,38.

122,19 Winterschule] Bis ins 19. Jhd. fand der Schulunterricht vielerlei Ortes nur  
 im Winter statt.

123 Der gedultige Mann.] T: Erstdruck. ED: RH 1810 E1v (A).

123,3 geräucherten Bug] [alleman.] Schäufele; Schulterstück vom Schwein.

124 Der schlaue Mann.] T: Erstdruck. ED: RH 1810 E1v-E2r (A).

124,6 Kloben] Türangel.

125 Der Heiner und der Brassenheimer Müller. (Siehe die Abbildung auf der fol-  
 genden Seite.)] T: Erstdruck. ED: RH 1810 E2r-E3r (A).

125,3 betäubt] [sic!] betrübt.

125,5 Nein, ... Spitzbub.] [sic!] Anführungszeichen.

125,7 Neuen] Neuer Wein; noch unvergoren.

125,7/10 und ... Anstand?] [sic!] Anführungszeichen.

125,12/13 Wollenstein] erfundener Ortsname.

125,16-18 ich ... sehen.] [sic!] Anführungszeichen.

125,24-27 Gebt ... neue.] [sic!] Anführungszeichen.

125,24 Cäsperlein] Sechskreuzerstück.

125,31 trittiert] traben; speziell im reittechnischen Gebrauch.

125,41 So herzig wie mein Lisel] schwäbisches Bauernlied.

125,45-47 Laßt ... Zundelheiner!] [sic!] Anführungszeichen.

125,49 Brassenheim] erfundener Ortsname.

126 Der falsche Edelstein.] T: Erstdruck. ED: RH 1810 E3r-E3v (A).

Ähnliche Anekdote findet sich bereits 1563 bei Hans Wilhelm Kirchhofs *Wendun-  
 muth* [Hildesheim 1980].

126,7 Urim und Thummim in dem Brustschildlein des Aharons] vorgeschriebene  
 Edelsteine für das Brustschild des Hohenpriesters.

126,17/18 Hausfreund mit seinen Gevatterleuten] Gevatterleuten: enge Freunde; Gottfried Haufe [1775-1840] war früher ein Schüler Hebels am Pädagogium in Lör-rach und wurde Goldschmied.

126,28/29 Aldebaran] rotleuchtender Stern von großer Helligkeit; im Sternbild des Taurus.

126,29 wohlfeiler] billiger.

126,30 Schmuhs] Gerede; Gewinn, der beim Handeln durch Überredung gemacht wird.

126,35-40 Nein! ... euer.] [sic!] Anführungszeichen.

126,44-45 Sanct Blasien im Eieli in der Glashütte] die säkularisierte Klosteranlage von St. Blasien war zu dieser Zeit ein Wirtschaftszentrum; die Glashütte wurde bereits 1716 10km nach Norden verlegt.

127 Das schlaue Mädchen.] T: Erstdruck. ED: RH 1810 E3v-E4r (A).

127,11/12 Louisd'or] frz. Goldmünze.

127,20 kneipen] kneifen.

128 Ein gutes Rezept.] T: Erstdruck. ED RH 1810 E4r-E4v (A).

128,2 Kaiser Joseph] Joseph II. [1765-1790]; wurde wegen seiner aufgeklärten Herrschaft gerühmt.

128,12 probiren] versuchen SK.

128,12/13 Gnädiger ... barmherzig!] [sic!] Anführungszeichen.

128,21 express] ausdrücklich.

129 Vereitelte Rachsucht. (Eine wahre Geschichte.) ] T: Erstdruck. ED: RH 1810 E4v-F1r (A).

129,2 Nordheim] erfundener Ortsname.

129,2 im Krieg in den neunziger Jahren] Vgl. *41 Mißverständnis*.

129,2 Jauner] südwestdeutsche Urform für Gauner.

129,13 Dragonern] urspr. berittene Infanterie, die ihre Pferde primär zum Transport, nicht aber für den Kampf verwendeten; entwickelten sich fast überall zur Schlachtenkavallerie.

129,5 Beiläuferin] Geliebte, Konkubine.

129,6 eintränken] heimzahlen.

129,33 Auditor] Militärrichter.

129,37 GumbistAepfeln] im Sauerkraut eingelegte Äpfel, die den Geschmack verfeinern sollen.

129,43 Katzenköpfen] Böller.

129,45 Stich] Schwips.

129,47 Schanzkorb] mit Erde gefülltes Korbgeflecht, mit dem Schanzwerke befestigt waren; hier: scherzhafte Bezeichnung der Sauerkrautstände.

129,53 Profos] ein von der Regimentpolizei beauftragter Militärbeamter, der für die Vollstreckung von Strafen zuständig war.

129,57/58 Das Doneschinger Bier dazu hat er geschenkt bekommen vom Herrn Kusel.] getilgt SK. Herr Kusel: Jakob Kusel [gest. 1814], Bankier in Karlsruhe, Ober-  
rat der dortigen jüd. Gemeinde; Stammtischfreund Hebels.

130 Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz. (Mit einer Abbildung auf der fol-  
genden Seite.)] T: Erstdruck. ED: RH 1810 F1r-F2v (A).

Vorlage war der Artikel *Beyträge zu den Verheerungen durch Schnee Lavinen in der  
Schweiz in der Nacht vom 12. Dec.* in der *Großherzoglich-badischen privilegierte Frey-  
burger Zeitung* [04.02.1809, S. 93].

130,3..Der zwölfte December des vergangenen Winters] SK:

Hat jede Gegend ihr Liebes, so hat sie auch ihr Leides, und wer manchmal  
erfährt, was an andern Orten geschieht, findet wohl Ursache, zufrieden zu  
sein mit seiner Heimat. Hat z. B. die Schweiz viel herdenreiche Alpen, Käse  
und Butter und Freiheit, so hat sie auch Lavinen. Der 12. Dezember des  
Jahrs 1809 [...]

130,5/6..Mitten wir im Leben sind] lutherische Übersetzung des lat. Liedes *Media  
vita in morte sumus* von Notker Balbulus [um 900].

130,34/35 Der Herr hat seinen Engeln befohlen über dir] Vgl. Ps. 91,11.

130,51/52..Mutter ... heraus.] [sic!] Anführungszeichen.

131 Das Welschkorn.] T: Erstdruck. ED: RH 1810 F2v-F3r (B).

131,1 Welschkorn] Mais.

131,3 die Gänse] Mais wurde vornehmlich als Mastfutter verwendet.

131,4 Ein kräuterkundiger Mann] Karl Christian Gmelin [1762-1837]; Karlsru-  
her Professor am Gymnasium; Hebel begleitete ihn häufig auf Exkursionen.

131,7 der gute Heinrich] Gänsefuß.

131,20 wohlfeiler] billiger.

131,29 Postpapier] Briefpapier.

131,39 D.C.C. Gmelin] Doktor Carl Christian Gmelin.

132 Wie eine gräuliche Geschichte durch einen gemeinen MetzgerHund ist an  
das Tageslicht gebracht worden. (Mit einer Abbildung auf der folgenden Seite.)] T:  
Erstdruck. ED: RH 1810 F3r-F4r (A).

132,4 Gäu] hier: Landbezirk, indem nur ein einzelner Metzger sein Gewerbe zu  
betreiben berechtigt ist.

132,4 gehen miteinander aufs Gäu] zum Schlachtviehkauf aus Land gehen.

132,5/6 in der ... zusammen.] [sic!] Anführungszeichen.

132,23-26 Aber der Künstler, ... Kälblein stach.] getilgt SK.

132,29-34 Man sieht auf der Abbildung, mahlen kann.] getilgt SK.

132,35 Denn als sie drausen] Als aber die Mordleute inwendig SK.

133 Rothe Dinte zu machen.] T: Erstdruck. ED: RH 1810 F4r (B).

133,2 BrasilienHolz] Vgl. Anm. 101,12.

133,3 Schnitze] dünn abgeschnittene Stücke von Äpfeln, Kartoffeln, etc.



133,8 1. Buch Mosis Kapitel 17, Vers der erste,] „Ich bin der allmächtige Gott; wandle vor mir und sei fromm.“

134 Blaue Dinte zu machen.] T: Erstdruck. ED: RH 1810 F4r (B).

134,2 Lakmus] Blauer Farbstoff, der aus unterschiedlichen Flechtenarten hergestellt wird.

134,2/3 arabischen Gummi] Gummi arabicum; aus der Rinde von Akazien gewonnenes Verdickungs- und Bindemittel. Für die Herstellung von Tinte wurde die schlechteste Qualität benutzt.

135 Grüne Dinte zu machen.] T: Erstdruck. ED: RH 1810 F4r-F4v (B).

135,4 Gütterlein] Fläschchen.

135,11 Holderblätter] Holunderblätter.

135,12 Alaun] Doppelsalz aus schwefelsaurem Kali und schwefelsaurer Tonerde; wurde vielseitig verwendet, z.B. zur Blutstillung, als Zahnpulver, etc.

136 Anfrage] T: Erstdruck. ED: RH 1810 F4v (B).

136,2/3 Der Hausfreund ... den guten Rath ertheilt] Vgl. 18 *Guter Rath*.

Der Rheinländische Hausfreund oder Neuer Calender auf das Jahr 1811 mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen] Der Kalender gliedert sich in sieben Teile mit 56 Seiten: 1. Titelvignette [1] 2. Herrscherhaus [1] 3. Kalendarium Karlsruher Kalender [14; A1r-C1v]: Monatskalender [A1r-B2v], Kalender der Juden [C1r], Die gewöhnliche Zeitrechnung [C1r], Ordentliche Zeitrechnung auf 1811 [C1r], Die eilf Planeten [C1r], Die zwölf himmlischen Zeichen [C1r], Astronomische Kalender-Praktik auf das Jahr 1811 [C1v], Von den Finsternissen [C1v], Anmerkungen [C1v] 4. Den Leseteil [30 , C2r-F4v] 5. Verzeichnisse [8; F4v-G4v]: Alphabetisches Verzeichnis der gewöhnlichen Messen, Vieh- und Krämer-Märkte [G1r-G4v] 6. Vergleichung des neuen und alten französischen Geldes mit deutscher Währung [1; H1r] 7. Aderlaßtafel [1; H1v].

137 Des Hausfreunds Vorrede und NeuJahrswunsch.] T: Erstdruck. ED: RH 1811 C2r-C3r (B).

Hofbuchdrucker Sprinzig in Rastatt hatte die Kalender auf die Jahre 1808 und 1809 gedruckt; den Auftrag für die nochmals erhöhte Aufl. für 1810 gab er wegen Überlastung zurück. Die neuen Drucker, Macklot in Karlsruhe und Müller in Pforzheim, lieferten, wohl auch auf Grund schlechter Verträge, solch unansehnliche Kalender aus, wie Hebel sie in diesem Beitrag beschreibt. Für die Jahre 1811 und 1812 war die Druckerei C.F. Müller verantwortlich; eine Qualitätssteigerung im Vergleich zu Macklot fand aber nicht statt.

137,5 Wollt ihr kein Schöpplein trinken?] [sic!] Anführungszeichen.

137,6/7 Guten Morgen Hausfreund, ... guten Abend Bildermann] [sic!] Anführungszeichen.

137,7/8 du kennst mich nicht.] [sic!] Anführungszeichen.

137,34/35..mit der Freude] Anfangsverse von Hebels Neujahrslied:

Neujahrslied.

Mit der Freude zieht der Schmerz traulich durch die Zeiten,  
schwere Stürme, milde Weste,  
bange Sorgen, frohe Feste  
wandeln sich zur Seiten, wandeln sich zur Seiten.

Und wo manche Thräne fällt, blüht auch manche Rose,  
schon gemischt, noch eh' wir's bitten  
ist für Thronen und für Hütten  
Schmerz und Lust im Loose, Schmerz und Lust im Loose.

War's nicht so im alten Jahr? Wird's im neuen enden?  
Sonne wallen auf und nieder,  
Wolken geh'n und kommen wieder,  
und kein Wunsch wird's wenden, und kein Wunsch wird's wenden.

Gebe denn, der über uns wägt mit rechter Wage,  
jedem Sinn für seine Freuden,  
jedem Muth für seine Leiden  
in die neuen Tage, in die neuen Tage.

137,44..Haman gehenkt] Am 14. und 15. Adar des jüdischen Kalenders wird das Purimfest [auch: Schuschan Purim] begangen, das Fest der Lose. Nach dem Buch Ester versuchte Haman, der höchste Regierungsbeamte des persischen Königs, die gesamten Juden im Perserreich an einem Tag auszurotten. Königin Ester führte jedoch durch Fasten und Gebete die Rettung herbei. Haman wird schlußendlich an seinem eigenen Galgen gehenkt.

137,45..schwarze, baumwollene Strümpfe] wahrscheinlich ein Geschenk der jüdischen Schüler aus einer der Realschulklassen, die Hebel damals unterrichtete; die Realschule war dem Karlsruher Gymnasium angegliedert.

137,46 auf das Jahr 5572 ihrer Rechnung] nachdem gregorianischen Kalender 1812.

137,76 Wechselbalg] Kind, das von Satan und einer Hexe gezeugt und menschlichen Eltern heimlich untergeschoben wird.

137,84 einen braven Adjunktus] Christoph Friedrich Kölle [1781-1848]; hat selbst kein eigenes Kalenderstück verfasst, trug Hebel jedoch viel Material zu.

137,88 Schutzpocken] Impfung gegen Pocken.

137,90/91 des Adjunkts seine Adjunktin oder Schwiegermutter] Schauspielerin Henriette Hendel, geb. Schüler [1772-1849]; Hebel widmetet ihr das SK unter ihrem Pseudonym der Schwiegermutter [Vgl. Wien.1999. S.735 ].

138 Fortgesetzte Betrachtung des Weltgebäudes. (Fixsterne.)] T: Erstdruck. ED: RH 1811 C3r-C4r (A).

- 138,4/5 im Jahrgang des Calenders 1808 und 1809 ] getilgt SK.  
 138,5 heuer] numehro SK.  
 138,7 Pedal] urspr. das zu tretende Tastenwerk der Orgel; im scherzhaften Gebrauch für Füße überhaupt.  
 138,10 Franz Ignaz Narocki] Vgl. *64 Franz Ignaz Narocki*.  
 138,35 So jemand die Sterne des Himmels zählen kann] Vgl. 1. Mose 15,5.  
 138,47 den Jakobsstab] Vgl. 34,19.  
 138,47 den Heerwagen] Vgl. 34,19.  
 138,47/48 Gluckhenne/ Siebengestirn] Bezeichnung für das Sternbild der Plejaden.  
 138,69 Angelstern] Polarstern.  
 138,87 Storken] Störche.  
 138,98 (Der Beschluß folgt noch in diesem Jahrgang.)] getilgt SK.
- 139 Seltsame Ehescheidung.] T: Erstdruck. ED: RH 1811 C4r-C4v (A).  
 139,2 Ballstall] Balsthal.  
 139,10 Sonnenglast] Sonnenglanz, Sonnenschein.  
 139,12 Niklas von der Flue] Nikolaus von der Flüe [1414-1487]; Einsiedler.  
 139,19-22 Frau ... dir.] [sic!] Anführungszeichen.  
 139,24/25 Frau ... übel,] [sic!] Anführungszeichen.  
 139,27-29 Willst ... hergekommen bin,] [sic!] Anführungszeichen.  
 139,25 Stecken] Stock.  
 139,30/31 Gränzstein weiblicher Rechte] Vgl. *Grenzstein der weiblichen Rechte in und außer der Ehe* [Basel. 1786] von Christian Ludwig Beck [geb. 1736].  
 139,32/33 Deinen Landsmann ... mitnehmen.] [sic!] Anführungszeichen.
- 140 Der listige Steyermarker.] T: Erstdruck. ED: RH 1811 C4v-D1r (A).  
 140,4 Kaiserin Maria Theresia ist mir noch so lieb] hier: Abbild der Regentin auf verschiedenen Münzen.  
 140,9/10 jetzt ... anfang,] [sic!] Anführungszeichen.  
 140,11 Krautgarten] Gemüsegarten.  
 140,12 Gelveieleinstöcke] Goldlack.  
 140,14 Grund] Erde.  
 140,18-20 Geld her ... Vaterunser.] [sic!] Anführungszeichen.  
 140,21-22 Vor euch ... die rechten.] [sic!] Anführungszeichen.  
 140,21 Rapuse] Plünderung.  
 140,24 Sundgauer] Einwohner des südl. Oberelsaß.  
 140,26-30 Auf der ... geholt.] [sic!] Anführungszeichen.  
 140,30 Chasseur] Mitglieder eines Reiterregiments.
- 141 Etwas aus der Turkey.] T: Erstdruck. ED: RH 1811 D1r (A).  
 Vorlage war das *Vademecum* [III, 87].
- 142 Das bequeme Schilderhaus.] T: Erstdruck. ED: RH 1811 D1r (A).

142,6/7 Nein ... Camisol.] [sic!] Anführungszeichen.

142,7 Camisol] Weste.

143 Wie der ZundelFrieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Gränzen kam.] T: Erstdruck. ED: RH 1811 D1r-D1v (A).

143,4 spät] früh SK.

143,10 expliciren] die eigene Auffassung verdeutlichen, darlegen.

143,29 Wer da!] [sic!] Anführungszeichen.

143,29 Gut Freund!] [sic!] Anführungszeichen.

144 Der Rekrut] T: Erstdruck. ED: RH 1811 D1v (B).

144,5/6 ich ... muß.] [sic!] Anführungszeichen.

145 Die leichteste Todesstrafe.] T: Erstdruck. ED: RH 1811 D1v (A).

Vorlage war das *Vademecum* [VII, 48].

145,11 dreischläferig] Bezug zu zweischläferig: Bett für zwei Personen.

145,11 Malefikant] Rechtsbegriff für einen Angeklagten.

145,19,20 Ich ... brechen.] [sic!] Anführungszeichen.

145,21 Schwiegermutter] Vgl. Anm. 137,90/91.

146 Nützliche Lehren.] T: Erstdruck. ED: RH 1811 D2r-D2v (A).

146,7/8 ich ... währt,] [sic!] Anführungszeichen.

146,14 Weißgerber] Gerber, der ‚weißgares‘, mit Alaun gegerbtes Leder, herstellt.

146,36/37 Ich ... wie ihr] [sic!] Anführungszeichen.

146,39/40 erschossen.] geschossen SK.

147 Die Fixsterne. (Fortsetzung.)] T: Erstdruck. ED: RH 1811 D2v-D3r (A).

147,43 Pilger! diese Lichter] Pilger, diese Lichter SK.

147,46/47 Rechnungsexempel aus der Regel Detri] Dreisatzaufgabe.

147,57 Schlacht bey Silistria] Festung Silistria ergab sich 1810 im russisch-türkischen Krieg nach fünf Tagen.

147,66-72 Der erste ... der Herr.] [sic!] Anführungszeichen.

147,66/67 Deine Jahre währen für und für] Ps. 102,25f.

147,67-69 Bin ich nicht ein Gott der nahe ist, ] Jer. 23,23.

147,69/70 Herr du erforschest mich] Ps. 139,1/3.

147,70/71 Was ist der Mensch,] Ps 8,5.

147,71/72 Und ob auch eine Mutter ihres Kindes vergäße] Jes. 49,15.

147,73 im Kapitel von den Cometen] Vgl. 108 *Fortgesetzte Betrachtungen über das Weltgebäude*.

147,74 die im Jahrgang 1811] die zum Beschluß SK.

148 Die Bekehrung.] T: Erstdruck. ED: RH 1811 D3r-D3v (A).

148,19 Tremulant] Tremolo; Intensitätsschwankungen beim Gesang ohne Veränderung der Tonhöhe.

148,25 Tridenter Kirchenversammlung] Tridentinisches Konzil [1545-1563]; einberufen zur Abwehr der Reformation und zur Selbsterneuerung der kath. Kirche.

148,26 Musterkarte] eine Karte mit Proben von Stoffen, etc.

148,27 spielen] Vgl. Anm. 61,54.

148,45 schanschieren] wechseln.

149 Der fremde Herr.] T: Erstdruck. ED: RH 1811 D3v-D4r (A).

Vorlage wahrscheinlich *Zü füß reihtet ein edelmann aus Wendunmuth* von Hans Wilhelm Kirchoff [um 1525-1605].

149,3-8 Gevatter ... etwas vor.] [sic!] Anführungszeichen

149,3 Gevatter] Taufpate, enger Freund.

149,4 Peruckenmacher] [sic!] Perückenmacher.

149,5 Dechant] Dekan.

149,12 Maultrommel] Zupfinstrument.

149,13/14 ein Lämmlein trank vom frischen] Wolf und Lamm, Volksweise vom Ende des 18. Jhd. Bemerkenswert ist die 5. Strophe:

So treiben große Herren  
 Manchmal dergleichen Spiel;  
 Di eUnschuld mag sich sperren,  
 So viel sie kann und will:  
 Die Armen gelten wenig,  
 Die Frommen leiden Not;  
 Den Weinberg nahm der König:  
 Den Naboth schlug er tot.

149,14 schönsten Hirschlein über die Massen] Jägerlied:

Schönstes Hirschlein über die Maßen,  
 Hörst du nicht den Jäger blase?  
 Jäger mit dem grünen hut (grünen Hut),  
 Liebe mich aus Herzens Mut!

149,14/15 Kein schöner Leben auf Erden] formelhafter Liedanfang.

149,19 Normänder] Pferd aus der Normandie; wurden zu den schönsten Pferden Frankreichs gezählt.

149,19..Scheck] geschecktes Pferd.

149,19 au Cerf] [frz.] im Hirschen.

149,19-21 Ich hab ... Weinkunde;] [sic!] Anführungszeichen.

149,34 Hatschirer] Häscher, Stadtknechte.

149,41/42 die Mähne unten am Hals] das Pferd ist ein Ziegenbock; die Vorstellung dass Schneider auf Geißböcken reiten ist seit dem 15. Jhd. verbreitet.

150 Theueres Späßlein.] T: Erstdruck. ED: RH 1811 D4r-D4v (A).

150,6/7 Frau Wirthin, ... Bier haben?] [sic!] Anführungszeichen.

150,9 Zwickel] keilförmiger Einsatz über den Knöcheln der Strümpfe.

150,16 Cucümmerlein] Gürkchen

150,16 marggrävischen Garten] Der Garten der markgräflichen Residenz in Basel; von Hebels Freund Johann Michel Zeyher von 1794-1804 als Hofgärtner betreut.

150,18 Baumöhl] Olivenöl.

151 Der General-Feldmarschall Suwarow.] T: Erstdruck. ED: 1811 D4v-E1r (A).  
Vgl. 95 *Suwarov*.

151,2 im Kalender 1809 ] wie er sein eigenes Kommando respektierte SK.

151,20 Heiduck] hier: Lakai.

152 Feuerfünklein.] T: Erstdruck. ED: RH 1811 E1r (B).

152,2 Bonndorf im Donaukreis] Bonndorf im Schwarzwald

152,15/16 Rastadter Congresses] Der Rastatter Kongress sollte die Revolutionskriege zwischen Frankreich und Deutschland beenden.

153 Die französische Armee.] T: Erstdruck. ED: RH 1811 E1r (B).

153,3 Artillerie] Sammelbegriff für großkalibrige Geschütze.

154 Die zwei Postillone. (Siehe die nebenstehende Abbildung.)] T: Erstdruck. ED: Rh 1811 E2r (A).

Quelle war einerseits ein bekanntes Sprichwort, „Haust du meinen Jud, hau ich deinen Juden“, im Sinne von „Auge um Auge“ oder eine „Hand wäscht die andere“, und das Gedicht *Die beiden Juden* von Karl Simrock [1802-1876]

154,2 Fürth] Mittelfränkische Stadt bei Nürnberg.

154,2 Hechingen] schwäbische Stadt, südwestl. von Reutlingen.

154,6 Ellwangen] Württembergische Stadt an der Jagst, auf der Schwäbischen Alb.

154,7/8 spendaschlicher] spendabler.

154,12 Schwager] in studentischen Kreisen aufgekommene, danach weit verbreitete Anrede für den Kutscher.

154,18 honett] ehrbar, achtsam.

154,19 Schwitie] [schwäb.] Ausflügler.

154,20 Hildburghäuser Groschen] ein praktisch wertloses Dreikreuzerstück.

154,28 Lungenmus] Gericht aus kleingehackter (Kalbs-)Lunge.

154,35 Fürst] Fürst von Thurn und Taxis; Reichspostmeister.

154,36 Maxd'or] Wert von sieben Gulden u. zwanzig Kreuzer.

154,37 erhausen] haushälterisch einsparen, erwirtschaften.

154,40/41 Merke: ... erzählt.] getilgt SK.

155 Der betrogene Krämer.] T: Erstdruck. ED: RH 1811 E2v-E3r (A).

155,37 Polizeisergeant] Polizeiwachtmeister.

155,40-47 Vor keiner ... wissen.] [sic!] Anführungszeichen.

155,51 probat] gültig, echt.

155,53 petschiert] versiegeln.

156 Der listige Kaufherr.] T: Erstdruck. ED: RH 1811 E3r (B).

156,3/4 was er in gelehrte Bücher hineinstiftet] Kölle war mit dem Verleger Cotta bekannt und publizierte häufig Beiträge in dessen Organen, wie dem MB.

156,5 700,000 Leser] starke Übertreibung; zu den besten Zeiten erreichte der Kalender eine Auflage von ca. 40.000 verkauften Exemplaren.

156,10 Levante] asiatische Küstenregion am Mittelmeer.

156,18 Ragusaner] Einwohner aus Dubrovniks; hier: ital. Name verwendet.

156,25/26 Tschamiana, .. min almut.] [sic!] Anführungszeichen.

156,31/32 Lajonzork ... schanat chall.] [sic!] Anführungszeichen.

156,34 KräuterEssig] wurde oft als Desinfektionsmittel verwendet.

157 Rettung einer Officiersfrau. (Siehe die nebenstehende Abbildung.)] T: Erstdruck. ED: RH 1811 E3v (A).

Vorlage aus *Freyburger Zeitung* [18.11.1809]

157,10 Sadrach] Abwandlung des verbotenen Namen Satan.

157,16 Plunder] schlechte Kleidung.

157,13-18 Gnädige Frau, ... kann retten.] [sic!] Anführungszeichen.

157,22 Sandwirth Hofer] Vgl. 162 *Andreas Hofer*.

157,25 Treff] Treffer; Schlag der trifft.

157,32 brünstig] innig.

157,35 Piquet] Grenzpfahl.

157,36-39 Auf ... Officiersfrau.] getilgt SK.

158 Baumzucht.] T: Erstdruck. ED: RH 1811 E3v-F1r (A).

158,8 Grundel] Gründling; kleiner, auf dem Wassergrund, lebender Fisch.

158,50/51 Das geht ... denken.] [sic!] Anführungszeichen.

158,63-65 ihr ... Baum.] [sic!] Anführungszeichen.

158,66-69 Adjunkt ... seyn.] [sic!] Anführungszeichen.

158,70-83 so ... Berglein.] [sic!] Anführungszeichen.

158,84 Stabhalter] der zweite Vorgesetzte in Landgemeinden.

158,91-104 Wenn ... aus.] [sic!] Anführungszeichen.

159 Unverhoftes Wiedersehen. (Siehe die nebenstehende Abbildung.)] T: Erstdruck. ED: RH 1811 F2r-F2v (A).

Vorlage war ein Abschnitt aus Gotthilf Heinrich Schuberts *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft* [Dresden. 1808], der Anfang 1809 in der Zeitschrift *Jason* abgedruckt wurde. Eine Bearbeitung des Stoffes brachte auch der *Schweizer Bote*.

159,5-7 und Friede ... andern Ort] [sic] Anführungszeichen.

159,8/9 So ... zusammenkommen.] [sic!] Anführungszeichen.

159,16-46 Unterdessen ... Werkstatt] Dieser Auszug aus der Weltgeschichte gilt weithin als effektvoller literarischer Kunstgriff und ist einer der meist beachteten in Hebels Werk.

159,16/16 Stadt Lissabon in Portugall durch ein Erdbeben] 01.11.1755.

159,17 der siebenjährige Krieg gieng vorüber] 15.2.1763 durch den Hubertusfrieden.

159,17/18 Kayser Franz der erste starb] 18.4.1765.

159,18 der JesuitenOrden wurde aufgehoben] durch Papst Clemens IV., 1773.

159,18 Polen getheilt] erste Polnische Teilung 1772.

159,19 Kaiserin Maria Theresia starb] 29.11.1780.

159,19 der Struensee wurde hingerichtet] Johann Friedrich Graf von Struensee; dem dänischen Reformierer und Kabinettsminister wurde der Prozeß gemacht, als er sich bekannte, eine Affäre mit Königin Karoline Mathilde zu haben und wurde am 28.4.1772 hingerichtet.

159,19/20 Amerika wurde frey] durch die Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776.

159,20/21 vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern] in der letzten großen Belagerung Gibraltors 1779-1783.

159,21 Türken schloßen den General Stein in der Veteraner Höle in Ungarn ein] Veteranihöhle im Banater Gebirge; strategisch wichtiger, die Donau beherrschender Punkt.

159,22 Kayser Joseph starb auch] 20.2.1790.

159,22/23 König Gustav von Schweden eroberte russisch Finnland] Gustav III. von Schweden marschierte 1788 in Finnland ein.

159,23/24 Kaiser Leopold] starb am 01.3.1792.

159,25 Engländer bombardirten Kopenhagen] Vgl. *99 Weltbegebenheiten. Folgen des Tilsiter Friedens.*

159,28 Johannis] Johannistag; 24. Juni; in Baden der Tag der Sonnwendfeier.

159,41-43 um ... gekommen] [sic!] Anführungszeichen.

160 Drei Worte.] T: Erstdruck. ED: RH 1811 F2v (B).

160,3 graußmüthigen Herrn] Vgl. *110 Einträglicher Räthselhandel.*

160,4 Schalampi] Vgl. 110,3.

160,5 Gersau] Ort am Vierwaldstätter See.

160,5/6 hast ... ReisCammerad?] [sic!] Anführungszeichen.

160,7 Sechsbätzner] ein Sechsbatzenstück.

160,6-8 Habt ... nachsagen.] [sic!] Anführungszeichen.

160,9/14 Laß ... Falsch,] [sic!] Anführungszeichen.

160,15-18 Nun ... gewonnen.] [sic!] Anführungszeichen.

161 Zustand von Europa. im August 1810.] T: Erstdruck. ED: RH 1811 F3r (B).

Fortsetzung von den Weltbegebenheiten aus dem Kalender 1809 [Vgl. *99 Weltbegebenheiten. Folgen des Tilsiter Friedens; 101 Weltbegebenheiten (Fortsetzung)*].

161,3 Oestreich ruht jetzt im Frieden aus] Napoleon hatte durch die Schlacht von Wagram [5./6. Juni 1809] den Krieg zwischen Frankreich und Österreich beendet.

161,5 Eine Tochter des österreichischen Kaysers] Marie Louise [1791-1847].



161,12 alle Seehäven des festen Landes] Vgl. *99 Weltbegebenheiten. Folgen des Tilsiter Friedens.*

161,13 Der römische Pabst] Pius VII. [1740-1823; Papst seit 1800]

161,20/21 das Großherzogthum Frankfurt] Napoleon hatte die Stadt 1806 Karl von Dalber [1744-1817], dem letzten Erzkkanzler des Deutschen Reiches, übergeben.

161,23 Der König von Holland] Louis Bonaparte [1778-1846]; zwischen ihm und Napoleon gab es Spannungen; er dankte am 1. Juli 1810 ab, woraufhin Frankreich das holländische Reich annektierte.

161,29 Graf Fersen] Hans Axel Graf von Fersen [1755-1810]; Reichsmarschall von Schweden.

162 Andreas Hofer. (Siehe die nebenstehende Abbildung.)] T: Erstdruck. ED: RH 1811 F4r-F4v (A).

Hebels negative Zeichnung des ‚Freiheitshelden‘ Hofer empörte einige Zeitgenossen; der Bericht wurde aber nicht von ‚Oben‘ veranlasst, sondern spiegelt die damalig allg. negative Bewertung Hofers wieder.

162,22 Sandwirth] Hofer war Wirt am ‚Sand‘; einer durch die Passer verwüsteten Gegend.

162,25 Häuptlein] Die Anzahl von Großvieh wurde in Häuptern ausgedrückt; die von Kleinvieh in Stück.

162,35 Stückgießerey] Geschützgießerei.

162,38/39 ich ... seyn.] [sic!] Anführungszeichen.

162,58 Terzerolen] kleine Pistolen.

162,46-48 Morgen ... könnt.] [sic!] Anführungszeichen.

162,51 Andere] [sic!] Andreas.

162,51 Oberkommedant in Diroll gewöster] ehemaliger Oberkammandant Tirols.

162,67 Auf der Abbildung ist alles zu sehen.] getilgt SK.

163 Bericht.] T: Erstdruck. ED: RH 1811 F4v (B).

163,3 recht schönen Erzählung] Vgl. *173 Lange Kriegsfuhr.*

163,5 fläthig] emsig, fleißig.

Der Rheinländische Hausfreund oder Neuer Calender auf das Jahr 1812 mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen] Der Kalender gliedert sich in sieben Teile mit 56 Seiten: 1. Titelvignette [1] 2. Herrscherhaus [1] 3. Kalendarium Karlsruher Kalender [14; A1r-C1v]: Monatskalender [A1r-B2v], Kalender der Juden [C1r], Die gewöhnliche Zeitrechnung [C1r], Ordentliche Zeitrechnung auf 1812 [C1r], Die eilf Planeten [C1r], Die zwölf himmlischen Zeichen [C1r], Astronomische Kalender-Praktik auf das Jahr 1812 [C1v], Von den Finsternissen [C1v], Anmerkungen [C1v] 5. Den Leseteil [30; C2r-F4v] 5. Verzeichnisse [8½; F4v-G4v]: Märkte Berichtigungen [F4v], Alphabetisches Verzeichnis der gewöhnlichen Messen, Vieh- und

Krämer-Märkte [G1r-G4v] 6. Vergleichung des neuen und alten französischen Geldes mit deutscher Währung [1; H1r] 7. Aderlaßtafel [1; H1v].

164 Allgemeine Betrachtungen über das Weltgebäude.] T: RH 1812 C2r-C3v (A). ED: SK S. 2-8.

Vgl. *34 Betrachtungen über das Weltgebäude.*

164,2-23 Nachdem ... die Sterne.] getilgt SK.

164,8/9 Wart du ... Buchstaben.] [sic!] Anführungszeichen.

164,16 Zeitverfluß von 26 000 Jahren] Vgl. *50 Eine sonderbare Wirthszeche.*

164,18 Repetition] Wiederkehr, Wiederholung.

164,52 Seekapitän Cook] englischer Weltumsegler [1728-1779], der bei einer seiner Fahrten von Hawaiianern getötet wurde.

164,77/78 Klaftermaß] Raummaß.

164,110/111 reiten manchmal auf einem fahlen Pferd] redensartl. sie irren sich, sie lügen.

164,112 wie der Matheis, der das Eis bricht] Anspielung auf eine alte Bauernweisheit zum Matthäustag [24. Februar]:

Matheis bricht's Eis.

Hat er keins, macht er eins.

164,133 Sabath] Sabbat; jüdischer Feiertag.

165 Das fremde Kind.] T: Erstdruck. ED: RH 1812 C3v (B).

165,5 gaukelt] hier: im Sinne von spielen.

165,9-12 Oben ... an.] [sic!] Anführungszeichen.

165,9 Oben aben] oben herab.

165,7 Frau, ... anzeigen.] [sic!] Anführungszeichen.

165,9-11 aber ... suchen.] [sic!] Anführungszeichen.

165,13-20 Peter ... anvertrauen.] [sic!] Anführungszeichen.

166 Geschwinde Reise.] T: Erstdruck. ED: RH 1812 C4r-C4v (B).

166,5-7 Postillion, ... sehn.] [sic!] Anführungszeichen.

166,5 Kaleschlein] Kalesche; leichter, offener Wagen.

166,10/11 Wenn ... reuen.] [sic!] Anführungszeichen.

166,14-18 Zetter ... fahrst.] [sic!] Anführungszeichen.

166,16/17 etwas anders ausführte] Mist.

166,20 verrufene Kreuzerlein] durch Münzverrufung wurden bestimmte Geldstücke im Zahlungsverkehr für ungültig erklärt; Präventivmaßnahme gegen das Beschneiden von Münzen und als besondere Kapitalsteuer angewendet.

166,24/25 Hab ... Henker.] [sic!] Anführungszeichen.

166,27/28 ist der Weg gut? ... Schlecht,] [sic!] Anführungszeichen.

166,30-32 Fahr ... Kniescheibe.] [sic!] Anführungszeichen.

166,31 Bluteisen] Furunkel, Schwären.

166,33 fahr langsam Schwager] [sic!] Ausrufezeichen; Schwager: Kutscher. Vgl. Anm. 154,12.

- 166,35/36 Meine Pferde ... sind,] [sic!] Anführungszeichen.  
 166,40/41 Was bringst ... ihm,] [sic!] Anführungszeichen.  
 166,40 presthaften] gebrechlichen.  
 166,41/42 recommandirte] empfahl.
- 167 Brennende Menschen.] T: Erstdruck. ED: RH 1812 C4v-D1r (B).  
 167,4 Stellasche] Stellage; einfaches Regal.  
 167,10 mit dem man nicht gern geht] Teufel.
- 168 König Friedrichs Leibhusar.] T: Erstdruck. ED: RH 1812 D1r (B).  
 168,10-12 was fällt ... ist.] [sic!] Anführungszeichen.
- 169 Andreas Hertzeg.] T: Erstdruck. ED: RH 1812 D1r-D1v (B).  
 169,2 Gespanschaft] Komitat, Verwaltungsbezirk in Ungarn.  
 169,2/3 Neograd] nordungarischer Bezirk Nógrád.  
 169,19-21 Denn ... hineingegangen.] [sic!] Anführungszeichen.  
 169,35/36 Wenn ... Berceßno.] [sic!] Anführungszeichen.  
 169,38 Pfulben] kleines Kissen.  
 169,48 capable] fähig.
- 170 Der Rekrut.] T: Erstdruck. ED: RH 1812 D1v-D2r (B).  
 170,3 Laubflecken] Sommersprossen.  
 170,8/9 Wolltet ... schlagen.] [sic!] Anführungszeichen.  
 170,11-36 Wo bist du ... dienen.] [sic!] Anführungszeichen.  
 170,20 Geißelstecken] Peitschenstiel.  
 170,25 Handgeld] Werbungsgeld für den Söldner.  
 170,27 majorenn] volljährig, mündig.  
 170,39-42 Jetzt ... mitfahren.] [sic!] Anführungszeichen.  
 170,47/48 Es ... wohl,] [sic!] Anführungszeichen.  
 170,48 Chaise] Wagen.
- 171 Herr Christian Kuhmann, des geeigneten Lesers Landsmann.] T: Erstdruck.  
 ED: RH 1812 D2r-D2v (B).  
 171,2 Gochsheim] Dorf, ca. 35km südl. von Karlsruhe.  
 171,4 Gevatterleute] Taufpaten, gute Freunde.  
 171,13 Bataillon halt!] [sic!] Anführungszeichen.  
 171,14 Vorwärts marsch!] [sic!] Anführungszeichen.  
 171,15 Prinz Max] späterer Maximilian I. Joseph von Bayern [1756-1825]; wurde  
 1799 Kurfürst, 1806 König von Bayern.  
 171,23-25 Kuhmann, ... fehlen.] [sic!] Anführungszeichen.  
 171,42/43 Schlacht von Marengo] im 2. Koalitionskrieg, am 14. Juni 1800 be-  
 siegten die Franzosen bei Marengo die Österreicher.  
 171,53 Wir haben unsern Vater verlohren.] [sic!] Anführungszeichen.

172 Gute Geduld. Mit einer Abbildung.] T: Erstdruck. ED: RH 1812 D2v-D3r (B).

172,7-13 Par Dieu ... 1702.] [sic!] Anführungszeichen.

172,7 Par Dieu] [frz.] Mein Gott!

172,9 Stumpfschweif] Verkürzung der Schweifhaare bei Pferden.

172,12 in der Schlacht bei Käferolse] Erinnerung an den frz. Sieg in der Schlacht bei Friedlingen [14.10.1702] im span. Erbfolgekrieg.

172,14-16 Ich ... machen.] [sic!] Anführungszeichen.

172,17 Handzwehle] Handtuch.

172,21-24 Eh bien! ... machen.] [sic!] Anführungszeichen.

173 Lange Kriegsfuhr. Mit einer Abbildung.] T: Erstdruck. ED: RH 1812 D3v-E1r (B).

Quelle *Der brave Knecht* im *Freyburger Wochenblatt* [19.12. 1810], dort im *Sonntagsblatt* [Probenummer].

173,2 ein unsichtbarer Freund] Vgl. *163 Bericht*.

173,10 Komm bald wieder heim Jobbi!] [sic!] Anführungszeichen.

173,11/12 Man ... Roß.] [sic!] Anführungszeichen.

173,16 Haber] Hafer.

173,23-25 Wer ... da?] [sic!] Anführungszeichen.

173,24 Bassa Mallergi] Bei meiner Seele.

173,28/29 Willst ... verdienen?] [sic!] Anführungszeichen.

173,30/31 Attrapirt] fangen.

173,34 hauderte] als Lohnkutscher fahren.

173,47/48 Es ... ist] [sic!] Anführungszeichen.

173,48-53 Meister, ... Frieden?] [sic!] Anführungszeichen.

173,49 obsonater] eigentl. obstinat: eigensinnig, widerspenstig.

173,50 Marketender] ambulanter Händler, der den Soldaten in Manöver und Krieg folgt.

173,51 Sapperment] eigentlich zorniger Ausruf; hier für den Verursacher des Zorns.

173,51 frangskemang] [von frz.] frischweg, frei heraus.

173,53-59 Gemach! ... Jobbi,] [sic!] Anführungszeichen.

173,57 Krenzacher/ Laufener] beliebte Weinsorten.

173,58 Brodbahre] an der Decke befestigtes Gerüst, damit Mäuse und Ungeziefer das Brot nicht erreichen können.

173,63/64 Der ... Balsam der herabfleußt] Ps. 133,2.; mit diesem Balsam wird dort die brüderliche Eintracht verglichen.

173,63 herabfleußt] [sic!] herabfließt.

173,64/65 Ich ... euch] [sic!] Anführungszeichen.

173,66 und ... mitbracht,] [sic!] Anführungszeichen.

173,72/73 das Fäßlein! ... abladen.] [sic!] Anführungszeichen.

173,75-80 Dieß ... wie ich bin,] [sic!] Anführungszeichen.

174 Der schwarze Mann in der weißen Wolke.] T: Erstdruck. ED: RH 1812 E1r-E1v (B).

174,4 Brassenheimer Wald] erfundener Ortsname.

174,10-18 Adjunkt, ... können.] [sic!] Anführungszeichen.

174,20-24 Habt ... gesehen,] [sic!] Anführungszeichen.

174,24 Er hat das Feuer im Elsaß gesehen] allemann. Redensart „Er hat Sterne vor Augen gesehen“.

174,27-29 Habt ... Prozeß.] [sic!] Anführungszeichen.

174,39 heben] halten.

174,34-38 Hausfreund, ... mich!] [sic!] Anführungszeichen.

174,36 Alle guten Geister] Im Volksglauben galt das Ansprechen eines Geistes als gefährlich. Es führte zu Krankheit oder Tod, es sei denn, man benutzte die richtigen Worte. Die beste Anrede in den meisten Erzählungen ist: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn.“

174,42-44 Xaveri, ... Regen.] [sic!] Anführungszeichen.

174,43 Ips] Gips.

174,48-59 Ihr ... bleiben.] [sic!] Anführungszeichen.

175 Des Adjunkts Standrede über das neue Maß und Gewicht] T: Erstdruck. ED: RH 1812 E1v-E4r (B).

Mit dem markgräflichen Dekret vom 10.11.1810 sollten die im gesamten Großherzogtum Baden unterschiedlichen Gewichte und Maße vereinheitlicht werden. Ausgearbeitet hatte das System Michael Friedrich Wild, ein Bekannter Hebels. Die neue Einteilung konnte sich nicht durchsetzen, da sich lokale Traditionen als stärker erwiesen.

175,5-196 Ich meines Orts, ... Kopf] [sic!] Anführungszeichen.

175,2 Mühlburg] kleine Stadt, westlich von Karlsruhe; 1886 eingemeindet.

175,9 wohlfeiler] billiger.

175,27 probat] gültig.

175,39/40 Unschlicht] tierisches Fett.

175,40 von Dan bis nach Bersaba] bibl. Redensart: im ganzen Land.

175,45 Schnitzen] dünn abgeschnittene Stücke von Äpfeln, Kartoffeln, etc.

175,60 Ellmendinger] beliebter Wein aus Ellmendingen; westl. von Pforzheim.

175,112 Provisor] Hilfs- oder Unterlehrer.

175,136/137 eure Kreide, aber nicht die doppelte,] alte Scherzrede; bezeichnet die Kreide eines Wirtes, der auf der Strichliste für das Konsumierte zwei statt einen Strich macht.

175,150 ich will jetzt auch bald weiben] Anspielung auf die Verlobung Kölles mit der Tochter Henriette Hendels.

175,171 Haber] Hafer.

176 Das Bettlerkind.] T: Erstdruck. ED: RH 1812 E4v (B).

176,3-5 Wir haben ... sind.] [sic!] Anführungszeichen.

176,6-9 Weil du ... Groschen ab.] [sic!] Anführungszeichen.

176,10/11 Jetzt ... herab.] [sic!] Anführungszeichen.  
 176,13-15 So? ... kommst?] [sic!] Anführungszeichen.

177 Wasserläufer.] T: Erstdruck. ED: RH 1812 E4v (B).  
 177,7-9 das ... Knie.] [sic!] Anführungszeichen.  
 177,7 Im Krieg in den neunziger Jahren] Vgl. Anm. 41,1.  
 177,10-13 Solches ... sinken.] [sic!] Anführungszeichen.

178 Zeitlose.] T: Erstdruck. ED: RH 1812 E4v (B).  
 178,1 Zeitlose] bekannter als Herbstzeitlose; trotz Giftigkeit der Pflanze wurde der  
 aus ihren Knollen und Blättern gebraute Sud zur Anregung des Appetits und zur  
 Wundheilung empfohlen.  
 178,2 Oberhausen] in Baden sehr häufiger Ortsname.

179 Das Vivat der Königin.] T: Erstdruck. ED: RH 1812 F1r-F1v (B).  
 179,2 Der Franzos, der dem Engländer] Vgl. 172 *Gute Geduld*.  
 179,28-34 Es ... Tod.] [sic!] Anführungszeichen.  
 179,30 Sapperment] Vgl. Anm. 173,51.  
 179,31 Hemd hat nimmer weit in die Papiermühle] Papier wurde zumeist aus  
 Lumpen hergestellt.  
 179,34 stechen] duellieren.  
 179,40-53 Seyd ... hineingeht.] [sic!] Anführungszeichen.  
 179,41 Stockzahn] Mahlzahn, Backenzahn.  
 179,48 setzen] Junge werfen.

180 Der verwegene Hofnarr.] T: Erstdruck. ED: RH 1812 F1v (B).  
 180,2-4 Ich ... aufhenken.] [sic!] Anführungszeichen.  
 180,6/7 Ach, ... so] [sic!] Anführungszeichen.  
 180,8-12 Ist ... gesagt.] [sic!] Anführungszeichen.  
 180,14-17 Da ... ichs.] [sic!] Anführungszeichen.

181 Die betrogenen Zecher.] T: Erstdruck. ED: RH 1812 F1v-F2r (B).  
 181,3 Jochem] jidd. für Wein.  
 181,3 nicht überzwerch im Faß] hier: freigiebig.  
 181,8-10 Gevatter ... ex pleno.] [sic!] Anführungszeichen.  
 181,8 Gevatter] enger Freund.  
 181,10 ex pleno] [lat.] aus dem Vollen.  
 181,11/12 helft ... zudecken,] [sic!] Anführungszeichen.  
 181,14 Durlacher Eich] nach Durlacher Eichung; 1,418l.  
 181,16-18 Ich ... komme.] [sic!] Anführungszeichen.  
 181,17 Bärendreck] Lakritze.  
 181,19-22 Apotheke ... rauch;] [sic!] Anführungszeichen.

182 Schreckliche Mordthat.] T: Erstdruck. ED: RH 1812 F2r (B).

- 182,12 Stecken] Stock.  
 182,17/18 Sodbrunnen] gegrabener (Zieh-)Brunnen.  
 182,27 Zagen] Zögern, Zaudern.  
 182,31 Mordthat in Ordenbach im Jahr 1786] unbekannter Ort.  
 182,39 Moulins] Verwaltungssitz des Departments Allier.
- 183 Der Geitzige.] T: Erstdruck. ED: RH 1812 F2r-F2v (B).  
 183,6-8 Ists ... versehen.] [sic!] Anführungszeichen.
- 184 Der Lehrjunge.] T: Erstdruck. ED: RH 1812 F2v (B).  
 184,2 Rheinfelden] schweizerisches Dorf im Aargau. Die badische Stadt Rheinfelden entstand erst nach der Erbauung des Zollhauses 1836.  
 184,6/7 Hatschier] Gerichtsdiener.  
 184,7-11 Setzt ... Wie schmeckt's?] [sic!] Anführungszeichen.  
 184,10 Schranne] Richtbank.  
 184,13 Degerfelden] badisches Dorf.  
 184,14-18 Kennst ... habe.] [sic!] Anführungszeichen.]  
 184,14 Gutschick] einfältiger, naiver Mensch.  
 184,18-20 Zur ... auch – ] [sic!] Anführungszeichen.]  
 184,20 Zundelfrieder] Vgl. 94 *Die drey Diebe*, 113 *Wie der ZundelFrieder und sein Bruder dem rothen Dieter abermal einen Streich spielen*, 143 *Wie der ZundelFrieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Gränzen kam*.
- 185 Der Wasserträger.] T: Erstdruck. ED: RH 1812 F2v-F3r (B).  
 185,3 Ohmweise] Ohm; Flüssigkeitsmaß  
 185,34 Palais royal] Galerie, dem Louvre gegenüber gelegen; gleichzeitig aber auch ein elegantes Einkaufszentrum und ein Ort der Prostitution.  
 185,39 Gottlob ... habe.] [sic!] Anführungszeichen.]
- 186 Die Tabacksdose.] T: Erstdruck. ED: RH 1812 F3r-F3v (B).  
 186,23 curiose] seltsam.  
 186,24, Excüse] Verzeihung.  
 186,24/25 Excüse ... haben?] [sic!] Anführungszeichen.  
 186,26-32 Ja, ... Haus.] [sic!] Anführungszeichen.  
 186,27 fläthig] flink.  
 186,29 Windmühlen/ Wachteln] Nach Notizblättern Hebels zu schließen, eine von Gmelins [Vgl. Anm. 5,37] spanischen Reisegeschichten.  
 186,34/35 Aber ... Creuz,] [sic!] Anführungszeichen.  
 186,36/37 der ... heraus!] [sic!] Anführungszeichen.  
 186,39-42 Wollt ... sitzen.] [sic!] Anführungszeichen.  
 186,44-46 Seht, ... längsten.] [sic!] Anführungszeichen.  
 186,46 faselt] gedeihen, fruchten.
- 187 Hagenloch.] T: Erstdruck. ED: RH 1812F3v-F4r (B).

187,2 Karl von Württemberg] Herzog Carl Eugen von Württemberg [1728-1793].

187,4 Wie heißt das Dorf da unten?] [sic!] Anführungszeichen.

187,6, Wem gehört's?] [sic!] Anführungszeichen.

187,7/8 Es ... Weidgesell.] [sic!] Anführungszeichen.

187,9-11 Dumme Kuh, ... machen.] [sic!] Anführungszeichen.

187,10/11 hechingisch] dem Graf von Hechingen zugehörig

188 Zwey honette Kaufleute.] T: Erstdruck. ED: RH 1812 F4r (B).

188,1 honette] ehrbar, achtsam.

188,3-7 Ich ... sind.] [sic!] Anführungszeichen.

189 Der listige Quäcker.] T: Erstdruck. ED: RH 1812 F4r (B).

189,1 Quäcker] christliche Religionsgemeinschaft, die sich in den 40er Jahren des 17 Jhd. in England zu bilden begann; Lehre beruht auf dem Glauben an ein ‚inneres Licht‘, so dass keine Würdenträger oder Kirchenhäuser von Nöten sind.

189,3 Wiedertäufer] Hutterer oder die Schweizer Brüder, welche im Oberdeutschen Raum, bis ins Hessische hinein, verbreitet waren.

189,9 Haber] Hafer.

189,10-14 Kind ... ich.] [sic!] Anführungszeichen.]

189,19 Geh ... ich.] [sic!] Anführungszeichen.]

189,19 Lazarus] Anspielung auf Lk. 16, 19-31; Lazarus ist der Mann voller Geschwüre, der vor der Tür der Reichen liegt.

189,22-25 Seyd ... Thür.] [sic!] Anführungszeichen.

189,27-29 Seyd ... spazirt.] [sic!] Anführungszeichen.

189,30/31 Nicht ... Quäcker.] [sic!] Anführungszeichen.

190 Blutbad in Neuburg am Rhein.] T: Erstdruck. ED: RH 1812 F4v (B).

190,1 Neuburg] Neuburg im Breisgau, zwischen Basel und Breisach gelegen.

190,6 Norschinger] Norsingen, bei Staufen; war bekannt für seinen Rotwein.

190,15/16 Was ... Punktum!] [sic!] Anführungszeichen.

Der Rheinländische Hausfreund oder Neuer Calender auf das Jahr 1813 mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen] Der Kalender gliedert sich in sechs Teile mit 56 Seiten: 1. Titelvignette [1; A1r] 2. Herrscherhaus [1; A1v] 3. Kalendarium Karlsruher Kalender [14; A2r-B4v]: Monatskalender [A2r-B3v], Kalender der Juden [B4r], Neue vaterländische Zeitrechnung auf das Jahr 1813 [B4r-B4v], Astronomische Kalender-Praktik auf das Jahr 1813 [B4v], Von den Hauptplaneten des Jahrs [B4v]. 4. Den Leseteil [32; C1r-F4v] 5. Verzeichnisse [7; G1r-G4r]: Alphabetisches Verzeichnis der gewöhnlichen Messen, Vieh- und Krämer-Märkte [G1r-G4v] 6. Aderlaßtafel [1; G4v].



191 Der Hausfreund redet zum drittenmal den geneigten Leser an, und wünscht ihm das neue Jahr.] T: Erstdruck. ED: RH 1813 C1r-C1v (B).

Vgl. 137 *Des Hausfreunds Vorrede und NeuJahrswunsch*. Das markgräfliche Privilegium war im Februar 1812 an Geiger und Katz für 1160 fl auf zwölf Jahre verpachtet worden [nicht wie in 191,46/47 behauptet wird auf dreißig Jahre]; jedoch nur unter der Auflage, dass der Druck besser werden sollte. Tatsächlich stieg die Qualität, dafür nahmen aber die Setzfehler zu.

191,9 Lahr] badische Stadt, 25 km südl. von Straßburg.

191,9 Mietersheim] Dorf bei Lahr.

191,19/20 Ziegelmehl/ Zinnober] für den Druck von roten Buchstaben benötigt.

191,32 Esto mihi] im kirchl. Kalender der letzte Sonntag vor dem Ende der Fastenzeit.

191,32 Trinitatis] Fest zur heiligen Dreifaltigkeit am Sonntag nach Pfingsten.

191,38 Model] Holzschnitt, der als Druckform dient.

191,46 Accord] Vertrag.

191,51/52 heuriges] hier: in diesem Jahr geboren.

191,56 Zweibatzenkrämer] Kleinhändler.

191,66 Provisor] Hilfslehrer.

191,69 oder auch heute schon] der Kalender wurde schon im Oktober ausgeliefert und auf den Herbstmärkten verkauft.

192 Fortsetzung über die Erde und Sonne.] T: RH 1813 C2r-C4v (A). ED: SK S. 13-22.

Vgl. 34 *Betrachtungen über das Weltgebäude*.

192,14 Copernikus] Nikolaus Kopernikus [1473-1543]; Astronom und Mathematiker. Begründer der These, dass die Erde und die Planeten um die Sonne kreisen, die Erde zudem um sich selbst.

192,96 Aber es ist nicht so] [sic!] Anführungszeichen.

192,142 Caminhut] Aufsatz für den Schornstein, der verhindert, dass Rauch wieder in das Haus eindringt.

192,145 Petri Stuhlfeier] Kirchenfest am 18. Januar und 22. Februar, welches an den Amtsantritt Petrus' in Rom erinnert.

192,147 fallirt] betrogen, versagt.

192,172-175 Sieh dort, ... so und so.] [sic!] Anführungszeichen.

193 Die Schmachschrift.] T: Erstdruck. ED: RH 1813C4r-C4v (B).

193,2 Pasquille] Spottschrift.

193,15 Bist du verrückt oder was fehlt dir?] [sic!] Anführungszeichen.

193,26-29 Hansstoffel ... lassen.] [sic!] Anführungszeichen.

193,26 Hansstoffel] Stoffel als Ausdruck des ungelenken Tölpels.

193,26 vigilire] patrouillieren.

193,27/28 wenn du den Cujonen attrapist] wenn du den Lumpen fängst.

193,32-37 Herr ... regnen] [sic!] Anführungszeichen.

193,46-49 Hans-Stoffel, ... Pasquill.] [sic!] Anführungszeichen.

193,58-60 Ei, ... Bett.] [sic!] Anführungszeichen.  
 193,61-63 Ei ... hinein] [sic!] Anführungszeichen.  
 193,65/66 Gute ... Ebenfalls!] [sic!] Anführungszeichen.  
 193,67/68 GeneralFeldmarschall Suwarow Fürst Italinsky] Vgl. 95 *Suwarow, 151*  
*Der General-Feldmarschall Suwarow.*

194 Der Prozeß ohne Gesetz.] T: Erstdruck. ED: RH 1813C4v-D1v (B).  
 194,16/17 Guter ... gewinnen] [sic!] Anführungszeichen.  
 194,21 Zwerchsack] Doppelsack; über der Schulter zu tragen.  
 194,43-45 Sieht ... verlohren.] [sic!] Anführungszeichen.

195 Die gute Mutter. (Mit einer Abbildung.)] T: Erstdruck. ED: RH 1813 D1v-D2r (B).

195,2 nach dem Rückzug aus Deutschland] Rückzug der Franzosen durch die österreichischen Truppen im Ersten Koalitionskrieg [ 1792-97]. Vgl. Anm. 41,1.

195,12 nacher] nach.  
 195,15-17 er ... Sohn.] [sic!] Anführungszeichen.  
 195,45/46 Ja, ... General.] [sic!] Anführungszeichen.  
 195,52 Bagage] Gepäck.  
 195,53 Caleschlein] leichter, offener Wagen.  
 195,62-64 das ... sah;] [sic!] Anführungszeichen.

196 Das gute Werk.] T: Erstdruck. ED: RH 1813 D2v (B).  
 196,6-8 Hast ... kannst?] [sic!] Anführungszeichen.  
 196,10 Kannst ... anfangen.] [sic!] Anführungszeichen.  
 196,11 kapabel] fähig.

197 Das letzte Wort.] T: Erstdruck. ED: RH 1813 D2v-D3r (B).

197,4 Herr Canzler Hans Kurz von Wirtenberg] eigentl. der kaiserl. Notar Franz Kurz [1517-1575]; „Es geht hier seltsam zue!“ War sein Wahlspruch, welcher über die Tür zu seinem Arbeitszimmer hing.

197,18 Trumpfaus] letzter Stich im Kartenspiel.

198 Die Raben.] T: Erstdruck. ED: RH 1813 D3r (B).

198,5-7 da ... fliegen.] [sic!] Anführungszeichen.

199 Das heimliche Gericht.] T. Erstdruck. ED: RH 1813 D3r-D4v (B).

Die traditionellen Organe der Volksjustiz, die Winkelgerichte, waren durch die Festigung der Landeshoheit in den deutschen Territorien aus ihrer öffentlichen Funktion gedrängt worden; wo sie weiterhin bestanden, existierten sie als heimliche Gerichte und beschäftigten sich vornehmlich mit Ehebruch, Sittenwidrigkeiten, u.ä.

199,4 Camisol] über dem Hemd getragene Weste.  
 199,17 Caleschlein] leichter, offener Wagen.  
 199,23-27 Ich ... Arme.] [sic!] Anführungszeichen.

- 199,54-60 das Worte] [sic!] Anführungszeichen.  
 199,54/55 das sey nicht dem also und eines] da müsse man unterscheiden.  
 199,69 Todtengerüste] Schafott.  
 199,78 Gnade!] [sic!] Anführungszeichen.  
 199,87 Malefikan] Rechtsbegriff für den Angeklagten.  
 199,104/105 wie zu seiner Zeit der Scharfrichter von Landau] Vgl. *117 Heimliche Enthauptung. (Mit einer auf der folgenden Seite befindlichen Abbildung.)*
- 200 Gute Antwort.] T: Erstdruck. ED: RH 1813 D4v (B).  
 200,4/5 Zirkelschmied, dessen sich der Leser noch aus dem Kalender von 1810 erinnern wird] Vgl. *116 Der Zirkelschmidt*.  
 200,7-10 da ... dazu.] [sic!] Anführungszeichen.
- 201 Glimpf geht über Schimpf.] T: Erstdruck. ED: RH 1813D4v (B).  
 201,1 Glimpf] angemessenes Benehmen.  
 201,4 Judenmauschel] Vgl. Anm. 47,4.  
 201,6 weißgekochte Baselrappen] Münzen mit einem geringen Silbergehalt, die vor der Prägung in einem Weißsud aus Kochsalz und Weinstein gekocht wurden um das Kupfer abzuziehen und das Silber allein sichtbar zu machen.  
 201,9 Schaulem lechem] Verballhornung von ‚Scholem alechem‘: Friede sei mit dir.
- 202 Der Nachtwächter von Neuhausen.] T: Erstdruck. ED: RH 1813 D4v-E1r (B).  
 202,6 Müller von Brassenheim] Vgl. *125 Der Heiner und der Brassenheimer Müller. (Siehe die Abbildung auf der folgenden Seite.)*  
 202,7-9 Wie? ... spät.] [sic!] Anführungszeichen.
- 203 Der Vater und der Sohn.] T: Erstdruck. ED: RH 1813 E1r (B).  
 203,7 den Augenblick sey still, oder du bekommst noch eine.] [sic!] Anführungszeichen.
- 204 Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht. (Mit einer Abbildung.)] T: Erstdruck. ED: RH 1813 E1r-E2v (B).  
 204,7 Lenzkirch] badischer Ort, 5km südl. des Schluchtsees.  
 204,7/8 Jetzt ... kommt.] [sic!] Anführungszeichen.  
 204,10 Scharwache] Patrouille, die aus mehreren Soldaten besteht.  
 204,10 attrapiren] festnehmen.  
 204,15 Kackerlack] Kakerlaken, von den Einwohnern Javas und Malaysias wurde berichtet, sie nähmen ihre Arbeit erst mit Beginn der Dämmerung auf, da sie Nachts sehr gut sähen, am Tage fast nichts.  
 204,23 Klebeck] Wilhelm Freiherr von Klebeck [1729-1811].

204,24 Scheldekrieg] Nordseemündung der Schelde wurde seit dem Frieden von Münster 1648 durch die Vereinten Niederlande gesperrt; nur holländische Schiffe durften passieren.

204,34 Strickreuter] Gendarmen, die zur Festnahme der Verbrecher einen Strick mit sich führen.

204,35 “] [sic!] Anführungszeichen.

204,46 visitirte] untersuchte.

204,58 Bolette] Anweisung, Gutschein.

204,74-77 Wenn ... ist.] [sic!] Anführungszeichen.

204,80/81 man ... Achtung,] [sic!] Anführungszeichen.

204,83 Streif] Jagdzug.

204,87 Fahrt] Fähre.

204,90 Vitzer] leichter Streich.

205 Der Comet von 1811.] T: Erstdruck. ED: RH 1813 E2v-E3v (B).

205,8-13 ich ... Schlachtfelder.] [sic!] Anführungszeichen.

205,9/19 rumfordischer Suppenanstalten] die von Benjamin Thompson Graf von Rumford [1753-1814] in München eingerichtete Armenspeisung bzw. Suppenküchen; dort wurde eine spezielle, von ihm entwickelte, Nährsuppe angeboten.

205,21 Es steht ein Comet am Himmel.] [sic!] Anführungszeichen.

205,75/76 Mit Blüten...] Zit. von Hebel aus seinem Gedicht *Neujahrswünsche des Wochenblattträgers für 1812*.

205,80 Neue] hier: Neuer Wein.

205,91 Kirschenwasser.] Vgl. 206 *Der Wolkenbruch in Türkheim*.

206 Der Wolkenbruch in Türkheim.] T: Erstdruck. ED: RH 1813 E3r-E3v (B).

206,1 Türkheim] Turckheim, 10km westl. von Colmar.

206,11 Haspel] Welle, mit der das Garn von der Spindel oder von der Spule abgewunden und in Fäden verteilt wird.

206,12 Brastbergers Predigtbuch] Originaltitel: *Evangelische Zeugnisse der Wahrheit zur Aufmunterung im wahren Christenthum, theils über die gewöhnlichen Sonn-, Fest- und Feyertags-Evangelien, theils aus der Passions-Geschichte unsers Erlösers, in einer vollständigen Predigt-Jahrgang zusammen getragen und nebst dem Anhang einiger Casual-Predigten, auf Verlangen dem Druck überlassen von Weyland M. Immanuel Gottlob Brastberger*. [Neu-Ruppin. 1758]. Werk erschien erstmals 1758 und war bei den württembergischen Pietisten sehr angesehen.

206,19/20 das steht geschrieben in dem Jahrgang des Kalenders 1810] Vgl. 108 *Fortgesetzte Betrachtungen über das Weltgebäude*.

206,21 einen Zeitlauf nur von sieben Jahren] Hebel hatte vor, die Betrachtungen über das Weltgebäude alle sieben Jahre von vorne anzufangen.

207 Hexenmehl.] T: Erstdruck. ED: RH 1813 E3v-E4r (B).

207,3 Wurmmehl] Mehl, dass Holzwürmer in ihren Gängen zurücklassen.

207,33 Alzebühl, an dem Pläßberg, im Wagengesper] Ortsbezeichnungen in der Nähe von Hausen, Hebels Heimatdorf.

207,62 Habermark] Haferwurz.

208 Rettung vom Hochgericht.] T: Erstdruck. ED: RH 1813 E4r-E4v (B).

Vorlage aus *Vademecum* [VIII, 149].

208,1 Hochgericht] Ort, an dem Todesurteile vollstreckt wurden.

208,2/3 dumm ... daß ichs bin.] [sic!] Anführungszeichen.

208,10/11 Er muß an den Galgen.] [sic!] Anführungszeichen.

208,11 visitirte] beschauen, untersuchen.

208,18 Malefikanten] Rechtsbegriff für den Angeklagten.

208,20 Seigel] Leitersprosse.

208,22 Mir auch nicht,] [sic!] Anführungszeichen.

208,25 Blutrichter] Henker, Scharfrichter.

209 Der Schimmel. (Mit einer Abbildung.)] T: Erstdruck. ED: RH 1813 E4v-F1v (B).

209,9 Boteille] [frz.] Flasche.

209,10 Klingenberger] beliebte Weinsorte.

209,35 desperat] verzweifelt.

209,51 betuches] leise, geduckt.

210 Die Treue und ihr Dank. (Mit einer Abbildung.)] T: Erstdruck. ED: RH 1813 F1v-F2v (B).

Quelle aus dem Artikel *Belohnte Dienstboten-Treue* des *Freyburger Wochenblatt/Sonntagblatt* [14.12.1811]

210,3/4 Kaiser Franz der Zweite] Franz II. [1768-1835]

210,6 Kaisergulden] viell. scherzhafte Analogie zu Kaisertaler; auf diesem war das Bild des herrschenden Regenten zu sehen.

210,20/21 Du frommer und getreuer Knecht] Mt. 25,21.

210,25/26 Ich habe noch nie gesehen...] Ps. 37,25.

210,28 von Sommerfels] [sic!] von Sonnefels.

210,34 funfzig] [sic!] fünfzig.

210,36/37 Bleibe treu...] Offb. 2,10.

210,41/42 Ich will dich tragen..] Jes. 46,34.

210,58-60 Kommet her...] Mt. 25,34.

210,70/71 So ... Gesinde.] [sic!] Anführungszeichen.

211 Die berühmte Schlacht der Markomannen.] T: Erstdruck. ED: RH 1813 F2v-F3v (B).

Erzählung folgt in teils vereinfachter, teils in ausgeschmückter Form Cäsars *De Bello Gallico* [I,30-54].

211,3 eine ganz neue Zeittafel] Zeittafeln mit allg. Daten der Weltgeschichte waren ein fester Bestandteil der Kalender der damaligen Zeit. Vgl. die Zeittafel von 1813 [RH 1813 B4r-B4v].

211,18 Faschinat] Ufersicherung aus Reisigbündeln.

211,26 Ehrenvest] hier: der Heerkönig Ariovist [lat. Ariovistus; gest. 54 v. Chr.].

211,30 In Utzenfeld stand noch keine Mühle] Vgl. 74 *Der rheinländische Hausfreund spricht mit seinen Landsleuten und Lesern. Und wünscht ihnen das neue Jahr*

211,31 Diligence] Postwagen, der auch Personen beförderte.

211,43 Wir hätten uns fast ringer mit einander verglichen.] [sic!] Anführungszeichen.

211,43 ringer] besser, bequemer.

212 Der große Schwimmer.] T: Erstdruck. ED: RH 1813 F3v-F4r (B).

212,7 Gaskonien] südwestfrz. Landschaft zwischen Pyrenäen und Garonne.

212,9-12 Soll ... nach.] [sic!] Anführungszeichen.

212,10 Maulaffen feilhaben] redensartl. mit offenem Mund untätig herumstehen.

212,11 ringer] besser, bequemer.

212,25/26 gekielholt] unter dem Kiel des Schiffes durchgezogen; besondere Bestrafung unter Seemännern die häufig zum Tode führte.

212,28 Oleron] Insel an der Westküste Frankreichs.

212,54-60 Ich ... nachkommt.] [sic!] Anführungszeichen.

212,57 Cadix] Cadiz.

213 Kurze Station.] T: Erstdruck. ED: RH 18134r (B).

213,3/4 überführt] geschottert.

213,7 abstatt] fort, hinweg.

214 Warnung.] T: Erstdruck. ED: RH 1813 F4r-F4v (B).

214,8 für ein wohlfeiles Geld] billig.

215 Zwei Bücher.] T: Erstdruck. ED: RH 1813 F4v (B).

215,7 Laudenschbach] Dorf am Westfuß des Odenwalds; 25km nördl. von Heidelberg.

215,18 Krämermichel] sehr populäres Gedicht von Samuel Friedrich Sauter [1766-1846]. Daher genügt wahrscheinlich diese Angabe, ohne den Verfasser explizit zu benennen.

215,19/20 Katz in Pforzheim/ Geiger in Lahr] Vgl. 191 *Der Hausfreund redet zum drittenmal den geneigten Leser an, und wünscht ihm das neue Jahr.*

Der Rheinländische Hausfreund oder Neuer Kalender auf das Jahr 1814 mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen] Der Kalender gliedert sich in fünf Teile mit 57 Seiten: 1. Titelvignette [1; A1r] 2. Herrscherhaus [1; A1v] 3. Kalendari-

um Karlsruher Kalender [14; A2r-B4v]: Monatskalender [A2r-B3v], Kalender der Juden [B4r], Neue vaterländische Zeitrechnung auf das Jahr 1814 [B4r-B4v], Astronomische Kalender-Praktik auf das Jahr 1813 [B4v], Von den Hauptplaneten des Jahrs [B4v]. 4. Den Leseteil [32; C1r-F4v] 5. Verzeichnisse [9; G1r-G4r]: Alphabetisches Verzeichnis der gewöhnlichen Messen, Vieh- und Krämer-Märkte [G1r-G4v]

216 Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude. Der Mond.] T: Erstdruck. ED: RH 1814 C1r-C2r (A). ED: SK S. 76-82.

216,5-7 Derselbe ... werden?] getilgt SK.

216,51/52 wenn schon nicht in schnurgerader Linie.] aber etwas höher oder tiefer SK.

216,64/65 wenn schon nicht in schnurgerader Linie.] aber etwas höher oder tiefer SK.

216,77 schnurgerade] gerade SK.

216,77 hineinrückt] hineinrückt, nicht höher und nicht tiefer, SK.

216,79 nennen wir] ist SK.

216,81 hineintritt] hineintritt, nicht höher und nicht tiefer, SK.

216,89-97 Woher ... falliren.] [sic!] Anführungszeichen.

216,87 weiter hinaus] auf weiter hinaus SK.

216,91/92 wie es euch] wie's euch SK.

216,97 falliren] versagen.

216,101 vexirt] gequält, verhöhnt.

216,104 Perspektiv] kapablen Perspectiv SK.

216,105 Schröter] Johann Hieronymus Schröter [1745-1816]; gilt als Begründer der Mondkartographie.

216,110 gleichsam] gleichsam wie ein Exempel SK.

216,110 Regel detri] Dreisatz.

216,117 Er hat ebenso viel Recht da zu seyn, als wir.] getilgt SK.

216,129-140 Zudem wollte.] getilgt SK.

216,41 endlich ] getilgt SK.

216,41 dieser] jener SK.

216,41 seltsamen] kuriosen SK.

217 Mittel gegen Zank und Schläge.] T: Erstdruck. ED: RH 1814 C2v (B).

Vorlage aus *Vademecum* [VI, 117].

217,4 Stich] Schwips.

217,5/6 Frau, ... gesagt.] [sic!] Anführungszeichen.

217,11 Tränke] Viehfutter.

217,16 hegebuchen Pinsel] iron. mit dem Stock.

217,24-28 Dieses Fläschlein ... können.] [sic!] Anführungszeichen.

218 Betrachtungen über ein Vogelnest.] T: Erstdruck. ED: RH 1814 C2v-C3v (B).

218,38 Lehrpletz] (nicht gelungenes) Übungsstück eines Lehrlings.

- 218,70 Kannst ... Herrn Geigers] [sic!] Anführungszeichen.  
 218,71-78 Gott ... dir, – –] [sic!] Anführungszeichen.  
 218,71 Gott du hast der Freuden Fülle] Zweite Strophe des Kirchenliedes *Tugend ist der Seele Leben* von Johann Samuel Diterich [1721-1797].  
 218,80 möschene Knöpfe] Knöpfe aus Messing; vertrugen sich nicht mit der geforderten Schlichtheit der Kleidung eines Priesters.  
 218,81-95 sieh, ... Werke:] [sic!] Anführungszeichen.  
 219 Wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist.] T: Erstdruck. ED: RH 1814 C3v-C4r (B).  
 219,7 Gefällt er Euch, Sohn Jakobs] [sic!] Anführungszeichen.  
 219,10/11 Was...haben.] [sic!] Anführungszeichen.  
 219,13/14 auch ... habt.] [sic!] Anführungszeichen.  
 219,17 Günzburg] Stadt 20km östl. von Ulm.  
 219,17 kosher] untadelig, rein.  
 219,17-20 Herr, ... mir,] [sic!] Anführungszeichen.  
 219,22-26 Wenn ... den.] [sic!] Anführungszeichen.  
 219,28 hispanischen Rohr] Stock aus dem Stamm der ostindischen Rohrpalme.  
 219,48 Jekefsen] Jakobssohn.
- 220 Die nasse Schlittenfahrt.] T: Erstdruck. ED: RH C4r-C4v (B).  
 220,4/5 rekommandiren] empfehlen.  
 220,10 der Wein lag ihm nie überzwerch] Vgl. Anm. 181,3.  
 220,13 Bettglocken] Betglocken. Vgl. Anm. 34,94.  
 220,18 Sankt Johannes] Der heilige Apostel Johannes soll einmal vergifteten Wein getrunken haben ohne Schaden daran zu nehmen. Daher galt ihm oft der Abschiedstrunk.  
 220,22-25 Gevatter, ... könnt.] [sic!] Anführungszeichen.  
 220,22 Gevatter] hier: Freund.  
 220,23 kommod] bequem.  
 220,24/25 Gevatter, ... könnt.] [sic!] Anführungszeichen.  
 220,32/33 Woher ... herabläuft?] [sic!] Anführungszeichen.
- 221 Der Bauersmann und der Visitor.] T: Erstdruck. ED: RH 1814 C4v (B).  
 221,1 Visitor] Zöllner.  
 221,5/6 visitirt] untersuchen.  
 221,12 Haber] Hafer.  
 221,24 Präzeptor] Lehrer; dass der Vikar schwitzte wie ein Präzeptor scheint iron. zu sein.  
 221,34/35 Es ist ... habt.] [sic!] Anführungszeichen.
- 222 Dankbarkeit.] T: Erstdruck. ED: RH 1814 D1r (B).  
 222,2 See-Schlacht von Trafalgar] Vgl. Anm. 32,25/26.  
 222,12 attrapiren] fangen.



- 223 Tod vor Schrecken.] T: Erstdruck. ED: RH 1814 D1r (B).  
 223,2 Brassenheim] Vgl. Anm. 125,49.  
 223,9 ich vergelstere dich] ich erschrecke dich.  
 223,11-13 Herr Landchirurgus ... mirs.] [sic!] Anführungszeichen.  
 223,15 Rechen] Gitter im Fluß- oder Bachlauf vor Mühlen das verhindert, dass Treibstücke das Mühlrad beschädigen.  
 223,25/26 und ... wollte:] [sic!] Anführungszeichen.
- 224 Franziska. (Mit einer Abbildung.)] T: RH 1814 D1v-D3r (B). ED: MB 13.11.1813 (B).  
 Quelle *Franziska, oder der Lohn der Redlichkeit. Eine wahre Anekdote.* aus dem *Freyburger Wochenblatt* [5.12.1812, S.832-834]. Rahmenhandlung zwischen Franziska und ihrem Bruder ist Hebels eigene Zutat.  
 224,5 Hiskias] Hebel nimmt mit der Erwähnung Hiskias den Ausgang der Erzählung vorweg; denn in Jes. 38,12 spricht Hiskias während einer schweren Krankheit:  
 Ich reiße mein Leben ab wie ein Weber; er bricht mich ab wie einen dünnen Faden; du machst's mit mir ein Ende den Tag vor Abend  
 um aber in der in Demut ertragenen Not die Hilfe Gottes zu erfahren, denn Siehe, um Trost war mir sehr bange. Du aber hast dich meiner Seele herzlich angenommen, dass sie nicht verdürbe; denn du wirfst alle meine Sünden hinter dich zurück.  
 224,10 Thürfalle] Türklinke.  
 224,26 Seeschlacht bei Doggersbank] Schlacht im holländisch-englischen Krieg 1781.  
 224,74 Die Rose] [sic!] Anführungszeichen.  
 224,80 Verspruch] Verlobung.  
 224,85/86 Wenn wir in höchsten Nöthen seyn] die hier genannten Kirchenlieder haben alle die Erlösung aus der Not zum Thema.
- 225 Der böse Winter.] T: Erstdruck. ED: RH 1814.  
 Vorlage *Strenger Winter im Jahr 1740* aus dem *Freyburger Wochenblatt* [Nr. 9 30.01.1813, S. 67].  
 225,6 Eliä] Elia kündigt in 1. Kön. 17,1 eine Zeit der Dürre an.  
 225,9 Smolensko] russische Hauptstadt des Departements am oberen Dnjepr.  
 225,9 Borysthenes] [altgriech.] Dnjepr.  
 225,28 Machet sie euch unterthan] 1. Mose,28.
- 226 Hochzeit auf der Schildwache.] T: Erstdruck. ED: RH 1814 D3v-D4r (B).  
 226,12 Musquetier] bewaffneter Fußsoldat.  
 226,14 Kamaschenknopf] Die Gamasche, der Reitstrumpf, war zuletzt nur noch beim Militär in Gebrauch; Synonym für militärische Zucht.  
 226,19/20 spanische Nudeln] Stock aus dem Stamm der ostindischen Rohrpalme.  
 226,41 permittiert] erlaubt.

226,46/47 Borstdorfer Äpflein] Fruchtsorte mit langen haltbaren und kleinen Früchten.

227 Das Seewunder.] T: Erstdruck. ED: RH 1814 D4r (B).

227,2 Greif] sagemumwitterter Vogel mit Löwenkörper und Adlerkopf; badisches Wappentier.

227,2 Basilisken] Vgl. Anm. 5,118.

227,7 rothlecht] rötlich.

227,30 Floßfedern] Flossen.

228 Der gläserne Jude.] T: Erstdruck. ED: RH 1814 D4r-D4v (B).

228,4 Nausel] Nathan.

228,5 kapores] verloren sein.

228,5 Doved] David.

228,6 Sabel] [sic!] Säbel.

228,13 Sabel] [sic!] Säbel.

228,15/16 Ich ... weniger,] [sic!] Anführungszeichen.

228,21/22 Gottes ... werden.] [sic!] Anführungszeichen.

229 Einer oder der andere.] T: Erstdruck. ED: RH 1814 D4v-E1r (B).

Vorlage aus *Vademecum* [II, 42].

229, 3 König Heinrich der Vierte] Henri IV. [1553-1610].

229,29 meinen Ludwig] Henri IV., Sohn Ludwig XIII. [1601-1643].

230 Die Probe.] T: Erstdruck. ED: RH 1814 E1r-E1v (B).

230,3 Hatschiere] Stadtknecht, Häscher.

230,14 Bandelier] Wehrgehänge; Halfter für Degen oder Seitengewehr.

230,18 Bouteille] Flasche.

230,18/19 wir müssen ... kennen lernt] [sic!] Anführungszeichen.

230,39 probat] verlässlich.

230,46/47 von dem Adjunkt, der jetzt in Dresden ist] Kölle war 1812 der württembergischen Gesandtschaft in Dresden als Sekretär zugeteilt worden.

230,48 geflügelter Knabe] Amor.

231 Die Besatzung von Oggersheim .(Mit einer Abbildung.)] T: Erstdruck. ED: RH 1814 E1v-E2r (B).

231,3/4 Spaniolen] Spanier.

231,8-10 Wenn ... hineinkomme] [sic!] Anführungszeichen.

231,11-13 der Weg bleibe da.] [sic!] Anführungszeichen.

231,23 Akkordirt!] Einverstanden!

231,34 Profos] Vgl. Anm. 129,53.

231,42 Gevattermann] guter Freund, hier: Taufpate.

232 Die Schlafkameraden.] T: Erstdruck. ED: RH 1814 E2v-E3r (B).

- 232,3 Brassenheim] erfundener Ortsname.  
 232,6 Bouteille] Flasche.  
 232,25 Bravo, sagte er, wackerer Seminarist!] [sic!] Anführungszeichen.  
 232,26 soll leben der wackere Seeminister] [sic!] Anführungszeichen.  
 232,26 Liberei] Livrée.  
 232,27 Meriten] Verdienste.  
 232,52 Wirf ... Hülfe.] [sic!] Anführungszeichen.  
 232,34 verriechen] verdunsten.  
 232, 40 Backensteinkäs] Limburger Käse.  
 232,51 Habung] Halt.

- 233 Der Herr Wunderlich.] T: Erstdruck. ED: RH 1814 E3r-E4r (B).  
 233,5-8 Fahrt ... Jakob Wunderlich.] [sic!] Anführungszeichen.  
 233,12 Saueressen] Art von Gulasch aus gekochten Innereien.  
 233,14-24 Drum ... Majorsrang.] [sic!] Anführungszeichen.  
 233,17/18 Feldschlangen] Geschützart.  
 233,31/32 Nein, ... Numero 916.] [sic!] Anführungszeichen.  
 233,34/35 Die Bürschlein, ... weht.] [sic!] Anführungszeichen.  
 233,36/37 wolltet ... so und so.] [sic!] Anführungszeichen.

233,41 der schlagts euch auf] heidnischer Brauch; durch blindes Aufschlagen einer Stelle bei Homer und Vergil die Zukunft vorauszusagen [Sortes Homeri, Sortes Virgilianae] wurde im Christentum auf die Bibel übertragen [Sortes Evangelicae, Sortes Apostolorum].

234 Merkwürdiges Rechnungsexempel aus der Regula Societatis.] T: Erstdruck. ED: RH 1814 E4r (B).

234,1 Regula Societatis] Gesellschaftsrechnung; mittels Dreisatz werden Gewinn oder Verlust der Anteilseigner einer Gesellschaft errechnet.

234,15 Urthelsspruch] [sic!] Urtheilsspruch.

235 Des Dieben Antwort.] T: Erstdruck. ED: RH 1814 E4r (B).

236 Die Waizenblüthe.] T: Erstdruck. ED: RH 1814 E4r-E4v (B).

236,8 Gevatter] Kamerad, Freund.

237 Veronika Hakmann. (Mit einer Abbildung.)] T. Erstdruck. ED: RH 1814 E4v (B).

237,3 die Geschichte von jenen zehn frommen alten Dienstboten] Vgl. 210 *Die Treue und ihr Dank. (Mit einer Abbildung.)*

237,10 Kurfürst Karl Theodor] Karl Theodor IV. [1724-1799]; 1743 Kurfürst der Pfalz, ab 1777 Kurfürst von Pfalzbayern.

237,14 Hubertsburger Frieden] Ende des siebenjährigen Krieges durch den Hubertsburger Frieden am 15. Februar 1763.

237,16 Frieden von Amiens] Ende des 2. Koalitionskrieges zwischen England und Frankreich [27.03.1802].

237,20 gib mir dein Kind ein wenig] [sic!] Anführungszeichen.

237,29/30 Gott ... habt.] [sic!] Anführungszeichen.

238 Morgengespräch des Hausfreunds und seines Adjunkts.] T: Erstdruck. ED: RH 1814 E4v-F2v (B).

238,4/5 ob er auch wieder da sey;] Vgl. Anm. 230,46/47.

238,5 Seefeld] Dorf, 10km von Mühlheim.

238,7 du machest fröhlich alles, ...] Ps. 65,9.

238,10-12 das ist ... selber.] [sic!] Anführungszeichen.

238,15-19 daß man ... euch.] [sic!] Anführungszeichen.

238,25 Was versteht ihr darunter?] [sic!] Anführungszeichen.

238,30 Aller Augen warten auf dich] Ps. 145,15.

238,36 Zeddel] Längsfäden eines Gewebes.

238,41 Brechräthsel] auch Scharaden genannte Rätsel, die ihre gesuchten Worte in mehrere, einzeln zu lösende Unterrätsel zerlegt haben. Beliebtes Gesellschaftsspiel; hier ein Beispiel von Hebel selbst:

Ich bin der Elephanten Stolz,

Bald Knochen, bald auch Eisen oder Holz.

Die Erste nämlich. - Das Zweite wird ein Logogryph

Und liegt ein wenig tief.

Es ist Stillschweigen gebietender Laut,

Verbunden mit dem was der Chemiker schaut,

Wenn's als Metallerde sich präcipitirt.

Das Ganze man in einem Etui führt.

(Auflösung: Zahnstocher – Zahn-st-Ocker)

238,41 ja Standreden in euern Kalender] Vgl. 4 *Über die Verbreitung der Pflanzen.*, 175 *Des Adjunkts Standrede über das neue Maß und Gewicht.*

238,43-45 hier ist davon.] [sic!] Anführungszeichen.

238,43 Maultrommel] Zupfinstrument.

238,44 drucken lassen, in Reutlingen] Reutlingen war ein bekannter Druckort für Schriften und Flugblätter.

238,59 Süßer Christ, ...] Beginn von Justus Siebers [1628-1695]; Bearbeitung des Liedes Jesulein, Du bist mein:

Süßer Christ

Du, du bist

Meine Wonne

Du bist meines Herzens Lust

Dich trage ich an meiner Brust

O du schöne Herzen-Sonne.

238,62 Zehndscheuer] Scheune, in der das Getreide aufbewahrt wurde, das dem Zehnherrn als Naturalgabe zustand.

239 Weltbegebenheiten.] T: Erstdruck. ED: RH 1814 F2r-F2v (B).

Die Erzählung handelt vom Russlandfeldzug Napoleons im Jahre 1812; Reaktion Napoleons auf die verbesserten Beziehungen zwischen England und Rußland, die die von ihm instruierte Kontinentalsperre Englands zu unterlaufen drohte.

239,6 Illyrien] Triest, Istrien, Fiume, Krain und Görz bildeten mit Teilen Kroatiens und Dalmatiens von 1809-1814 die Illyrischen Provinzen des französischen Kaiserreiches.

239,18 uneins größte Stadt der Welt] die zweitgrößte Stadt.

239,20 Um den Kreml herum] die erwähnten Hauptteile liegen am linken Ufer der Moskwa; sie wurden bei ihrer Entstehung mit Wällen und Mauern umgeben, die beim Bau der nächsten Vorstadt dann jeweils niedergerissen wurden.

239,47 Benoni] Rahels Sohn Benoni oder Benjamin, bei dessen Geburt sie starb. Vgl. 1. Mose 35,18.

240 Der Friedensstifter.] T: Erstdruck. ED: RH 1814 F2v (B).

240,4 honett] ehrbar, anständig.

240,10 dupften] anstoßen.

240,19 explizirt] eigene Auffassung darlegen.

240,24/25 Ihr ... sind.] [sic!] Anführungszeichen.

240,25 Charten] Karten.

241 Fortgesetzte Erklärung der Zeittafel. Die Allemannen am Rheinstrom.] T: Erstdruck. ED: RH 1814 F2v-F4r (B).

Hebel verarbeitet hier, bis zum Bericht der Ermordung des Vitigab, in sehr geraffter Form die *Res gestae* des römischen Historikers Ammianus Marcellinus [330-393].

241,17 Sträublein] Schmalzgebäck.

241,20 Schafhausen] Schaffhausen.

241,20/21 Belchen] zweit höchster Berg im Schwarzwald [1414m]; trennt Münster und Wiesental.

241,26/27 spannen meist wenig Seide] [redensartl.] machten meist keinen Gewinn.

241,49 Thumeringen] Tumringen; Stadtteil von Lörrach.

241,53 Uri, Ursiz] [lat.] Urius, Ursicinus; die beschriebene Schlacht fand im Jahr 357 bei Straßburg statt.

241,64/65 Mägdlein von Doneschingen] Der römische Rhetoriklehrer Decimus Magnus Ausonius [um 310-393] erhielt als Kriegsbeute eine junge Alemannin, Bissula, die er in mehreren Gedichten besang.

241,86 Saustrom] Save.

241,93 Augst] Kaiseraugst, 10km von Basel.

241,95 Chalons] wahrscheinlich das heutige Chalon-sur-Saône.

241,109 bei Zülpich] Ort und Jahr der Schlacht sind umstritten.

241,114/115 König Chlodewig] Chlodwig [um 466-511], aus der Dynastie der Metrowinger.

241,118/119 du, ... lassen.] [sic!] Anführungszeichen.

242 Fortsetzung der Weltbegebenheiten.] T: Erstdruck. ED: RH 1814 F4r-F4v (B).

Hebel schildert den Frühjahrsfeldzug von 1813. Wegen des frühen Redaktionsschlusses konnten die Ereignisse über die Aufkündigung des russisch-preußischen Waffenstillstandes hinaus, keinen Eingang mehr finden.

242,19/20 die schöne Elbbrücke gesprengt] Am 19. März 1813 wurde auf Befehl von Marschall Davout ein Pfeiler und zwei Bogen der Brücke gesprengt; die russischen Truppen besetzten jedoch am 22. März Dresden, als Davout abzog.

242,25/26 mit dem Pabst Eintracht abgeschlossen,] das bald widerrufene Konkordat von Fontainebleau 1813.

242,95 Vom 4. Juni an war Waffenstillstand] Napoleon hatte Metternichs Angebot, während eines Waffenstillstand Friedensverhandlungen zu ermöglichen dazu benutzt, sein eigenes Heer wieder aufzubauen, da die Friedensbedingungen seiner Gegner für ihn unzumutbar waren; sie forderten die Herausgabe aller eroberten Gebiete außerhalb der frz. und ital. Grenze.

243 Der Rheinische Hausfreund an einen unsichtbaren Correspondenten.] T: Erstdruck. ED: RH 1814 F4v (B).

Es war durchaus üblich geworden, dass Personen eigene Streiche oder lustige Anekdoten an die Kalendermacher der damaligen Zeit schickten, die manchmal im darauf folgenden Jahrgang veröffentlicht wurden. Hebel gab dieser Art der Veröffentlichung während seiner Redaktionszeit jedoch nicht nach.

243,7 700,000] starke Übertreibung Hebels; zu besten Zeiten erreichte der Kalender eine Auflage von ca. 40.000 verkauften Exemplaren.

Der Rheinländische Hausfreund oder Neuer Calender auf das Jahr 1815 mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen] Der Kalender gliedert sich in fünf Teile mit 55 Seiten: 1. Titelvignette [1; A1r] 2. Herrscherhaus [1; A1v] 3. Kalendarium Karlsruher Kalender [14; A2r-B4v]: Monatskalender [A2r-B3v], Kalender der Juden [B4r], Neue vaterländische Zeitrechnung auf das Jahr 1815 [B4r-B4v], Astronomische Kalender-Praktik auf das Jahr 1813 [B4v], Von den Hauptplaneten des Jahrs [B4v]. 4. Den Leseteil [32; C1r-F4v] 5. Verzeichnisse [7; G1r-G4r]: Alphabetisches Verzeichnis der gewöhnlichen Messen, Vieh- und Krämer-Märkte [G1r-G4v]

244 Fortgesetzte Betrachtung über das Weltgebäude.] T: Erstdruck. ED: RH 1815 C1r-C2v (Passagen schon in RH 1808 C2r-C3r) (A). Mit einigen Veränderungen *Die Planeten* SK.

Hebel setzt hier den Artikel von 1808 [Vgl. 34 *Betrachtungen über das Weltgebäude*], mit einigen kleinen Abweichungen und dem Einschub über die Planeten als Jahresregenten ein.

244,60/61 abwechselnd von den Planeten regiert werden] Nach verschiedenen Methoden wurde für jedes Jahr ein bestimmter Planet als Regent errechnet, von dem man annahm, dass er Witterung, politische Ereignisse, etc. bestimme.

244,62/63 daß je nach sieben Jahren manches wieder so kommt, wie es sieben Jahre früher war.] die *Fortgesetzten Betrachtungen über das Weltgebäude*.

244,99 Betglocken] Vgl. Anm. 34,94.

245 Glück und Unglück.] T: Erstdruck. ED: RH 1815 C2v (B).

245,7 wohlfeil] billig.

246 Wein und Fruchtschlag.] T: Erstdruck. ED: RH 1815 C2v-C3v (B).

246,1 Fruchtschlag] Schlag steht hier für den Kurs oder den gewöhnlichen Preis des Getreides.; der Ausdruck kommt durch den mit Handschlag besiegelten Preis, bzw. die Einigung von An- und Verkauf eines Gutes auf dem Markt.

246,5 Frucht] Getreide.

246,6 Bäbele] Kosenname für Bärbel oder Babette.

246,12/13 In solchen ... Freude.] [sic!] Anführungszeichen.

246,14 Gufe] Stecknadel.

246,26 Provisor] Hilfs- oder Unterlehrer.

246,33 Kernen] Korn; hier: Dinkel.

246,72 Haber] Hafer.

246,79 Hauptplanet] Vgl. Anm. 244,60/61.

246,90 Hofstatt] Baugrundstück.

246,92 Mittelmann] Person aus dem Mittelstand.

246,97 ägyptische Pest] die ägyptische, oder auch abendländische Pest ist die auch heutzutage noch als Pest bekannte Krankheit.

246,101 wohlfeil] billig.

246,102 türkisch Garn] Angorawolle.

246,105 das thut gut eine kurze Zeit.] [sic!] Anführungszeichen.

246,116 Zwilchrock] Rock aus derbem Leinen- oder Baumwollstoff.

246,117 zum wenigsten von Komposition] zumindest aus einer Metallegierung.

247 Verlohren oder gefunden.] T: Erstdruck. ED: RH 1815 C3v-C4r (B).

247,2 Trudenbach] erfundener Ortsname.

247,2/3 Kaläschlein] leichter, offener Wagen.

247,3 Brassenhaimer Fruchtmarkt] Brassenheim: erfundener Ortsname; Fruchtmarkt: Obst- und Gemüsemarkt.

247,15 kurios] seltsam, verwundert.

247,17-19 Jetzt ... gefunden.] [sic!] Anführungszeichen.

248 Nützliche Lehren.] T: Erstdruck. ED: RH 1815 C4r (B).

248,4 selbänder] zu zweit.

248,8 probat] verlässlich, bewährt.

249 List gegen List.] T: Erstdruck. ED: RH 1815 C4r-D1r (B).

Vorlage aus *Vademecum* [IX, 201].

249,8/9 bringen ... Empfang.] [sic!] Anführungszeichen.

249,15 lieber guter Goldschmied] [sic!] Anführungszeichen.

249,23 einsechtige Schnallen] einzelne Schnallen.

249,23 Goldschmied,] [sic!] Anführungszeichen.

249,53 verwilligte] bewilligen, erlauben.

249,53 honetten] ehrbar.

249,54 kann ... thun.] [sic!] Anführungszeichen.

249,71 Hatschiere] Hascher, Stadtknechte.

249,76-78 so weiß ... könnte,] [sic!] Anführungszeichen.

250 Hülfe in der Noth.] T: Erstdruck. ED: RH 1815 D1r-D2r (B).

250,5 Brassenheim] erfundener Ortsname.

250,12/13 über den Löffel halbiren] betrügen.

250,15 Kaputrock] Mantel mit Kapuze.

250,17 Abtritt] Abort.

250,35-38 Einer ... drin.] [sic!] Anführungszeichen.

250,40/41 kurios] eigenartig.

250,40-42 Stellt ... Gespenst.] [sic!] Anführungszeichen.

250,43-47 mit dem ... kann.] [sic!] Anführungszeichen.

250,51 Katharinentag] 25. November.

250,52 Oberwaldsheim] erfundener Ortsname.

250,65 Chirurgus] Barbieri führten auch kleinere Operationen durch.

250,71-73 ich ... geholfen?] [sic!] Anführungszeichen.

250,72 vexieren] foppen; veräppeln.

250,81/82 so ein ... Haushaltung.] [sic!] Anführungszeichen.

251 Der Bock.] T: Erstdruck. ED: RH 1815 D2r-D2v (B).

251,3/4 fremde wunderschöne Frau] Anspielung auf Henriette Hendel-Schütz [Vgl. Anm. 137,90/91], die sich in ihren Attitüden in die heidnische Prinzessin Medea zu verwandeln pflegte.

251,5 Haber] Hafer.

251,6 Kandern] Ort, ca. 10km von Schliengen entfernt.

251,7 Rang] Wegbiegung.

251,13-15 habt ihr ... schuldig?] [sic!] Anführungszeichen.

251,21 zur kalten Herberge] Hof bei Tannenkirch.

251,31 Freiburg im Üchtland] Freiburg [Fribourg], in der westl. Schweiz.

251,31 “] [sic!] Anführungszeichen.

252 Brasseneimer Siegesnachrichten vom Jahr 1813.] T: Erstdruck. ED: RH 1815 D2v (B).

252,1 Brassenheim] erfundener Ortsname.

252,2 Krieg in Sachsen] Vgl. 254 *Weltbegebenheiten*.



252,7 heuer] dieses Jahr.

252,21 Viktoria! Viktoria!] [sic!] Anführungszeichen.

252,23 Viktoria! Viktoria!] [sic!] Anführungszeichen.

253 Willige Rechtspflege.] T: Erstdruck. ED: RH 1815 D2v (B).

254 Weltbegebenheiten.] T: Erstdruck. ED: RH 1815 D2v-D4r (B).

254,6 Schleisen] Fussel.

254,10 Kokarde] Bandschleife, in Form einer Rosette; wird am Hut getragen.

254,17 1813] Jahresangabe bezieht sich nicht auf den Kalender, sondern auf das Datum der Weltbegebenheiten,

254,24 General Moreau] Jean Victor Moreau [1763-1813].

254,35 Gen. Vandamme] General Dominique Joseph René Vandamme [1770-1830].

254,36/37 der Kronprinz von Schweden fand...] Schlacht von Dennewitz [06.09.1813]; der Kronprinz von Schweden verhinderte den Marsch nach Berlin, woraufhin sich Napoleon auf Leipzig konzentrierte.

254,40 Großherzog von Frankfurt] Karl von Dalberg; floh nach der Schlacht von Leipzig endgültig aus dem Großherzogtum.

254,41 scheelte] schälte.

254,43 General Wrede] Karl Philipp Wrede[1767-1838].

254,51 Fürst Schwarzenberg] Karl Philipp Fürst von Schwarzenberg [1771-1820]; in den Befreiungskriegen Oberbefehlshaber der Alliierten.

254,51 General Blücher] Gebhard Leberrecht von Blücher [1742-1819].

254,60 Viktoria geläutet] Vgl. 252 *Brassenheimer Siegesnachrichten vom Jahr 1813*.

254,69 Abweiser] ein in den Strom gebauter Wall, der das Untergraben des Ufers verhindern sollte.

254,71 Orgeluhr] Drehorgel.

254,87/88 Abschiedsmahl bei Hanau] der Sieg bei Hanau [30.10.1813] machte für Napoleon den Weg über Frankfurt und Mainz nach Frankreich frei.

254,90 Hochheim] Ort 10km östl. von Mainz.

254,107 sondern ... Frankreich,] [sic!] Anführungszeichen.

254,116 dem guten rheinländischen Leser selber bis ins Haus] in Karlsruhe wurden zahlreiche russische Truppen einquartiert.

255 Wunderlichkeit.] T: Erstdruck. ED: RH 1815 D4r-D4v (B).

255,23 zukommen] herankommen.

256 Der fromme Rath. (Mit einer Abbildung.)] T: Erstdruck. ED: RH 1815D4v (B).

Gegen diese Geschichte wurde vom Generalvikariat in Konstanz und vom päpstlichen Nuntius in Luzern Beschwerde eingelegt. Ein Großteil der Auflage wurde im Oktober 1814 beschlagnahmt, die Erzählung samt Illustration entfernt. Das Karlsruhe

her Lyzeum hatte die Kosten des Umdrucks von zweimal 40.000 Blättern, insgesamt 300 Gulden, zu übernehmen, woraufhin sich Hebel von der Redaktion des Kalenders zurückzog. Daher sind im Kalender 1816 nur noch zwei Beiträge von ihm zu finden, die wahrscheinlich schon im Voraus niedergeschrieben worden waren.

257 Ein Hausmittel.] T: Erstdruck. ED: RH 1815 D4v-E1v (B).  
257,15 Brassenheim] erfundener Ortsname.

258 Zwei Weissagungen.] T: Erstdruck. ED: RH 1815E1v-E2r (B).  
258,6 Poniatovsky] Joseph Anton Onjatowski [11762-1813].  
258,15 von den drei Adlern zernichtet] die drei Wappenvögel von Rußland, Preußen und Österreich; hier: die polnischen Teilungen von 1772, 1793 und 1795.  
258,48 “] [sic!] Anführungszeichen.  
258,49/50 daß ich ... Deliquent.] [sic!] Anführungszeichen.  
258,71 Musketier] bewaffneter Fußsoldat.

259 Eine seltsame jedoch wahrhafte Geschichte. (Mit einer Abbildung.)] T: Erstdruck. ED: RH 1815 E2r-E2v (B).  
259,5 heilige Nepomuk] Vgl. Anm. 28,10.  
259,12 Bugg] Biegung.  
259,15 Kammhaar] Mähne.  
259,34 Habung] Halt.  
259,45/46 Reputation] Ansehen, Ruf.  
259,53/54 Er hat seinen Engeln über dir Befehl gethan, ...] Ps. 91,11f.

260 Gleiches mit Gleichem.] T: Erstdruck. ED: RH 1815 E3v-E4r (B).  
260,2 Trudenbach] erfundener Ortsname-  
260,3 Zwerchsack] über die Schulter zu tragender Doppelsack.  
260,3 Brassenheim] erfundener Ortsname.  
260,3 Nausel] Nathan.  
260,5 Haber] Hafer.  
260,18 Gallech] Pfaffe.  
260,20/21 Ich weiß ... kann,] [sic!] Anführungszeichen.  
260,22 Metzsig] Schlachtereier.  
260,27 Parchent] dichter gewobener Stoff aus Baumwolle oder Leinen.  
260,28 Geldgurt] hohler Gürtel, der als Börse dient.  
260,32 jauker] [jidd.] teuer.  
260,32/33 Zwanzig ... Siebenzehn!] [sic!] Anführungszeichen.  
260,41 Dechant] Dekan.  
260,49-51 Er wird ... verlohren?] [sic!] Anführungszeichen.

261 Reise nach Paris. Zweite Station.] T: Erstdruck. ED: RH 1815 E4r-F1r (B).  
Fortsetzung von 254 *Weltbegebenheiten*.  
261,10 Wirtenberger] Württemberger.

- 261,19 Schaffhausen] Schaffhausen.
- 261,25 General Vorwärts] Blüchers Beiname, wegen seinem energischen Vorgehen bei der Schlacht von Leipzig.
- 261,27 Jenner] Januar.
- 261,33 König von Neapel, Prinz Murat] Joachim Murat; Napoleons Schwager.
- 261,36 losgescheelten] losgeschälten-
- 261,37/38 daß ein jeglicher zu seinem Volk umkehren, und ein jeglicher in sein Land fliehen wird.] Jes. 13,14.
- 261,50 watz] mutig, ungestüm.
- 261,59/60 bei Brienne und Rothier] Napoleon hatte in diesen Orten der Armee Blüchers energischen Widerstand geleistet, jedoch musste er am 1. Februar der Armee Schwarzenbergs weichen.
- 261,65 wo die Obsthändlerin wohnt] Vgl. 98 *Kaysers Napoleon und die Obstfrau in Brienne*.
- 261,68/69 seltsame Märsche und Stellungen] Die alliierten Truppen teilten sich absichtsvoll auf, so dass Napoleon jeweils nur einen Gegner bekämpfen konnte; die anderen Einheiten marschierten weiter in Richtung Paris.
- 261,73 Better] Betten.
- 261,83/84 Marschall Marmont] Auguste de Marmont [1774-1852] übergab letztlich Paris den Alliierten; eine Tat, die Napoleon niemals verzieh.
- 261,103 Tannenkircher] Tannenkirch; heute ein Stadtteil Kanderns.
- 261,103 Herr Stephan] Stephan Schönin; Knecht von Tobias Günttert Weil; einem Freund Hebels. Als Schönin 1813 einrücken musste kümmerte sich Hebel während dessen Ausbildungszeit in Karlsruhe um ihn.
- 262 Reise nach Paris. Dritter Theil. Aufenthalt und Ende.] T: Erstdruck. ED: RH 1815 F1r-F1v (B).
- 262,14 Perpendikel] Pendel einer Uhr.
- 262,70 Illyrien] Vgl. Anm. 239,6.
- 262,81 Jenners] Januars.
- 263 Einer Schildwache lächerlicher Irrthum.] T: Erstdruck. ED: RH 1815 F1v-F2r (B).
- 263,2 daß ein Stern schieße] Sternschnuppe.
- 263,8 Betrachtung über das Weltgebäude] Vgl. Erzählungen 34, 75, 108, 138, 164, 216, 244, 274, 308.
- 263,12 Zito] schnell.
- 263,12 Zito, Zito, durch das Land.] [sic!] Anführungszeichen.
- 263,21 Heiden Gallee] verwunderter Ausruf; entstanden durch Heidengalleere.
- 263,23 Sperlig] Sperling.
- 263,23/24 der kommt nimmer.] [sic!] Anführungszeichen.
- 264 Geschwinde Fertigung.] T: Erstdruck. ED: RH 1815 F2r (B).
- 264,4 zum Vexierren] zum Foppen.

- 264,5/6 das Schaf ... leinener.] [sic!] Anführungszeichen.  
 264,17 gewollt] verfilzt.  
 264,17 Baumöhl] Olivenöl.  
 264,19 Krempelmaschine] auf dieser Maschine wurde die Wolle mit sehr groben Kämmen in Fasern zerissen.  
 264,23 Zeddel] meist Zettel; hier: die längslaufenden Garnfäden, auch als Kette bezeichnet; die Quersfäden heißen Schuß.  
 264,26/27 Walkmühle] Mühlwerk; hier wird das frisch gewebte Tuch durch Hämmern und Stampfen zusammengefilzt.  
 264,33 Diktum Faktum.] [lat.] Gesagt, getan.
- 265 Der verachtete Rath.] T: Erstdruck. ED: RH 1815 F2r-F2v (B).  
 265,12 Was gilts] [sic!] Anführungszeichen.  
 265,17 Hab ich euch nicht gewarnt,] [sic!] Anführungszeichen.
- 266 Der Thalhauser Galgen. (Mit einer Abbildung.)] T: Erstdruck. ED: RH 1815 F2v-F3v (B).  
 266,1 Thalhauser] Thalhausen, Gillmannshofen und Neuhausen sind erfundene Ortsnamen  
 266,42 bis es nimmer so arg schüttet.] [sic!] Anführungszeichen.  
 266,43 Standrede] kurze Rede die im Stehen gehalten wird; meist steht das Publikum ebenfalls.
- 267 Der Schneider von Pensa.] T: Erstdruck. ED: RH 1815 F3v-F4v.  
 267,1 Pensa] damalige Hauptstadt des gleichnamigen russischen Governements; etwa 600km südl. von Moskau.  
 267,20 melirt] gemischt.  
 267,31 Franz Anton Egetmaier] [geb. 1760 in Bretten; gest. 1818] nahm 1812 16 badische Kriegsgefangene auf, die bis Ende 1813 bei ihm blieben. Im Jahre 1814 wurde er, auf Antrag der Zurückgekehrten, vom badischen Großherzog mit der großen goldenen Verdienstmedaille ausgezeichnet.  
 267,31 Bretten] badische Stadt im Kraichgau; etwa 25km östl. von Karlsruhe.  
 267,63-65 von Mannheim ... Gochsheim] [sic!] Anführungszeichen.  
 267,65 Gochsheim] Ort nördl. von Bretten.  
 267,68 wie Joseph in Egypten] Vgl. 1, Mose 45,3f.  
 267,81 Hemder] Hemden.  
 267,96 “] [sic!] Anführungszeichen.  
 267,128/129 Verkaufe was du hast ...] Vgl. Lk. 18,27.  
 267,129 weit oben rechts] Vgl. Mt. 25, 31-33.  
 267,141 Bialystock] Stadt in der Nähe der russisch-polnischen Grenze.
- 268 Irrthum.] T: Erstdruck. ED: RH 1815 F4v (B).  
 268,3 die er zwar nicht selber gemacht hat] Bearbeitung von Lessings Gedicht Die blaue Hand:

Ein Richter war, der sah nicht wohl.  
 Ein Färber kommt, der schwören soll.  
 Der Färber hebt die blaue Hand;  
 Da ruft der Richter: „Unverstand!  
 Wer schwört im Handschuh? Handschuh aus!“  
 „Nein!“ ruft der Färber, „Brill heraus!“  
 268,3/4 ein blödes Gesicht] schwache Augen.

269 [Bericht]] T: Erstdruck. ED: RH 1815 F4v (B). Ohne Titel RH.

270 Bequeme Schifffarth, wers dafür halten will.] T: Erstdruck. ED: RH 1816 C4v (B).

270,3 Felleisen] Mantelsack; mit einer Eisenstange verschlossene Ledertasche.  
 270,12 laß] träge.

271 Zwei Spracherinnerungen.] T: Erstdruck. ED: RH 1816 C4v-D1r (B).

271,5 Provisor] Hilfslehrer.

271,5 Regel detri] Dreisatzregel.

271,7/8 Lehr' mich das und das.] [sic!] Anführungszeichen.

271,16 anfangen] [bad.] in letzter Zeit, allmählich.

271,17 Saueressen] eine Art Gulasch aus Innereien.

271,23/24 Der Herr Schulmeister ... das Lied bei dem Pfarrer holt] Der Gemein-  
 delehrer war oft auch der Organist bei Gottesdiensten.

271,25 es ist ein schöner Tag.] [sic!] Anführungszeichen.

272 Eine Gerechtigkeit.] T: Erstdruck. ED: RH 1818 C1r-C1v (B).

Das erste Lesestück im Jahrgang 1817 besaß die Überschrift *Die folgenreiche Holzkohle*, eine Erinnerung an Hebels Schulzeit und dessen 'schrecklichen' Lehrer. Fast alles daran ist erfunden. Hebels Erzählung *Eine Gerechtigkeit* ist der Versuch einer Richtigstellung, der das 1817 falsch dargelegte Verhältnis zu seinem Lehrer korrigieren sollte.

272,40/41 Cichorie] Aus den Wurzeln dieser Pflanze wurde seit der Mitte des 17. Jhd. ein Kaffee-Ersatz hergestellt.

Der Rheinländische Hausfreund oder Neuer Calender auf das Jahr 1819 mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen] Der Kalender gliedert sich in fünf Teile mit 54 Seiten: 1. Titelvignette [1; A1r] 2. Kalendarium Karlsruher Kalender [14; A2r-B4v]: Monatskalender [A1r-B3v], Kalender der Juden [B4r], Neue vaterländische Zeitrechnung auf das Jahr 1819 [B4r-B4v], Astronomische Kalender-Praktik auf das Jahr 1819 [B4v], Von dem Hauptplaneten des Jahres [B4v]. 2. Herrscherhaus [1; C1r]. 3. Interessenrechnung [C1v]. 4. Den Leseteil [30; C2r-F4v] 5. Verzeichnisse

[7; G1r-G4v]: Alphabetisches Verzeichnis der gewöhnlichen Messen, Vieh- und Krämer-Märkte [G1r-G4v].

Der Wechsel der Redaktion des *Rheinländischen Hausfreundes* wurde im Kalender selbst nie vermerkt. Wohl ließ Hebel im Jahre 1816 durch Friedrich Karl Schütz folgende Mitteilung in der *Allgemeine Literatur Zeitung* veröffentlichen:

Unterzeichneter sieht sich zu der Erklärung veranlaßt, daß er an der Herausgabe des badischen Landkalenders, genannt der rheinländische Hausfreund, zu welchem er von 1808 bis 1815 die Lesestücke lieferte, keinen Anteil mehr nimmt. Hingegen wird im Lauf des Jahres 1817 der 2te Teil des Schatzkästleins des rheinländischen Hausfreundes herauskommen, [Dieser Band erschien jedoch nie].

Unterdessen wurde Hebel dazu aufgefordert einen neuen württembergischen Kalender herauszugeben, wobei er dieses Angebot nur zögerlich annahm. Schlussendlich zerschlug sich dieses Projekt, wobei das schon erarbeitete Manuskript von Hebel zurückgefordert wurde. Aus den so entstandenen Kalendergeschichten wurde der Kalender für das Jahr 1819 zusammengestellt; daher enthalten diese Erzählungen auch kaum Bezug auf Lokales.

273 Des Hausfreundes Vorrede.] T: Erstdruck. ED: RH 1819E2r-E2v (B).

273,10 nach der unglücklichen Schlacht bey Zulpich] Vgl. 241 *Fortgesetzte Erklärung der Zeittafel. Die Allemannen am Rheinstrom.* und Anm. 241,109.

273,12 böhmische Dörfer] [redensartl.] unbekannt, nicht kennen.

273,29 Haber] Hafer.

273,50 meisterlos] ungefügig, ungezogen.

274 Fortgesetzte Betrachtung über das Weltgebäude.] T: C2v-C4r. ED: RH 1809 C2v-C3v (A). *Die Planeten. Fortsetzung* SK.

Hebel bearbeitet für den Kalender 1819 diese Erzählung neu und veränderte sie in manchen Teilen maßgeblich.

274,2-15 Der Vater ... Abendstern.] [sic!] Anführungszeichen.

274,2-16 Der Vater wollte zuerst ... fahrt ihr jetzt fort!] RH 1809:

Der rheinländische Hausfreund stellt sich seinem Leser gegenüber und fragt: Weist du auch noch, geneigter Leser, wovon im vorigen Artikel über das Weltgebäude ist geredt worden?

Leser: Ja! von den Planeten ist geredt worden.

Hausfreund: Weist du auch noch, was man Planeten nennt?

Leser: Ja! Planeten nennt man eilf Sterne, so mit den andern nicht gleichen Schritt halten, denn sie laufen in großen Kreisen um die Sonne herum, und kommen der eine heut der andere morgen, aber jeder zu seiner Zeit.

Hausfreund: Weist du denn auch noch, welche Planeten sind in der Betrachtung des Weltgebäudes im vorigen Artikel betrachtet worden.

Leser: Ja! der Mercurius ist betrachtet worden, und die Venus, das ist der Abendstern.

Der Hausfreund kann sich nicht genug darüber verwundern, daß der geneigte Leser so wohl begriffen, und es so lange im Kopf behalten hat: und fährt nun also fort

274,12 Glast] Glanz.

274,14 helleuchtende] [sic!] hell leuchtende.

274,18 Beyläufer] Doppelsinn; Gefolgsmann oder Geliebter; hier: Gefolgsmann.

274,30/31 unscheinbar und klein, wenn er weit wegsteht.] RH 1809:

unscheinbar und klein, wenn er weit wegsteht. Merke: Wenn du in diesem Jahr 1809. im Monat April einmal nicht schlafen kannst, und schaust zum Fenster hinaus nach der Gegend des Himmels wo am Tag die Sonne läuft, oder du stehst Schildwache oder bist der Nachtwächter, und siehst auf einmal einen schönen röthlichen Stern, und meynst das sey ein nagelneuer, und so einen habest du noch nie gesehn, das ist der Mars, von dem die Rede ist. Nachher gegen den Sommer kommt er alle Nacht etwas früher, verliert aber immer mehr von seiner Schönheit, weil er wieder höher steigt.

274,34 flätiger] schneller.

274,63 Herschel] Friedrich Wilhelm Herschel [1738-1822]; entdeckte mit selbstkonstruierten Fernrohren im Jahre 1781 den Uranus, 1783 die Eigenbewegung des Sonnensystems; wurde damit zum ‚Vater der Stellarastronomie‘. 1782 wurde er von Georg II. zum Königlichen Hofastronomen ernannt.

274,74 sey.] RH 1809:

sey, und muß ein rechtes Betrübniß gewesen seyn, wenn ein Vater oder eine Mutter auf einem Stück geblieben ist, und die Kinder auf einem andern, und konnten hernach nichts mehr von einander erfahren, und einander durch niemand grüßen lassen.

274,76 Drey davon] Pallas 1802 von Wilhelm Olbers [1758-1840] entdeckt; Juno 1804 von Karl Ludwig Harding [1765-1834]; Vesta 1807 von Wilhelm Olbers; Ceres von Giuseppe Piazzi [1746-1826].

274,80 brabantier Thaler] österreichisch-niederländische Kronentaler mit einem Durchmesser von 40 mm; 1813 vom Großherzogtum Baden übernommen.

274,107 Saturn] Saturn, nemlich 400,000,000 Meilen. Er muß in einem Kreis von 2,514,000,000 Meilen um die Sonne herumgehen RH 1809.

274,109 hundertjähriger Kalender] Vgl. Anm. 34,33.

274,122/123 träfe auch keinen andern,] getilgt RH 1809.

274,128 Erde an.] Erde an, wenn der Constabler vielleicht schon lange gestorben wäre RH 1809.

275 Die Wachtel.] T: Erstdruck. ED: RH 1819 C4r-C4v (B).

275,1 Wachtel] Wachteln wurden, wie Hühner, als zahme Nutztier gehalten.

275,5 Tambour] Trommler.

275,10 Atzungskosten] Verpflegungskosten.

275,13 Wollt ihr sie tod machen, das nicht] [sic!] Anführungszeichen.

275,14-16 Auch das ... alle Morgen.] [sic!] Anführungszeichen.

275,24-28 das undankbare Vieh, ... in der Stadt.] [sic!] Anführungszeichen.

275,36/37 Auch das ... jetzigen.] [sic!] Anführungszeichen.

275,38/39 vor Euer ... fliegen.] [sic!] Anführungszeichen.

275,40 Wohlfeiler] billiger.

276 Der vortheilhafte Roßhandel.] T: Erstdruck. ED: RH 1819 C4v (B).

276,6 chaldäischen Bücher] die Bewohner Babylons wurden im Alten Testament als Chaldäer bezeichnet; da dort jedoch Astronomie und Astrologie ihren Ursprung haben, bezeichnet das Wort chaldäisch auch all jenes, was mit Sterndeuterei und Wahrsagerei zu tun hat.

276,16/17 Na Herr Benedix ... hundertjährigen?) [sic!] Anführungszeichen.

276,17 auf Johanni] bis zum Johannistag, den 24. Juni; Termin für Zins- und andere Zahlungen.

276,26-29 so thut's ... nehmliche.] [sic!] Anführungszeichen.

277 Belehrung über das Wetterglas.] T: Erstdruck. ED: RH 1819 C4v-D2r (B).

277,1 Wetterglas] hier: Barometer; allg. für Thermometer.

277,8 lupfen] heben.

277,14/15 Das Wetter ... unleidlich.] [sic!] Anführungszeichen.

277,66 lindes Brot] weiches Brot.

277,67 Grümmlein] Krumen.

277,96 falliren] versagen.

278 Merkwürdiges Alter.] T: Erstdruck. ED: RH 1819 D2r (B).

278,3 3te Reformationsfest] der dreihundertste Jahrestag von Luthers Thesenanschlag.

278,4/5 Kaiser Josephs des ersten] Joseph I. [1678-1711].

278,12 wenn die Stimme der Mühle] Zit. n. Pred. 12,4f.; diese Stelle erläutert das Altern des Menschen, wobei die Stimme der Mühle die seinige ist, die brüchig und dünn wird. – Hierbei häufig ein Setzfehler in anderen Ausgaben, da in einem Teil der Kalenderausgaben, folgender Wortlaut zu finden ist: „wenn die Stimme der Mutter [...]“.

279 Der Furtwanger in Philippsburg.] T: Erstdruck. ED: RH 1819 D2r-D2v (B).

279,1 Furtwanger] Furtwangen; etwa 30km östl. von Freiburg.

279,2 als der Franzos Sturm lief auf Philippsburg] Philippsburg wurde im polnischen Thronfolgekrieg 1734 von frz. Truppen belagert.

279,5 Rempart] [frz.] Wall.

279,7 Windbüchsen] Luftgewehr.

279,10 Sturmleiter] Leiter, die bei Belagerungen zum Erklimmen von Wällen oder Mauern verwendet wurde.

279,22 Stechgeld] hier: iron.; Geld das dem Hausschlachter für seine Arbeit bezahlt wird.

280 Das Advokaten-Testament.] T: Erstdruck. ED: RH 1819 D2v (B).

Vorlage aus *Vademecum* [I,145].



281 Einer Edelfrau schlaflose Nacht. (Mit einer Abbildung.) T: Erstdruck. ED: RH 1819 D2v-D4r (B).

281,25 Edelhof] Landgut eines Adligen.

281,26 desperates] verzweifelt, schrecklich.

281,35-38 So ist ... kochen!] [sic!] Anführungszeichen.

281,40-43 Wie der Tag anbricht ... kommen.] [sic!] Anführungszeichen.

281,62 Beige] Holzstoß.

281,63 Felleisen] Mantelsack; mit einer Metallstange verschlossene Ledertasche.

281,63 gebütschelt] gewickelt.

281,68-71 Ich will ... gethan habt.] [sic!] Anführungszeichen.

281,81/82 der den Himmel mit der Spanne mißt, und den Staub der Erde mit einem Dreyling] Jes. 40,12.

282 Fortsetzung der vaterländischen Geschichte.] T: Erstdruck. ED: RH 1819 D4r-E1r (B).

282,34/35 Der Wind weht wohin er will] Joh. 3,8.

282,66 heilige Fridolin] zuverlässige Beweise seiner Existenz fehlen; er lebte wohl im 7. Jhd., wahrscheinlich stammte er aus Irland.

282,81 Zungen] andere Ausgaben schreiben ‚Zeugen‘.

282,106 Pipin] Pippin III. [um714-768].

282,121/122 sein Sohn Karl] Karl der Große [747-814].

282,136 welches bis in unsere Tage gedauert hat] erst im Jahre 1806 wurde Franz II. durch Napoleon dazu gezwungen die Kaiserkrone niederzulegen.

283 Erinnerung an die Kriegszeit.] T: Erstdruck. ED: RH 1819 E1r-E1v (B).

283,8/9 Herr Camerad ... gewachsen.] [sic!] Anführungszeichen.

283,9 ihr euch zwicken laßt] die alten, gläubigen Juden entfernten ihr Barthaar mit der Schere.

283,9 kurioser] seltsam, merkwürdig.

283,23 Guguks] Kuckuck.

283,27/28 Euch ist ... Jud?] [sic!] Anführungszeichen.

283,29 Landsmann, ... Krieg.] [sic!] Anführungszeichen.

283,32 Hudeleyen] Plagen, Scherereien.

284 Reise nach Frankfurt. (Mit einer Abbildung.) T: Erstdruck. ED: RH 1819 E1v-E2v (B).

284,2/3 Reichs-Kammergericht zu Wetzlar] Dieses Gericht war 1495 auf Drängen der Reichsstände von Kaiser Maximilian eingeführt worden.; höchste Berufungsinstanz für alle Prozesse.

284,14 Bundestag] ständiges Organ mit Sitz in Frankfurt am Main; 1815 auf dem Wiener Kongress gegründet.

284,21 in den Todtenbeinen] Vgl. Hes. 37,1-7.

284,32-34 O Deutsche ... wissen!] [sic!] Anführungszeichen.

284,34/35 Guter Freund ... Wesen hat] [sic!] Anführungszeichen.

- 284,36-38 O Patriotismus, ... wäre.] [sic!] Anführungszeichen.
- 284,39-42 Guter Freund, ... am Main.] [sic!] Anführungszeichen.
- 284,44-46 Ihr habt ... umgegangen.] [sic!] Anführungszeichen.
- 284,46-50 Das ist ... werde.] [sic!] Anführungszeichen.
- 284,50/51 Ha ... recht?] [sic!] Anführungszeichen.
- 284,51-53 Es ... viel.] [sic!] Anführungszeichen.
- 284,68 General Elliots Zeiten] George August Elliot [1718-1790]; Gouverneur von Gibraltar. Wehrte 1782, im Zuge der amerikanischen Freiheitskriege, einen Angriff der Franzosen und Spanier auf seine Festung ab.
- 284,71 Kunst geht nach Brod.] [sic!] Anführungszeichen.
- 284,73/74 habt ... Zehrgeld?] [sic!] Anführungszeichen.
- 284,74 Atzung] Verköstigung.
- 284,81 Findet ... hier?] [sic!] Anführungszeichen.
- 284,83-85 Wir sind ... eine.] [sic!] Anführungszeichen.
- 284,85 Bundeslade] Schrein aus Akazienholz; Aufbewahrungsort für die Gesetzestafeln von Mose. Die Lade verschwand, als die Israeliten ins babylonische Exil geführt wurden. Der Witz der Frage entzündet sich hierbei wahrscheinlich an der Vorstellung, dass auch die Verfassungsurkunde des Deutschen Bundes eine eigene Bundeslade benötige.
- 284,85/86 Spaß, ... sechzig.] [sic!] Anführungszeichen.
- 284,90 anschiffen] veranstalten, unternehmen.
- 284,92 Standrede] Kurze Rede, die im Stehen gehalten wird; das Publikum steht meist auch.
- 284,93 Es ist ... geworden] [sic!] Anführungszeichen.
- 284,97 Tort] Unrecht.
- 284,102/103 Der ... zerstört.] [sic!] Anführungszeichen.
- 284,110-113 Mit niemand ... mit mir.] [sic!] Anführungszeichen.
- 284,111 Lupft] hebt.
- 284,116-117 An meine ... gewesen.] [sic!] Anführungszeichen.
- 285 Zwey Kriegsgefangene in Bobruisk.] T: Erstdruck. ED: RH 1819 E2v-E3v (B).
- 285,1 Bobruisk] Stadt im russischen Gouvernement Minsk; wurde 1812 vergeblich von Napoleon belagert.
- 285,2 aus dem russischen Feldzug] Vgl. *239 Weltbegebenheiten*.
- 285,33-35 Ich will ... schicken.] [sic!] Anführungszeichen.
- 285,45 Phrao] Kartenspiel bei dem mehrere Gegner gegen die Bank spielen; Betrug war sehr leicht möglich.
- 285,47 das rothe Meer] Anspielung auf die Durchquerung des Roten Meeres; Vgl. 2. Mose 14.
- 285,58/59 ganz vom Saamen] [redensartl.] ohne Geld.
- 286 König Friedrich und sein Nachbar.] T: Erstdruck. ED: RH 1819 E3v-E4r.

François Andrieux [1759-1833] hatte den Stoff seiner Verserzählung *Le meunier de Sans-Souci* schon 1797 bearbeitet.

286,13-15 Ihr begreift, ... Schlößlein?] [sic!] Anführungszeichen.

286,18/19 Gnädigster ... feil.] [sic!] Anführungszeichen.

286,21-23 Wie ich ... ererben.] [sic!] Anführungszeichen.

286,28 Hofgericht in Berlin] waren die erste Instanz bei Zivilklagen der unteren Stände gegen den Adel.

287 Seltene Liebe.] T: Erstdruck. ED: RH 1819 E4r-E4v (B).

287,4 Wahlstadt] Kampfplatz.

287,8 Siegrist] Küster, Messner.

287,21-23 Dein Mann ... können,] [sic!] Anführungszeichen.

287,24/25 Mein Mann ... Erde!] [sic!] Anführungszeichen.

288 Der sinnreiche Bettler.] T: Erstdruck. ED: RH 1819E4v (B).

289 Mahomed.] T: Erstdruck. ED: RH 1819 E4v-F1r.

289,1 Mahomed] Vgl. Anm. 96,42.

289,5/6 das Wunder, ... seyn.] [sic!] Anführungszeichen.

289,30-32 Schick dich ... hinein.] sprichwörtliche Redensart.

290 Die lachenden Jungfrauen. (Mit einer Abbildung.) T: Erstdruck. ED: RH 1819 F1r-F2v (B).

290,2 Saratow] an der Wolga gelegene Hauptstadt des gleichnamigen russischen Gouvernements.

290,4 Pensa] Vgl. 267 *Der Schneider von Pensa*.

290,37/38 sanft ... also,] [sic!] Anführungszeichen.

290,62/63 Ist's ... ankommen?] [sic!] Anführungszeichen.

290,65/67 Werden ... trösten.] [sic!] Anführungszeichen.

290,71-74 sie sind ... erschlagen,] [sic!] Anführungszeichen.

290,109 schangschirte] wechselte.

290,123 Fuchs oder Has] Wirtshausspiel; der Verlierer bezahlt.

291 Der Wettermacher.] T: Erstdruck. ED: RH 1819 F2v-F3r (B).

291,2 Hafensbinder] Topfflicker.

291,5 Zirkelschmidt] Vgl. Anm. 116,1.

291,7/8 Obernezingen] erfundener Ortsname.

291,8-11 Hr. Schulz, ... zurück.] [sic!] Anführungszeichen.

291,12-15 Ey, ... zurück.] [sic!] Anführungszeichen.

291,17 “] [sic!] Anführungszeichen.

291,17-21 Macht ... werden.] [sic!] Anführungszeichen.

291,26-28 hernach ... Sester.] [sic!] Anführungszeichen.

291,28 Das wär nicht veil,] [sic!] Anführungszeichen.

291,29 explizieren] sich ausdrücken.

- 291,43-45 Hier ... ausbricht.] [sic!] Anführungszeichen.
- 292 Misverstand.] T: Erstdruck. ED: RH 1819 F3r (B).  
 292,5-9 Wer ... wieder.] [sic!] Anführungszeichen.  
 292,21-23 Hat jetzt ... thun.] [sic!] Anführungszeichen.  
 292,24 expliciren] sich ausdrücken, seine Meinung darlegen.
- 293 Die Ohrfeige.] T: Erstdruck. ED: RH 1819 F3r (B).
- 294 Der geschlossene Magen.] T: Erstdruck. ED: RH 1819 F3v (B).  
 294,9/10 Männlein, ... sey.] [sic!] Anführungszeichen.  
 294,11/12 Liebes Weiblein, ... Schlüsselloch.] [sic!] Anführungszeichen.
- 295 Ist der Mensch ein wunderliches Geschöpf.] T: Erstdruck. ED: RH 1819 F3v-F4r (B).  
 Vorlage aus *Vademecum* [VIII, 181].  
 295,7/8 Nein,... Wasser.] [sic!] Anführungszeichen.  
 295,11 Es nimmt ihn nicht Wunder] es interessiert ihn nicht.  
 295,14/15 Ja, Sire, erwiderte er, allbereits 75 Jahre.] [sic!] Anführungszeichen.  
 295,15/16 curios] seltsam.  
 295,17-20 Das soll ... gibt?] [sic!] Anführungszeichen.  
 295,40 Caläschlein] leichter, offener Wagen.  
 295,40-43 Was ... willst.] [sic!] Anführungszeichen.  
 295,43/44 Ma foi! ... gerecht.] [sic!] Anführungszeichen.  
 295,44/45 Aber ... Land?] [sic!] Anführungszeichen.  
 295,46/47 Wenns ... inwendig.] [sic!] Anführungszeichen.
- 296 Rechnungs-Exempel.] T: Erstdruck. ED: RH 1819 F4r (B).  
 296,9-12 Soll ich ... haben:] [sic!] Anführungszeichen.  
 296,27 Regula Falsi] Näherungsverfahren zur Lösung einer Gleichung.
- 297 Seines Gleichen.] T: Erstdruck. ED: RH 1819 F4r-F4v (B).  
 297,8-12 Euer Wohlgeboren ... gewesen.] [sic!] Anführungszeichen.  
 297,13 etwas gleich sehen] gut aussehen, etwas darstellen.  
 297,20-22 Ihr ein ... mir?] [sic!] Anführungszeichen.  
 297,22-24 Herr Christlieb, ... Geschicklichkeit.] [sic!] Anführungszeichen.  
 297,26/27 Hör ich ... Kopf, ] [sic!] Anführungszeichen.  
 297,27 lupfen] heben.  
 297,30-34 stellt euch vor, ... Kerl.] [sic!] Anführungszeichen.  
 297,32 Affront] Affront, Beleidigung.
- 298 Das Blendwerk.] T: Erstdruck. ED: RH 1819 F4v (B).  
 298,15 Heubühne] Heuboden.  
 298,20 Regel Detri] Dreisatzrechnung.

298,35 O mein Kopf! o mein Arm, o meine Rippen] [sic!] Anführungszeichen.  
 298,36-39 Habt doch ... anzuthun.] [sic!] Anführungszeichen.

299 Wetter-und Bauern-Regeln.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 A1r-B2v (C); RH 1819 A2r-B3v (C).

Als exemplarisches Beispiel werden hier die Wetter- und Bauernregeln aus Hebels erstem allein verantwortlich-redaktionellen Jahrgang 1808 und im Vergleich aus seinem letzten Jahrgang 1819 abgedruckt. Sicher kann nicht gesagt werden, dass die Textgrundlage aus Hebels Hand stammt. Im Verlaufe der einzelnen Jahrgänge veränderte Hebel den Wortlaut der einzelnen Wetter- und Bauernregeln jedoch erheblich; im Jahrgang 1813 wurden die größten textuellen Veränderungen vorgenommen, die bis 1819 nur wenig modifiziert wurden.

299,5 Vinzenzen] St. Vinzenz; 22. Januar.

299,15 Pauli-Bekehrungs-Tag] kath./ev. Gedenktag der an die Bekehrung des Apostels Paulus von Tarsus vor Damaskus erinnert; 25. Januar.

299,18 Hornung] Februar.

299,19/20 Mattheis bricht Eis; find't er keins, so macht er eins.] alte Bauernweisheit zum Matthäustag; 24. Februar.

299,20 Lichtmeß] früher Mariä Lichtmess; wird vierzig Tage nach Weihnachten als Abschluss der weihnachtlichen Feste gefeiert; 2. Februar.

299,23 Petri Stuhlfeyer] Kirchenfest am 18. Januar und 22. Februar, welches an den Amtsantritt von Petrus in Rom erinnert.

299,54 Donerts] [sic!] Donnerts.

299,64 Palmtag] sechster Fastensonntag; leitet die Karwoche [Die Heilige Woche] ein; die Christen gedenken an diesem Tag des Einzugs Jesus in Jerusalem.

299,67 St. Georg] 23. April.

299,106 Pancraz- und Urban-Tag] Pancraz 12. Mai; Urban 25. Mai.

299,115 Medardustag] 8. Juni.

299,122 Immen] [umgangs sprachl.] Bienen.

299,122 Johanni] Johannistag; 24. Juni; in Baden der Tag der Sommwendfeier.

299,136 Jakobi] 25. Juli.

299,150/151 Laurentii- und Bartholomäi-Tag] Laurentii 10. August; Bartholomäi 24 August.

299,160 Maria Himmelfahrt] 15. August.

299,184 Michaelis] 29. September.

299,192 Gallus] Gallus-Tag 16. Oktober.

299,209 Martinstag] 11. November.

300 Astronomische Kalender-Praktik.] T: Erstdruck. ED: RH 1808 C1v (B); RH 1819 B4v (C).

Als exemplarisches Beispiel werden hier die Praktiken aus Hebels erstem allein verantwortlich-redaktionellen Jahrgang 1808 und im Vergleich dazu, aus seinem letzten Jahrgang 1819 abgedruckt. Sicher kann nicht gesagt werden, dass die Textgrundlage aus Hebels Hand stammt. Jeder Jahrgang ist, bedingt durch die unterschiedlichen

Daten der Anfänge der Jahreszeiten, gleichfalls unterschiedlich formuliert. Jedoch änderte sich im Verlauf der Kalender die dargestellte Reihenfolge von Frühling Sommer Herbst und Winter hin zu Winter, Frühling, Sommer und Herbst. Diese Reihenfolge entsprach wahrscheinlich der besseren Lesbarkeit, da der Kalender ja auch im Januar seinen Anfang nahm, also im Winter.

301 Von dem Hauptplaneten des Jahrs. [1813]] T: Erstdruck. ED: RH 1813 B4v (C).

301,4 Adjunkt] Vgl. Anm. 137,84.

301,5 Schwiegermutter.] Vgl. Anm. 137,90/91.

301,17 schangschier] wechselte.

301,23 krause] in anderen Ausgaben auch „kurios“

301,25 selbänder] zu zweit.

302 Von dem Hauptplaneten des Jahrs. [1814]] T: Erstdruck. ED: RH 1814 B4v (C).

302,10 kapabel] fähig, zu etwas in der Lage sein.

303 Von dem Hauptplaneten des Jahrs. [1815]] T: Erstdruck. ED: RH 1815 B4v (C).

303,23 bis sie an einem schönen Morgen auch wieder aufwachen] Tag des jüngsten Gerichts.

304 Von dem Hauptplaneten des Jahres. [1819]] T: Erstdruck. ED: RH 1819 B4v (C).

304,5/6 die fortgesetzten Betrachtungen des Weltgebäudes] Vgl. 244 *Fortgesetzte Betrachtung über das Weltgebäude* und Anm.

304,22 Jenner] Januar.

305 Neue vaterländische Zeitrechnung auf das Jahr 1813.] T: Erstdruck. ED: RH 1813 B4r-B4v (B).

Die Neue vaterländische Zeitrechnung erscheint ab dem Jahrgang 1813 jährlich, jedoch mit angepassten Zeitangaben in der Spalte ‚Jahre‘.

306 Aderlaß-Tafel] ED: RH 1808 F5v (C).

Die Aderlaß-Tafeln waren gewöhnlich Bestandteil eines jeden Kalenders der damaligen Zeit. Die Darstellung des Aderlaß-Männchens unterscheidet sich Hebels Kalender von Jahr zu Jahr, da die Druckerei dies anfertigte; Vgl. 137 *Des Hausfreunds Vorrede und NeuJahrswunsch* 73-77.

307 Vorrede.] T: Erstdruck. ED: SK 1811 S. III.

307,5 Cottaische Buchhandlung in Tübingen] Durch die Heirat Johann Georg Cotta mit der Witwe des akademischen Buchführers Philibert Brunn, übernahm Cotta dessen Buchhandlung und gründete 1659 eine zweite Firma unter seinem eigenen

Namen. Die Cotta'sche Buchhandlung, auch als Verlag tätig, was zu jener Zeit üblich war, gewann schnell an Ansehen. Seit 1977 unter dem Namen Klett-Cotta bekannt.

307,12 Vademekum] im Kommentar als Vademecum zit.

307,20 Morgenblatt] Vgl. Abkürzungsverzeichnis ‚MB‘.

307,21 mosaischen Gesetzes] bzw. Mosaisches Recht; nicht nur die bekannten 10 Gebote sondern die gesamten Gesetzesbestimmungen den 5 Bücher Mose.

308 Allgemeine Betrachtungen über das Weltgebäude.] T: Erstdruck. ED: SK 1811 S. 1/2.

308,11/12 Guter Freund ... bedeutet.] [sic!] Anführungszeichen.

309 Zwey Gehülfen des Hausfreunds.] T: Erstdruck. ED: SK S. 22-25.

309,2 Adjunkt] Vgl. Anm. 137,84.

309,7 Präfekt] Vorsteher, Vorgesetzter eines Departements.

309,11-22 Adjunkt, ... sein?] [sic!] Anführungszeichen.

309,23-39 Hausfreund, ... bekomme.] [sic!] Anführungszeichen.

309,38 explicire] ausdrücken, darlegen; hier: seine Aussagen erklären.

309,40/41 Schwiegermutter] Vgl. Anm. 137,90/91.

309,56 Montlois] Montlouis-sur-Loire; Teil der großen Weinbauregion Loire in Frankreich.

309,60 Rigiberg] Bergmassiv zwischen Vierwaldstättersee, Zugersee und Lauerzensee in der Zentralschweiz.

310 Herr Charles. (Von dem frühern Verfasser des rheinländischen Hausfreundes.) Eine wahre Geschichte.] T: RB 1819 S. 46-53. ED: MB 1818 (B).

310,7 curios] seltsam, verwundert.

310,8-11 Niemand ... wollt.] [sic!] Anführungszeichen.

310,32 accordirte] vereinbaren.

310,40-43 Umkehren ... hast?] [sic!] Anführungszeichen.

310,66/67 eins, dachte er, will ich ihm abnehmen] [sic!] Anführungszeichen.

310,77/78 Seyd ... accordirt;] [sic!] Anführungszeichen.

310,93-95 ich bin ... dafür,] [sic!] Anführungszeichen.

310,100-102 Guter Freund, ... habe,] [sic!] Anführungszeichen.

311 Der Spaziergang an den See] T: Erstdruck. ED: MB 13./14. Januar 1820. S. 45-47, 50/51 (B).

311,15-19 Nun, ... weniger?] [sic!] Anführungszeichen.

311,21-24 Dieser Mensch ... Worten sagen] [sic!] Anführungszeichen.

311,27-33 Ich will ... beantwortet.] [sic!] Anführungszeichen.

311,34-41 Aber habt ... doch?] [sic!] Anführungszeichen.

311,39 Ausstich] das Beste, meist in der Beziehung zum Wein gebraucht. Hier im negativen Sinn.

311,42-45 Also ... glauben!] [sic!] Anführungszeichen.

311,51-56 Eben so ... Individuen.] [sic!] Anführungszeichen.

311,58-60 Nicht zwey ... rechten,] [sic!] Anführungszeichen.

- 311,65-69 wird der ... anzuzünden.) [sic!] Anführungszeichen.  
 311,70-75 Es gehört ... curios.] [sic!] Anführungszeichen.  
 311,75 curios] seltsam.  
 311,92-103 Wie meint ... Pfarrer?) [sic!] Anführungszeichen.  
 311,100 Almends Phrase] Allerweltsphrase.  
 311,101 Friedensdichter] In verschiedenen Ausg. auch ‚Friedensrichter‘ oder ‚Friedensstifter‘.  
 311,107-111 Gerade da ... Klare.] [sic!] Anführungszeichen.  
 311,113-115 Wie aber, ... habt.] [sic!] Anführungszeichen.  
 311,116 Magog] in der Off. des Johannes zwei Widersacher der Kirche.  
 311,117-127 Wenn er ... Apotheker?) [sic!] Anführungszeichen.  
 311,120/121 Pendul] Pendel.  
 311,128-133 Erlaubt mir ... länger?) [sic!] Anführungszeichen.  
 311,134-140 Desto ... hat.] [sic!] Anführungszeichen.  
 311,144-153 Zweytens ... herauskommen.] [sic!] Anführungszeichen.  
 311,144 zwier] zweimal.  
 311,157-160 Herr Doktor ... nicht,) [sic!] Anführungszeichen.  
 311,161-165 Wenn ... gut.] [sic!] Anführungszeichen.  
 311,162 perennirenden] ausdauernden.  
 311,165 de Providentia] [lat.] die Vorsehung; kurzer Essay in sechs Briefen von Seneca. Seneca erörtert in diesem Dialog mit seinem Schüler Lucilius das Theodizee-  
 problem; warum den guten Menschen oft viel Leid erfährt, obwohl doch die Welt  
 nach stoischer Lehre von der göttlichen Vorsehung gelenkt wird  
 311,168-173 Möglich ... Erde.] [sic!] Anführungszeichen.  
 311,190/191 Es ist nichts mit ihm anzufangen.] [sic!] Anführungszeichen.  
 311,205/206 Kinder, ... untergehen?) [sic!] Anführungszeichen.  
 311,207 Nein.] [sic!] Anführungszeichen.
- 312 Der Handschuhhändler.] T: Braunbehrens. 1990. S. 634/635. ED: Aus dem  
 Nachlass; nicht zu Lebzeiten veröffentlicht (B) (h).  
 Handschriftliche Verbesserungen Hebels. Nach der Abfassungszeit der Hand-  
 schrift zufolge, geschahen sie im letzten Lebensjahrzehnt des Dichters.
- 312,16 schmunkelte] schmuggelte.  
 312,19 “?] [sic!] Anführungszeichen.  
 312,21/22 Ich gebe ... mein.] [sic!] Anführungszeichen.  
 312,26/27 Es scheint ... rar.] [sic!] Anführungszeichen.  
 312,27 Par bleu!] gewiß, in der Tat.  
 312,27 Par bleu! ... rechte.] [sic!] Anführungszeichen.  
 312,28/29 Wer gibt ... achtzig?) [sic!] Anführungszeichen.  
 312,30 einsechten Armen] mit nur einem Arm.  
 312,34/35 Waldangelloch] bad. Dorf; nordöstl. von Bruchsal.  
 312,38/39 Ich ... nicht gelüsten] Römer 7,7.



313 Das Brandtenweingläslein.] T: Braunbehrens. 1990 S. 635-637. ED: Aus dem Nachlass; nicht zu Lebzeiten veröffentlicht (B) (h).

Handschriftliche Verbesserungen Hebels. Nach der Abfassungszeit der Handschrift zufolge, geschahen sie im letzten Lebensjahrzehnt des Dichters.

313,1 Brandtenweingläslein] Brandtenwein: Als Branntwein bezeichnet man generell alle durch Brennen [Destillation] hergestellte alkoholische Flüssigkeiten und deren Mischungen.

313,3-7 Aber ... Räder.] [sic!] Anführungszeichen.

313,6 Ramsthal] Weinort in der Nähe der Kurstadt Bad Kissingen. Könnte aber auch Remstal heissen.

313,11 Gilts einen Thaler, er führt euch an.] [sic!] Anführungszeichen.

313,22-24 Nein ... Geld!] [sic!] Anführungszeichen.

314 Der sicherste Weg.] T: Braunbehrens. 1990 S. 637. ED: Aus dem Nachlass; nicht zu Lebzeiten veröffentlicht (B) (h).

Handschriftliche Verbesserungen Hebels. Nach der Abfassungszeit der Handschrift zufolge, geschahen sie im letzten Lebensjahrzehnt des Dichters.

314,6/7 Guter Freund, ... Fußpfad!] [sic!] Anführungszeichen.

314,9-12 Eben ... Bach.] [sic!] Anführungszeichen.

315 Farbenspiel.] T: Braunbehrens. 1990 S. 637/638. ED: Aus dem Nachlass; nicht zu Lebzeiten veröffentlicht (B) (H).

315,5-9 Du, ... gemacht.] [sic!] Anführungszeichen.

316 [Der Herr Graf]] T: Braunbehrens. 1990 S. 638-640. ED: Aus dem Nachlass; nicht zu Lebzeiten veröffentlicht (B) (h). Im Nachlass ohne Titel.

Handschriftliche Verbesserungen Hebels. Nach der Abfassungszeit der Handschrift zufolge, geschahen sie im letzten Lebensjahrzehnt des Dichters.

316,2 vexirten] zum besten halten.

316,3-7 Wißt ihr ... kennt,] [sic!] Anführungszeichen.

316,24 Badstadt] Baden-Baden.

316,33-35 Herr Graf ... euch.] [sic!] Anführungszeichen.

316,36-43 Wenn ... haben.] [sic!] Anführungszeichen.

316,42/43 der rheinländische Hausfreund, dem im Jahr 1814 auf 1815. eine Eule aufgesessen] Anspielung auf die Schwierigkeiten, die Hebel aus seiner Erzählung 256 *Der fromme Rath*. (Mit einer Abbildung.) erwachsen.

316,43 Morgenblatt] Vgl. Abkürzungsverzeichnis ‚MB‘.

316,44-47 Wir ... Suppe.] [sic!] Anführungszeichen.

316,46/48 Habermehl-Suppe] Haferschleimsuppe.

316,49/50 Man ... verstellen.] [sic!] Anführungszeichen.

317 Die Ruinen.] T: Originalmanuskript; UB Heidelberg: Heid. Hs. 294,1 [ehem. Cod. Heid. 362 c, 4. u. Zentner. 1985. S. 636/637. ED: Badische Heimat 5/6 (B) (H).

Entwurf, von Rudolf Sillib erstmals in Jahrgang 5/6 der Zeitschrift *Badische Heimat* veröffentlicht. Trägt das Datum November 1811 und befasst sich mit einem Lieblingsthema Hebels, der Vergänglichkeit. Die Skizze, die einen lehrreichen Einblick in Hebels schriftstellerische Werkstatt gestattet, in weiterer Ausführung für den *Rheinländischen Hausfreund* gedacht. Die im Texte angedeutete „kurze Musterung der Geschichte“ hat der Verfasser bekanntlich später in 211 *Die berühmte Schlacht der Markomannen*. [1815] sowie in 241 *Fortgesetzte Erklärung der Zeittafel. Die Allemanen am Rheinstrom*. [1814] seinen Lesern vermittelt. Andere Gedanken kehren in 311 *Spaziergang an den See* wieder [Vgl. Zentner. 1985. S. 706].

317,3 Persepolis] Alte Palaststadt der Perser; 333 v. Chr. von Alexander dem Großen zerstört.

317,8 Der Wanderer von Goethe] Goethes Gedicht *Gott segne dich junge Frau und den säugenden Knaben an deiner Brust*, ein Zwiegespräch zwischen Wanderer und junger Frau, deren Hütte inmitten eines Ruinenfeldes steht.

318 Die Gewehrfabrike.] T: Originalmanuskript UB Heidelberg Heid. Hs. 294,1 [ehem. Cod. Heid. 362 c, 4. u. Zentner. 1985. S. 707. ED: *Badische Heimat* 5/6 (B) (H).

Entwurf, von Rudolf Sillib erstmals in Jahrgang 5/6 der Zeitschrift *Badische Heimat* veröffentlicht. Aller Wahrscheinlichkeit nach sollte aus dem Entwurf ein Kalenderbeitrag werden. Jedenfalls ist er nicht vor Napoleons Sturz niedergeschrieben, da vorher der Hinweis auf „den mutigen Sohn des Vaterlandes, der die vaterländischen Rechte und Fluren schützt“, sowie auf „den Söldner des Eroberers, welcher die Verteidiger der vaterländischen Grenzen darniederstreckten“ schwerlich gewagt worden wäre. Demnach dürfte die Skizze in der zweiten Hälfte des Jahres 1814, nachdem die Beiträge für den Kalender für 1815 bereits in Druck gegeben waren, unter dem unmittelbaren Eindruck des Befreiungskrieges zu Papier gebracht, dann jedoch liegengeblieben sein, da Hebel infolge der Beanstandung der Geschichte 256 *Der fromme Rath*. (Mit einer Abbildung.) die Lust am Kalendermachen verlor. Als er jedoch den Kalender für 1819 verfasste, griff er wohl deswegen nicht mehr auf den Entwurf zurück, weil sein ursprünglich aktueller Reiz („Mit dem Lorbeer und der Palme kehren die Helden zurück“) in den Jahren des Friedens bereits abgeblaßt war. Auf das Thema mag Hebel durch den ihm befreundeten Hofagenten David Freiherrn von Eichthal gekommen sein, der in den Räumen des säkularisierten Klosters St. Blasien neben einer Spinnerei eine Gewehrfabrik eingerichtet hatte [Vgl. Zentner. 1985. S. 707].

318, 34 Theokrit] Theokrit von Syrakus; griech. Dichter im 3. Jhd. v. Chr.

## 2 Münzen und Maße

Maße, Gewichte und Münzeinheiten werden im Folgenden in Tabellen erklärt und nur in Ausnahmefällen im laufenden Text erläutert.

a) *Münzen und Geldwert*

Die Angaben der Geldwerte gelten für badische Münzen; andere waren dagegen abgewertet.

1 Gulden [fl.]	= 60 Kreuzer [kr.]
1 Käasperlein	= 6 kr.
1 Batzen	= 4 kr.
1 Groschen	= 3 kr.
1 Albus [Halbbatzen]	= 2 r.
1 Sonnen-Louis d'or [frz.]	= 11 fl. 40 kr.
1 Schild-Louis d'or [frz.]	= 11 fl.
1 Max d'or [frz.]	= 7 fl. 20 kr.
1 Chemitzer [Kremnitzer] Dukaten	= 5 fl. 1 kr.
Sonst: 1 Dukaten	= 5 fl.
1 Laub- oder Kronentaler [frz.]	= 2 fl. 45 kr.
1 Reichstaler	= 24 Groschen à 12 Pfennige = 288 Pf. = 1 fl. 48 kr. = 108 kr.
Schweiz:	
1 Franken	= 10 Batzen
1 Batzen	= 10 Rappen
1 Rappen	= 2 badische Kreuzer

b) *Längenmaße*

Bezeichnung	Wert im badischen Großherzogtum	Mittelwert [Median]	Karlsruher Wert
Fuß	25,28-32,38 cm	29,75 cm	27,823 cm
Elle [Ehle]	53,36-71 cm	58,51 cm	55,600 cm
Rute	2,67-5,18 m	3,69 m	4,452 m

c) *Flüssigkeitsmaße*

Bezeichnung	Wert im badischen Großherzogtum	Mittelwert [Median]	Karlsruher Wert
Schoppen	0,27-0,72 l	0,48 l	0,394 l
Maß	1,00-2,89 l	1,92 l	1,576 l
Viertel	5,76-12,22 l	9,33 l	9,456 l
Eimer	31,76-101,38 l	85,34 l	
Ohm	45,13-202,40 l	96,58 l	113,472 l
Saum Fuder	127,60-180,61 l	146,70 l	
	856,32-1418,40 l	1103,33 l	1134,719 l

d) *Getreidemaße*

Bezeichnung	Wert im badischen Großherzogtum	Mittelwert [Median]	Karlsruher Wert
Meßlein	0,86-2,46 l	1,24 l	1,002 l
Maß	0,88-1,43 l	1,16 l	
Vierling	3,89-7,89 l	5,20 l	4,010 l
Simri	12,50-27,68 l	16,71 l	16,040 l
Sester	17,08-34,16 l	19,32 l	
Malter	99,99-504,80 l	170,10 l	128,32 l [glatt] 160,400 l [rauh]

e) *Gewichte*

Bezeichnung	Wert im badischen Großherzogtum	Mittelwert [Median]	Karlsruher Wert
Lot	14,39-15,88 g	14,71 g	14,603 g
Vierling	115,15-146,01 g	118,04 g	116,8232 g
Pfund	460,61-584,04 g	473,75 g	467,290 g
Zentner	46,06-60,74 kg	49,27 kg	48,598 kg

f) *Raummaße*

Bezeichnung	Wert im badischen Großherzogtum	Mittelwert [Median]	Karlsruher Wert
Klafter	1,8-6,87 m <sup>3</sup>	3,53 m <sup>3</sup>	3,580-4,092 m <sup>3</sup>

II GUTACHTEN

1 J.P. Hebel: Unabgefordertes Gutachten über eine vortheilhafte Einrichtung des Kalenders.<sup>1072</sup>

Es müßte ohne Zweifel in dem Ausland eine große, und für unsern Calender im ersten Jahre lucrative Sensation erregt werden, wen[n]<sup>1073</sup> es allgemein bekan[n]t würde, daß die Leseartikel desselben unter der Aufsicht des Landeskonsistorii von einem Oberhofprediger, einem Obermedicinalrath, einem Superintendenten und zwey Professoren bearbeitet werden. Aber nicht geringer würde das Erstaunen seyn, wen[n] 5 man gleichwohl fände – ich hoffe mit Verzeihung laut aussprechen zu dürfen, was wir in der Stille alle anerkennen – daß er gleichwohl in Ansehung seines Gehaltes sich noch nicht über die gewöhnlich guten erhebe, und in Ansehung des Drucks, Papirs, Umfanges u. ieder andern äußern Ausstattung zu den schlechtesten gehöre, die auf einen deutschen Jahrmarkt kommen. Unter uns können wir uns noch zudem etwas 10 gestehen, daß der *erste Gesichtspunkt*, der bey Etablirung der iezigten Calenderkommission vor einigen Jahren *gegeben* wurde, seitdem etwas außer Acht gelassen, zum Theil [gestr.: sich] wiewohl unvermerkt, verrückt worden seye.

Von der Erfahrung nemlich, daß dieser einheimische Calender in der Konkurrenz mit so vielen fremden von reicherer Aussteuer bey seinem Publikum im[m]er 15 we-/2/niger Credit und freiwillige Abnahme finde, und die Austheilung desselben durch den Hatschier zwar ein kräftiges, aber doch in andern Hinsichten das mißrätlichste Mittel sey, demselben eine[gestr.: n] reichere Annahme zu verschaffen, wurde damals die weise u. zweckmäßige Hauptregel herbeigeführt, dahin zu arbeiten, daß der Calender durch [gestr.: Inh] Annäherung in In[n]halt, Ton und äußere Gestalt an 20 die Wünsche u. den Geschmack des Volkes in höhern Credit komme. Die Absicht zu belehren u. zu nützen sollte nicht voran stehen, sondern hinter dem Studio placendi masquirt, u. desto sicherer erreicht werden.

Ob dieser Versuch nun seit 3. Jahren gelungen sey, oder nicht, – ob er durch die kohlschwarzen Vollmonde, Feyertäge u. Sabbathen erreicht worden sei? – 25

Wen[n] nicht entscheidende Fakta und ein allgemeinerer Beyfall, als mir in meiner [gestr. verschriebener Wortanfang 'eng'] engen Sphäre zu Ohr kom[m]en kone[n]te, mir widersprechen, so möchte ich fürchten: *Nein!*

Aber haben wir nicht bey der Lösung unserer Aufgabe im gemeinschaftlich guten Eifer den Fehler begangen zu vergessen, daß sie – schon gelöst ist. Wir hatten 30 nicht den ersten Calender dieser Art zu schaffen, sondern uns irgendeinen der schon

1072 GLA 234/812, Bl.16-24. Zit. n. Voit: Landkalender. S. 151-156. – Unterstreichungen Hebels sind durch Kursivdruck ersetzt.

1073 Hebel schreibt Doppelkonsonanten in der Regel nicht aus, sondern deutet sie durch einen Strich über dem ersten Konsonanten an.

den ungetheilten Beyfall seines zahlreichen Publikums hat, zum Muster zu nehmen, nach seiner Regel /3/ zu arbeiten, und wo möglich, was auch leicht möglich wäre, unsere Arbeit noch besser zu machen.

35 Es sey mir erlaubt, zu diesem Zweck den mir bekan[n]testen Volkskalender, den Basler hinkenden Boten, zu nen[n]en und fürs erste den Beweis zu führen, daß er ohne alle obrigkeitlichen Zwangsgesetze oder andere Vergünstigungen, als bloßes Privatunternehmen einen fast unbegreiflichen Absatz haben müsse.

Der Badische Calender enthält 4-5 Bogen Text, kein rothes Jota, nicht einmal  
40 einen rothen Vollmond, und erst seit 2. Jahren einen für diesen Zweck höchst verunglückten, ungefälligen und für den Landmann undeutschen und interesselosen Plan von Carlsruhe zum Titelblatt und kostet 4 Kreuzer.

Der h. Bote hat 6-8. Bogen Text, in den schlechtesten Exemplaren wohl erträgliches Papir und sehr leserlichen Druck, viel Roth und ausser dem figurenreichen  
45 Titelblatt einen Holzschnitt von einem halben Bogen, 2-3. dergleichen in Quartgröße und 15. Vignetten an Monatsbildern pp und kostete in einer Gegend, wo alles theurer ist, lange nur 6. xr, ietzt 8.

In Ermanglung eines Exemplars desselben [Komma gestr.] substituire ich hier anliegend zur unmittelbaren Ansicht den ebenfalls in Basel herauskommenden  
50 *Schweitzer=Boten*, von Heinrich Zschogge[!] herausgegeben. Auch dieser kostet, so rein und schön, wie er hier /4/ erscheint, mit *neun* Bogen, viel Roth, zwölf Vignetten und 4. Platten in Basel nur acht Kreuzer.

Hieraus folgt, wen[n] bey solchen Preisen die Menge den Profit machen muß, daß entwder an dem bad. Calender, der sich in 17- bis 20,000 Exemplaren absetzen  
55 kan[n], bey seiner geringen Ausstattung enormer Gewin[n] herauskom[m]en müßte, was der Fall nicht ist, oder daß der hinkende Bote bey einem gewiß nicht lucrativren Verhältniß des Preises zum Werth einen außerordentlichen Absatz haben müsse. Und dieses Resultat wird desto merkwürdiger durch folgende Umstände.

1, Der h. Botte hat durchaus keine obrigkeitliche Vergünstigung, steht und  
60 fällt sich selber, und der Canton, in welchem er als Nationalkalender gutwillig kan[n] angenom[m]en werden hat nur 40,900 Einwohner, folglich höchstens 5000 Familien.

2. Derselbe hat mit vielen andern u. nahen, z.B. *dem Schweitzerboten* (Canton Argau) *dem lustigen Schweizer* (Kanton Schaffhausen), *dem h. Boten von Bern*,  
65 sogar mit einer deutschen Uebersetzung des franz. h. Botten von Vevay (Cant. Leman) zu konkurriren, und ist an seinen fremden Gränzen mit Ländern umgeben, die alle ihre eigenen, zum Theil gezwungenen Landkalender /5/ haben, und doch kon[n]ten

3[.] eine sehr lange Zeit zweyerley h. B. der eine im Scholerischen, der andere im Deckerischen Verlag der nemlichen Stadt neben einander mit Vorthail be-  
stehen, obgleich 70

4. der Abnehmer in Parthien für den einzelnen Verkauf noch einen beträchtlichen Rabbat abziehen darf, daher auch unsre in[n]ländischen Buchbinder, statt des einheimischen, von dem sie fast nichts haben, ienen den Käufern zu empfehlen pflegen. 75

Aus allem diesem wird die mündliche Versicherung des Buchhändler Holdenecker in B. warscheinl. daß jährl. 20,000 h. B. gedruckt u. abgesetzt werden.

Sollte das Resultat erschlichen seyn, wen[n] ich nun hieraus schliesse, daß ein C. der solchen Beifall des Volks hat, den Geschmack desselben glücklich müsse getroffen haben? Sollte es sich nicht der Mühe verlohnen, die Ursachen dieses Beyfalls aufzusuchen, um für die alte, von dem Volk durch alle Jahrgänge gerichtete u. verworfene Form u. Einrichtung unsers Ca1. wesentliche u. begehende Verbeßerungen in bescheidene Vorschläge bringen zu können. – Solche sind:

1, ein allgemeiner, einladender Name des Kindes *statt* oder *zur Seite* unsers gewöhnlichen. Den[n] fürs erste thut so ein Aushängschild wie *Hinkender Bott*, *Jährlicher Hausfreund*, *Lug ins Land* pp mehr Wirkung /6/ auf das Volk, zumal bey der ersten Einführung eines Produkts, als [man] meint. Können nicht selbst Zeitungsschreiber u. Schriftsteller ihr gebildetes Publikum mit dieser Lockspeise an? Man denke an die *Weltkünder*, *Reichspostreuter*, *Moniteurs*, *teutscher Merkur* statt Weimarer Monatsschrift, *Iris* statt Freiburger Damenkalender. Fürs andere weiht ein solcher allgemeiner Titelnamen das Produkt für jedermann, der etwas dahinter suchen mag. Hinter dem Titel: *Curfürstlich badischer gnädigst privilegirter Landkalender für die badische Marggrafschaft lutherischen Antheils* sucht außer dem marggrävischen Unterthan und Lutheraner niemand etwas als die treuherzige Warnung: *Kaufe mich nicht, dich gehe ich nichts an.* 85  
90  
95

2. Sorgfalt für weißliches Papier, etwas größere Leitern und reinen Abdruck. Den[n] dem gemeinen Mann macht ohnehin das Lesen oft[nachträglich eingefügt] Mühe u. Anstoß, und am meisten den Kindern u. Alten die Langeweile u. Neugierde am ersten zu dem Calender führt. Nirgends weniger als bey diesem Artikel darf die überal heilsame [gestrichen: merk] Maxime übersehen werden, *daß nicht auf die möglichst karge Auslage, sondern auf die möglichsts reiche Einnahme der gröste Gewin[n] zu berechnen sey.* 100

3. Wiedereinführung des Rothen, der astrologischen Praktika, der Zeichenstellung, des Aderlaßmän[n]leins. Zschogge hat in anliegendem Calender gezeigt, wie fein u. unschädlich sich diese Artikel behandeln /7/ lassen, u. wie- 105

viel weiser [gestrichen: s] es sey, den Geschmack seines Publikums zu benutzen, als zu verachten u. beleidigen.

110 3.[!] <sup>1074</sup> Der h. Bote gibt als Hauptingrediens seiner Leseartikel politische Begebenheiten des vorigen Jahrs, Mord u. Diebsgeschichten, verunglückten Schatzgräber u. Gespensterspuk, Feuersbrünste, Naturerscheinungen, edle Handlungen u. witzige Einfälle, wo möglich meistens aus *seiner* neuesten Vaterlands Geschichte. Ahme man dieses nach! Auch der Bauer mag gerne wissen, was auser seiner Gemarkung vorgeht, und will wen[n] er unterhalten u.  
115 afficirt werden soll, etwas haben, von dem er glauben kan[n], es sey *wahr*. Mit erdichteten Anekdoten u. Späßen ist ihm so wenig gedient als mit ernstern Belehungen, und wen[n] wir doch, wie billig edlere Zwecke mit der Calenderlektüre erreichen wollen, welches Vehikel wäre zu den man[n]igfaltigsten Belehungen geeigneter als Geschichte?

120 4. Wo möglich ein par Bogen Textes mehr. Was kann auf *einem* Bogen Ganzes u. Befriedigendes gesagt werden, zumal, wen[n] an dem *einen* Bogen *fünf* Männer arbeiten?

5. Monatsvignetten, wo möglich, und ein par Vorstellungen in Holzabdruck.

125 6. Gleichförmigkeit im Arrangement. Nichts ist dem gemeinen Man[n] widriger, als wen[n] er das, was er einmal *hier* und *so* zu finden glaubt, iesz Jahr an einem andern Ort suchen muß, und anderst findet. /8/

7. Übertragung des ganzen Geschäfts (mit Ausnahme des Mathematischen) nicht an viele, sondern an *einen* Bearbeiter, nicht in der Stadt, sondern an einen, der beobachtend mit und unter dem Volk lebt, an einen Landgeistlichen der Talent, guten Willen u. Musse dazu haben kan[n], und honette Vergütung dafür auf irgendeine Art. Den[n] umsonst ist der Tod. – Ich habe bisher an dem C. so willig, u. verhältnißmäßig viel gearbeitet, daß ich mit dieser Num[m]er keinen Schein unedler Arbeitsscheu auf mich zu laden hoffe. Endlich

135 8. Frühe Ausgabe des neuen Calenders noch in alten Jahr. Die Schweitzerischen u. viele andere sind zu Ende des *Augusts* schon auf allen Märkten zu haben. Der kom[m]t, wie das Hornberger Schießen immer zuletzt, wen[n] man alles schon hat u. weiß, was er bringen und sagen will.

140 Aber billig wird hinter allen diesen Vorschlägen die bedenkliche Frage laut: *Wie theuer das Alles?*

Wenn *vier Kreuzer*, das absolute Maximum des Preiss bleiben soll, so glaube ich doch mit diesem Aufsatz nichts unnützes getan zu haben, wen[n] ich hoffen darf,

---

1074 Die Nummerierung ist im Manuskript von fremder Hand auch bei den folgenden Paragraphen nachträglich korrigiert.



daß wenigstens diejenigen Vorschläge, die sich ohne Preiserhöhung ausführen lassen, in wei [gestr.: sere] se höhere Prüfung gezogen werden.

Sollte es aber zuviel gewagt seyn, wen[n] man den Preis verhältnißmäßig, 145  
doch so schonlich als möglich erhöhte, und im Vertrauen auf die Güte u. Zweckmäßigkeit des Cal. und den davon unzertren[n]- /9/ lichen Beyfall und Abgang in und außer der badischen Marggravschaft lutherischen Antheils, den schon lange verhaßten Zwang ganz aufhöbe. Nur für den gezwungenen Käufer ist Erhöhung des Preises Härte. Im freien Handel ist im[m]er die schlechteste Waare auch die theuerste, u. 150  
nicht die absolut wohlfeilste, *sondern dieienige, welche zu gleichem Preis mit andern, die beste ist, sichert den zahlreichsten Zuspruch.* Nun müste es aber keine Kunst seyn, wen[n] ein Man[n] von Geist u. Laune, zugleich ein vertrauter Kenner u. Freund des Volks die Bearbeitung in die Hände bekäme, ihr noch einen hohen und entschiedenen Vorzug vor dem h. B. und vielen andern Calendem zu geben, denen man ohngeachtet ihres Beifalls sicher glaubt ansehen zu können, daß ihr Verleger u. Drucker auch zugleich ihr Verfasser oder Sam[m]ler sey. 155

Ja da nach einer zuverlässigen Angabe, die ich in Händen habe u. vorzeigen kan[n], bey 5000, Exempl. hinkenden Botes schon ein Quart, bey 8000-10000, schon ein Drittel Profit nach genauer Berechnung herauskom[ m ]t, so kön[n]te war- 160  
scheinlich bey einem reichen Absatz des bad. Calenders im In[n]-u. Auslande, ich will nur sagen, von /10/ 30,000, noch eine sehr billige Rücksicht zu Gunsten des In[n]länders, der den C. auf dem officiellen Wege, nicht aus des Buchbinders 2ter Hand, annähme, wenigstens für die dürftigem unter denselben gemacht werden, wen[n] man nicht lieber zur Wahl für letztere einen sehr wohlfeilen Abdruck des blo- 165  
ßen Monatskalenders u. der Praktika ohne historischen Text und Holzabdrücke zu veranstalten für zweckmäßig halten sollte.

CRuhe d. 18 Febr.

1806

J. P. Hebel

2 K.F.V. Jägerschmidt: Bemerkungen über den Carlsruher Kalender nach Erfahrungen von den letzten 40. Jahren.<sup>1075</sup>

A., Einrichtung und äußeres Ansehen des Kalenders.

Rath Macklot der erste Pächter des Gymnasien Verlags, als ein thäliter, speculativer Mann izo noch bekannt, veränderte die Einrichtung des Land Kalenders mehrmal, druckte ihn statt dem ordinairn Kalender Pappier einigemahl auf weiseres ohne da-  
5 durch einen stärkeren Absatz zu bewirken. Müller von Kehl, der als Pächter des Gymnasien Privilegs auf ihn folgte, glaubte auch durch Verbesserungen der Kalender Einrichtung und durch weisseres Pappier als gewöhnlich sein Interesse zu befördern.

Er machte auch einen Versuch mit einem Quart Kalender schönen Inhalts mit illuminirten Kupferstichen, als General Washington zu Pferd, Luft Ballon u.s.w. a  
10 12.xr das Stück.

Der Debit der erstem nahm /1/ deswegen um keine 100. St. jährl. zu, und was von leztern, die er allenthalben hinsandte, abgesetzt wurde, reichte nicht zur Vergütung der Pappier Auslage.

Um aus dem Druck Privilegium Nutzen zu ziehen, suchte ich, als das Gymnasium die Selbstführung übernahm, bej den Hindernißen den Kalender Absatz zu  
15 erhöhen, wenigstens den Kosten Aufwand zu vermindern.

Ich ließ Berliner, Deßauer, Dresdener, Hessische und andere Quart Kalender kommen, um ihre Einrichtung zu beurtheilen und das beßere davon zu benutzen.

Der größere Theil von denen, deren Ertrag zu irgend einer öffentlichen An-  
20 stalt bestim[m]t ist, fand ich oekonomisch eingerichtet.

Ich trug also darauf an, daß auch der hiesige Kalender minder kostspielig eingerichtet statt der 12. Monate auf 12 Quartseiten oder 3. Bogen, künftig auf 6. Seiten oder 1 1/2 Bogen zu drucken, erlaubt werden möchte.

Außer dem Gewinn an Zeit und Kosten hatte man mit dieser Abänderung  
25 noch andere Absichten /2/ verbunden, wovon einige, besonders der Gewinn von 3 1/2 Bogen zu nützlichen Aufsätzen sogleich realisirt worden.

Die Abänderung wurde beliebt, und A[nn]o 1794. vollzogen. Diese Einrichtung erhielt sich bis A[nn]o 1803., wo die vor 1794. wieder veranstaltet und zugleich der Kalender statt roth und schwarz, nur ganz schwarz gedruckt wurde.

30 Daher kostete der Druck auch nicht mehr als 250 fl. Wäre er roth gedruckt worden, so würde man gleich damalen den grösern Aufwand an Zeit und Kosten bemerkt haben, der sich jezt erst durch die Wiedereinführung des rothen Drucks offenbahrt.

1075 GLA 234/812, Bl.4-15. Zit. n. Voit: Landkalender. S. 156-166. – Unterstreichungen im Manus-kript sind durch Kursivdruck ersetzt.

Durch die seit 13. Jahren angewandte Bemühung die unter dem Land Volk herrschende Irrthümer und den Aberglauben in engere Gränzen zurückzudrängen und dagegen nützliche Kenntnisse durch den Land Kalender unter demselben zu verbreiten, ist der Zweck ohne Murren schon ziemlich erreicht worden. 35

Die Weglassung der rothen Farbe in auswärtigen Kalendern, welche von Anfang /3/ großes Aufsehen machte, und in einigen Ländern unter dem Volk den lautes- ten Unwillen erregte, hat im Oberland gar keine – im Unterland aber nur in einzel- nen Orten einige Sensation gemacht. 40

Durch die Abänderung der Einrichtung und den ganz schwarzen Druck hat sich der Absatz weder erhöht noch vermindert.

Sprinzing ahmte den hiesigen Kalender A[nn]o 1805 nach und druckte seinen Rastadter Kalender ebenfalls ganz schwarz, und es blieben ihm 6/m liegen. 45

Auf 1806. druckte er dieselbe Anzahl wie auf 1805., vorzüglich schön roth und es blieben ihm wieder 6/m davon stehen.

Man muß die Ursache des stärkeren Debits nicht in der rothen Farbe suchen.

In England, in Preußen, im Anspachischen u.s.w. werden alle Kalender schwarz gedruckt, aber freilich die ausländischen mit Abgaben belegt. 50

Ob der hiesige Kalender in Hinsicht auf Pappier und Druck zu den schlechtesten gehöre, /4/ darüber werden die 5. St. fremde Kalender gegen den Prob Bogen vom diesjährigen Kalender entscheiden.

Beim Pappier köm[m]t es auf die zufällige Umstände der Witterung an, ob es bräuner oder weiser wird. Gefriert das Pappier, so wird es weißer. Fällt während der Arbeit, statt Frost, Thauwetter ein, so wird es brauner. Daher kom[m]t es, daß aus einer und derselben Bütte – aus einerley Bott Produkte von verschiedenen Nuancen erhoben werden. 55

Der Fall ereignete sich bei Fertigung des Kalender Pappier's auf 1803., daß ein Theil bei feuchter Witterung der andere aber bei Frost gefertigt wurde. Statt daß das weißere zu dan ersten, das bräunere hingegen zu den letzten verwendet werden sollte, nahmen die Arbeiter des Hofbuchdruckers Müller es umgekehrt. 60

Überhaupt muß man auf weißes Pappier zu einem 4.xr Kalender ganz Verzicht thun. Der Bauer siehet nicht auf weises Pappier er ist zufrieden, wenn /5/ nur der Inhalt seiner Erwartung entspricht. 65

Macklot zahlte den Ballen Kalender Pappier mit 8.f. endlich mit 9.f. So stand der Preiß bis in die 1790r Jahre, wo er bis zu 13.f. 30.xr stieg, in der Folge aber nach und nach sank bis auf 11.f. 30.xr wie der Ballen igt bezahlt wird.

Der Kalender taugt dem Bauer nur ein Jahr, während welchem er herumgeschmiert und an der Wand von den Mücken verdorben wird. Schöneres Pappier scheint mir ein 4.xr Kalender nicht zu verdienen. 70

Äußert das gebildeterere Publikum den Wunsch Kalender mit weissern Pappier zu besitzen, so kann es leicht befriedigt werden. Aber alsdann heißt es darnach Waare, darnach Geld.

75 Der Donaueschinger und der Kempfer Kalender, welche auf etwas weißeres Pappier als der hiesige gedruckt sind, halten hingegen nur 3 1/2. Bogen, und auf jeder Seite eines Blatts stehen Monate, welcher Unterschied im Kosten Aufwand gegen den hiesigen! und doch kostet /6/ einer auch 4. xr.

Der Stuttgarter Kalender, welcher wie der hiesige ebenfalls 5. Bogen enthält,  
80 im Pappier und Druck dem hiesigen nachsteht kostet hingegen 5.xr. Der Baßler hinkende Botte hält 10. Bogen schlechteres Pappier und Druck als der hiesige und kostet 8.xr. Deßen Preiß steht also mit dem hiesigen in richtigem Verhältniß.

Daß der in Zeichnung sehr misrathene Grundriß von Carlsruhe das Ansehen des Kalenders nicht erhält, ist allerdings wahr.

85 Die Idee war alle Jahre dem Kalender eine Prospect Zeichnung von den Städten und alten Schlößern des Landes beizufügen und mit der Residenz Stadt den Anfang zu machen.

Ich glaubte der Lehrer im Zeichnungs Institut, Mahler Autenried werde diese Idee am besten ausführen können, wandte mich daher an ihn und erhielt von ihm die  
90 beigefügte Original Zeichnung.

Da sie unter aller Critik /7/ gefunden wurde, ersuchte ich den jungen Arnoldt um eine Prospect Zeichnung von Carlsruhe, der die zum Stechen übergab, welche dem Calender voran geheftet ist. Es war Niemand aufzufinden der eine Prospect Zeichnung fertigen wollte, man mußte also aus der Noth eine Tugend machen und  
95 den gewöhnlichen Plan der Stadt genehmigen.

Dreyerlej Tittelblätter möchten vielleicht zur Beförderung des Absatzes beitragen.

1., Genealogischer Landkalender mit dem Kurfürstl. Wappen auf weißeres Pappier gebunden und durschschossen a 10. xr.

100 2., ein historischer mit einem passenden anlockenden Aushängschild ohne Wappen auf gewöhnliches Pappier mit Holzschnitten a 8.xr.

3., ein Land oder Volcks Kalender von 3 1/2 Bogen mit Kurfürstl. Wappen, der nur den eigentlichen Kalender mit den Märkten und Bauern Regeln enthalten müßte a 3.xr. /8/ Lezteren würde der ärmeren Volcks Claße angenehm  
105 seyn.

Die Unterthanen, welche keinen der erstem Kalender sich anschaffen wollten, müßten gehalten seyn, diesen wohlfailern anzunehmen.

B. Materielle Gegenstände / in Absicht

1., der Monats Bögen

2., des Inhalts nach dem Geschmack des Volcks. 110

In oekonomischer Rücksicht verdienen die Kalender einen Vorzug, welche nur 1 1/2 Monats Bogen enthalten, weil man dabey an Zeit und Kosten gewinnt und überdies der gemeine Mann das näher beisammen findet, was er in 3. Monat Bögen suchen muß.

Die Kalender Praktik möchte so wie sie mit den Planeten und den Zeichen des Thierkreißes im 1806r Kalender enthalten ist, ferner beizubehalten seyn. 115

Die Aspect und Erwählung, oder der Planeten Lauf, wie sie der Basler hinkende Botte mit einer /9/ Menge Zeichen, welche theils den Aberglauben nähren, als gut Haar oder Nägel schneiden p.p., theils dem gemeinen [Mann] unverständlich sind, als die Zeichen des Geviert oder Sextilschein, des Drachenkopf oder Schwanzes, wodurch der Kalender ein misterioses Ansehen bekom[m]t und der Raum zu zweckmässigem Bemerkungen versperrt wird, wieder einzuführen, würde gewiß wenig Beifall finden. 120

In dem diesjährigten Basler hinkenden Botte sind manche Verbeßerungen vorgenommen worden, unter andern wurden die Nativitäts Stellungen ausgelassen, welche in dem Basler Rossiusischen Kalender noch stehen und auch zugleich zeigen, wenn es gut Hochzeit machen, Wandern, die Kinder in die Schule schicken ist u.s.w. 125

Wie schön weiß der Schweizer Botte die Nuzanwendung der zwölf him[m]lischen Zeichen, hingegen lächerlich die astrologischen zu machen? Wie schön die Jahreszeiten, Witterubg /10/ Finsternißen p.p. zu beschreiben? Aber es gehört ein Zschoke[!] dazu. 130

Der Inhalt eines Kalenders kann belehrend und ernsthaft oder er kann aufmunternd und belustigend seyn.

An erstem findet die gemeine Volcks Claße kein Behagen. Sie will unterhalten seyn. Das Land Volk ist entwöhnt von den Aspect und Erwählungs Zeichen, vom Aderlaß Männle p.p. Man hat es darüber aufgeklärt als man solche weg ließ. 135

Würde der Basler hinkende Botte ganz zum Muster für die Zukunft gewählt, welcher noch das Aderlaß Männle und die Zeichen enthält, in welcher gut Haar und Nägel abschneiden ist, so möchte das Kurfürstliche Wappen und der Druck Ort Carlsruhe wegzulassen seyn. 140

Manche Kalender die in Norddeutschland herauskommen, und der Schweizer Botte, verdienen in Rücksicht der Volcks Aufklärung wohl ehender Nachahmung als der Basler hinkende Botte. /11/

Politische Begebenheiten, Mord und Diebs Gesehichten, Schatz Gräbereyen, Geister Beschwörungen mit Holzschnitten aus staffirt, Volckslieder, lustige Aneckdoten sucht der Bauer im Kalender. 145

Von ihm wird noch immer der Eulenspiegel, Ritter Florenz pp auf braunes schlechtes Pappier gedruckt, die auf Jahr Märkten verkauft werden, lieber gelesen als eines Schillers oder Wielandts Schriften auf Velin gedruckt.

150 Man kann ihm ja wohl gönnen in den Winter Abenden aufm Ofenbank, über der Lecture eines nach seinem Geschmack geschriebenen Kalenders einige Stunden die Mühseeligkeiten des Lebens zu vergeßen.

Aber mit Vorsicht möchten Diebs und Mord Geschichten zu wählen und am Ende einer jeden schauervollen Scence moralische Bemerkungen einzuschieben und  
155 die Gegenstände, theils aus den neuesten Vorfällen herauszuheben, theils aus Meißner Kriminal /12/ Geschichte zu entlehnen seyn.

Da auch Bürger in Städten und Professionisten den Kalender lesen, so möchte auch etwas von Handwerks Misbräuchen, von Technologie, allgemein nützlichen Erfindungen u.d.g. einzurücken seyn.

160 Eine kurze Übersicht der politischen Begebenheiten des zurückgelegten Jahrs würde jedem Kalender Käufer willkommen seyn. Die Fertigung einer solchen ist aber eine sehr kützliche Arbeit.

A[nn]o 1791. zog ich aus einem beliebten allenthalben gelesen werdenden Blatt, die Übersicht der politischen Begebenheiten mit Weglaßung jeder Stelle, welche ich fürs gemeinere Publicum nicht geeignet erachtete, um sie in den Kalender  
165 einzurücken. Sie paßirte die Censur, wurde gedruckt und mit dem Kalender ausgegeben.

Ein französischer Ausgewanderter der sich in Baden aufhielt, sahe einen dieser Kalender, beschwerte sich über einige Stellen und bewirkte, daß vom Kurfürstl. Geheimen Rath der Befehl gegeben /13/ wurde, den betreffenden Bogen von allen  
170 Buchbindern zurück zu fordern und einen andern dagegen drucke zu laßen.

Monats Vignetten findet man selten mehr in andern – nur noch in Schweizer Kalendern.

Es war einmal die Sprache davon, daß Kinder sie gerne hätten. Ich zog Erkundigungen ein und mir wurden die hier beygefügt als Muster geschickt, wovon  
175 eines in Buchs geschnitten 2.f. 30.xr. kostet.

Der ganze Aufwand würde also auf 30.f. kommen, aber mehrere Jahre würden die Figuren benutzt werden können.

Die im Schweizer Botten mit der Nativitätstellung sind nach-ahmungswürdig, ohne diese würden sie zwecklos im Kalender stehen und nur die Kosten vermehren.  
180

Wenn die Bearbeitung der Kalender Aufsätze einem Mann übertragen wird, der dazu Willen und das Talent hat im Volckston zu schreiben, so könnte ihm wohl ein Honorar von 6.f. vom gedruckten Bogen /14/ verwilligt werden.

Von Zeit zu Zeit möchten fremde Volcks Kalender zu beschreiben, die beßeren Ideen daraus zu benutzen und in der gewählten Volcks Sprache vorzutragen seyn. Denn von einem Mann, der nicht Welt und Menschen Kenntniß in hohem Grad besitzt, kan man nicht alle Jahre neue interessante Gegenstände erwarten. Selbst Zschoke benutzt Gedanken aus fremden Schriften. 185

Öfters Abwechseln in der Einrichtung des Kalenders ist dem gemeinen Mann zuwieder. 190

Es äußerten manche ihre Unzufriedenheit, als sie die Märkte nicht mehr in alphabetischer Ordnung beisammen die Anzeige der Tag und Nacht Gleichen und verschiedene Namen nicht mehr dafanden, wo sie solche zu suchen gewohnt waren.

C. Absatz des Land Kalenders 195

In den Ober Aemtern Röttein, Badenweiler und Hochberg sind die Unterthanen so an den Land Kalender gewöhnt, /15/ daß sie solchen willig von den Vorgesetzten annehmen, der aber, nach altern Gebrauch, erst am Stephans Tag [26. Dezember – FV] pflegt ausgetheilt zu werden.

Die dortigen Buchbinder halten neben dem Land Kalender keine andern fremden Kalender, als die welche in Basel herauskommen, und wo einer von diesen angetroffen wird, findet man sicher auch den Karlsruher Kalender. 200

Im Unterland, wo vor 12. Jahren die größte Unordnung beim Absatz des Land Kalenders besonders deswegen herrschte, weil deßen Debit den Buchbindern überlaßen war, die zugleich mit allen möglichen fremden Quart Kalendern handeln, und weil fremde Haußsire auf den Dörfern mit Reuttlinger Kalendern herumgingen, wurde dem Unweßen, durch die Geheime Raths Verfügung vom 15te Aug. 1798. No. 1440. Schranken gesetzt. 205

Nach solcher ist jede Haußhaltung, welche einen Kalender anschaffen kan, schuldig /16/ und gehalten einen Land Kalender à 4.xr. Anzunehmen. 210

Es wurde hierauf das Austheilen derselben denen Vorgesetzten übertragen und bisher Niemand durch Hatschier zu deren Annahme gezwungen.

Nur in der *Stadt* Durlach werden durch den Hatschier Stengel die Land Kalender herumgetragen, solche aber Niemand aufgedrungen.

Auf solche Art wurde auch im Unterland stärkerer Absatz erzielt. Erst durch die von vielen mißverstandene Verordnung vom 21te Merz 1805., welche im Regierungs Blatt No. 11 eingerückt ist, wurde die Meynung herrschend daß man an den Land Kalender nicht mehr gebunden seye, sondern statt diesem hier approbirte fremde Kalender sich anschaffen dürfe. 215

Die fremden Kalender Verleger ziehen aus diesem Volcks Irrthum Nutzen. Sie geben ohnapprobirte Kalender an die Händler ab, und diese haussiren damit im Lande herum. 220

Die Unterthanen kaufen von ihnen /17/ weil sie dem Kalender nicht ansehen ob er von der Kurfürstlic[hen] Sanitäts Comiſſion approbirt ist oder nicht.

225 Von einem mal, als der Kalender erst im 8br. fertig, und im Land herumgeschickt wurde, kan nicht gefolgert werden, daß er alle Jahre spät erscheine.

Immer wird er im August oder September fertig, aber von den Vorgesetzten erst nach Weynacht ausgetheilt, so sehr ich auch imer dagegen geeifert habe. Die Vorgesetzten entschuldigen sich damit, daß die Leute sie nicht früher wollen.

230 Nur das Amt Stein verlangt sie frühe, um dem Haußiren mit fremden Kalendern zuvor zu kommen. Wenn, wie es schon oft der Fall war, es am Manuscript fehlt, so wird der Druck, folglich auch die Versendung des Kalenders verspätet.

D. Verzicht auf das Kalender Privileg.

Es würde zuviel gewagt seyn, im Vertrauen auf starken /18/ Absatz eines beßer bearbeiteten Kalenders, auf den ausschlieslichen Verlag aller Kalender im Lande zu verzichten.

Man mache vorher die Probe mit einem hinkenden Botten, oder einem Kalender unter anlockendem Tittel ob er in und außer Land Abgang finde. Fällt das Resultat nach Wunsch aus, alsdenn mag auch der Zwang bei dem wohlfailem privilegirten Land Kalender aufgehoben werden.

Ehe das Surrogat für den vom L. Kalender abfallenden Gewinn gesichert ist, wird es wohl nicht rätlich seyn auf das Kalender Privileg Verzicht zu leisten.

Als Pappier und Druck noch wohlfail waren und die Kalender in der Frohnd von hier in die Ober Ämter verführt wurden zahlte der Pächter des Gymnasien Privilegs 565.f. Canon zur Gymnasiums Haupt Verrechnung, die er größtentheil an dem Kalender gewinnen konnte.

Seit 12. Jahren, als Pappier, Druck und Fuhrlohne stiegen, keine Frohndfuhren mehr statt fanden, zahlt die Gymnasien /19/ Bücher Niederlage an die Gymnasiums Haupt Verrechnung noch immer 565. f. Canon, wie ehemals die Pächter, welche  
250 in wohlfailem Zeiten diesen Canon nicht mehr herauszubringen wußten.

Möge dieser Umstand nie außer Acht gelaßen, und bey allen künftig vorgenommen werdenden Veränderungen im Gymnasiums Verlag berücksichtigt werden!

Es ist nicht so leicht, als viele glauben mögen, diesen Canon herauszuschlagen. Die gröste Aufmerksamkeit mit vieler Mühe verbunden gehört dazu.

255 Andere Kalender Verleger haben Vorteile, die das Gymnasium nicht hat.

Wenn Decker zu Basel, der Verleger des ältern hinkenden Botten und Selbstdrucker und Buchhändler ist, an 5/m Kalender 1/4. gewinnt, so muß er nach der Regel an 10/m nicht 1/3., nur sondern mehr als die Hälfte gewinnen. Denn alles was er über seine baare Auslage bezieht, ist für ihn reiner Gewinn, denn er darf keinen Canon oder irgend /20/ eine Abgabe davon zahlen.



Er hat so viele Vortheile die er keinem fremden sagt.

Ich habe deren mehrere entdeckt, wovon ich nur den anführen will, den ich mit Beweisen belegen kann.

Man glaubt er trage die Kosten der Holzschnitte allein. Keineswegs! Er steht mit anderen Kalender Verlegern im Verkehr. Diese zahlen ihm die Hälfte der Kosten, oder er druckt ihnen gegen Zahlung dieselben Holzschnitte die er im hinkenden Botten hat. 265

Im Collmarer hinkenden Botten findet man einige Holzschnitte, die im Baßler hinkenden Botten sind. Die andern z.B. die Vorstellung der Krönung Napoleons trifft man im französischen hinkenden Botten an, der im Paye de vaud oder in Bern heraus kom[m]t. 270

Scholer zu Baßel konnte sich von seinem hinkenden Bozzen keines Gewinnsts rühmen. Er ist zu Grund gegangen. Das Gymnasium hat über 100.f. an ihm verlohren, und das /21/ Baßler Allmosen ihn bis an seinen erfolgten Tod erhalten.

Wie stark Deckers Kalender Auflagen sind und wie viel er von beeden davon außer Landes absetzt, ist mir unbekannt. Aber das weis ich, daß er in den Kurfürstlichen Oberlanden dem Land Kalender keinen Abbruch thut. Die vermöglichen Oberländer kaufen gewöhnlich in der Baßler Meße für ihre Kinder den hinkenden Botten. 275

Hingegen finden die Reutlinger und Nürnberger Kalender in den Kurbadischen Unterlanden starken Absatz, so daß man in manchen Häusern nur diesen, keinen Badischen antrifft. 280

Den Nürnberger sahe ich zum Hohn des hiesigen genealogischen Kalenders auch in diesem Jahre wieder auf den Canzleien austheilen.

Von dem Reutlinger Kalender werden jährlich 70/m aufgelegt, daher der wohlfailere Preiß. 285

Im Badischen sollen davon /22/ jährlich gegen 15,000 abgesetzt worden seyn. Seit der gewiß schönen verbesserten Einrichtung aber hat der Debit deßelben sehr stark abgenommen. Die Stuttgarter Kalender wovon jährlich mit dreierley Titteln 38. bis 40/m aufgelegt werden, finden im Badischen keinen Absatz. 290

Karlsruhe im Merz 1806.

Kam[m]errath  
Jaegerschmid

3 J.P. Hebel: Meine weitem Gedanken über eine vortheilhaftere Einrichtung des Calenders.<sup>1076</sup>

Zufolge einem Verehrlichen Auftrag lege ich zu meinem Gutachten vom 18ten Febr. d.J. über eine vortheilhaftere Einrichtung des Calenders meine durch des Herrn Kam[m]errath Jägerschmidts Bemerkungen veranlaßten weitem Gedanken einer hähern Prüfung in Bescheidenheit vor.

5 Meine Wünsche u. Vorschläge in dem Gutachten gingen zwar einzig dahin, daß unser Calender

*zuerst* u. *vorzüglich*, dem Publikum für welches er bestim[m]t ist, angenehmer u. interessanter gemacht, und dadurch eine willigere, folglich reichere u. für den Fond ersprießlichere Abnahme erzielt werden möchte,

10 *zweitens* u. *nebenbey*, daß derselbe auch außer seinem Zwang=Bezirk in und außer dem Curstaat Beifall finden, u. mit den dort eingeführten Calendern ebenso in Konkurrenz kom[m]en möchte, wie iene ausländischen innerhalb seines Zwangbezirkes mit ihm, da der Verlagsfond durch die blos *passive* Konkurrenz *im Land* den sichtbaren Nachtheil hat, wen[n] derselbe nicht auch durch einen *aktiven[!]* *im Aus-*  
15 *land* wieder ersetzt werden kan[n].

Meine Voraussetzung, daß diese beiden Zwecke bis ietzt noch in das lange Register from[m]er Wünsche gehören möchte[n], gründete sich theils auf die bey Eröffnung der ietzigen Calenderkom[m]ission von dem damaligen preiswürdigen /1/ Direktorio mündlich gegebene, (vielleicht auch in den Akten aufgenom[m]ene) Äuße-  
20 rung, daß der Calender in der Konkurrenz mit so vielen fremden von Jahr zu Jahr weniger Beyfall u. zu merklichem Nachtheil des Fonds geringem Absatz finde, theils auf die Besorgniß, daß die neuern Jahrgänge des Calenders seit iener Zeit dem Übel noch nicht abgeholfen, vielmehr in einigen Hinsichten dasselbe vermehrt haben möchten, wen[n] nicht Erfahrungen für das Gegentheil bewiesen.

25 Aus den Bemerkungen des HI.[?] KR. Jägerschmidt[s?] scheint zu erhellen, daß

*entweder* iene eine Zeitlang verspürte Abneigung gegen den Landescalender u. Vorliebe für ausländische nur zufällig veranlaßt, folglich auch vorübergehend war,

*oder* daß die neuern Veränderungen in dem Calender u. der In[n]halt u. Ton  
30 unsrer Aufsätze dem mehriährigen Mißvergnügen des Volks wirklich abgeholfen haben, – indem bemeldte auf Erfahrung gestützte Bemerkungen deutlich aussprechen,

1, daß in den Oberlanden der Landescalender überal willig angenom[m]en werde, und nur neben diesem die in Basel herauskom[m]enden gehalten werden,

1076 GLA 234/812, Bl. 30-33. Zit. n. Voit: Landkalender. S. 167-172. – Unterstreichungen Hebels sind durch Kursivdruck ersetzt.

- 2, daß nach zweckmäßigen Vorkehrungen seit 1798 auch im Unterland ein 35  
 stärkerer Absatz erzielt werde, und  
 3, blos durch Mißverstand einer Verordnung von 21. Merz 1805, fremde Ca-  
 lender daselbst wieder einen stärkern Absatz gefunden haben.

Unter diesen befriedigenden Umständen, und da man ohne Noth auf keinen  
 Gewin[n] durch Calenderhandel im Ausland wird spekuliren wollen, scheinen die 40  
 Vorschläge meines Gutachtens vom 18tn Febr. größtenteils ganz über /2/ flüßig, und  
 kein dringender Grund vorhanden zu seyn, von der Zeit u. Kosten ersparenden Ein-  
 richtung des Calenders, wie er dermalen aussieht, abzuweichen.

Aber es ist eine erfreuliche Arbeit, etwas beizutragen, daß auch das Gute noch  
 besser, u. das Gefällige noch gefälliger u. wo möglich das Einträglichke noch einträgli- 45  
 cher werde, und der in den Bemerkungen pp.[?] enthaltene u. mit den Vorschlägen u.  
 Wünschen des Gutachtens vom 18 Febr. dem ersten Anschein nach ganz überein-  
 stim[m]ende Rath, neben einem ganz wohlfeilen Calender für 3 xr, allenfalls die Aus-  
 gabe eines historischen mit Aushängschild u. Holzschnitten gezirten a 8 xr zu versu-  
 chen, wäre für diese Absicht eine willkom[m]ene Erscheinung, wen[n] nicht derselbe 50  
 durch manche umsichtige u. von Erfahrungen abgeleitete Besorgniß wieder einge-  
 schränkt würde, nach welchen ein Theil der zur[?] Sprache gebrachten Vorschläge  
 [gestr.: als] *nicht nöthig*, ein anderer u. das Ganze in verschiedener Rücksicht nicht  
 rathsam u. die Gleichstellung unsres Calenders mit dem hinkenden Botten an Fülle  
 u. Ausstattung zu gleichem Preis *nicht einmal ausführbar* zu sein scheint. 55

1, *Nicht nöthig* wird allerdings die Wiedereinführung des Rothen, des übrigen  
 alten Calenderscherwenzels, u. die Rücksicht auf manche andere empfehlende Eigen-  
 schaft des C. wen[n] bey der allmählichen Veränderung desselben bis zu seiner ietzigen  
 Gestalt, das Schweigen des Volks (falls alles schweigt, was man hier nicht hört) u. die  
 willige Annahme als tröstlicher Beweis kan[n] angesehen werden, die Ansichten des 60  
 Volks seien über diese Gegenstände in neuern Zeiten wirklich ver-/3/ nünftiger ge-  
 worden. Allein dis scheint doch nicht so entschieden, daß nicht noch an die Möglich-  
 keit gedacht werden kön[n]te, iene scheinbare Zufriedenheit sey nur ungünstige  
 Gleichgültigkeit gegen den C. und lange Gewohnheit, ihn alle Jahre verändert,  
 wen[n] auch nicht im[m]er vervollkom[m]net zu erhalten. Mir wenigstens scheint 65  
 aus allen Erfahrungen nur so viel zu erhellen, daß das Volk den Calender, den es ha-  
 ben muß, – *schwarz* pp. auch annim[m]t, wenn es ihn *roth* pp. nicht haben kan[n].  
 Aber wen[n] einmal der nemliche Calender in zweierley Ausgabe mit u. ohne *Rothe*  
 ausgelegt würde, so ist nicht wohl zu zweifeln, daß fast ieder Käufer auf dem Lande  
 zuerst nach dem rothen greifen würde, nicht blos aus der kindischen Freude an der 70  
 Farbe, sondern aus einem bessern Grund. Seinem Auge, mit dem er nicht so leicht,  
 wie geübte Leser, eine ganze Seite in einem Blick überschauen, u. was er suchte, auf-  
 haschen kan[n], erleichtert das Rothe, wenn es zweckmäßig angebracht u. vertheilt

wird, die schnelle Übersicht seiner Monatstafel, u. das augenblickliche Finden der  
75 Gegenstände, nach denen er am öftersten sucht.

Eben so, wen[n] der nemliche Calender, oder die heilige Genoveva mit bemerkbar besserm Papir u. Druck, und mit geringerm zum nemlichen Preis ausgeboten würde, ist [gestr.: nicht] wieder nicht zu zweifeln, daß alle Käufer ohne Ausnahme das bessere wählen würden.

80 Endlich wen[n] wieder der nemliche in zwey Ausgaben, mit und ohne Aspekten, Nativitäten pp. vorgelegt würde, ist abermal nicht zu zweifeln, daß bey weitem der gröste nemlich der minder u. gar nicht aufgeklärte Theil des Volks eine entschiedene Vorliebe für den ersten verrathen würde. Sind aber diese Voraussetzungen richtig, so ist zu fürchten, daß gegen so manchen Kalender, der *alle diese* und mehrere  
85 Wünsche u. kleine Freuden des Volks [gestr.: erfüllt] nach Verhältniß seines Preises möglichst erfüllt, der Landkalender, der sie ihm bis ietzt nach Grund- /4/ satz und Plan *fast alle* versagt, in einigem Unwerth stehen müsse, und die in den Bemerkungen pp. mitgetheilte auffallende Erfahrung, daß mit Ausschluß des Amtes Stein im ganzen Lande der Calender nirgends eher verlangt u. angenommen wird, als bis man ihn  
90 haben muß, während die ausländischen hie u. da begierig gekauft werden, so bald man sie haben kan[n], ist sie nicht ein lauter und unwidersprechlicher Beweis von einer allgemeinen Gleichgültigkeit gegen den Calender, u. eine dringende Aufforderung, wen[n] es irgend eine gibt, auf eine baldige zweckmäßige Reform desselben bedacht zu sein?

95 Wen[n] übrigens [gestr.: all] die ganze disjährlige Auflage des C. nicht nur an Güte des Papirs sondern auch an Schwärze u. Reinheit des Druckes dem eingeschickten *Probebogen* gleicht, wie zu glauben ist, und die künftigen ihm nach Umständen ohngefähr gleichen werden, wie zu hoffen ist, so ist dieser Hinsicht nicht mehr zu wünschen übrig. Aber

100 2[,] nicht einmal *rathsam* scheint eine vorgeschlagene Bereicherung des Calenders in merkantilisch oekonomischer Hinsicht nach den mißlungenen ältern Versuchen Macklotts u. Müllers und dem neuesten von Sprinzing. Sollten aber die fehlgeschlagenen Hofnungen dieser zwar sachkundigen Männer, näher betrachtet, hinreichend seyn, Mut u. Hofnung nieder zu schlagen?

105 Macklotts Versuch, den C. durch weisseres Papir verkäuflicher zu machen, ist offenbar zu partiell u. eingeschränkt, u. beweist nichts gegen die Hofnung den nemlichen Zweck durch eine Totalreform zu erreichen.

Müller hat warscheinlich *zu viel* gethan, als er einen Cal. ausgab, der nicht unter 12 *xr* kon[n]te erlassen werden. Alles Ding hat Maß. Ausserdem war die Geschichte u. Geographie des Nordamerikanischen Freystaates, die ihn gröstentheils  
110 ausfüllte, für /5/ ein aller übrigen Geschichte u. Geographie unkundiges Publikum übel gewählt. Das Volk will Kürze und Man[n]igfaltigkeit der Aufsätze, u. die Erzäh-

lungen müssen ihr eigenthümliches Interesse in sich haben, bey dem dem Leser alles übrige, was er von der Person, oder dem Ort *nicht* weiß, ganz gleichgültig seyn kan[n].

115

Sprinzings zwey Erfahrungen, wen[n] ihm von seiner ersten ganz *schwarzen* Ausgabe 6/m Stück, aber auch von der nächsten *rothen* wieder eben so viel liegen bleiben, heben einander auf. Man muß vermuthen, daß irgendeine andere Ursache, mit welcher die Farben in keinem Zusammenhang stehen, im Spiele war, u. es folgt aus dem Faktum, gerade so viel, als in den Bemerkungen zu nächst daraus geschlossen wird, daß man sich irren würde, wen[n] man glaubte, daß die rothe Farbe (allein u. unter allen Umständen) den Calender verkäufl. machen[!].

120

Überhaupt ist bey allen Versuchen dieser Art nicht zu vergessen, daß die Erfahrungen des ersten, auch vielleicht noch des zweyten u. selbst des dritten Jahres nicht entscheiden. Auch der beste Calender, wen[n] nicht zu seiner schnellen Verbreitung besondere Wege eingeschlagen werden, wird im ersten Jahr, und bis er *durch sich selbst* Bekan[n]tschaft u. Credit erworben hat, noch keinen reißenden Absatz finden, da [gestr.: es] einerseits es für solche Schriften und ihre Leser keine Allgemeinen Literaturen Zeitungen gibt, anderseits der Calender selbst seiner Natur nach nur wenige Monate lang verkäufl. bleibt. Wer ihn noch im Februar des *laufenden* Jahres kennen lernt, kauft ihn schon nicht mehr, wohl aber, wen[n] er gefällt, und gerühmt wird, im folgenden. Daher würde es auch allerdings sehr zu rathen seyn, wen[n] für den *freyen* Verkauf eines solchen Calenders eine Ausgabe versucht werden wollte, nicht mehr Exemplare im ersten Jahr drucken zu lassen, als zur Deckung der Kosten u. vortheilhaften Bekan[n]tmachung [gestr.: zur zu] durch zweckmäßige Vertheilung nöthig ist. Der Erfolg wird alsdan[n], wan[n] dieses geschieht, von einem Jahr zum andern lehren, was für die künftigen zu hoffen und zu wagen ist. Übrigens gestehe ich gern, daß zumal bey der großen Menge u. Konkurrenz solcher Schriften, ein Unternehmen dieser Art Schwierigkeiten haben kan[n], die nur der Man[n] ken[n]t u. zu berechnen vermag, der sich mit dem Geschäft selber befaßt. – Aber auch

125

130

135

140

*nicht rathsam* selbst in Ansehung der Ehre scheint dem Hln.[?] Verfasser der Bemerkungen p[p] und mir das Unternehmen zu seyn, wen[n] der basler hinkende Botte ganz zum Muster für die Zukunft gewählt werden sollte – Es ist mir leid, wen[n] ich mich mißverständlich ausgedrückt habe in dem Gutachten. Ich glaubte, den h. Botten nicht als das Muster eines guten Calenders, sondern als einen sehr beliebten Calender aufzustellen, werth um von ihm zu lernen, [gestr.: nich] *was* man dem Volk, nicht aber *wie* man es ihm geben müsse. Selbst die historischen Lesartikel müßten viel zweckmäsiger gewählt, populärer, sinniger, reiner und unter einer lustigen Außenseite lehrreicher bearbeitet werden, als dort geschieht, und die stehenden Artikel von Nativitätsstellung, Aspekten pp nach der angegebenen Zschockischen Manier so bearbeitet werden, daß nicht der Aberglaube befestigt u. genährt, vielmehr

145

150

[gestr.: ent] allmählich entkräftet, und der eigenthümliche Geschmack des Volks, theils um des lukrativren Absatzes willen, theils für die Erreichung edlerer Zwecke unschädlich befriediget würde. Druckort u. Wappen müßten vor diesem Calender so  
 155 unbedenklich stehen dürfen, als bisher vor unsern ernsthaften Belehrungen und mancherley Späßlein. Endlich

3, *nicht einmal ausführbar* scheint das Unternehmen, wen[n] der LandesCalender dem h. Botten (neben dem bessern In[n]halt) an Fülle, Ausstattung u. Preis gleich kom[m]en soll, da der Verleger von diesem sich eige- /7/ ne Vortheile gemacht  
 160 hat, die nur in seiner Lage möglich sind. Einer derselben ist augenscheinlich, seine Holzschnitte kom[m]en in andern Calendern, wohin er sie wieder verkauft, zum zweitenmal vor. Aber dieser Vortheil scheint ganz *neu* zu seyn, und nur an die Stelle eines *alten* zu rücken, den sich ieder andere Verlag auch verschaffen kan[n]. Decker legte die alten Holzschnitte, wen[n] sie noch brauchbar waren, sonst zu *eigenem* zwei-  
 165 ten Gebrauch zurück. Wenigstens kam öfters nach mehreren Jahren genau die nemliche Tafel wieder. Das nemliche arme Städtlein mußte zu allen Feuersbrünsten im Süd und Norden herhalten, und wie manche Theatergesellschaft, so hatte er zu allen Mordscenen nur einen Wald und im[m]er die nemlichen Akteurs. Ebenso glaublich ist es, daß er noch mehrere Vortheile der Zeit u. Erfahrung abgewonnen hat, wovon  
 170 mir unterdessen *einer* bekan[n]t geworden ist. Er läßt die Calender durch seine eigenen Mägde u. Jungen heften, der Buchbinder, der sie nur noch zu beschneiden hat, kom[m]t ins Haus, u. erhält für 12. Stück nur 2. Rappen, folgl. für 60, erst 4. Kreuzer. Aber so wie ieder unternehmende u. betriebsame Man[n] in seinen eigenen Verhältnissen eigene Vortheile hat, oder finden kan[n], sollte nicht ebenso das Gymnasium als öffentliches Institut im Besitz seiner Privilegien u. anderen Vergünstigungen  
 175 wieder seine eigenen Vortheile haben u. noch finden können, die hinwieder keinem Privatunternehmer möglich sind? Ich kan[n] keine angeben. Sie springen nicht entgegen. Nur Zeit u. Erfahrung läßt sie den Suchenden finden.

Schließlich wiederhole ich den Wunsch, die Bearbeitung des Calenders, was  
 180 auch sonst beschloßen werden mag gegen ein erkleckliches u. aufmunterndes Honorarium einem geistreichen u. sachlustigen Man[n] zu übergeben, der selber auf dem Lande lebt. Wie [gestr.: dieser] ein solcher gewiß verständlicher, lehrreicher u. unterhaltender mit dem gemeinen Landman[n] sprechen kan[n] als der gelehrteste Professor aus der Stadt, also wird er ihm gewiß auch einen ansprechendem und zweckmäßi-  
 185 gem Calender geben.

Carlsruhe d.17.ten Jun.

1806

J.P. Hebel

4 J.G. Hertzberg: Directorial Bemerkungen die den disseitigen Land Kalender zu gebende bessere Einrichtung betr.<sup>1077</sup>

Es ist eine alte Klage, daß unser Land Kalender das nicht sey, was ein wohleingerichteter Land Kalender seyn soll. Ein solcher Kalender soll das Volck belehren, während es bloß angenehm unterhalten und belustiget zu werden glaubt. Die Aufsätze und Nachrichten, die dem eigentlichen Kalender angefügt werden, sollen unter dem Landvolck herrschende irrige Vorstellungen berichtigen, ihm zunächst interessante u. 5 nützliche Kenntnisse allmählig verbreiten und demselben, besonders für die Winter Abende eine unterhaltende lecture gewähren. Die Materie muß daher mit Kenntniß des Volcks und mit Rücksichtnahme auf dessen Geistesbedürfniß und Fassungsgabe und Eigenheiten gewählt, das Belehrende mit dem Angenehmen gemischt u. das Gesagte in einer populären und gemeinfaßlichen in der s.g. Volckssprache gesagt werden. 10 Daß unser Landkalender, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, einer großen Vervollkommenung empfänglich sey, ist klar. Diese Vervollkommenung hatte man auch schon seit vielen Jahren im Auge; man constituirte eine Kalender Deputa- /1/ tion und vertheilte die Beiträge; der Erfolg entsprach aber der Absicht nicht. Die Beiträge wurden weder der Qualität noch der Quantität nach gehörig und gewöhn- 15 lich zu spet geliefert, so, daß das Ganze dem Hl. KRath Jägerschmidt auf den Schultern liegen blieb, dem das Zeugniß nicht versagt werden kann, daß er auch hier sein Mögliches zur Beförderung des Interesse des Gymnasiums gethan habe, Es ist nicht zu bezweifeln, daß unserm LandCalender ein allgemein anerkannter Vorzug vor dem Heer seiner Collegen, die ihm selbst in seinem Vaterland einen Theil seiner Kund- 20 schaft bisher wegschnappten, gegeben werden kann und es ist gewiß, daß ihm dieser Vorzug gegeben werden müsse, wenn er fortkommen und sein Absatz dem Gymnasium gedeihlich werden solle, denn an eine zwangsweise Einführung, selbst in den neu angefallenen Ortschaften, ist nicht zu denken. Wir müssen uns empfehlen und beliebt machen, wenn wir bestehen und fortkommen wollen. Zu dem Ende kam eine 25 zweckmäsiger Einrichtung des Kalenders ohnlängst wieder zur Sprache. Die hierbei von Hl. KR. Hebel gemachten und durch dessen Gutachten weiter veranlaßten Bemerkungen und Vorschläge sind /2/ im wesentlichen folgende

1, man gebe dem Kalender einen einladenden, ein allgemeineres Interesse erregenden Namen 30

2, man lasse den Plan der Stadt Karlsruhe künftig hinweg

---

1077 GLA 234/812, Bl. 37-40. Zit. n. Voit: Landkalender. S. 173-176. – Die Akte trägt kein Datum, war aber wohl unmittelbar als Vorlage zur Kirchenratssitzung am 14. Januar 1807 verfasst worden.

- 3, man behalte den wieder aufgenommenen rothen Druck bei
- 4, man nehme 12 Monats Vignette und einen oder 2 Holz Abdrucke auf
- 5, man drucke die Monate wieder hinter einander auf 6 Blätter
- 35 6, man füge die Jahrmärckte dem Kalender in alphabetischer Ordnung wieder an
- 7, man gebe ihm eine größere Bogenzahl und
- 8, einen eigenen, dazu geeigneten Redacteur
- 9, man fördere seinen Druck so, daß er im Sommer schon erscheinen und sich bekannt machen könne

40 Die Realisierung dieser Vorschläge und Wünsche kann, meiner Einsicht[?] nach, keinen Anstand finden und der Erfolg, ein dem Lande mehr Ehre machender [gestr.: Volcks Kalender], dem großen Haufen nützlicher u. angenehmerer und dem Gymnasium einträglicherer Volcks Kalender scheint mir des Versuchs werth zu seyn; nur sollte ad 1) ein, nicht allzu sehr ins /3/ comische fallender Titel gewählt werden

45 und ad 4. u. 7. muß der Bedacht zugleich dahin genommen werden, daß der Preiß des Kalenders nicht über 5, wenigstens nicht höher als auf 6 xr steige, auf welchem Preiß dermalen auch die Kalender im Württembergischen mit dem allda eingeführten Stempfel stehen sollen. ad 5 und 6 muß ich noch ins besondere bemerken.

Der Druck der Monate hinter einander oder auf 6. Blättern wird deswegen

50 gewünscht, weil es in den meisten Kalendern so gehalten werde, der Druck des Rothen dabei gewinnen und alsdann die Aufsätze im Zusammenhang fortlaufen könnten. Die Anzeige der Jahrmärckte nach Monaten soll Unzufriedenheit erregt haben weil man nun erst wissen müsse, in welchen Monat ein Jahrmarckt falle, ehe man ihn suchen oder wenigstens leicht finden könne, weil jezt mehrere Orts Nahmen so oft

55 gedruckt werden müssen, als [wie] viel Jahrmärckte jeder Ort habe und Anhangsweise wünscht der Gymnasien Verlag dieselbe drucken lassen zu dürfen, weil alsdann auch diese Anzeige von allen Kalendern die liegen bleiben, fürs künftige Jahr aufbehalten und sodann wieder benutzt werden könnte.

Daß der Kalender mehr Glück machen werde, wenn seine Redaction Einem

60 Mann und zwar einem Mann, der sich zum Volckschriftsteller legitimirt hat, übertragen würde, ist nicht zu bezweifeln und eben so wenig, daß Hl. KR. Hebel der Mann dazu sey. Ich trage daher darauf an, daß derselbe ersucht werde, sich dieser Redaction zu unterziehen. Ob demselben vor der Hand nur im allgemeinen ein billiges Honorarium oder sogleich ein bestimmtes, das dermalen in 11 f. p. Bogen bestehen und mit

65 dem Steigen des reinen Ertrags in der Folge erhöht werden könnte, angeboten und zugesichert werden sollte, muß ich denen überlassen, die ihn genauer kennen, als ich. Mit diesem Auftrag kann zugleich die Resolution über obige Vorschläge zu verbinden, zugleich aber dem Hl. KR. Hebel bemercklich zu machen daß man ihm übrigens die ganze innere Einrichtung des Kalenders lediglich überlasse, nur aber wünsche,

70 daß der Titel nicht ins allzu comische falle, daß der Preiß desselben höchstens



auf 6 xr komme und daß auf gemeinnützige technologische und auf Landes Cultur Beziehung habende Erfindungen und Ver- /4/ ordnungen, desgl. auch der neueste Post Tarif eingerückt werden möchte – daß er sich ins besondere demnächst mit Hl. KR. Jägerschmidt über das erforderliche Papier, weil solches in Kurzem bestellt werden müsse, über den wahrscheinlich festzusezenden Kalender Preis und über die Holz Abdrücke, als die von ihm, als redacteur angegeben werden müsten, besprechen und von dem hiernach vorlaufig entworfenen Plan über die Einrichtung des Kalenders im Großen möglichst bald die Anzeige anher machen möchte, damit sofort das nöthige Papier bestellt und mit dem großh. GRaths Collegio über alle diese, in Ansehung des Land Kalenders zu machenden Aenderungen die gebührende Communicatum geflogen werden könne. Endlich dürfte[?] demselben auch noch zu erkennen zu geben seyn, daß, falls er die Betrachtungen über die Welt Körper nicht ebenfalls selbst sollte übernehmen wollen, man den HR. u. Prof. Böckmann auffordern werde, auf Sondierung des Gelehrtern von dem gemein interessanten und faßlichen und auf größere Popularität in der Fassung künftig mehr Rücksicht zu nehmen. Von dem was an Hl. KR. Hebel /5/ erget, wird Hl. KR. Jägerschmidt mit dem Anfügen Mittheilung zu thun seyn, daß auf eine zwangsweise Einführung des disseitigen Land Kalenders in den angefallenen Ritterschaftlichen Orten nicht zu rechnen und mehr nicht als etwa eine Kalender Sperre gegen den Reutlinger Württembergischen Kalender auf den Fall durchzusezen seyn werde, wenn Württemberg gegen den disseitigen Kalender sperren sollte.

Hertzberg



III VERZEICHNISSE

1 Abbildungsverzeichnis

Im folgenden Abbildungsverzeichnis werden die in der Dissertation abgebildeten Grafiken mit der jeweils dazugehörigen Quelle, sowie der betreffenden Seitenzahl aufgelistet. Die in eckigen Klammern stehende Abkürzung 'Q' gibt bezüglich der Quelle oder über den Erstdruck des jeweiligen Bildes Auskunft, wobei Eigenproduktionen durch die Sigle 'E.P.' kenntlich gemacht werden. Bezeichnet das Kürzel 'S:' ferner den Skalierungsgrad des Druckes in Abhängigkeit von der Originalvorlage, so wird bei so genannten Eigenproduktionen auf diese Angabe verzichtet, da diese Grafiken immer in voller Auflösung dargestellt werden.

Abb. 1:	Übersicht der Vorgehensweise [Q: E.P.].....	8
Abb. 2:	Titelvignette 1803 [Q: BL 1803. S: 50%].....	93
Abb. 3:	Titelvignette 1808 [Q: RH 1808. S: 70%].....	94
Abb. 4:	Astronomische Kalender-Practik auf das Jahr 1803.....	95
	[Q: BL 1803. S: 43%]	
Abb. 5:	Astronomische Kalender-Practik auf das Jahr 1803 .....	95
	[Q: BL 1803. S: 43%]	
Abb. 6:	Kalendarium 1803 [Q: BL 1803. S: 50%].....	96
Abb. 7:	Kalendarium 1803 [Q: BL 1803. S: 50%].....	97
Abb. 8:	Kalendarium 1808 [Q: RH 1808. S: 70%].....	98
Abb. 9:	Kalendarium 1808 [Q: RH 1808. S: 65%].....	99
Abb. 10:	Memex Maschine .....	259
	[Q: <a href="http://hp.kairaven.de/livejournal/bilder/08-05-05-memex.jpg">http://hp.kairaven.de/livejournal/bilder/08-05-05-memex.jpg</a> . S:	
	100%]	
Abb. 11:	Strukturen .....	261
	[Q: <a href="http://www.ltrebing.de/studium/06ss/hypertext/hypertext.gif">http://www.ltrebing.de/studium/06ss/hypertext/hypertext.gif</a> . S:	
	100%]	
Abb. 12:	Scorepyramid.....	281
	[Q: <a href="http://www.scoreberlin.de/media/scorepyramid.gif">http://www.scoreberlin.de/media/scorepyramid.gif</a> . S: 100%]	
Abb. 13:	User-Experience.....	286
	[Q: <a href="http://www.katzenbergdesign.net/Agentur-Ravensburg/blog/wp-content/uploads/2009/04/user-experience.gif">http://www.katzenbergdesign.net/Agentur-Ravensburg/blog/wp-content/uploads/2009/04/user-experience.gif</a> . S: 100%]	
Abb. 14:	Screenshot-Dummies.....	293
	[Q: Julian Siehl: Usability Testing und Eye-Tracking bei WEB.DE. S. 11/12. [URL: <a href="http://worldusabilityday.de/groups/stuttgart/vortraege/">http://worldusabilityday.de/groups/stuttgart/vortraege/</a>	

	WUD2007_Stuttgart_WEBDE_Julian-Siehl_EyeTracking.pdf/view] Stand: 08.11.2007. Zugriff: 20.10.2009. S: 28%]	
Abb. 15:	Gazeplot.....	294
	[Q: Julian Siehl: Usability Testing und Eye-Tracking bei WEB.DE. S. 32. [URL: <a href="http://worldusabilityday.de/groups/stuttgart/vortraege/WUD2007_Stuttgart_WEBDE_Julian-Siehl_EyeTracking.pdf/view">http://worldusabilityday.de/groups/stuttgart/vortraege/WUD2007_Stuttgart_WEBDE_Julian-Siehl_EyeTracking.pdf/view</a> ] Stand: 08.11.2007. Zugriff: 20.10.2009. S: 35%]	
Abb. 16:	Heatmap 1.....	295
	[Q: Julian Siehl: Usability Testing und Eye-Tracking bei WEB.DE. S. 28. [URL: <a href="http://worldusabilityday.de/groups/stuttgart/vortraege/WUD2007_Stuttgart_WEBDE_Julian-Siehl_EyeTracking.pdf/view">http://worldusabilityday.de/groups/stuttgart/vortraege/WUD2007_Stuttgart_WEBDE_Julian-Siehl_EyeTracking.pdf/view</a> ] Stand: 08.11.2007. Zugriff: 20.10.2009. S: 41%]	
Abb. 17:	Heatmap 2.....	295
	[Q: Technology Review. Das MIT-Magazin für Innovation. – Heise: Hannover 2009 (= Technology Review 10/2009). S. 84. S: 62%]	
Abb. 18:	Scanpath und Mousepath.....	297
	[Q: <a href="http://www.scoreberlin.de/media/scanpath-big.jpg">http://www.scoreberlin.de/media/scanpath-big.jpg</a> . S:28% u. <a href="http://www.scoreberlin.de/media/mousepath-big.png">http://www.scoreberlin.de/media/mousepath-big.png</a> . S: 28%]	
Abb. 19:	Hotspot und Clickspot.....	298
	[Q: <a href="http://www.scoreberlin.de/media/heat-map.jpg">http://www.scoreberlin.de/media/heat-map.jpg</a> . S:28% u. <a href="http://www.scoreberlin.de/media/clickspots-big.png">http://www.scoreberlin.de/media/clickspots-big.png</a> . S:28%]	
Abb. 20:	Kommunikationsmodell .....	300
	[Q: Ansgar Nünning u. Andreas Jucker: Orientierung Anglistik/ Amerikanistik. Was sie kann, was sie will. – Reinbeck: Rowohlt 1999 (= RE 55614). S. 49. S: 100%]	
Abb. 21:	Theoretische Ansätze.....	301
	[Q: Ansgar Nünning u. Andreas Jucker: Orientierung Anglistik/ Amerikanistik. Was sie kann, was sie will. – Reinbeck: Rowohlt 1999 (= RE 55614). S. 60. S: 100%.]	
Abb. 22:	Häufigkeit der Begriffe von Liebe, Natur und Kunst [Q: E.P].....	307
Abb. 23:	Pfadtypen.....	320
	[Q: David Canter, Rob River u. Graham Storrs: Characterizing user navigation through complex data structures. – In: Behaviour & Information Technology. An international journal on the human aspects of computing. Vol. 4 Issue 2. – London: Taylor & Francis 1985. S. 93-102. Hier S. 96. S: 100%]	
Abb. 24:	Hypertext-Edition zu Goethes Gedicht „Geständniß“.....	321
	[Q: Robert Peters u. Herbert Wender: Variantenapparate als Hypertext im Internet. Perspektiven einer Computer-Edition. – In: Dagmar Knorr u. Eva-Maria Jakobs [Hrsg.] Textproduktion in elektronischen Umgebungen. – Frankfurt a.M. [u.a.]: Lang 1997 (= Textproduktion und Medium 2). S. 141-154. Hier S. 149. S: 61%]	
Abb. 25:	Transkription zu Goethes Gedicht „Geständniß“ .....	322
	[Q: Robert Peters u. Herbert Wender: Variantenapparate als Hypertext im Internet. Perspektiven einer Computer-Edition. – In: Dagmar	

	Knorr u. Eva-Maria Jakobs [Hrsg.] Textproduktion in elektronischen Umgebungen. – Frankfurt a.M. [u.a.]: Lang 1997 (= Textproduktion und Medium 2). S. 141-154. Hier S. 150. S: 61%	
Abb. 26:	Säulenmodell der Hypertext-Edition [Q: E.P].....	323
Abb. 27:	Interaktive Epochenübersicht.....	326
	[Q: Interaktive Epochen- und Autorenübersicht. <a href="http://www.xlibris.de/Epochen-Uebersicht">http://www.xlibris.de/Epochen-Uebersicht</a> . S: 53%]	
Abb. 28:	Screenshot des Menüpunktes „Kalendergeschichten“ [E.P].....	329
Abb. 29:	Screenshot der Suchfunktion im Heinrich-Heine-Portal.....	330
	[Q: Suchmaschine. <a href="http://germazope.uni-trier.de/Projects/HHP/searchengine">http://germazope.uni-trier.de/Projects/HHP/searchengine</a> . S: 57%]	
Abb. 30:	Screenshot der Suchmaschine der Firma Jxtended .....	331
Abb. 31:	Inhaltsstruktur der Hypertext-Edition [E.P].....	335
Abb. 32:	Navigationsstruktur der Hypertext-Edition [E.P].....	337
Abb. 33:	Aufbau des Framesets der Hypertext-Edition [E.P].....	339
Abb. 34:	Konzeption des Banners [E.P].....	341
Abb. 35:	Client-Server-Modell [E.P].....	344
Abb. 36:	Client-Server-Modell bei CMS .....	349
	[Q: Anja Ebersbach, Markus Glaser u. Radovan Kubani: Joomla! 1.5 für Einsteiger. – Bonn: Galileo Press 2008. S. 25. S: 100%]	
Abb. 37:	Organisationsstruktur Backend/ Frontend.....	350
	[Q: Anja Ebersbach, Markus Glaser u. Radovan Kubani: Joomla! 1.5 für Einsteiger. – Bonn: Galileo Press 2008. S. 23. S: 100%]	
Abb. 38:	Screenshot TinyMCE [Q: Joomla 1.5. S: 46%].....	353
Abb. 39:	Titelvignette 1803 [Q: BL 1803. S: 90%].....	355
Abb. 40:	Titelvignette. 1804 [Q: BL 1804. S: 90%].....	367
Abb. 41:	Titelvignette. 1805 [Q: BL 1805. S: 90%].....	375
Abb. 42:	Titelvignette. 1808 [Q: RH 1808. S: 100%].....	409
Abb. 43:	Untreue schlägt den eigenen Herrn [Q: RH 1808 E1v. S: 90%].....	436
Abb. 44:	Franz Ignaz Narocki [Q: RH 1808 E3v. S: 84%].....	442
Abb. 45:	Die Badischen Jäger in Hersfeld [Q: RH 1808 E5v. S: 100%].....	448
Abb. 56:	Titelvignette 1809 [Q: RH 1809. S: 100%].....	451
Abb. 47:	Die Obstfrau in Brienne [Q: RH 1809 E1v. S: 85%].....	477
Abb. 48:	Kampf eines Menschen mit einem Wolf [Q: RH 1809 E4r. S: 69%]....	482
Abb. 49:	Merkwürdige Schicksale [Q: RH 1809 F1v. S: 100%].....	489
Abb. 50:	Böser Markt [Q: RH 1809 F4r. S:92%].....	493
Abb. 51:	Titelvignette 1810 [Q: RH 1810. S: 100%].....	495
Abb. 52:	Heimliche Enthauptung [Q: RH 1810 D3v. S: 60%].....	509
Abb. 53:	Der Brassenheimer Müller [Q: RH 1810 E2v. S: 82%].....	516
Abb. 54:	Schreckliche Unglücksfälle [Q: RH 1810 F1v. S: 100%].....	524
Abb. 55:	MetzgerHund [Q: RH 1810 F3v. S: 85%].....	527
Abb. 56:	Titelvignette 1811 [Q: RH 1811. S: 100%].....	529
Abb. 57:	Die zwei Postillione [Q: RH 1811 E1v. S: 83%].....	549
Abb. 58:	Rettung einer Officiersfrau [Q: RH 1811 E4r. S: 83%].....	553

Abb. 59: Unverhoftes Wiedersehen [Q: RH 1811 F1v. S: 82%].....	558
Abb. 60: Andreas Hofer [Q: RH 1811 F3v. S: 83%].....	562
Abb. 61: Titelvignette 1812 [Q: RH 1812. S: 100%].....	563
Abb. 62: Gute Geduld [Q: RH 1812 D3r. S: 81%].....	576
Abb. 63: Lange Kriegsfuhr [Q: RH 1812 D4r. S: 83%].....	579
Abb. 64: Des Adjunkts Standrede [Q: RH 1812 E2r. S: 83%].....	586
Abb. 65: Titelvignette 1813 [Q: RH 1813 A1r. S: 100%].....	597
Abb. 66: Die gute Mutter [Q: RH 1813 D2r. S: 84%].....	610
Abb. 67: Der berittene Zundelfrieder [Q: RH 1813 E2r. S: 83%].....	619
Abb. 68: Der Schimmel [Q: RH 1813 F1r. S: 100%].....	627
Abb. 69: Die Treue und ihr Dank [Q: RH 1813 F2r. S: 83%].....	630
Abb. 70: Titelvignette 1814. [Q: RH 1814. S: 100%].....	637
Abb. 71: Franziska [Q: RH 1814 D2r. S: 82%].....	653
Abb. 72: Die Besetzung von Oggersheim [Q: RH 1814 E2r. S: 82%].....	661
Abb. 73: Veronika Hakmann [Q: RH 1814 F1r. S: 85%].....	667
Abb. 74: Titelvignette 1815 [Q: RH 1815. S: 100%].....	679
Abb. 75: Der fromme Rath [Q: RH 1815 E1r. S: 78%].....	699
Abb. 76: Eine seltsame Geschichte [Q: RH 1815 E2r. S: 100%].....	704
Abb. 77: Der Thalhauser Galgen [Q: RH 1815 F3r. S: 85%].....	715
Abb. 78: Titelvignette 1816 [Q: RH 1816. S: 100%].....	721
Abb. 79: Titelvignette 1818 [Q: RH 1818. S: 100%].....	725
Abb. 80: Titelvignette 1819 [Q: RH 1819. S: 100%].....	729
Abb. 81: Einer Edelfrau schlaflose Nacht [Q: RH 1819 D3r. S: 83%].....	743
Abb. 82: Reise nach Frankfurt [Q: RH 1819 E3r. S: 88%].....	751
Abb. 83: Die lachenden Jungfrauen [Q: RH 1819 F2r. S: 75%].....	760
Abb. 84: Kalendarium 1808 [Q: RH 1808. S: 100%].....	769
Abb. 85: Aderlaßtafel [Q: RH 1808 F5v. S: 100%].....	785
Abb. 86: Herr Charles [Q: RB 1819 S. 46. S: 100%].....	791
Abb. 87: Herr Charles [Q: RB 1819 S. 48. S: 100%].....	793

2 Abkürzungsverzeichnis

- BL: Hochfürstl. Markgräfl. Badenscher gnädigst privilegirter Landkalender auf das Jahr nach Christi Geburt. – Karlsruhe: Verlag des Kurfürstlichen Gymnasiums 1803-1807.
- BLB: Badische Landesbibliothek Karlsruhe.
- DHA: Heine, Heinrich: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Hrsg. v. Manfred Windfuhr. Bd. 8. – Hamburg: Hoffmann u. Campe 1975-1997 (= DHA). In: Heinrich Heine Portal. [<http://germazope.uni-trier.de/Projects/HP/start>]. Stand: 19.10. 2006. Zugriff: 01.04.2009.
- WA: Goethe, Johann Wilhelm von: Goethes Werke. Hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. 133 Bde. in 143 Tln. – Weimar: Böhlau 1887-1919 (= WA).
- GLA: Generallandesarchiv Karlsruhe.
- HW: Johann Peter Hebels Werke. Hrsg. v. Wilhelm Altwegg. – Zürich, Berlin: Atlantis-Verl. 1943.
- HSW: Sämtliche Werke. 8 Bde. – Karlsruhe/ Carlsruhe: Müller 1932-1934.
- MB: Morgenblatt für gebildete Stände. – Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1807-1837.
- RB: Rheinblüten. Bd. 1. – Carlsruhe: Braun 1819-1825.
- RH: Der Rheinländische Hausfreund oder Neuer Calender auf das Jahr [1808-1812] mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen. – Karlsruhe: Verlag des Großherzogl. Lyceums 1808-1812.
- Ders.: Der Rheinländische Hausfreund oder Neuer Kalender auf das Jahr [1813-1819] mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen. – Lahr u. Pforzheim: Geiger u. Katz 1813-1819.
- SK: Johann Peter Hebel: Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. – Tübingen: Cotta 1811.

3 Literaturverzeichnis

a) *Schriften von Johann Peter Hebel*

- FUNCK, HEINRICH: Über den Rheinländischen Hausfreund und Johann Peter Hebel. – In: Gustav Wendt: Festschrift zur 300jährigen Jubelfeier des Grossh. Gymnasiums in Karlsruhe 22. November 1886. – Karlsruhe: Braun 1886. S. 39-88. [Enthält ungedruckte Äußerungen Hebels über die Kalenderarbeit.]
- HEBEL, JOHANN PETER: Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. – Tübingen: Cotta 1811.
- DERS.: Werke. Hrsg. v. Otto Behagel. 2 Tle. – Berlin [u.a.]: Spemann 1883.
- DERS.: Brief an das Konsistorium vom 25.5.1807. – In: Heinrich Funck: Über den Rheinländischen Hausfreund und Johann Peter Hebel. – In: Festschrift zur 300jährigen Jubelfeier des Grossh. Gymnasiums in Karlsruhe. – Karlsruhe 1886. S. 39-88.
- DERS.: Sämtliche Werke. 8 Bde. – Karlsruhe/ Carlsruhe: Müller 1932-1934.
- DERS.: Johann Peter Hebels Werke. Hrsg. v. Wilhelm Altwegg. – Zürich, Berlin: Atlantis-Verl. 1943.
- DERS.: Festgabe aus Anlass des 125. Todestages des Dichters. Bearb. von Wilhelm Zentner. – Karlsruhe: C. F. Müller 1951.
- DERS.: Briefe der Jahre 1784-1809. Bd.1 der Gesamtausg. Hrsg. und erläutert v. Wilhelm Zentner. –Karlsruhe: Müller 1957.
- DERS.: Werke. Hrsg. v. Wilhelm Altwegg. Durchg. u. verb. Aufl. 2. Bde. – Freiburg i. Br.: Atlantis-Verl. <sup>2</sup>1958.
- DERS.: Der Rheinländische Hausfreund. Faksimiledruck der Jahrgänge 1808-1815 und 1819. Hrsg. v. Ludwig Rohner. – Wiesbaden: Athenaion 1981.
- DERS.: Gedanken. – In: „Den Blick zum Belchen gewendet“. Johann Peter Hebel im Markgräflerland. Bearb. v. Gerhard Moehring. – Marbach am Neckar: Dt. Schillerges. 1982 (= Marbacher Magazin 23 Sonderh.). S. 37-41.
- DERS.: Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Nachdruck der Ausgabe von 1811 sowie sämtliche Kalendergeschichten aus den Jahren 1808-1819. Hrsg. v. Jan Knopf. – Frankfurt a.M.: Insel 1984 (=it 719).
- DERS.: Erzählungen und Aufsätze des Rheinländischen Hausfreunds. Hrsg. und erl. von Wilhelm Zentner. Mit einem Nachw. von Hartmut von Hentig. – München, Wien: Hanser 1985.
- DERS.: Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Kritische Gesamtausg. mit den Kalender-Holzschnitten. Hrsg. v. Winfried Theiss. – Stuttgart: Reclam 1985 (= RUB 142).



- DERS.: Sämtliche Schriften. Kritische Gesamtausgabe. Bd. II/III Erzählungen und Aufsätze. Hrsg. v. Adrian Braunbehrens, Gustav Adolf Benrath u. Peter Pfaff. – Karlsruhe: Müller 1990.
- DERS.: Meine weitem Gedanken über eine vortheilhaftere Einrichtung des Calenders. – Generallandesarchiv Karlsruhe 234/812, Bl. 30-33. – In: Friedrich Voit: Vom „Landkalender“ zum „Rheinländischen Hausfreund“ Johann Peter Hebels. Das südwestdeutsche Kalenderwesen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. – Frankfurt a.M. : Lang 1994 (= Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte; 41). S. 167-172.
- DERS.: Unabgefordertes Gutachten über eine vortheilhaftere Einrichtung des Calenders. – Generallandesarchiv Karlsruhe 234/812, Bl. 16-24. – In: Friedrich Voit: Vom „Landkalender“ zum „Rheinländischen Hausfreund“ Johann Peter Hebels. Das südwestdeutsche Kalenderwesen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. – Frankfurt a.M. : Lang 1994 (= Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte; 41). S. 151-156.
- DERS.: Die Kalendergeschichten. Sämtliche Erzählungen aus dem Rheinländischen Hausfreund. Hrsg. v. Hannelore Schläffer und Harald Zils. – München, Wien: Hanser 1999.
- DERS.: Der Schuster Flink Unbekannte Geschichten. Hrsg. u. mit einem Nachwort v. Heinz Härtl. – Göttingen: Wallstein 2008.

b) *Quellen und zeitgenössische Dokumente*

- ADELUNG, JOHANN CHRISTOPH: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart. Mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Mit D. W. Soltau's Beyträgen u. Berichtigungen. – Wien : Pichler 1807/1808.
- ADELUNG, JOHANN CHRISTOPH: Vollständige Anweisung zur Deutschen Orthographie. Nebst einem kleinen Wörterbuche für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Ableitung. – Leipzig: Weygand <sup>3</sup>1812.
- ALFONSI, PETRUS: Die Kunst, vernünftig zu leben. Dargest. und aus dem Lat. übertragen von Eberhard Hermes. – Zürich, Stuttgart: Artemis 1970. – Original: *Disciplina clericalis*.
- ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG. – Halle: Schwetschke; Leipzig: Churfürstl. Sächsische Zeitungsexpedition; Jena: Expedition d. Zeitung: 1785 – 1849. Forts.: Literarisches Zentralblatt für Deutschland.
- ALLGEIER, KURT: Der original 100jährige [hundertjährige] Kalender: *Calendarium oeconomicum practicum perpetuum* von Abt Dr. Mauritius Knauer. Für unsere Tage gedeutet u. eingerichtet von Kurt Allgeier. Orig.-Ausg. – München: Heyne, 1983 (= Heyne-Bücher 4915).

- AUERBACH, BERTHOLD: Schrift und Volk. Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebel's. – Leipzig: o.V. 1846. [Reprint erscheint im Georg Olms Verlag 2010]
- BECK, CHRISTIAN LUDWIG: Grenzstein der weiblichen Rechte in und ausser der Ehe. Von einem Freunde der Wahrheit. – Basel: Flick 1786.
- BLUMENBACH, JOHANN FRIEDRICH: Handbuch der Naturgeschichte. Hrsg. v. John Christian Dieterich. Bd.1-2. – Göttingen: Dieterich 1788.
- DERS.: Abbildungen naturhistorischer Gegenstände. – Göttingen: Dieterich 1796-1807.
- BRASTBERGER, IMMANUEL GOTTLOB: Evangelische Zeugnisse der Wahrheit zur Aufmunterung im wahren Christenthum, theils über die gewöhnlichen Sonn-, Fest- und Feyertags-Evangelien, theils aus der Paßions-Geschichte unsers Erlösers, in einer vollständigen Predigt-Jahrgang zusammen getragen und nebst dem Anhang einiger Casual-Predigten, auf Verlangen dem Druck überlassen von Weyland M. Immanuel Gottlob Brastberger, gewesenen Special-Superintendenten und Stadtpfarrer in Nürtingen. Nach der ihm selbst besorgten Ausgabe. – Neu-Ruppin: W. Bergemann 1758.
- BRIEFWECHSEL ZWISCHEN SCHILLER UND GOETHE. Nach d. Ausg. Stuttgart: Cotta <sup>4</sup>1881. Bearb. v. Jürgen Kühnle. Bd. 1. [URL: <http://www.wissen-im-netz.info/literatur/goethe/briefe/schiller/index.htm>] Stand: 2004. Zugriff: 12.05.2009.
- BÜCHLER, JOHANN LAMBERT [Hrsg.]: Das Großherzogthum Baden nach seinen Kreisen, Hofgerichts-Provinzen und Amtsbezirken topographisch dargestellt. 2., verm. u. umgearb. Aufl. Mitte April 1814. – Karlsruhe: Müller 1814.
- CAESAR, GAIUS IULIUS: De bello Gallico. lateinisch/deutsch = Der gallische Krieg. Übers. und hrsg. von Marieluise Deissmann. Bibliograph. erg. Ausg. – Stuttgart: Reclam, 2004 (= RUB 9960).
- DER AUFRICHTIGE UND WOHLERFAHRENE SCHWEIZER-BOTE. [Untertitel anfangs:] welcher nach seiner Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben Vaterlande zugetragen, und was ausserdem die klugen Leute und die Narren in der Welt thun. Hrsg. v. Heinrich Zschokke.– Aarau: Sauerländer 1798-1800, 1804-1835.
- DER RHEINLÄNDISCHE HAUSFREUND oder Neuer Calender auf das Jahr [1808-1812] mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen. – Karlsruhe: Verlag des Großherzogl. [ichen] Lyceums 1808-1812.
- DER RHEINLÄNDISCHE HAUSFREUND oder Neuer Kalender auf das Jahr [1813-1819] mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen. – Lahr u. Pforzheim: Geiger u. Katz 1813-1819.
- FRANÇOIS, ANDRIEUX: Le meunier de Sans-Souci. – In: Les Fleurs de La Poésie Française Depuis Le Commencement Du XVIe Siècle Jusqu'a Nos Jours. Avec Une No-

- tice Sur Chaque Poète. Par L'Abbé Rabion. – Paris: A. Mame et cie, 1859. S. 200-203.
- FRITSCH: Calender. – In: Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. Hrsg. v. Johann Samuel Ersch u. Johann Gottfried Gruber. Thl. 14. – Leipzig: Gleditsch 1825. S. 121-129. Göttinger Digitalisierungszentrum. [PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN346936691>]. Stand: o.A. Zugriff: 14.06.2009.
- FUNKE, CARL PHILIPP: Naturgeschichte und Technologie für Lehrer in Schulen und für Liebhaber dieser Wissenschaften. Bd. 1-2. Zur allgemeinen Schulencyclopädie gehörig. – Braunschweig: Schulbuchhandlung 1794.
- GOEDEKE, KARL [Hrsg.]: Pamphilus Gengenbach. Reprogr. der Ausg. Hannover 1856. – Amsterdam: Rodopi 1966.
- GOETHE, JOHANN WOLFGANG: Goethes Werke. Hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. 133 Bde. in 143 Tln. – Weimar: Böhlau 1887-1919 (= WA).
- GOETHE, JOHANN WOLFGANG: Werke. Hamburger Ausgabe. Hrsg. v. Erich Trunz. Bd. 12. – München: Beck 1982.
- GOETHE, JOHANN WOLFGANG: Goethes Werke. Supplement zu Weimarer Ausgabe im Deutschen Taschenbuch Verlag. – München: dtv 1987.
- GRELLMANN, HEINZ MORITZ GOTTLIEB: Wie man sonst Kalender schrieb. In: Historische Kleinigkeiten zum Vergnügen und Unterricht aus der Zerstreung gesammelt. – Göttingen: o.V. 1794.
- GRIMM, JACOB: Kinder- und Haus-Märchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Bd. 1-3. – Berlin: G. Reimer 1819-1822.
- GRIMM, JACOB UND WILHELM: Deutsches Wörterbuch. 16 Bde. – Leipzig: Hirzel 1854-1965.
- GRIMMELSHAUSEN, HANS JAKOB CHRISTOFFEL VON: Ewig wählender Kalender nebst Stücken aus dem jährlichen Wunder-Geschichts-Kalender. Zum ersten Mal wieder in Druck geben durch Engelbert Hegaur. – München: Langen 1925. (= Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von: Die Simplicianischen Bücher; 3). [Titel innen: Des abenteuerlichen Simplicissimi Ewig-wählender Calender 1670.]
- GROSSHERZOGLICH-BADISCHE PRIVILEGIERTE FREYBURGER ZEITUNG. – Freiburg: o.V. 1808-1810. [Fortgesetzt durch Freyburger Wochenblatt. – Freiburg: o.V. 1810-1820]
- HARSDÖRFFER, GEORG PHILIPP: Poetischer Trichter. Nachdr. d. Ausg. Nürnberg 1648-1653, T. 1-3. – Darmstadt: Wissenschaftl. Buchges. 1969.
- HELLMANN, GUSTAV: Die Bauern-Praktik. Faks.-Dr. mit einer Einl. – Berlin: o.V. 1896.

- HERTZBERG, JOHANN GEORG: Directorial Bemerkungen die den disseitigen Land Kalender zu gebende bessere Einrichtung betr.[effend]. – GLA Karlsruhe 234/812, Bl. 37-40. – In: Friedrich Voit: Vom „Landkalender“ zum „Rheinländischen Hausfreund“ Johann Peter Hebels. Das südwestdeutsche Kalenderwesen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. – Frankfurt a.M. : Lang 1994 (= Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte; 41). S. 173-176.
- HIRZEL, HANS CASPAR: Die Wirthschaft eines philosophischen Bauers. Neudr. der neuen vermehrten Aufl. Zürich 1774. – Stuttgart, Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog 1998 (= Volksaufklärung 6).
- HOCHFÜRSTL. MARKGRÄFL. BADENSCHER GNÄDIGST PRIVILEGIRTER LANDKALENDER auf das Jahr [1803-1807] nach Christi Geburt. – Karlsruhe: Verlag des Kurfürstlichen Gymnasiums 1803-1807.
- HÖLDERLIN, FRIEDRICH: Sämtliche Werke. Im Auftrag des Kultusministeriums Baden-Württemberg. Hrsg. v. Friedrich Beißner. 8 Bde. – Stuttgart: Kohlhammer u. Cotta 1943-1985.
- HÖLDERLIN, FRIEDRICH: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausg. Hrsg. von D. E. Sattler. 20 Bde. u. 3 Suppl.. – Frankfurt a.M.: Stroemfeld 1975-2008.
- JÄGERSCHMIDT, KARL FRIEDRICH VICTOR: Bemerkungen über den Carlsruher Kalender nach Erfahrungen von den letzten 40 Jahren. – Generallandesarchiv Karlsruhe 234/812, Bl. 4-15. In: – In: Friedrich Voit: Vom „Landkalender“ zum „Rheinländischen Hausfreund“ Johann Peter Hebels. Das südwestdeutsche Kalenderwesen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. – Frankfurt a.M. : Lang 1994 (= Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte; 41). S. 157-166.
- JOHANN PETER HEBEL. eine Wiederbegegnung zu seinem 225. Geburtstag ; eine Ausstellung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe und des Museums am Burghof in Lörrach. Ausstellungskatalog. Hrsg. v. der Bad. Landesbibliothek Karlsruhe. – Karlsruhe: Müller 1985.
- KIRCHER, ATHANASIVS: Magnes sive de arte magnetica. Opus tripartitum. – Coloniae Agrippinae: Kalckhoven 1643.
- KNAUER, MAURITIUS [Begr.]: Der echte 100-jährige Kalender. Nach Abt Mauritius Knauer. Bearb. u. Hrsg. v. Robert Rothmann. – Leipzig: St.-Benno-Verl. 2006.
- KORRESPONDENT VON UND FÜR DEUTSCHLAND. – Nürnberg: o.V. 1806-1889.
- KÖLLE, CHRISTOPH FRIEDRICH VON: Zu Hebel's Ehrengedächtnis vom Adjunkten des rheinländ. Hausfreundes. – In: Johann Peter Hebel: Die Kalendergeschichten. Sämtliche Erzählungen aus dem Rheinländischen Hausfreund. Hrsg. v. Hannelore Schläffer und Harald Zils. – München, Wien: Hanser 1999. S. 735-747.

- LESSING, GOTTHOLD EPHRAIM: Sämtliche Schriften. Hrsg. v. Karl Lachmann. 13 Bde. – Berlin: o.V. 1838-1840.
- LOMBARD, EDOUARD: Der medizinische Inhalt der schweizerischen Volkskalender im 18. und 19. Jahrhundert. – Zürich: o.V. 1925
- LUZERNERISCHES WOCHENBLATT. – Luzern: Salzmann 1781–93.
- MAGAZIN VON UND FÜR BADEN. – Karlsruhe: Macklot 1802-1803.
- MARCELLINUS, AMMIANUS: Res gestae. Hrsg. v. Victor Gardthausen. Bd. 1-2. – Stuttgart: Teubner 1967. UNGER, SALOMO: Beiträge zur Aufklärung der Landleute. – Leipzig: o.V. 1785.
- MEIDINGER, JOHANN VALENTIN: Praktische französische Grammatik, wodurch man diese Sprache auf eine ganz neue und sehr leichte Art in kurzer Zeit gründlich erlernen kann. – Frankfurt a.M.: Selbstverlag 1792.
- MORGENBLATT FÜR GEBILDETE STÄNDE. – Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1807-1837.
- QUINTUS HORATIUS FLACCUS: Ars Poetica. Die Dichtkunst. Lateinisch/Deutsch. Übers. u. mit einem Nachwort versehen v. Eckart Schäfer. Rev. u. bibliogr. erg. Aufl. – Stuttgart: Reclam <sup>2</sup>1984 (= RUB 9421).
- RHEINBLÜTEN. Bd. 1. – Karlsruhe: Braun 1819-1825.
- SANDER, HEINRICH: Kleine Schriften. Hrsg. v. Georg Friedrich Goetz. – Dessau u. Leipzig: Buchhandlung der Gelehrten 1784.
- SCHILLER, FRIEDRICH: Schillers Sämtliche Schriften. Historisch-kritische Ausg. v. Karl Goedeke. Bd. 6. – Stuttgart: Cotta 1867-1876.
- SCHUBERT, GOTTHILF HEINRICH: Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft. – Dresden: o.V. 1808.
- SENECA, LUCIUS ANNAEUS: De providentia. [Dialoge I – VI]. Übers., eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Manfred Rosenbach. Sonderausg. der 5. um neue Vorbemerkungen erw. Aufl. 1995. – Darmstadt: Wiss. Buchges. 1999. (= Seneca, Lucius Annaeus: Philosophische Schriften 1).
- VADE MECUM für lustige Leute enthaltend eine Sammlung angenehmer Scherze witziger Einfälle und spaßhafter kurzer Historien aus den besten Schriftstellern zusammengetragen. Bd. 1-10. – Berlin: Mylius 1767-1792.
- VOSS, JOHANN HEINRICH [Hrsg.]: Musen-Almanach – Hamburg: Bohn 1791.
- WAGNER, RICHARD: Das Kunstwerk der Zukunft. – Leipzig: Wiegand 1850. Kap. 5.
- WANDER, KARL FRIEDRICH WILHELM [Hrsg.]: Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk. Neudr. der Ausg. Leipzig 1867-1880. Bd. 1. – Aalen: Scientia 1963.
- WICKRAM, JÖRG: Das Rollwagenbuechlein. Nach den ältesten Drucken in d. Sprache unserer Zeit gebracht u. erl. von Gerhard Steiner. – Berlin: Eddelbuettel-Marrissal 1957. [Orig.-Ausg. 1555].

c) *Forschungsliteratur zum Kalenderwesen und den Kalendergeschichten*

- ALBRECHT, WOLFGANG: Wolfgang Albrecht: Deutsche Spätaufklärung. Ein interdisziplinärer Forschungsbericht bis 1985 [zur Wieland-Konferenz am 6. und 7. November 1987 in Halberstadt]. – Halle (Saale): Univ. Halle-Wittenberg 1987 (= Wissenschaftliche Beiträge F 76).
- DERS.: „...zwischen gebildeten und ungebildeten Lesern keinen Unterschied erkennend...“. Hebels literarische Aufklärung im Kontext seines beruflichen Wirkens. – In: Impulse. Nationale Forschungs- und Gedenkstätten der Klassischen Deutschen Literatur in Weimar. Hrsg. v. Walter Dietze u. Peter Goldammer. – Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1989 (= Impulse 12). S. 297-333.
- BÄCHTOLD-STÄUBLI, HANNS u. Eduard Hoffmann-Krayer [Hrsg.]: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Bd. 4, Hieb- und stichfest – Knistern. – Berlin [u.a.]: de Gruyter [u.a.] <sup>3</sup>2000. Sp. 924-925.
- BAUER, VOLKER: Das preußische Kalenderwesen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. – In: Bernd Sösemann [Hrsg.]: Kommunikation und Medien in Preussen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. – Stuttgart: Steiner 2002 (= BKG 12). S. 175-193.
- BAUSINGER, HERMANN: Formen der „Volksposie“. Verb. u. verm. Aufl. – Berlin: E. Schmidt <sup>2</sup>1980 (= Grundlagen der Germanistik 6).
- BAYER, KARL : Antike Zeitmessung. Die Kalenderreform des Caius Iulius Caesar. – In: Der Streit um die Zeit. Zeitmessung – Kalenderreform – Gegenzeit – Endzeit. Hrsg. v. Markwart Herzog – Stuttgart: Kohlhammer 2002 (= Iseer Dialoge 5). S. 35-64.
- BEE, GUIDO: Aufklärung und narrative Form. Studien zu den Kalendertexten Johann Peter Hebels. – Münster, New York [u.a.]: Waxmann 1997 (= Internationale Hochschulschriften 25). [Zugl.: Bonn, Univ.-Diss. 1997].
- DERS.: Kalbsschlegel statt Heldenmut. Humanität in den Kalendergeschichten Johann Peter Hebels. – Lörrach: Hebelbund 2004.
- DERS.: Fürchterliche Kämpfe, Schreckliche Mordtaten Das Exzeptionelle als Gegenstand der Massenkommunikation bei Hebel und Kleist. – In: Richard Faber [Hrsg.]: Lebendige Tradition und antizipierte Moderne. Über Johann Peter Hebel. – Würzburg: Königshausen & Neumann 2004. S.66-82.
- DERS.: Johann Peter Hebels „Rheinländischer Hausfreund“ als Kalender der Aufklärung. – In: Der Kalender als Fibel des Alltagswissens. Hrsg. v. York-Gothart Mix. – Tübingen: Niemeyer 2005 (= Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung 27). S. 175-189.
- DERS.: Popularität und Volksaufklärung um 1800. – In: Volksaufklärung. Eine praktische Reformbewegung des 18. und 19. Jahrhunderts. Hrsg. v. Holger Böning,

- Hanno Schmitt u. Reinhart Siegert. – Bremen: Edition Lumière 2007 (= Presse und Geschichte 27). S. 347-361.
- BENRATH, GUSTAV ADOLF: Johann Peter Hebel und seine evangelische Kirche. – Lör-rach: Hebelbund 1996.
- BENDER, HELMUT: Macklot und Schmieder in Karlsruhe. – In: Colloquia Germanica. Internationale Zeitschrift für germanische Sprach- und Literaturwissenschaft. – Tübingen, Basel: Francke 1979. S. 112-118.
- BERNS, JÖRG JOCHEN: Kalenderprobleme der Grimmelshausen-Forschung. Ein Überblick. – In: Simpliciana. Schriften der Grimmelshausen-Gesellschaft. Hrsg. v. Jörg Jochen Berns, Dieter Breuer u. Rolf Tarot. Bd. 16. – Bern, Berlin [u.a.]: Lang 1994. S. 15-32.
- BERTLEIN, HERMANN [Bearb.]: Der „Hinkende Bote“ und seine Nachkommen. Lesekalender als Volksliteratur. Stadtbibliothek Worms, Ausstellung 4.11.1987 bis 15.1.1988 im Haus zur Münze. – Worms: Stadtbibliothek 1987.
- BLOCH, ERNST: Nachwort. – In: Johann Peter Hebel: Kalendergeschichten. Auswahl und Nachwort von Ernst Bloch. – Frankfurt a.M.: Insel 1965. S. 135-149.
- BÖNING, HOLGER: Heinrich Zschokke und sein „Aufrichtiger und wohlerefahrener Schweizerbote“. Die Volksaufklärung in der Schweiz. – Bern, Frankfurt a.M.: Lang 1983 (= Europäische Hochschulschriften Reihe 1, deutsche Sprache und Literatur 563).
- DERS.: Aufklärung auch für das „Volk“? Buchhandel, Verleger und Autoren des 18. Jahrhunderts entdecken den „gemeinen Leser“ – Oldenburg: Bis Bibliotheks- und Informationssystem der Univ. Oldenburg 1998 (= Bibliotheksgesellschaft Oldenburg: Vorträge, Reden, Berichte 25).
- BRAUNBEHRENS, ADRIAN: Der Rheinländische Hausfreund und seine Nachbarn. – In: Kalender im Wandel der Zeiten. Eine Ausstellung der Badischen Landesbibliothek zur Erinnerung an die Kalenderreform durch Papst Gregor XIII. im Jahr 1582. Ausstellungskatalog. Hrsg. v. der Badischen Landesbibliothek, Karlsruhe, unter Mitarb. von Adrian Braunbehrens. – Karlsruhe : Selbstverl. 1982. S. 124-142.
- BRUNOLD-BIGLER, URSULA: Die religiösen Volkskalender der Schweiz im 19. Jahrhundert. – Basel: Krebs 1981 (= Beiträge zur Volkskunde 2).
- BÜRGISSER, HANNS JOST: Johann Peter Hebel als Erzähler. – Horgen-Zürich, Leipzig: Muenster-Pr. 1929 (= Wege zur Dichtung 7).
- BURGER HARALD, PETER VON MATT: Johann Peter Hebels „Andreas Hofer“ – Politische Tendenz und phraseologische Strategien. – In: Verborum Amor. Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache. Festschrift für Stefan Sonderegger zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Harald Burger, Alois Maria Haas u. Peter von Matt. – Berlin [u.a.]: de Gruyter 1992. S. 502-523.

- DÄSTER, URLICH: Johann Peter Hebel. Studien zu seinen Kalendergeschichten. – Aarau: Keller 1968.
- DERS.: Der „Heimatsdichter“ Hebel. Rede gehalten beim traditionellen „Schatzkästlein“ des Hebelbundes Lörrach am 11. Mai 1974 in der Stadthalle. – Lörrach : Hebelbund 1974.
- DOMAGALLA, LEO: Der Kalendermann Grimmelshausen und sein „Simplizissimus“. – Würzburg: Triltsch 1942. [Zugl. Kiel, Univ.-Diss. 1939]
- DRESLER, ADOLF: Kalender-Kunde. Eine kulturhistorische Studie. – München: Thiemig 1972.
- DRIEHORST, GERD: Erzähltechnik und Sprachgestaltung bei Johann Peter Hebel. – Marburg: Hitzeroth 1995.
- DU GYU, KIM: Volkstümlichkeit und Realismus. Untersuchungen zur Geschichte, Motiven und Typologien der Erzählgattung Dorfgeschichte. – Bielefeld: Aisthesis 1991. [Zugl.: Münster (Westfalen), Univ.-Diss. 1991]
- DURZAK, MANFRED: Kleist und Hebel. Zwei Einzelgänger der deutschen Literatur. Hrsg. v. Hans Christoph Graf v. Nayhauss u. Anne-Christin Nau. – Würzburg: Köigshausen & Neumann 2004.
- DERS.: Die intensivste Form des Lebens ist für mich ein Buch zu schreiben.“ Gespräch mit Hans Erich Nossack. – In: Manfred Durzak: Gespräche über den Roman. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1976 (= stb 318). S. 369-399.
- EICHLER, ARTHUR: Die Landbewegung des 18. Jahrhunderts und ihre Pädagogik. – Langensalza, Leipzig: Beltz 1933 (= Göttinger Studien zur Pädagogik H. 20).
- EIDEN, JOACHIM: Johann Peter Hebel. Zwischen Literatur und Recht. – Baden-Baden: Nomos 2008.
- EISINGER, WALTHER: „... und fällt deswegen auch in Gottes Sprache“. Beiträge zu Johann Peter Hebel, Philipp Melancthon, zu Homiletik und Religionspädagogik sowie ausgewählte Predigten. Hrsg. v. Johann Anselm Steiger und Hans-Georg Ulrichs. Mit einer Werkbibliogr. von Arthur Hermann. – Heidelberg: Manutius 2001 (= Verein für Kirchengeschichte in der Evangelischen Landeskirche in Baden: Sonderveröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der Evangelischen Landeskirche in Baden 1).
- ENGELSING, ROLF: Analphabetentum und Lektüre. Zur Sozialgeschichte des Lesens in Deutschland zwischen feudaler und industrieller Gesellschaft. – Stuttgart: Metzler 1973.
- EYBL, FRANZ M.: Abraham a Sancta Clara. Vom Prediger zum Schriftsteller. – Tübingen: Niemeyer 1992 (= Frühe Neuzeit 6).
- FABER, RICHARD: Sermo humilis. Erzählung, Moral und Rhetorik Johann Peter Hebels. – In: Spiegel und Gleichnis. Festschrift für Jacob Taubes. Hrsg. v. Norbert W.



- Bolz und Wolfgang Hübener. – Würzburg: Königshausen & Neumann 1983. S. 215-251.
- DERS.: „Sagen lassen sich die Menschen nichts, aber erzählen lassen sie sich alles.“ Über Grimm-Hebelsche Erzählung, Moral und Utopie in Benjaminscher Perspektive. – Würzburg: Königshausen & Neumann 2002.
- DERS. [Hrsg.]: Lebendige Tradition und antizipierte Moderne. Über Johann Peter Hebel. – Würzburg: Königshausen & Neumann 2004.
- FAULSTICH, WERNER: Die bürgerliche Mediengesellschaft. 1700-1830. – Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2002 (= Die Geschichte der Medien 4).
- FEGER, ROBERT: Annäherung an einen Praelaten. Fragestellungen zu Leben u. Werk von Johann Peter Hebel. – Lahr/Schwarzwald: Schauenburg 1983.
- FISCHER, MICHAEL: Über den Aderlaß im 19. Jahrhundert. – Tübingen, Univ.-Diss. 1995.
- FOLTIN, HANS-FRIEDRICH u. BRITTA SCHIRRMESTER: Zeitweiser, Ratgeber, Geschichtenerzähler. Der Funktionswandel des Mediums Kalender in fünf Jahrhunderten. – In: Lesekultur. Populäre Lesestoffe von Gutenberg bis zum Internet. Hrsg. v. Petra Bohnsack u. Hans-Friedrich Foltin. – Marburg: Univ.-Bibliothek 1999 (= Schriften der Universitätsbibliothek Marburg 93). S. 29-42.
- FORT, CHARLES: The book of the damned. With a new introd. by Damon Knight. – New York: Dover 1974.
- FOLKERS, MENSOR u. ANDREAS KÜHNE: Regiomontan. – In: Allgemeine deutsche Biographie & Neue deutsche Biographie. Gesamtregister auf CD-ROM. Hrsg. v. d. Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften u. der Bayerischen Staatsbibliothek. Bd. 21, Pütter-Rohlf's. – Berlin: Duncker & Humblot 2003. S. 270/271.
- FRANZ, KURT: Kalendermoral und Deutschunterricht. Johann Peter Hebel als Klassiker der elementaren Schulbildung im 19. Jahrhundert. – Tübingen: Niemeyer 1995 (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 44).
- FÜRST, RAINER: Die Karlsruher Drucker und Verleger von Johann Peter Hebel und C. F. Müller als der Hebel-Verlag. Eine Dokumentation zur Verlagsgeschichte. Limitierte Ausg. – Karlsruhe: Müller 1990 (= Publikationen zur Verlagsgeschichte C. F. Müller 3).
- GAEDE, FRIEDRICH: Substanzverlust. Grimmelshausens Kritik der Moderne. – Tübingen: Francke 1989.
- GIESS, STEPHAN: „Merckwürdige Begebenheiten“. Wissensvermittlung im Volkskalender des 18. Jahrhunderts. – In: Traverse. Zeitschrift für Geschichte. Bd. 6. H. 3. – Zürich: Chronos 1993. S. 35-50

- GRATHWOL, PETER: Mutmaßungen über Johann Peter Hebel. „Der Spaziergang an den See“ als Schlüsselerzählung zu seiner Frömmigkeit. – Frankfurt a.M.: C. Goethe Literaturverl. 2003.
- GREILICH, SUSANNE: Der Hinkende Bote/ Messenger boiteux: Struktur, Spezifika und Entwicklung eines populären Almanchtyps. – In: Populäre Kalender im vorindustriellen Europa: Der „Hinkende Bote“/ „Messenger boiteux“. Kulturwissenschaftliche Analyse und bibliographisches Repertorium. Hrsg. v. Susanne Greilich u. York-Gothart Mix. – Berlin [u.a.]: de Gruyter 2006. S. 9-43.
- GROTHE, HEINZ: Anekdote. – Stuttgart: Metzler 1971 (= Sammlung Metzler 101).
- GUREVIÉČ, ARON J.: Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen. Mit einem Nachwort v. Hubert Mohr. Aus d. Russ. übers. v. Gabriele Lossack. – Dresden: Verlag der Kunst VEB 1978 (= Fundus-Bücher 55/57).
- HABERKAMM, KLAUS: Rezension. Koschlig. Das Ingenium Grimmelshausen und das Kollektiv. Bd. 93. – In: MLN. – Baltimore Md.: Johns Hopkins Univ. Press 1978. S. 560-566.
- HÄRTL, HEINZ: Zur Tradition eines Genres. Die Kalendergeschichten von Grimmelshausen bis Brecht. – In: Weimarer Beiträge. Zeitschrift für Literaturwissenschaft, Ästhetik und Kulturtheorie. Jg. XXIV. Hft. 7. – Berlin, Weimar: Aufbau 1978. S. 58-95.
- HELLMANN, GUSTAV: Meteorologische Volksbücher. Ein Beitrag zur Geschichte der Meteorologie und zur Kulturgeschichte. Verm. u. verb. Aufl. – Berlin: Paetel <sup>2</sup>1895 (= Sammlung populärer Schriften 8).
- HERZOG, MARKWART: Zeitordnung, Kalenderreform und religiöse Identität. – In: Der Streit um die Zeit. Zeitmessung – Kalenderreform – Gegenzeit – Endzeit. Hrsg. v. Markwart Herzog. – Stuttgart: Kohlhammer 2002 (= Irseer Dialoge 5).
- HESSELMANN, PETER: Simplicissimus Redivivus. Eine kommentierte Dokumentation der Rezeptionsgeschichte Grimmelshausens im 17. und 18. Jahrhundert (1667-1800). – Frankfurt a.M.: Klostermann 1992 (= Das Abendland N.F. 20).
- HIRTSIEFER, GEORG: Ordnung und Recht in der Dichtung Johann Peter Hebels. – Bonn: Bouvier 1968 (= Schriften zur Rechtslehre und Politik 53). [Zugl. Bonn, Univ.-Diss. 1968].
- HOFMANN, JULIUS: Die „Hausväterliteratur“ und die „Predigten über den christlichen Hausstand“. Lehre vom Haus und Bildung für das häusliche Leben im 16., 17. und 18. Jahrhundert. – Weinheim: Beltz 1959 (= Göttinger Studien zur Pädagogik 37).

- HOLFORD-STREUVENS, LEOFRANC: Kleine Geschichte der Zeitrechnung und des Kalenders. Aus dem Engl. übers. v. Christian Rochow. – Stuttgart: Reclam 2008 (= RUB 18483).
- HUBER, HEINZ G.: Grimmelshausen und die Kalendertradition. Ausstellung im Heimat- und Grimmelshausen-Museum Oberkirch anlässlich des Millenniums und der 325. Wiederkehr des Todesjahres von Grimmelshausen 2001. Begleitheft zur Ausstellung des Heimat- und Grimmelshausenmuseums Oberkirch vom 6. Oktober 2000 bis 7. Januar 2001. – Oberkirch: o.V. 2000.
- JOLLES, ANDRÉ: Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz. Unveränd. Aufl.. – Tübingen: Niemeyer 31965.
- KALETSCH, HANS: Tag und Jahr. Die Geschichte unseres Kalenders. – Zürich, Stuttgart: Artemis 1970 (= Lebendige Antike 39).
- KATZ, PETER: Ein Gutachten Hebels. – In: Theologische Zeitschrift. Bd.15. Hrsg. v. d. Theologischen Fakultät der Universität Basel. – Basel: Reinhardt 1959. S. 267-287.
- KAWA, RAINER: Zu Johann Peter Hebel. – Stuttgart: Klett 1981 (= Literaturwissenschaft - Gesellschaftswissenschaft 52).
- DERS; Johann Peter Hebels Kalendergeschichten. Texte und Materialien zu einer entstehungs- und wirkungsgeschichtlichen Modellanalyse auf der Sekundarstufe 2. – Frankfurt a. M.: Diesterweg 1982 (= Texte und Materialien zum Literaturunterricht).
- KILCHENMANN, RUTH: Die Kalendergeschichte. Ursprung, Entwicklung, Formen. – In: Rezept für die bösen Weiber. Kalendergeschichten von Grimmelshausen bis Brecht. Hrsg. v. Ruth Kilchenmann – Wuppertal-Barmen: Hammer 1970. S. 11-34.
- KIRMSE, GERDA A.: Johann Peter Hebel aus seinem Leben. Populärer Klassiker deutscher Sprache. – Mannheim: Böhner 1998.
- KLINGENBÖCK, URSULA: Kalendergeschichten. – In: Ideologisierte Zeit. Kalender und Zeitvorstellungen im Abendland von der Antike bis zur Neuzeit. Hrsg. v. Wolfgang Hameter, Meta Niederkorn-Bruck u. Martin Scheutz. – Innsbruck, Wien [u.a.]: StudienVerlag 2005 (= Querschnitte 17). S. 231-256.
- KNOPE, JAN: Geschichten zur Geschichte. Kritische Tradition des „Volkstümlichen“ in den Kalendergeschichten Hebels und Brechts. – Göttingen: Univ.-Diss. masch. 1972.
- DERS.: Geschichte als Geschichten. – In: Zu Johann Peter Hebel. Hrsg. v. Rainer Kawa. – Stuttgart: Klett 1981 (= Literaturwissenschaft – Gesellschaftswissenschaft 52).

- DERS.: Alltages-Ordnung. Ein Querschnitt durch den alten Volkskalender . Aus württembergischen und badischen Kalendern des 17. und 18. Jahrhunderts. Zsgest. u. erl. v. Jan Knopf. – Tübingen: Wunderlich 1982.
- DERS.: Pratica oder von alten Kalendervorhersagen. – In: Kalender im Wandel der Zeiten. Eine Ausstellung der Badischen Landesbibliothek zur Erinnerung an die Kalenderreform durch Papst Gregor XIII. im Jahr 1582. Ausstellungskatalog. Hrsg. v. der Badischen Landesbibliothek, Karlsruhe, unter Mitarb. von Adrian Braunbehrens. – Karlsruhe: Selbstverl. 1982. S. 84-92.
- DERS.: Die deutsche Kalendergeschichte. Ein Arbeitsbuch. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1983 (= stb 2030).
- DERS.: Johann Peter Hebel als Volksaufklärer. Rede von Jan Knopf gehalten beim traditionellen „Schatzkästlein“ des Hebelbundes Lörrach am 12. Mai 1989 in d. Stadthalle. – Lörrach: o.V. [1989] (= Hebelbund: Schriftenreihe des Hebelbundes Sitz Lörrach e.V. 36).
- DERS.: „... und hat das Ende der Erde nicht gesehen.“ Heimat, die Welt umspannend. Hebel, der Kosmopolit. – Lörrach: Hebelbund 2000.
- KNÖLLER, FRITZ: Der Schalk im Erzähler Johann Peter Hebels. – In: Johann Peter Hebel und seine Zeit. Zur 200. Wiederkehr seines Geburtstags am 10. Mai 1960. Festschrift im Auftrag der Stadt Karlsruhe. Zusammengestellt u. hrsg. v. Wilhelm Zentner. – Karlsruhe: o.V. 1960. S. 29-32.
- KOSCHLIG MANFRED: Der Mythos vom Bauernpoeten Grimmelshausen. – In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. Internationales Organ für neuere deutsche Literatur. Bd. 9. – Stuttgart: Kröner 1965. S. 33-105.
- DERS.: Das Ingenium Grimmelshausen und das 'Kollektiv'. Studien zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des Werkes. – München: Beck 1972.
- DERS.: Dokumente zur Grimmelshausen-Bibliographie. – In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. Internationales Organ für neuere deutsche Literatur. Bd. 16. – Stuttgart: Kröner 1972. S. 98-125.
- KREIS, GEORG: „Daß nicht alles so uneben sei, was im Morgenlande geschieht, das haben wir schon einmal gehört“. Die Kalendergeschichten Johann Peter Hebels als erzählende Wege zur Völkerverständigung. – Lörrach: Hebelbund 2007.
- KOHLBECKER, HELLMUT: Allgemeine Entwicklungsgeschichte des badischen Kalenders in der Zeit von 1700 bis 1840. – Baden-Baden: o.V. 1928. [Zugl. Freiburg i.Br., Univ.-Diss. 1928]
- KULLY, ROLF MAX: Johann Peter Hebel als Theoretiker. – In: Das Markgräflerland. Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur. Hrsg. v. Geschichtsverein Markgräflerland e.V. N.F. 10 (= 41). H. 1/2. – Schopfheim: Geschichtsverein 1979. S. 116-136.

- LICHTENBERG, HEINZ OTTO: Unterhaltsame Bauernaufklärung. Ein Kapitel Volksgeschichte. – Tübingen: Tübinger Vereinig. f. Volkskunde 1970 (= Volksleben 26). [Zugl. Tübingen, Univ.-Diss. 1970].
- LITTMANN, FRANZ: Johann Peter Hebel. Humanität und Lebensklugheit für jedermann. – Erfurt: Sutton 2008.
- LYPP, MARIA: „Der geneigte Leser versteht's“. Zu J.P. Hebels Kalendergeschichten. – In: Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte. Hrsg. v. Rainer Gruenter und Arthur Henkel. Bd. 64. – Heidelberg: Winter 1970. S. 385-398.
- MANSOR, AL.: Wissenschaftliche Astrologie in zwölf Lehrbriefen. Gemeinverständliche Anleitung zur Horoskop-Berechnung und Deutung. – München: Erich de Ponte o.J. [um 1900].
- MASEL, KATHARINA: Kalender und Volksaufklärung in Bayern. Zur Entwicklung des Kalenderwesens 1750-1830. – St. Ottilien: EOS 1997.
- MATTHÄUS, KLAUS: Zur Geschichte des Nürnberger Kalenderwesens. Die Entwicklung der in Nürnberg gedruckten Jahreskalender in Buchform. – In: Archiv für Geschichte des Buchwesens. Hrsg. v. der Historischen Kommission des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels. Jg. 9. – Frankfurt a.M.: Buchhändler-Vereinigung 1969. Sp. 965-1396.
- MIEDER, WOLFGANG: Das Sprichwort in der deutschen Prosaliteratur des neunzehnten Jahrhunderts. – München: Fink 1976 (= Motive 7).
- MÜLLER-SALGET, KLAUS: Erzählungen für das Volk. Evangelische Pfarrer als Volksschriftsteller im Deutschland des 19. Jahrhunderts. – Berlin: E. Schmidt 1984.
- NARR, DIETER: Fragen der Volksbildung in der späten Aufklärung. – In: Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde. Im Auftr. d. Württembergischen Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart. Hrsg. v. F. Heinz Schmidt-Ebhausen. – Stuttgart: Kohlhammer 1959/1960. S. 38-67.
- NEGROPONTE, NICHOLAS: Total Digital. Die Welt zwischen 0 und 1 oder die Zukunft der Kommunikation. Aus dem Amerikan. übertr. v. Franca Fritz u. Heinrich Koop. Überarb. Taschenbuchausg. – München: Goldmann 1997 (= Goldmann 12721).
- NORTH, JOHN: Viewegs Geschichte der Astronomie und Kosmologie. – Wiesbaden: Vieweg 1997.
- NUSSBAUMER, HARRY u. HANS MARTIN SCHMID: Astronomie. Autographie zur gleichnamigen Vorlesung. – Zürich: VdF <sup>8</sup>2003.
- OBSER, KARL: Neue Hebefunde. – Freiburg im Breisgau: Busse 1932.
- OELLERS, NORBERT: Blochs Nähe zu Hebel. – In: Bloch-Almanach. Periodikum des Ernst-Bloch-Archivs der Stadt Ludwigshafen am Rhein. Hrsg. v. Ernst-Bloch-

- Archiv der Stadtbibliothek Ludwigshafen. Bd. 3. – Mössingen-Talheim: Talheimer Verlag 1983 (= Bloch Almanach 3). S. 123-134.
- OETTINGER, KLAUS: „Ein Beispiel, bei dem man Gedanken haben kann.“ Über die Zeitgeschichtsschreibung Johann Peter Hebels. – In: Der Deutschunterricht. Beiträge zu seiner Praxis und wissenschaftlichen Grundlegung. Jg. 26. Hft. 6. – Stuttgart: Klett 1974. S. 37-53.
- DERS.: Der Rheinländische Hausfreund. Zur Bedeutung der Titelfigur von Johann Peter Hebels Kalender. – In: Allmende. Zeitschrift für Literatur. Bd. 3/1. – Sigmaringen: Thorbecke 1983. S. 76-90.
- DERS.: „Wie man in den Wald schreit, so schallt es heraus.“ Über das rechte Fragen und rechte Antworten in den Kalendergeschichten Johann Peter Hebels. – Lörrach: Hebelbund 2000.
- ONG, WALTER J.: Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes. Aus d. Amerikan. übersetzt v. Wolfgang Schömel. – Opladen: Westdeutscher Verlag 1987.
- PANNENBERG WOLFHART [Hrsg.]: Offenbarung als Geschichte. – Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1982 (= Kerygma und Dogma. Beihefte 1).
- PASTOR, EILERT: Deutsche Volksweisheit in Wetterregeln und Bauernsprüchen. – Berlin: Deutsche Landbuchhandlung 1934.
- PIETZCKER, CARL: „Der rheinländische Hausfreund spricht mit seinen Landsleuten und Lesern“. Gesellige Vernunft – eine literarische Inszenierung. – In: Gesellige Vernunft. Zur Kultur der literarischen Aufklärung. Hrsg. v. Ortrud Gutjahr, Wilhelm Kühlmann u. Wolf Wuchterpfennig. – Würzburg: Königshausen & Neumann 1993. S. 211-227.
- PONTESEGGER, ANTON: Grimmelshausen und sein 'Ewigwährender Kalender'. – Wien: Univ.-Diss. masch. 1952.
- REGIERUNGSBLATT DER GROSSHERZOGTHUMS BADEN. Nr. XL vom 24.11.1807.
- REICHSDÉPUTATIONSHAUPTSCHLUSS. Microsoft Encarta Online-Enzyklopädie 2009 [URL: <http://de.encarta.msn.com>] Stand: 2009. Zugriff: 10.05.2009.
- RIEHL, WILHELM HEINRICH: Der deutsche Bauer und der moderne Staat. – In: Deutsche Vierteljahrschrift. Hft. 3. – Stuttgart: Cotta 1859. S. 67-130.
- DERS.: Volkskalender im achtzehnten Jahrhundert. – In: Kulturstudien aus drei Jahrhunderten. Bd. 1. – Stuttgart: o.V. 1896.
- ROHNER, LUDWIG: Kalendergeschichte und Kalender. – Wiesbaden: Athenaion 1978.
- DERS.: Aderlaß- und Gesundheitsregeln. – In: Kalender im Wandel der Zeiten. Eine Ausstellung der Badischen Landesbibliothek zur Erinnerung an die Kalenderreform durch Papst Gregor XIII. im Jahr 1582. Ausstellungskatalog. Hrsg. v. der Badischen Landesbibliothek, Karlsruhe, unter Mitarb. von Adrian Braunbehrens. – Karlsruhe : Selbstverl. 1982. S. 92-104.

- DERS.: Kritische Anmerkungen eines späten Hebellerers. – In: Johann Peter Hebel. eine Wiederbegegnung zu seinem 225. Geburtstag ; eine Ausstellung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe und des Museums am Burghof in Lörrach. Ausstellungskatalog. Hrsg. v. der Bad. Landesbibliothek Karlsruhe. – Karlsruhe: Müller 1985. S. 196-208.
- ROSENFELD, HELLMUT: Kalender, Einblattkalender, Bauernkalender und Bauernpraktik. – In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1962. Hrsg. v. der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. – Volkach vor Würzburg: Karl Hart 1962. S. 7-24.
- RÖHRICH, LUTZ: Johann Peter Hebels Kalendergeschichten. Zwischen Volksdichtung und Literatur. – Lörrach: Hebelbund 1972.
- RUPPERT, WOLFGANG: Volksaufklärung im 18. Jahrhundert. – In: Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Begr. v. Rolf Grimminger. Bd. 3. – München, Wien: Hanser 1980. S. 341-361.
- SCHAEFFLER, RICHARD: Die christliche Botschaft im Wettbewerb der Endzeiterwartung. – Der Streit um die Zeit. Zeitmessung – Kalenderreform – Gegenzeit – Endzeit. Hrsg. v. Markwart Herzog – Stuttgart: Kohlhammer 2002 (= Irseer Dialoge 5). S. 193-208.
- SCHLAFFER, HANNELORE: Johan Peter Hebel. Schatzläslein des Rheinländischen Hausfreunds. Ein Werk in seiner Zeit. Mit Bilddokumenten, Quellen, historischem Kommentar. – Tübingen: Wunderlich 1980.
- SCHENDA, RUDOLF: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lese Stoffe 1770-1910. – Frankfurt a.M.: Klostermann 1970 (= Studien zur Philosophie und Literatur des neunzehnten Jahrhunderts 5).
- DERS.: Die Lesestoffe der kleinen Leute. Studien zur populären Literatur im 19. und 20. Jahrhundert. – München: Beck 1976 (= Beck'sche Schwarze Reihe 146).
- SCHEFFEL, MICHAEL: Kalendergeschichte. – In: Kleine literarische Formen in Einzeldarstellungen. – Stuttgart: Reclam 2002 (= RUB 18187). S. 111-123.
- SCHMIDT, THOMAS: Kalender und Gedächtnis. Erinnern im Rhythmus der Zeit. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000 (= Kleine Reihe V&R 4018).
- SCHÖN, ERICH: Der Verlust der Sinnlichkeit oder die Verwandlungen des Lesers. Mentalitätswandel um 1800. – Stuttgart: Klett-Cotta 1987.
- SCHOLTE, JAN HENDRIK: Probleme der Grimmelshausen-Forschung. – Groningen: Wolters 1912.
- DERS.: Zonagri Discurs von Wahrsagern Ein Beitrag zu unserer Kenntnis von Grimmelshausens Arbeitsweise in seinem Ewigwährendem Calender mit besonderer Berücksichtigung des Eingangs des Abenteuerlichen Simplicissimus. –

- Amsterdam: Müller 1921 (= Verhandelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam, Afdeeling Letterkunde N.R. 22,3).
- SENGLE, FRIEDRICH: Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815-1848. 3 Bde. Sonderausg. – Stuttgart: Metzler 1999 (= Epochen der Deutschen Literatur V)
- SODMAN, TIMOTHY: Die Kalenderschriften Grimmelshausens. – In: Simplicius Simplicissimus. Grimmelshausen und seine Zeit. Hrsg. v. Peter Berghaus u. Günther Weydt. – Münster: Landschaftsverband Westfalen-Lippe 1976. S. 129-139.
- STADLER, ARNOLD: Johann Peter Hebels Unvergänglichkeit. – Stuttgart, Berlin: Mayer 1997.
- STEIGER, JOHANN ANSELM: Unverhofftes Wiedersehen mit Johann Peter Hebel. Studien zur poetischen und narrativen Theologie Hebels. – Heidelberg: Palatina 1998.
- DERS.: „Aufklärung des Glaubens“. Johann Peter Hebel (1760- 1826) als Erzähler, Theologe und Aufklärer höherer Ordnung. – Lörrach: Hebelbund 2001.
- DERS.: Unverhofftes Wiedersehen mit Johann Peter Hebel: Studien zur poetischen und narrativen Theologie Hebels. – Heidelberg: Palatina 1998.
- STOLLEIS, MICHAEL: Brotlose Kunst. Vier Studien zu Johann Peter Hebel. – Stuttgart: Steiner 2006.
- DERS.: Fromme Ratschläge und Bekehrungsversuche. Zu den „bleibenden Werten“ bei Johann Peter Hebel. Festvortrag gehalten beim „Schatzkästlein“ in Lörrach am 3. Mai 2008. – Lörrach: Hebelbund 2008 (= Hebelbund Schriftenreihe des Hebelbundes Sitz Lörrach e.V. 53).
- DERS.: Der menschenfreundliche Ton. Zwei Dutzend Geschichten von Johann Peter Hebel mit kleinem Kommentar. – Frankfurt a.M., Leipzig: Insel 2003.
- STRELLER, SIEGFRIED: Grimmelshausens simplicianische Schriften. Allegorie, Zahl und Wirklichkeitsdarstellung. – Berlin: Rütten & Loening 1957 (= Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft 7).
- SUTTER, OTTO ERNST [Hrsg.]: Aus badischen Kalendern. Ein Sammelband. Mit vielen alten Kalenderbildern. Zusammengestellt u. eingeleitet von Otto Ernst Sutter. – Konstanz: Reuss & Itta 1920 (= Die gelb-roten Bücher 7).
- TAROT ROLF: Das Problem der „Echtheit“ Barocker Texte: Grimmelshausen und Anton Ulrich. – In: „Monarchus Poeta“. Studien zum Leben und Werk Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg. Akten des Anton-Ulrich-Symposiums in Nancy (2.-3. Dezember 1983). Hrsg. v. Jean-Marie Valentin. – Amsterdam: Rodopi 1985 (= Chloe 4). S. 31-47.
- THEIß, WINFRIED: Kalendergeschichten. – Stuttgart: Reclam 1977 (= RUB 9872).
- DERS.: „Der Mond sieht zu, wie die Knaben die Mägdlein küssen.“ Johann Peter Hebels naturkundliche Kalenderbeiträge als Beispiel populär-aufklärerischen Er-



- zählens. – In: *Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung*. Hrsg. v. Kurt Ranke. Jg. 30. – Berlin [u.a.]: de Gruyter 1989. S. 234.256.
- TRÜMPY, HANS: Volkstümliches und Literarisches bei J. P. Hebel. – In: *Wirkendes Wort: deutsche Sprache und Literatur in Forschung und Lehre. Sonderdr. Bd. 20*. – Trier: WVT 1970. S. 1-18.
- TSCHOPP, SILVIA: Wissenschaft und Wahn. Die Inszenierung von gelehrtem Wissen als Erkenntniskritik in Grimmelshausens *Ewig-währendem Calender*. – In: *Daphnis. Zeitschrift für Mittlere Deutsche Literatur und Kultur der frühen Neuzeit (1400-1750)*. Hrsg. v. Barbara Becker-Cantarino, Martin Bircher [u.a.]. Jg. 31. Hft. 1 – Amsterdam: Rodopi 2002. S. 349-368.
- TSCHOPP, SILVIA u. BRIGITTE BÖHM: Volkskalender. – In: *Medien und Kommunikation. historicum.net*. [URL: [http://www.historicum.net/no\\_cache/persistent/artikel/2648/](http://www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/2648/)] Stand: 13.03.2006. Zugriff 03.03.2009.
- TSCHUI, TERESA: Wie solche Figur zeigt. Der schweizerische Volkskalender als Bildmedium vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. – Bremen: Edition Lumière 2009 (= *Presse und Geschichte. Neue Beiträge* 40).
- VERWEYEN, THEODOR: Apophthema und Scherzrede. Die Geschichte einer einfachen Gattungsform und ihrer Entfaltung im 17. Jahrhundert. – Bad Homburg v.d.H.: Gehlen 1970 (= *Linguistica et litteraria* 5).
- VIELBERG, MEINOLF u. JÜRGEN DUMMER [Hrsg.]: *Zwischen Historiographie und Hagiographie. Ausgewählte Beiträge zur Erforschung der Spätantike*. – Stuttgart: Steiner 2005 (= *Altertumswissenschaftliches Kolloquium* 13).
- VOIT, FRIEDRICH: Zur Literarisierung des Kalenders. Am Beispiel des Rastatter Kalenders im Ausgang des 18. Jahrhunderts. – In: *Akten des VI. Internationalen Germanisten. Kongresses*. – Basel [u.a.]: Lang 1980 [= *Jahrbuch für Internationale Germanistik Reihe A Bd. 8.4*]. S. 77-90.
- DERS.: „Welches Vehikel wäre zu den mannigfaltigsten Belehrungen geeigneter als Geschichte?“. Zum „Historischen“ in J.P. Hebels Volkskalender „Der Rheinländische Hausfreund“. – In: *Erkundungen. Beiträge zu einem erweiterten Literaturbegriff. Helmut Kreuzer zum sechzigsten Geburtstag*. Hrsg. v. Jans Malte Fischer, Karl Prümm u. Helmut Scheuer. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987. S. 36-59.
- DERS.: Vom „Landkalender“ zum „Rheinländischen Hausfreund“ Johann Peter Hebels. Das südwestdeutsche Kalenderwesen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. – Frankfurt a.M.: Lang 1994 (= *Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte*; 41).
- VOLLMANN, BENEDIKT KONRAD: Sage und Legende. – In: *Wörterbuch des Christentums*. Hrsg. v. Volker Drehsen u. Hermann Häring. 1500 Stichwörter von A-Z. – München: Orbis 2001. S. 1109/1110.

- VOSS, JÜRGEN: Der Gemeine Mann und die Volksaufklärung im späten 18. Jahrhundert. – In: Vom Elend der Handarbeit. Probleme historischer Unterschichtenforschung. Hrsg. v. Hans Mommsen u. Winfried Schulze. – Stuttgart: Cotta 1981 (= Geschichte und Gesellschaft. Bochumer Historische Studien 24). S. 208-233.
- WALLENTA, WOLFGANG: Der Augsburger Kalenderstreit von 1583/84. Ökonomische, politische und konfessionelle Gründe. – In: Der Streit um die Zeit. Zeitmessung – Kalenderreform – Gegenwart – Endzeit. Hrsg. v. Markwart Herzog – Stuttgart: Kohlhammer 2002 (= Irseer Dialoge 5). S. 125-139.
- WALZ, DIETER ANDREAS: Maß und Mitte. Johann Peter Hebel. Ein pragmatischer Psychologe. Eine konstruktivistische Untersuchung zu Kalender- und Schatzkästleingeschichten Hebels. – Gutach: Drey 2000.
- WEHRLI, FRITZ: Gnome, Anekdote und Biographie. – In: Museum Helveticum. Schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft. – Basel: Schwabe 1973 (= MH 30). S. 193-208.
- WEYDT, GÜNTHER: Nachahmung und Schöpfung im Barock. Studien um Grimmelshausen. – Bern [u.a.]: Francke 1968.
- DERS.: Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen. – Stuttgart: Metzler 1971 (= Sammlung Metzler 99).
- WIDMANN, MARTIN u. CHRISTOPH MÖRGELI: Bader und Wundarzt. Medizinisches Handwerk in vergangenen Tagen. – Zürich: Medizinhistorisches Institut und Museum der Univ. 1998.
- WIEDEMANN, INGA: „Der hinkende Bote“ und seine Vettern. Familien-, Haus- und Volkskalender von 1757 bis 1929. Katalog der Kalendersammlung des Museums für Deutsche Volkskunde. – Berlin: Kühn & Söhne 1984 (= Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin 10).
- WIMMER, RUPRECHT: Chaos – Mischmasch – Labyrinth. Zur Poetik des „Ewig-währenden Calenders“. – In: Simpliciana. Schriften der Grimmelshausen-Gesellschaft. Bd. 15. – Bern, Berlin [u.a.]: Lang 1993. S. 241-251.
- WITTMANN, REINHARD: Der lesende Landmann. Zur Rezeption aufklärerischer Bemühungen durch die bäuerliche Bevölkerung im 18. Jahrhundert. – In: Der Bauer Mittel- und Osteuropas im sozio-ökonomischen Wandel des 18. und 19. Jahrhunderts. Beiträge zu seiner Lage und deren Widerspiegelung in der zeitgenössischen Publizistik und Literatur. Hrsg. v. Dan Berindei, Wolfgang Geseemann, [u.a.]. – Köln, Wien: Böhlau 1973. S.142-196.
- DERS.: Buchmarkt und Lektüre im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge zum literarischen Leben 1750-1880. – Tübingen: Niemeyer 1982 (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 6).

- WUSSING, HANS: 6000 Jahre Mathematik. Eine kulturgeschichtliche Zeitreise. Unter Mitwirkung v. Heinz-Wilhelm Alten u. Heiko Wesemüller-Kock. Bd. 1. – Berlin, Heidelberg: Springer 2008.
- ZIEGESAR, HERTHA VON: Grimmelshausen als Kalenderschriftsteller und die Felfecker-schen Verlagsunternehmungen. – In: Euphorion. Zeitschrift für Literaturge-schichte. Erg.Hft. 17. – Leipzig, Wien: Fromme 1921. S. 50-79.
- ZINNER, ERNST: Leben und Wirken des Johann Müller von Königsberg genannt Re-giomontanus. Vom Verf. verb. u. erw. Aufl. – Osnabrück: Zeller <sup>2</sup>1968(= Mil-liaria 10,1).
- d) *Forschungsliteratur zu Programmierung, Visualisierung und Editionsweisen*
- ALEKSANDROV, EMILIYAN: Das Phänomen der Multimedialität. [URL:<http://www.hausarbeiten.de/faecher/vorschau/58601.html>] Stand 03.2006. Zugriff: 26.06.2009.
- ALPAR, PAUL: Kommerzielle Nutzung des Internets. Unterstützung von Marketing, Produktion, Logistik und Querschnittsfunktionen durch Internet, Intranet und kommerzielle Online-Dienste. Überarb. u. erw. Auflg. – Berlin [u.a.]: Springer <sup>2</sup>1998.
- ARNDT, ANDREAS: Philosophie der Philologie. Historisch-kritische Bemerkungen zur philosophischen Bestimmung von Editionen. – In: Editio. Internationales Jahrbuch für Editions-wissenschaft. Bd. 17. – Tübingen: Niemeyer 1997. S. 1-19.
- BAASNER, RAINER: Digitalisierung – Geisteswissenschaften – Medienwechsel? Hyper-text als fachgerechte Publikationsform. – In: Jahrbuch für Computerphilo-logien. Bd. 1. [URL: [http:// computerphilologie.tu-darmstadt. de/jahrbuch/jb1/baasner.html](http://computerphilologie.tu-darmstadt.de/jahrbuch/jb1/baasner.html)] Stand: 1999. Zugriff: 22.09. 2009.
- BACKMANN, REINHOLD: Die Gestaltung des Apparates in den kritischen Ausgaben neuerer deutscher Dichter. Mit besonderer Berücksichtigung der großen Grillparzer-Ausgabe der Stadt Wien. – In: Euphorion. Zeitschrift für Litera-turgeschichte. Bd. 25. – Wien: Fromme 1924. S. 629-662.
- BATORI, ISTVAN S.: Linguistische Datenverarbeitung, Computergestützte Sprachfor-schung und EDV für Philologen. – In: Sprache und Datenverarbeitung. In-ternational journal for language data processing. Hrsg. durch das IKP, Univer-sität Bonn. – Tübingen: Niemeyer 1977 (SDV 1). S. 2-11.
- BAUN, CHRISTIAN: PHP 5 für Dummies. Korr. Nachdr. – Weinheim: Wiley VCH 2005.
- BEHRENS, JÜRGEN: Zur kommentierten Briefedition. – In: Probleme der Kommentie-rung. Kolloquien der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Hrsg. v. Wolfgang

- Frühwald. Frankfurt a.M. 12.-14. Oktober 1970 u. 16.-18. März 1972. – Weinheim: Acta Humaniora VCH 1987 (= Mitteilung 1). S. 183-197.
- BEHRMANN, MARLENE, RICHARD S. ZEMEL u. MICHAEL C. MOZER: Object-based attention and occlusion: Evidence from normal participants an computational model. – In: Journal of Experimental Psychology: Human Perception and Performance. Jg. 24. – Washington, DC: Assoc 1998. S. 1011-1036. [URL: [http://eref.uqu.edu.sa/files/eref2/folder3/object\\_based\\_attention\\_and\\_occlusion\\_\\_ev\\_88167.pdf](http://eref.uqu.edu.sa/files/eref2/folder3/object_based_attention_and_occlusion__ev_88167.pdf)] Stand: o.A. Zugriff: 16.10.2009.
- BEISSNER, FRIEDRICH: Einige Bemerkungen über den Lesartenapparat zu Werken neuerer Dichter. – In: Orbis litterarum. Supplementum 2. – Kopenhagen: Munksgaard 1958. S. 5-20.
- DERS.: Editionsmethoden der neueren deutschen Philologie. – In: Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd. 83 Sonderheft. – Berlin: Schmidt 1964. S. 72-96.
- DERS.: Lesbare Varianten. Die Entstehung einiger Verse in Heines „Atta Toll“. – In: Festschrift Josef Quint. Anlässlich seines 65. Geburtstages überreicht. Hrsg. v. Hugo Moser, Rudolf Schützeichel u. Karl Stackmann. – Bonn: Semmel 1964. S. 15-23.
- BIRKIGT, KLAUS, MARIUS M. STADLER u. HANS J. FUNCK: Corporate Identity. – München: Redline Wirtschaft bei Verl. Moderne Industrie <sup>11</sup>2002.
- BOESKEN, GESINE: Lesen am Computer – Mehrwert oder mehr Verwirrung? Untersuchungen zur Konkurrenz zwischen Buch und Hypertext. – In: Jahrbuch für Computerphilologien. Bd. 4. [URL: <http://computerphilologie.tu-darmstadt.de/jg02/boesken.html>] Stand: 2002. Zugriff: 23.09.2009.
- BOLTER, JAY DAVID: Writing Space. The Computer, Hypertext, and the History of Writing. – Hillsdale: o.V. 1991.
- BOLZ, NORBERT: Zur Theorie der Hypermedien. – In: Raum und Verfahren: Interventionen. Hrsg. v. Jörg Huber u. Alois Müller. – Basel, Frankfurt a.M.: Stroemfeld 1993.
- BORSUTZKY, SILVANA: Usability an ihren Grenzen. [URL: <http://www.scoreberlin.de/usability-artikel/usability-grenzen/>]. Stand: 08.2002.
- DIES.: Webdesign und Usability Design. [URL: <http://www.scoreberlin.de/usability-artikel/webdesign-usability-design/>] Stand: 08.2002. Zugriff: 12.10.2009.
- DIES.: Web Usability – eine Einführung. [URL: <http://www.scoreberlin.de/usability-artikel/web-usability/>] Stand: 08.2002. Zugriff: 10.10.2009.
- BRAUNBEHRENS, ADRAIN: Falscher Hebel beim Schuster Flink. [URL: [http://www.textkritik.de/schriftundcharakter/sundc022schuster\\_flink.htm](http://www.textkritik.de/schriftundcharakter/sundc022schuster_flink.htm)] Stand: 24.11.2008. Zugriff: 03.06.2008.
- BRÜMMER, WOLFRAM: Management von DV-Projekten. Praxiswissen zur erfolgreichen Projektorganisation in mittelständischen Unternehmen. – Braunschweig

- [u.a.]: Vieweg 1994.
- BÖTTIGER, CARL AUGUST: Literarische Zustände und Zeitgenossen. Faksimile der Ausg. von 1838. Bd.1. – Frankfurt a.M.: Athenäum 1972.
- BUSH, VANNEVAR: As we may think. – Atlantic Monthly. Nr. 176, Juli 1945. S.101-108. [URL: <http://www.ps.uni-sb.de/~duchier/pub/vbush/vbush-all.shtml>] Stand: 08.1995. Zugriff: 25.06.2009.
- CANTER, DAVID, ROB RIVER u. GRAHAM STORRS: Characterizing user navigation through complex data structures. – In: Behaviour & Information Technology. An international journal on the human aspects of computing. Vol. 4 Issue 2. – London: Taylor & Francis 1985. S. 93-102.
- CHAUVIN, CORINNE u. MARC WILHELM KÜSTER: Benjamin Constant on the Web. A Critical Edition Online. – In: Probleme der Kommentierung. Kolloquien der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Hrsg. v. Wolfgang Frühwald. Frankfurt a.M. 12.-14. Oktober 1970 u. 16.-18. März 1972. – Weinheim: Acta Humaniora VCH 1987 (= Mitteilung 1). S. 122-135.
- CORPUS. [URL: <http://corpus.en.kyushu-u.ac.jp/>]. Stand: o.A. Zugriff: 31.07.2009.
- DAHM, MARKUS: Grundlagen der Mensch-Computer-Interaktion. – München [u.a.]: Pearson-Studium 2006.
- DELANY, PAUL u. GEORGE P. LANDOW [Hrsg.]: Hypermedia and literary studies. – Cambridge, Mass.: The MIT Press. 1995.
- DIECKMANN, FRIEDRICH: Umgang mit einem Text. Anmerkungen zu Siegfried Scheibe und Jochen Golz. – In: Sinn und Form. Beiträge zur Literatur. Hrsg. v. der Akademie der Künste zu Berlin. Bd. 35. – Berlin: Rütten & Loening 1983. S. 882-890.
- DIESCH, CARL: Anonymität. – In: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Begr. v. Paul Merker. Hrsg. v. Werner Kohlschmidt u. Wolfgang Mohr. Bd. 1. – Berlin: de Gruyter 1958. S. 66-68.
- DIN EN ISO 9241/11. Ergonomische Anforderungen für Bürotätigkeiten mit Bildschirmgeräten. Teil 11: Anforderungen an die Gebrauchstauglichkeit; Leitsätze (ISO 9241/11:1998). – Berlin: o.V. 1998.
- DITTMANN, MIGUEL: Sprachverwendung im Internet, Untersuchungen zur Nutzung des Internet Relay Chat (ICR) in Deutschland und Frankreich. – Nordstedt: BoD 2001 (= Editions Indoles). [URL: <http://books.google.de/books?id=fm8akWqZEI8C&printsec=frontcover#v=onepage&q=&f=false>] Stand: 2001. Zugriff: 20.06.2009.
- EBERSBACH, ANJA: Joomla! Das Handbuch für Einsteiger. – Bonn: Galileo Press 2006 (= Galileo Computing).
- EBERSBACH, ANJA, MARKUS GLASER u. RADOVAN KUBANI: Joomla! 1.5 für Einsteiger. – Bonn: Galileo Press 2008 (= Galileo Computing).

- EDWARDS, DEBORAH M. u. LYNDA HARDMAN: Lost in hyperspace. Cognitive mapping and navigation in a hypertext environment. – In: Hypertext: theory into practice. Ed. by Ray McAleese. – Exeter: Intellect <sup>2</sup>1999. S. 90-105.
- ERLER, GOTTHART: Plädoyer für einen Editionstyp. Zu einigen konzeptionellen und editionstechnischen Aspekten von Lese- und Studienausgaben. – In: Zeitschrift für Germanistik. Hrsg. v. d. Philosophischen Fakultät II, Germanistische Institute der Humboldt-Universität zu Berlin. Bd. 1. – Bern, Berlin [u.a.]: Lang 1980 (= ZfGerm 1). S. 287-298.
- ERNST GRUMACH: Probleme der Goethe-Ausgabe. – In: Das Institut für Deutsche Sprache und Literatur. Vorträge, gehalten auf der Eröffnungstagung. – Berlin: Akademie 1954. S. 39-51.
- DERS.: Prolegomena zu einer Goethe Ausgabe. – In: Neue Folge des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft. Bd. 12. – Weimar: Böhlau 1950. S. 60-88.
- EYE-TRACKING. – In: e-teaching.org [URL: [http://www.e-teaching.org/didaktik/qualitaet/eye/index\\_html](http://www.e-teaching.org/didaktik/qualitaet/eye/index_html)] Stand: 04.07.2009. Zugriff: 17.10.2009.
- FRENZEL, ELISABETH: Fälschungen, Literarische. – In: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Begr. v. Paul Merker. Hrsg. v. Werner Kohlschmidt u. Wolfgang Mohr. Bd. 1. – Berlin: de Gruyter <sup>2</sup>1958. S. 444-450.
- DERS.: Motive der Weltliteratur: Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte. Überarb. und erg. Aufl. – Stuttgart: Kröner <sup>4</sup>1992 (= Kröners Taschenausgabe 301).
- FRÄNKEL, JONAS: Gottfried Keller-Philologie. – In: Ders.: Dichtung und Wissenschaft. – Heidelberg: Schneider 1954. S. 96-194.
- FROMMANN, UWE: Die Methode „Lautes Denken“. – In: e-teaching.org. [URL: [http://www.e-teaching.org/didaktik/qualitaet/usability/Lautes%20Denken\\_e-teaching\\_org.pdf](http://www.e-teaching.org/didaktik/qualitaet/usability/Lautes%20Denken_e-teaching_org.pdf)] Stand: 08.05.2005. Zugriff: 16.10.2009.
- GABLER, HANS WALTER: Angloamerikanische Editionswissenschaft. – In: Kompendium der Editionswissenschaft. [URL: [http://www.edkomp.unimuenchen.de/CD1/frame\\_edko mp\\_HWG.html](http://www.edkomp.unimuenchen.de/CD1/frame_edko mp_HWG.html)] Stand: 19.12.2003. Zugriff: 5.4.2009.
- GERMAN, DIETRICH: Zu Fragen der Darbietung von Lesarten in den Ausgaben neuerer Dichter. – In: Weimarer Beiträge. Zeitschrift für Literaturwissenschaft, Ästhetik und Kulturwissenschaft. Bd. 8. – Berlin, Weimar: Aufbau 1962. S. 168-188.
- GLOTZ, PETER: Informationsflut und Medienkompetenz. – In: Wissen im 21. Jahrhundert. Komplexität und Reduktion. Hrsg. v. Daniela Rippl und Eva Ruhnau. – München: Fink 2002. S. 123-131.
- GNU GENERAL PUBLIC LICENSE. Aus d. Engl. Übersetzt v. Peter Gerwinski. [URL: <http://www.gnu.de/documents/gpl.de.html>] Stand: 05.07.2007. Zugriff: 21.08.2009.

- GOLDFARB, CHARLES F.: The SGML Handbook. – Oxford: Clarendon <sup>5</sup>1995.
- GOOGLE BÜCHER [URL: <http://books.google.de/>]. Stand: 2009. Zugriff: 01.09.2009
- GÖTTSCHE, DIRK: Ausgabentypen und Ausgabennutzer. – In: Text und Edition. Positionen und Perspektiven. Hrsg. v. Rüdiger Nutt-Kofoth [u.a.]. – Berlin: Schmidt 2000. S. 37-63.
- GRAF, HAGEN: Joomla! Websites organisieren und gestalten mit dem Open Source-CMS. – München [u.a.]: Addison-Wesley 2006 (= Open source library).
- GRIMM, HERMAN: Die neue Goethe-Ausgabe. – In: Deutsche Rundschau 53. o.O.: o.V. 1887. S. 425-436.
- GRÖTSCHEL, MARTIN u. JOACHIM LÜGGER: Neue Produkte für die digitale Bibliothek. Die Rolle der Wissenschaften. – In: Die unendliche Bibliothek – Digitale Information in Wissenschaft, Verlag und Bibliothek. [URL: <ftp://ftp.ddb.de/pub/unendbib/groetsch.txt>] Stand: 23.02.1996. Zugriff: 25.06.2009.
- GUAY, TIM: Docuverse Paradigm. [URL: <http://www.faced.ufba.br/~edc708/biblioteca/interatividade/web%20paradigma/Docuverse.html>] Stand: 04.1995. Zugriff: 25.06.2009.
- DERS.: Interactive Paradigm. [URL: <http://www.faced.ufba.br/~edc708/biblioteca/interatividade/web%20paradigma/Interactive.html>] Stand: 04.1995. Zugriff: 25.06.2009.
- DERS.: Interactive Paradigm. [URL: <http://www.faced.ufba.br/~edc708/biblioteca/interatividade/web%20paradigma/Interactive.html>] Stand: 04.1995. Zugriff: 25.06.2009.
- DERS.: Multimedia Paradigm. [URL: <http://www.faced.ufba.br/~edc708/biblioteca/interatividade/web%20paradigma/Multimedia.html>] Stand: 04.1995. Zugriff: 25.06.2009.
- HAACK, JOHANNES: Interaktivität als Kennzeichen von Multimedia und Hypermedia. – In: Information und Lernen mit Multimedia und Internet. Lehrbuch für Studium und Praxis. Hrsg. v. Ludwig J. Issing. Überarb. Aufl. – Weinheim: Beltz <sup>3</sup>2002 (= PVU). S. 151-166.
- HABERKERN, TIMO: What is Server2go [URL: <http://www.server2go-web.de/>]. Stand: 21.06.2009. Zugriff: 20.08.2009.
- HAGEN, WALTRAUD [Bearb.]: Handbuch der Editionen. Deutschsprachige Schriftsteller. Ausgang des 15. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Lizenz-Ausg. – München: Beck 1979.
- DERS.: Von den Ausgabentypen. – In: Siegfried Scheibe (Leitung), Waltraud Hagen [u.a.]: Vom Umgang mit Editionen. Eine Einführung in Verfahrensweisen und Methoden der Textologie. – Berlin: Akademie 1988. S. 31-54.

- HAMMER, HERMANN: Die deutschen Ausgaben von Hitlers Mein Kampf. – In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte. Hft. 4. – München: Oldenburg 1956. S. 161-178.
- HANIMANN, T. u. E. RUEDIN: Kontextabhängige Gestaltung (Contextual Design) nach Beyer/Holtzblatt. – Zürich: Benziger-Émosson, 2009.
- HARTL, LYDIA ANDREA: Schöpfung, Verfall und Reparatur. Gifte und Gegengifte des Technikmythos. – In: Reparaturen der Welt. Hrsg. v. Lydia Andrea Hartl u. Daniela Rippl. – München: Utz 2002. S. 25-61.
- HASSE, MARTIN, MICHAEL HUBER [u.a.]: Internetkommunikation und Sprachwandel. – In: Rüdiger Weingarten [Hrsg.]: Sprachwandel durch Computer. – Opladen: Westd. Verl. 1997. S.51-85.
- HEINE, HEINRICH: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Hrsg. v. Manfred Windfuhr. Bd. 8. – Hamburg: Hoffmann u. Campe 1975-1997 (= DHA). In: Heinrich Heine Portal. [<http://germazope.univ-trier.de/Projects/HHP/start>]. Stand: 19.10. 2006. Zugriff: 01.04.2009.
- HEINECKE, ANDREAS M.: Mensch-Computer-Interaktion. – Leipzig [u.a.]: Fachbuchverlag Leipzig 2004.
- HEYDTHAUSEN, MANFRED: Multimedia. Der Versuch einer Systematik. Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. [URL: <http://www.uni-duesseldorf.de/mmz/publish/VersucheinerSystematik.pdf>] Stand: 22.05.00. Zugriff: 26.06.2009.
- HOFMANN, DIRK, PETER JÖRGENSEN u. OTMAR FOELSCH: Computer-Edition statt Buch-Edition. – In: Editio. Internationales Jahrbuch für Editions-wissenschaft. Bd. 7. – Tübingen: Niemeyer 1993. S. 211-220.
- HURLEBUSCH, KLAUS: Zur Aufgabe und Methode philologischer Forschung, verdeutlicht am Beispiel der historisch-kritischen Edition. Eine Auseinandersetzung mit Hermeneutik und Historizismus. – In: Texte und Varianten. Hrsg. v. Hans Zeller u. Gunter Martens. – München: Beck 1971. S. 117-142.
- INTERDISZIPLINARITÄT als Leitbild der Universität Bielefeld. [URL: <http://www.uni-bielefeld.de/Universitaet/Serviceangebot/Dokumente/leitbild.html>] Stand: 09.10.2008. Zugriff: 31.07.2009.
- INTERNATIONAL STANDARD ORGANISATION. [URL: <http://www.iso.org/iso/home.htm>] Stand: 2009. Zugriff: 15.10.2009.
- ISO 13407. [URL: [http://de.wikipedia.org/wiki/ISO\\_13407](http://de.wikipedia.org/wiki/ISO_13407)] Stand: 12.07.2009. Zugriff: 14.10.2009.
- JANNIDIS, FOTIS: Wider das Altern elektronicser Texte. Philosophische Textauszeichnung mit TEI. – In: Editio. Internationales Jahrbuch für Editions-wissenschaft. Bd. 11. – Tübingen: Niemeyer 1997 (= Editio 11). S. 152-177.
- JENSEN, JENS F.: Interactivity. Tracking a new concept in media and communication studies. – In: Nordicom Review: nordic research on media & communication. Jg. 19/1. – Göteborg: Nordicom 1998. S. 185-204.



- JOCHUM, UWE u. GERHARD WAGNER: Cyberscience oder vom Nutzen und Nachteil der neuen Informationstechnologie für die Wissenschaft. – In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie. – Frankfurt a.M.: Klostermann 1996 (=ZfBB 43/6). S. 579-594. [URL: [http://www.digizeit.schriften.de/no\\_cache/home/jkdigitools/loader/?tx\\_jkDigiTools\\_pi1\[IDDOC\]=419390](http://www.digizeit.schriften.de/no_cache/home/jkdigitools/loader/?tx_jkDigiTools_pi1[IDDOC]=419390)] Stand: 27.05.2009. Zugriff: 30.06.2009.
- KANZOG, KLAUS: Gespräche über die „Prolegomena“. Ein Resümee. – In: Überlieferung und Edition. Textkritische und editorische Probleme, dargestellt am Beispiel einer historisch-kritischen Kleist-Ausgabe. Hrsg. v. Hans Joachim Kreuzer. – Heidelberg: Winter 1976 (= Euphorion 7). S. 115-132.
- DERS.: Einführung in die Editionsphilologie der neueren deutschen Literatur. – Berlin: Schmidt 1991.
- KAMZELAK, ROLAND S. [Hrsg.]: Computergestützte Text-Edition. – Tübingen: Niemeyer 1999 (= Editio 12).
- DERS.: Edition und EDV. Neue Editionspraxis durch Hypertext-Edition. – In: Text und Edition. Position und Perspektiven. Hrsg. v. Rüdiger Nutt-Kofoth [u.a.]. – Berlin: Schmidt 2000. S. 65-80.
- KÄHLER, H., M. NÖSSIG, J. ROSENBERG, J. SCHEBERA u. B. SCHRADER: Fünf von dreißig Bänden. Bandbearbeiter berichten über ihre Tätigkeit für die „Große kommentierte Berliner und Franfurter Ausgabe“ der Werke Bertolt Brechts. – In: Weimarer Beiträge. Zeitschrift für Literaturwissenschaft, Ästhetik und Kulturwissenschaft. Bd. 34. – Berlin, Weimar: Aufbau 1988. S. 181-198.
- KNUTH, DONALD E.: TEX an METAFONT. New Directions in Typesetting. – Bedford Mass.: Digital Press 1979.
- KOLTES, MANFRED: Literarische Texte im Internet. Auffinden – Nutzen – Bedeutung. – In: Germanistik im Internet. Eine Orientierungshilfe. Hrsg. v. Frank Simon-Ritz. [URL: <http://www.bsz-bw.de/depot/media/7400000/7426000/7426829/koltes.htm>] Stand: 25.01.1999. Zugriff: 22. 09.2009.
- KOMPETENZZENTRUM [URL: [http://germazope.uni-trier.de/Projects/KoZe2/\\_\\_\\_start](http://germazope.uni-trier.de/Projects/KoZe2/___start)] Stand: 2004. Zugriff: 04.05.2009.
- KRAFT, HERBERT: Die Geschichtlichkeit literarischer Texte. Eine Theorie der Edition. – Tübingen: Lothar Rotsch 1973.
- DERS.: Editionsphilologie. Neubarb. u. erw. Aufl. – Frankfurt a.M., Berlin [u.a.]: Lang <sup>2</sup>2001.
- KRAMERITSCH, JAKOB: Geschichte(n) im Netzwerk. Hypertext und dessen Potenziale für die Produktion, Repräsentation und Rezeption der historischen Erzählung. – Münster: Waxmann 2007 (= Medien in der Wissenschaft 43).
- KRUNIC, DANICA: Nutzung des Internets in den Geisteswissenschaften und der Kulturvermittlung. Konzeption eines Fach- und Kulturportals der Goethezeit.

- Das „GOETHEZEITPORTAL“. [URL: [http://edoc.ub.uni-muenchen.de/2693/1/Krunic\\_Danica.pdf](http://edoc.ub.uni-muenchen.de/2693/1/Krunic_Danica.pdf)] Stand: 2004. Zugriff: 01.05.2009.
- LACHMANN, KARL: Zum Lessing (1840). – In: Ders.: Kleinere Schriften zur deutschen Philologie. – Berlin: o.V. 1879. S. 550-558.
- LEM, STANISLAV: Das Internetrisiko. – In: Telepolis. Heise online. [URL: <http://www.heise.de/tp/deutsch/kolumnen/lem/2429/1.html>]. Stand: 12.08.1998. Zugriff: 23.09.2009.
- LI MOST. Datenbank für literarische Motive, Stoffe und Themen. [URL: <http://zs.gb-v.de/motive/index.html>]. Stand: 06.02.2004. Zugriff: 31.07.2009.
- MAROTZKI, WINFRIED: Interaktivität und virtuelle Communities. – In: Interaktivität. Ein transdisziplinärer Schlüsselbegriff. Hrsg. v. Christoph Bieber u. Claus Leggewie. – Frankfurt a.M.: Campus 2004 (= Interaktiva 1). S. 118-132.
- MATHIJSEN, MARITA: Die „sieben Todsünden“ des Kommentars. In: Text und Edition. Position und Perspektiven. Hrsg. v. Rüdiger Nutt-Kofoth [u.a.]. – Berlin: Schmidt 2000. S. 245-261.
- MARTENS, GUNTER: Textdynamik und Edition. Überlegungen zur Bedeutung und Darstellung variierender Textformen. – In: Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation. Hrsg. v. Gunter Martens. – München: Beck 1971. S. 165-202.
- DERS.: Was ist – aus editorischer Sicht – ein Text? Überlegungen zur Bestimmung eines Zentralbegriffes der Editionsphilologie. – In: Zu Werk und Text. Beiträge zur Textologie. Hrsg. v. Siegfried Scheibe u. Christel Laufer (Redaktion). – Berlin: Akademie 1991. S. 135-156.
- DERS. [Hrsg.]: Kommentierungsverfahren und Kommentarformen. Hamburger Kolloquium der Arbeitsgemeinschaft für Germanistische Edition 4. bis 7. März 1992, autor- und problembezogene Referate. – Tübingen: Niemeyer 1991 (= Editio 5).
- DERS.: Editio. Internationales Jahrbuch für Editions wissenschaft. Bd. 7. – Tübingen: Niemeyer 1993 (= Editio 7). S. 36-50.
- DERS.: Neuere Tendenzen in der germanistischen Edition. – In: Philosophische Editionen. Erwartungen an sie – Wirkungen durch sie. – Tübingen: Niemeyer 1994. S. 71-82.
- MARTENS, WOLFGANG: Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der Moralischen Wochenzeitschriften. – Stuttgart: Metzler 1968. [Zugl. Berlin, Univ. phil. hab. Schrift]
- DERS.: Fragen der Zeitschriftenedition am Beispiel von „Der Patriot“ (Hamburg 1724-1726). – In: Edition et manuscrits. Probleme der Prosa-Edition. Akten des französisch-deutschen Editorenkolloquiums Paris 1983. Hrsg. v. Michael

- Werner u. Winfried Woesler. – Bern [u.a.]: Lang 1987 (= Jahrbuch für internationale Germanistik/ A 19). S. 141-1465.
- McALEESE, RAY: Hypertext: theory into praxis. – Oxford: Blackwell 1989.
- McDONALD, SHARON u. ROSEMARY STEVENSON: Navigation in hyperspace: an evaluation of the effects of navigational tools and subject matter expertise on browsing and information retrieval in hypertext. – In: Special issue HCI and information retrieval. Hrsg. v. Chris. W. Johnson. – Amsterdam [u.a]: Elsevier 1998 (= Interacting with Computers 10/3). S. 129-142.
- McLUHAN, MARSHALL: Das Medium ist die Botschaft. The medium is the message. Hrsg. u. übers. V. Martin Baltes. – Dresden: Philo Fine Arts 2001 (= Fundus-Bücher 154).
- DERS.: Understanding Media. The extensions of man. – Cambridge, Mass.: MIT-Press 1995.
- MEYER, HEINRICH: Edition und Ausgabentypologie. Eine Untersuchung der editions-wissenschaftlichen Literatur des 20. Jahrhunderts. – Bern [u.a.]: Lang 1992 (= Europäische Hochschulschriften 1360).
- MÜLLER-SEIDEL, WALTER: Probleme der literarischen Wertung. Über die Wissenschaftlichkeit eines unwissenschaftlichen Themas. – Stuttgart: Metzler 1965.
- MÜNZ, STEFAN: Professionelle Websites. Programmierung, Design und Administration von Webseiten. Überarb. Aufl. – München [u.a.]: Addison-Wesley <sup>2</sup>2006 (= Programmer's choice).
- MUSCIANO, CHUCK: HTML & XHTML. Das umfassende Referenzwerk. Aus d. Engl. übers. v. Eva Wolfram und Imke Schenk. – Beijing; Köln [u.a.]: O'Reilly <sup>4</sup>2003.
- NIELSEN, JAKOB: Usability inspection methods. – New York [u.a.]: Wiley 1994.
- DERS.: How users read on the web. [URL: <http://www.useit.com/alertbox/9710a.html>] Stand: 01.10.1997. Zugriff: 18.08.2009.
- DERS.: 113 Design Guidelines for Homepage Usability. [URL: <http://www.useit.com/homepageusability/guidelines.html>] Stand: 2001. Zugriff: 15.08.2009.
- DERS.: Designing web usability. – München: Markt & Technik <sup>2</sup>2004.
- NENTWICH, MICHAEL: Cyberscience. Die Zukunft der Wissenschaft im Zeitalter der Informations- und Kommunikationstechnologien. – In: TA-Datenbank-Nachrichten. Hrsg. v. Institut für Technikfolgenabschätzung und Systemanalyse (ITAS). Jg. 8. Heft 2. [URL: <http://www.itas.fzk.de/deu/tadn/tadn992/ent99a.htm>] Stand: 06.1999. Zugriff: 30.07.2009.
- NETZJARGON. Wikipedia. [URL: [http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Liste\\_von\\_Abk%C3%BCrzungen\\_\(Netzjargon\)&stable=1](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Liste_von_Abk%C3%BCrzungen_(Netzjargon)&stable=1)] Stand: 2008. Zugriff: 03.08.2009.
- NOOTZ-MORICK, PETRA: Einführung in Joomla! – Poing: Franzis <sup>2</sup>2008.

- NUTT-KOFOTH, RÜDIGER: Vom Schwinden der neugermanistischen Textkritik. Zur Geschichte, Gegenwart und Zukunft eines editorischen Zentralbegriffes. – In: Editio. Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft. Bd. 18. – Tübingen: Niemeyer 2004.
- OELLERS, NORBERT: Angleichung, Normalisierung, Restitution. Die Edition hybrida als Schicksal der deutschen Klassiker. In: Probleme neugermanistischer Textedition. Hrsg. v. Norbert Oellers. – Berlin: Schmidt 1982 (= ZfdPh 101 Sonderheft). S. 29-42.
- DESS.: Edition. – In: Einführung in die neuere deutsche Literaturwissenschaft. Ein Arbeitsbuch. Hrsg. v. Dieter Gutzen, Norbert Oellers [u.a.]. Neugefasste Aufl. – Berlin: Schmidt 1989. S. 104-125.
- DESS. u. HANS ZELLER: Angleichung. Was nützt die Modernisierung der historischen Orthographie in unsern Klassiker-Ausgaben? – In: Editio. Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft. Bd. 4. – Tübingen: Niemeyer 1990 (= Editio 4). S. 44-56.
- OFF-TOPIC. Wikipedia. [URL: <http://de.wikipedia.org/wiki/Off-Topic>] Stand: 2008. Zugriff: 03.08.2009.
- OTT, WILHELM: Computer-unterstützte Edition. – In: Editio. Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft. Bd. 3. – Tübingen: Niemeyer 1989. S. 157-176.
- DESS.: Der Computer als wissenschaftliches Arbeitsmittel für Editionen – In: Philosophische Editionen. Erwartungen an sie – Wirkungen durch sie. Beiträge zur VI. Internationalen Fachtagung der Arbeitsgemeinschaft philosophischer Editionen (11.-13. Juni 1992 Berlin). Hrsg. v. Hans Gerhard Senger. – Tübingen: Niemeyer 1994 (= Editio Beihefte 6). S. 93-103.
- OETKER, SYLVIA: Arbeitstagung der Gruppe Textologie im Zentralinstitut für Literaturgeschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR ... – In: Zeitschrift für Germanistik. Hrsg. v. e. Kollegium d. Humboldt-Universität. Unter Leitung von Prof. Träger. – Leipzig: Verl. Enzyklopädie 1985 (= ZfGerm 6). S. 215-217.
- PALM, GOEDART: Ich poste, also bin ich. Zu den klammheimlichen bis lautstarken Freuden des Telepolis-Forums. [URL: <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/7/7188/1.html>] Stand: 21.03.2001. Zugriff: 20.04. 2009.
- PETERS, ROBERT u. HERBERT WENDER: Variantenapparate als Hypertext im Internet. Perspektiven einer Computer-Edition. – In: Dagmar Knorr u. Eva-Maria Jakobs [Hrsg.]: Textproduktion in elektronischen Umgebungen. – Frankfurt a.M. [u.a.]: Lang 1997 (= Textproduktion und Medium 2). S. 141-154.

- PLACHTA, BODO: Editionswissenschaft. Eine Einführung in Methode und Praxis der Edition neuerer Texte. Erg. u. aktual. Aufl. – Stuttgart: Reclam <sup>2</sup>2006 (= RUB 17603).
- POLHEIM, KARL KONRAD: Der Textfehler. Begriff und Problem. – In: Editio. Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft. Hrsg. v. Winfried Woesler. Bd. 5. – Tübingen: Niemeyer 1991. S. 38-55.
- PROJEKT GUTENBERG [URL: <http://gutenberg.spiegel.de/>] Stand: Juni 2009. Zugriff: 30.07.2009.
- PUSCHER, FRANK: Leitfaden Web-Usability. Strategien, Werkzeuge und Tipps für mehr Benutzerfreundlichkeit. – Heidelberg: dpunkt 2009.
- QUARTERMAN, JOHN S.: The Matrix. Computer Networks and Conferencing Systems Worldwide. – Bedford, Mass: Digital Press 1990.
- REICHHARDT, DIRK: Kommunikation im Netz. – Norderstedt: BoD 2001. [URL: [http://books.google.de/booksid=lyidv2UOsDIC&printsec=frontcover&source=gbs\\_v2\\_su\\_mmary\\_r&cad=0#v=onepage&q=&f=false](http://books.google.de/booksid=lyidv2UOsDIC&printsec=frontcover&source=gbs_v2_su_mmary_r&cad=0#v=onepage&q=&f=false)] Stand: 2001. Zugriff: 04.08.2009.
- RIBEIRO, ANTONIO SOUSA: Information oder Wissen? Die Kulturwissenschaften im digitalen Zeitalter. – In: Trans. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften. Nr. 3/1998. [URL: <http://www.inst.at/trans/3Nr/ribeiro.htm>] Stand: 18.11.1999. Zugriff: 03.08.2009.
- RICKLEFS, ULFERT: Zur Erkenntnisfunktion des literaturwissenschaftlichen Kommentars. – In: Probleme der Kommentierung. Kolloquien der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Hrsg. v. Wolfgang Frühwald. Frankfurt a.M. 12.-14. Oktober 1970 u. 16.-18. März 1972. – Weinheim: Acta Humaniora VCH 1987 (= Mitteilung 1). S. 33-75.
- ROBINSON, PETER: The Transcription of Primary Textual Sources Using SGML. – Oxford: Office for Humanities Communication 1994 (= Office for Humanities Communication publications 6).
- SCHEIBE, SIEGFRIED: Zu einigen Grundprinzipien einer historisch-kritischen Ausgabe. – In: Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition u. Interpretation. Hrsg. v. Gunter Martens u. Hans Zeller. – München: Beck 1971. S. 1-44.
- DERS.: Zum editorischen Problem des Textes. – In: Probleme neugermanistischer Textedition. Hrsg. v. Norbert Oellers. – Berlin: Schmidt 1982 (= ZfdPh 101 Sonderheft). S. 12-29.
- DERS.: Zur Anwendung der synoptischen Variantendarstellung bei komplizierter Prosaüberlieferung. Mit einem Beispiel aus Franz Fühmanns „Das Judenauto“. – In: Editio. Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft. Bd. 2. – Tübingen: Niemeyer 1988. S. 142-191.

- DERS.: Plädoyer für historisch-kritische Editionen. – In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. Internationales Organ für neuere deutsche Literatur. Bd. 34. – Göttingen: Kröner 1990. S. 406-415.
- DERS.: Editorische Grundmodelle. – In: Zu Werk und Text. Beiträge zur Textologie. Hrsg. v. Siegfried Scheibe und Christel Laufer (Redaktion). – Berlin: Akademie 1991. S. 23-48.
- SCHERER, WILHELM: Goethe-Philologie. – In: Im neuen Reich. Wochenschrift für das Leben des deutschen Volkes in Staat, Wissenschaft und Kunst. Bd. 7 – Leipzig: Hirzel 1877. S. 161-178.
- SCHMIDT, ERICH: Charakteristiken. Bd. 1. – Berlin: Weidmann 1886.
- SCHRÖER, MICHAEL: Web Content Management mit PHP und MySQL. – Bonn: Galileo Press 2005 (= Galileo Computing).
- SCHWICHTENBERG, HOLGER: [www.it-visions.de](http://www.it-visions.de/glossar/alle/2390/Formatter.aspx) [URL: <http://www.it-visions.de/glossar/alle/2390/Formatter.aspx>] Stand: 2002. Zugriff: 27.06.2009.
- SEIFFERT, HANS WERNER: Edition. – In: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Begr. v. Paul Merker. Hrsg. v. Werner Kohlschmidt u. Wolfgang Mohr. Bd. 1. – Berlin: de Gruyter <sup>2</sup>1958. S. 313-320.
- DERS.: Untersuchungen zur Methode der Herausgabe deutscher Texte. – Berlin: Akademie <sup>2</sup>1969.
- SEIDEL, GERHARD: Die Funktions- und Gegenstandsbedingtheit der Edition. Untersucht an poetischen. Werken Bertolt Brechts. – Berlin: Akademie 1970. [Zugl.: Greifswald Univ., Diss. u.d.T.: Seidel, Gerhard: Studien zur Edition poetischer Werke von Bertolt Brecht].
- SEUFFERT, BERNHARD: Prolegomena zu einer Wieland-Ausgabe. Unter Mitw. v. Margarete Seuffert. 9 Tl. in 2 Bden. Nachr. d. Ausg. v. Berlin, Preuss. Akad. d. Wiss., Philosoph.-Histor. Klasse, 1937 u. 1941. – Hildesheim: Weidmann 1989.
- SICHOWSKY, RICHARD VON: Hamburger Klopstock-Ausgabe. Technische und organisatorische Hinweise zu Herstellung der Hamburger Klopstock-Ausgabe mit einigen typographischen Modellen. Ausgearbeitet in Zusammenarb. mit den Hrsg. u. d. Druckerei Walter de Gruyter, Berlin. – Berlin: de Gruyter 1971/1972.
- SIEHL, JULIAN: Usability Testing und Eye-Tracking bei WEB.DE. [URL: [http://worldusabilityday.de/groups/stuttgart/vortraege/WUD2007\\_Stuttgart\\_WEBDE\\_Julian-Siehl\\_Eye-Tracking.pdf/view](http://worldusabilityday.de/groups/stuttgart/vortraege/WUD2007_Stuttgart_WEBDE_Julian-Siehl_Eye-Tracking.pdf/view)] Stand: 08.11.2007. Zugriff: 20.10.2009.
- SIMM, HANS-JOACHIM: Zur sozialgeschichtlichen und editionsphilologischen Stellung sogenannter Lese- und Studienausgaben deutscher Klassiker. – In: Germanistik – Forschungsstand und Perspektiven. Vorträge des Deutschen Germanis-

- tentages 1984. Hrsg. v. Georg Stötzel. Tl. 2. – Berlin/New York: De Gruyter 1985. S. 371-384.
- SKREB, ZDENKO: Die Wissenschaftlichkeit der Literaturforschung. – In: Zur Kritik literaturwissenschaftlicher Methodologie. Hrsg. v. Viktor Zmegac u. Zdenko Skreb. – Frankfurt a.M.: Fischer 1973 (= Fischer Athenäum Taschenbuch 2026). S. 9-50.
- SPIEGEL-ONLINE: Studenten brauen Open-Source-Bier. [URL: <http://www.spiegel.de/netzwelt/web/0,1518,365818,00.html>]. Stand: 20.07.2005. Zugriff: 20.08.2009.
- STEIGER, HARTMUT: Briefregesten. Theorie und Praxis einer neuen Editionsform. – In: Probleme neugermanistischer Textedition. Hrsg. v. Norbert Oellers. – Berlin: Schmidt 1982 (= ZfdPh 101 Sonderheft). S. 199-219.
- STREITZ, NORBERT A.: Hypertext: Bestandsaufnahme, Trends und Perspektiven. – In: Telekommunikation und multimediale Anwendungen der Informatik. Darmstadt, 14. - 18. Oktober 1991. Proceedings. Hrsg. v. José Encarnaçao. – Berlin [u.a.]: Springer 1991 (= GI 21). S. 543-553.
- STUDIENGANG INFORMATIONSWIRTSCHAFT. [URL: <http://www.informatik.kit.edu/1960.php>] Stand: o.A. Zugriff: 20.11.2009.
- TURKLE, SHERRY: Leben im Netz. Identität in Zeiten des Internet. Aus. d. Engl. übers. v. Thorsten Schmidt. – Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1998.
- USABILITY TEST. – In: e-teaching.org. [URL: <http://www.e-teaching.org/e-teaching/eteaching/didaktik/qualitaet/usability/#>] Stand: 13.06.2007. Zugriff: 16.10.2009.
- USZKOREIT, HANS: Gegenstandsbereich und Geschichte der Informationswissenschaft. [URL: [http://www.coli.uni-saarland.de/courses/is-is/slides/VLIWIS\\_InfoWiss.pdf](http://www.coli.uni-saarland.de/courses/is-is/slides/VLIWIS_InfoWiss.pdf)] Stand: 2009. Zugriff: 22.09.2009.
- VALADE, JANET: PHP- und MySQL-Applikationen für Dummies. Aus d. Amerikan. Übers. v. Gerhard Franken. – Weinheim, Bergstr: Wiley VCH 2006.
- VONHOFF, GERT: Unnötiger Perfektionismus oder doch mehr? – In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft. Internationales Organ für neuere deutsche Literatur. Bd. 34. – Göttingen: Kröner 1990.
- VÖLKEL, MARKUS: Content Usability – Die Macht der guten Inhalte. [URL: <http://aktuell.de.selfhtml.org/artikel/design/content-usability/>] Stand: 08.2002. Zugriff: 15.10.2009.
- DERS.: scorepyramid. – Usability als Erfolgsfaktor. [URL: <http://www.scoreberlin.de/fachartikel/usability-score-pyramid/>]. Stand: 08.2002. Zugriff: 12.10.2009.
- WALLMANNBERGER, JOSEF: Virtuelle Textwelten. Theoretische Grundlagen und Implementationsperspektiven der anglistischen Computerphilologie. – Heidelberg: Winter 1994 (= Anglistische Forschungen 226).
- WANDMACHER, JENS: Software-Ergonomie. – Berlin [u.a.]: de Gruyter 1993 (=

- Mensch-Computer-Kommunikation: Grundwissen 2).
- WAS DEUTSCHLAND VERDIENT. [URL: [http://www.focus.de/finanzen/news/einkommen-was-deutschland-verdient\\_aid\\_357604.html](http://www.focus.de/finanzen/news/einkommen-was-deutschland-verdient_aid_357604.html)] Stand: 22.12.2008. Zugriff: 03.08.2009.
- WEIDENMANN, BERND: Lernen mit Medien. – In: Pädagogische Psychologie. Hrsg. v. A. Krapp u. B. Weidenmann. – Weinheim: Beltz. <sup>4</sup>2001 (= PVU). S. 415–466.
- WEIDHASE, HELMUT: Stoff. – In: Metzler-Literatur-Lexikon: Begriffe und Definitionen. Hrsg. v. Günther u. Irmgard Schweikle. Überarb. Aufl. – Stuttgart: Metzler <sup>2</sup>1990.
- WIKIPEDIA. Die freie Enzyklopädie. [URL: [www.wikipedia.de](http://www.wikipedia.de)] Stand: 17.06.2009. Zugriff: 04.08.2009.
- WILL-HARRIS, DANIEL: Georgia & Verdana. Typefaces designed for the screen (finally). [URL: <http://www.will-harris.com/verdana-georgia.htm>]. Stand: 2003. Zugriff: 18.08.2009.
- WINDFUHR, MANFRED: Die neugermanistische Edition. Zu den Grundsätzen kritischer Gesamtausgaben. – In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Tl. 31. – Stuttgart, Weimar: Metzler 1957 (= DVJS 31). S.425-442.
- WITKOWSKI, GEORG: Grundsätze kritischer Ausgaben neuerer deutscher Dichterwerke. – In: Funde und Forschungen. Eine Festgabe für Julius Wahle zum 15. Februar 1921. – Leipzig: o.V. 1921. S. 216-226.
- DERS.: Textkritik und Editionstechnik neuerer Schriftwerke. Ein methodologischer Versuch. – Leipzig: o.V. 1924.
- WOESLER, WINFRIED: Probleme der Editionstechnik. Überlegungen anlässlich der neuen kritischen Ausgabe des „Geistlichen Jahres“ der Annette von Droste-Hülshoff. – Münster: Aschendorff, 1967.
- WURZLER, MARCO u. PHILIPP STENGER: Flow & Usability. [URL: <http://www.flow-usability.de/index.htm>] Stand: o.A. Zugriff: 15.10.2009.
- DERS.: Die Normalisierung historischer Orthographie als wissenschaftliche Aufgabe. – In: Editionsprobleme der Literaturwissenschaft. – Berlin: Schmidt 1986 (= ZfdPh 105 Sonderheft). S. 69-83.
- ZELLER, HANS: Befund und Deutung. Interpretation und Dokumentation als Ziel und Methode der Edition. – In: Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation. Hrsg. v. Gunter Martens. – München: Beck 1971. S. 45-89.
- DERS.: Bericht des Herausgebers. – In: C. F. Meyer: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Besorgt v. Hans Zeller u. Alfred Zäch. Bd.2. – Bern: Benteli 1964. S. 5-113.



- DERS.: Die Typen des germanistischen Varianten-Apparates und ein Vorschlag zu einem Apparat für Prosa. – In: Editionsprobleme der Literaturwissenschaft – Berlin: Schmidt 1982 (= ZfdPh 105 Sonderheft). S. 42-69.
- DERS.: u. GUNTER MARTENS [Hrsg.]: Textgenetische Edition. – Tübingen: Niemeyer 1998 (= Beihefte zu editio 10).
- DERS.: Die Faksimile-Edition als Grundlagenedition für Philologie und Textgenetik. Ein Vorschlag. – In: Textgenetische Edition. Hrsg. v. Hans Zeller und Gunter Martens. – Tübingen: Niemeyer 1998 (= Beihefte zu editio 10). S. 80-100.
- e) *Sonstige verwendete Literatur*
- ADORNO, THEODOR W.: Ästhetische Theorie. Hrsg. v. Gretel Adorno u. Rolf Tiedemann. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1970 (= Gesammelte Schriften 7).
- BACHTIN, MICHAÏL: Die Ästhetik des Wortes. Hrsg. u. eingeleitet v. Rainer Gröbel. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1979 (= es 967).
- BARTHES, ROLAND: De l'oeuvre au texte. – In: Ders.: Oeuvres complètes. Bd. 2. Hrsg. v. Eric Marty. Paris: Ed. du Seuil 1994. S. 1211-1217.
- DERS.: Der Tod des Autors. – In: Fordis, Jannidis [Hrsg.]: Texte zur Theorie der Autorschaft. – Stuttgart: Reclam 2000 (= RUB 18058). S. 185-193.
- BÖLL, HEINRICH: Irisches Tagebuch. – Köln: Kiepenheuer & Witsch 1957.
- BRECHT, BERTOLT: Werke. Große kommentierte Berliner u. Frankfurter Ausg. 30 Bde. in 32 Tlen. u. Registerbd. Hrsg. v. Werner Hecht, Jan Knopf [u.a.] – Berlin, Weimar u. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1988-1998, 2000.
- DASCHKEIT, ACHIM: Interdisziplinarität und Umweltforschung. – Kiel: o.V. 1996.
- DELEUZE, GILLES u. FELIX GUATARI: Tausend Plateaus. – Berlin: Merve <sup>6</sup>2005 (= Schizophrenie und Kapitalismus 2).
- DERRIDA, JACQUES: Grammatologie. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1983 (= stw 417).
- ECO, UMBERTO: Nachschrift zum „Namen der Rose“. – München: dtv <sup>8</sup>1987 (= dtv 10552).
- DERS.: Lector in fabula. Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten. – München: dtv 1990 (= dtv Wissenschaft 4531).
- DERS.: Die Grenzen der Interpretation. – München, Wien: Hanser 1992.
- DERS.: Die Suche nach der vollkommenen Sprache. Durchges. Aufl. – München: Beck <sup>3</sup>1995. S. 222.
- GENETTE, GERARD: Palimpseste: die Literatur auf zweiter Stufe. Aus dem Franz. v. Wolfram Bayer u. Dieter Hornig. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1996 (= es 1683).
- DERS.: Paratexte: das Buch vom Beiwerk des Buches. Mit einem Vorw. v. Harald Weinrich. Aus dem Franz. v. Dieter Hornig. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001 (= stw 1510).

- ISER, WOLFGANG: Die Appellstruktur der Texte. – In: Warning [Hrsg.]: Rainer Warning [Hrsg.]: Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis. – München: Funck<sup>4</sup>1994 (= UTB 303). S. 228-252.
- JAPP, UWE: Das serapiontische Prinzip. – In: Text+Kritik. Zeitschrift für Literatur. Sonderbd. E.T.A. Hoffmann. – München: Edition Text+Kritik 1992. S. 63-75.
- JAUSS, HANS ROBERT: Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft. – In: Rainer Warning [Hrsg.]: Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis. – München: Funck<sup>4</sup>1994 (= UTB 303). S. 126-162.
- KEBIR, SABINE: Ich fragte nicht nach meinem Anteil. Elisabeth Hauptmanns Arbeit mit Bertolt Brecht. – Berlin: Aufbau 1997.
- KOSÍK, KAREL: Die Dialektik des Konkreten. Eine Studie zur Problematik des Menschen und der Welt. 7. u. 8. T. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1971 (= stw 632).
- KRISTEVA, JULIA: Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman. – In: Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart. Hrsg. v. Dorothee Kimrich, Rolf Renner [u.a.]. – Stuttgart: Reclam 1996 [1972] (=RUB 9414). S. 334-348.
- MÜLLER, J. E.: Literaturwissenschaftliche Rezeptions- und Handlungstheorien. – In: K.-M. Bogdal [Hrsg.]: Neue Literaturtheorien. – Opladen: Westdt. Verl. 1990. S. 176-200.
- NÜNNING, ANSGAR u. ANDREAS JUCKER: Orientierung Anglistik/Amerikanistik. Was sie kann, was sie will. – Reinbek b. Hamburg: Rowolth 1999 (= re 55614).
- DERS.: Kulturwissenschaft. – In: Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. – Stuttgart, Weimar: Metzler<sup>3</sup>2004.
- PFLUG: Rezeptions- und Wirkungsästhetik. [URL: <http://www.uni-due.de/einladung/Vorlesungen/methoden/rezwirk.htm>] Stand: o.A. Zugriff: 03.08.2009.
- SCHANZE, HELMUT [Hrsg.]: Handbuch der Mediengeschichte. – Stuttgart: Kröner 2001 (= Kröners Taschenausgabe 360).
- STENZEL, JÜRGEN: Zeichensetzung. Stiluntersuchungen an deutscher Prosadichtung. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1966 (= Palaestra 241). [Zugl.: Göttingen, Univ., Diss.]
- WITTGENSTEIN, LUDWIG: Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung. Nachdr. d. 1. Aufl. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992 (= es 12).

#### 4 Softwareverzeichnis

- ADOBE ACROBAT® 9.0 PRO EXTENDED. – Adobe Systems Incorporated GmbH 2008. [URL: <http://www.Adobe.de>].
- ADOBE INDESIGN® CS3. – Adobe Systems Incorporated GmbH 2008. [URL: <http://www.Adobe.de>].

- ADOBE PHOTOSHOP® CS3. – Adobe Systems Incorporated GmbH 2008. [URL: <http://www.Adobe.de>].
- FINDER®. – Jxtended LLC [URL: <https://jxtended.com/extensions/finder.html>]
- FIREFOX® 3.5. – Mozilla Europe & Mozilla Foundation 2009. [URL: <http://www.mozilla-europe.org/de/firefox/>].
- INTERNET EXPLORER®. – Microsoft 2009 [URL: <http://www.microsoft.com/germany/windows/internet-explorer/download-ie.aspx>].
- PHOCAGALLERY®. – Phoca 2007-2010. [URL: <http://www.phoca.cz/phocagallery>].
- JOOMLA®. – [URL: <http://www.joomla.de/download-joomla.html>]
- OPEN OFFICE ORG. 3.0 BASE®. – Sun Microsystems, Inc. [URL: <http://de.openoffice.org/product/base.html>].
- OPEN OFFICE ORG. 3.0 CALC®. – Sun Microsystems, Inc. [URL: <http://de.openoffice.org/product/calc.html>].
- OPEN OFFICE ORG. 3.0 IMPRESS®. – Sun Microsystems, Inc. [URL: <http://de.openoffice.org/product/impress.html>]
- OPEN OFFICE ORG. 3.0 WRITER®. – Sun Microsystems, Inc. [URL: <http://de.openoffice.org/product/writer.html>].



## IV REGISTER

1	Alphabetisches Register	
269	[Bericht].....	720
121	[Das letzte Wort].....	512
112	[Der geheilte Patient].....	503
316	[Der Herr Graf].....	803
115	[Wie man aus Barmherzigkeit rasirt wird].....	506
17	Abendlied im Sommer.....	378
30	Abendlied wenn man aus dem Wirthshaus heimgeht.....	402
11	Abendlied.....	372
306	Aderlaßtafel.....	784
308	Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude.....	788
164	Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude.....	564
216	Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude. Der Mond.....	638
169	Andreas Hertzeg.....	571
162	Andreas Hofer. (Siehe die nebenstehende Abbildung.).....	560
136	Anfrage.....	528
300	Astronomische Kalender-Praktik.....	777
70	Auflösung der Räthsel.....	446
24	Auflösung der Rechnungs-Exempel des vorigen Jahres.....	392
10	Auflösung der Rechnungsaufgabe vom vorigen Jahr, und eine neue dazu.....	371
14	Auflösung des zweiten Rechnungsexempels.....	376
158	Baumzucht.....	553
277	Belehrung über das Wetterglas.....	737
270	Bequeme Schifffarth, wers dafür halten will.....	722
163	Bericht.....	562
218	Betrachtung über ein Vogelnest.....	642
34	Betrachtungen über das Weltgebäude. (Fortsetzung.).....	410
134	Blaue Dinte zu machen.....	528
190	Blutbad in Neuburg am Rhein.....	596
107	Böser Markt. (Siehe die nebenstehende Vorstellung.).....	491
252	Brassenheimer Siegesnachrichten vom Jahr 1813.....	693
167	Brennende Menschen.....	570
67	Brodlose Kunst.....	444
222	Dankbarkeit.....	648
280	Das Advokaten-Testament.....	741
142	Das bequeme Schilderhaus.....	537
176	Das Bettlerkind.....	586
298	Das Blendwerk.....	766
313	Das Brandtenweingläslein.....	802
165	Das fremde Kind.....	567
196	Das gute Werk.....	610
199	Das heimliche Gericht.....	612
197	Das letzte Wort.....	611
127	Das schlaue Mädchen.....	518

227	Das Seewunder.....	656
81	Das seltsame Recept.....	461
179	Das Vivat der Königin.....	587
131	Das Welschkorn.....	524
36	Das wohlbezahlte Gespenst.....	414
8	Das wohlfeile Mittagessen.....	369
1	Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande.....	356
83	Der Barbierjunge von Segringen.....	462
221	Der Bauersmann und der Visitor.....	647
155	Der betrogene Krämer.....	549
251	Der Bock.....	692
225	Der böse Winter.....	653
205	Der Comet von 1811.....	620
71	Der Commandant und die Badischen Jäger in Hersfeld. (Siehe die nebenstehende Abbildung.).....	446
126	Der falsche Edelstein.....	516
65	Der fechtende Handwerksbursche in Anklam.....	442
149	Der fremde Herr.....	544
80	Der Fremdling in Memel.....	461
240	Der Friedensstifter.....	671
256	Der fromme Rath. (Mit einer Abbildung.).....	698
279	Der Furtwanger in Philippsburg.....	740
123	Der gedultige Mann.....	513
183	Der Geizige.....	591
151	Der General-Feldmarschall Suwarow.....	546
294	Der geschlossene Magen.....	763
228	Der gläserne Jude.....	657
56	Der große Sanhedrin zu Paris.....	431
212	Der große Schwimmer.....	632
312	Der Handschuhhändler.....	801
191	Der Hausfreund redet zum drittenmal den geneigten Leser an, und wünscht ihm das neue Jahr.....	598
125	Der Heiner und der Brassener Müller. (Siehe die Abbildung auf der folgenden Seite.).....	514
233	Der Herr Wunderlich.....	663
87	Der Husar in Neisse.....	467
78	Der kann Deutsch.....	459
114	Der kluge Sultan.....	506
184	Der Lehrjunge.....	591
156	Der listige Kaufherr.....	551
189	Der listige Quäcker.....	595
140	Der listige Steyermarker.....	536
31	Der Maulwurf.....	403
21	Der Mensch in Kälte und Hitze.....	383
202	Der Nachtwächter von Neuhausen.....	616
20	Der Ochsenmüller.....	382
54	Der Preussische Krieg.....	428
73	Der Preussische Krieg. (Nachtrag.).....	450

194	Der Prozeß ohne Gesetz.....	607
170	Der Rekrut.....	572
144	Der Rekrut.....	539
106	Der Rekrut.....	491
243	Der Rheinische Hausfreund an einen unsichtbaren Correspondenten.....	678
74	Der rheinische Hausfreund spricht mit seinen Landsleuten und Lesern, und wünscht ihnen das neue Jahr.....	452
209	Der Schimmel. (Mit einer Abbildung.).....	625
28	Der schlaue Husar.....	400
124	Der schlaue Mann.....	514
57	Der schlaue Pilgrim.....	433
267	Der Schneider in Pensa.....	716
174	Der schwarze Mann in der weißen Wolke.....	579
314	Der sicherste Weg.....	802
109	Der silberne Löffel.....	499
288	Der sinnreiche Bettler.....	756
311	Der Spaziergang an den See.....	794
118	Der Staar von Segringen.....	510
266	Der Talhauser Galgen.....	714
104	Der unschuldig Gehenkte.....	490
203	Der Vater und der Sohn.....	616
265	Der verachtete Rath.....	713
180	Der verwegene Hofnarr.....	589
37	Der vorsichtige Träumer.....	415
276	Der vortheilhafte Roßhandel.....	736
185	Der Wasserträger.....	592
291	Der Wettermacher.....	761
49	Der wohlbezahlte Spaßvogel.....	424
206	Der Wolkenbruch in Türkheim.....	622
32	Der Zahnarzt.....	405
116	Der Zirkelschmidt.....	507
175	Des Adjunkts Standrede über das neue Maß und Gewicht.....	581
235	Des Dieben Antwort.....	665
273	Des Hausfreundes Vorrede.....	730
137	Des Hausfreunds Vorrede und NeuJahrswunsch.....	530
111	Des Seilers Antwort.....	502
148	Die Bekehrung.....	543
211	Die berühmte Schlacht der Markomannen.....	630
231	Die Besatzung von Oggersheim.....	660
181	Die betrogenen Zecher.....	589
94	Die drey Diebe.....	472
42	Die Eidexen.....	418
120	Die falsche Schätzung.....	511
147	Die Fixsterne. (Fortsetzung.).....	541
153	Die französische Armee.....	547
318	Die Gewehrfabrike.....	805
195	Die gute Mutter. (Mit einer Abbildung.).....	608
290	Die lachenden Jungfrauen. (Mit einer Abbildung.).....	757

145	Die leichteste Todesstrafe.....	539
220	Die nasse Schlittenfahrt.....	646
293	Die Ohrfeige.....	763
230	Die Probe.....	658
198	Die Raben.....	612
317	Die Ruinen.....	805
232	Die Schlafkameraden.....	661
193	Die Schmachschrift.....	605
27	Die Spinnen.....	395
186	Die Tabacksdose.....	593
210	Die Treue und ihr Dank. (Mit einer Abbildung.).....	627
275	Die Wachtel.....	735
236	Die Waizenblüthe.....	666
154	Die zwei Postillione. (Siehe die nebenstehende Abbildung.).....	548
160	Drei Worte.....	558
86	Drey Wünsche.....	466
53	Drey Wünsche.....	426
46	Drittes Räthsel.....	423
128	Ein gutes Rezept.....	518
257	Ein Hausmittel.....	699
91	Ein Kriegsschiff.....	470
2	Ein Merkwürdiges Rechnungsexempel.....	357
92	Ein theurer Kopf und ein wohlfeiler.....	471
89	Ein Wort giebt das andere.....	469
272	Eine Gerechtigkeit.....	726
55	Eine merkwürdige Abbitte.....	430
259	Eine seltsame jedoch wahrhafte Geschichte. (Mit einer Abbildung.).....	702
50	Eine sonderbare Wirthszeche.....	424
281	Einer Edelfrau schlaflose Nacht. (Mit einer Abbildung.).....	741
229	Einer oder der andere.....	657
263	Einer Schildwache lächerlicher Irrthum.....	711
82	Einfältiger Mensch in Mayland.....	462
110	Einträglicher Räthselhandel.....	500
283	Erinnerung an die Kriegszeit.....	747
38	Erstes Räthsel.....	416
141	Etwas aus der Turkey.....	537
315	Farbenspiel.....	803
152	Feuerfünklein.....	547
45	Fliegende Fische.....	422
274	Fortgesetzte Betrachtung über das Weltgebäude.....	731
244	Fortgesetzte Betrachtung über das Weltgebäude.....	680
75	Fortgesetzte Betrachtungen über das Weltgebäude.....	453
108	Fortgesetzte Betrachtungen über das Weltgebäude.....	496
241	Fortgesetzte Erklärung der Zeittafel. Die Allemannen am Rheinstrom.....	672
138	Fortgesetzte Betrachtung des Weltgebäudes. (Fixsterne.).....	532
282	Fortsetzung der vaterländischen Geschichte.....	744
242	Fortsetzung der Weltbegebenheiten.....	675
192	Fortsetzung über die Erde und Sonne.....	600



64	Franz Ignaz Narocki. (Siehe die nebenstehende Abbildung.).....	440
224	Franziska. (Mit einer Abbildung.).....	650
13	Friedens- und Gesellschafts-lied.....	373
59	Fünftes Räthsel.....	437
100	Fürchterlicher Kampf eines Menschen mit einem Wolf.....	481
264	Geschwinde Fertigung.....	712
166	Geschwinde Reise.....	568
260	Gleiches mit Gleichem.....	704
201	Glimpf geht über Schimpf.....	615
68	Glück und Unglück.....	445
245	Glück und Unglück.....	683
12	Grabschrift.....	373
79	Große Feuersbrunst.....	460
39	Große Schneeballen.....	416
135	Grüne Dinte zu machen.....	528
85	Gute Antwort.....	466
200	Gute Antwort.....	615
172	Gute Geduld. Mit einer Abbildung.....	575
18	Guter Rath.....	379
122	Gutes Wort, böse That.....	513
187	Hagenloch.....	594
117	Heimliche Enthauptung. (Mit einer auf der folgenden Seite befindlichen Abbildung.).....	508
310	Herr Charles. (Von dem frühern Verfasser des rheinländischen Hausfreundes.) Eine wahre Geschichte.....	791
171	Herr Christian Kuhmann, des geneigten Lesers Landsmann.....	574
207	Hexenmehl.....	623
226	Hochzeit auf der Schildwache.....	654
97	Hohes Alter.....	475
250	Hülfe in der Noth.....	690
268	Irrthum.....	719
295	Ist der Mensch ein wunderliches Geschöpf.....	763
61	Jakob Humbel.....	437
7	Kalenderbeiträge Johann Peter Hebels.....	353
76	Kannitverstan.....	457
98	Kayser Napoleon und die Obstfrau in Brienne. (Siehe die nebenstehende Abbildung.).....	476
7	Kindesdank und Undank.....	368
96	Klein und Groß.....	474
286	König Friedrich und sein Nachbar.....	754
168	König Friedrichs Leibhusar.....	570
213	Kurze Station.....	634
173	Lange Kriegsfuhr. Mit einer Abbildung.....	576
22	Lied für Unterthanen.....	388
29	Lied.....	401
249	List gegen List.....	688
289	Mahomed.....	756
16	Mancherley gute lehren.....	377

23	Mancherley Regen.....	389
84	Merkwürdige Gespenster-Geschichte.....	463
103	Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers. (Siehe die hiernebenstehende Abbildung.).....	486
278	Merkwürdiges Alter.....	740
234	Merkwürdiges Rechnungsexempel aus der Regula Societatis.....	665
66	Mißverstand.....	443
41	Mißverstand.....	418
292	Misverstand.....	762
217	Mittel gegen Zank und Schläge.....	641
60	Mittel zu einem ehrlichen Auskommen.....	437
52	Mittel, die Baum- und Rebpfähle (Rebstecken) dauerhaft zu machen.....	426
238	Morgengespräch des Hausfreunds und seines Adjunkts.....	668
90	Moses Mendelson.....	470
15	Neue Aufgaben.....	376
305	Neue vaterländische Zeitrechnung auf das Jahr 1813.....	782
26	Nützliche Lehren.....	394
248	Nützliche Lehren.....	687
146	Nützliche Lehren.....	540
33	Nützliche Lehren. (Fortsetzung vom vorigen Jahr.).....	406
72	Pieve.....	448
296	Rechnungs-Exempel.....	764
284	Reise nach Frankfurt. (Mit einer Abbildung.).....	748
262	Reise nach Paris. Dritter Theil. Aufenthalt und Ende.....	709
261	Reise nach Paris. Zweite Station.....	706
157	Rettung einer Officiersfrau. (Siehe die nebenstehende Abbildung.).....	552
208	Rettung vom Hochgericht.....	624
133	Rothe Dinte zu machen.....	527
47	Schlechter Gewinn.....	423
77	Schlechter Lohn.....	459
182	Schreckliche Mordthat.....	590
130	Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz. (Mit einer Abbildung auf der folgenden Seite.).....	521
63	Sechstes Räthsel.....	440
297	Seines Gleichen.....	765
287	Seltene Liebe.....	755
139	Seltsame Ehescheidung.....	535
51	Seltsamer Spazierritt.....	425
7.18	Sonstige Prosa zu den Kalendergeschichten.....	787
105	Steinregen.....	490
95	Suwarov.....	474
69	Text für ein zufriednes Leben.....	446
93	Theure Eyer.....	471
150	Theures Späßlein.....	545
223	Tod vor Schrecken.....	649
4	Über die Verbreitung der Pflanzen.....	359
43	Unglück der Stadt Leiden.....	420
102	Unglück in Kopenhagen.....	485

58	Untreue schlägt den eigenen Herrn. (Siehe die nebenstehende Vorstellung.).....	435
159	Unverhofftes Wiedersehen. (Siehe die nebenstehende Abbildung.).....	556
129	Vereitelte Rachsucht. (Eine wahre Geschichte.).....	520
247	Verloren oder gefunden.....	687
237	Veronika Hakmann. (Mit einer Abbildung.).....	666
48	Viertes Räthsel.....	424
9	Volkslied.....	370
304	Von dem Hauptplaneten des Jahres. [1819].....	780
301	Von dem Hauptplaneten des Jahrs. [1813].....	778
302	Von dem Hauptplaneten des Jahrs. [1814].....	778
303	Von dem Hauptplaneten des Jahrs. [1815].....	779
3	Von den Prozessionsraupen.....	358
5	Von den Schlangen.....	361
40	Vorbereitung des Getraides zur Aussaat.....	417
307	Vorrede.....	788
35	Warme Winter.....	413
214	Warnung.....	635
88	Was in Wien drauf geht.....	469
6	Was ist schlimmer – Geiz oder Verschwendung?.....	368
177	Wasserläufer.....	587
246	Wein- und Fruchtschlag.....	683
254	Weltbegebenheiten.....	694
239	Weltbegebenheiten.....	669
99	Weltbegebenheiten. Folgen des Tilsiter Friedens.....	478
101	Weltbegebenheiten. (Fortsetzung.).....	483
299	Wetter- und Bauernregeln.....	770
143	Wie der ZundelFrieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Gränzen kam.....	538
113	Wie der ZundelFrieder und sein Bruder dem rothen Dieter abermal einen Streich spielen.....	505
132	Wie eine gräuliche Geschichte durch einen gemeinen MetzgerHund ist an das Tageslicht gebracht worden. (Mit einer Abbildung auf der folgenden Seite.).....	526
219	Wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist.....	645
119	Wie man in den Wald schreit, also schreit es daraus.....	511
204	Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht. (Mit einer Abbildung.).....	617
253	Willige Rechtspflege.....	693
255	Wunderlichkeit.....	697
62	Zahlreiche Mordthaten.....	440
178	Zeitlose.....	587
161	Zustand von Europa. im August 1810.....	559
215	Zwei Bücher.....	635
25	Zwei Erzählungen.....	393
271	Zwei Spracherinnerungen.....	722
258	Zwei Weissagungen.....	700
19	Zwey Erzählungen.....	381
309	Zwey Gehülfnen des Hausfreunds.....	789
188	Zwey honette Kaufleute.....	595
285	Zwey Kriegsgefangene in Bobruisk.....	752

44	Zweytes Räthsel.....	421
2	Serienbeiträge	
	<i>a) Betrachtungen über das Weltgebäude</i>	
34	Betrachtungen über das Weltgebäude. (Fortsetzung).....	410
75	Fortgesetzte Betrachtungen über das Weltgebäude.....	453
108	Fortgesetzte Betrachtungen über das Weltgebäude.....	496
138	Fortgesetzte Betrachtung des Weltgebäudes. (Fixsterne.).....	532
164	Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude.....	564
192	Fortsetzung über die Erde und Sonne.....	600
205	Der Comet von 1811.....	620
216	Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude. Der Mond.....	638
244	Fortgesetzte Betrachtung über das Weltgebäude.....	680
274	Fortgesetzte Betrachtung über das Weltgebäude.....	731
308	Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude.....	788
	<i>b) Weltbegebenheiten</i>	
54	Der Preussische Krieg.....	428
73	Der Preussische Krieg. (Nachtrag.).....	450
99	Weltbegebenheiten. Folgen des Tilsiter Friedens.....	478
101	Weltbegebenheiten. (Fortsetzung.).....	483
161	Zustand von Europa. im August 1810.....	559
242	Fortsetzung der Weltbegebenheiten.....	675
239	Weltbegebenheiten.....	669
254	Weltbegebenheiten.....	694
261	Reise nach Paris. Zweite Station.....	706
262	Reise nach Paris. Dritter Theil. Aufenthalt und Ende.....	709
	<i>c) Vaterländische Geschichte</i>	
211	Die berühmte Schlacht der Markomannen.....	630
241	Fortgesetzte Erklärung der Zeittafel. Die Allemannen am Rheinstrom.....	672
282	Fortsetzung der vaterländischen Geschichte.....	744

## LEBENS LAUF

Ich wurde am 17. Mai 1984 als zweites Kind des Dipl.-Ingenieurs Bernd Kaltoven und der Verwaltungsfachangestellten Erdmute Kaltoven, geb. Hoffmann, in Burg geboren. 1990 zogen wir nach Karlsbad-Spielberg, wo ich in die dortige Grundschule eingeschult wurde und im Anschluss daran die Realschule in Karlsbad-Langensteinbach besuchte. Nach dem Erhalt der Mittleren Reife war ich Schülerin des Agrarwissenschaftlichen Gymnasiums der Bertha-von-Suttner-Schule in Ettlingen, welches ich im Jahre 2003 mit dem Zeugnis der Allgemeinen Hochschulreife verließ.

Von 2003 bis 2005 absolvierte ich mein Grundstudium der Germanistik und der Theater-, Film- und Medienwissenschaft an der Universität Wien, worauf ein halbjähriger Auslandsaufenthalt durch das Erasmus-Austauschprogramm an der University of Birmingham erfolgte. Mein Studium schloss ich im Jahre 2008 an der Johann-Wolfgang-von-Goethe Universität in Frankfurt am Main mit dem Grad einer Magistra Artium ab.

Seit dem Wintersemester 2008/2009 bin ich eingeschriebene Doktorandin der Universität Karlsruhe (TH).

CLAUDIA KALTOFEN